Princeton University Library
32101 064052705

Digitized by Google

902
83
08, v.1

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bürger und Hölty. Von **Hermann Marggraff.** — Die Natur der Erde im Großen und Ganzen betrachtet. Von **Heinrich Birnbaum.** — Neuere Romanliteratur. — Zwei Briefe von Goethe. Von **Bernhard Rudolf Abeken.** — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Bürger und Hölty.

1. Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Heinrich Pröhle. Leipzig, G. Mayer. 1856. Gr. 8. 18 Ngr.
2. Gedichte von Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Erste vollständige Ausgabe mit erweiterten biographischen Nachrichten literarisch-kritisch eingeleitet von Friedrich Voigts. Mit des Dichters Porträt in Stahlstich, einer Ansicht der Nikolaikapelle vor Hannover und einem Facsimile. Hannover, Meyer. 1858. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei hervorragende Genossen des Göttinger Dichterbundes sind in letzter Zeit im Gedächtniß des Publicums aufgefrischt und seiner erneuerten Theilnahme empfohlen worden: Bürger durch eine dankenswerthe Monographie Heinrich Pröhle's und Hölty durch eine neue, von Friedrich Voigts besorgte, gereinigte und vermehrte Ausgabe seiner Gedichte.

Eine literarhistorische Abhandlung über die beiden Dichter und den Göttinger Dichterbund, der eine so eigenthümliche und einflußreiche Erscheinung in der deutschen Literatur bildet, können wir hier nicht geben; wir verweisen deshalb vielmehr auf Prutz' 1841 erschienenes verdienstliches Werk „Der Göttinger Dichterbund" und beschränken uns nur im Allgemeinen auf die Bemerkung, daß Bürger wenigstens im Gebiete der Lyrik und besonders noch im Gebiete der Ballade mit den beiden Dichtern, die wir unsere größten nennen, mit Goethe und Schiller, rivalisirt, daß er ihnen den Weg ebnen half, auf dem sie weiter schritten, daß, was auf volksthümliche Wirkung bei uns Anspruch machen will, sich immer mehr oder weniger an Bürger'sche Vorstellungs- und Darstellungsweise anlehnen wird, und daß die Lyrik, soweit sie die zartern Regungen des Gemüths und die innerlichen Vorgänge des Seelenlebens, namentlich die melancholisch-elegischen abspiegelt, in stärkerm oder schwächerm Grade, in vielleicht nur leise nachzitternden und nur dem feinern Gehör vernehmbaren Accorden an die Hölty'sche Gesangsweise erinnern wird. Es ist bekannt, und seine ersten Gedichte beweisen es, daß sich der tief innerliche, zuletzt sich in sich selbst zerwühlende und auflösende Nikolaus Lenau an Hölty heranbildete, wofür er ihm zum Dank die gefühlvolle sapphische Ode „Am Grabe Hölty's" nachsang, die wir in der vorliegenden neuen Ausgabe der Hölty'schen Gedichte abgedruckt finden, und gerade aus denjenigen Liedern Nikolaus Lenau's, in denen sich sein eigentliches Gemüthsleben am tiefsten abschattet, wie in den „Schilfliedern", wird man noch leise Anklänge an die Hölty'sche Weise heraushören. Beide, Hölty und Bürger, brachten das Recht der Subjectivität im Liede wieder zur Geltung und besonders Bürger liebte es bis zur Indiscretion, die freilich nur ihm schadete, sein ganzes Ich in seinen Liedern zu offenbaren und selbst bloßzustellen. Wenn er mitunter auch demüthig an seine Brust schlug und mit stolzer Bescheidenheit bedauerte, „daß seine Palmen Keime eines bessern Lenzes werth gestorben seien", so hatte doch Keiner ein so hohes Bewußtsein von seinem Berufe als Dichter wie Bürger, und Keiner hat wol so viel beigetragen als er, auch in andern mittelmäßigern Dichtern das gleiche traditionell gewordene Souveränetätsgefühl zu entzünden, womit man auf seine Rechte als die eines gottbegnadeten Poeten pocht. Dennoch hatte auch dieses Selbstbewußtsein seinen Werth, denn es hob den Dichtern jener Zeit die Schwingen und spornte sie zu den unerhörtesten Anstrengungen; das schüchterne, oft fast bettelhafte und bedientenmäßige Wesen, welches bis dahin den deutschen Poeten so häufig angeklebt hatte, verschwand, das Publicum, welches sich durch ein selbstbewußtes Auftreten immer leicht imponiren läßt, fing an auch auf die Personen seiner Dichter etwas zu geben, und die Vornehmen und Fürsten beugten sich der neuen Thatsache, daß, nach Schiller's Ausspruch, der Dichter fortan „mit dem Könige zu gehen" habe, weil beide „auf der Menschheit Höhen" ständen. Für seine eigene Existenz hatte Bürger freilich keinen Gewinn davon, daß er die Souveräne-

0902 .183 698693 (RECAP) 1858

Digitized by Google

tät des Poetenthums proclamirte, aber Andere hatten ihn und begründeten einen stattlichen Musenhof, während Bürger, vom Volk und von den Großen verlassen, abseits von der Heerstraße traurig verkümmerte.

Den höchsten Preis errang Bürger in der Ballade. Seine „Lenore" war ein großer Wurf, sie war ein epochemachendes Gedicht. Vorher besaßen wir diese Gattung gar nicht, außer in den halbverwehten Tönen der alten Volksballade, die aber häufig in bloße „Moritatensängerei" ausartete. Daß Bürger die berühmte Percy'sche Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen mächtig auf sich wirken ließ, thut hierbei nichts zur Sache; die „Lenore" und einige andere Bürger'sche Balladen (während freilich andere nicht viel mehr als weiter ausgeführte Copien englischer Vorbilder sind) stehen als Originaldichtungen da, die keinen Vergleich zulassen. Goethe hat zwar den reinen Balladenton im „König von Thule", „Erlkönig" u. s. w. besser getroffen; aber in der ihm eigenthümlichen Balladengattung, die Bürger schuf, ist dieser einzig und unerreicht geblieben. Gervinus sagt von der „Lenore", dieser trotz des zopfigen Schlusses wunderbaren Schöpfung:

> Die erste Frucht seiner gesteigerten Stimmung war die „Lenore", die berühmteste der Balladen, die Bürger berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnsten, am überwältigsten, am meisten dem blinden Zug des Genius überlassen und jener Shakspeare'schen Natur und Kraft nahe zu kommen scheint. Kein neuerer Dichter hat in diesem Zweige so anschaulich gemacht wie er, daß die Ballade die Anfänge der dramatischen Kunst gleichsam im sich schließt und in dem Wechsel der verschiedensten Leidenschaften und Regungen ihren Gesetzen folgt u. s. w. .

Diese Bemerkung mag vollkommen richtig sein, bis auf den „blinden" Zug des Genius, denn der Genius ist nicht blind, sondern hat immer offene Augen, selbst wo er sich in einen Abgrund stürzt. Nach Pröhle ist Bürger selbst von Goethe in der Ballade nicht übertroffen worden; denn nur Bürger, „wie er selbst die Umtiefen des Lebens ausgemessen hat und zuletzt selbst von den dunkeln Leidenschaften verschlungen ist", sei der Ballade recht auf den Grund gegangen. Was Schiller's Balladen betrifft, so verrathen sie, obschon einer ganz andern Ihrensphäre angehörend, in der Structur und den ausführlichen Detailschilderungen ganz deutlich die Einwirkung des von Bürger erfundenen Balladengenre.

Bürger führt uns in Tiefen, in die uns bis dahin noch kein deutscher Dichter geführt hatte; er erschließt uns ein Reich dämonischer Gewalten, das doch wieder kein anderes ist als das Reich der dämonischen Leidenschaften, welche die Seele des Menschen beherrschen und zerreißen. Bürger kannte die Gefahren dieser Leidenschaften, und so haben seine Balladen meist auch eine lehrreiche Tendenz. In dieser Hinsicht steht auch seine Ballade vom „Wilden Jäger" sehr hoch. Die Doppelnatur und Zweitheiligkeit des Menschen, dem der gute Dämon der Vernunft warnend rechts und der böse der Leidenschaft hetzend links zur Seite gehen, ist nie treffender und anschaulicher allegorisirt, nie eine populär-didaktische Tendenz so drastisch in Scene gesetzt worden. Mag auch die Vorstellung von den guten und bösen Engeln, welche den Menschen zur Seite stehen, weit verbreitet sein und sich auch im Morgenlande Anklänge daran vorfinden, so hat doch kein Dichter vor Bürger diese Vorstellungen in so plastischer, farbenreicher, überzeugender und dramatischer Weise zu veranschaulichen und zu verleiblichen gewußt. Man sieht die beiden Reiter leibhaftig vor sich, den einen auf silberweißem, den andern auf feuerfarbenem Roß, den einen mit „mildem Frühlingsangesicht", den andern „graß, dunkelgelb". So ist auch der gespenstische Reiter, welcher Lenore aus dem Bett holt, im Grunde nichts weiter als eine Allegorie, als die Verkörperung des innern Strafgerichts, welchem die vernunftlos sich verzehrende, bis zur Verleugnung Gottes sich steigernde menschliche Leidenschaft verfällt. Indessen, wer denkt bei dem Lesen des Gedichts an eine kalte Allegorie, wo sich Alles so plastisch, so dramatisch, so stürmisch lebendig vor uns entwickelt.

Wenn die romantische Schule, freilich mit Ausschließung der bei Bürger vorwaltenden lehrhaften Tendenzen, von diesem dämonischen, gespenstischen Zuge der Bürger'schen Balladenpoesie ohne Zweifel nicht unberührt blieb, so ist die Bürger'sche Form andererseits auf unsere vorzugsweise so genannten classischen Dichter nicht ohne Einfluß geblieben. Denn so wild, gespenstisch, herzzersprengend der Inhalt seiner Balladen, so leidenschaftlich, oft bis zum Taumel sinnlich die Empfindung in manchen seiner Gedichte auch sein mag, so ist die Form doch stets correct und aufs äußerste gefeilt, und er gab damit ein Beispiel, das zu einer Zeit, wo die Sturm- und Drangdichter zum Theil die Form aufs heillosseste verwahrlosten und die Sprache in Rohheit und Verwilderung zu stürzen drohten, sehr nöthig und gewiß nicht ohne Folgen war. Allerdings war Bürger nicht der einzige correcte Dichter seiner Zeit, es gab deren sogar sehr viele, aber er war unter denen, welche den Reim statt der antiken Versmaße anwandten, jedenfalls der bedeutendste, derjenige, der mit der Form nicht zugleich auch den Inhalt abfeilte und selbst einen oft ziemlich incorrecten Inhalt in correcte Verse zu bringen wußte.

Hölty, den wir als Mitgenossen des Göttinger Dichterbundes neben ihn stellten, gehört ebenfalls zu den correctesten Dichtern nicht blos seiner Zeit, sondern überhaupt. Die Form ist bei ihm fast ohne Ausnahme so reinlich wie der Inhalt; aber seine Sphäre war auch eine ganz andere. Das dämonisch Leidenschaftliche des Bürger'schen Wesens war ihm gänzlich fremd, die Ballade gelang ihm nicht, die zarte Elegie, das sanfte Lied um so besser. Weichheit, Melodie und Anmuth des Verses bis zur Glätte schrinen überhaupt den besseren niederdeutschen Dichtern eigen zu sein, man findet sie so gut bei Hölty und Bürger, wie bei dem spätern Ernst Schulze. Vielleicht sind die weichern Klänge des Plattdeutsch, das in ihrem Umgebungen gesprochen wird, hierauf nicht ohne Einfluß. Der Wohllaut in den Versen mancher süddeutschen Dichter mag voller, berauschen-

Digitized by Google

der ſein, aber er iſt nicht ſo einſchmeichelnd. Hohen Schwung und Originalität der Gedanken wird man bei dieſen niederdeutſchen Dichtern weniger ſuchen dürfen, um ſo mehr aber geſunden Verſtand und Innigkeit und Einfachheit des Gefühls. Sie lieben daher auch nicht in pathetiſchen Bildern und Gleichniſſen zu ſprechen, ſie ziehen vielmehr das Schlichte und die Simplicität jedem auffallenden Luxus vor. Dabei haben ſie eine große Hinneigung zur Schalkhaftigkeit, die ſich ſogar bei Hölty nicht ſelten verräth, und ſelbſt zur Derbheit, die bei Bürger häufig in Plumpheit und Gemeinheit übergeht, bei Hölty aber gar nicht zu finden iſt, außer in den Parodien „Petrarchiſche Bettlerode" und „Bardengeſang", woran ihm wenigſtens ein weſentlicher Antheil ſelbſt ſchon von Voß zugeſchrieben wird.

Nach dieſen flüchtigen Bemerkungen gehen wir zu der Monographie Heinrich Pröhle's über Bürger über. Jene machen ebenſo wenig Anſpruch darauf, eine vollſtändige Charakteriſtik des Dichters der „Lenore" zu ſein, als die Pröhle'ſche Schrift darauf Anſpruch machen kann, eine vollſtändige Biographie des Dichters zu ſein. Aber wol liefert ſie ſchätzenswerthes Material zu einer ſolchen, vervollſtändigt viele empfindliche Lücken in den bisherigen Biographien, namentlich was des Dichters Jugend- und früheſte geiſtige Entwickelungsgeſchichte betrifft, und berichtigt manche jener traditionellen Unwahrheiten und Märchen, wie ſie über das Leben öffentlicher Perſonen und beſonders Dichter umzulaufen pflegen und auch, bei aller innern Unwahrſcheinlichkeit, auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dabei allerdings ſehr delicate Lebensverhältniſſe zur Sprache kommen, ſo ſind dieſe Enthüllungen doch nirgends ſo ſehr gerechtfertigt oder entſchuldigt als in einer Biographie Bürger's, der mit einer Offenheit ohne gleichen ſelbſt die intimſten Verhältniſſe wie das mit Molly, welches einfach eine Verſündigung gegen das ſechste Gebot war, vor der Welt bloßlegte. Sonſt pflegt man von ſolchen Dingen ſo wenig als möglich öffentlich zu ſprechen; Bürger aber trat dabei mit dem Anſpruch auf, daß ſich das Publicum dafür aufs lebhafteſte intereſſiren, ſeine Schmerzen und Freuden mit durchempfinden und ſeine Liebesgeſchichte einzig und allein von der poetiſchen Seite auffaſſen müſſe. Auch verrechnete er ſich nicht, und wenn etwas geeignet erſcheint, ſeine Schuld in unſern Augen zu verringern, ſo iſt es der Umſtand, daß das Publicum in der That für Bürger und Molly zu ſchwärmen begann wie für Abälard und Heloiſe, Petrarca und Laura. Wenn wir als Kritiker in dieſer Weiſe, und zwar in ziemlicher wenn auch nicht vollſtändiger Uebereinſtimmung mit Pröhle, über dieſes Verhältniß ſprechen, ſo verkennen wir doch das Verführeriſche nicht, welches für den Poeten behufs dichteriſcher Behandlung darin liegt, und wir begreifen vollkommen, daß Otto Müller die ganze Lebensgeſchichte Bürger's, welche dieſer ſelbſt ſo beredt in ein poetiſches Licht zu ſtellen wußte, in einem Roman behandelte, dem wir, was das rein poetiſche Element und die Innerlichkeit der Durchführung anlangt, immerhin einen der erſten Plätze in der neuern Romanliteratur anweiſen dürfen. In das Verwerfungsurtheil, welches Pröhle über Müller's Roman ausſpricht, können wir nicht einſtimmen, weil der ſittliche Standpunkt bei der Beurtheilung poetiſcher Werke wol in Betracht kommen, aber doch ſicherlich nicht der einzige ſein darf, womit man ſie mißt. Hierzu kommt, daß die Volksmeinung, die bis zu einem gewiſſen Grade doch immer reſpectirt werden muß, ſich noch immer auf Bürger's Seite befindet, und allerdings laſſen ſich entſchuldigende Motive für Bürger's Verhältniß mit Molly wohl auffinden, die noch ſpäter zur Sprache gebracht werden ſollen. Denn es iſt nicht unſers Amts, ſummariſch zu richten und zu verurtheilen.

Heinrich Pröhle hat ſeiner Schrift als Vorrede eine längere Widmung an Julian Schmidt vorangeſtellt, worin es unter Anderm heißt:

Während das Schriftchen noch lebhaft mich beſchäftigte, zeigten Sie mir Ihre bevorſtehende Verheirathung an mit einer jungen Dame aus der göttinger Gegend, in der Bürger ſeine Molly fand, und wohin Sie zogen, als ich Ihnen im vergangenen Jahre von hier aus nach Harzburg das Geleit gegeben hatte und mit Karoline nach Wernigerode zurückkehrte. So nehmen Sie denn dies Büchlein als ein kleines Hochzeitsgeſchenk an, oder da es dazu wegen der dem Leben und den Dichtungen Bürger's einmal eigenthümlichen Diſſonanzen, deren Hinwegnahme nicht in der Macht ſeines Biographen ſtand, weniger geeignet ſein dürfte, ſo laſſen Sie es wenigſtens in die bekannte gutgemeinte Muſik am Polterabende einklingen u. ſ. w.

Laſſen wir jedoch dieſe perſönlichen Anſpielungen, die ja auch wol in das Capitel vom „Cultus des Genius" ſo gut wie der Otto Müller'ſche Roman gehören, beiſeite, um uns zu den weitern Erörterungen Pröhle's zu wenden, durch die derſelbe ſeine Berechtigung zur Abfaſſung ſeiner Schrift, die Abſichten, die er damit verband, und ihre Stellung zu den frühern biographiſchen Arbeiten über Bürger nachzuweiſen ſucht. Namentlich hebt Pröhle hervor, wie ſeine landsmannſchaftlichen Beziehungen ihn zur Beſchäftigung mit des Dichters Leben geführt hätten und ein großer Theil der in ſeiner Schrift enthaltenen biographiſchen Nachrichten nur gerade an ihn allein gelangen konnte, indem ſowol ſein Vater H. A. Pröhle, als auch ſein verſtorbener Großvater Hobohm jeder ſeine pfarramtliche Thätigkeit damit begannen, daß ſie, wenngleich nicht die nächſten, Nachfolger von Gottfried Auguſt Bürger's Vater in Molmerſwende waren, wo ſie noch unter dem Strohdach wohnten, unter dem Bürger geboren ward. Der Verfaſſer fährt fort:

Meine noch lebende Großmutter Hobohm, eine geborene Günther aus Quedlinburg, hatte außerdem am letzten Orte auch noch eine öfters auf Beſuch gekommene Demoiſelle Kutzbach gekannt und ſich von ihr über Bürger's Jugend erzählen laſſen, was ihr dann Alles faſt plötzlich im hohen Alter wieder lebendig ward. Auch befand ſich, als hätte Alles ſich vereinigen ſollen, um ſchon ganz früh meine Aufmerkſamkeit auf Bürger's Leben zu lenken, bei ihr in ihrem einſamen Witwenhauſe zu Wippra im Harz, als Magd oder Geſellſchafterin, eine Johanna Bürger aus Pomsfelde, ein kluges, aber damals bereits nicht mehr junges Mädchen, von der man ſagt, daß ſie eine Naturdichterin ſei. Ich erinnere mich, daß ich als Schüler oder Student

Digitized by Google

von Wippra aus mit ihe, die es ſich nicht nehmen ließ, mein leichtes Ränzchen zu tragen, einſt in aller Frühe von Wippra über Molmerſwende, wo eben die von Bürger ſo gern beſungene Aurora das Ziegeldach des Pfarrhauſes röthete, dem damals ſchon das alte Strohdach hatte weichen müſſen, bis Pomsfelde ging. Sie wollte dort ihren Aeltern einen Beſuch abſtatten. Aus einem der Häuſer des Dorfs hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier trat Johanna Bürger ein und hier wohnten im Stammdorfe ſeiner Familie noch die Verwandten des unglücklichen Dichters.

Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir auch, daß ſeit Oſtern 1856 dem Verfaſſer die in Halberſtadt befindliche und für die ganze Literatur des vorigen Jahrhunderts wichtige Correſpondenz Gleim's zur Benutzung geöffnet iſt. Auf Grund dieſes Materials hofft Pröhle in einigen Jahren eine Monographie über Gleim in mehren ſtarken Bänden dem Publicum vorzulegen.

In der nun folgenden eigentlichen Einleitung zieht Pröhle eine Parallele zwiſchen dem in viel abſchreckenderer Weiſe als Bürger untergegangenen Dichter Günther und dem Dichter der „Lenore" und verbreitet ſich dann ausführlicher über Bürger's poetiſche Eigenſchaften und namentlich ſeine Bedeutung als volksthümlicher Dichter, als Balladenſänger und Wiederbeleber der alten Volksſage. Er kommt dabei auch auf Bürger als politiſchen Dichter zu ſprechen und meint, man dürfe ſich von der Reinheit der politiſchen Geſinnung Bürger's ebenſo wenig als von ſeinem ſonſtigen Charakter eine hohe Vorſtellung machen, „wie leicht zu erweiſen wäre". Indeſſen ſollte ein gewiſſenhafter Literarhiſtoriker und Biograph ſolche Behauptungen nicht in dieſer ebenſo wol vagen als aſſertoriſchen Form hinſtellen, ſondern ſie eben erweiſen, zumal wenn dieſes ſo „leicht" iſt. Soweit uns Bürger's Charakter und Temperament bekannt ſind, glauben wir, daß er es mit den Manifeſtationen ſeiner politiſchen Geſinnung ehrlich gemeint hat. Die Bardenpoeſie war unter den Dichtern des göttinger Kreiſes unter Klopſtock'ſchem Einfluß ſehr in Aufnahme gekommen und das vaterländiſche Gefühl und die patriotiſche Geſinnung waren bei ihnen viel entwickelter und hatten ſich zu feſtern Formen ausgeprägt als bei den Dichtern des ſpätern weimariſchen Muſenhofs, Herder etwa ausgenommen. Dieſem Impuls gehorchte auch Bürger, deſſen Blick außerdem ſchon infolge ſeiner innigen Sympathie für das Volk und alles Volksthümliche auf ſo manche das Volk bedrückende arge Schäden und Misbräuche hingeleitet wurde. Er war eine einigermaßen plebejiſche Natur im beſſern Sinne, wie der Dichter Schubart, ſein Geſinnungsverwandter; das Antichambriren bei den Großen und Vornehmen war ihm in der Seele zuwider, und ſo fühlte er ſich naturgemäß mehr zum Volke hingezogen. Dieſe Geſinnung hat er auch mit größtem Nachdruck in dem bekannten Gedicht „Die Todte" ausgeſprochen, und wir wüßten auch nicht, daß ſeine Handlungen dieſer Geſinnung widerſprochen hätten; denn den von Pröhle hier zuerſt mitgetheilten Bürger'ſchen Brief an Friedrich den Großen, auf den wir weiter unten zurückkommen, wird man nicht zu den Handlungen demüthiger Schmeichelei rechnen wollen, zu denen ſich nur gemeine Supplikanten erniedrigen. Wenn, wie Pröhle anführt, das (nebenbei geſagt von W. H. Riehl in ſeinen „Hausliedern" componirte) Bürger'ſche Gedicht „Der Bauer an ſeinen durchlauchtigſten Tyrannen" im Jahre 1848 mit andern „Königsmörderliedern" zuſammengedruckt und dieſes Titels wegen, „für den Bürger nichts konnte", Gegenſtand der Verfolgung wurde, ſo iſt der Inhalt des Gedichts vollkommen unſchuldig daran, wenn man es in dieſe Geſellſchaft verwies; denn das Gedicht richtet ſich bekanntlich nur gegen die Ausartungen und Misbräuche des Jagdrechts, und wie ſehr dieſe Oppoſition dem Dichter am Herzen lag, das beweiſt ja auch ſeine Ballade vom „Wilden Jäger", welcher daſſelbe Thema zu Grunde liegt. Und gewiß hat er mit dieſen Gedichten auf die Herzen der Großen ſehr heilſam gewirkt und weſentlich dazu beigetragen, daß der Jagdtyrannei, wie ſie noch zu ſeiner Zeit beſtand, nun ein Ende gemacht iſt. Gedichte, die eine ſo wohlthätige Wirkung haben, müßte man ſelbſt dann hoch ſchätzen und in Ehren halten, wenn ſie auch weniger gehaltvoll und poetiſch wären. Im Uebrigen ging es Bürger wie ſo vielen wackern Deutſchen, welche in der Franzöſiſchen Revolution das Morgenroth einer welterlöſenden Freiheit erblickten und ſpäter erkennen mußten, daß dies Morgenroth nur der Widerſchein einer Alles verzehrenden Feuersbrunſt ſei. Da dichtete er ſein „Straflied beim ſchlechten Kriegsanfange der Gallier", worin er, wie Klopſtock in ſeinen ſpätern Oden, ſeine Reue darüber ausſpricht, daß ſein „freies Herz" noch vor kurzem entbrannt war,

Getäuſcht durch Adelſchein,
Selbſt gegen Hermann's Vaterland
Tyrtäus euch zu ſein!

Nun wend' ich meines Liedes Pfeil,
Von Unmuth raſch beſchwingt;
Und rufe Jedem Sieg und Heil,
Der euch die Feſſeln bringt! u. ſ. w.

Das nächſte Capitel mit der Ueberſchrift „G. A. Bürger in Molmerſwende (1747—59)" behandelt des Dichters Kindheitsgeſchichte und berichtigt gleich anfangs einen Irrthum, der ſich in allen bisherigen Biographien Bürger's findet. Bürger war nicht, wie es faſt überall urſprünglich nach des Dichters Angabe heißt, am 1. Januar 1748, ſondern nach ſeines Vaters eigener Aufzeichnung im Kirchenbuche am letzten December 1747 geboren, freilich ganz am Ende des Jahres in der Sylveſternacht. Es war eine poetiſche Grille des Dichters, ſeine Geburt in die erſte Stunde des Jahres 1748 zu verlegen, um von ſich ſagen zu können, daß er unter den feierlichen Geſängen geboren ſei, womit man nach alter Sitte das neue Jahr vom Kirchenthurme herab zu begrüßen pflegte.

Sonderbar ging es auch mit dem Namen des Geburtsorts Bürger's. Wahrſcheinlich infolge eines Druckfehlers, der ſich dann weiter verpflanzte, hieß er früher faſt überall Wolmerſwende, ſo in der Biographie des Dichters von Althof, bei Jördens, in Pierer's „Univerſallexikon", in

Digitized by Google

den biographischen Notizen, welche den Sammlungen von Echtermeyer, Schwab und Wolff beigegeben sind. Der Verfasser des Artikels „Bürger" in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" stellt daher, um einen Ausweg zu finden, die Vermuthung auf, der Ort werde Wolmerswende geschrieben, aber Molmerswende gesprochen, und Heinrich Döring in seinem „Leben Bürger's" tadelt und berichtigt sogar Diejenigen, welche sich der richtigen Schreibweise Molmerswende (oder Molmerschwende) bedient hatten. Man findet sogar den Namen in Molmirsword corrumpirt! Und auch selbst jetzt noch, nachdem das vorliegende Pröhle'sche Buch erschienen ist, haben neuere Literaturhistoriker, z. B. Findel in seinem soeben herausgekommenen Buche „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert" und Friedrich Wernick in seiner „Geschichtlichen Uebersicht der deutschen Nationalliteratur", noch nicht die richtige Schreibart. Jener wie dieser läßt Bürger in „Wolmerswende" geboren sein, und nach Findel liegt dieser Ort genau „bei" Halberstadt. So pflanzen sich Irrthümer, die vielleicht ursprünglich blos ein Druckfehler waren, von Buch zu Buch fort, weil ein Compilator den andern ausschreibt und die wenigsten sich Mühe geben, in die eigentlichen Quellenschriften zu blicken.

Neues und wenn man will Pikantes theilt Pröhle über Bürger's Mutter mit, eine geborene Gertrud Elisabeth Bauer aus Aschersleben. Sie war, wie man schon aus frühern Biographien Bürger's weiß, sehr roh und ungebildet und konnte kaum leserlich schreiben. Letzteres hat zwar weniger zu bedeuten; denn es ist denkbar, daß Jemand sehr leserlich und sogar eine vorzügliche Hand schreiben kann, ohne deshalb eigentlich gebildeten Geistes und Herzens zu sein, und wenn Nichtschreibenkönnen oder Schlechtschreiben nothwendig mit Geistes- und Gemüthsroheit verbunden wäre, so würde man dies von der weitaus überwiegenden Mehrheit der Menschen annehmen müssen. Aber Bürger's Mutter war außerdem zänkisch und boshaft, was bei einer Pastorsfrau doppelt vom Uebel ist. Pröhle erzählt:

Mit ihrem Manne soll sie oft in heftigen Wortwechsel gerathen sein, und das Einzige, dessen man sich in Molmerswende noch jetzt von der Bürger'schen Familie erinnert, ist folgende, wie es scheint, oft von der Mutter des Dichters wiederholte Aeußerung: die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert; nur eine Stelle sei noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen.

Oft lief sie ihrem Manne davon und nach Aschersleben, worauf dieser kurz darauf nachzureisen und sie wiederzuholen pflegte. Noch vor einem halben Jahrhundderte soll man sich in Molmerswende von ihr erzählt haben, daß sie bei der Versetzung ihres Mannes nach Westorf bei Aschersleben heimlich den Bäumen im Pfarrgarten einen Schaden angethan, weil sie dem Nachfolger dieselben nicht gegönnt habe. So erzählt Pröhle noch andere Züge von ihr, von denen manche vielleicht auf bloßer übler Nachrede beruhen, die aber doch in ihrer Gesammtheit beweisen, daß sie nicht zu jenen Frauen gehört habe, welche den Männern blos „himmlische Rosen ins irdische Leben" flechten. Viel mag dazu freilich die beschränkte Lage der beiden Eheleute beigetragen haben, denn die Pfarre zu Molmerswende trug in Gelde berechnet damals nur 160 Thaler ein. Dabei soll im Pfarrhause Zufriedenheit bestehen und der Gemeinde ein Beispiel höherer Sittlichkeit und vollkommener Menschenliebe gegeben werden! Wenn nun solche Mittheilungen insofern wichtig sind, als sie ein trübes Licht auf die Kindheit des Dichters werfen und manche Flecken an seinem Charakter erklären und entschuldigen, so läßt sich doch fragen, ob es eines Literarhistorikers ganz würdig und seines Amtes sei, solche Anekdoten, die vielleicht nur auf dem Klatsch gleich zänkischer und boshafter alter Weiber beruhen, aus allen Winkeln herauszukramen und zur Oeffentlichkeit zu bringen. Es ist so wol bekannt, daß Pastorsfrauen, und namentlich die auf dem Lande, die Zielscheibe arger Verleumdungen zu sein pflegen, weßhalb man in der Aufnahme und Weiterverbreitung solcher Geschichten wenigstens sehr vorsichtig sein sollte. Gewiß hätte es hingereicht, anzuführen, daß im Allgemeinen der Einfluß von Bürger's Mutter und das ganze Familienleben im Pastorhause zu Molmerswende sehr wenig geeignet gewesen seien, in das Herz des jungen August Bürger den Krim des Edeln und Sittlichen zu legen. Dabei hat Bürger's Mutter aber ohne Zweifel auch Eigenschaften höherer Art besessen, die dem Knaben zugute kamen, und wiewol Bürger selbst über gewisse Züge ihres moralischen Charakters in spätern Jahren lebhaft seine Mißbilligung äußerte, so scheint doch auch die etwas starke Verschwörung seiner frühern Biographen, daß sie ihren Anlagen nach eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gewesen, auf seiner eigenen Angabe zu beruhen. Gewiß hatte sie ein leidenschaftliches, überwiegend sinnliches Temperament, das sich auf den Dichter vererbte, und wie hart ihm dieses Temperament im Leben auch zusetzte, so war es doch ein Element, welches ihm als Dichter wesentlich zugute kam und ohne das wir den Dichter Bürger in seiner vollen Eigenthümlichkeit nicht besitzen und unser nennen würden. Wie nach alter Wahrnehmung die Dichter zu thun pflegen, wollte Bürger in der That seine Geistesgaben von seiner Mutter ererbt haben, während er den Einfluß seines Vaters, der einen höchst ehrenhaften Charakter besaß, ohne Zweifel zu gering anschlug. Mit diesem, meint Pröhle, sei der wahre Schutzgeist des Dichters zur Ruhe gegangen.

Sehr anziehend ist in der Pröhle'schen Schrift folgende Schilderung von Bürger's Geburtshaus:

Bürger's Biograph en sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder geliebt; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden Wälder das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens von den übrigen Häusern des Dörfchens völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hofe wächst jetzt hohes Wiesengras in solcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesetzten Ende

Digitized by Google

des Hofs, ist Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stocke, zur Rechten der Treppe, das niedrige Stübchen, wo der Dichter der „Lenore" das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stilleben kann man sich nicht denken, als das sich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenster gegenüber an der Wand ist die Stelle, wo Bürger geboren ist. Der Pfarrer Krumhaar zu Molmerswende klagte mir, daß zuweilen Reisende auf sein einsames Harzdorf kommen, welche Bürger's Geburtshaus als ein öffentliches Haus betrachten und sich nicht damit begnügen, blos in seiner Wohnung übernachten zu wollen, sondern ihm auch zumuthen, seine frischduftende Aepfelkammer zu räumen, damit sie auch auf der Stelle schlafen können, wo Bürger geboren ist.

Wer denkt hierbei nicht an das Geburtshaus Schiller's in Marbach, das allen Beschreibungen nach an Bescheidenheit dem Geburtshause Bürger's nichts nachgibt? Aus solchen beschränkten Verhältnissen und Räumen sind fast alle großen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts in Deutschland hervorgegangen. In Molmerswende selbst weiß man übrigens von dem Dichter nicht viel. Pröhle erzählt:

Von meinem Schwager Uhlenhut, welcher dort nach dem Geburtshause des Dichters Bürger forschte, hörte ich, daß er in ein schmuziges Bauerngehöft gewiesen wurde, dessen Besitzer ihm auf die Frage: ob dies das Geburtshaus des Dichters Bürger sei, die Antwort ertheilte: der bin ich selbst! Er hatte einen Naturdichter vor sich, welcher zu der Verwandtschaft Gottfried August Bürger's gehörte und es sehr übel zu nehmen schien, als er erfuhr, es sei von dem Geburtshause des verstorbenen Dichters Bürger die Rede.

Der folgende Abschnitt des Buchs behandelt Bürger's Schulzeit. Wir beschränken uns hier nur auf diejenigen Mittheilungen Pröhle's, welche zur Berichtigung der in den frühern Biographien des Dichters enthaltenen Angaben, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, dienen können. Nach ältern Angaben wäre Bürger erst 1760 nach Aschersleben gekommen und von dort 1762 infolge einer durch ein satirisches Gedicht auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners hervorgerufenen derben Züchtigung von seiten des Rectors Aurbach auf das hallesche Pädagogium gebracht worden. Die Wahrheit ist, nach Pröhle, daß Bürger bereits 1759 auf der Stadtschule zu Aschersleben receipirt wurde, aber auch schon am 25. August 1760 nach Halle aufbrach, wie ausdrücklich in dem „Album in schola Ascaniensi discentium" angemerkt ist, welches dem Verfasser handschriftlich vorlag. Daß freilich der Knabe für ein satirisches Gedicht in Aschersleben hart gezüchtigt worden, meint Pröhle, stehe fest, doch könne man es dahingestellt sein lassen, ob dieses Gedicht den Haarbeutel eines Primaners oder die ungeheuere Perücke des Rectors Aurbach selbst betraf. Das letztere, übrigens wol Wahrscheinlichere, sagte Aurbach's eigener Sohn in der westorfer Pfarrnachricht aus, doch sei dieser, fügt Pröhle hinzu, kein recht glaubhafter Zeuge. Zur Berichtigung mancher Angaben, die in den frühern Biographien enthalten sind, bemerkt Pröhle:

Die Vortrefflichkeit seiner Anlagen wurde alsbald erkannt, und wäre über Mangel an Fleiß zu klagen gewesen, so würden sich ganz gewiß darüber ebenso gut Mittheilungen in den Acten des Pädagogiums vorfinden als über die Trägheit anderer Scholaren. Bedürfte es aber noch weiterer Zeugnisse dafür, daß Bürger ein tüchtiger, fähiger Knabe gewesen, so würde nach Daniel's Meinung schon das öftere Auftreten bei den sogenannten Actus davon Kunde geben, daß man ihn unter die begabtern Schüler rechnete, mit denen man sich schon sehen lassen konnte.

So prangt z. B. zum 24. Juli 1761 ein carmen latinum von Bürger: „Non titulos, sed merita esse aestimanda", und hiermit vertheidigte der „kleine" Bürger (man hieß ihn auf dem Pädagogium immer den „Kleinen") einen Grundsatz, „von dessen Wahrheit", wie Pröhle mit Recht bemerkt, „die Lebensphilosophie des spätern Epigrammatisten und politischen Dichters aufs tiefste durchdrungen war". Bei der Schulfeier des Hubertusburger Friedens dankte „der kleine Bürger" in einer deutschen Ode dem Himmel für den herrlichen Frieden und sprach zugleich Wünsche für das Wohl des großen Königs aus, dem er immer seine Bewunderung zollte. Bekanntlich sagt Althof, daß sich Bürger zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen gelassen, welche ihm kleine Züchtigungen zuzogen, obschon dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken gewesen. In den Schulacten ist jedoch, wie Pröhle bemerkt, nie eines solchen Excesses gedacht. Wohl aber findet sich dort folgendes merkwürdige Urtheil Niemeyer's, des damaligen Inspectors des Pädagogiums, aus dem ersten Jahre nach Bürger's Aufnahme: „Bürger, des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz." Zufolge der Forschungen Pröhle's hielt sich Bürger, ehe er die Universität Halle bezog, das Wintersemester 1763—64 in Aschersleben auf, nnd zwar unter dem vornehmen Titel eines „der Künste und Wissenschaften Beflissenen", welchen Titel er sich in einem handschriftlich hinterlassenen Jugendgedichte über „Die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aschersleben" selbst beigelegt hatte.

Bürger's Universitätszeit ist von seinen frühern Biographen fast noch dürftiger bedacht als sein Aufenthalt im väterlichen Hause und auf der Schule. Aus der Biographie Althof's erfahren wir zwar, daß sein Großvater Bauer, der ihn studiren ließ, von dem burschikos-leichtsinnigen Leben seines Enkels vernommen und ihn im Zorn von Halle zurückberufen habe; daß es diesem aber gelang, den Großvater zu versöhnen und nun noch, gerade vier Jahre nach dem Bezug der Universität Halle, nach Göttingen zu gehen. Ueber die nächste Veranlassung seiner Rückberufung von Halle wußte man bisher jedoch nichts; Pröhle füllt diese Lücke aus. Er vermuthet, daß Bürger schon in der ersten Universitätszeit zu einer Verbindung der Niedersachsen gehört haben mag, die dann gezwungen oder freiwillig sich auflöste oder zerfiel. Pröhle weiß nun aetenmäßig, daß diese Verbindung 1767 wieder zusammentreten wollte, wie ein Aufruf vom 19. Juli bezeugt, der mit den Worten beginnt: „Da denen Nie-

Digitized by Google

derſachſen und beſonders denen Herren Magdeburgern und Halberſtädtern gefallen, die vorige Fidelität wiederherzuſtellen, ſo haben ſie ſich deswegen entſchloſſen, eine Geſellſchaft zu errichten" u. ſ. w. Die Statuten dieſer Verbindung oder der „Hochgeehrten Magdeburgiſch-Halberſtädt. (niederſächſ.) Geſellſchaft", die in culturhiſtoriſcher Hinſicht und als Beitrag zur Geſchichte der Univerſitäten oder vielmehr des deutſchen Studentenlebens nicht unwichtig ſind, finden ſich bei Pröhle abgedruckt. Bürger war einer der vier Adjutanten, und unter den 44 Unterſchriften, welche die beſagte Auffoderung fand, nimmt er die neunte Stelle ein. Die Sache wurde aber verrathen, und zwar durch eine anonyme Denunciation, welche einer der Pedellen am 24. Juli Vormittags um 11 Uhr auf ſeinem Tiſche vorfand und worin angezeigt war, daß folgenden Tags in Fleiſcher's Garten wegen neu zu errichtender Landsmannſchaft eine Zuſammenkunft der Magdeburger und Halberſtädter unter dem Namen der Niederſachſen ſtattfinden ſolle, daß der „Billardeur" Wagner in der kleinen Ulrichsſtraße das Eſſen zu beſorgen übernommen habe und daß auf dem Rathskeller 40 Kannen Merſeburger und 20 Kannen Wettiner beſtellt ſeien u. ſ. w. Infolge dieſer Denunciation wurden nächſten Tags mehre der Chargirten vom Wagner'ſchen Billard zu Arreſt gebracht, und hierauf ſie und die andern Chargirten, darunter auch unſer Bürger, weitläufig verhört, Letzterer am 27. Juli 1767. In den Acten wird er als Stud. theol. bezeichnet, der jedoch „anitzo nur die Univerſalhiſtorie beim Herrn Profeſſor Hanſen" höre, während es in dem Urtheil heißt, daß er jura ſtudire. Bürger ſollte mit 6—8 Tagen Carcer beſtraft werden. Bürger deprecirte jedoch mit den beiden andern Adjutanten die Carcerſtrafe und jeder erbot ſich ſtatt ihrer zu 5 Thaler Geldbuße. Es wurde ihnen auferlegt, sub poena relegationis, vor Austrag der Sache nicht von Halle fortzugehen. Ob dem damals erſt zwanzigjährigen Bürger die Carcerſtrafe wirklich erlaſſen worden, darüber hat Pröhle nichts Sicheres erfahren können. Die Folge davon aber war, daß ſein Großvater ihn zu Michaelis 1767 von Halle abberief, worauf er wol wieder ein halbes Jahr in Aſchersleben privatiſirt haben mag, da er erſt Oſtern 1768 die göttinger Univerſität bezog.

Auch hier ſoll er, wie man ſchon aus den frühern Biographien weiß, anfangs in gefährliche Verbindungen, ungeregeltes Leben und natürlich auch in Schulden gerathen ſein, bis er mit Cramer, Hölty und andern talentvollen Dichtern und ſtrebſamen jungen Männern bekannt wurde. Namentlich wird dem wackern Boje der größte Antheil an Bürger's ſittlicher Beſſerung zugeſchrieben, und ſchon am 28. Januar konnte ihm Boje in einem Briefe an Gleim das Zeugniß ausſtellen, daß er jetzt auf eine tugendhafte Weiſe lebe, obwol ihm von ſeiner vorigen Lebensart noch einiges Rohe geblieben ſei. Indeſſen das Geniale, Hochſtrebende in Bürger machte ſich ſchon damals geltend, und kein gewöhnlicher Geiſt muß der geweſen ſein, der ſich ſchon in ſo jungen Jahren und noch als Student in weitern Kreiſen Ruf verſchaffte und Aufmerkſamkeit erregte. So ſchrieb Gleim am 15. Januar 1771 an Boje:

> Zu Göttingen, mein lieber Herr Boje, ſoll ein ganz vortrefflicher Kopf ſich aufhalten, Namens Bürger; er ſoll in Aſchersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hauſe ſein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er ſoll den Homer überſetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?

Großen Werth, und mit Recht, legt Pröhle unter Anderm auch auf den Umſtand, daß Bürger im Verein mit Bieſter zu Göttingen einen „Shakſpeare-Club" ſtiftete, in welchem die Werke des großen Briten in der Urſprache geleſen wurden. Leider ſah er ſich dieſem ſchönen Kreiſe, welcher ſo viel dazu beitragen konnte, einen idealiſtiſchen Sinn in unſerm Dichter zu erwecken und nachhaltig zu machen, durch die Umſtände entriſſen. Noch nicht 25 Jahre alt wurde er, durch Boje's Vermittelung, Juſtizamtmann der Herren von Uslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, und wurde ſo nur zu bald in Kreiſe verſetzt, in denen ein ganz anderer Geiſt als der des Idealismus zu walten pflegt. Hinneigung zu einiger Roheit und zu einem ſinnlichen Leben hatte er von Haus aus, und dieſer Neigung wurde in den Kreiſen, in denen er ſich fortan bewegen ſollte, in nur zu reichlichem Maße Vorſchub geleiſtet. Pröhle bemerkt mit Recht, daß die Ausbildung ſeines Talents zu keiner Zeit eben ſehr vom Schickſal begünſtigt wurde, und daß es hart geweſen, daß Bürger gerade in einem Augenblick Göttingen verlaſſen mußte, wo ſich dort der Dichterbund bildete, und fügt dann hinzu:

> Vielleicht hätte es für Bürger, zumal wenn er unmittelbar in dieſem Kreiſe geſtanden hätte, nur noch weniger Jahre der Ruhe und Stille bedurft, um ſich auf eine ſeiner würdige Höhe moraliſcher und intellectueller Entwickelung zu erheben.

Herder, der ſich in der Recenſion von Althof's Biographie zwar ſtreng aber nicht ohne Mitgefühl über Bürger ausſprach, ſtellt ihn dar als zu Grunde gegangen an den deutſchen Univerſitäten, und will, daß jeder ſtudirende Jüngling Bürger's Biographie als Warnung leſen ſolle. Das iſt aus ſolcher Feder für die deutſchen Hochſchulen allerdings ein harter Vorwurf. Wie man aber über dieſes Thema auch denken möge, ſo viel iſt ſicher, daß ein junger Menſch von dem Temperament, den ſinnlichen Neigungen und der Phantaſie Bürger's, der, als er die Univerſität bezog, halb noch Knabe war, auf einer kleinen Univerſität der Verſuchung und Verführung zehnfach mehr ausgeſetzt iſt als ein anderer von gereiftern Jahren, kaltblütigerm Naturell und nüchternem Verſtande. Und es ſind ſchwerlich die Schlimmſten, welche wie Bürger ihr feuriges Temperament in ſpätere Jahre mit hinübernehmen und ſich auch wol einen und den andern Exceß zu Schulden kommen laſſen; ſchlimmer und minder nützliche Mitglieder der Geſellſchaft ſind die, welchen alle Leidenſchaft unter den ſtudentiſchen Vergnügungen verzehrt und das Herz verkohlt iſt und die mit ausgebranntem Innern, ohne Liebe zur Menſchheit, auf die

Digitized by Google

überhaupt auf den Universitäten sehr wenig Pflege verwandt wird, und ohne Begeisterung für ihren Beruf, aber mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Studirten und der Ueberzeugung Alles besser zu wissen als Andere, ihr Amt antreten und sich nun dem herkömmlichen Schlendrian und der Routine ergeben, ohne im höhern Sinne und zu höhern Zwecken für die Menschheit oder auch nur den nächsten sie umgebenden Kreis thätig zu sein. Das sind eher verlorene Existenzen zu nennen als die Bürger's, der uns so viel Schönes hinterlassen hat, woran sich noch spätere Generationen erquicken und erbauen. Bürger war, wir geben es zu, eine sinnliche und etwas plebejische Natur, die es mit den Sittengesetzen etwas leicht nahm, wenn sie ihn genirten; aber er war dabei gutmüthig, ohne Falsch und ohne Neid, ohne Trug und ohne Bosheit. In dem Strudel sinnlicher Aufregungen und Vergnügungen hatte er sich doch ein Herz voll seltener Menschenliebe bewahrt, und die einfachste Handlung der Wohlthätigkeit, wie die der Erzählung „Die Kuh" zu Grunde liegende, konnte ihn zu einem Gedicht begeistern. Seinem Großvater, einem sonst unbedeutenden Manne, zollte er für bewiesene Wohlthaten in einem Liede öffentlich seinen Dank, und nie ist eine edle That der Menschenliebe in vollern Tönen gefeiert worden als von Bürger in seinem „Lied vom braven Manne", das vielleicht mehr gewirkt hat als tausend Predigten und Schriften über die christliche Liebe. Ein solches Gedicht ist selbst eine That! Und sollte sich nicht die Poesie auf einem Abwege befinden, seit sie unter dem Vorgeben, daß sie einzig und allein der Schönheit oder nach heutigen Begriffen gar blos dem kaufmännischen oder bäuerlichen Erwerbssinn zu dienen habe, solche Gegenstände principiell von sich weist? Setzt die Unfähigkeit, sich für solche Handlungen zu begeistern, nicht leider vielleicht auch die Unfähigkeit voraus, selbst in gleichem Sinne zu handeln? Von Bürger selbst haben seine Biographen einen schönen Zug aufbewahrt. Der Hofrath Liste, dem er sein Vertrauen geschenkt, hatte ihn um eine ansehnliche Summe betrogen, ja später sogar eine Anklage gegen ihn wegen Vernachlässigung seines Amtes veranlaßt und verfaßt. Wie rächte sich Bürger für diese niederträchtige Handlung? Pröhle berichtet darüber:

Gleichwol kannte dieser Mann Bürger's Charakter so gut, daß, als er ihm sein Amt bis zur freiwilligen Aufgabe verleidet hatte und er selbst ganz heruntergekommen war, er es wagte, Bürger um eine Unterstützung zu bitten, der ihm nun nicht allein selbst sein Scherflein gab, sondern auch sofort in Göttingen eine nicht unerhebliche Sammlung für ihn veranstaltete.

Ein solcher Zug gewiß seltener Großmuth ist in der That geeignet, uns mit so manchen Flecken in Bürger's Leben auszusöhnen.

Freilich erzählen uns die nächsten Abschnitte des Pröhle'schen Buchs „Bürger als Justizamtmann" und „Spätere Lebenszeit" über den Dichter gerade nicht viel Erfreuliches. Sein unerlaubtes, kurz gesagt, ehebrecherisches Verhältniß mit Molly bildet in seinem Leben ohne Zweifel einen dunkeln Fleck, den alle noch so glänzende Sophistik seiner glühenden Leidenschaft nicht tilgen kann. Seine dritte Heirath mit dem „Schwabenmädchen" war höchstens eine übereilte Handlung, ein Unglück, vielleicht auch das wohlverdiente Strafgericht für das Unrecht, welches er an seiner ersten Frau begangen hatte. Wenn aber ein Umstand sein Verhältniß mit Molly einigermaßen zu entschuldigen vermag, so finden wir ihn in seinem Geständniß, daß er sie bereits im Geheimen, ohne sich jedoch selbst darüber recht klar zu sein, geliebt habe, da er mit ihrer Schwester zum Altar trat. Seiner von da an stets wachsenden verzehrenden Leidenschaft für Molly scheint diese keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, außer etwa einige schwache kaum ernstlich gemeinte Versuche, sich zurückzuziehen, ein augenblickliches Schmollen, welches unter solchen Umständen nur geeignet ist, den Brand der Leidenschaft noch höher anzufachen. Hierzu kam vor allem noch die Haltung seiner ihm angetrauten Gattin selbst, die, wie es scheint, dem Liebesverhältniß Bürger's mit ihrer Schwester niemals mit einiger Energie entgegentrat, sondern es mit unglaublicher Indifferenz und Nachsicht duldete, vielleicht selbst begünstigte, sodaß ihre Ehe immerhin noch eine wenigstens äußerlich genommen leidlich glückliche blieb, selbst nachdem Molly 20 Meilen von Göttingen in Obersachsen, wol bei Adolf Müllner's Mutter, eines Söhnchens genesen war. Bürger selbst rühmt die unerhörte Großmuth seiner Frau, die freilich, wie er hinzufügt, von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen ihn unterstützt worden sei, und fügt dann hinzu: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen." Und als nun endlich durch den Tod seiner ersten Gattin das Hinderniß, welches seiner ehelichen Verbindung mit Molly entgegenstand, hinweggenommen war, entriß ihm der Tod auch diese nach kurzer Ehe. So verfolgte ihn das Unglück, vielleicht auch die Nemesis. Pröhle bemerkt:

Man ist der Ansicht, daß Alles gelungen sein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz musterhafte Hausfrau geworden war und außerdem selbst mit ihrem Witz in der göttinger Gesellschaft dem Dichter Bahn brechen half, schon 1786 (seine erste Frau starb bekanntlich im Juli 1784) gestorben wäre.

Seitdem scheint Bürger in jeder Beziehung allen Halt verloren zu haben: die überstürzte Verheirathung mit dem „Schwabenmädchen", bei der er sich ebenso wol durch eine poetische Illusion als durch ein ihm angeborenes Liebesbedürfniß leiten ließ, war die Folge dieser Rathlosigkeit. Die Ehe war eine höchst unglückliche und mußte gelöst werden. So unwürdig auch Elise Hahn, später als „Madame Bürger" bekannt, an ihm gehandelt haben mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Art, wie Bürger sich später über sie in gedruckt vorliegenden Documenten ausließ, eine unritterliche, kleinliche, plebejische und eines Mannes und Dichters durchaus nicht würdige war.

Daß Bürger's Natur, bei allen edeln Eigenschaften

Digitized by Google

seines Gemüths, mit plebejischen Elementen stark versetzt war, haben wir schon früher eingeräumt. Davon zeugen unter Anderm mehre in der Pröhle'schen Schrift zum ersten mal mitgetheilte Briefe des Dichters an den Amtmann Schrufler in Wittmarshof und besonders ein Bürger'sches Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1782, womit er Frau Luise Wilhelmine von Uslar am 14. September zu ihrem Geburtstage in seinem und seiner ersten Gattin Namen beglückwünschte. Namentlich die ersten beiden Strophen sind für seine Gattin aufs höchste verletzend und so abscheulich priapisch und zweideutig, daß wir auf ihre Wiederholung an dieser Stelle gern verzichten. Hier aber kommen wir wieder an einen Umstand, der die plebejischen Neigungen Bürger's vielfach erklärt und bis zu einem gewissen Grade entschuldigt, und wir müssen uns wundern, daß weder Pröhle noch unsers Wissens irgend sonst ein Literarhistoriker auf diese entschuldigenden Umstände Gewicht gelegt hat. Bürger war durch seinen Beruf als dörflicher Justizamtmann in schlechte ungebildete Gesellschaft gerathen. In den entsprechenden Kreisen herrschte bei gleichem Hang zu materiellen Genüssen und vulgären Vergnügungen damals gewiß ein bei weitem größeres Behagen an cynischen Späßen und rohen Ausdrücken als heutzutage. Bürger mußte schon aus blos geschäftlichen Rücksichten in der Sprache dieser Leute reden. Gerade die von Pröhle mitgetheilten Briefe an den Amtmann Schrufler, welche nach Pröhle's Versicherung zeigen, „wie oberflächlich Bürger damals lebte", beweisen dies. An seine literarischen Freunde pflegte Bürger in ganz anderm Tone zu schreiben. Noch mehr beweist dies das theils cynische theils platte Geburtstagsgedicht aus dem Jahre 1782. Wenn man bedenkt, daß dieses Gedicht an eine Dame von Adel gerichtet war, und daß diese so gut wie Bürger's Frau die darin enthaltenen unsaubern Späße und Anspielungen ohne Zweifel herzlich belacht und höchst geistreich gefunden haben mag, so hat man den Maßstab, den man anlegen muß, um Bürger billig zu beurtheilen und zu entschuldigen.

Freilich wird man sagen, daß ein Dichter von Bürger's hohen Anlagen sich nicht zu dem Niveau seiner Umgebungen erniedrigen solle. Wer aber wird leugnen wollen, daß der Dichter der „Lenore", der „Nachtfeier der Venus", des „Liedes vom braven Manne" u. s. w., der Menschenfreund, der so edel an dem Denuncianten Liste handelte, seine Umgebungen, wenn er sich auch ihrem Geschmack bis zu einem gewissen Grad bequemte, weit, weit überragt und alle jene Justizbeamten und Amtleute, alle jene adeligen Personen, mit denen er zu thun hatte, seine Frau und selbst die gefeierte Molly an wahrer Bildung des Gemüths und Geistes in unendlichem Abstande übertroffen habe? Es liegt hier nahe, einen Vergleich zwischen dem Entwickelungsgange Bürger's und Schiller's zu ziehen; denn beide waren aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, beide hatten mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen, beide zeigen, bei aller Verschiedenheit, doch auch etwas Verwandtes. Schlug Bürger häufig einen plebejischen cynischen Ton an, so begegnen wir demselben Ton auch in vielen Jugendgedichten Schiller's, von denen nur ein geringer Theil in seine Werke übergegangen ist. Mehre derselben, die an Cynismen gewissen Bürger'schen Gedichten nichts nachgeben, kann man bei Boas nachlesen. Auch bekanntere Jugendgedichte Schiller's, wie „Männerwürde", „Triumph der Liebe" u. s. w., zeigen ihn als einen mitunter ganz entschiedenen Nachahmer Bürger's, und Pröhle weist mit Recht darauf hin, daß gerade das drückende Gefühl, sich dem Bürger'schen Einfluß zu sehr hingegeben zu haben, ihn besonders gereizt haben möge, später diesen Einfluß zu verwerfen und in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Art und Weise den Krieg zu erklären. Auf der andern Seite fehlte es auch Bürger so wenig an rhetorischem Schwung wie Schiller, und wenn Schiller ihn bei weitem an Fülle hoher und edler Gedanken und an Vielseitigkeit des Schaffens übertraf, so übertraf ihn Bürger als Lyriker an Lebhaftigkeit der Phantasie und volksthümlichem Realismus. Auch Bürger rang, in seiner Weise, nach dem Höchsten, und nur die höchsten Muster hatte er vor Augen; er verehrte Homer, Ossian, Shakspeare, und wie in der Ballade, hat Bürger auch im Sonett, der zartesten Dichtungsform, in Deutschland zuerst Mustergültiges geschaffen. So lagen in beiden Dichtern — auch Schiller's Erstlingsdramen beweisen dies zur Genüge — Hohes und Niedriges, Vornehmes und Geringes, Zartes und Derbes, Reines und Unreines, Sinnliches und Uebersinnliches dicht beieinander. Aber Bürger kam aus einer traurigen Häuslichkeit nur zu jung in die Strömung des burschikosen, damals noch mehr als heutzutage rohen Studentenlebens. Wenn Schiller statt auf der Karlsschule in Halle und Göttingen studirt hätte, so kann man nicht dafür stehen, daß er bei seiner feurigen ungestümen Natur leicht denselben Excessen verfallen wäre wie Bürger. Aber die Karlsschüler wurden knapp gehalten; dabei verlieh der militärische Zuschnitt der Anstalt ihren Zöglingen ein Selbstbewußtsein, etwas Exclusives, wie sich dies auf allen militärisch eingerichteten Anstalten vorfindet. Schiller kam schon früh mit dem Herzog von Würtemberg in Berührung und später in Conflict, er sah früh vornehme Gesellschaft vor sich, er schloß innige Freundschaft mit idealisch gestimmten Schulgenossen, mit Jünglingen von Adel, er fand einen Gönner in dem Freiherrn von Dalberg, an Goethe, an dem Herzog von Weimar, seine Verbindung mit der Familie von Wolzogen, seine Verheirathung mit dem noch dazu hochgebildeten Fräulein von Lengefeld hielten ihn stets auf aristokratischer Höhe. Bürger war Justizamtmann in Altengleichen, hatte schlechte Geschäfte abzuwickeln, und die adeligen Personen, mit denen ihn sein Geschäftsberuf zusammenführte, waren von einer der seinen weit untergeordneten Bildung. Nichts trug, nichts förderte, nichts hob ihn. Ueberall wandte ihm die Gemeinheit oder doch die Gewöhnlichkeit ihr alltägliches Gesicht zu.

Bürger fühlte den Druck, der auf ihm lastete, und

Digitized by Google

er wandte sich an den König von Preußen, den ungeeignetsten Monarchen zu solchem Zweck, wenn man sich auf nichts weiter als auf seine Verdienste um die deutsche Literatur zu berufen hatte. Pröhle theilt den ihm abschriftlich in die Hände gekommenen Brief Bürger's an Friedrich den Großen mit. Er lautet:

„Allergnädigster Monarch!

Ew. Majestät erhebt das über alle Könige, daß kein Ceremoniell den Menschen vor Menschen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vortrefflichste der Menschen, tilgt meine Schüchternheit vor dem erhabenen preußischen Monarchen.

Ich bin Ew. Majestät geborener Unterthan aus dem Halberstädtischen, wo ich auch noch einige ererbte Grundstücke besitze. Mein Schicksal hat mich schon vor zehn Jahren, als einen noch sehr jungen Studenten, hierher in das Hannoversche verschlagen, wo ich seitdem ein Justizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit einen Wunsch nicht unterdrücken in irgendeines der glücklichen Länder unter Ew. Majestät Scepter zurückzukehren und dem besten der Könige zu dienen. Ja, er ist so lebhaft, so unruhig, daß er mich jetzt geradeswegs vor Höchstdero Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienste, soviel deren ich fähig bin, in demüthiger Erwartung allhier niederzulegen.

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adresse verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unser Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wol hier nicht mit in Anschlag. Vielleicht aber mehr dieses, daß ich mich einiger ältern und neuern Sprachen, der Philosophie des Guten und Schönen und der edlern Geschichte beflissen habe. Wie glücklich, wenn mir Muße und Gelegenheit würde, in dieser letzten Sphäre etwas Gutes zu wirken!

Was ich hier von mir selbst sagen mußte, kann keinen Verdacht eines unbesonnenen Selbstlobes erwecken. Denn selbst dem edlern Genius sinken die Flügel vor dem Blicke des großen scharfsinnigen Beurtheilers, dem ich mich darzustellen wage.

Man fällt vor Friedrich's Thron nicht, wie ein asiatischer Sklav, auf das Antlitz zur Erde. Es opfert aber das Herz desto freiwilliger und ungeheuchelter den höchsten und besten Zoll, dessen es fähig ist. Daher ersterbe ich voll höchster Bewunderung für den großen, und liebevollster Verehrung für den guten König

Euer Majestät

Altengleichen unweit Göttingen, den 25. Juli 1782.

allerunterthänigster Gottfried August Bürger."

Man wird diese Supplik nicht für eine servile und bettelhafte halten, oder es müßte dies von der Bittschrift Schiller's an den Herzog von Meiningen um Verleihung eines Titels, beziehungsweise des Hofrathstitels noch viel mehr gelten.

Die ebenfalls von Pröhle mitgetheilte Antwort des Großkanzlers von Carmer, obschon in humanem Tone abgefaßt, gewährte Bürger wenig Hoffnung. Carmer hebt darin die Schwierigkeiten hervor, ihn in seinem Departement unterzubringen, Schwierigkeiten, die in dem steifzopfigen preußischen Reglement der Beamtencarrière begründet waren; bedauert, daß sein bei dem Obercuratorio der Universität gemachter Versuch, ihm eine akademische Stelle zu verschaffen, wider sein Erwarten fruchtlos gewesen, nachdem er bemerkt, daß Bürger in einem solchen Posten nicht nur seinem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würde widmen, sondern auch den ausgebreitetsten Nutzen würde stiften können, und tröstet schließlich den Supplikanten mit der Versicherung: „Dessen aber können Sie sehr gewiß sein, daß ich Alles anwenden werde, den hiesigen Landen einen Mitbürger wieder zu verschaffen, der ihnen so viel Ehre macht, und dadurch zu zeigen, daß man auch bei uns die Verdienste des wahren Gelehrten ebenso gut zu schätzen weiß als des Soldaten und Financiers." Dieses in mancher Hinsicht interessante Schreiben Carmer's ist Berlin den 19. November 1789 datirt.

Eine sehr instructive und dankenswerthe Partie der Pröhle'schen Schrift ist diejenige, welche des Verfassers gelehrte Untersuchungen über die Balladen Bürger's enthält, indem er an der Hand der vergleichenden Sagenkunde den Quellen nachforscht, aus denen Bürger theils wirklich schöpfte, theils geschöpft haben könnte. Von vorzüglichem Werth sind darunter namentlich die Forschungen über die Lenorensage, und was Pröhle von Bürger's weltberühmter, in alle gebildeten Sprachen übergegangener „Lenore" sagt: „Bürger that mit seiner «Lenore» einen meisterhaften Griff in einen ungeheuern Sagencompiex von ethischer Tiefe, der bis ins graueste Alterthum reicht", das kann man im Grunde auch von dieser Pröhle'schen Untersuchung sagen. In einem letzten Abschnitt des Buchs bringt Pröhle eine Reihe von Gedichten Bürger's, namentlich Epigramme, die zum Theil mit den Unterschriften: Anonymus, Krittelhold, Sansculotte, Schofelschreck und Menschenschreck im „Göttingischen Musenalmanach" erschienen und in den Ausgaben seiner Gedichte nicht enthalten sind, wieder zum Abdruck. Es ist größtentheils werthlos roher Abhub, über den wir nicht zu Gericht sitzen wollen, da Bürger selbst ihn zu ewiger Vergessenheit verdammte, und es fragt sich in der That, ob es sich mit dem Respect vor den Manen eines Dichters verträgt, solche vom Dichter selbst verworfene Nichtigkeiten durch den Druck zu erneuern und zu verewigen. Das große Publicum kann dadurch leicht über die eigentliche Bedeutung des Dichters irre geführt werden, während der Literarhistoriker, oder sagen wir vielmehr der Liebhaber literarischer Curiositäten, dem es darum zu thun ist sie kennen zu lernen, die Quellen selbst aufsuchen mag. Am interessantesten war uns darunter das Gedicht „Klage um Karthon", weil es beweist, daß auch Bürger vorübergehend der damals umgehenden Ossianomanie huldigte.

Die Verdienste Bürger's als Dichter hat der Verfasser in den meisten Stücken gerecht gewürdigt; bei der Beurtheilung seiner Sitten und Verirrungen macht sich aber vielfach jener absprechende Rigorismus geltend, welcher der kritischen Schule eigen ist, der Pröhle anzugehören oder zuzuneigen scheint. Das selbstschmeichlerische Gefühl sittlicher Superiorität ist freilich den meisten Menschen eigen, und die Neigung, über die Handlungen der Nebenmenschen kurzweg den Stab zu brechen, sehr verbreitet. Aber selbst der Criminalrichter hält es für seine Pflicht, bei gerichtlichen Proceduren mildernde Umstände in Rechnung zu bringen, während manche unserer Kritiker und Literarhistoriker sich das Recht angemaßt zu

Digitized by Google

haben scheinen, immer nur das Schlimmste herauszukehren und Personen, die aus ihrem Grabe heraus sich nicht mehr vertheidigen können, an den Pranger zu stellen. Man würde einen Geistlichen, der sich solche Verdammungsurtheile gegen bestimmte Individuen auf der Kanzel gestattete, des Zelotismus beschuldigen und Wehe über ihn rufen, und gewiß wirkt doch die Schrift auf weitere Kreise und in fernere Zeiten als das gesprochene Wort. Inzwieweit freilich das Amt des Sittenrichters mit dem des Schriftrichters Hand in Hand zu gehen habe, muß jedem sein eigenes Gewissen sagen. Pröhle's Darstellungsweise ist einfach, klar, verständig, ohne Affectation, aber es fehlt ihr an Leben, Wärme und Anmuth; aus Abneigung gegen alle decorativen Hülfsmittel des Stils zieht es der Verfasser vor, lieber trocken bis zur Rücksichtenheit zu sein, und hier und da versinkt er sogar ins Platte und Gemeine; er läßt z. B. den Dichter in dem „Kothe, der ihn bei der Berührung einer elenden Dirne (Elise Hahn) besudelte", verkommen, und bemerkt bald darauf: „Müller (der Verfasser des Romans »Bürger«) ist dabei als Dichter begegnet, was Bürger als Menschen: nachdem das Abnorme in dem Verhältnisse zu der reizenden Molly verdaut ist, haben sie etwas starken Tobak nöthig und erkennen weder Tod noch Teufel mehr." Das sind Ausdrücke, die man an einem sonst so verdienstvollen Forscher und Literarhistoriker nicht stark genug tadeln kann. Wir wünschen nicht, daß sich die ungehobelten Kraftausdrücke gewisser Dorfgeschichtenschreiber nun auch noch in die Literaturgeschichte verpflanzen.

Ueber die neue Ausgabe der Gedichte Hölty's können wir uns wol kurz fassen, da sich an Hölty's dichterisches und literarisches Wirken nicht dieselben weiten literarhistorischen Perspectiven knüpfen wie an dasjenige Bürger's, und über sein einfaches Leben, das im eigentlichen Sinne des Worts ein Stilleben war, nicht viel neue Enthüllungen beigebracht werden konnten. Jedenfalls freuen wir uns dieser neuen Ausgabe. Möge sie jungen Leuten ein gleich treuer Freund und Begleiter sein, als die alte Voß'sche und in jenen glücklichern Tagen, wo Hölty's Lied „Wer wollte sich mit Grillen plagen?" noch ungetrübten Anklang im Herzen findet, auf unsern Spaziergängen war. Entspricht doch die Hölty'sche Poesie so sehr dem Charakter des norddeutschen Flachlandes! Nirgends zwar haftet das Auge auf einem erhabenen Gegenstand, einer großartigen Scenerie, einer gewaltigen hochsteredenden Gebirgsmasse, einem Compler tiefer düsterer Abgründe, einem stürmisch daherwirbelnden Sturzbach; heiter und offen liegt die Gegend da, und gern lenkt man seine Schritte nach jenem kaum merkbar von der Fläche sich abhebenden, mit Heidekraut bewachsenen Hügel, nach jenem stillen mit einfachen Feldblumen gestickten Wiesengrund, nach jenem freundlichen Erlenbusch, den eine leise murmelnde Quelle durchrieselt, nach jenem Rain zwischen zwei üppig wogenden Kornfeldern, aus denen Lerchen wirbelnd in das heitere Blau des sommerlichen Himmels emporsteigen. Und zur Zeit, wenn die Sonne zu Rüste geht und die blökenden Heerden nach dem stillen Dörfchen heimwärts ziehen, wenn alle Gegenstände und des Wandernden eigener Körper lange riesenhafte Schatten über die duftige thauige Wiesenfläche werfen, in welche neue Reize kleidet sich dann die reinliche Gegend, über die das Abendroth, das hier so schön und farbig ist als irgendwo, seinen Verklärungsschimmer wirft! Oder man träumt in späterer Abendzeit in der Laube „kühl und grün", während der Mond so hell, „wie er durch Adam's Bäume schien", die dichten Blätterkronen der Linden in Silberfarbe hüllt und aus dem nahen Hain die Nachtigall in langgezogenen Tönen ihre sehnsüchtigen Melodien stötet. Liegt in diesen einfachen Elementen nicht auch eine Fülle von Poesie?

Wir freuen uns auch, daß diese neue Ausgabe in die rechten Hände gekommen ist. Der sie besorgte, Friedrich Voigts, ist ein Landsmann Hölty's und hat seinen Sympathien für den Dichter schon früher in seinem mit Beifall aufgenommenen Roman „Hölty" Ausdruck gegeben. Er hat in die fleißig zusammengestellte biographische Einleitung, mit welcher er diese neueste Ausgabe versah, die Hauptmomente der frühern Biographie Hölty's von Voß, eine der liebenswürdigsten Biographien, die wir kennen, im Ganzen geschickt verwebt; doch hätten wir fast gewünscht, er möchte darin umfangreichere Auszüge aus der Voß'schen Biographie, und zwar mit Voß' eigenen Worten, gegeben haben. Denn was an dieser ältern Lebensbeschreibung so reizend ist, das ist die Naivetät, womit sie abgefaßt ist, während in Voigts' Bemerkungen doch bisweilen Spuren jener kritischen Reflexion zu Tage kommen, wie sie den Modernen eigen zu sein pflegt. Gleich in den Eingangsworten lag für uns etwas Störendes in der Betrachtung, ob Hölty ein großer Dichter gewesen. Voigts kommt dabei zu dem Schluß, Hölty sei zwar bei weitem kein mittelmäßiger Dichter, aber er sei auch kein großer Dichter gewesen; dies zu werden sei ihm durch das Geschick nicht genug Zeit gelassen worden. Wie aber, wenn wir dreist genug sind, zu behaupten, daß Hölty, wofür ihn ja selbst Nikolaus Lenau erkannte, wirklich ein großer Dichter gewesen, d. h. in seinem Genre? Sein Genre war klein, aber in diesem Genre war Hölty groß, vielleicht der größte Dichter für den unverkünstelten und doch correcten Ausdruck der primitivsten Empfindungen, den wir Deutsche bis auf den heutigen Tag gehabt haben. Am Schluß freilich bemerkt Voigts:

Möge dieses Werkchen überall willkommen sein! Es ist wol eine andere Zeit als vor 80 Jahren; andere Namen sind bekannt geworden und geachtet. Selbst andere der Poesie fern liegende Gegenstände beschäftigen die Geister angelegentlich. Dennoch sehen wir von Jahr zu Jahr die Dichter mit den Gaben ihrer Muse hervortreten, und wenn diese Erscheinung als ein Zeichen angesehen werden darf, daß überall in deutschen Landen eine, fast möchte man meinen, stille Gemeinde fortlebt, die den Gaben der Muse huldigt, so werden die Glieder dieser Gemeinde gewiß auch einen Dichter freundlich begrüßen, dem es nicht vergönnt sein sollte, ein großer Dichter zu werden, der aber bis zu seinem letzten Athemzuge Gedanken und Empfindungen in Liedern ausströmte, die Herz und Ge-

Digitized by Google

müth unſerer Voraltern erfüllten. Herz und Gemüth ſind in Deutſchland unverändert geblieben durch allen Wechſel der Zeit!

In der Annahme, daß dieſer neuen freundlich ausgeſtatteten Ausgabe der Hölty'ſchen Gedichte die warmen Sympathien jener „ſtillen Gemeinde" nicht fehlen werden, wird, wie wir hoffen, der Herausgeber ſich nicht getäuſcht haben. In einem Proſpect bezeichnet die Verlagshandlung als nächſte Veranlaſſung zu dieſer neuen Ausgabe „gerade die Theilnahme, welche Hölty in der jüngſten Zeit bei der Jugend Hannovers hervorrief, die dem vor 80 Jahren verſtorbenen Dichter in der Aula des neuen Schulgebäudes ein Denkmal der Erinnerung in einer Marmorbüſte ſtiftete, deren Koſten von Beiträgen der Zöglinge des Lyceums beſtritten wurden".

Unter die wenigen Beiträge, welche die neuere Zeit zu Hölty's Lebensgeſchichte geliefert hat, gehören die Briefe Hölty's an ſeinen Vater, welche Prutz' „Deutſches Muſeum" ſeinerzeit veröffentlichte. Auch Voigts bezieht ſich einigemal auf ſie und druckt unter Anderm folgende Stelle aus dem Briefe vom 6. Februar 1775 ab:

Ich halte Hamburg für den bequemſten Ort, mich daſelbſt ſo lange aufzuhalten, bis ſich eine Gelegenheit zur Beförderung darbietet. Der Gelehrte wird daſelbſt ſehr geehrt, und findet Zutritt zu angenehmen Geſellſchaften, wo er Menſchenkenntniß einſammeln kann.

Aus freien Stücken würde heutzutage wol kaum ein Dichter die Metropole des deutſchen Handels nicht des deutſchen Idealismus zum Aufenthalt wählen. Auch eine oder die andere mündliche Mittheilung, die ſich in der Hölty'ſchen Familie forterbte, konnte Voigts benutzen, darunter eine, welche ihm der Propſt Hölty in Uelzen berichtete. Hiernach habe eine vornehme Dame in Nordhauſen, welche früher mehre Hölty'ſche Gedichte, darunter das bekannte Lied „Wer wollte ſich mit Grillen plagen?" componirt hatte, an den damaligen Amtmann Meiſter in Marienſee eine anſehnliche Summe eingeſendet, um damit in geeigneter Weiſe den nothleidenden Dichter zu unterſtützen. Das Geld traf aber erſt ein, als Hölty ſchon einige Tage todt war, und wurde ſeinem Bruder geſchenkt. Später wird berichtet, und unſers Wiſſens findet ſich dieſe Mittheilung ſchon bei Voß, daß während der letzten Krankheit Hölty's Madame Büſch in Hamburg von Freunden der Hölty'ſchen Muſe 50 Thaler zuſammenbrachte und nach Hannover ſandte. Der Dichter aber war ſchon todt, und das Geld wurde nun für ſeinen Bruder Levin beſtimmt. Sollte die Hölty'ſche Familientradition von jener anonymen Dame in Nordhauſen nicht auf einer Verwechſelung mit dem faetiſch beglaubigten Freundſchaftsact der Hamburgerin Büſch beruhen? Zu bemerken iſt, daß, wie Voigts ſelbſt bemerkt, der gewiſſenhafte Jördens nur die Reichardt'ſche Compoſition des obengenannten Liedes anführt, von einer zweiten Compoſition deſſelben aber nichts weiß.

Dankenswerth iſt ein Anhang älterer Lesarten und eine Nachleſe von Gedichten, welche in der frühern Voß'ſchen Ausgabe nicht enthalten ſind, darunter folgendes zarte:

An ein Johanniswürmchen.

Helle den Raſen, lieber Glühwurm, helle
Dieſe wankenden Blumen, wo mein Mädchen
Abendſchlummer ſchlummerte, wo ich ihre
Teäume belauſchte.

Helle den Raſen, lieber Glühwurm, daß ich
Jede wankende Frühlingsblume küſſe,
Jedes Silberglöckchen des grünen Raſens
Fülle mit Thränen.

Welche Melodie und welcher Wohllaut der ſapphiſchen Ode auch im Deutſchen eigen ſein kann, wenn man ſie dem Genius und dem Tonfall der deutſchen Sprache anpaßt, beweiſt ſich an dieſer kleinen Ode, und gewiß würden die ſo glücklich bei uns eingeführten antiken Versmaße nicht ſo ſehr außer Brauch gekommen ſein, wenn nicht ſpäter philologiſche Dichter ſie durch den grillenhaften Zwang, den ſie ihnen auflegten, zuletzt dem deutſchen Ohre unerträglich gemacht hätten. Ob Voigts wohlgethan, auch die cyniſchen Parodien „Petrarchiſche Bettlerode" und „Bardengeſang" der Ausgabe einzuverleiben, könnte beſtritten werden, obſchon wir ihm zugeben, daß dieſe Producte auch ein „Spiegel der Zeit" ſeien. Sie waren jedoch nur Einfälle des Augenblicks, Späße, welche der göttinger Freundeskreis wahrſcheinlich gemeinſam ausheckte, obwol Hölty ſie geformt oder doch gefeilt haben mag. Aber gerade in einer Ausgabe Hölty'ſcher Gedichte möchte man nur Reines beiſammenhaben und keinem ſtörenden häßlichen Mislaut begegnen.

Hermann Marggraff.

Die Natur der Erde im Großen und Ganzen betrachtet.

Es hat der Naturwiſſenſchaft zu keiner Zeit das Streben nach höherer allgemeiner Anſchauung gefehlt. Sie wußte ſich während des Vertiefens in das Einzelne und Kleine immer auch auf den Höhepunkt zu ſtellen, von wo aus eine Umſchau über einen großen Theil oder über das Ganze der erforſchten Schöpfung möglich war. Dieſe bald kosmiſche, bald philoſophiſche Begründung der Wiſſenſchaft hat ſich als ein Erfahrungsnaturgeſetz des menſchlichen Geiſtes herausgeſtellt, wir müſſen ſie als etwas Weſentliches, Nothwendiges anſehen und entgegennehmen. Auch unſere Gegenwart iſt wieder recht reich an dieſer generellen Betrachtung und Erforſchung der Natur. Und wir haben Glück gehabt, denn die ausgezeichnetſten Denker, die Männer von dem umfangreichſten, gediegenſten Wiſſen haben ſich mit ganzer Kraft und Hingebung an dieſe höchſte Aufgabe der Naturforſchung gemacht und Bewundernswürdiges geleiſtet. Dazu wollen wir uns Glück wünſchen, ohne uns dadurch verſtimmen zu laſſen, daß nicht Alles vortrefflich und gut iſt, daß nicht immer nur Fachmänner von innerm Beruf Hand angelegt haben, daß ſogar viele einſeitig und oberflächlich gebildete Schriftſteller das erhabene Thema leichtfertig beſchmutzt und unwürdig beſpöttelt haben. Wo ſchöne Blumen gezogen werden, muß man ſich auch auf Unkraut gefaßt machen. Die Welt des Menſchengeiſtes iſt überhaupt wie die Welt der materiellen Natur, eine großartige bunte Mannichfaltigkeit, in welcher der Maßſtab des Guten, Schönen und Nützlichen von ſehr hoher Bedeutung iſt, aber doch nie ausſchließlich allein regieren darf, weil ſonſt unſer Urtheil und Wiſſen, unſere ganze Weltanſchauung nie eine wahrhaft freie, nie eine wirklich humane ſein würde. Wie kann der Naturforſcher die große Fülle von ſcheinbar unnützen,

Digitized by Google

schädlichen und häßlichen Stoffen und Geschöpfen mit Ruhe und Gründlichkeit zu seinem geistigen Eigenthume machen, wenn er nicht von der wahren Wissenschaftlichkeit, das heißt von der unbedingtesten Geistesfreiheit beseelt wäre, die Alles, was zur Natur gehört, für wichtig halten muß, weil es dem Geiste Nahrung zum Denken gibt, weil es ein Theil des großen Schöpfungsganzen ist! Kein Mensch, kein Naturforscher kann das Ganze gehörig begreifen und würdigen, wenn er nicht dahin strebt, Alles und Jedes zu beachten und mit freimüthiger Geistesschärfe zu prüfen. Und dieser Grundsatz der wissenschaftlichen Unparteilichkeit muß erst recht innegehalten werden, sobald wir von dem Gebiete der Erforschung der materiellen Natur in das der geistigen übergehen. Wir wollen uns daher auch bemühen, diesen Grundsatz fest vor Augen und im Herzen zu behalten, wenn wir jetzt an die Besprechung und Beurtheilung von Schriften gehen, in denen manches Schöne, Gute und Nützliche anzutreffen ist, aber auch Einiges, was sich der Kritik gegenüber als nicht stichhaltig erweist.

---

1. Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die moderne Richtung in den Naturwissenschaften. Publicistische Aphorismen für Gebildete von T. Wittmaack. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Buch hat Aehnlichkeit mit den Menschen, die man erst später nach längerm Verkehr richtig auffaßt und dann wahrhaft lieb gewinnt. Der Verfasser scheint ein sehr unzufriedenes, Alles bekrittelndes Gemüth zu besitzen, welches den Begriff der Duldsamkeit kaum dem Namen nach kennt. Diese rauhe, scharfe Seite zeigt er überall und verletzt und kränkt damit viel. Aber dennoch ist sein innerer Kern gut und sein Wollen edel und tüchtig. Der Verfasser hat sich auch schon einen Namen gemacht durch seine „Geschichte der Seelengefühle" und durch seine „Analyse zu Gervinus' Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts". Wir kennen seine Natur schon, er tritt gern recht zuversichtlich auf. Er denkt nicht viel daran, daß auch er sich irren könne, wenn er nachweist, wie unendlich viel Irrthum in den Wissenschaften verbreitet ist. Aus eben diesem Grunde ist sein Standpunkt nichts weniger als frei. Er nimmt Partei. Nun das soll uns nicht beirren, wir nehmen Menschen und Bücher wie sie sich geben, oder besser wie es ihre wahre Natur verdient genommen zu werden.

Zur Vorrede wählt der Verfasser folgendes Gedicht:

Es gibt wol keinen Himmelsstrich
Wo nicht die Leute klagen,
Der Druck sei jetzt so fürchterlich,
Man könn' ihn nicht mehr ertragen.

Wenn's wirklich so, seh' ich nicht ein,
Was euch dann könnt' duffren,
Wenn ihr die läst'gen Plackerein
Beschließet zu cuffren.

Doch calh' ich, denkt zuerst noch nach,
Wo, wie und was euch drücke,
Damit der Wünsche rascher Schlag
Nicht die Vernunft berücke.

Ein bischen Druck ist von Natur
Für uns schon Grundbedingung,
Er corrigirt die Nerven nur,
Wenn sie zu voller Schwingung.

Ein bischen, — aber mehr auch nicht,
Die Freiheit ist empfindlich,
Und wenn sie ihre Klammern bricht —
Weiß Gott' so thut sie's gründlich.

Man sieht, der Verfasser hat eine lebhafte Phantasie. Er bildet sich eine Welt voll unzufriedener Leute, um darauf losschlagen zu können. Er scheint den ersten Theil des Werkchens überhaupt auch viel früher geschrieben zu haben, als den zweiten, da jener ein politisches Glaubensbekenntniß in sich schließt, das gar nicht gut mehr für unsere Zeit passen will. Die absolute monarchische Verfassung hält er für die unbedingt beste. Nun, das ist seine Sache, es gibt auch andere vernünftige Leute, welche hierin mit ihm übereinstimmen. Wenn aber noch Andere seiner Meinung nicht sein können, so muß er von ihnen nicht gleich behaupten, daß sie die Königlichen aus dem Lande jagen wollen, daß sie die Vernunft der erregten Massen zum Gesetz zu erheben und die blinde Volksjustiz zur ausübenden Gewalt einzusetzen trachten. „Ich erwarte überhaupt von der Masse nichts Außerordentliches", sagt er, „weil ich von einem Werkzeug mir nur je nach der Qualität der Werkführer etwas versprechen kann. Wenn man aber einen Theil dieser nach ihrer heutigen Artung auch einmal von hinten betrachtet, so ist man in der Lage, sich eine enoem deutliche Idee davon zu machen, was Zopf sei, wenn auch Frau Mimik die Simulation versuchen sollte, als wäre im Obeestübchen soeben für den Generalstab der Klugheit Quartier bestellt." Der Verfasser mag recht herzlich gelacht haben, als er mit diesem Witz zu Stande gekommen war. Wir und die meisten seiner Leser lachen jetzt ebenso herzlich mit, weil die Zopfstelle sich auch umgekehrt anwenden läßt. Der Verfasser vertieft sich auf diese Weise immer mehr und mehr in die politische Naturgeschichte des menschlichen Geistes, schafft sich Zustände, Gegner und Feinde, die entweder nie da waren oder doch längst aufgehört haben zu existiren, und bekämpft sie dann ritterlich, bald mit dem poetischen, bald mit dem philosophischen Schwerte. Die Sachen haben jetzt nicht mehe das Interesse wie vor sechs, acht Jahren, wir wollen deshalb auch nicht länger dabei verweilen. In viel höherm Grade fesselt uns die zweite Hälfte des Buchs, die auch mehe dem Bereich der eigentlichen Naturwissenschaft angehört.

Hier wird besonders der platte Materialismus ins Auge gefaßt und recht tüchtig mitgenommen. Der Standpunkt des Verfassers ist auch hiee weniger wie vorher parteiisch, woher es denn kommt, daß man diesen Theil des Buchs sehr gern liest. Der Ausspruch der Materialisten, daß Das, was bisher Lebenskraft, Seele, Geist der Menschen genannt sei, nichts Anderes sein solle als ein chemisch-physikalisches Resultat aus dem Zusammenwirken von Stoffen innerhalb des Raums einer organischen Körperlichkeit, will dem Verfasser gar nicht in den Sinn. Er führt mehre sehr triftig scheinende Gründe dagegen an, und benutzt zuletzt Heinrich Heine als Beispiel einer geistigen Größe bei materieller Ohnmacht. „Seine körperliche Situation ist bekannt", sagt er, „sie war seit Jahren, besonders aber in den letzten, der Act, daß der Dichter, man möchte sagen, seelisch fortlebte, wäheend er leiblich abstarb. Der chemisch-physikalische Ernährungsproceß war kaum im Stande, den zerfallenen Bau des Organismus so weit zu stützen, daß er als nothwendiges Verbindungsmittel der darin vorhandenen Seele mit der Außenwelt zusammenhielt: aber ungeachtet dieser Schwäche der Behausung, ungeachtet der zunehmenden Abnutzung der somatischen Hülle, wie frisch, wie belebt, wie groß der Inhalt, der Heine'sche Geist! Er blieb, was er war und wozu er bestimmt gewesen, ein Autokrat im Reiche des Lichts, zuschauend der allmäligen Auflösung der Leibesatome, aber unabhängig von dem materiellen Ruin, so lange unabhängig, bis mit dem endlichen Stillstande der physischen Organik die Bedingung aufhörte, unter welcher überhaupt nur die Psyche der Physis verbunden bleiben kann." An einee andern Stelle macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß in der belebten Schöpfung ein Etwas, ein unbegreifliches Etwas liege, das nothwendig höher stehe als die Materie. „Gehen wir hinab", sagt er, „bis zu dem niedrigsten Organismus, bis zu dem pflanzlichen sogar, überall dieselbe Scheide zwischen der Materie und einem höher darin Waltenden. Wir treffen in der Pflanze, wie niedrig sie steht, ebenso wol auf ein unfaßbares, weit über allen anorganischen Elementen stehendes Lebenselement, wie in den höhern und höchsten Organismen." Man sieht, der Verfasser weiß seinen Gegenstand in lebendiger Weise zur Anschauung

Digitized by Google

zu bringen. Man denkt seinen Gedanken gern nach. Aber dennoch wird er wie viele Andere, die ähnliche aber unglückliche Versuche gegen den Materialismus gemacht haben, auf die Hoffnung verzichten müssen, seine Gegner andern Sinns zu machen. Sie werden ihre Ansicht, daß es nicht mehr nöthig und auch nicht wissenschaftlich sei, sich hinter den Begriff der Lebenskraft zu verstecken, um die Thätigkeit der organischen Schöpfung auf dem Wege der Erfahrung zu erklären und zu begreifen, nie wieder aufgeben. Darüber darf man ihnen aber auch keinen Vorwurf machen wollen, das ist eine That der wissenschaftlichen Freiheit; sie müssen nur eingedenk bleiben, daß ihre Ansicht vor der Hand nur eine wissenschaftliche Hypothese ist, der noch recht viel Feld der Wahrscheinlichkeit gewonnen werden muß; sie dürfen nicht vergessen, daß es der Würde der inductiven Naturforschung gar wenig entspricht, aus ihrer Ansicht schon jetzt Consequenzen zu ziehen, als sei sie eine unumstößliche Wahrheit; das ist ein Leichtsinn, welcher sich mit dem Ernst der wissenschaftlichen Freiheit nimmermehr verträgt.

---

2. Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie von Friedrich von Rougemont. Mit Zustimmung und Verbesserungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von Eduard Fabarius. Stuttgart, Besser. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Dieses beachtenswerthe Buch behandelt seinen Gegenstand mit Geist und Würde, nimmt nirgends engherzig Partei und ist ganz dazu geschaffen, die Theologie mit der Naturwissenschaft zu versöhnen. Wir halten es daher für Pflicht, die Schrift beiden Parteien zur Beherzigung zu empfehlen.

Rougemont hat sich auf dem Gebiete der Ritter'schen Erdkunde schon lange einen sehr geachteten Namen erworben. Er mit Berghaus, von Roon, Vogel u. A. hat das große Verdienst die Ideen des großen Ritter praktisch zu machen für Schule und Haus. Von ihm ließ sich in dem vorliegenden Werke nur Ausgezeichnetes erwarten. Er selbst sieht diese Geschichte der Erde als eine Fortsetzung seines früher erschienenen „Le peuple primitif, son histoire, sa religion et sa civilisation" an. Wie ernst und gründlich er sich an die Lösung seiner Aufgabe gemacht hat, geht schon daraus hervor, daß er die Mühe nicht gescheut hat, Hebräisch zu lernen, damit er das Wort der Bibel im Urterte selbständig studiren konnte; daß er mit seinem Freunde Agassiz jahrelang Geologie trieb, um auch als Naturforscher in der Ergründung der Geschichte der Erde selbständig dazustehen. „Es genügt zu sagen", bemerkt der Verfasser, „daß der Glaube, welcher nicht berufen ist, die Muscheln und die Knochen zu studiren, sich nicht in die Deductionen mischen darf, welche der Gelehrte logisch aus wohlangestellten Beobachtungen zieht. Aber auch die Geologen dürfen nicht, wie es jetzt gewisse deutsche Naturalisten machen, den Gott der Bibel leugnen, weil sie im Sandstein oder im Thon nicht die Fußtapfen oder den Schädel des ewigen Geistes gefunden haben."

Dem Uebersetzer Fabarius zu Saarlouis gebührt noch ganz besonders ein dankbares Wort der Anerkennung. Seine Uebersetzung ist vortrefflich. Das Buch liest sich wie eine durch und durch gut stilisirte deutsche Originalschrift.

Ein specielles Besprechen des Buchs ist hier nicht möglich und auch nicht nöthig. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß dasselbe mit Andreas Wagner's „Die Geschichte der Urwelt" und mit Quenstedt's „Sonst und Jetzt" auf einer Basis ruht. Um aber doch Einiges mitzutheilen, wonach man die Art und Weise erkennen kann, wie der Verfasser seinen Gegenstand erfaßt und behandelt, so wählen wir etwas aus dem fünften Capitel, welches die gegenwärtige Epoche der Erdgeschichte bespricht. „Andere Thatsachen deuten dagegen an, daß unser Planet noch nicht in seinen definitiven Zustand eingetreten ist, daß er jeden Augenblick seinen Continenten eine neue Form geben kann, und daß er sich für irgendeine ungeheuere Katastrophe bereit hält. Ein großer Theil der Erdoberfläche ist beständig in Bewegung, hier sich senkend, dort sich erhebend und dem Meere Gebiete abgewinnend oder verlierend. An der Küste von Puzzuoli ist der berühmte Tempel des Serapis bis fünf Meter unter das Wasser hinabgestiegen und hat sich später wieder über den Spiegel des Meeres erhoben. Mittelitalien, Sardinien, Schweden haben gewisse Stellen, die versanken, als sie schon von Menschen bewohnt waren und danach durch plutonische Gewalten, welche im Innern der Erde unaufhörlich thätig sind, emporgehoben wurden. Ich schrieb dies Wort „thätig sind" am 25. Juli gegen 12¾ Uhr, als mein Pult sich erhob durch einen verticalen Stoß, dem einige Secunden nachher eine Schwingung von Nordwest nach Südost folgte, die die Klingel des Hauses in Bewegung setzte. Ganz Schweden (Schonen ausgenommen) steigt langsam über das Baltische Meer, welches sich zurückzieht und seine ehemaligen Ufer trocken läßt. Die Westküste Arabiens bietet uns dieselbe Erscheinung. Die Küste Grönlands dagegen hat sich seit vier Jahrhunderten auf einer Länge von 200 französischen Meilen fortwährend gesenkt. Im Jahre 1819 ist der untere Lauf des Indus durch das plötzliche Erscheinen eines Erdrückens von 20 Meilen Länge und 6 Meilen Breite und durch das Einsinken eines parallelen Erdgürtels bedeutend verändert. In der Neuen Welt sinken, während heftige Erdbeben die Küste von Chile emporheben, die Chiloe-Inseln im Süden allmälig unter den Spiegel des Oceans. Die erstaunten Eingeborenen finden ein tiefes Wasser, wo jüngst noch die Muschelbank war, die sie mit ihren Reichthümern ernährte, und der Wald, der ihnen das Holz lieferte, ist mit mehren Fuß Wasser bedeckt, oder ist von irgendeiner ungeheuern Welle mit fortgerissen, die vom Erdbeben in Bewegung gesetzt wurde, und den Boden sehr hoch mit Producten des Oceans bedeckt hat. Von Otaheiti bis Madagaskar sind, wenn man sich auf einige Beobachtungen verlassen kann, auf welche Darwin eine kühne Hypothese gegründet hat, alle Länder in Bewegung: die Gesellschafts- und die Niedrigen Inseln senken sich allmälig auf einen Raum von 500 Meilen Länge und 150 Meilen Breite. Die Neuen Hebriden, die Salomonsinseln und die Inseln von Neuirland haben sich dagegen gehoben, und in den weiten Seestrichen zwischen diesen Herden entgegengesetzter Thätigkeit sieht man steigende und sinkende Inseln regellos untereinander zerstreut und durch die Erdbeben alle gleichmäßig in Bewegung gesetzt. Mehr nach Westen wiederholen sich diese Erscheinungen allesammt. Neuguinea, Timor, Java, Sumatra steigen empor, wie es ihre Ufer bezeugen, während an der Ostküste des australischen Continents infolge eines langsamen Sinkens der Kanal, der sie von ihrer ungeheuern Vormauer der Korallenbänke trennt, sich mehr und mehr erweitern soll. Im Südwesten der Sundastraße sinken die Keeling- und Kokosinseln, die in zehn Jahren durch drei Erdbeben erschüttert wurden, unbestreitbar." ... So durchwandert der Verfasser mit einer bewundernswürdigen Belesenheit alle Theile der Oberfläche unserer Erde und zeigt dann, wie diese localen Revolutionen die Vorläufer der Geiseln aller Art waren, die während der folgenden Jahrhunderte die Menschen decimirten. „Ich maße mir nicht an", sagt er dann am Schlusse dieser sehr interessanten Darstellung, „die wahren Ursachen der verschiedenen Geiseln entdeckt zu haben, von denen die heidnische Welt und das christliche Europa heimgesucht wurden. Aber mir scheint es unmöglich zu leugnen, daß zwischen der Geschichte dieser Geiseln und der der Menschheit eine Harmonie besteht, die von einem Gott der Gerechtigkeit und Heiligkeit vorher geordnet ist."

---

3. Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien. Aus dem Nachlaß von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Gotha, Scheube. 1857. 8. 1 Thlr.

Diesem Buche wird es an einer freundlichen Aufnahme

Digitized by Google

gewiß nicht fehlen. Es ist mit großem Fleiße zusammengestellt und erfaßt seinen Gegenstand mit ganzer Liebe und Hingebung, es ist überall leicht verständlich und bleibt durchweg interessant. Der Verfasser war Volksschulmann, aber einer von denen, welche ihre Aufgabe ganz erkannt haben und darin ihr höchstes Lebensglück finden. Er ist nicht mehr, ist jung gestorben und ein Opfer seines edeln Strebens geworden. Er war ein sehr talentvoller Jugendlehrer, der in der eigenen Veredlung seines Geistes und seines Herzens als musterhaftes Beispiel vorleuchtete. Ein solcher Mann verdient Anerkennung und Beachtung. Hat er diese nun auch schon in seinem Leben gefunden, so gebührt sie ihm in noch höherm Maße im Tode und wir freuen uns sehr, daß Roßmäßler in seinem Vorwort zu dieser hinterlassenen Schrift mit aufrichtiger Herzenswärme darauf hingewiesen hat; er beklagt mit tiefem Schmerz den „Verlust eines jüngern Kameraden auf dem Kampfplatze gegen die wieder hereinbrechenwollende Finsterniß, eines Kameraden, dessen Tüchtigkeit und Thatkraft Großes erwarten ließ".

Nach dem Vorworte enthält das Buch eine kurze Biographie des Verstorbenen von einem Ungenannten. Hieraus ersieht man, daß Reimann 1827 in Lentschel bei Walstatt geboren und 1855 in Berlin gestorben ist, daß er in Bunzlau seine seminarische Bildung erlangt hat, und daß ihm der jetzige Stadtschulrath Fürbringer ein Gönner und Freund für seine ganze Lehrerlaufbahn gewesen ist. Diesterweg und Wander waren seine Vorbilder, von ihrem edeln Streben durchdrungen legte er Hand an seine Ausbildung, suchte er sich tüchtig zu machen in seinem Fache. Die Naturwissenschaft hatte er unaussprechlich lieb gewonnen; er suchte sie, wo er nur konnte, zu seinem Eigenthume zu machen. Als Oken einmal einen Preis für die genaueste Kunde über den Nestbau eines Vogels ausgeschrieben hatte, beobachtete Reimann diesen Vogel unermüdet wochenlang und gewann dann den Preis. In Berlin besuchte er die Vorlesungen von Dove, Ritter und Grimm theils um sein Wissen zu bereichern, theils aber auch, um sich durch diese großen Geister anregen zu lassen. Das vorliegende Buch liefert den Beweis davon, daß dieser geistige Verkehr auf einen sehr fruchtbaren Boden gefallen ist.

Was nun das Buch selbst betrifft, so zerfällt es außer dem Anhange in zwei Theile, wovon der erste ein allgemeines Bild der Atmosphäre gibt, der zweite dagegen die Wärmeverhältnisse des Luftmeers bespricht. Schon diese Art der Eintheilung deutet darauf hin, daß das Werk ein Bruchstück von einem beabsichtigten größern Ganzen ist, und wenn man sich tiefer hineinliest, so überzeugt man sich noch mehr davon, daß der Verfasser einen größern Plan vor Augen hatte, als die gedruckte Ausführung darlegt. Der Tod hatte ihn überrascht. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle, so ist das Gegebene doch gut und verdient recht viel gelesen zu werden. Ohnehin ist der Gegenstand so umfangreich, daß man kaum daran denken kann, ein Buch zu erhalten, in dem Alles und Jedes besprochen und mit gleicher Ausführlichkeit zur Darstellung gebracht werden wird. Der Standpunkt des Verfassers ist ein populärer und ein solcher, der weniger auf der specifisch naturwissenschaftlichen Seite als auf der erdkundlichen gelegen ist. Daher kommt es denn auch, daß die Darstellung mehr beschreibend als begründend auftritt.

Doch nun wollen wir auch einen speciellen Einblick in das Buch selbst thun und da wählen wir uns zunächst das fünfte Capitel des zweiten Theils aus, in welchem die klimatischen Verhältnisse von Meer und Land der Erde besprochen werden. „In dieser Uebersicht der Ursachen für die verschiedene Gestaltung des Klimas tritt uns zunächst die Bemerkung entgegen, daß das verschiedene Verhältniß von Wasser und Land dabei die Hauptrolle spielt. Auf einer Erde, die nur vom Lande oder vom Meere bedeckt wäre, würden die Klimate sich sehr regelmäßig gestalten, und wenn das Land überall aus gleichem Gestein oder Boden bestände und eine gleiche Höhe hätte, so würde man die Wärme einer Gegend wirklich nach ihrer Entfernung vom Aequator berechnen können. ... Mit einem Worte, eine mathematische Vertheilung der Wärme wie des Sonnenlichts könnte nur auf einer Erde stattfinden, die einen glatten Ball ohne Wasser und Luft bildete. ... Die Vertheilung von Land und Wasser auf der Erde erscheint nicht blos ungleich, sondern ganz regellos und räthselhaft. Wir wissen noch keine Gründe dafür anzugeben; vielleicht aber wird man nach Jahrhunderten in dieser scheinbaren Unordnung eine Harmonie erkennen, die wir erst in einzelnen Andeutungen gewahren und ahnen. Das Hervorragen der Landmassen hängt von der Höhe der Meeresflächen ab. Nun hat man aus dem verschiedenen Barometerstande auf einzelnen Oceanen geschlossen, daß der Luftdruck die Ursache sei und das eine Meer hinabdrücke, das andere höher stehen lasse. Indeß diese Verschiedenheiten sind nur local und der Meeresstand ist auf den Hauptoceanen gleich. Wir bewegen uns hier durchaus noch auf einem dunkeln weiten Gebiete. Hat vielleicht die Verschiedenheit der Dichtigkeit der innern Erdmassen in der einen Gegend eine stärkere Anziehung der Oberfläche bewirkt als in der andern, sodaß die Erdrinde dort gesunken ist und jetzt den Grund eines Meeres bildet? Oder sind die Erdtheile große Gewölbe, durch vulkanische Kraft gehoben?" Man merkt hier der ganzen Darstellung an, daß der Verfasser viel über den Gegenstand gelesen und nachgedacht hat, daß das Ganze aber noch nicht die nöthige Reife zur Mittheilung besitzt. Zuweilen wird aber auch das Eingehen in die Bewahrheitung einer Behauptung absichtlich vermieden, welches auf den Leser einen sehr unbefriedigenden Eindruck macht. So wird z. B., als von dem Dove'schen Winddrehungsgesetze die Rede ist, sehr hübsch berichtet, daß schon Baco dasselbe gekannt, daß auch Lampadius dasselbe 1806 aufgefunden und zur Anschauung gebracht habe, daß aber unser Dove das große Verdienst habe, die Ursache des Ganzen aufgefunden zu haben. „Diese Ursache war es, nach welcher Dove suchte und die er in der Stauung, in dem Kampfe und dem Verdrängen der beiden Hauptwinde, des nördlichen und des südlichen, fand." Damit ist nun alles weitere Begründen abgethan. Später werden Dove's eigene Worte der Beschreibung des Winddrehungsgesetzes noch angeführt, aber an ein Nachweisen der Ursache wird nicht weiter gedacht. Indessen dürfen wir dieses Mangels wegen mit dem Verfasser nicht zu streng rechten, weil der ganze Standpunkt desselben viel mehr auf eine Naturbeschreibung als auf eine Naturerklärung gerichtet ist. In einer populären Schrift, wie die vorliegende, sieht man allerdings eine solche Sonderung nicht gern, indessen sie ist nun einmal gemacht und wir dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser nicht mehr gelebt hat bei der Herausgabe seiner Arbeiten, daß es ihm unmöglich war, die Sache zu vollenden.

---

4. Das Leben des Meeres. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von Georg Hartwig. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Gleich bei dem ersten Zusammentreffen fesselt dieses vortreffliche Buch seine Leser und hält sie mit lebhaftem Interesse fest bis ans Ende, und das Merkwürdige dabei ist, daß es überall nur Gegenstände bespricht, die ziemlich allgemein bekannt sind. Die ganze Kunst beruht daher in der Darstellung. Diese ist nun elegant, fein und frisch, geht rasch über trockene Gelehrtenspeculationen hinweg und verweilt da mit behaglicher Gemüthlichkeit, wo gebildete Denker gern zuhören. Das ganze Buch lehrt uns durch die That, wie man populär schreiben muß, wenn man den Gegenstand gründlich kennt, ihn aufrichtig liebt und geschickt ist, auch in Andern diese Liebe zu erwecken.

Der Verfasser bewohnt schon seit zwölf Jahren das Ufer der Nordsee, hat täglich das Meer vor Augen gehabt und ist ihm von ganzem Herzen zugethan gewesen. „Ich liebe das Meer so innig und warm", ruft er aus, „wie nur der Schweizer seine Alpen lieben kann, und ich möchte, daß auch Andere

Digitized by Google

meine Bewunderung theilten und die Mysterien kennen lernten, die sich unter der schwankenden, stets beweglichen Oberfläche des Oceans bergen." Mit einem solchen Ausspruche, der ganz gewiß auf der treuesten Wahrheit beruht, hat der Verfasser die Leser sogleich gewonnen. Er zerlegt dann sein Thema in drei Abtheilungen. Die erste bespricht die physikalischen Verhältnisse des Meeres, die zweite behandelt die organische Schöpfung des Oceans, und die dritte bringt die Beziehung des Menschen zum Meere.

Um nun durch einige specielle Mittheilungen aus dem Buche den Werth desselben zur Anschauung zu bringen, so wählen wir zunächst aus der ersten Abtheilung einen Gegenstand, wofür man sich gerade in unsern Tagen sehr lebhaft interessirt, nämlich über die nachtheiligen Folgen der rücksichtslosen Vertilgung der Wälder. „Während Griechenland und Kleinasien ihre Fruchtbarkeit haben verschwinden sehen mit den Gehölzen, die einst ihre Anhöhen bedeckten, hat die Ergiebigkeit anderer Länder zugenommen, sowie die Art ihre allzu dichten Wälder lichtete. Zur Zeit der Römer war fast ganz Deutschland eine einzige ungeheuere Hyläa und das Klima daher viel rauher und kälter als es gegenwärtig ist. Alle Niederungen waren mit undurchdringlichen Morästen bedeckt, und lateinische Historiker beschreiben den deutschen Winter mit Ausdrücken, wie wir sie allenfalls zur Schilderung einer sibirischen Kälte brauchen würden. Aber allmälig brachten die friedlichen Eroberungen des Landmanns eine bedeutende Veränderung in der Natur Germaniens hervor. Die übermäßige Feuchtigkeit des Bodens verminderte sich, die Moräste verschwanden mit den sie nährenden Wäldern, und die Hitze der Sonne, die nun frei in den Boden dringen konnte, weckte dessen zeugende Kraft. Die Kastanie und die Rebe blühen und reifen an den Ufern der Donau und des Rhein, wo sie vor 2000 Jahren nicht hätten bestehen können oder jedenfalls keine Früchte hervorgebracht hätten. Aber auch Deutschland würde eine Verminderung seiner Fruchtbarkeit eintreten sehen, wenn die Ausrodung der Wälder, welche noch so viele seiner Anhöhen bedecken, in einem bedeutenden Maße zunehmen sollte. Zahlreiche Bäche würden dann während der heißen Jahreszeit, infolge des schnellern Herabfließens des Frühlingsregens und des raschern Schmelzens des Winterschnees versiegen und wahrscheinlich würden erfrischende Sommerregen nicht mehr so häufig sein. Jetzt schon werden die Ueberschwemmungen, welche fast jährlich die Ufer der Elbe, der Oder, des Rhein und so vieler anderer Flüsse verwüsten, der übermäßigen Vertilgung der Wälder auf den Gebirgen und Hügeln, in denen jene Ströme und ihre Zuflüsse entspringen, von allen Sachkundigen zugeschrieben." So wird in vielfachen Beispielen nachgewiesen, daß der Mensch die Macht besitzt, das Klima der Länder umzugestalten, und daß er auch in dieser Hinsicht den Namen des Herrn der Erde verdient. Durch Anpflanzung und Ausroden von Wäldern kann der Mensch die Natur zu einer gleichmäßigen Vertheilung ihrer Gaben zwingen. Aber es wird auch darauf hingewiesen, daß der Mensch seine Herrschaft weit öfter zu seinem eigenen Nachtheile misbraucht als zur Förderung seines Wohlstandes benutzt habe. „Solche Betrachtungen lehren uns", sagt der Verfasser, „daß wir noch weit davon entfernt sind, den Gipfel der Cultur erreicht zu haben, und daß höchst wahrscheinlich unsere Nachkommen auf unsern jetzigen Zustand ebenso herabsehen werden, wie wir auf den unserer barbarischen Vorfahren." Das ist ein Wort, welches schon von vielen Seiten mit gleicher Freimüthigkeit ausgesprochen worden ist. Man fühlt, daß es die sorgfältigste Beherzigung verdient, aber es ist auch nicht ungehört geblieben; von allen Seiten rühren sich die Lenker der Staaten und Völker, um die Bodencultur wieder auf einen vernünftigen Naturzustand zurückzubringen.

In der zweiten Abtheilung lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Schilderung der Natur des Hai. Das Thier ist gefräßig und so unempfindlich gegen Schmerz, „daß dasselbe, wenn man es beim Festschmause eines todten Wallfisches mit einer Harpune durchbohrt und es ihm zu entkommen gelingt, nach kurzer Zeit an dieselbe Stelle zurückkehrt, um seine unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen. Dabei ist der Hai so lebenszähe, daß das ausgeschnittene Herz noch einige Stunden nach dem Tode fortschlägt und der in Stücke zerhauene Körper ebenso lange Lebenszeichen von sich gibt. Er ist daher sehr schwer zu tödten, und es soll sogar gefährlich sein, die Hand in den Rachen des vom Rumpf getrennten Kopfes zu stecken. Den Menschen greift er merkwürdigerweise nicht an, denn obgleich Walfischjäger beim Fettabschneiden häufig ins Wasser fallen, wo er sich in großer Menge aufhält, weiß Scoresby keinen einzigen Fall zu erzählen, daß er jemals einen von ihnen angegriffen und verwundet hätte." Damit fallen also unzählig viele gräßlich schöne Erzählungen in das Gebiet der malerischen Dichtungen, welche gar keinen Wahrheitsgrund besitzen.

In der dritten Abtheilung wird gezeigt, wie der Mensch allmälig mit der Größe und den Grenzen des Oceans bekannt geworden ist. Die allmälige Erweiterung des Horizonts in dem erdkundlichen Wissen der Menschen geht von den Phöniziern aus und endigt zuletzt in den Forschungen im arktischen Meere; wir bewundern Diaz und Basco de Gama, Magellan und Cook, wie sie, von Stürmen und Drangsalen unbesiegt, die Schranken des Oceans durchbrachen. Dem edeln Streben, das Dunkel des Schicksals Franklin's aufzuklären, widmet das Buch auch eine menschenfreundliche Aufmerksamkeit. „Von Franklin wurde weiter nichts entdeckt, als die Stelle seines ersten Winterquartiers am Cap Riley, Trümmer von Hütten, drei Gräber und sogar ein kleines Gärtchen, wo Moos, Flechten und Anemonen, die dürftigen Erzeugnisse der arktischen Flora durch die Sorgfalt irgendeines Blumenfreundes in Beeten geordnet waren. Aber die Stille des Todes lag über der ganzen verödeten Stätte, und kein Zeichen deutete auf die später von Franklin durch die Wildniß genommene Richtung. Dem Capitän M'Clure ist es endlich gelungen, die große Frage der nordwestlichen Durchfahrt zu lösen, indem er unter tausend Gefahren von der Behringsstraße aus bis nach Mercybai (1851) vordrang und auf diesem Wege sich der Melvillestraße auf weniger als 60 englische Meilen näherte. Lieutenant Creßwell, der über das gefrorene Eis M'Clure's Depeschen dem Capitän Inglefield überbrachte und mit diesem nach England zurückkehrte, während sein Befehlshaber auf den Schiffen überwinterte, verdient bemerkt zu werden als der Erste, der jemals die Reise um Nordamerika gemacht hat, indem er durch die Behringsstraße in das Polarmeer einfuhr und durch die Baffinsbai dasselbe verließ. Aber die Durchfahrt ist nur gefunden worden, um ihre gänzliche Unbrauchbarkeit für die Schiffahrt darzuthun. Wenn auch die Macht der Strömungen oder der Winde diesen oder jenen der vielfachen Kanäle des polarischen Inselarchipels während eines besonders günstigen Sommers vom Eise befreit, so findet ihn gewiß der folgende um so vollständiger versperrt. Nie wird ein Handelsschiff oder ein Walfischfänger auf diesem Wege nach der Südsee steuern."

Es wird uns ordentlich schwer, hiermit von diesem Buche Abschied zu nehmen; indessen halten wir uns überzeugt, daß das Mitgetheilte schon zur Genüge hinreichen wird, die Neigung zum Selbstlesen des Buchs zu erwecken, und mehr wollten wir nicht erreichen. **Heinrich Birnbaum.**

Neuere Romanliteratur.

Romane und Novellen mögen ihr Dasein im Allgemeinen dem geselligen Triebe verdanken, ein Erlebtes mündlich oder schriftlich mitzutheilen. Da mußte sich denn auch gar bald die Nothwendigkeit geltend machen, dieser Mittheilung eine möglichst ansprechende Form zu geben. So ward das Erlebte Gegenstand der Kunst, die sich eigene Gesetze bildet, um dasselbe harmonisch aufzulösen in die innere Anschauung des ewig Wahren und Schönen

Digitized by Google

Der Zuhörer, der Leser wird damit selbst unwillkürlich in einen Ideenkreis versetzt, dem er sich, man könnte sagen, wie gebannt auch dann fügen muß, wenn er eigentlich nichts weiter will, als nur über eine müßige Stunde leidlich hinwegkommen; ja, selbst dann auch, wenn das Gehörte, das Gelesene im Widerspruch steht mit den eigenen Gewohnheiten, Grundsätzen, Anschauungen, die häufig genug auf etwas bestehen, welches sie „eine wahre Geschichte" nennen, also streng genommen auf einer Unmöglichkeit. Jedes Auge sieht, jedes Ohr hört anders, darum erzählt jeder Mund anders. Was ist nun wahr? Da tritt die Kunst als Vermittlerin auf, und selbst die Anzeige von Romanen und Novellen, welche zunächst dem vieldeutigen Begriff der „Unterhaltung" angehören, unterliegt ihren Gesetzen. Sie soll mindestens ansprechend sein. Wir haben hier vor uns eine Reihe von Unterhaltungsschriften: versuchen wir, wie wir damit fertig werden!

1. Die Sphinx. Roman von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr 24 Ngr.

Die Dichter aller Zeiten und Völker wissen von der Unergründlichkeit der Frauennatur zu singen; die ernste Geschichte bekräftigt das durch manche Beispiele, und die Kunst hat das Alles schon vor Jahrtausenden symbolisch zusammengefaßt in jener Gestalt, deren flüchtiger Anblick selbst das Nachdenken herausfodert zur Enträthselung des verkörperten Geheimnisses. Mag es nun damit sein wie es will, die Unergründlichkeit der Frauennatur ist zugleich, oder vielmehr eben deswegen mit Reizen bedacht, die den Mann fesseln, ihn sogar vermögen, durch jedes erreichbare Mittel ein Gut zu erlangen, von dem er in den wenigsten Fällen weiß, ob es ihm ein Heil gewähre, welches mit seinen Anstrengungen in irgend genügendem Verhältnisse stehe. Das hier Gesagte ist nichts weiter, als ein Hindeuten auf die äußersten Grenzen der Stellung zwischen Mann und Weib. Im Leben selbst macht sich diese Stellung schon meistens friedlich genug, und so behandelt auch der vorliegende Roman dieselbe, wir möchten sagen, als ein neckisches Spiel, sich verwickelnd und entwickelnd aus den gegebenen oder erzwungenen Verhältnissen unserer Gesellschaft. Der Legationssecretär Engelbert Wald will auf der Reise nach dem Orte seiner Mission einen Bruder, den Pfarrer Gustav Wald besuchen, trifft in der Klause einer Burgruine eine junge Dame, die sich den Fuß verrenkt hat, und führt die Schmeezgeplagte seinem Bruder zu. Neben der Sorge für ihre Wiederherstellung möchte der junge Mann nun aber auch gar gern das Woher und Wohin der Schönen erfahren und da macht sie seinen noch wenig durchgebildeten Diplomatenkünsten viel zu schaffen, denn sie ist ein Schalk und er muß doch möglichst discret sein. Er will bald herausgebracht haben, sie heiße Agathe und kurz — endlich treffen Papiere ein, die das zu bestätigen scheinen. Unter diesen Papieren ist auch die Erklärung der Mutter, wonach sie — der Vater ist auf Reisen — in die Heirath der protestantischen Tochter mit dem katholischen Engelbert willigt. Dem Pfarrer genügen diese Papiere und das junge Paar ist glücklich. Aber bald genug glaubt Engelbert Zeichen zu entdecken, wonach die Frau nothwendig doch immer noch etwas verbergen muß. Verdacht ist nicht so leicht zu beschwichtigen: im Gegentheil weiß er immer weiter um sich zu greifen, und da findet er denn, daß Agathe eine abenteurende Komödiantin gewesen, und, wie das bei solchen häufig der Fall, in bedenklichen und immer noch nicht abgerissenen Verbindungen gestanden haben müsse. Sie führen vielmehr zu der Geschichte von Agathe's Aeltern, die dann wunderlich genug ist. Aber dem Leser würde nur eine Freude verdorben, wenn davon auch nur Andeutungen hier gegeben würden. Das Räthsel wird erst auf den letzten Seiten des Buchs gelöst, wo sich dann findet, daß Engelbert gar nicht die Agathe, vielmehr deren jüngere Schwester Paula, unter deren Taufnamen allerdings auch Agathe vorkommt, geheirathet hat. Wäre diese Geschichte Aufgabe für einen jener Romanfabrikanten à la Clauren, der ja niemals stirbt, gewesen, so ist alles gegen nichts zu wetten, daß eine Lächerlichkeit mehr auf den Büchermarkt geschleudert wäre. Vielleicht aber hatte ebendeshalb das verfängliche Thema besondern Reiz für unsern Levin Schücking, um uns ein geistreich durchgeführtes Spiel zu bereiten, welches überall weitere Betrachtungen sinnvoll anregt, und so nehmen wir denn die „Sphinx" als einen schätzbaren Beitrag zur Unterhaltungsliteratur dankbar auf.

2. Jürgen Wullenweber. Historischer Roman in sieben Büchern von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 4 Thlr.

Nach der Vorrede will der Verfasser nicht Futter für ein gewöhnliches Romanpublicum liefern, sondern durch Aufstellung eines großen Geschichtsbildes dem denkenden Leser nach Kräften genügen. Daß Wullenweber, seit die Geschichte ihm endlich ein Ehrendenkmal gestiftet, auch dem Romanschriftsteller Stoff für seine Bestrebungen bietet, ist erklärlich; ebenso daß er noch keinen deutschen Walter Scott fand. Wenigstens ist es nicht so leicht, dem lesenden Publicum eine Zeit anschaulich und annehmlich vorzuführen, die ihm so durchaus fremd geworden ist, daß selbst der Verfasser sich nicht ohne Anstrengung in sie hineinleben muß, wenn er nicht etwa mit einigen nothdürftig aufgegriffenen und hingeworfenen geschichtlichen Daten verschiedene, eben unserer Zeit bequem zur Hand liegende Anschauungen locker verknüpfen will, um in dem einem Welfenfürsten zur Last fallenden Justizmorde der Gegenwart etliche Lehren möglichst eindringlich zu insinuiren. Das war nun allerdings nicht eigentlich die Absicht des Verfassers: er wollte wirklich ein großes Geschichtsbild aufstellen, und hat in dieser Beziehung viel mehr geleistet, als A. Banner, welcher denselben Stoff vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Rebellen von Lübeck" als „historischen Seeroman", ohne jemals einen Tropfen Seewasser gesehen zu haben, ins Publicum einzuschwärzen versuchte. Ein großes Geschichtsbild dagegen ist von Köhler nicht aufgestellt: vielmehr sind sieben besonders eingerahmte Bilder aneinander gereiht, aus deren Betrachtung der Leser sich selbst ein Ganzes zu construiren hat. Wenn er daher nicht etwa nur eine müßige Stunde bequem ausfüllen will, so fehlt es ihm nicht an Anregungen für weitere Ausmalung, und damit mag er sich das Buch bestens empfohlen sein lassen.

3. Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—50. Von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 6 Thlr.

Die unglückseligen Misverhältnisse, welche dänische Staatsmänner vorzugsweise in Schleswig hervorriefen und zu einem verdeblichen Kriege ausschlagen ließen, mußten, wie überhaupt alle Ausweichungen geregelter Zustände, mehr oder weniger tief eingreifen in das Geschick einzelner Personen und ganzer Familien und vielfach wurden und werden dergleichen Ereignisse von Schriftstellern benutzt. So auch von Philipp Galen. Die kriegerischen Vorkommenheiten dienen als Leitfaden für das Thun und Leiden der Familie Burns und einiger anderer Personen, unter denen Henrik Paulsen vorzugsweise hervortritt. Daß es dabei nicht an Liebesverhältnissen fehlt, versteht sich von selbst, und unter diesen ist das des ebengenannten Paulsen eigener Art. Helene, die Tochter eines reichen Handelsherrn in Altona, wird von diesem einem reichen, jungen Wüstling geopfert, der sich jedoch während des glänzenden Hochzeitmahls entfernt und seinem unnützen Leben ein Ende macht. Die bräutliche Witwe bringt nun, da auch ihr Vater gestorben ist, schon seit einigen Jahren die Sommerzeit in Schleswig in unmittelbarer Nähe vom Landsitze des Andreas Burns zu, und in ihrer kleinen Bibliothek ist vorzugsweise der erste Theil der „Stimmen der Völker" ihr Liebling. Henrik Paulsen, aus dem Gefängnisse zu Kopenhagen, worin er kein Däne

Digitized by Google

werden konnte, arm zurückgekehrt, weil ihm eine Erbschaft gerichtlich abgesprochen ist, liebt Helene, wagt jedoch der Reichen gegenüber keine Erklärung. Helene liebt den Verfasser der „Stimmen der Völker", weiß aber nicht, daß Henrik Paulsen dieser Verfasser ist. Ein anderes Liebesverhältniß hat auch Eigenthümliches. Erik, Burns' jüngerer Sohn, hat sich der Marine gewidmet, ist ein Stockdäne geworden und macht trotzig Anspruch auf die Liebe Agathe's, einer jungen Verwandten. Sie ist so ruhigen Gemüths, wie es vielfach unter nordischen Erdentöchtern gefunden wird. Dennoch ist kein Tropfen Dänenblut in ihren Adern, und ihr sanftes, aber bestimmtes „Kehre zurück!" vermag Erik's Trotz nicht zu brechen. Er ist es, der später im Hafen von Eckernförde den „Christian VIII." in die Luft sprengt und dabei seinen Tod findet. Friedrich dagegen, Erik's Bruder, liebt Agathe wirklich; weil er aber glaubt, ihr Herz sei dem Bruder zugewendet, so schweigt er und sie weiß nichts von seiner Neigung. Daß am Ende doch beide Paare gegenseitiges Verständniß gewinnen, darf kaum angemerkt werden. Die andere Seite des Buchs und im Umfange die bedeutendere ist der Kluft des Deutsch- und Dänenthums und jenem Kriege gewidmet, dessen Verlauf und Ausgang bekanntlich einen tiefen Schatten auf die Geschichte unserer Zeit wirft. Der Verfasser führt die kriegerischen Ereignisse der Reihe nach im Buche vor, und berichtet zugleich von den so unkriegerischen als unpolitischen Piraterien und Raub- und Mordzügen, namentlich der Jütländer. Da wir Mitlebende waren, ist es unnöthig, hier den Gang der Ereignisse, der überdem in mancherlei Relationen vorliegt, zu verfolgen. Es sei anzuführen genug, daß der Verfasser überall mit Entschiedenheit auf seiten der Unterdrückten und Verfolgten steht, von denen namentlich Henrik Paulsen als eine Art von Marquis Posa auftritt. Betrachten wir nun das vorliegende Buch als Roman, als Kunstwerk, so läßt sich dagegen Mancherlei sagen, namentlich, daß ungeachtet seines Umfangs doch nicht wenige Partien unausgeführt bleiben und sich zersplittern. Es hat das Ansehen, als sei das Ganze nach den Notizen eines Tagebuchs geschrieben, wenigstens finden wir oft genaue Angaben von Tagen, Stunden, Meilenzahlen und sonstigen Minutien, die in einem poetischen Kunstwerke höchst selten einmal Bedeutung haben können. Uebrigens mag das Buch doch wol eine gute Aufnahme finden, wenigstens bethätigt es überall deutsche Gesinnung, die sich nun einmal nicht anders kund geben kann, als im tragischen Festhalten an einem geographischen Namen, der, wie der Verfasser sagt, keine Großmacht aber eine große Macht ist, die sich doch mindestens in der Thatsache manifestiren konnte, daß sie die aus den Herzogthümern vertriebenen ehrenhaften Männer mit offenen Armen aufgenommen hat.

4. Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr.

Beim Anblick eines Buchtitels bildet sich wol in jedem Leser fast unwillkürlich sogleich eine Idee vom Inhalt desselben. So mag das vorliegende Buch, wenn auch als Familienroman bezeichnet, doch leicht vorzugsweise Politisches erwarten lassen, denn Frankfurt als Freie Stadt des weiland Heiligen römischen Reichs, als bedeutende Handelsstadt, als Schaubühne der Kaiserkrönungen hatte nach innen und außen eine nicht unbedeutende politische Stellung, in welcher es an Conflicten nicht fehlen konnte, die denn der ersten Magistratspersonen manche schwere Aufgabe zur Lösung stellen und auch von wesentlichem Einfluß auf das Familienleben sein mochten. Davon findet sich denn auch in diesem Roman eins und anderes; hat man ihn jedoch gelesen, so muß man sich sagen: schade um den reichen und ergiebigen Stoff, den der begabte Verfasser so leichtweg, so obenhin verbraucht hat! Es ist Nebenarbeit in der Feierstunde, und wie sie da vorliegt, soll eigentlich weiter nichts gesagt werden, als daß Johann Wolfgang Goethe, obgleich einige Hindernisse sich in den Weg stellten doch zu Frankfurt a. M. zur Welt gekommen ist. Der Großvater Textor hat es freilich mit etlichen oppositionellen Bürgerköpfen zu thun, sogar mit dem Licentiaten Haderkatz, einem pasquillantischen Habenichts; er hat ferner zu sorgen, daß dem in Frankfurt residirenden Schattenkaiser Karl VII. das tägliche Brot nicht ganz und gar ausbleibt: das ist aber so ziemlich Alles, was vom politischen Grunde des ganzen Gemäldes in einigen flüchtigen Zügen gegeben wird. Der Leser begreift wenig oder nichts davon und sieht sich auch nicht sonderlich angeregt, ein volles Verständniß aus geschichtlichen Handbüchern herbeizuholen. Ueberhaupt soll ein Roman dergleichen nicht fordern. Die Familiengeschichte beschäftigt sich sodann mit der nachmaligen Frau Rath. Wie auch ihr Sohn erzählt, hat sich Elisabeth in den Kaiser verliebt, beim Nachschauen seines Abzugs in der Nacht sich am Knie verwundet, und demnächst mit einigem Widerstreben den Rath Goethe, einen durchweg ehrenhaften Charakter, geheirathet. Von seinen vorhergehenden Reisen erfahren wir nur, daß Holland eigentlich sein Eins und Alles, sein Kanon für Leben, Kunst und Wissen geworden; daß er dagegen in Italien nichts gesehen haben soll. Gleichwol muß er hier doch nicht so ganz umsonst gewesen sein, denn er öffnet bekanntlich seinem Sohne reiche Mappen, die er im Lande der Kunst gefüllt. Das Buch ist, mit einem Worte, nicht fertig. Der Verfasser scheint Vieles von den Personen und Verhältnissen jener Zeit zu wissen, doch von mancherlei Bedenken gehindert zu sein, sie vollständig zu entwickeln. So geht denn das Gegebene nicht eben über einen Grundriß hinaus, nur den Wenigen verständlich, welche sich außerdem schon hinreichende Kenntniß von dem hier in Frage kommenden Leben und Sein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt, dann auch von der Familie Goethe und ihrer Umgebung angeeignet haben, und diese Wenigen möchten mit dem bereits Angeeigneten sich leicht schon reich genug halten. Andere Leser mögen sich mit manchen einzelnen Scenen freundlich begnügen.

5. 1813. Memoirenroman mit eigenmächtigen Interlocuten des Verfassers von Adolf Freiherrn von Kessel und Tscheutsch. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Was hat hier eigentlich dargestellt werden sollen? Das Jahr 1813, welches Napoleon's Macht zertrümmerte? Nein! Denn die Kriegsereignisse treten nur anekdotisch in Scene. Sollten Memoiren gegeben werden? Auch nicht! Denn das Buch wird auch Roman, im Text hin und wieder Novelle genannt. In einem Roman oder einer Novelle pflegt der Gang der Handlung an eine Persönlichkeit geknüpft zu sein: hier aber müssen wir eine Menge Menschen kommen, gehen und verschwinden sehen, ohne daß wir in den Stand gesetzt würden, uns für irgendeinen besonders zu interessiren. So müssen wir bis zu II, 256 fortlesen, um eine, wenn auch nur nothdürftige Grundidee endlich zu erhaschen. Da heißt es nämlich, nachdem eine Geistererscheinung erzählt ist: „Diese Novelle ist nichtsdestoweniger mit ihren frivolen, genußsüchtigen, kriegsgeschichtlichen, religiösen, poetischen und mystischen Erscheinungen dem wirklichen Leben entnommen, indem die Gegensätze der Moralität mit der Sinnlichkeit, des Kriegs mit dem Frieden, der Religion mit dem Atheismus, des Poetischen mit dem Prosaischen, des Uebernatürlichen mit dem Gewohnten eben den Kern des irdischen Lebens bilden." Das Alles kommt nun auch richtig in dem irdischen Leben dieses Memoirenromans von zwei kleinen Bänden vor und der Leser kann sich über Stoffarmuth nicht beklagen. Er kann sogar dem Verfasser hülfreich entgegenkommen; er kann sich nämlich aus dem Gegebenen privatim einen besondern Roman construiren, in welchem Sohn und Tochter des Commerzienraths Treuenfeld in Breslau die Träger sind, wie denn das auch wahrscheinlich die Absicht des Verfassers gewesen ist. Anstatt übrigens näher auf den Inhalt einzugehen, wofür hier der Raum fehlt, sei

Digitized by Google

nur angemerkt, daß vermuthlich der Verfasser seine eigenen Erlebnisse mitgetheilt und sich selbst unter dem Namen Leffek dem Publicum producirt hat; daß er ferner ein ähnliches Werk vom Jahre 1848 in Aussicht stellt. Möge er Wort halten! Denn wie Manches ein Recensent auch bei dem vorliegenden Buche als Kunstwerk auszusetzen haben muß, so ist doch die Frische der eigenen Anschauungen und Erlebnisse des Verfassers für den Leser anziehend, und er sieht gern über Kleinigkeiten hinweg, wie wenn z. B. der Buchhalter seine Feder nur hinter dem linken Ohre trägt, wenn 1813 schon Cigarren und noch dazu trotz der Continentalsperre Havañacigarren en vogue sind, die überhaupt auch gegenwärtig noch nur in dem Falle zuverlässig echt sind, wenn man sie selbst von Havaña holt.

6. Zwei Novellen von Hermann Schiff. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Die schriftstellerische Gewandtheit und das Vertrautsein mit den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen, welche die bisherigen Arbeiten des Verfassers bezeugen, bewährt er auch in den vorliegenden beiden Novellen: „Ballkleid und Demantschmuck" und „Redlichkeit und Schwindel". Eben diese Gewandtheit aber mag ihn in frühern Jahren zu Sorglosigkeit verleitet und endlich gedrängt haben, das erste beste Thema rasch abzuwickeln. So auch hier. Hamburg ist der Grund und Boden beider Novellen, und es ist daher ganz in der Ordnung, daß es sich darin um Reichthum und Armuth handelt, daß es eigentlich keinen andern Lebensfacter gibt als Geld. Wir wollen die Novellen nicht im Einzelnen darlegen, sondern nur anmerken, daß in der ersten die Tochter eines französischen Emigranten die gewandteste Lebensphilosophie geltend macht, sie selbst die Prostitution benutzen läßt, um endlich auf den jüdischen Bankier, der sie unterhielt, mit dem nobelsten Stolz herabzusehen; daß in der zweiten Novelle ein junger Graf, der seinen Reichthum verschleuderte und sich in die Stricke eines Gauners warf, durch einen christlichen Bankier gerettet wird. Das Buch fesselt überall durch noble und anmuthige Darstellung, leicht herbeigeführte Situationen und überraschende Gedankenblitze, nur scheint dem Verfasser die Zeit gefehlt zu haben, an unsere künstlerische Befriedigung zu denken. Sein Leben ist, wie so manches Dichterleben, ein zertrümmertes, welches ihn sogar für eine Zeit dem hamburger Armenhause zuführte, in welchem auch diese Novellen geschrieben sind, die durch diesen Nebenumstand vielleicht ein erhöhtes Interesse erhalten.

7. Novellen und Erzählungen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von den sechs Erzählungen dieser beiden Bände gehören „Die gespenstische Auction" und „Das unheimliche Haus" im zweiten Bande dem Geisterreiche an. Der Gegenstand derselben wird als Factum gegeben, wovon unsere Philosophie zwischen Himmel und Erde sich nichts träumen läßt. Was soll man nun damit anfangen? Einer sogenannten natürlichen Erklärung bieten sich allerdings mancherlei Handhaben, aber so unsicher, daß jede Erklärung sich in den Sandweg der Vermuthungen verlaufen muß. Als Belege für die Existenz einer Thätigkeit, die außer dem Bereich unserer Erkenntniß liegt, muß diese sie abweisen. Als Gegenstand der Unterhaltung, wohin sie als Novelle oder Erzählung doch gehören sollen, sind sie ebenfalls nicht füglich anzunehmen, da sie für den ästhetischen Sinn in der Luft stehen, nicht künstlerisch aufgefaßt und fixirt sind. Die erste Erzählung des zweiten Bandes „Der odisch-magnetische Comptoirist" kann immerhin auch noch dem Geisterreiche zugewiesen werden. Der Verfasser verfährt mit dem odischen System doch anders als mit jenen Gespenstergeschichten: er nimmt es humoristisch. Nur liegt sein Humor nicht sowol in der Behandlung des Stoffs, als in dem Ausgange der ganzen Geschichte: Nervenüberreizung, Seebad, Hochzeit. Da wir zufällig mit dem zweiten Bande begonnen haben, so mag auch noch der zweiten Erzählung desselben: „Der dunkle Punkt", gedacht werden. Ein Nachtfalter verirrt sich in das Lichthaus eines Leuchtthurms an der norwegischen Küste während eines Sturms. Er flattert am Glase hin und wieder, und durch den damit erzeugten „dunkeln Punkt" wird ein Schiff irre geleitet. Dieser Punkt muß Sachkundigen überlassen bleiben. Der erste Band gibt zwei Erzählungen, von denen die zweite, „Bruderherz", eine arge Gaunerei vorführt, um einem jungen Manne zu einigem Gelde und damit zu einer Frau zu verhelfen, ohne daß beide den Zusammenhang erfahren. So mag es auch vielleicht manchem Leser ergehen. Die erste Erzählung: „Ludmilla", ist an Umfang und Gehalt die bedeutendste der ganzen Sammlung. Sie behandelt einen Stoff, der schon seit einem guten Jahrhundert den Romanschriftstellern ergiebig war, und in unsern Tagen, wo die Politik der christlichen Kirchen in vielfacher Weise besondere Thätigkeit zu entwickeln strebt, von neuem einige Bedeutung gewonnen hat. Es ist nichts weiter, als daß ein junges Mädchen um Vermögen und Liebe betrogen wird, um ersteres für die Kirche zu gewinnen und letztere unter dem Klosterschleier zu ersticken. Ein Rettungs- und Fluchtversuch gibt dem Geliebten den Tod und wirft das Mädchen in ewiges Gefängniß.

8. Die Orthodoxen. Ein Roman aus der Gegenwart. Von F. Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1857. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn Orthodoxie nur möglich ist unter der Maske der Heuchelei, die vor keiner Schreckensthat zurückbebt, so hat der vorliegende Roman ein Bild aufgerollt, dem wir in den Hauptpartien Wahrheit zugestehen müssen. Das Christenthum ist eine Kirche und diese ein politisches Institut geworden. In unserer Zeit, wo die Naturwissenschaft den Orthodoxen als ein Popanz erscheint, treten sie, gestützt auf ihre politische Berechtigung, mit allen erreichbaren Waffen in die Schranken, um, wenn sonst keinen, mindestens die Frauen und das gewöhnliche Volk festzuhalten. Naturwissenschaft zu studiren haben sie nicht Zeit, sonst böte sich eben in ihr wol das sicherste Mittel zur Erhaltung des rechten, lebendigen Glaubens. In dem Romane, den wir da vor uns haben, ist die Naturwissenschaft freilich nicht geradezu als solche aufgestellt im Gegensatz zur Orthodoxie; allein die Kämpfe gegen letztere haben keine andere Quelle. Um was handelt es sich nun im Buche? Um nichts anderes als den niedrigsten Egoismus, der es nicht verschmäht, selbst das Heiligste zu benutzen für Macht, Ansehen, Reichthum. Da kann es nicht fehlen, daß der Egoismus sich immer tiefer verwickelt, um das Wort: „Gib dem Teufel den kleinen Finger und du bist ganz sein!" auch an ihm trotz Mantel und Büffchen zur Wahrheit zu machen. So auch hier beim Pfarrer Otto, in welchem vorzugsweise der Verfasser nach seinem Vorwort nicht die Kirche, nicht die geschichtliche Berechtigung der Orthodoxie, sondern allein deren Auswüchse angegriffen hat. Indessen glaubt Referent nicht, daß mit diesem Angriff der Gegenstand erschöpft und irgendetwas gebessert werde: im Gegentheil! Das Buch wird wahrscheinlich viele Leser finden, deren Mehrzahl ein befriedigendes Urtheil nicht zu schöpfen vermag und daher aus dem Dargestellten leicht Motive hernimmt für ihren Haß nicht des Schlechten, der Auswüchse, sondern eines ganzen Standes, und dann ist es schlimmer als es war! Außerdem noch leidet das Buch an manchen Schwächen. Referent hebt nur aus dem zweiten Bande die Schwurgerichtsverhandlung hervor, die, wenn sie wirklich in dieser Form stattgefunden, wenn irgendein Präsident eine solche Rede gehalten hätte, wie sie hier, zu offenbarer Bestechung des Urtheils der Geschworenen, geboten wird, zu Aufhebung des ganzen Instituts führen könnte. Dann ist der Schluß des Buchs mindestens sehr wohlfeil. Der Verfasser hat die beiden Gegner Otto und Schröter auf ein Schiff gebracht; weil er aber nichts

Digitized by Google

weiter mit ihnen anzufangen wußte, läßt er einen Sturm kommen, das Schiff stranden und beide Gegner ihren Tod finden, indem der flüchtige Verbrecher Otto den ehrlichen Schröter gewaltsam in die Wogen hinabzieht. Da setzt sich denn freilich die Tugend nicht zu Tisch, wenn sich das Laster erbricht, allein es ist damit nichts gewonnen als das Ende des Buchs.

9. Sophie Charlotte, die philosophische Königin. Historischer Roman in drei Bänden von Julius Bacher. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wenn das Wesen eines historischen Romans etwa darin besteht, daß man die in seine Zeit fallenden Persönlichkeiten und Ereignisse, nothdürftig durch den Faden einer geheimnißvollen, übrigens jedoch sehr magern Liebesgeschichte zusammengehalten, an uns vorüberwandeln läßt, so ist ein solcher mit dem vorliegenden Buche dargeboten. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser eine glückliche Wahl getroffen. Berlin war eine Königsstadt geworden. Das ist im Grunde so ziemlich Alles, was sich von ihr sagen ließ, denn im Uebrigen stand sie mit den meisten andern Residenzen ihrer Zeit auf gleichem Niveau. Bildung, Kunst und Wissenschaft lagen noch in den Windeln, die dürrer Kirchenglaube, Aberglaube, Roheiten jeglicher Art straff zusammenschnürten; sogar die öffentliche Sicherheit von Personen und Eigenthum war noch ein Gedanke der Zukunft. Der Hof dagegen stand höher als viele andere in dem hofgesegneten Deutschland. Er war weniger vergiftet von der französischen Corruptionsseuche, und Extravaganzen, wie der Bund der rothen Teufel, mußten sich nach allen Seiten hin mit möglichst unübersteiglichen Mauern umgeben, und auch dann noch versteckten die Theilnehmer sich unter Masken. Eine Erscheinung wie die Königin Sophie Charlotte war ein Ereigniß von um so bedeutenderm Einfluß, als sie denselben mit dem Ernst einer Königin und der Milde einer Frau geltend machte. Sie steht in der Reihe jener mit einem Diadem geschmückten Frauen, welche die Geschichte der Cultur und Civilisation zu würdigen hat; denn es fragt sich, ob zunächst dem 18. Jahrhundert ohne solche Frauen eine so schnelle und glückliche Wendung zu dem ehrenvollen Standpunkte möglich geworden sein würde. Die Tochter der Kurfürstin Sophie war eine würdige Erbin ihrer intelligenten Mutter. Doch hier, wo es nur darauf ankommt, einen historischen Roman in möglichster Kürze anzuzeigen, kann ein Panegyrikus keine Stelle finden. Wie die erste Königin von Preußen zu dem Prädicat „philosophische Königin" kam, mag aus dem ziemlich genau an dem Geschichtlichen sich fortbewegenden Buche von Denen, welchen Zeit oder Neigung für historisches Studium fehlt, entnommen, hier übrigens auch nebenher angemerkt werden, daß dieses Prädicat wol auch dem Munde Solcher, die in mehr als einem Sinne tief unter ihr standen, den Zug des Spottes anheftete. Das ist ja so der Lauf der Welt! Uebrigens liest das Buch sich leicht weg wie viele andere. So mag es wol seine Leser finden, obschon wir wenigstens ihm kein besonderes Interesse abzugewinnen vermochten, am wenigsten da, wo beim Schlusse des dritten Bandes uns die Kosten des ganzen Leichenbegängnisses vorgerechnet werden.

10. Rheder und Matrose. Ein hamburger Roman. Von Ernst Willkomm. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

11. John Milton und seine Zeit. Historischer Roman von Max Ring. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese beiden Romane bilden zugleich den elften und zwölften Band der bekannten unter dem Titel „Deutsche Bibliothek" erscheinenden Sammlung auserlesener Romane solcher Schriftsteller, von denen mehre einen Ruf haben. Lesern, welche etwas schöne Literatur im Zimmer zur Hand haben wollen, ist gewiß ein solches Unternehmen ganz bequem, da es verhältnißmäßig billig die Tablette füllt. Auch Romanschriftstellern mag das Unternehmen willkommen sein als ein sonst manchmal lange Zeit vergebens gesuchter Hafen nach der Irrfahrt auf dem deutschen Buchhändlermeere. Inwiefern dagegen dasselbe geeignet sein mag, die deutsche Romanliteratur mit einem Meisterwerke zu bereichern, das ist ein Punkt, der hier nicht weiter erörtert werden kann. Es handelt sich überhaupt ja vorzugsweise um Unterhaltung, und eine solche gewährt gleich das erstgenannte Buch „Rheder und Matrose" in mancher Weise.

Es ist schon ein glücklicher Gedanke, Hamburg, die berühmte Hansestadt an der Elbe, zum Schauplatz eines Romans zu wählen. Das fortwährende Zu- und Abströmen von Menschen aus den verschiedensten Erdtheilen, ihr eifriges Verfolgen und Ausbeuten eigener und fremder Interessen, an sich schon ein reiches Leben in den mannichfaltigsten Verhältnissen gebärend, knüpft und trennt auch unter den Individuen so vielfache Bande, daß dem Romanschriftsteller die Wahl des Stoffs gewiß nicht eben leicht werden mag. Dazu kommt, daß in einer Hansestade als Grundlage aller Thätigkeit, aller Lebensprincipien, aller Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten der Handel dient, also ein Etwas, dem die große Mehrheit so ziemlich alle poetische Berechtigung abspricht; denn wo nur von Maß und Gewicht und dem Preise materieller Bedürfnisse die Rede ist, wo es auf Rechenexempel ankommt, da hört die Poesie auf. Allein der Gegenstand hat doch auch eine andere Seite, und diese ist es, die der Verfasser in den Vorgrund stellt. Schiffe, wenn auch lediglich für wissenschaftliche Zwecke über die Wogen getrieben, waren und sind noch immer in dem Falle, sich mit Gegenständen, die irgendein Bedürfniß befriedigen können, zu versehen, um der Forschung möglichst sichern Boden zu gewinnen, um den Abgang eigener Bedürfnisse zu ersetzen. Sie tragen nicht unmittelbar dazu bei, europäischer Cultur Eingang zu verschaffen; sie bahnen ihr nur den Weg. Leider ist dieser Weg dann von Andern vielfältig benutzt worden, um allein der Habgier zu dienen, und diese scheut vor keinem, selbst dem empörendsten Mittel für ihren Zweck zurück. Sie hat jenen Völkern, die bis dahin noch keine Geschichte hatten, eine Geschichte gegeben, deren Blätter nur mit Schandthaten der Christen beschrieben sind. Jeder Fuß breit europäischer Cultur in den Tropenländern und noch weiter hin ist ein Blutfleck. Da ist die unbeugsame Anhänglichkeit an die ererbten Lebensgewohnheiten, das feindselige Mistrauen gegen die Europäer nicht weiter auffallend, sogar nicht einmal das Auffressen der Missionare. Sehen wir doch, daß selbst da, wo weniger geistige als materielle Gewalt jene Lebensgewohnheiten verdrängt oder aus den Heiden sogar Christen gemacht hat, die Menschen kaum glücklicher sind, als sie früher waren. Die alte Roheit hat nur ein anderes Kleid angezogen; sie ist mit den Füßen in die Hemdsärmel gefahren. Diese Seite kann es daher nicht sein, welcher das Prädicat „poetisch" in dem oben angedeuteten Sinne beizulegen wäre. Der Verfasser läßt einen jungen Mann für lange Zeit verschwinden, sodaß man ihn für todt hält. Indessen erscheint er wieder in einem nicht eben viel versprechenden Aeußern. Man glaubt sogar an eine fire Idee. Allerdings! Es ist die, echt europäische Cultur unter der Friedenspalme des Handels da zu verbreiten, wo man diese Cultur höchstens durch die Branntweinflasche, durch Ein-, Aus- und Durchgangszölle, Sklavenhandel und Verbrauchsteuern, durch Alleinseligmacherein und sonstige Herrlichkeiten kennen gelernt. Seine Ansichten und Erfahrungen hier weiter darzulegen, gestattet der Raum nicht. Dieses interessante Stück Menschenleben wolle der Leser selbst im Buche verfolgen. Es erschöpft die wichtige Aufgabe wol nicht; allein es regt gar Vieles an zu weiterer Ausbeute. Auch mögen die Bilder aus dem hamburger Leben Denen nicht unwillkommen sein, welche das Leben einer Handelsstadt noch nicht aus eigener Anschauung kennen.

Zum Schluß „John Milton" von Max Ring. In jener Zeit des vorigen Jahrhunderts, als in Deutschland eine neue Morgenröthe der Poesie aufdämmerte und Dichter und Kriti-

Digitized by Google

ker das Epos als die höchste Aufgabe der poetischen Kunst betrachteten, ward auch Milton zuerst als Dichter des „Verlorenen Paradieses", und daß er blind war, bekannt. Schon dieses Mißgeschick nahm für den Sänger ein und neben Klopstock's „Messias" lag den Aesthetikern auch das „Verlorene Paradies" stets zur Hand. Im Allgemeinen wußte man wol, daß Milton noch Mehres geschrieben hatte, doch war die damalige Zeit noch nicht danach angethan, diesem nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Publicum, dem Autokratenscepter der Kunstrichter und Kenner vertrauend, nahm gläubig, was diese als das Rechte bezeichneten, und da das Erhabene des religiösen Epos so leicht ein Echo fand in den durch ein späteres Tausenderlei noch nicht verwirrten Gemüthern, so gehörte es zur Tagesordnung, das „Verlorene Paradies" des blinden Sängers als den werthvollsten Schätzen dieses Lebens angehörend zu verehren. Hätte man geahnt, daß die kräftige Zeichnung der höllischen Partien eigentlich nur einem Geiste möglich werden konnte, der dem in Staat und Kirche Bestehenden als muthvoller Kämpfer gegenüberstand, daß dieser also nach heutigem Begriff ein Revolutionär war, wer weiß, ob dann dem Epos so große Ehre würde widerfahren sein! Die Zeit des Epos ist vorüber. Versuche, demselben unter neuen Formen wieder Eingang zu verschaffen, sind Versuche geblieben. Seit 1789 hat man sich dem Leben in Haus, Staat und Kirche zugewendet, und die Eisenfaust des ersten Napoleon hat diese Richtung nicht unterdrückt, vielmehr gekräftigt. So ist es auch in England während des 17. Jahrhunderts ergangen. Die Kämpfe um den Begriff Dessen, was allein selig machen soll; die Kämpfe um Königsgewalt und Volksrecht haben einen Ausgang genommen, der England fast auf den Gipfelpunkt des Erreichbaren gehoben hat, und in jenen Kämpfen stand Milton stets kraftvoll auf der Seite des Rechten. Es hieße Unnützes thun, hier sein Thun und Lassen darlegen zu wollen: das steht schon übersichtlich im „Conversations-Lexikon"; auch darf dem Verfasser des vorliegenden Buchs nicht vorgegriffen werden. Er hat seinem Gegenstande sorgfältiges Studium gewidmet, welches sich bis in die kleinsten Züge hinein verfolgen läßt. Eben das und die Sorge, selbst dem Kleinsten eine Stelle zu geben, mag ihn bestimmt haben, gleich dem Landschaftsmaler Hackert jedes Hälmchen und Blättchen vollständig und sauber auszumalen, sodaß wir mehr eine in jedem Worte urkundlich beglaubigte Geschichte als einen Roman vor uns sehen. Lassen wir uns jedoch nicht verleiten, das Buch deshalb aus der Hand zu legen; vergessen wir einmal, daß es Roman genannt ist, so werden wir mit immer wachem Interesse vor einem Zeitgemälde verweilen, in welchem Milton als Mensch, Dichter, Philosoph, Politiker doch immer eine erste Stelle einnimmt. Dabei mag, um hier zu enden wie begonnen, das „Verlorene Paradies", welches ihn als Dichter in Deutschland einführte, uns vielleicht ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Die Gegenwart hat überhaupt wol nur noch den Titel nicht vergessen; aber dennoch wird Milton und wol noch größer fortleben in jenen Gedichten, denen Macaulay bereits die Palme zuerkennt, in „Allegro" und „Penseroso". L.

Zwei Briefe von Goethe.

„Omnis Aristippum decuit color et decuit res." Dieses von Horaz über den cyrenäischen Weisen gesprochene Wort läßt sich auch auf unsern Goethe anwenden. Seine Selbstbiographie, mehr noch seine Correspondenzen, die in so großer Zahl auf uns gekommen sind, zeigen uns ihn in den mannichfaltigsten Verhältnissen und Lagen, im Umgang mit Fürsten und Menschen der geringsten Classen, tretend zu Königen und Kaisern, verkehrend mit Militär und Civil, mit Frommen und mit Solchen, die von diesen verworfen wurden, mit Gelehrten, mit Philosophen, mit Künstlern, mit Schauspielern, mit wem nicht? Und nicht in momentanen Begegnungen, nein, in dauernden, auf Leben und Thätigkeit einwirkenden; und er konnte getrost sagen: „So spalt' ich mich, ihr Lieben, und bin immerfort der Eine."

Seine Verhältnisse zu Frauen verschiedener Art sind bekannt genug; die beiden Briefe, die hier mitgetheilt werden, an die in Goethe's Briefen öfters erwähnte Marquise Branconi gerichtet sind ein Zeugniß, wie galant er gegen schöne und ausgezeichnete Frauen sein konnte. Diese Römerin wurde von dem Herzog Karl von Braunschweig, da er, noch Erbprinz, von einer Reise nach Italien im Jahre 1766 zurückkehrte, mitgebracht, lebte mit ihm und soll auch den regierenden Herzog durch ihre Liebenswürdigkeit gewonnen haben. Er kaufte ihr die Herrschaft Langenstein am Harz. Karl gebar sie einen Sohn, der Graf Forstenburg genannt wurde. Er war des Vaters Liebling, ward aber ein Opfer des Feldzugs in der Champagne.

Von Goethe finden wir ihrer zuerst gedacht in einem Lausanne den 23. October 1779 datirten Briefe an Frau von Stein. „Abends", heißt es in ihm, „ging ich zu Madame Branconi. Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche mal in ihrer Gegenwart fragte, ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth! daß man eben nicht weiß, woran man ist." Worauf es dann sechs Tage später in einem Briefe an Lavater heißt: „In Lausanne habe ich die gar liebliche Branconi zwei mal gesehen. Sie war so artig, mich wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessire und ihr mein Wesen gefalle; und das glaubt man diesen Sirenen gern. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht in Matthäi's (des Hofmeisters des Grafen Forstenburg, dessen auch in einem Briefe Goethe's an Schiller, [II, 121, erste Ausgabe] gedacht wird) Platz bin; denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen." Auch Lavater war von ihr hingerissen, wie sie den die Herzen der Frauen so leicht gewinnenden Mann verehrte. „Ton mouchoir", heißt es in einem Briefe der Schönen an Lavater (22. Februar 1781), „tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi." („Beiträge zur Kenntniß Lavater's", von A. Hegner, S. 139, 255.)

Am 27. August 1780 war sie bei Goethe in Weimar, der sie anderthalb Tage bewirthete und herumführte. „Sie ist liebenswürdig wie immer, und grüßt dich herzlich", schreibt er an Lavater; wie er denn dieses Besuchs auch in einem Briefe an Frau von Stein gedenkt: „Sie ist immer schön, sehr schön; aber es ist als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein anderes Wesen rühren soll." Am 6. September erhielt er darauf in Ilmenau einen Brief von der Schönen. „Ein Brief von ihr ist gekommen", schreibt er an Frau von Stein, „mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken. Sie ist lieblich wie man sein kann. Ich wollte, Sie wären eifersüchtig darauf, und schrieben mir desto fleißiger."

Eifersüchtig zu sein, hatte Frau von Stein nicht Ursache. Da Goethe die Branconi im Herbst 1783 auf einer Harzreise in Langenstein besucht hatte, schreibt er an jene: „Ich werde dir viel von der schönen Frau erzählen. Sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gerne hätt' ich ihr gesagt, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal mehr Freundschaft zu vergeben übrig"; und da er sie im August des nächsten Jahres abermals besuchte, liest die eigentliche Freundin und Geliebte (in einem Briefe vom 30. August): „J'irai voir la fée de Langenstein, dont tu ne seras pas jalouse."

Als die Marquise im Jahre 1780 ihn verließ, schrieb Goethe den ersten der beiden folgenden Briefe an sie, den sie in Frankfurt aus den Händen seiner Mutter empfangen sollte. Daß der zweite des Briefs gedenkt, den Goethe am 6. September in Ilmenau erhielt, ergibt sich von selbst. Wir bemerken nur, daß „der höchste Berg im Lande" der Gickelhahn ist, auf dem Goethe eine Nacht zubrachte, um, wie er an Frau von Stein schreibt, „den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen".

Digitized by Google

Weimar, den 28. August 1780.

In meiner Aeltern Haus komm' ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf den Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seien Sie recht willkommen, und nehmen Sie den schönsten Dank für die paar Tage, die sie uns gegönnt haben. Erst jetzt spüre ich, daß Sie da waren; wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel, nach so viel verunglückten Versuchen, auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen. Ich müßte in diesen anscheinenden Hyperbeln, die doch nur pure platte Prosa sind, fort und fort fahren, um Ihnen zu sagen, was Sie zurückgelassen haben; und weil sich doch auch das, wie man zu sagen pflegt, nicht schickt, so muß ich darüber abbrechen und das Beste für mich behalten.

Reisen Sie glücklich, empfehlen Sie mich Ihrer sanft augenbraunigen Reisegefährtin und dem Herrn Dechant.

Meine Mutter schreibt mir gewiß gleich. Sagen Sie ihr etwas für mich. Sie wissen ja so Schönes, und das Schöne so schön zu sagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man sich's gleich nicht träumen läßt, daß sie um unsertwillen scheint.

Das Versprochene ist bestellt und zum Theil in der Arbeit.

Di Vossignoria ****issima
il servo ****issimo.

Goethe.

Ich überlasse Ihrer größern Kenntniß der italienischen Sprache statt der Kreuze die schicklichen Epithets einzusetzen; es paßt eine ganze Litanei hinein.

Weimar, den 16. October 1780.

Erst heute finde ich Ruhe zu einer geistlichen Unterhaltung mit Ihnen, und nehme ein kleines Blättchen, ein sehr kleines gegen die Menge Sachen, die ich Ihnen zu sagen habe. Hätte ich diese Zeit her ein halb Dutzend Geister zu Secretärs gehabt, denen man zu Pferde, bei Tafel, in dem Vorzimmer, und allenfalls auch träumend dictiren könnte, so würden Sie jetzt ein paar Ries Papier erhalten, vollgeschrieben von tausend Einfällen, Empfindungen, Bemerkungen, Geschichten und Vorfällen, daß Sie bei dem bloßen Anblick das Entsetzen befallen müßte.

Der Verlauf vom 27. September allein würde einen starken Band machen. Diesen schönen Tag, dessen beste Stunden ich, mit der Feder in der Hand, meine gesammelten Gedanken an Sie gerichtet, zuzubringen hoffte, habe ich im Gefolg unserer Fürsten auf der Straße, bei Tisch, beim Tanze u. s. w. hingebracht. Wo sind Sie gewesen? Ich hoffe es bald zu erfahren, wo sie gegenwärtig sind, daß ich meine Versprechen nach und nach erfüllen kann. Die Zeichnung des niedrigen Thals, die Sie verlangten, geht diese Woche an meine Mutter ab; sie erhält den Auftrag, abzuwarten, bis sie von Ihnen erfährt, wohin das Packet zu schicken ist. Machen Sie dem bunten Blättchen ja ein freundliches Gesicht; es soll Sie, wie ihm befohlen ist, mehr an die Bewohner als an Wiesen, Bäume und Hütten erinnern. Ihr Brief hätte nicht schöner und feierlicher bei mir eintreffen können. Er suchte mich auf dem höchsten Berge im ganzen Lande, wo ich in einem Jagdhäuschen, einsam und über alle Wälder erhaben und von ihnen umgeben, eine Nacht zubringen wollte. Es war schon dunkel, der volle Mond herauf, als ein Korb mit Proviant aus der Stadt kam, und Ihr Brief, wie ein Packetchen Gewürz, obenauf. Meine Mutter ist recht glücklich gewesen, Sie bei sich zu sehen. Die gute Frau schreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntschaft. So geht's den Astronomen, wenn an dem gewohnten und meist unbedeutenden Sternhimmel sich, Gott sei Dank, endlich einmal ein Komet sehen läßt. Wir hoffen, daß sie von der wohlthätigen Art sind, und versprechen uns also ein gutes Jahr.

Gewiß nehme ich den lebhaftesten Antheil an Allem, was Sie betrifft und verlange sehr zu hören, wie es Ihnen bisher gegangen ist. Der arme Lavater hat sie versäumt, hör' ich.

Goethe.

Bernhard Rudolf Abeken.

Notizen.

Deutsche Literatur in Frankreich.

Auch in Frankreich sieht man sich mehr und mehr veranlaßt, Anleihen bei den deutschen Erzählern zu machen. Wie erst vor einiger Zeit Gutzkow's Novelle „Die Curstauben", so ist jetzt auch Otto Ludwig's Roman „Zwischen Himmel und Erde" unter dem entsprechenden Titel „Entre ciel et terre" ins Französische übersetzt worden. Der französische Bearbeiter des deutschen Romans ist A. Materne. Die „Revue de Paris" sagt darüber in einem kurzen Bericht: „Was die Intrigue des Romans Altes und Simples hat, wird durch die naive Anmuth der Details, durch eine glückliche Schilderung des häuslichen Lebens und durch einen gewissen über das lustige Leben der Schieferdecker verbreiteten poetischen Hauch aufgewogen. Dieser Roman ist von A. Materne übersetzt worden, dem wir bereits die Uebertragung der Novellen Hauff's verdanken. *) In der gegenwärtigen Arbeit wird man dieselbe Sorgfalt und dieselbe Eleganz wiederfinden; die Treue des Uebersetzers geht so weit, daß wir es für möglich halten, mitten durch die Uebersetzung hindurch die Verschiedenheiten der beiden Autoren zu erkennen." Dieselbe Revue zeigt eine neue jüdische Dorfgeschichte von Alexander Weill „Couronne, histoire juive" an, und nennt dabei Weill einen „romancier d'une grande originalité", um welchen die Franzosen von Deutschland beneidet würden. Wo hat sich dieser Neid wol bisher Luft gemacht? Das genannte Blatt deutet auch auf Anlaß des mit schönen Illustrationen versehenen Buchs von Edmond Terier „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin" auf eine gewisse unter den Franzosen zunehmende Sympathie für Deutschland hin, wenn sie bemerkt, der Rhein sei die „rêve moderne", Italien sei ein wenig aus der Mode gekommen und mit Vorliebe besuche man die „contrée forte et puissante, où les idées philosophiques murissent". Indessen gerade am Rhein wachsen die philosophischen Ideen wol nicht auf den Bäumen. Auch begegneten wir einer für die Deutschen schmeichelhaften Bemerkung in einem Bericht über Band 4—6 der „Mélanges religieux, historiques, politiques et littéraires" des bekannten Veuillot, indem es in der Einleitung der Kritik heißt: „Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der spaßhafte Erfolg dieses Mannes eine seltsame Anomalie sei! Joseph de Maistre von Crispin vertheidigt und fortgesetzt! Das setzt in Erstaunen, das scheint monströs; aber in Frankreich, wo das Groteske ein Mittel des Erfolgs ist, ist gerade Das, was unlogisch erscheint, stets möglich. Die alte gallische Ader ist unzerstörbar; man liebt Rabelais so sehr, daß man ihn überall sucht. Ein Vertheidiger der Kirche von dieser Gemüthsart, von dieser Plumpheit, von dieser absoluten Unwissenheit würde in Deutschland, in den Ländern gründlichen Studiums und ernster Discussion, keinen Tag, keine Stunde ein Auditorium haben; aber gestehen wir es nur, auf diesem classischen Boden der

---

*) Hauff scheint überhaupt, wie Hoffmann, ein Liebling des französischen Publicums werden zu wollen. Eben erst erschien unter dem Titel „L'auberge du Spessart" die Uebersetzung einer Hauff'schen Erzählung von Amédée Tallon, von der die „Revue des deux mondes" sagt: „Ce volume sera lu avec empressement par les jeunes esprits qui aiment les histoires merveilleuses; la fantaisie allemande s'y donne une large carrière." In den schönen Illustrationen von Bertall bekundet sich zum Theil eine glückliche Nachahmung alter deutscher Meister.

Digitized by Google

farce und der Caricatur ist es selbstverständlich, daß sich die Posse in Alles mengt." Ein gewisses schneidendes und fast impertinentes Etwas in diesen Worten und die in Frankreich unerhört verwegene Behauptung, daß Frankreich das eigentliche Land der Farce sei, ließ uns bei der Lectüre dieser Worte sofort zweifeln, daß sie von einem Vollblutfranzosen herrühren könnten, und richtig hat sich als Verfasser L. Ulbach unterzeichnet, der bereits durch mehre geistreiche Schriften bekannt und wol entweder ein Elsasser oder doch ein Abkömmling germanischer Ahnen ist. Leider müssen wir nur zu unserer Beschämung gestehen, daß auch Deutschland seine Bewillots hat, die ihr Auditorium finden. Dieselbe Revue sucht in einem längern Artikel die Aufmerksamkeit der Franzosen auf einen der schärfsten und witzigsten Köpfe Deutschlands, Lichtenberg, zu leiten. Der Artikel ist von Ch. Dollfus. Ueberhaupt begegnen wir in der französischen Journalistik immer häufiger Namen deutschen Klangs und Ursprungs. Es ist dies ein beachtenswerthes Moment, da mit diesen Namen auch deutsche Ideen in immer größerer Menge in Frankreich einziehen und sich in seiner geistigen Atmosphäre festsetzen. Was etwa durch officielle Propaganda dem deutschen Geist an Terrain im Elsaß verloren geht, wird ihm so im Mittelpunkt der französischen Civilisation, in Paris selbst, drei- und zehnfach wiedererobert.

Die „Meditationen" Marc Aurel's.

Wir glauben, daß es ein glückliches und in mancher Hinsicht auch zeitgemäßer Gedanke war, die bekannten selbstbeschaulichen Betrachtungen des Kaisers Marc Aurel in unser „geliebtes Deutsch" und zwar in ein sehr gerundetes und correctes zu übertragen, wie dies in dem Buche „Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider" (Erfurt, Kenmerer, 1857) geschehen ist. Man sieht jetzt solche Selbstbeschaulichkeiten, und man hat auch manchen Grund dazu. Denn je größer die Zahl Derjenigen ist, die rein nach außen leben, um so nöthiger wird es, daß die ernsten Geister in sich hineinleben, vorausgesetzt, daß sie darüber die Neigung und Fähigkeit zum praktischen Handeln und zur thätigen Betheiligung am Allgemeinwohl und an den eigentlich vaterländischen Interessen nicht verlieren. Einigermaßen verhielt es sich zur Zeit der römischen Cäsaren ebens. Dabei steht die Moral des römischen Kaisers auf einem so hohen Standpunkt, als sie in einer rationalistischen Zeit nur immer stehen kann; sie ist wesentlich dieselbe Moral und menschliche Tugendhaftigkeit, wie sie bei den Aufklärungs- und Humanitätsverkündern des vorigen Jahrhunderts, am ausgesprochensten vielleicht bei Friedrich dem Großen, gang und gebe war und auch jetzt noch zur Richtschnur genommen wird. „Das Leben ist kurz", „was man Seele nennt, ist nur ein Ausdampfen des Blutes" (sehr materialistisch), „alles sinnlich Wahrnehmbare ist unbeständig", „was im Leben am meisten geschätzt wird, ist nichtig, faul" — was soll man da thun? Marc Aurel gibt die Antwort: „Geduldig zu warten bis wir verlöschen und unsere Stellen wechseln, und bis das geschieht, die Götter zu ehren und zu preisen, den Menschen wohlzuthun, sie zu ertragen oder sich ihnen zu entziehen." Marc Aurel ließ also noch, wahrscheinlich aus derselben Staatsraison, die ihn die Christen zu verfolgen bestahl, die Pietät vor den Göttern und das von ihm in schönen Worten empfohlene Gebet bestehen, war auch weg, wie dies selbst den Aufgeklärtesten und Ungläubigsten oft gerade diesen am meisten zu geschehen pflegt, nicht wenig abergläubisch, obwol seine Ansicht von der Weiterdrehung eine rationalistische, ja stark materialistische war; man vergleiche nur VII, 16. Da bei predigte dieser Heide ganz im christlichen Sinne: „Es ist ein dem Menschen eigenthümlicher Vorzug, daß er auch Die liebt, die ihm wehe gethan haben. Und es gelingt ihm, wenn er bedenkt, daß Menschen Brüder sind, daß sie aus Unverstand und unfreiwillig fehlen." Die Hauptsache aber ist, um seiner eigenen Ruhe willen, seine Pflicht gewissenhaft zu thun, denn „wem das Gewissen ausgegangen, der hat keine Ursache zu leben". So erfreulich auch die Vorstellung ist, daß gewisse Moralsätze als Grundsäulen der Gesellschaft in den ältesten Zeiten bestanden haben und in alle Ewigkeit bestehen werden: Moralsätze, in denen die Anhänger der reinsinnlichen Lehre der Stoa, der Christuslehre und des Kant'schen kategorischen Imperatives übereinkommen, so niederschlagend ist der Gedanke, daß sie doch die Auflösung der zum Untergange reifen Staaten und Völker nicht aufzuhalten vermögen. In einer lesenswerthen Schlußbetrachtung weist der Uebersetzer mit Recht darauf hin, daß die „Meditationen" des Marc Aurel Vieles enthalten, was dem Leser unserer Tage seiner eigenen Lebensanschauung entnommen zu sein scheint, zeigt dann, wie jener unnatürliche Kampf, den Humanität und Bildung mit dem Christenthum eingingen, nur das Ende dieser Humanität und dieser Bildung vorbereiten konnte, und wirft schließlich die verhängnißvolle Frage auf, ob man nicht vielleicht sagen dürfte, daß so auch „die moderne Welt in ihrer Verleugnung des Christenthums, durch welches sie geworden, an ihrem eigenen Untergange arbeite"? Diese Lebensbetrachtungen Marc Aurel's geben allerdings viel zu denken, und wir wollen sie deshalb auch allen Denkfähigen aufs angelegentlichste empfehlen. Sie mahnen zugleich zur Bescheidenheit, denn Vieles, was wir als ein Neuaufzufundenes preisen, hat schon der heidnische Kaiser ebens gut gewußt und noch besser ausgedrückt als die Neuern. Unter Anderm ist die Lehre vom Stoffwechsel und vom Aufgehen der Seele in das „allgemeine Schöpferwesen" von ihm (z. B. IV, 21) ganz deutlich ausgesprochen.

H. M.

Bibliographie.

Bachmann, W., Schloß Krakau und das letzte Turnier. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zwei Bände. Mit einem Brustbilde. Berlin, Decker. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blaß, M., Jüdische Sprichwörter. Leipzig, Gerhard. 1857. Gr. 8. 6 Ngr.

Bodemeyer, H., Hannoversche Rechtsalterthümer. Erster Beitrag. Die Luxus- und Sitten-Gesetze. Göttingen, Dieterich. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Bodenstedt, F., Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen. In 5 Bänden. 1ster Band. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brader, H., Den Baba's Melodieen. Oldenburg, Schmidt. 1857. 16. 20 Ngr.

Die Erhebung der Schweiz für Neuenburg. Eine geschichtliche und rechtliche Darstellung für das Volk. Mit Illustrationen und 1 Kärtchen des Kantons Neuenburg und der Rheingrenze. Ifte bis 3te Lieferung. Freiburg i. d. Schweiz. 1857. Lex.-8. à 8 Ngr.

Hecker, L., geb. Paalzow, Gedichte. Berlin, Th. Enslin. 16. 1 Thlr.

Hoffmann, H., Allerseelen-Büchlein. Eine humoristische Friedhofs-Anthologie. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Cassel, P., Die Engländer in Delhi. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Erfurt, Villaret. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Heuneberg. Ein liegendes Blatt. Erfurt, Villaret. 1857. Lex.-8. 2 Ngr.

Kittingshausen, A. Ritter v., Die Principien der heutigen Physik. Bei der Feier der Uebernahme des ehemaligen Universitätsgebäudes von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 29. October 1857. Wien. 1857. Hoch 4. 5 Ngr.

Die Gewißheit unserer Annahme bei Gott. Bremen, Heyse. 1857. 8. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung**, die ihren Leserkreis in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichsten Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch **unabhängige, freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, zahlreiche **telegraphische Depeschen**, reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie**. In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Einladung zum Abonnement
auf die
Novellen-Zeitung 1858.

Die von **R. Gisеke** unter Mitwirkung von **E. Willkomm, C. von Holtei, Gustav zu Putlitz, Richard Pohl, Bernd von Guseck, Leopold Schefer, Julie Burow, G. Nieritz, L. Mühlbach, Levin Schücking, Leopold Kompert, Gustav vom See, Josef Rank, A. Widmann, A. Bölte, Fr. Gerstäcker** u. m. A. herausgegebene **Novellen-Zeitung** gehört unbestritten zu den besten und gediegensten Blättern der Gegenwart.

Das reichhaltige **Feuilleton** besteht aus kleinern Erzählungen, Genrebildern und Skizzen, sowie interessanten Schilderungen aus der Geschichte, der Natur, der Länder- und Völkerkunde u. s. w., denen sich Berichte über Kunst und Literatur anreihen.

Die Novellen-Zeitung erscheint wöchentlich einmal. — Preis des Quartals 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

La Souveraineté du Monténégro

et le droit des gens moderne de l'Europe.

Par **JEAN VACLÍK.**

In-8. Broché 1 Thlr.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 7. Januar 1858.

Inhalt: Revue der dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. — Kelten und Germanen. — Felix Dahn. Von Ludwig Eckardt. — Dingelstedt's Shakspeare-Studien. — Militärische Skizzen aus dem Lehnjahr in der Heimath. Von Karl Gutzkow. — Revue der dramatischen Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der dramatischen Literatur.

Von Rudolf Gottschall.

Zweiter Artikel.*)

Trotz des Jammers der Intendanten und Directoren über den Mangel an Novitäten ist die Fruchtbarkeit der deutschen dramatischen Muse so groß, daß die Kritik sich in der Masse der Trauer-, Schau- und Lustspiele kaum orientiren kann. Sie sieht sich daher genöthigt, eine Selecta aus den Stücken namhafter Dichter, besonders aus solchen, welche bereits mit Erfolg über die Bretter gegangen, zu bilden, damit dieselben nicht vom nachdrängenden Strom der massenhaften Production mit verschlungen werden. Wir wollen also erst einige der Feldherren auf das Korn nehmen, ehe wir unsere kritischen Batterien auf die nachrückenden Truppen spielen lassen.

Den hervorragenden Platz unter den Novitäten der letzten Zeit behaupten:

1. Narziß. Ein Trauerspiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble. 1857. 16. 24 Ngr.

Das Stück, das in Berlin mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung gekommen, hat vor den Alexandrinern, Klatschnestern, Sophonisben, der antik sistirten deutschen Melpomene, wie vor den übersinnen Lustspiel-Diableries der deutschen Dudez-Scribes einen großen Vorzug voraus: es ist interessant und nicht aus der Nachahmung unmoderner oder ausländischer Muster hervorgegangen. Daß die französische Schule des Bühnenessekts und grellen Contrastes nicht ohne Einfluß auf „Narziß" geblieben, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber der Kern des Stücks ist durchweg originell und gehört einem Dichtergemüthe an, das mit Leib und Seele in seiner Dichtung aufging. Ebenso originell ist der Stil, der das, was ihm an Geschmack und Correctheit abgeht, durch eine Mischung glühender Effekte, philosophischer Schulausdrücke und dramatisch-schlagkräftiger Wendungen ersetzt. Trotzdem daß und der Held des Stücks das zerrüttete, der Revolution entgegengehende Frankreich symbolisirt und daß wir uns gleich im ersten Akte in der Gesellschaft der berüchtigtsten Encyklopädisten befinden, daß der eigentliche Faden der Handlung an einer Hofintrigue verläuft, wie sie anscheinend nur an dem seinem Untergang entgegengehenden Hofe der Bourbons gespielt werden konnte, sind alle Helden und Heldinnen des Stücks von einem so specifisch deutschen Charakter, daß die zahlreichen cynischen Brocken des Dialogs in einer Grundsuppe von Sentimentalität herumschwimmen, daß die Intrigue des Stücks selbst nur aus der Berechnung eines Effects auf das Gemüth hervorgeht, und daß man nicht weiß, wer sentimentaler ist, der Philosoph in Lumpen oder die Bubierin auf dem Throne. Beide vertrete schöne Seelen!

Die Fabel des Stücks ist durch die zahlreichen Aufführungen und Besprechungen wol als bekannt anzunehmen. Ihre unhistorische Voraussetzung ist, daß die weltberüchtigte Maitresse des Königs Ludwig's XV., die Pompadour, vor ihrer gesetzlichlich begründeten Ehe mit dem Marquis d'Etiol schon einmal an einen armen Philosophen, den Helden des Stücks, verheirathet war, diesem aber entlaufen und von ihm nie wiedergesehen worden ist. Narziß Rameau weiß nicht, was aus seiner jungen Frau geworden und ahnt am wenigsten, daß sie jene Pompadour ist, die er als Philosoph und Mann des Volks haßt. Die Pompadour erbleicht bei einer Spazierfahrt zufällig ihren Gatten, den sie auch gleich wiedererkennt und mit dem Ausrufe: Narziß! in Ohnmacht sinkt. An diese einseitige Erkennungsscene knüpft sich die Intrigue des Stücks. Es spielt in einer Zeit, in welcher die Pompadour, um ihr Glück zu kronen, die Königin selbst verdrängen und den König heirathen will. Am Ende des ersten Actes erfahren wir, daß der Dispens von Rom da ist. Für die Partei der Königin ist es die höchste Zeit zu handeln, wenn dieser europäische Skandal vermieden werden soll. Mit dem Abfall des Herzogs von Choiseul, des Hauptschützlings der Pompadour, von seiner stolzen Patronin, von der er sich gelieht glaubte, die ihm aber diese Illusion benimmt, wachsen die günstigen Aussichten der Königin, um so mehr, als jener Ausruf der kranken mächtigen Buhlerin die Aufmerksamkeit aller auf jenen Narziß hinlenkt. Die Schauspielerin Doris Quinault, die Vorleserin der Königin, hat sich des seltsamen Mannes wie einer Beute bemächtigt, die sie dem Herzog von Choiseul für seine Zwecke zur Disposition stellt. Der Herzog hat durch Enthüllungen der Pompadour selbst erfahren, daß dieser Narziß ihr erster Mann war. Er entwirft den Plan, die kranke Maitresse durch einen Schreck zu morden. Ein Schauspiel, in welchem Narziß die Rolle eines „ersten Mannes" spielt, vor dem Hofe aufgeführt, soll diesen psychologischen Mord ausführen. Narziß geht darauf ein; denn er fühlt sich, der verworfenen Pompadour gegenüber, als ein Organ des Weltgerichts. In der That glückt die Intrigue, die Katastrophe tritt in der gewünschten Weise ein, das Recept, das der Herzog verschrieben, hat einen tödlichen Erfolg. Die Pompadour stirbt, zwar nicht durch den Schreck des Wiedersehens, sondern durch den Fluch, den Narziß auf sie schleudert, nachdem er in dem Ideal seiner Jugend Frankreichs verruchte Herrscherin erkannt, und Narziß selbst stirbt mit gebrochenem Herzen dem Weibe seiner Jugend nach.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 33 d. Bl. f. 1857.

Wenn wir den innern Mechanismus des Stücks auseinander nehmen, so stoßen wir überall auf Triebräder einer überreizten Empfindung und bemerken gleichzeitig, daß diese Empfindung in Charaktere gelegt ist, mit deren sonstigem Wesen sie in einem schreienden Widerspruche steht. Auf diesem grellen Contrast beruhen die Haupteffecte, aber auch die Grundfehler des Stücks. Alle seine Helden sind sentimentale Starkgeister und befinden sich in einem Dilemma zwischen Kopf und Herz, das der Dichter unserer Ansicht nach nicht hinlänglich motivirt hat.

Beginnen wir mit Narciß Rameau selbst. Er ist ein Cyniker, ein Nihilist, und erinnert weniger an Holbach, Diderot, Helvetius, als an die berliner Junghegelianer, deren bis auf die neueste Zeit fortwirkenden, zersetzenden Einfluß auf die berliner Atmosphäre gerade der glänzende Erfolg dieses Stücks dargethan. Narciß Rameau hat etwas vom philosophischen Gaminthum, von umherflanirenden Cynismus, hinter dem ein verstecktes revolutionäres Pathos lauscht, Elemente, die bei unserm Helden stark in den Vordergrund treten, bis eine ungeahnte Ueberschwenglichkeit des Gefühls aus den Tiefen dieses zerrissenen Geistes hervorstürmt. Wir wollen gern dem Dichter glauben, daß die Treulosigkeit eines geliebten Weibes den Narciß auf die Bahn eines verwilderten, haltlosen Lebens und Denkens getrieben hat; aber wir können ihm nicht glauben, daß er bei dieser jahrelangen Gewöhnung an eine Freigeisterei des Denkens, die zugleich eine Freigeisterei des Empfindens ist, sich noch ein so starkes und inniges Gefühl bewahrt hat, wie es in andern Scenen zum Ausbruch kommt. Wir müßten denn seinen skeptischen Materialismus für eine leere Phrasenbuhlerei halten; aber dieser Narciß, dieser Philosoph in Lumpen, kokettirt nicht mit dialektischen Phrasen. Die Bizarrerie, wodurch er uns von vornherein interessirt, ist nicht äußerlich aufgeschminkt; sie ist sein innerstes Wesen. Für den Skeptiker Narciß ist Alles „Schall, Schaum, Rauch". Für ihn ist die ganze Weltgeschichte nur eine Selbstaussaugung des Menschengeschlechts; er spricht es aus: „Das einzig wahre Glück des Lebens besteht in der regelmäßigen Verdauung; der Consum ist die causa movens des Weltbaus"; und identificirt sich mit der ganzen ichsüchtigen Gesellschaft von Paris. Das ist der Narciß des ersten Actes, der zwar über die Prämisse seines Lebens nicht hinwegkann und damit andeutet, daß ihn irgendein Etwas ins Verderben gestürzt, der aber doch dies Etwas nur logisch, ohne weitern Herzensantheil bespricht! Sollen wir es diesem Narciß glauben, wenn er im zweiten Acte bei Doris Quinault sentimental wird, von seiner Frau spricht, die er „gesucht hat wie ein verstreutes Kleinod, wie das weinende Kind seine Mutter, gesucht wie ein Verdammter sein verlorenes Eden"! Sollen wir es ihm glauben, wenn er sich energisch erhebt: „Zeige mir die That, die ich diesem Gezücht ins Antlitz schleudern kann, dieser Rotte gezähmter Bestien. Ich will sie thun, so wahr ich dies treulose Weib noch liebe, liebe bis zur Narrheit!" wenn er später nach seinem skeptischen Monolog vor den Pagoden und den Sternen ausruft: „Welche Umwandlung geht mit mir vor? Wie zu Bergeshöh' bin ich gehoben, und schau' die Welt in einer neuen Sonne, an einem neuen Tage! Ja, diese That ist göttlich schön, so schön, daß ich sie mir selbst kaum gönne!" und sich nun mit fanatischer Begeisterung zum Racheengel des geknechteten Frankreich an jener tyrannischen Buhlerin aufwirft, bis er, gebrochen durch den grellen Widerspruch, daß diese stolze Pompadour das treulose Ideal seiner Jugend ist, an ihrer Leiche zusammensinkt?

Der dramatische Charakter darf die Spannung des Gegensatzes in sich tragen; aber diese Spannung darf nicht so groß sein, daß sie seine Einheit aufhebt. Es gibt unverträgliche Gegensätze: dazu gehört cynische Frivolität und sittliches Pathos. Nehmen wir an, Narciß bliebe der consequente Cyniker und Materialist des ersten Actes, warum sollte er sich gegen die Pompadour ereifern? sie paßt ja vortrefflich in seine Theorie von der „Selbstaussaugung des Menschengeschlechts", und da sich die Weltgeschichte nach seiner Ansicht im Kreise dreht, so wird er durch die Vernichtung der Pompadour diesen Kreis schwerlich in eine Hegel'sche Fortschrittslinie zu verwandeln glauben. Er wird höchstens, wie das cynische Urbild Diogenes, die Pompadour gelegentlich bitten, ihm aus der Sonne zu gehen; er wird ihr mit seiner Laterne forschend ins Gesicht leuchten; aber er wird sich nicht dazu drängen, eine welthistorische Rolle zu spielen, welche dem Philosophen der „absoluten Verdauung" vollkommen gleichgültig ist. Und wenn auch Doris Quinault eine reizende Missionarin ist, so werden doch ihre Missionsversuche auf die zerfressene Seele dieses Narciß nicht einen solchen Einfluß ausüben, daß sich daraus eine vollkommene Umwandelung seines Charakters ergäbe.

Mit einem Worte: Narciß ist ein deutscher Gemüthsmensch mit sentimentalen Reminiscenzen und sittlicher Entrüstung. So nur begreifen wir seine Handlungsweise. Ist denn aber die große Sünderin selbst nicht in dem gleichen Borne des Gemüths untergetaucht? Leidet sie nicht an denselben Widersprüchen? Oder sollte die Herrscherin Frankreichs dem Gatten, dem sie einst fortgelaufen, nach langen Jahren noch eine so glühende Erinnerung weihen, daß sie bei seinem Anblick in Ohnmacht fällt? Deutet dies nicht auf eine außergewöhnliche Tiefe des Gemüths? Und ist diese nicht ebenso sichtbar, wenn sie den Herzog von Choiseul in derselben Scene, in der sie ihm bekennt, daß sie ihn nie geliebt, um eine Thräne, um eine heiße Menschenthräne bittet, „so recht aus tiefster Seele an meinem Sarge geweint"? Wie, diese Pompadour, der das Leben nur eine Maskerade ist, diese „lächelnde Eris Frankreichs" sollte noch so sentimental fühlen, daß sie bei dem Gedanken an ihren ersten Gatten erschüttert, durch seinen Anblick zu Tode geschreckt werden sollte? Die lächelnde Eris Frankreichs hätte den armen Musikus ohne Emotionen in die Bastille geschickt, wenn er ihren Weg gekreuzt; wir haben also hier nicht sie vor uns, sondern eine verirrte Sünderin mit einer „schönen Seele" und dem zartesten Gemüth von der Welt! Welche Contraste! Und nun gar der Herzog von Choiseul, der eine Intrigue ersinnt, deren Raffinement man geradezu scheußlich nennen muß: was bewegt ihn, diese Intrigue anzuzetteln und von der Pompadour mit klingendem Spiel in das Lager der Königin überzugehen? Die Entdeckung, daß sie ihn nicht geliebt, wie er glaubte, daß sie nur ihren vorsündflutlichen Gatten geliebt! Also ebenfalls ein Motiv der Sentimentalität, wie es einem schwärmerischen deutschen Ideologen aus der Seele kommen würde. Das Unglück, von einer Pompadour nicht geliebt worden zu sein, die Eifersucht auf den Geheimcultus der Maitresse vor einem idealen Schattenbild ihres Herzens bestimmt diesen Herzog von Choiseul, diesen Hofmann am Hofe Ludwig's XV., diesen „Politiker", die Fäden jener Intrigue in die Hand zu nehmen, welche das Stück zusammenhält, und „aus gekränkter Liebe" begeht Choiseul jenen raffinirten Mordversuch, der an die psychologischen Attentate eines Franz Moor erinnert. Seltsame Gestalten in diesem „Narciß"! Wie bizarr diese Vereinigung kältester Blasirtheit und exaltirtester Empfindung; wie bizarr die Motivirung der gemüthlosesten Handlung durch lauter Motive des Gemüths!

Doch wenn wir vom allgemein menschlichen Standpunkte, den der Dichter vorzugsweise einnehmen soll, die Motivirung und Charakteristik nicht gerechtfertigt finden, so gibt es einen andern Standpunkt, welcher dem Dichter günstiger ist. Er schildert eine aus den Fugen gegangene Zeit, eine entartete Menschheit; er schildert die Zeit einer tiefen geistigen Erkrankung, deren welthistorische Krise die Französische Revolution war. In dieser Revolution treten ähnliche Contraste zu Tage, wie sie der in unserm Drama geschilderte Vorabend derselben zeigt: das höchste sittliche Pathos und die tiefste sittliche Verworfenheit, die größte Begeisterung und die größte Blasirtheit, ein Widerspruch im Denken, Empfinden und Handeln, als wenn die Menschheit zugleich an einer Herzkrankheit und Gehirnerweichung gelitten. Räumt man dem Dichter das Recht

Digitized by Google

ein, seine Gestalten aus solcher Zeit als Repräsentanten einer erkrankten und entarteten Menschheit zu nehmen, so fällt auch auf den „Narcis“ ein anderes Licht. Es ist die Tragödie der Geisteskrankheit, der gestörten Harmonie zwischen Geist und Herz, und der Dichter hat auch pathologisch genug motivirt und wußte es thun, um die Katastrophe des Schlusses begreiflich zu machen. Sein Narcis ist auch körperlich ebenso krank wie seine Pompadour, und wenn sie beide am Schlusse zusammenbrechen, so ist dieser doppelte Todesfall nur eine Folge einer Exaltation, die vielleicht — der Dichter selbst verleitet zu solchen medicinischen Folgerungen — mit organischen Fehlern in Herz und Hirn zusammenhängt.

Was die Handlung betrifft, so liegt hier der eigenthümliche Fall vor, daß der Held einer Tragödie gar nicht handelt, nicht einmal eine Intrigue leitet, sondern ein blindes Werkzeug in der Hand anderer ist und sich selbst mit vollem Recht als den Affen betrachtet, der für andere die Kastanien aus dem Feuer holt. Man hat den Narcis mit Hamlet verglichen, und in der That mag dem Dichter selbst der Parallelismus vorgeschwebt haben. Darauf weist auch die Katastrophe durch ein Schauspiel hin. Aber Hamlet, der die große, auf seine Seele gelegte That zu vollbringen zaudert, bleibt immer selbst der Held. Er weiß mit voller Klarheit, was er thun soll, und bekommt sich nur aus Laune selbst. Narcis, dieser philosophische Papagai im Käfig einer Schauspielerin, den sie zur Großthat einer Komödie dressirt, weiß nur zur Hälfte, um was es sich handelt, und stürzt in eine Schlußkatastrophe, die nicht, wie im „Hamlet“, aus dem sichtbaren Fortgang der Handlung organisch herauswächst, sondern für den Helden selbst eine romanhafte Ueberraschung in sich trägt.

Trotz aller dieser Ausstellungen haben wir das Stück „interessant“ genannt, und es verdient den Vorzug vor fast allen Dramen der letzten Saison. Geben wir einmal die bizarren Prämissen zu, so sind die Situationen gut erfunden und mit außerordentlichem Geschick zu einer Schlußkatastrophe geführt, welche die krankhafte Spannung des ganzen Stücks auf eine consequente Spitze treibt. Der scenische Fortgang ist einfach und doch effectvoll; die Sprache der Leidenschaft hat eine hinreißende Gewalt. Vor allem aber ist Geist in diesem Stücke, ein seltsamer, oft abenteuerlicher Geist, aber doch immer originell kräftig, immer bedeutend, himmelweit verschieden von der oberflächlichen Pointenhascherei der Franzosirenden und der nichtssagenden Phrasenlogie der antikisirenden Dramen. Es ist ein Geist, der über den Tiefen der Welt und des Lebens brütet und mehr dadurch als durch den Plan des Stücks an den großen Briten erinnert. Und auch die organisirende Gewalt des Dichters, welche mag, so gewaltige Contraste in den Charakteren zu verbinden und auf das Große und Ungewöhnliche ausgeht, ist, wie man auch über das Gelingen des Versuchs denken mag, nicht gering anzuschlagen. Der Dialog ist durchweg von seltsehener Lebendigkeit und unmittelbarer Frische. Selbst da uns unnatürlich scheint bei tiefem Einblick, ist natürlich und einfach, ohne alles künstlich Geschraubte vermittelt. Allen diesen Vorzügen zusammen und einem ungewöhnlichen Instinkt für das Bühnenwirksame verdankt „Narcis“ seinen glänzenden Erfolg, den wir, mit Hinblick auf das bedeutende Talent, das sich in dieser Tragödie ausspricht, einen verdienten nennen müssen.

2. Der Sonnwendhof. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1857. 16. 1 Thlr.

Wir haben unsere Ansicht über die Dorfgeschichten wiederholt ausgesprochen und können dem Princip nach auch bei dramatisirten Dorfgeschichten keine Ausnahme machen. Wir glauben, daß der Ton immer zu hoch oder zu tief gegriffen sein wird: zu hoch in Bezug auf die Angemessenheit zu den lebensverhältnissen, zu tief in Bezug auf den idealen Gehalt, den wir in aller Poesie finden müssen. Der strengere Kunstorganismus des Dramas hätte indessen andere Geschichtspunkte verwalten, von denen aus wir das obige Volksschauspiel betrachten wollen. Das Stück ist an mehreren großen Bühnen mit Erfolg zur Aufführung gebracht worden und verdient diesen Erfolg durch eine geschickte dramatische Anordnung und Steigerung. Mosenthal hat die Lyrik, die in seiner „Deborah“ noch vorherrschend war, hier gleichsam auf die Decorationen beschränkt. Die hohe Alpenwiese, der Sonnenuntergang hinter den Firnen, das Kreuz über dem Abgrund rufen eine lyrische Stimmung hervor und geben außerdem dem Decorateur und Regisseur Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente. Schon in „Deborah“, wie in „Bürger und Molly“, liebte Mosenthal die Beleuchtungseffecte, das Tableau, die mehr malerische als dramatische Gruppirung. Diese Richtung finden wir im „Sonnwendhof“ wieder; ebenso das zweite bezeichnende Moment von Mosenthal's frühern Werken: die Vorliebe für eine genrebildliche Charakterisirung. Was aber dort nur Episode war, darf hier mit dem Anspruch auftreten, wesentlich zur Handlung mitzugehören. Die Kinder einer Dorfgeschichte treten aus dem Rahmen des Genrebildes nicht hinaus, und die Kunst, die der Dichter früher an Nebenfiguren gewendet, darf hier den Hauptheldeu des Stücks zugute kommen.

Die tüchtige Sonnwendbäuerin Manka begrüßen wir gleich anfangs auf ihrem Gehöft in ihrer frischen Wirksamkeit. Wir sehen ihr zur Seite den Knecht Valentin, der ihr in jeder Arbeit zur Hand geht, und dem sie später ihr Herz und ihren Besitz anträgt. In diesen abgeschlossenen Kreis treten zwei fremde Gestalten: eine heimatlose Magd Anna und der verkommene liederliche Schwager der Bäuerin, Mathias. Das Auftreten der Anna erinnert uns in gedämpften Tönen an das ähnliche Auftreten der Deborah; die Schablone dieses Stücks ist unserm Dichter nicht abhanden gekommen. Anna erfreut sich der Gastfreundschaft der Bäuerin, obgleich ihr Gesinde gegen die herzugelaufene Magd aufgebracht ist. *) Ebenso wird Schwager Mathias, der mit der Schwägerin um Hab und Gut processiren will, von ihr gastfrei aufgenommen. Valentin, dem die Bäuerin ihr Herz und ihren Hof zu schenken gedenkt, verliebt sich indessen in Anna, und macht dieser noch am Vorabend der Hochzeit einen unschuldigen Besuch auf der Alm. Dort erfährt er, was sich für ein Klatsch an Anna's Fersen hängt: sie ist die Tochter eines vormaligen Brandstifters und hat überall, wo sie hinkam, Unsegen mit sich gebracht. Und im Bewußtsein dieses Makels weist sie die Liebe Valentin's auf der Alm zurück. Der Besuch wird indessen der Bäuerin vor der Hochzeit verrathen. Diese, tief gekränkt, hat eine leidenschaftliche Scene mit Anna und gebietet Valentin, der mit Anna fortwill, als ihr Knecht im Dienste zu bleiben. Der simple Act löst alle diese Dissonanzen. Valentin erkennt der Bäuerin seine Liebe zu Anna und diese resignirt. Oben auf der Alm aber treffen Anna und Mathias zusammen, und aus einem Geständniß des Mathias geht hervor, daß er, nicht ihr Vater, der Brandstifter der Ilsengmühle war. Nach dieser Entdeckung kann Anna, freigesprochen von dem Makel, der ihr eigenes Bewußtsein niederdrückte, mit voller Hingebung in Valentin's Arme stürzen, während Mathias, dessen Geständniß belauscht worden, dem Strafurtheil des Gerichts durch einen Sprung in den Abgrund entgeht.

In „Deborah“ resignirt die verstoßene, mit dem Makel ihres Volks und Glaubens behaftete Jüdin, und Joseph, der hier in Valentin seine Auferstehung feiert, erhält die Hand der wohlhabenden Bäuerin. Im „Sonnwendhof“ resignirt die wohlhabende Bäuerin und Valentin erhält die Hand der verstoßenen Magd. Wir sehen, es ist eine ähnliche Combination mit nur etwas veränderten dramatischen Schachzügen.

Frei von Episoden, die gar keinen Bezug auf die Idee

*) Dieses Motiv wie der ganze Charakter der Anna erinnert sehr lebhaft an Ulk in Jeremias Gotthelf's Erzählung „Ulk, die seltsame Magd“. Ueber die falsche Bevormung, welche Mosenthal der benevolenten Aebtissin „Je nun so dann!“ unterlegt, hat sich Gutzkow Heller schon früher in d. Bl. (in Nr. 9 f. 1855) ausgesprochen D. Red.

Digitized by Google

des Ganzen haben, ist unser Drama ebenso wenig wie die „Deborah", wenn sich auch hier diese Episoden nicht zu einer ganzen Mosaik ausbreiten. Die Scene, in welcher der Pfarrer den communistischen Mathias von seiner verwerflichen Weltanschauung und ihrer liederlichen Praxis zu heilen sucht, hat überdies den unkünstlerischen Anschein, eine Moralpredigt an das Publicum bringen zu wollen, die für den Charakter des Mathias und den weitern Verlauf des Stücks sich als ganz überflüssig erweist. Bekehrungsscenen auf der Bühne machen immer einen kläglichen Eindruck, und die dramatische Muse erscheint am unvortheilhaftesten, wenn ihr die Missionstractätlein aus dem Munde flattern. Die Entwickelung der Handlung in unserm Dorfdrama geht einfach von statten und ohne daß der Zufall die störende Rolle spielt, die ihm der Dichter in seiner „Deborah" eingeräumt hat. Der Ausdruck des Gefühls ist oft mit Glück getroffen, und da die Charaktere etwas Ansprechendes haben und der landschaftliche Hintergrund, besonders bei einer Aufführung, angenehm mit in die Handlung hineinspielt, so ist der Totaleindruck, den wir von diesem Stücke mit fortnehmen, ein günstiger.

Freilich, im Dialog verleugnet sich der Grundfehler der Dorfgeschichten nicht. Es wechselt der angemessene Ausdruck des bäuerischen Realismus mit Wendungen und Reflexionen, die einmal über den Horizont des Kreises, in welchem wir uns bewegen, hinausliegen. Wir können nicht umhin, eine kleine Blütenlese solcher poetischen Blumen beizufügen, die weder auf der Stern-Alm, noch auf irgendeiner andern Alpenwiese wachsen.

Mathias sagt (Act 2, Sc. 1): „Pfui über das Bauernleben, das sich füttert, um zu arbeiten, und arbeitet, um sich füttern zu können; pfui über die Alltagskost, die das Begehren nicht zuckert und das Entbehren nicht salzt!" Welche gewagte Phrase im Munde des Vagabunden! Derselbe sagt (Act 2, Sc. 3): „Man möcht' die hohle Welt unter sich zusammentreten!" Bald darauf: „Muß das vergangene Leben wie eine Kette nachschleifen? Muß die Kluft immer gähnen?" u. s. w. — Anna (Act 3, Sc. 3): „Nicht wahr, die Hand, die so rasch vom Mond die Wolken zieht, sie zieht's vielleicht einmal urplötzlich von meiner Seele" u. s. w.

Auf der andern Seite hören wir wieder viel von Rahm, vom Buttern, von der Milchwirthschaft und Heuernte in höchst volksthümlichen Wendungen. Mit einem Wort, es fehlt die Einheit des Tons.

---

3. Der Prätendent von York. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alfred Meißner. Leipzig, Hebig. 1857. 8. 1 Thlr.

Durch den hinterlassenen Plan des Schiller'schen „Warbeck", welcher denselben Helden behandelt, ist Meißner ohne Zweifel auf diesen Stoff gekommen; doch er hat ihn mehr in der Art und Weise ausgeführt, wie Schiller seinen „Demetrius" entworfen. „Warbeck" nimmt bei Schiller keine größern historischen Dimensionen an. Der Stoff concentrirt sich hier in einer innern Gemüthswelt und wird am Schluß durch einige überraschende Erkennungsscenen illustrirt. Schiller's Warbeck handelt nicht bona fide, und die Art und Weise, wie der Dramatiker in der übrig gebliebenen Skizze den Betrüger zu entschuldigen und dramatisch interessant zu machen sucht, würde die Ausführung zu einer schwierigen Aufgabe gemacht haben. Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, einer gewissen Gravität und mit eigenem Glauben. Solange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt sein, das er bekleidet und mit dem er sich identificirt, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz, hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung. Wie anders der Schiller'sche Demetrius! Seine Begeisterung geht aus dem guten Glauben an sein legitimes Recht hervor; und die tragische Katastrophe, die ihn innerlich umwandelt, besteht eben darin, daß er diesen Glauben verliert, als ihn jener Mann in Tula über seine wahre Herkunft aufklärt. Demetrius ist kein Betrüger; daß er wider sein Wissen und Willen einer wird, als er zu weit vorgegangen, um zurückzutreten, das ist sein tragisches Geschick. Ohne Frage hat dieser Plan einen großen Vorzug vor dem des „Warbeck", und Meißner hat wohl daran gethan, beide Fragmente zusammenzuschweißen und in seinem „Prätendent von York" uns einen „Warbeck-Demetrius" zu geben. Die Geschichte kam ihm dabei zu statten. Der Dichter hat das Unternehmen nicht, wie Schiller im „Warbeck", auf einen gleichsam unerschlossenen Keim beschränkt, sondern seine historischen Dimensionen, das Landen in Schottland, die Eroberung von Exeter, die Gefangennehmung und Hinrichtung des Prätendenten mit in den Kreis seiner Tragödie gezogen. Dadurch erst gewinnt sie eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem Demetrius. Hier wie dort ein Prätendent, der mit gutem Glauben für sein Recht auftritt. Demetrius wird vom Reichstage der Polen, Richard vom König der Schotten unterstützt; die Töchter mächtiger Großen bieten beiden ihre Hand; hier wie dort tritt die Katastrophe dadurch ein, daß der Prätendent durch eine Enthüllung aus der Vergangenheit in seinem guten Recht erschüttert und in einen betrügerischen Kronenräuber umgewandelt wird. Die Rolle, die im „Demetrius" der Mann aus Tula spielt, ist hier dem Juden Warbeck zuertheilt. Gegen den Schluß hin gewinnt der Meißner'sche Prätendent noch einen Vorsprung vor dem Schiller'schen Demetrius, indem er die Gnade, die König Heinrich ihm für den Fall anbietet, daß er seinen Betrug bekennt, zurückweist und sich so gleichsam über das Schicksal erhebt.

In der That wüßten wir gegen den Gang der Handlung und die Composition des „Prätendenten von York" keine kritischen Einwendungen zu machen. Dennoch steht die Thatsache fest, daß das Stück bei den Aufführungen, die es erlebte, im ganzen kalt gelassen hat und auch den Leser in keine rechte Wärme versetzt. Dies ist um so auffallender, als Meißner's schönes und reiches lyrisches Talent mit Recht anerkannt ist, und doch gewiß einzelnen Scenen das Feuer hinreißender Begeisterung hätte ertheilen können. Doch Meißner scheint den Satz: mulier taceat in ecclesia auf die Lyrik im Drama anwenden zu wollen, und indem er sich befleißigt, einen streng dramatischen Stil durchzuführen, geht ihm mit der Lyrik, die er von der Schwelle abweist, die dichterische Inspiration überhaupt verloren. Ueberhaupt bleibt die Frage über die Berechtigung der Lyrik im Drama noch für eine gründliche Beantwortung offen, welche weder die Chorgesänge der antiken Tragödie, noch die prachtvollen lyrischen Stellen in unsern größten Dramatikern, Shakspeare und Schiller, vergessen wird. Durch diese Verleugnung seiner lyrischen Muse ist nun Meißner aber zu einer nüchternen Correctheit, einer Angemessenheit des Ausdrucks gelangt, welcher die geniale Tiefe fehlt. Und wenn nicht zu leugnen ist, daß der vorliegende Stoff sowol im Charakter des Haupthelden selbst als in dem des Juden Warbeck dämonisch bedeutsame Elemente bot, welche ebenso zu energischer Gestaltung, wie zu einer gedankenvollen, auf die Tiefen des Lebens zurückgehenden Ausführung herausforderte, so müssen wir um so mehr bedauern, daß es einem begabten Dichter nicht gelungen ist, in diese Tiefen hinabzusteigen und ewige Typen und Probleme der Menschheit zur Anschauung zu bringen. Statt dessen erhebt sich die Durchführung in Sprache und Gedanken kaum über das Niveau der bekannten schillern-

Digitized by Google

den, aber nicht Schiller'schen Jambentragödie, nicht über eine glatte und geschmeidige Ausdrucksweise, deren Strom aber meistens matt im Sande verläuft. Folgende Blumenlese von Wendungen und Sentenzen mag zeigen, ob die Ausdrucksweise eines Dichters wie Alfred Meißner würdig ist (S. 18):

Es ist der Tage einer, wo Gewicht
Sich auf Gewicht an meine Seele hängt,
Und jener Pendelschlag der Uhr, die doch
Bewußtlos lauft, auf jener Seite rechts
Und links empfindlich eine Wunde trifft.

Schiefes und mühseliges Bild, der Anfang eine Schiller'sche Reminiszenz! S. 31:

Das schwerst zu fehr, wie doch an Kleinigkeiten
Ein Lebensschiffal hängt!

S. 36:

Dies ist ihr Zagtschloß! Sie erzählte oft
Von einem Haus am Meer, zu dessen Füßen
Die Wellen musierten!

S. 44:

Die Leiden? Ja, ich ahne, daß der Wechsel
Im Menschenleben unerschöpflich, wundervoll.

S. 51:

Das Wunder bleibt ein Wunder, nicht weil es
An kein Gesetz sich bindet, sondern weil's
Im rechten Augenblicke kommt! Daß mich
Die Häscher, die hier suchen, noch nicht haben,
Ist wol ein glücklich Ungefähr, doch gleich
Der Rettung aus dem Tower wunderbar.

S. 52:

Ich selbst bekenne den berücksichten
Zusammenklang der Dinge, der den Mann,
Der vor euch steht, den Trug behaupten läßt!
Doch seh dies Rettungsück, in dem die Wahrheit
Auf festen Füßen der Gewalt ruht.

Der König Heinrich sagt, als er die Nachricht einer Niederlage hört:

Verloren? zurückgewiesen? Schrecklich, schrecklich!

Der Monolog Richard's nach der Enthüllung seiner Herkunft beginnt mit den Worten (S. 119):

O Gott, der du so rathselhaft uns führst,
Die Nationen, wie die Einzelnen,
Was hab' ich denn gethan, welch ein Verbrechen,
Daß du auf halbem Weg mich rückwärts treibst?
Ich kann nicht weiter zurück, denn das mich weiter!

Kann das' ich ferner nicht mit wir zu thun.

Ueber diese verwässerte Jambenphraseologie, die keinen tiefern Gedanken und keine tiefere Charakteristik zuläßt, erhebt sich die Diktion nur an wenigen Stellen. Wir konnten die Sentenzenreihe mit Grazie in infinitum verlängern; denn wo man das Buch aufschlägt, findet man irgendeine Stelle, die uns durch die Trivialität einer zu Tode gehetzten Wendung abstößt! Wir bitten Meißner selbst zu prüfen, ob wir nicht recht haben, ob sich nicht die Eitelkeit abgebrauchter und gesuchter Phrasen so um das ganze Stück legt, daß man nirgends den Schwung inniger Begeisterung, den Odem einer schöpferischen Dichterkraft fühlt! Wir bitten ihn, in einem künftigen Drama seinem Talent keine derartigen Fesseln anzulegen, nicht mit Redensphrasen zu klappern, während er sein Geld in der Tasche behält.

---

4. Lorber und Myrte. Historisches Charakterbild in drei Aufzügen. Von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 20 Ngr.

Ganz Paris ist voll vom Ruhme des „Cid" von Corneille, der mit seltenem Erfolg über die Bühne gegangen. Der König selbst erhebt den Dichter in den Adelstand; der hohe Adel Frankreichs feiert ihn und macht aus dem Stücke eine Parteisache, indem er in demselben eine Verherrlichung des von Richelieu verbotenen Zweikampfes findet. Nur die Akademiker, neidisch auf Corneille's aufblühenden Ruhm, verdammen sein Glück. Da wird Richelieu, der sich selbst für einen geborenen Dichter hält und seinen Eitelkeit keinen Erfolg nehmen sich duldet, auf den Gedanken einer Mitarbeiterschaft am „Cid" gebracht, schon um dadurch dem Adel eine gegen ihn selbst gekehrte Waffe aus der Hand zu reißen, und er bildet diesen Gedanken bis zum Ruhme einer alleinigen Autorschaft aus. Der Einfall wird für Corneille von Wichtigkeit, weil der Cardinal über die Hand seiner Geliebten, Emeerence von Lamperières, zu verfügen hat. Sie ist das Taufkind seines Freundes, und er hat sich bei dieser seiner einzigen Taufe gerade dies Recht vorbehalten. Corneille wird voraussichtlich die Einwilligung des Meisters nicht erhalten, wenn er nicht seinen Ruhm, der Autor des „Cid" zu sein, diesem zum Opfer bringt. Lorber oder Myrte: das ist der Conflict des Stücks. Corneille entscheidet sich für den Lorber, und Richelieu gibt ihm, als Corneille dem Staatsmann begeistert gehuldigt, in einer Anwandlung von Größe die Worte mit dazu. Der Stoff ist für ein einactiges oder dreiactiges Drama günstig gewählt, die Behandlung geistreich, wie man es von Gutzkow erwarten darf, und von einem echt dichterischen Hauch durchdrungen, dessen Arom sich vom landesüblichen Jambenpathos wesentlich unterscheidet. Dennoch macht das Stück nicht den Eindruck, den man bei einem solchen Stoff und bei einem solchen Dichter voraussetzen durfte, und wir haben und bemüht, die Gründe zu erforschen, warum der Wurf nur halb gelang.

Erstens hat Gutzkow den Schwerpunkt des Stoffs verrückt und ihn auf Richelieu verlegt, während er in Wahrheit bei Corneille zu suchen ist. In Corneille liegt der Conflict und das dramatische Interesse, das Gutzkow nur in den letzten Scenen des Stücks zur Geltung bringt. Was bei Richelieu eine Laune und Grille, wird bei Corneille eine Lebensfrage. Bei der Neigung unsers Dichters, das Interessante herauszukehren und mit feinschlüssiger Motivirung zu behandeln, sag ihn aber die Geiste Richelieu's mehr an als Corneille's Liebespathos, der, gleichsam selbst in die Situation seines Cid versetzt, zwischen Liebe und Ehre schwankt. Diese Grille Richelieu's zu motiviren, entrollt der Dichter ein aus den disparatesten Zügen zusammengesetztes Charaktergemälde des großen Ministers, das in den Vordergrund des Stücks tritt und dem er die Einfachheit der Handlung, das eigentliche Interesse des Conflicts opfert. Der große Aufwand von Farben, den der Dichter an seinen Richelieu verwendet, motivirt aber gleichzeitig zu viel und zu wenig: zu viel, denn er verwirrt durch die großen hinderlichen Dimensionen des Cardinals, den wir zugleich als Staatsmann, als Krieger, aber nur immer andeutungsweise kennen lernen, den Blick auf das Nächstliegende; zu wenig, denn eine Grille, ein Einfall läßt sich einmal nicht dramatisch motiviren, und wir gewinnen, trotz der angewendeten Maschinerie des Charakters, keinen klaren Einblick in ihn und seine Handlungsweise in diesem bestimmten Fall.

Zweitens hat Gutzkow das Drama zu sehr mit allen möglichen historischen Arabesken überladen, sodaß man sich den klaren Faden der Motivirung mit Mühe aus diesem überwuchernden Beiwerk herwesuchen muß. Der Stoff, der zu Grunde liegt, ist anekdotischer Art. Man kann aber nicht eine Anekdote in einen Rahmen von Anekdoten spannen, ohne daß sie sich darin verliert. Chatainay und die Marquise, die Vermittlerrollen, nehmen einen zu bedeutenden Platz ein, und indem man über ihr Verhältniß und über die Absicht Richelieu's, ihre Hand dem Herzog von Riquillen zu geben, Emeierence aber nach Paris zu rufen, um Chatainy's Herz anderweitig zu fesseln, unterrichtet wird, zerfasert sich die Motivirung und das Interesse. Dubois, die Akademiker, alle die Nebengestalten drängen sich zu sehr vor und rauben den Hauptgestalten, besonders Corneille, das Licht, das auf sie fallen muß.

Drittens fehlt dem Stile die Einheit des Tons; er ist zu bunt durcheinander gewirkt, eine Mosaik von komischen Einfällen, charakteristischen Pointen, pathetischen und schwärme-

Digitized by Google

rischen Erzählen, alles aber ineinander laufend. Eine unglückliche Neigung, dramatisches Leben dadurch in den Stil zu bringen, daß selten eine Person die andere aussprechen läßt, eine gehackte Diction mit Parenthesen, Gedankenstrichen, ineinander tönenden Exclamationen wirft uns die Perlen und Edelsteine des reichen Guykon'schen Geistes fast ohne Fassung entgegen. Dieser Stil gibt unserm Stücke eine Gepräge der Verworrenheit, das die verwickelte Motivirung noch schwieriger zu entziffern macht.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir eine kleine Eigenthümlichkeit Guykow's tadeln, die in diesem Stücke bis zur Störung auffällig wird. Es sind die Vorschriften, die der Autor nach Art Ziegler's und der Weißenthurn den darstellenden Künstlern für die Auffassung gibt: Winke, die dem Talent entbehrlich, dem Leser hinderlich sind, in der Art und Weise aber, wie sie hier auftreten, oft einen komischen Eindruck machen, und den Verdacht erwecken, als wolle der Autor sie nicht blos als Lehre für den Schauspieler, sondern auch als Wink für den Leser, als fügendes Motiv des Stücks betrachten. Wir nennen nicht einmal solche Erläuterungen, wie: Chataigny (immer leicht und humoristisch), Dubois (geheimnißvoll räuspernd), Chataigny (mit komischer Verwunderung, freudig überrascht, geheimnißvoll, dringend, aber leise"; aber folgende Vorschriftenwendungen überschreiten doch das Maß, innerhalb dessen der Dichter dem Schauspieler Vorschriften geben darf: Chataigny (erwacht wie aus einem Traume); Matthäus (blickt, um weitere Erörterungen abzubrechen, rasch nach links); Marquise (wendet sich nach links und sagt mit Beziehung auf Emérence's Willenlosigkeit): Richelieu (mit Anspielung auf Scudery's etwas burleskes Aussehen); Richelieu (kommt auf Emérence's Vermählungsplan und seinen an Chataigny geschriebenen Brief; spielt mit diesem Capiren seiner eigentlichen Andeutung); Chataigny (adelchend und die Führerschaft durch Paris als vanitéig darstellend); Marquise (leutet auf die Akademiker, deren Neid sie für die Ursache dieser heftigen Erregung hält); Chataigny (beginnt ein abgekartetes Spiel); Marquise (triumphirend über sein schon gewonnenes Eingehen auf den Ausweg) u. s. w.

Was in diesen Noten steht, gehört in den Text. Wer es dort nicht herauslieſt, dem werden diese Erläuterungen nur überflüſſige Wegweiser dünken!

Wir haben schon oben erwähnt, daß das Stück trotz aller Ausstellungen reich an Geist und dichterischen Schönheiten ist, besonders der letzte Act, in welchem Cornelle verdienterweise in den Vordergrund tritt. Als Probe einer gedankenvollen Diction, die an die nicht fließenden, aber auch nicht zerfließenden, den gedankenhaltigen Zamben des „Uriel Acosta" erinnert, theilen wir folgende Stelle mit:

Corneille

O Einsamkeit, du süße Zeit, wo still
Die Keime unsrer Schöpfungen sich regen!
Ein Baum steht in der Blüte schon der Ahnung.
Ein seufzeschwerer schon in einer Nacht,
Ein kurzer Traum zeigt uns ein Werk vollendet
Doch langsam wächst ihm nur die Arbeit nach.
Treibt aus dem fruchten Boden Wirklichkeit,
Ein Wachsen, Blühen, Formen und Gestalten —
Wie wird ein Werk uns werth, wie ruht die Hand
In sonnigen und trüben Tagen heauf!
Wie senkt das Schwierige in tiefste Zweifel.
Erhebt zum Glauben das Gelungene uns!
Ein Kind der Seele, liebend groß gezogen
Mit Aelternlust und beil'gem Aeltern schmerz
Zu Dichterschöpfung — Endlich wendert sie
Mit unserm Bogen in die Welt hinaus!
O wohl ihr, wenn beschattet dann ein Plätzchen
Vom rauschenden Gewühl des Tags zur Prüfung
Der Kenner soll sie scheiden! Doch — die Bühne
Ist dieser stille Tempel nicht! Ihr Licht
Fällt aufgesammelt vom gewölbten Dache
Der Kuppel nicht, nicht Marmorwände sprechen
Des Tadelwortes leises Echo nach;
Sie ruft zum Kampf! Es schmettert die Trommete!
Der Vorhang rauscht, wie Nebel vor der Schlacht:
Da Mann an Mann! Der sprechend, hort die Menge
Aufhorchend nur! Und stummbegabter lagert
Kein Schweigen auf dem weiten Plan der Wüste,
Kein Schweigen auf dem weiten Plan des Meeres,
Als solch ein Schweigen dumpfe — Donner — rollt
Dem Ohr des Dichters, bis — er endlich fühlt:
Nun regt es sich im Alsen! Wurmeslos künden
Die Zeichen des Verhängnisses sich an!
Das Urtheil steckt, beginnt aufs neue, lauter
Erhebt ein Flüstern sich, wird Sprache, Urtheil,
Wies Wirrklang des Herzens — hells'ber Ausheil!
Nun rauschet's im Ohr des Glückstichen der Erde,
Nicht wie Orkan, nicht wie im Sturm die Wege —!
Ob tausend Hand' auch ineinander schlagen,
Den Beifall hört der Dichter nicht! Ihm tönt
Ein Klingen nur des Schalls von Einer Seite.
Doch ist sie ausgespannt wie durch die Himmel:
Sie zieht die Seele mit, sie reißt
Vom namenlosen Druck der Furcht, der Hoffnung,
Des hingezogen Bangens frei geworden.
Ein selger Augenblick reißt dann ihn hin,
Führt ihn an einer unsichtbaren Hand
Zum Gestalten! Ein Kranz ruft Stirnen und golden
In seiner Hand — er weiß nicht, wem er mehr
Gebührt! Soll er dem Glück gehören? Darf er
Es wagen, ganz sich so ihm hinzunehmen?
Noch steht er zögernd, sinnt und schwankt und träumt —
Da stoßt ihn eine Hand zurück vom Altar!
Zerrissen liegt der Kranz, zerfetzt in Stücken!
Ein Lachen durch das Haus, ein höhnendes:
„Du Stümper, daß dein Werk ja nicht allein,
Mit fremder Hülfe daß du dies's gedichtet!"
Und wessen Hülfe? Wem bist du verpflanzt?
Du wärest deinen Kopf mit Ironen geben,
Doch kann durch ihn die nur die Seele leben!

---

5. Nimrod. Ein Trauerspiel von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Trauerspiel ist höchst nicht zur Aufführung gekommen, da es nicht lange erst die Presse verlassen hat, wird auch aus verschiedenen Gründen bei den gegenwärtigen Verhältnissen des deutschen Theaters nicht zur Aufführung kommen. Dennoch verdient es Beachtung, da es den besten eines begabten und feine Lebenschicksale bekannten Dichters trägt.

„Nimrod" ist ein mythischer Stoff; aber solche Stoffe sind dem Dichter günstig, wenn es ihm darauf ankommt, an einfachen Culturverhältnissen die Entwickelung großer, die Menschheit beherrschender Ideen darzuthun. Kinkel's Intention war, die Genesis des Tyrannenthums poetisch darzustellen und der Held seiner Tragödie ist der erste Jäger, der zum Fürsten, der Fürst, der durch die Macht der Verhältnisse zum Despoten wird. Das Stück ist ein menschheitliches Culturgemälde aus grauer Vorzeit, reich an dichterischen Vorzügen, an einer gedankenvollen Lyrik, aber im dramatischen Gang, in der dramatischen Motivirung nicht markig genug. Ja, wir möchten sagen, ihm fehlt jene große Simplicität, welche den Zuständen, die es schildert, angemessen wäre und Gedanken und Gestalten wie bedeutsame Götterbilder in den Stein haut; ihm fehlt jene Naivetät, welche das Werk himmelweit um des Werkes willen, sodaß es mit stiller Würde seine Deutung in sich selbst trägt. Der Dichter ist selbst zu sehr ausführlicher Interpret; er weiß zu sehr um alle Beziehungen, die er sinnvoll hineingelegt; ja, es ist gährender Most vom Jahre 1848, der in diese Schlauche

Digitized by Google

urweltlicher Cultur gefällt wird! Es ist oft die Sprache der modernen Volkstribüne, und jene wildemancipirte Ada erinnert weniger an die Amazonen des Morgenlandes als an revolutionäre Heldinnen zu Pferde. Wir sehen den kräftigen Jäger bei dem Beginne des Stücks als Kampfrichter zwischen den streitenden assyrischen Ackerbauern und chaldäischen Hirten. Er erklärt sich zum Schutzherrn der ersten; die zweiten, an ihrer Spitze die Nomadenfürstin Ada, drohen mit einem rächerischen Einfall ins Land. Dieser Einfall findet statt, Nimrod aber besiegt sie im Kampfe und gründet so seine Macht noch fester. Jugisch schließt er einen Bund mit Obed Baal, dem sternsehenden Priester: ein Bund, den uns der Dichter nicht einfach genug, nicht ohne Diderot'sche und Bacon'sche, in den Text gewirkte Raisonnements zu schildern vermochte. Von den gefangenen Sklaven läßt Nimrod nun das Felge, mauerumringte Ninive, Schlösser für seine Krieger, Tempel für seine Götter erbauen. Die gefangene Fürstin Ada hat das Herz Assur's, des Sohnes Nimrod's, gerührt; auf seine Bitten gibt sie der Vater frei, sie wird Assur's Gattin. Nimrod's wachsende Macht erregt indessen herrschsüchtige und eifersüchtige Gelüste in der Brust seiner Vasallen. Einige tapferster Degen, Assarek, bietet ihm seine Macht zu entreißen. Gleichzeitig aber conspirirt sein Sohn Assur gegen ihn, dem die Bedrückung des Volks zu Herzen geht und der die humanistischen Ideen mit dem Schwert in der Hand dem Vater gegenüber versicht. Seine Gattin Ada plaidirt für diese Ideen und gewinnt den Sohn für das kühne Rebellenthum. Wer erinnert sich dabei nicht unwillkürlich an die Biographie unsers Dichters von Strodtmann, in welcher Stellen vorkommen, die dieses Motiv als dem Dichter nahe liegend schildern? Ada flüchtet zu den freien Söhnen der Wüste; der Kampf zwischen Vater und Sohn bricht aus; der Sohn Assur siegt, der Vater gefangen. Nimrod spielt hier die Rolle eines sentimentalen Brutus: Assur stürzt sich in sein eigenes Schwert. Gegen Nimrod, der sich nun auch äußerlich mit allen Insignien der fürstlichen Macht schmückt, führt Ada die Nomadenstämme heran; es kommt zur Schlacht, in welcher Nimrod durch Ada's Hand fällt! Die Schlacht indessen geht für die Nomaden verloren, und vor dem sterbenden Nimrod stolzirt Assarek, der Mann, der sich rühmte, daß er zweimal 10000 durch Feuer und Schwert gewürgt, mit dem verteilig geraubten Purpur des Herrschers. Die Steigerung des Stücks und seines Gedankenganges ist klar: am Ende des ersten Acts erscheint der schiedsrichterische Nimrod nur als Schirmherr; am Ende des zweiten Acts als priesterlich sanctionirter Herrscher; in dem dritten und vierten Act wird er zum Tyrannen, den aber sein Nachfolger im Reich, der in Purpur wandelnde Assarek, „überboroissirt".

Gegen diese Entwickelung der Idee tritt nun die eigentlich dramatische Spannung zurück, und zwar, weil die Charaktere nicht jene vorweltliche, ungebrochene Marmorgröße haben, welche ihren Kampf stark und fesselnd hinstellt. Diesen Kampf sind die Spitzen abgebrochen, Vater und Sohn treten sich mit schwankender Empfindung gegenüber; ein weichlicher Zug geht durch die Dichtung gerade an den Stellen, welche das Hervortreten einer dramatischen Energie zu fordern scheinen. Dagegen bilden die Naturgruppen der Jäger, Nomaden, Ackerbauer, Priester treffliche poetische Reliefs, ihre Strophen athmen in geschmackvoller Form einen gediegenen Geist.

Die Sprache des ganzen Stücks hat indessen mehr lyrische Weichheit, welche durch die gereimten Zamben noch gesteigert wird, als dramatische Kraft. Abgesehen davon, daß das Ganze von jenem Hauche des Geschmacks und künstlerischer Bildung durchweht ist, der uns wohlthuend berührt, weil er uns alle Maßlosigkeiten des Ausdrucks und Gedankens fern hält, sind einzelne Stellen von großer dichterischer Schönheit. Gedanke und Form haben oft eine priesterliche Weihe. Dagegen neigt der Ausdruck zu jener lyrisch-epischen Malerei, welche statt der schlagkräftigen dramatischen Metapher eine breit ausgesponnene Allegorie wählt, z. B.:

Ada.

Der Völker Lieb' ist eine eole Rebe,
Sie sucht den Stamm, an dem sie sich erhebe;
Und findet sie im Herrn den starken Baum,
Rankt sie nach Licht und Luft im blauen Raum.
Von Schauern warm gerankt im Frühlingswetter,
Geschaukelt von dem Wellenschlag der Luft,
Durchflicht sie wiegt sie die smaragdnen Blätter,
Und spendet hergetrunken Blütenluft;
Mit bunten Laub und blauen Purpurtrauben
Baut sie in Heerbstlust kühle Schattenlauben.
Doch fehlt die Stütze, die sie aufwärts lenkt,
Verwildert bald der edle Wuchs, und senkt
Sein Haupt und bringt mit friedenbere Geberde
Den sonern Sering nur an feuchter Erde,
Bis tief im Mark ihm zehrt der edle Wurm u. s. w.

Die Allegorie und alles, was an sie anklingt, ist immer undramatisch. Die dramatische Metapher soll den Gedanken concentriren, aber nicht ins Breite malen.

Die Tragödie „Nimrod" ist ein Werk, das jedem sinnigen und geschmackvollen Leser willkommen sein wird, das mit künstlerischem Bewußtsein geschaffen und mit lyrischer Begabung ausgeführt ist. Doch ihre dramatische Form ist mehr zufällig: es fehlt ihr die Energie der Motivirung und des spannenden Fortgangs der Handlung.

6. Zur Ruhe setzen. Lustspiel in vier Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart. Krabbe. 1857. 8. 1 Thlr.

Hackländer ist ein mit Recht beliebter Erzähler, der in seinen größern und kleinern Schriften stets einen frischen und gesunden Humor entwickelt. Daß sich ein solches Talent der Bühne zuwendet, ist gewiß erfreulich! Dennoch zeigt es sich hier wiederum, daß die Scene nicht blos ihre eigenthümliche Maschinerie, sondern auch ihre eigenthümlichen Tücken hat, die studirt sein wollen. Hackländer's Lustspielen fehlt jene dramatische Zuspitzung, die dem Humor erst auf der Bühne einen vollen Erfolg verbürgt. Der Autor ist gewohnt, seinem Humor eine breite und ungehemmte Entwickelung zu gönnen; doch auf der Bühne darf die humoristische Charakteristik nicht mit so vollen Segeln fahren, sie muß im Interesse des Fortgangs der Handlung wesentlich beschnitten werden. Es ist nicht genug, daß sie sprüht und blitzt, sie muß es auch an der rechten Stelle thun, sonst verpufft der Erfolg. Hackländer's Personen bewegen sich zu behaglich, gehen und kommen wieder, ohne daß ihr Gehen und Kommen jene Spannung hervorriefe, die für das Drama unentbehrlich ist. Der Humor des deutschen Philisterthums, wie er in diesem Lustspiele charakterisirt wird, ist überhaupt nicht reich und vielseitig. Die subalternen Beamten gehören zu Hackländer's Lieblingsgestalten, ebenso die betitelten Kaffeeschwestern; aber die Varietäten dieser Flora sind eben nicht allzu interessant. Ein Commerzienrath, der aufs Land geht, um sich der Ruhe mit Behagen zu erfreuen, fortwährend aber durch Lärmen jeder Art gestört wird, ist gewiß komisch; aber daß die Hauptstörung durch einen städtischen Besuch kommt, hebt die Pointe wieder auf. Es ist ebenfalls komisch, daß ein Vater von seinem Sohn incognito einen Fußtritt erhält, und zwar in einer Dunkelheit, welche beide zu Liebesabenteuern benutzen; aber dieser geheimnißvolle Fußtritt, der als Hauptmotiv auf der Bühne einen sehr derb gassenhaften Anstrich gewinnt, wird allzu verschwenderisch illustrirt, und wenn er dem Commerzienrath als Schreckensgespenst vorschwebt, so ist es jedenfalls ein Gespenst, das zu oft wiederkommt. Ebenso ist das Signalpapierchen, das die Hofräthin dem Romeo eines heimlichen Rendezvous im Dunkeln anheftet, als kleiner Lustspielobold nicht zu verwerfen; aber die weitere Ausführung dieses Motivs hat den Autor ebenfalls zu Wiederholungen verleitet, die seinen Effect abstumpfen. Kurz, der Stil dieses Lustspiels ist zu episch behaglich, um eine echt dramatische Wirkung

Digitized by Google

hervorzubringen. Der Dialog sowol als auch die Scenenfolge bedarf einer schärfern Pointirung. Dagegen loben wir an allen Hackländer'schen Lustspielen den deutschen, nicht französirenden Geist, der ebenso wol aus unsern Zuständen heraus dichtet, als auch Frische, Ungenirtheit und Kernhaftigkeit athmet; Charaktere, die aus dem Volke gegriffen sind und nicht blos Schatten im Schattenspiele einer superfeinen Intrigue! Ohne Frage läßt sich auch mit solchen Gestalten von Fleisch und Blut jene schärfere Pointirung, von der wir sprachen, erreichen, und wir zweifeln nicht, daß Hackländer's Talent, wenn es sich von der Gewöhnung an den epischen Comfort freigemacht hat, der deutschen Bühne mit lebensfrischen Schöpfungen unter die Arme greifen wird.

---

7. Die Waise von Lowood. Schauspiel in zwei Abtheilungen und vier Acten. Mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Marguerite oder die Macht des Zufalls. Schauspiel mit Vorspiel und fünf Acten. Mit theilweiser Benutzung des Romans von Dr. C. Birch von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Rose und Röschen. Originalschauspiel in vier Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Aus: Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Fünfunddreißigster bis siebenunddreißigster Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1856—58. Gr. 12. Jeder Jahrgang 1 Thlr. 20 Ngr. *)

„Rien ne réussit que le succès", sagt der weltmännische Véron in seinen Memoiren, der nicht blos als Director der pariser Oper Meyerbeer's „Robert der Teufel" in Scene gesetzt hat, sondern auch ein Freund des jetzigen Kaisers der Franzosen ist. Vor den Erfolgen der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer muß die deutsche Kritik die Waffen strecken, und hat sie zum Theil gestreckt. Wer wollte nicht galant sein gegen eine Schriftstellerin, von der die deutschen Dramatiker lernen können, was ihnen meistens fehlt — Erfolg, glänzenden, klingenden Erfolg zu haben? Sie allein besitzt den dramaturgischen Fortunatushut, sie kennt alle Toilettengeheimnisse der Thalia und Melpomene! Sie fährt auf einem Triumphwagen einher, umgeben von dankbaren Directoren und Schauspielern, und betrachtet mit den Tantièmen von Berlin und Wien! Frau Birch-Pfeiffer benutzt Novellen und Romane; aber hat das Shakspeare nicht auch gethan und ist es nicht eine falsche Pruderie unserer modernen Dramatiker, daß sie original sein wollen um jeden Preis und den günstigsten Stoff verschmähen, wenn er ihnen in novellistischer Behandlung vorliegt? Freilich, Shakspeare hat diesen Stoff, den er fand, nur als Stoff behandelt, und durch seinen Genius dramatisch umgeschaffen! Dafür war er ein echter Dichter, und wer von unsern neuern Dramatikern ein echter Dichter ist, der mag einen Stoff aufgreifen, wo er ihn finde, in Novelle oder Roman, er wird doch ein originelles Werk daraus schaffen.

Frau Birch-Pfeiffer ist aber keine Dichterin, sie ist eine Schauspielerin, sie arrangirt die Stoffe, die sie findet, nur für die Bühne, und kümmert sich um den strengern Unterschied epischer und dramatischer Dichtung so wenig wie das große Publicum. Ist sie nun glücklich in ihrem Fund, so ist sie des Erfolgs sicher. Denn sie versteht die geschickte, verständige Anordnung, die dem Publicum einleuchtet; sie weiß die Abgänge und Abschlüsse wirksam einzurichten und vor allen Dingen Rollen zu schreiben. Eine Rolle ist aber mehr und weniger als ein dramatischer Charakter: mehr, denn es ist ein dramatischer Charakter, der dankbar ist für den Darsteller; weniger, denn der Charakter kann verlieren, was die Rolle gewinnt.

Welch eine dankbare Rolle ist nun im ersten Stück die Currer Bell'sche Jane Eyre, dies edle trotzköpfige Ding, dies Ideal aller Gouvernanten mit dem verkannten Menschenrecht im Busen? Wer hätte nicht die Entrüstung der armen Waise am Schlusse des ersten Acts getheilt? Wer nicht Thränen der Rührung vergossen, wenn der ebenso spröde, stolze Lord Rowland Rochester sie am Schluß des Stücks als seine Braut in seine Arme schließt? Wer hätte sich nicht entsetzt vor dem unheimlichen Gelächter der Gratia Poole; wer wäre nicht erschrocken vor dem Widerschein der Feuersbrunst, aus welcher die edle Jane ihren Gebieter rettet? Wer kennt überhaupt „Die Waise von Lowood" nicht, und welche Künstlerin hätte damit nicht Triumphe gefeiert? Hierin liegt genug des Lobes, und wir wollen nicht untersuchen, wie viel der Currer Bell, wie viel der Birch-Pfeiffer davon zukommt. In der That liegt in der Liebe der beiden Hauptheldin, in dieser innerlich gehaltenen Zuneigung, die sprede und schroff sich äußerlich zeigt, ein wirksamer Contrast, eine glückliche Steigerung, ein echt dramatisches Element. Auch neu ist die Liebe zwischen einer pruden Gouvernante und einem mit einem Spleen behafteten Lord. Die Fehler des Stücks gehören vorzugsweise der Frau Birch-Pfeiffer an, die den Roman dramatisch nicht neu geschaffen und gegen alle Regel die Exposition im letzten Acte gibt, die in den ersten gehört. Die Spannung, die auf unerklärten Vorgängen beruht, ist im Roman an ihrem Platz, im Drama, das nur nach der Zukunft hin spannen soll, verwerflich. Die Spannung der Leihbibliothek darf nie die Spannung der Bühne werden. Räthsel darf es nur für die handelnden Personen, nicht für das Publicum im Drama geben.

Daß Frau Birch-Pfeiffer auch unglücklich in ihren Griffen sein kann, beweist das zweite Stück: „Marguerite", in welchem sie, einer Anwandelung ehelicher Liebe folgend, den Roman ihres Gatten, des Dr. Birch, dramatisch behandelt und damit ein Schauergemälde geliefert hat, das an die unhoffähigen Zeiten des „Hinko" erinnert. Da der Stil der Frau Birch-Pfeiffer sich nach dem Stil der Romane richtet, die sie behandelt, so finden wir auch hier einen Rückfall in eine grell stoffartige Diction. Die Hauptrolle in diesem Stücke spielt ein Erdbeben auf den Antillen, eine Naturerscheinung, die sich freilich von selbst motivirt, und besser als die Handlung, die sich daran knüpft. Frau Birch-Pfeiffer hat schon einmal in der „Rose von Avignon" die Bühne unter Wasser gesetzt; auch hier zeigt sie sich als eine Freundin großartiger scenischer Naturpoesie. Zwei Brautpaare, die gerade vor dem Maire erscheinen, werden mitten in der Erklärung der Cirilehe von den Erdstößen überrascht, und ein schurkischer Mairieschreiber, Pirot, das Muster eines carikirten dramatischen Charakters, benutzt diese Gelegenheit, ein changez les dames auszuführen, indem er in der Bestürzung die Unterschriften verwechseln läßt. Der Orkan und das Erdbeben führen diesen Tanzact weiter aus, und da schon früher eine leise Neigung und ein lauter Verdacht, eine Art Wahlverwandtschaft zwischen diesen Paaren bestand, so beruht das Drama auf der weitern, durch Eifersucht, Edelmuth, depit amoureux fortgeführten Entwickelung jener, bei der Musik von Himmel und Erde begonnenen Tanztour. Nun, bisweilen schläft Homer und bisweilen Frau Birch-Pfeiffer!

Das dritte Stück „Rose und Röschen" ist ein Originalschauspiel; doch bezieht sich die Originalität mehr auf das Ganze, als auf das Einzelne. Das Stück ist eine Mosaik von Charakteren und Situationen, die uns sehr bekannt anmuthen, als hätten wir sie schon einmal im Traume — oder auf der Bühne gesehen. Wir wollen beileibe der Frau Birch-Pfeiffer keine Plagiate nachweisen; es ist nur eine unbestimmte Empfindung, die uns anwandelt! Der Inhalt des Stücks ist sehr einfach. Ein junger Millionär, der Rose heirathen soll, heirathet Röschen. Rose ist die Tochter eines vornehmen, aber dem Bankrott nahen Bankiers, Röschen die Tochter einer armen Tischlerswitwe, die der reiche Westindier kennen lernt, als er, einer Grille folgend, um das Leben der niedern Stände kennen zu lernen, eine Wohnung in einem Dachstübchen bezieht. Später entwickeln sich noch geheimnißvolle Familienbeziehungen zwischen der Tischlerswitwe

*) Die übrigen in den angegebenen Jahrgängen des „Jahrbuch" enthaltenen Dramen werden wir im dritten Artikel besprechen.

Digitized by Google

und dem Bankier! Das iſt alles ſehr einfach, richtig motivirt, richtig ſcenirt; wir werden gerührt durch unvermuthete, reiche Erbſchaften, die ſich zuletzt als ein Geſchenk des edeln Weſtindiers ausweiſen; gerührt durch die Belohnung eines tugendhaften „erſten Commis", der die Hand ſeiner Bankierstochter erhält — alles ſchön, gut, wirkſam, nur, wie der ſchreckliche Ben Akiba ſagt: alles ſchon einmal dageweſen.

Rudolf Gottſchall.

Kelten und Germanen.

Derſelbe Gelehrte, welcher durch ſeine „Unterſuchungen über das Nibelungenlied" die Frage über den Urſprung dieſes Gedichts von neuem angeregt und eine große Bewegung unter den Germaniſten hervorgebracht hat, eine Bewegung, welche immer noch fortdauert, obgleich die anfängliche Leidenſchaft, mit der ſie ſich kund gab, ſich nach und nach zur Ehre für die Philologen und zum Glück für die Wiſſenſchaft abgekühlt zu haben ſcheint, der nämliche Gelehrte hat bald nach jenem Buch ein zweites veröffentlicht, in welchem er ebenfalls eine bis dahin allgemein angenommene Anſicht zu bekämpfen, und eine neue, ihr vollkommen entgegengeſetzte zu begründen ſucht. *) Die Schrift Holtzmann's über das Nibelungenlied hat ſich ſogleich bei ihrem Erſcheinen eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, ob ſie gleich, wie wir in einem frühern Artikel, in Nr. 14 d. Bl. f. 1857 dargethan zu haben glauben, in der That gar nicht beweiſt, was ſie beweiſen wollte. Sein Buch über die Kelten hat dagegen nicht nur das Verdienſt, welches auch der erſten Schrift nicht abgeſprochen werden kann, eine Frage wieder zur Beſprechung zu bringen, die bisjetzt auf guten Glauben hin für abgethan angeſehen wurde; Holtzmann hat in demſelben auch einen weit methodiſchern Gang eingeſchlagen als in den „Unterſuchungen über das Nibelungenlied"; es ſind die von ihm angeführten Gründe im ganzen auch einleuchtend und überzeugend, und doch hat dieſes Buch beinahe allgemeine Misbilligung eingeerntet und ihm von mancher Seite nicht blos den herbſten Tadel, ſondern auch bittern Spott und Verhöhnung zugezogen; man iſt ſo weit gegangen, ſeine Gelehrſamkeit in Zweifel zu ziehen und ihm die Berechtigung zu wiſſenſchaftlichen Erörterungen abzuſprechen. Gerade dieſe Uebertreibung hat uns bedenklich gemacht. Denn, wenn wir auch Holtzmann keineswegs für einen Gelehrten erſten Ranges halten, wie etwa Grimm, Humboldt und Ritter, ihn auch trotz ſeiner mannichfaltigen Sprachkenntniſſe nicht mit Bopp vergleichen wollen und überhaupt der Anſicht ſind, daß er ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe nicht zu behereſchen vermag, und es ihm insbeſondere an jenem Scharfſinn fehlt, der nicht blos zergliedert, nicht blos Mängel zu entdecken, ſondern auch aus gewonnenen Einzelheiten ein neues Gebäude zu errichten fähig iſt; ſo ſind wir doch weit entfernt, ſeine Gelehrſamkeit, wie ſeinen Geiſt und ſein Talent für ſo unbedeutend zu halten, als ſeine Gegner uns gern wollten glauben machen.

Die jetzt allgemein in Deutſchland wie in Frankreich und England herrſchende Anſicht, daß die Kelten ein von den Germanen verſchiedener Volksſtamm ſeien, und daß die alten Gallier einerſeits und andererſeits die Gäten in Irland und Schottland, ſowie die Kymren in Wales und in der Bretagne zu einem und demſelben Volksſtamm gehöreten und die wahren Kelten ſeien, iſt, wie Holtzmann darthut, noch nicht ſehr alt; ſie wurde zum erſten mal 1738 von Martin Bouquet in der Vorrede zu einer von den Benedictinern veranſtalteten Sammlung („Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores") ausgeſprochen, 1754 vom berühmten Schöpflin in einer beſondern Schrift („Vindiciae Celticae") weiter ausgeführt. Nach und nach gewann dieſe Meinung immer größern Anhang und ſie hat namentlich in der neuern Zeit ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht. Die Keltomanie hat es ſo weit gebracht, daß man kaum mehr weiß, wo man die Germanen, deren Daſein doch nicht beſtritten werden kann, unterbringen ſoll, und daß ſogar der deutſchen Sprache ein Fetzen nach dem andern entriſſen wird. Es iſt allerdings ſchon oft getadelt worden, daß die Freunde des Keltenthums in ihrer blinden Vorliebe viel zu weit gingen, aber was man ihnen auch entgegenſetzen mochte, ſolange man ihnen den Hauptpunkt zugab, den nämlich, daß Germanen und Kelten ein verſchiedener Volksſtamm ſeien, war es geradezu unmöglich, ſie zurückzuſchlagen. Gelang es auch, ihnen einzelne Fehler nachzuweiſen, ſo kamen ſie mit hundert neuen Behauptungen, die um ſo weniger mit Glück bekämpft werden konnten, als man ihren Standpunkt für wahr, ihre Stellung für unangreifbar hielt. Es iſt klar, daß die Wiſſenſchaft des deutſchen Alterthums eine gänzliche Umgeſtaltung erhalten muß, wenn bewieſen werden kann, daß die Kelten Germanen ſind, und insbeſondere wird der alten Geſchichte Deutſchlands eine weitaus größere und bedeutſamere Grundlage gegeben. Dieſen Beweis hat nun Holtzmann unternommen, und, wie wir überzeugt ſind, der Hauptſache nach wirklich geliefert, ob er gleich im Einzelnen gar oft unglücklich iſt.

Seine Schrift zerfällt in vier Theile. Der erſte ſucht nachzuweiſen, daß die herrſchende Anſicht ſchon deswegen Bedenken erregt, weil mit und in ihr nicht erkläret werden kann, woher plötzlich der neue und mächtige Volksſtamm der Germanen kommt, da derſelbe weder im thrakiſchen Volksſtamm verborgen geweſen, noch aus Skandinavien eingewandert ſein kann, wie man in neuerer Zeit anzunehmen geneigt war, um ihre Erſcheinung erklären zu können. Mit Recht verſpottet er bei dieſer Gelegenheit die lächerlichen Etymologien, welche von den Keltomanen im ganzen Ernſte aufgeſtellt werden ſind.

„Daß der galliſche Gott Teutates ſett wae, weil ein kymeiſches Adjectiv tew fett bedeutet, wovon tewdawd, pinguitudo, abgeleitet iſt; daß die Deutſchen fürchterlich ſchreien konnten, weil ein kymriſches Wort german, Schreier, zwar nie exiſtirt hat, aber doch von unſern neuen Kymriſchgelehrten gebildet werden konnte; ſolche Koſtbarkeiten, deren man eine reiche Blumenleſe ſammeln könnte, ſind der einzige Gewinn, den ſeit hundert Jaheen die herrſchende Anſicht des Keltenthums gebracht hat."

Im zweiten Theile beſpricht er die Anſichten der Alten, aus deren Zeugniſſen er nachweiſt, daß ſie die Germanen für Kelten hielten. Seine Gewährsmänner ſind bei den Griechen Strabo, Dionys von Halikarnaß, Diodor von Sicilien, Dio Caſſius, Polybius u. a. Bei den Römern iſt vorzüglich eine Stelle des Julius Cäſar zum Beweiſe der herrſchenden Anſicht benutzt worden. Allein es iſt bisher allgemein anerkannt worden, daß dieſe Stelle verdorben iſt, und da einige Handſchriften eine abweichende, in Bezug auf Stil und Inhalt gleich paſſende Lesart darbieten, ſo erhält dieſelbe, ob ſie gleich nur in ſchlechten Handſchriften erhalten iſt, doch bedeutende Glaubwürdigkeit. Nach der gemeinen Lesart hätte nämlich Cäſar einen jungen Mann, den C. Valerius Procillus, zum Arioviſt geſchickt, weil er der galliſchen Sprache mächtig geweſen, in welcher der Deutſche wegen ſeines langen Aufenthalts in Gallien bedeutende Fertigkeit beſeſſen habe. Iſt dieſe Lesart richtig, ſo geht allerdings daraus hervor, daß die galliſche Sprache von der germaniſchen verſchieden geweſen; allein, wie geſagt, die Stelle iſt offenbar verdorben, und andere Handſchriften faſſen ſie ſo, daß daraus hervorgeht, Arioviſt habe als Germane ſchon galliſch verſtanden. Wir können uns hier nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß Holtzmann ſeine beſten Beweismittel oft durch unüberlegtes Raiſonnement ſelbſt vernichtet oder wenigſtens wieder zweifelhaft macht. Er ſagt nämlich, nachdem er die erwähnte Stelle nach der gemeinen Lesart beſprochen: „Es iſt ſchon höchſt wunderlich, daß die Römer und die Germanen, Cäſar

*) Kelten und Germanen. Eine hiſtoriſche Unterſuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe. 1855. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Digitized by Google

und Arioviſt, ſich in ihren Unterhandlungen weder der römiſchen noch der deutſchen, ſondern einer dritten, ihnen beiden gleich fremden Sprache bedient haben ſollen.“ Uns kommt dabei nichts wunderlich vor als die Bemerkung Holtzmann's. Es ſteht nirgends geſchrieben, daß Cäſar deutſch oder Arioviſt lateiniſch geſprochen habe, und da der Verkehr der Römer mit den Germanen eben erſt zu jener Zeit begann, iſt es auch wol anzunehmen, daß ſie weder Gelegenheit noch Veranlaſſung gehabt hatten, die fremde Sprache zu erlernen. Dagegen ſtanden Römer und Germanen ſeit langer Zeit mit den Galliern in Verbindung, daher es natürlich war, daß Römer wie Germanen mit der galliſchen Sprache bekannt waren, und ebenſo natürlich war es, daß ſie ſich zu ihren Unterredungen derjenigen Sprache bedienten, in welcher ſie ſich gegenſeitig verſtändlich machen konnten. Der Einwurf Holtzmann's kann daher mit vollem Rechte gegen ihn gebraucht werden, und es wundert uns, daß es noch nicht geſchehen iſt. Solche ſchwache Stellen kommen, wie in den „Unterſuchungen über das Nibelungenlied“, ſo auch in dem Buche über die Kelten nur zu viele vor, und beweiſen, daß es dem Verfaſſer an Schärfe des Denkens und Beſonnenheit der Ueberlegung fehlt.

Aber auch die von ihm angeführte Lesart beweiſt in der That nicht, daß die galliſche Sprache die Mutterſprache des Arioviſt war, ſondern nur, daß ſie es ſein konnte. Denn die Stelle lautet nach derſelben einfach alſo: „Cäſar ſchickte den C. Valerius Procillus wegen ſeiner Kenntniß der galliſchen Sprache zum Arioviſt.“ Darin liegt bloß, daß Arioviſt jene Sprache verſtand, nicht aber, daß ſie ſeine Mutterſprache war, obgleich dies nicht ausgeſchloſſen wird, wie es bei der gemeinen Lesart der Fall iſt. Holtzmann hätte ſich alſo mit dieſem Reſultat begnügen und hätte auf andern Wege nachweiſen ſollen, daß Arioviſt als Germane das Galliſche ſprach. Und dies iſt ſchon aus Cäſar möglich, weil dieſer einerſeits die Helgen zu den Galliern zählt und andererſeits von jenen behauptet, daß ſie germaniſchen Urſprungs ſeien, woraus hervorgeht, daß er ſie ſämmtlich für Glieder eines und deſſelben Hauptſtamms hielt.

Wir können und hier nicht in eine eindringliche Unterſuchung der betreffenden Stellen einlaſſen, es muß uns genügen, das Ergebniß auszuſprechen, daß nach Cäſar die Germanen wirklich Kelten ſind, daß Holtzmann es richtig erkannt, aber ungenügend bewieſen, ja den verſuchten Beweis entkräftet hat. Glücklicher iſt er in der Erklärung des Wortes Germanen, bei welcher er die gezwungenen Erklärungen Leo's und Grimm's vollſtändig widerlegt. In wenigen aber hinreichenden Zeilen beweiſt er ſodann, daß die Alten die Briten keineswegs zu den Kelten gerechnet haben.

Der dritte Theil iſt wiederum von großem Intereſſe. Es wird gezeigt, daß die Alten die Kelten gerade ſo beſchrieben haben, wie die Germanen nach der Schilderung der Alten und in der Wirklichkeit ſind, wo ſie ſich unvermiſcht erhalten haben, d. h. mit blonden Haaren, weißer Haut und hohem Wuchs, während die britiſchen Völker ſchwarzes Haar und eine dunkle Hautfarbe haben und von kleinerm Wuchſe ſind. Auch in Sitte und Lebensweiſe waren die Briten von den Galliern oder Kelten unterſchieden. Was die Religion betrifft, ſo finden wir, daß die Unterſuchung Holtzmann's im ganzen nicht überzeugend iſt, nicht etwa, weil er nicht recht hat, ſondern weil er keine Gründe oder Beweismittel nicht zu benutzen weiß.

Bei weitem der wichtigſte Theil des Buchs iſt derjenige, welcher von der Sprache handelt. Wir haben freilich nur eine ſehr geringe Kunde von der galliſchen Sprache; was uns die Alten von derſelben aufbewahrt haben, beſteht in einer ſehr kleinen Anzahl Wörter, von denen ſehr viele Eigennamen ſind. Es ſind dieſe aber an ſich immerhin ſchwieriger zu erklären als andere Wörter; es kommt noch dazu, daß ſie uns von den Alten ohne allen Zweifel in ſehr willkürlich veränderten Formen erhalten worden ſind; denn Griechen und Römer hatten die an ſich ſehr lobenswerthe Gewohnheit, ſich die fremden Wörter mund- und ſprachgerecht zu machen, wie jetzt noch die Franzoſen, die Engländer, überhaupt wol alle Völker mit Ausnahme der Deutſchen, welche ihre Ehrfurcht vor dem Fremden auch darin kund geben, daß ſie die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und insbeſondere die Eigennamen wie ein überliefertes Eigenthum anſehen, das nicht angetaſtet werden dürfe. Es iſt natürlich, daß man bei der herrſchenden Anſicht, daß die Gallier und die Briten einer und derſelbe Volksſtamm ſeien, die Ueberreſte der galliſchen Sprache von vornherein für gäliſch oder kymriſch angeſehen und aus dieſen Idiomen zu erklären geſucht habe. Daß die Etymologen dabei nicht in Verlegenheit gekommen ſind, braucht kaum erwähnt zu werden; denn was konnte wol einen Etymologen in Verlegenheit bringen. Da wird ein Buchſtabe hinzugefügt, dort ein anderer weggeworfen, ein dritter wird vertauſcht, bis dem vierten und fünften wird die Stellung verändert, Alles nach beſtimmten ſelbſtgemachten Geſetzen *), und es müßte ſchlimm zugehen, wenn man nicht mit ſolchen Mitteln jedes mögliche Wort auf ein anderes beliebiges zurückführen könnte. So ſind denn alle altgalliſchen Worter von den gäliſchen Lexikographen ohne alles Bedenken als gäliſch in ihre Wörterbücher aufgenommen worden, wobei ſie freilich immer die naive Bemerkung machen und mit der ehrenwertheſten Redlichkeit wiederholen, daß jene Wörter in den britiſchen Sprachen eigentlich gar nicht vorhanden, ſondern aus dem Galliſchen herübergenommen worden ſind, weil ja dies die nächſte Sprache ſei. Dann werden Erklärungsbemühe gemacht, welche dann auch zum guten Theil gar luſtig ausfallen. Uns ſcheint, daß jenen ſo oberflächliche Vergleichung der äußern Geſtalt der gäliſchen Wörter mit den galliſchen den Glauben an eine Verwandtſchaft zurückdrängen müßte. Die gäliſche Sprache hat ein ſo wildes, abſchreckendes, ein ſo rohes, ungebildetes Ausſehen, von welchem die uns überlieferten galliſchen Wörter weit entfernt ſind, ſelbſt wenn man zugibt, daß ſie im Munde der Römer mächtig abgeſchliffen worden ſind. Doch iſt dies freilich blos Sache des Gefühls, das leicht irre gehen kann. Auch legen wir keinen Werth auf dieſe Bemerkung, dagegen einen großen auf die folgende, daß von den Wörtern, die ohne Zweifel galliſch ſind und deren Geſtalt durch verſchiedene Zeugniſſe feſtſteht, viele ſehr leicht und mit der größtmöglichſten Sicherheit auf das Deutſche zurückgeführt werden können, einige ſich ſogar noch in einer deutſchen Mundart erhalten haben, beinahe keins aber ohne äußere oder innere Gewaltthätigkeit aus dem Britiſchen erklärt werden kann, und daß von manchen ſich in britiſchen Sprachen wirklich vorfinden, wir Grund vermuthet werden darf, daß ſie erſt aus dem Angelſächſiſchen in dieſelben aufgenommen wurden. Wir müſſen wol, um das Verfahren der Keltologen aus nicht zu Kellen, einige Beiſpiele anführen.

Es iſt kein gäliſches Wort ſo ſicher als ambactus, welches ohne Zweifel Dienſt bedeutet; wir finden es in allen deutſchen Sprachen unter derſelben Bedeutung wieder: gothiſch andbahts, althochdeutſch ambaht, altſächſiſch ambahtes; dazu kommt das Neutrum: gothiſch andbahti, althochdeutſch ambaht, in der lex salica ambasia, und im Neuhochdeutſchen Amt. Die Keltologen haben das galliſche ambactus dagegen auf kymriſch amaeth, Ackersmann, oder auf das gäliſche ambhoch, ſehr arm, zurückführen wollen. Wenn aber auch die Form des letzten Wortes einigermaßen entſpräche, ſo ſtellt ſich doch die Bedeutung entgegen, da die ambacti das Geſinde der Vornehmen und Mächtigen bildeten, alſo auf keinen Fall auch den Aermſten genommen waren. Das höchſte Intereſſe bietet das Wort bardus; weil, wenn es deutſch iſt, dadurch nachzuweiſen wäre, daß die alten Deutſchen doch Barden hatten, was früher allgemein angenommen wurde, in der neuern Zeit aber mit der äußerſten Entſchie-

*) Daß wir hierbei die von Grimm entdeckten Geſetze der Lautwanderung nicht meinen, brauchen wir nicht erſt zu ſagen, denn der tiefere iſt eben die Willkür in der Anwendung verbannt, welche ſonſt die Seele des Etymologiſirens iſt.

Digitized by Google

denheit bestritten worden ist. Das Wort kommt allerdings in allen britischen Sprachen vor, aber es sprechen viele Gründe dafür, daß es erst später auf gelehrtem Wege in dieselben eingeführt wurde. Daß es dagegen bestimmt ein deutsches Wort war, geht aus Tacitus hervor, welcher ausdrücklich besagt, daß der Vortrag der Gesänge bei den Deutschen barditus hieß, womit zu vergleichen ist, daß bei den spätern Meistersängern unter Bar eine bestimmte Art des Gesangs verstanden wurde. Becco, Schnabel, englisch beak, stammt wol vom deutschen picken. Daß nach Holzmann betula, Birke, von einer Wurzel bed (darauf deutsches sitzen) abgeleitet ist und der Baum den Namen darum erhielt, daß man mit Birkenruthen auspeitschte, ist sehr unwahrscheinlich: es ist dies eine Etymologie, die zu denen gesellt werden kann, die er selbst lächerlich nennt. Von großer Beweiskraft ist das Wort braccae, Hosen. Man hat das Celtische brag herbeigezogen, allein dies bedeutet Schuh, und wenn auch Schuhe und Hosen den allgemeinen Begriff des Bedeckens in sich enthalten, so ist der besondere Begriff doch durchaus verschieden. Im Bretonischen findet sich zwar bragez, welches wirklich Hose bedeutet, allein es ist kein Zweifel, daß es erst aus dem Altfranzösischen aufgenommen worden ist, in welchem sich neben dem von Holzmann angeführten braie auch braague und die diminutive brayette und brayuette vorfinden. „Puis se déporteient en braque et jouoient à la balle" (Rabelais, Buch 1). „Autant d'ans je te souhaite Qu'on y joua de la braquette" („Cabinet Satirique"). Dazu kommt, daß die deutschen Völker keine Hosen hatten, was sich noch bei den Schotten erhalten hat, weggen die gallischen Völker, wie auch die Belgen und die meisten germanischen Stämme Hosen trugen. Das Wort kommt aber nicht blos im Altdeutschen vor, sondern hat sich auch in der Schweiz noch erhalten: bruoch (Grimm, Wörterbuch). Die Endung dünum in Städtenamen wie Augustodünum, Camposdünum, Lugodonum u. a. wird aus dün, Zaget, Burg erklärt; allein im Angelsächsischen findet sich tún, altbochdeutsch zún, Zaun, daraus englisch town. Hier ist nun zugleich die Entstehung des Wortes erklärt, da eine Burg oder Stadt zunächst aus der Umzäunung einer Ortes entstand. Ebenso ist die Endung magus in den Städtenamen Augustomagus, Brucomagus, Ratomagus nicht auf irisch mag, kymrisch maes, Ebene, Feld, zurückzuführen, sondern auf ein altdeutsches mak, das sich noch in „Gemach" erhalten hat, welches Wort in Augsburg nicht nur Zimmer, sondern Wohnung überhaupt, also Haus bedeutet. Daß das mak mit der Endung „heim" in Aehlheim, Aesenheim übereinstimmt und Augustomagus daher so viel bedeutet als Haus, Wohnung des Augustus, was jedenfalls wichtiger ist als Ebene oder Feld des Augustus.

Ergibt schon die Vergleichung der gallischen Wörter, die auf uns gekommen sind, daß man sie weit eher aus dem Deutschen als aus den britischen Sprachen erklären kann, so wird der Satz, daß diese mit der gallischen nichts gemein haben, auch dadurch bestärkt, daß die französische so wenig Wörter darbietet, die auf das Britische zurückgeführt werden können. Wenn aber die alten Gallier wirklich britisch gesprochen hätten, so würden sich gewiß weitaus mehr Ueberreste erhalten haben. Selbst Diez, der doch der Ueberzeugung ist, daß die kymrische Sprache in Gallien gesprochen wurde, gesteht in seinem „Wörterbuch der romanischen Sprachen", daß die „keltischen Reste" sehr unerheblich seien. Aber es sind diese Reste selbst noch weniger bedeutend, als Diez es annimmt, denn viele Wörter, die er aus den britischen Sprachen erklärt, sind ohne Zweifel deutschen Ursprungs.

Höchst wichtig und folgenreich sind die Untersuchungen über die Namen. Die keltischen Namen sind sehr häufig zusammengesetzt und ihr zweites Glied ist gemeiniglich marus, rix oder gnatus. Diese Endungen kommen auch in altdeutschen Namen vor und bedeuten „berühmt", „Herrscher" und „Sprößling". Zwar finden sich auch britische Wörter, aus denen man jene Endungen erklären könnte, allein für die Zurückführung auf das Deutsche spricht der Umstand, daß auch die ersten Glieder der Zusammensetzungen durch das Deutsche besser erklärt werden können als durch das Britische. So ist keltisch Segomarus deutsch Sigumar oder Segimer; keltisch Ambiorix deutsch Emmerich; Albiorix ist Alberich. Selbst bei den kleinasiatischen Celtoten finden sich deutsche Namen: ein Führer derselben hieß nach Livius Luterius oder Lutarius, welchen Namen Krummacher in einer Predigt über die Epistel an die Galater geradezu durch „Luther" wiedergab. Die gallischen Namen Segemon und Austremon (so hieß der erste Apostel der Gallier) sind nichts anderes als Siegmund und Austremund, und aus dem letztern ließe sich erweisen, daß die Gallier wie die Germanen die Göttin Ostara anbeteten, der wir unser „Ostern" verdanken.

Als die deutschen Völker Gallien eroberten, unterwarfen sie sich die romanische Bevölkerung, die sie zu Sklaven und Leibeigenen machten. Nun ist es aber merkwürdig, daß gerade diese Sklaven und Leibeigenen deutsche Namen tragen, was sich aus vielfältigen Urkunden erweisen läßt. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß die deutschen Sieger den Unterjochten deutsche Namen gegeben haben, am wenigsten solche, die etwas Göttliches bezeichnen, und deren finden sich viele; vielmehr darf man voraussetzen, daß diese Namen schon vorhanden waren, als die Franken, Burgunden u. s. w. Gallien eroberten. Es geht dies auch aus dem bedeutsamen Umstand hervor, daß die deutschen Namen der Romanen meist anderer Art sind, als die der eingewanderten Germanen; sie haben den Anfang, die sich bei den übrigen germanischen Stämmen nicht oder nur selten vorfinden. Wenn aber eine ganze romanische Bevölkerung vorzugsweise deutsche Namen führt, so kann dies nicht anders als dadurch erklärt werden, daß sie diese Namen aus der vorrömischen Periode herübergebracht hatte, daß also die alten Gallier ein den Germanen stammverwandtes Volk waren, die Kelten somit nicht zu den Briten zu rechnen sind.

Lassen sich auch die Namen, von denen eben gesprochen wurde, nicht mehr sämmtlich erklären, so haben sie doch ohne Ausnahme deutschen Klang und unterscheiden sich durch diesen so auffallend von den echt britischen Namen, auch den früheren, daß man kaum begreifen kann, wie man sie für britisch ausgeben möchte. Man vergleiche nur die gallischen Namen Bertolenus, Frotlina, Sigriana, Leudrisma mit Mochoemoc, Caractac, Cruumhoel, Lachtean u. a. m. Selbst der Volksname „Kelten", von dem kein Zweifel, daß er einheimischen Ursprunge war, ist deutsch. Denn nach dem Gesetz der Lautverschiebung muß h statt k und th statt t eintreten; das gallische Kelt würde also deutsch helth und mit euphonischer Einschiebung helith lauten. Und dies Wort ist wirklich im Angelsächsischen vorhanden und bedeutet Mensch, Mann. Die Kelten nannten sich also das Volk der Männer, helitho sole, helitho cunni, wie im Heliand die Menschen heißen.

Holzmann hat im vorliegenden Buche ohne Zweifel bestimmtere Resultate erzielt, als in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied", aber doch ist auch diese Schrift für die übergreifende Beweisführung noch nicht genügend. Es fehlt ihm die Gabe allzu sehr, die gewonnenen Ergebnisse zu zusammenzustellen, daß die einzelnen Beweise einander unterstützen und insbesondere geht ihm die Geschicklichkeit ab, den Gegner auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein anderer Gelehrter, der diese Eigenschaften im höhern Grade besitze, die Frage nochmals einer eindringlichen Prüfung unterwürfe und auch die Alterthümer in den Kreis seiner Untersuchung zöge. Zuwerthin verdient Holzmann Anerkennung dafür, daß er den Muth gehabt hat, auch in diesem Punkte einer allgemein verbreiteten Ansicht entgegenzutreten. Und sollte sich, was mir nicht glauben, infolge weiterer Prüfung ergeben, daß er Unrecht gehabt hat, so wird ihm doch immer das Verdienst bleiben, den Anstoß zur sichern Entscheidung einer wichtigen Frage gegeben zu haben. 2.

Digitized by Google

Felix Bungener.

Konig und Prediger. Von Felix Bungener. Deutsche Uebersetzung des Werks: „Un sermon sous Louis XIV." Basel, H. Georg. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Kritik ist gegenwärtig so geneigt, Eintagsberühmtheiten zu schaffen, daß es wohl verzeihlich ist, wenn man mistrauisch wird und um so strenger über eine Erscheinung richtet, je lauter dieselbe auf den Schild der Unfehlbarkeit gehoben wird. Die französische und englische Presse floß in Lob Bungener's über; möge sich die deutsche einen unbefangenen Blick und ein selbständiges nüchternes Urtheil bewahren. Wir werden den die Verdienste dieses Schriftstellers offen anerkennen, aber auch mit dem scharfen Worte nicht zurückhalten.

Wir schicken eine gerundete Biographie voraus; sie kann nur zur Begründung unserer Ansicht dienen.

Laurence Louis Felix Bungener wurde am 29. September 1814 in Marseille geboren; seine Aeltern waren Protestanten. Sein Vater war ein Rheinpreuße, die Mutter eine Waadtländerin; von jenem soll er den contemplativen Zug, die Tiefe des Gefühls, die deutsche Ehrenhaftigkeit, von dieser eine gewisse Schlauheit (!) und Berechtung der conventionellen Formen (!) geerbt haben. Er wird als ein träumerischer, an der Natur mit Schwärmerei hängender Knabe geschildert. Die Einweihung einer neuen protestantischen Kirche 1825 weckte den in ihm schlummernden Funken; später eine Predigt, welche ihm die Freundschaft geachteter Männer und die Mittel verschaffte, die theologische Laufbahn zu betreten. Diese führte ihn nach Genf, wo er 1839 ordinirt wurde und zuerst mit öffentlichen Vorträgen auftrat. Der im Theologen steckende Bellettrist kündigte sich in denselben aus: sie wurden später als „Versuche über moderne Poesie" gedruckt. Seine Freunde wünschte zwar, daß er sich vorzugsweise den geistlichen Pflichten widmen möge, um sich die Anwartschaft auf eine Pfarrstelle zu sichern; aber er fühlte doch mehr literarischen als geistlichen Beruf in sich und übernahm daher 1843 die Stelle des Gymnasialdirectors seiner neuen Heimathstadt. Im Jahre 1848 wurde er seiner conservativen Gesinnung wegen vom Amte entfernt und, was er später dankbar rühmte, so seinen literarischen Studien zurückgegeben, welche den Vortheil vor jedem andern Studium voraushaben, daß sie uns vor Einseitigkeit, vor einer ausschließlichen Richtung nach einem Punkte, vor einer, wir möchten sagen, uns weil gewichenen Centripetalkraft unserer Seele bewahren. Er wandte der Sprache die Haupttaufmerksamkeit zu und vertiefte sich zumal in die seinem Geiste verwandten Werke des 17. Jahrhunderts. Sein rednerisches Talent konnte der Kanzel und dem Schwunge seines Wirkens nur zugute kommen. Wir glauben, daß sich aus dem Stile seiner Schriftsteller entnehmen läßt, ob er rednerische Anlage und Uebung habe oder nicht. Wer gut stilisiren will, soll den Satz, den er niederschreibt, laut vor sich hinsprechen. Thäte man das allgemein, so bekämen wir nie seitenlange Perioden zu lesen, sondern kurze, schlagende Sätze und gewandte Uebergänge. Ein solcher Stil zeigt freilich oft dann seine Trefflichkeit, wenn er auch vom Leser laut wiedergegeben wird.

Bungener soll als Prediger von denen hochgeachtet sein, die es vorziehen, überzeugt statt überredet zu werden. Er suche die Beredsamkeit nicht, aber nicht selten begegne sie ihm als Begleiterin auf dem Wege zur Wahrheit. Mit einer Predigt gegen den Socialismus (Sprichwörter 22, 2: „Reiche und Arme müssen untereinander sein, der Herr hat sie alle gemacht") errang er 1850 einen Preis. Seine Hauptthätigkeit begann im März 1853 mit den sogenannten Conferenzen, die Sonntag und Mittwoch abends um 7 Uhr in der Magdalenenkirche zu Genf stattfanden.

Wir müssen uns Genfs politische Lage vergegenwärtigen, um die Erscheinung dieser Conferenzen zu begreifen. Genf war als die Heimathstätte Calvin's ein evangelisches Rom; darin suchte und hatte es jederzeit eine eigenthümliche Bedeutung. James Fazy, unleugbar ein höchst geistvoller Staatsmann, brach die Herrschaft der Aristokraten, die gleichzeitig die Träger des strengen Calvinismus waren. Genfs Katholiken haben darum Fall aus begreiflichen Gründen gern und schlossen sich an Fazy. Diese Fusion der Ultramontanismus und Radicalismus besteht noch jetzt und hat gegenwärtig nach einer kleinen Schwankung zu Gunsten einer entgegengesetzten liberal-conservativ-aristokratisch-socialistischen Fusion (welch ein Ungethüm!), welcher nur der Haß gegen Fazy und das protestantische Glaubensbekenntniß eine gewisse gemeinsame Führung gab, wieder die Mehrheit. Die katholische Kirche erinnerte sich, daß es einst einen Bischof in Genf, nicht blos einen in partibus infidelium von Genf gab, spannte die Segel in der Richtung des politischen Windes aus, brachte haufenweise savoyische, gut römischgesinnte oder gar nicht gesinnte Murmelthiere nach Calvin's Heimat und freute sich still am Untergange der Sonne des protestantischen Rom. Da erwachte dieses, rief zum Kampfe und begann Proselyten zu werben. Dieser religiöse Kampf wird um so erbitterter geführt, da ihn auch die religiös meist indifferenten Politiker unterstützen und anschüren. Mit jedem Savoyarden, der in Chr. für die evangelische Wahrheit oder das evangelische Gold hat, wie die böse Welt erzählt, geht der Partei Fazy eine Stimme verloren; es ist daher begreiflich, daß Rom sein Uebriges thut und das verirrte Schaf gegen ein Billiges in den radicalen Stall zurückbringt.

So ist es mitten in unserem Genf, im schweizerischen Kleinparis ein großes Stück Mittelalter, mit dem einzigen Unterschied, daß hier die Päpstlichgesinnten auch kaiserlich gesinnt, d. h. Fazyaner sind.

Jetzt ist es leicht, Bungener's Stellung und seine antirömischen Romane zu begreifen. Er begann diese Conferenzen mit einer historischen Betrachtung der Reformation (Genesis 1, 3: „Gott sprach, es werde licht und es ward Licht"). Bei der Zusammenkunft der schweizerischen Prediger 1854 predigte er gegen das Papstthum. Diese Versammlung, dazu von genferischer Lust angeweht, so weit, die Prosolytenmacherei zu sanctionieren und in eine Art Polizei zu bringen!

Mathey, der gewandte Uebersetzer Bungener's, schreibt die außergewöhnliche Entwickelung des Rednertalents dem heiligenden Einfluß schweren Kummers, dem Tode der Gattin zu, deren Bild der Leser in der Magdalena („Priester und Dugenot") kennen lerne. Seine Bellettristischen Werke erschienen in folgender Reihenfolge: „Un sermon sous Louis XIV." (1843); „König und Prediger"); „Le Concile de Trente" (1846); „Trois sermons sous Louis XV." (1848); „Priester und Hugenot"); „Voltaire et son temps" (1850); „Julien ou la fin d'un siecle" (1852). Dazu kommen Vorlesungen und Predigten. Gegenwärtig arbeitet er an „Rom und die Geschichte", welches Werk einen vollständigen Ueberblick aller geschichtlichen Angriffe geben soll, „die gegen den Katholicismus eingeleitet werden dürften". (!) Der Herausgeber, der zugibt, man könne ihn vielleicht eines furor biographicus anklagen, hebt hervor, daß sich in seinem Helden der Geist und die Einbildungskraft des Provenzalen mit der Nationalität des Deutschen und Schweizers verbinde; daß bei der Armuth der französischen Literatur an Werken, deren Verdienst in moralischer Reinheit bestehe, die französischen Protestanten ihm zu großem Danke verpflichtet seien; daß seine Bücher auch bereits in Hundertausenden von Exemplaren verbreitet seien; daß kein Fragefe etwas geleistet habe, was mit seinen Werken in Betreff der seltenen Verbindung von schöpferischer Kraft, Wissen, Witz, Gefühl und Frömmigkeit verglichen werden könne.

Wir theilen, um unser Unbefangenheit zu beweisen, dieses Lob gerade deshalb mit, weil wir es nicht unterschreiben können. Daß Bungener den französischen Romanschriftstellern an Wissen, Gefühl, Frömmigkeit überlegen sei, wollen wir gern glauben; was den Witz betrifft, erlauben wir uns einen bescheidenen Zweifel; was die schöpferische Kraft endlich anbelangt, müssen wir dieses Lob entschieden verneinen. Wir wer-

Digitized by Google

den dies mit Schärfe vielleicht nachweisen, aber gewiß nicht deshalb, weil wir etwa einen modernen Widerwillen gegen religiöse Lectüre haben. Bungener kann überzeugt sein, daß uns dieses religiöse Element ehre zu thun hinzöge, wenn er es poetisch zu gestalten wüßte, wie es, um ein Beispiel zu nennen, Carriere in seiner trefflichen Dichtung: „Die letzte Nacht der Girondisten", gelungen ist.

Bungener's Buch ist ein Zwitterding; man weiß nicht, will es als Roman oder als historisches Werk beurtheilt werden. Gegen solche Zwitterdinge muß man sich aussprechen und frühzeitig ein Veto einlegen, damit diese Bastlitteratur bei der Neigung unserer Zeit zu Halbheiten und Fusionen von ⅔ nicht noch weiter greifen. Bücher wie das von Bungener verderben nach der historischen Richtung hin den Sinn für die geschichtliche Darstellung und bringen einen falschen unterhaltenden Beisatz zum Belehrenden; man will dann alle Geschichte in witzige Gespräche und pikante Situationen zerfasert haben. Nach der poetischen Seite verwirren solche Bücher das ästhetische Urtheil des Lesers, für den die Grenzen des dichterischen und historischen Darstellens verwischt werden, und verderben daher seinen Geschmack. „König und Prediger" ist eine Art Tendenzroman mit allen Nachtheilen einer solchen Bucht; das Beiwerk überwuchert die Hauptsache, der Schriftsteller predigt. Und der Leser? Der streichelt sich das Kinn und glaubt für den Tag genug des Moralischen gethan zu haben, weil er ein sogenanntes frommes Buch gelesen hat. Der Schriftsteller soll Sittlich sein, darstellen und wirken; aber er soll die Sittlichkeit nicht zum Schau tragen und nicht mit Strafrutbuchstaben hinschreiben. Je mehr ihr in euern Büchern hervorhebt, was ihr eigentlich lehren wollt, desto weniger denkt der Leser über die ihm vorgeführten Situationen nach: ihr denkt ja für ihn und langweilt ihr zuletzt, wenn er noch eine frische jugendliche Natur ist.

Man ist Bungener gegenüber in der That in Verlegenheit, wie man ihn beurtheilen soll. Ist er ein Historiker? Die Historiker werden sich dagegen sträuben. Ist er ein Dichter? Eine kurze Inhaltsangabe des Buchs wird dies verneinen oder doch nachweisen, daß der poetische Schmetterling noch tief in einer Puppe von Theologie und Historie steckt. Mathey nennt das Buch ein historisches Bild. Etwa im Sinne einer Illustration zu einem populären Geschichtswerke könnte dies zugegeben werden, aber gewiß nicht im Sinne einer großen künstlerischen Schöpfung, einer naturhaftigen Historienmalerei.

Bungener's Buch zerfällt in sechsundzwanzig Kapitel. Erstes Kapitel: Marquis Fénelon und sein Neffe spazieren im Park zu Versailles, sprechen über den Hof, über die Frau von Montespan, des Königs Maitresse, über den Hofprediger Bourdaloue, hauptsächlich über das Predigen. Zweites Kapitel: Sie begegnen dem Bischof Bossuet und dessen Schülern; man spricht über das Predigen. Drittes Kapitel: Der Marquis und Bossuet gehen beiseite und sprechen über das Predigen. Ersterer erinnert den Bischof an die Pflicht, dem König die Wahrheit zu sagen. In diesem Augenblick wird Bossuet zu Ludwig XIV. gerufen. Viertes Kapitel: Der Verfasser entwickelt seine Ansicht über Bossuet. Fünftes Kapitel: Der Verfasser entwickelt seine Ansicht über Ludwig und den Hof. Wie sind auf Seite 78 angelangt fast ohne eine Spur von Handlung. Wie in der alten Komödie werden die Figuren vorgeführt und geschildert, ehe sie in Bewegung gerathen. Sechstes Kapitel: Ludwig zürnt, weil ein Priester der Montespan die Absolution verweigert. Siebentes Kapitel: Bossuet hat plötzlich Muth und wirft dem Könige Ehebruch vor. Dieser erröthet. Achtes Kapitel: Bossuet sucht Frau von Montespan auf, die sich hinter den königlichen Willen flüchtet. Neuntes Kapitel: Bossuet schreibt an Ludwig und fordert ihn auf, die Montespan zu entfernen. Zehntes Kapitel: Bossuet kommt zu Bourdaloue, damit dieser seine Predigt der Sachlage gemäß einrichte. Elftes Kapitel: Der protestantische Prediger Claude besucht Bourdaloue. Man spricht über das Predigen. Claude tadelt die den König lobenden Schlüsse von Bourdaloue's Predigten. Derselbe zerreißt den Schluß seiner neuesten Predigt. Zwölftes Kapitel: Der Verfasser schildert die religiösen Zustände unter Ludwig. Dreizehntes Kapitel: Ein Brief Claude's über Ludwig und seine Hofprediger. Vierzehntes Kapitel: Bourdaloue sieht Claude seine Predigt der Schluß fehlt jetzt. Fünfzehntes Kapitel: Der Beichtvater des Königs kommt dazu; man spricht über das Predigen. Sechszehntes Kapitel: Claude dictirt einen neuen Schluß. Siebzehntes Kapitel: Bourdaloue memorirt denselben, der dem Könige die Wahrheit sagen soll. Achtzehntes Kapitel: Frau von Montespan kommt allem zuvor und reist ab. Neunzehntes Kapitel: Bossuet und Bourdaloue sprechen über die katholischen und reformirten Prediger. Zwanzigstes Kapitel: Beide Fénélons sprechen über das improvisirte Predigen. Einundzwanzigstes Kapitel: Der Verfasser schildert Bourdaloue als Prediger. Zweiundzwanzigstes Kapitel: Claude spricht mit dem Kreise Bossuet's über die Bibel. Dreiundzwanzigstes Kapitel: Fortsetzung. Vierundzwanzigstes Kapitel: Der König will nicht in die Predigt kommen. Fünfundzwanzigstes Kapitel: Die Kapelle erwartet ihn. Sechsundzwanzigstes Kapitel: Der König zögert. Siebenundzwanzigstes Kapitel: Die Predigt findet statt mit Claude's Schluß. Achtundzwanzigstes Kapitel: Der König fordert den Predigtschluß, um ihn noch einmal zu lesen; Bourdaloue stellt Claude als Verfasser vor.

Und nun! Ja, nun ist das Buch zu Ende. Diese Predigt ist das Ziel des Ganzen. Welche Bedeutung hat aber die Predigt, um sie hervorgehoben zu werden? Wird ihretwegen Frau von Montespan entfernt? Der Verfasser ließ sich diesen Schluß entgehen und die Dame schon früher abreisen. Die Predigt kommt also in dieser Beziehung post festum. Wie trifft sie auf das zukünftige Benehmen Ludwig's? Aendert er von nun an der Königin treu sein? Wir wissen es nicht, glauben es auch nicht. Also ist das Buch nur die Geschichte eines gewaltigen Anlaufs, einem Könige einmal die Wahrheit zu sagen? Welchen Erfolg hat sie aber? Wenn der König den Prediger verbannte, so würden wir wenigstens in negativer Weise eine mächtige Wirkung des freien Wortes verspüren. Der Wunsch dagegen, den Tadel noch einmal zu lesen, erhöht mehr den König als den Prediger, und die Wahrscheinlichkeit, daß der Tadel bald mit einem gnädigen majestätischen Lächeln beseite gelegt wird, nimmt der Predigt vollends ihre Spitze und läßt sich fast ein komisches Licht auf die Anstrengungen, sie herbeizuführen, fallen. Dem Verfasser war es eine Genugthuung, und um ihretwillen schrieb er wol das Buch, zu zeigen, daß ein Protestant kommen mußte, um dem Könige die Wahrheit zu sagen. Dies ist aber dadurch geschwächt, daß Bossuet schon früher zum Könige spricht und er es doch eigentlich ist, der die Montespan entfernt. Hierbei könnte man auch fragen: „Haben etwa protestantische Prediger nie geschmeichelt?" Allen Schimmer um Claude's Hauptperson hat der Verfasser selbst, indem er hinter dem Schlußstriche noch diesen Satz folgen läßt: „Zehn Jahre später sandte Ludwig XIV. an Claude eine Börse von 100 Louisdor und einen seiner Kammerdiener, um ihm zu dienen . . . Wir müssen hier noch hinzufügen, daß dies am Tag nach der Aufhebung des Edikts von Nantes geschah, und daß Claude Frankreich verließ, um es nie wieder zu sehen."

Wer ist hier größer: der König, der sich an den Mann erinnert, dem es einst wohl that, dem allmächtigen Ludwig die Wahrheit zu sagen, oder der Prediger, der eine Börse zu sich steckt, ein Trinkgeld desselben Mannes, der in diesem Augenblicke seine evangelischen Glaubensbrüder verbannt? Ein echter Mann hätte sich lieber aus Frankreich hinausgebettelt, als von einem Hofklaken bedienen lassen. Das Demokratische, das wirklich Erhebende der Grundidee: ein schlichter Prediger tritt dem König gegenüber! wie verkümmert wird es nun in der Ausführung!

Digitized by Google

Hat nun schon ein Ueberblick des Ganzen, dem es vor allem an einem abgerundeten Schlusse fehlt, d. h. das aufhört, ohne künstlerisch zu schließen, gezeigt, daß es Bungener vorerst noch an poetischer Darstellungskraft gebreche, so zeigt sich dies auch im Einzelnen. Er würde sonst nicht biographische Nachrichten, Geburts- und Sterbejahr von im Texte genannten Personen unten in Anmerkungen anbringen; solches gehört hinauf oder ganz weg. Er würde nicht in Noten Parallelstellen berühmter Autoren seinen Worten anhängen, nicht eine Menge Personen nennen und einführen, um sie dann wieder beiseite zu lassen; der Roman ist keine Chronik, deren Verdienst mit der Menge der aufbehaltenen Namen und Einzelheiten wächst. Er würde dann nicht die indirecte Charakterschilderung vorziehen, historisches Material, Anekdoten unverarbeitet mitten in seine Darstellung einlaufen und so den Dichter über den Historiker oder Didaktiker oder Theologen stolpern lassen. Er würde nicht mit seiner eigenen Person so oft die epische Objectivität unterbrechen, noch weniger so weit sich vergessen, zu sagen, Ludwig XIV. sei nicht sein Mann; was geht das den Leser an? Er würde endlich nicht ein Kapitel so beginnen: „Ein Donnerschlag hätte keinen größern Schrecken hervorbringen können u. s. w." Wäre diese Phrase nicht schon ein wenig verbraucht?

Dieses „u. s. w.", dieses Verschmähen der poetischen Darstellung zerstört alle Illusion, die doch der Verfasser selbst vom Maler und Dichter, sogar vom Redner verlangt. Aehnlich wird der beigegebene Aufsatz: „Zwei Abende im Hotel Rambouillet" mit einer Note begonnen! Daß das Buch gleichwol so gefeiert werden konnte, läßt sich erklären. Vorerst nahmen es schon die „Frommen" auf ihren Schild; hinterher kamen die Leser aus Mode, die bequemen, den Ernst der geschichtlichen Darstellung scheuenden Leser, die Gouvernanten, welche die Maitressengeschichte Ludwig's XIV. als ein gutes Buch empfahlen u. s. w. Und überdies hat das Buch auch seine Vorzüge. Der Verfasser ist ein Mann von Geist und vielem Wissen. Er schildert die Zeit und die Personen mit Geschick, nur Bossuet dürfte gegen S. 58 hinterher plötzlich zu muthig werden, und die Montespan ist zu wenig reizend geschildert, als daß man sich Ludwig's Kampf bei der Ernennung als einen schweren vorstellen könnte; er bringt oft recht hübsche psychologische Bemerkungen, zuweilen selbst das, was man Ideen nennen könnte. Der Leser findet ferner in dem Buche eine vollständige Anleitung zur Kanzelberedsamkeit; an einem andern Orte ließe es sich recht hübsch lesen, hier ermüdet es. Die Bemerkungen gegen Rom sind nicht übertrieben, im Gegentheil, wir hätten sie sachlich viel schärfer erwartet. Ueber den Stil zu urtheilen unterlassen wir, da uns nur die Uebersetzung vorliegt; doch hat er gewiß vieles zu Bungener's Berühmtheit beigetragen. Er selbst verlangt, daß der Gedanke mehr als der Stil beachtet werde; es solle niemand berühmt werden und vivre par son style.

Bungener's Erscheinung mag in Frankreich mehr überraschen; deutsche Tiefe in französisch leichterer Form! In Deutschland wollen wir uns aber hüten, die Tagesberühmtheiten gleich wieder um eine zu vermehren, wollen selbst prüfen, ehe wir in jeden Krönungsruf an der Seine oder Themse einstimmen.

Und nun ein wohlgemeintes Wort an Bungener. Ein Machwerk kann für den Augenblick gefeiert werden, weil der Tag die Begriffe „interessant" und „schön" oder „groß" verwechselt; aber die Unsterblichkeit wird nur einem runden, in sich einheitlichen Werke zu Theil. Will er etwas Großes, Dauerndes schaffen, so wähle er: entweder ganz Dichter oder ganz Historiker! Die Halbheiten, und wären sie Minotauren gewesen, haben noch immer der Zeit unterliegen müssen.

Ludwig Eckardt

Dingelstedt's Shakspeare-Studien.

Studien und Copien nach Shakspeare von Franz Dingelstedt. Pesth, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Es scheint uns von großem Werth und Interesse zu sein, daß ein Dichter, der zugleich kritische Schärfe und Umsicht und, was hier gar sehr ins Gewicht fällt, als Theaterintendant gründliche praktische Bühnenkenntniß besitzt, in der vorliegenden Schrift das Wort ergreift, um nachzuweisen, daß und unter welchen Bedingungen Shakspeare ein integrirender Bestandtheil des Repertoires deutscher Bühnen, ihnen und der dramatischen Poesie förderſam und fruchtbar, mit einem Worte „unser" Shakspeare werden könne. In der Einleitung, welche seine eigentlichen Studien über Shakspeare enthält, bemerkt Dingelstedt unter anderm: „Von ihr allein, von einer auf der Höhe unserer Zeit stehenden, durch alle ihre Kunstmittel getragenen Uebersetzung Shakspeare's hat unsere dramatische Originalpoesie die vermißte Anregung und Leitung, den echten Durchbruch und Aufschwung zu neuem und wahrem Leben zu erwarten. Ueberall wo ein solches in kritischen Zeitläufen unserer Literatur sich zu erkennen gegeben, geht es von Shakspeare aus: so Lessing's schöpferische Kritik; so die Productien Goethe's und Schiller's; so der Anlauf der Stürmer und Dränger, die, völlig naturgemäß, gleich über Shakspeare hinaus stürmen und drängen; so die Erhebung der Romantiker, die, ebenso naturgemäß, ihn so hoch tragen, daß er fast den Boden verliert; so endlich die Anfänge der neuesten Epoche, die, noch unvollendet, nur mit und durch Shakspeare vollendet werden können. Umgekehrt verschwindet er immer, wenn Stockungen oder Verirrungen in dem poetischen Trieb unsers Volks eintreten: die Schicksalstragödie, Raupach's «Hohenstaufen», das jungdeutsche Tendenzdrama wissen nichts von Shakspeare."

Wir freuen uns, hier ganz dieselbe Ansicht, die wir immer und auch in d. Bl. vertreten haben, wenn auch in andern Worten ausgesprochen und in Schutz genommen zu finden, und zwar durch einen Dichter, dem hier und da wol selbst einige Hinneigung zu der durchweg antishakspeare'schen modernen Eleganz vorgeworfen worden ist, einem Theaterintendanten, der mit dieser Ansicht unter den deutschen Theaterintendanten jetzt wol ziemlich allein steht und allein zu stehen den Muth hat. Es gibt unter seinen Collegen gewiß manche, welche Shakspeare nur als ein nothwendiges Uebel, als eine erblich gewordene Krankheit betrachten, welche man nicht mehr loswerden kann, und denen folgendes Wort eines unserer geistreichsten Schriftsteller aus dem Herzen geschrieben ist: „Es ist oft eine Herzensqual, die Dramen Shakspeare's anzusehen, denn nicht im entferntesten entsprechen sie mehr unsern Kunstansichten. Ihre Regellosigkeit, ihr verworrener scenischer Aufbau betäuben und ermüden, ihre blutigen Effecte erschrecken" u. s. w. Dingelstedt behauptet nun gerade das Gegentheil, wenn er von Shakspeare sagt: „Es gibt keinen Dichter, der im ganzen Wesen und in jedem Zuge so durch und durch dramatisch wäre wie er, auch keinen, der bestimmter als er für die Bühne geschrieben hätte." Dies ist in dem Grade der Fall, daß Shakspeare'sche Stücke, gut dargestellt, stets nicht blos den eigentlichen Kenner, sondern selbst den Ungebildeten, der für starke und mächtige Eindrücke empfänglich ist, hinreißen werden. Trotzdem sind die augenblicklichen Umstände Shakspeare wenig günstig, und wir fürchten, daß sowol Shakspeare als überhaupt das classische Drama sehr selten noch auf größern, und auf kleinern Bühnen gar nicht erscheinen würden, wenn sie nicht dankbare Rollen böten, ohne welche namentlich die auf Gastspiele reisenden Künstler sehr in Verlegenheit gerathen würden. Und wer in der That hat dankbarere Rollen geschrieben als Shakspeare? Wo gäbe es dankbarere als Hamlet, König Lear, Shylock, Othello, Richard III., Macbeth, Lady Macbeth, Romeo, Julia, Ophelia, Cordelia, Desdemona, Porzia u. s. w.? Das sind, möchte man sagen, Urtypen und Urcharaktere, oft rein elementarischer Art, und

Digitized by Google

welche Bühne könnte sie entbehren? Welcher neuere Dichter hätte dem Theater eine gleich zahlreiche Galerie wirksamer Rollen geliefert? Möge man es beklagen oder nicht, es ist Thatsache, daß sich dramatische Dichtungen nicht durch die verwickeltsten Intriguen, nicht durch die künstlichsten Ueberraschungen, auch leider nicht durch eine Last von Gedanken auf der Bühne erhalten, sondern einzig und allein durch dankbare Rollen, und trotz der glorreichsten Sentenzen und der herrlichen ihm zu Grunde liegenden Tendenz und Idee würde „Nathan der Weise" auf der Bühne nicht fortleben, wenn die Hauptperson des Stücks nicht in das Repertoire der sogenannten dankbaren Rollen aufgenommen wäre. Von dem Augenblicke an, wo für diese sich in Deutschland kein geeigneter Darsteller finden sollte, würde „Nathan der Weise" für die Bühne, wie sie ist, todt sein.

Aber damit Shakspeare uns gesichert bleibe und erst recht unser Eigenthum werde, dringt Dingelstedt auf eine Uebersetzung, welche uns den ganzen Shakspeare reproducirt. Die vorhandenen genügen ihm nicht, selbst nicht die berühmte Schlegel'sche, von der Voß'schen nur „König Lear", ja, er gesteht, daß er, mit dessen Einrichtung beschäftigt, ihn beinahe unverändert nach Voß, jedenfalls mehr aus ihm als aus Schlegel-Tieck aufzunehmen entschlossen gewesen. Gewisse Vorzüge der Schiller'schen Bearbeitung des „Macbeth" erkennt er an; im ganzen aber verwirft er sie. Auch besaß Schiller zu viel Neigung für declamatorisches Pathos und zu geringe Kenntniß des Englischen, um, bei allem genialen Instinct und aller Kenntniß des theatralisch Wirksamen, ein Shakspeare'sches Stück in befriedigender Weise zu verdolmetschen. Unsere Zeit ist nun, nach Dingelstedt's Meinung, besonders zu einer würdigen Verdeutschung Shakspeare's befähigt und berechtigt. Die Kenntniß der englischen Sprache habe sich verbreitet und vertieft; neu entdeckte, historische und kritische Hülfsquellen, welche für Schlegel und seine Mitarbeiter noch nicht flossen, hätten auf Shakspeare's Werke und manche dunkel gebliebene Stelle darin ein nicht selten überraschendes Licht geworfen. Auch die deutsche Sprachkunst und Kunstsprache sei seit dem Zeitalter der Romantiker doch nicht stehen geblieben. Platen, Rückert, Uhland, Heine hätten nicht umsonst gelebt; die Uebersetzungskunst sei auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht worden. Er macht ferner auf die chaotische Verwirrung aufmerksam, die dadurch herbeigeführt sei, daß Shakspeare auf deutschen Bühnen bald nach Schlegel, bald nach Voß, bald nach einer Verbindung beider gespielt werde; in außerordentlichen Fällen treffe es sich auch wol und nicht auf unbedeutenden Bühnen, daß die eine Rolle, etwa die eines Gastes, Voß, und alle übrigen Schlegel sprächen, und in der „Komödie der Irrungen" bringe man immer noch die veralteten Späße Holbein's statt des Shakspeare'schen ewig jungen Humors zu Markt.

Um diesem chaotischen Zustande ein Ende zu machen, verlangt er eine neue Uebersetzung und Bearbeitung Shakspeare's, „welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als ein mächtiges, unvergängliches Denkmal sich aufrichten und kommenden Geschlechtern zur Benutzung, zur Weiterbildung überliefern würde". Zu diesem Zwecke solle sich ein Shakspeare-Verein bilden, deren Vorstand kein anderer sein könne als Gervinus. Die Stücke sollen nach Gruppen an die Dichter gemäß der besondern Richtung eines jeden oder nach Schulen und Lokalitäten überwiesen werden. „Freiligrath, der Meister im Uebersetzen, Herwegh, Kinkel mögen durch die historischen Dramen stürmen, Wien und Berlin die Lustspiele, die dresdener und münchener Poeten die Tragödien übernehmen; für die sagenkundigen Rheinländer und Schwaben bleiben die Märchen, die epischen Dichtungen." Wenn wir auch diesem Plan, zu dem Dingelstedt durch Berthold Auerbach angeregt zu sein bekennt, im allgemeinen unsere Zustimmung nicht verweigern wollen, so scheint uns doch die beantragte Vertheilung der verschiedenen Stücke an gewisse Individuen und Lokalitäten nach dem oben angegebenen Schema mindestens sehr willkürlich. Berlin soll nur Lustspiele übernehmen und sich der märchenhaften Stücke enthalten; und doch war Tieck, einer der größten Märchenkundigen, ein geborener Berliner, und noch leben in Berlin die beiden Grimm. Wien soll blos Lustspiele übernehmen, und doch leben in Wien Grillparzer, Hebbel, Heinrich Laube, Friedrich Halm, wie in Berlin Brachvogel u. a. Wie kommen nun gerade die münchener und dresdener Poeten zu den Tragödien? Schmeckt das nicht etwas nach Clique und Coterie? Wir geben zu, daß es ein hoher Genuß sein müßte, einen deutschen Shakspeare aus der Meisterhand Freiligrath's in Empfang zu nehmen, und da Freiligrath nicht gerade sehr productiv ist, so sollte er es sich allerdings zu einer Hauptaufgabe seines Lebens machen, Shakspeare in einer würdigen deutschen Bearbeitung herzustellen. Seine Kenntniß des Englischen, seine Meisterschaft im Uebersetzen lassen ihn dazu vor allen andern befähigt erscheinen. Auf welches Testimonium hin aber will Dingelstedt die historischen Stücke Kinkel oder Herwegh überweisen? Wodurch hat Herwegh seine Qualification zur Auffassung des Historischen dargethan? Durch seine Gedichte? Gewiß nicht! Durch seine öffentliche politische Thätigkeit? Noch weniger! Ja, durch die historischen Stücke Shakspeare's „stürmen", wie Dingelstedt will, würde er wol, aber mit dem „Stürmen" allein ist es hier nicht gethan. Und was Kinkel betrifft, so dürfte sich dieser eher zu einer Uebertragung von „Romeo und Julia" als der beiden Richard eignen. Sonderbar finden wir auch Dingelstedt's Behauptung: „Gegenwärtig ziehen die geschichtlichen Stücke am meisten an, nicht allein «Richard III.», sondern auch «Richard II.», «König Johann», die Heinriche." Mit unsern Wahrnehmungen steht diese Behauptung im entschiedensten Widerspruch. Wir meinen nämlich, und jeder unbefangene Beobachter, glauben wir, wird uns hierin recht geben, daß der Sinn für das historische Drama, insofern es die Historie nicht in bloße Genrebildchen auflöst, leider nie so abgeschwächt gewesen ist, wie gerade jetzt. Im übrigen enthalten die „Studien" in dieser Einleitung viele schätzbare Bemerkungen und Beobachtungen und zeigen Dingelstedt als einen Mann, der, obgleich Theaterintendant, der handwerksmäßigen Routine der Directionen und Regien Krieg zu machen und den Declamationsschlendrian und das Bühnenkauderwelsch der Schauspieler aufs schärfste zu geißeln wagt.

Diesen „Studien" folgen die „Copien" nach Shakspeare von Dingelstedt's eigener Hand. Zuvörderst eine Bearbeitung des „Macbeth", die 1855 zuerst in München, dann in Wien, Dresden, Weimar und Frankfurt gegeben wurde, während 1856 in Berlin die Tieck'sche Bearbeitung einstudirt wurde und „auf dem Repertoire zu Karlsruhe sich gegenwärtig wahrscheinlich eine wiederum andere Bearbeitung von Eduard Devrient befindet". Er hat dabei die Uebersetzungen von Schiller, Tieck und Kaufmann benutzt (die von Voß erschien ihm gänzlich unbrauchbar) und aus allen dreien eine vierte, stellenweise eigene gemacht. Mit dem fünften Act ist er am willkürlichsten umgesprungen. Viele Reden, darunter die schöne Grabschrift auf den jungen Seyton und Malcolm's Thronrede sind weggeblieben, aus sieben Scenen drei geworden u. s. w. So drängt alles hastiger zum Ziele und die Störungen durch häufigen Decorationswechsel sind vermieden. Aber auch die Tradition hat ihr Recht, und zwar gerade auf der Bühne, und wir wissen nicht, ob es gutzuheißen ist, daß Dingelstedt diesen Act mit dem Anzuge des britischen Heeres statt mit dem Nachtstück der schlafwandelnden Lady beginnen läßt. Da nun aber Dingelstedt einmal Shakspeare so sehr ins Fleisch schneidet, so hätte er vielleicht die Unterredung zwischen Malcolm und Macduff am Schluß des vierten Acts wenigstens beschneiden können. Wir müssen gestehen, daß diese Scene, so trefflich sie sich lesen läßt, doch auf der Bühne nach den vorhergegangenen stürmischen Scenen für uns stets etwas Störendes hatte und uns den Gang des so gewaltigen Stücks unnöthig zu verschleppen schien. Und so sinnreich, lehrreich und genia

Digitized by Google

sie auch gearbeitet ist, haben wir gegen sie auch ein psychologisches Bedenken. Macduff muß als ein verständiger Mensch doch alsbald einsehen, daß ein Mann, der wie hier Malcolm sich selbst eines so fürchterlichen Charakters und so grauenvoller Handlungen zeiht, dies nur zum Schein thut; denn es widerspräche ganz der Natur eines solchen Charakters, wie ihn Malcolm sich hier beilegt, sich so offen zu seinen bösen Gelüsten zu bekennen, besonders wenn es ein Ziel zu gewinnen gilt, welches einem Manne von den hier fingirten Leidenschaften als das wünschenswertheste und höchste erscheinen muß. Außerdem hat ja auch Macduff niemals von ihm etwas Böses gehört, während bei großen Herren und namentlich Prinzen „Ueberfluß an jeglichem Verbrechen, frei ausgeübt" gewiß niemals verborgen bleibt. Wir glauben, daß der Eindruck dieser Scene auf das Publicum stets derselbe sein wird, wie er immer auf uns gewesen ist.*) Zugleich zeigt aber diese Scene gerade Tieck's capriciöse Behauptung, daß Macbeth „ein jugendlich schöner Held" und „liebenswürdig", daß auch Lady Macbeth „jung, schön, liebenswerth" sein, und „daß ihre Liebe zu Macbeth immer deutlich werden müsse", im vollen Lichte der Absurdität. Macbeth wird darin geschildert als

— — — blutdürstig, grausam, geizig, falsch,
Wollüstig, jedes Laster schändet ihn,
Das einen Namen hat

Und dabei soll nach Tieck ein solcher Abschaum von Menschen noch liebenswürdig sein und von der Lady, seiner Verderberin und Hetzerin und womöglich schlimmer als er, wirklich geliebt werden! Aber Tieck wollte, wie ihm nach eigenem Geständniß schon seine Lehrer auf dem Gymnasium vorwarfen, „immer etwas Apartes haben".

Die zweite Dingelstedt'sche Copie nach Shakspeare (und Schlegel) ist „Der Sturm", welcher in dieser Bearbeitung mit der Musik von dem Hofkapellmeister Wilhelm Taubert zuerst in München am 28. November 1855 mit einem so glänzenden Erfolge zur Aufführung kam, daß das Stück oft und bald wiederholt wurde und als Repertoirestück betrachtet werden konnte. Außerdem kam Dingelstedt's Bearbeitung des „Sturm", in welcher die fünf Acte des Originals in drei zusammengezogen sind, in Weimar zur Aufführung, sonst nirgends. „Gut Ding will Weile haben überall, in Deutschland — lange Weile", sind Dingelstedt's Worte, mit denen er sich selbst Trost einredet. Die Anmerkungen zu „Macbeth" und dem „Sturm" enthalten dankenswerthe Studien über die betreffenden Stücke und ihre bisherigen Bearbeitungen, nicht blos die deutschen, und beweisen, wie gründlich vertraut sich der Verfasser mit seinem Gegenstande gemacht hat. Shakspeare-Forscher wie Theaterverwalter werden daraus manche ihnen nützliche Aufschlüsse und Hinweisungen schöpfen können. H. M.

Militärische Skizzen aus dem Feldzuge in der Krim.

Harmlose Erzählungen aus dem letzten russischen Feldzuge in der Krim. Mitgetheilt von einem Augenzeugen. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat einen bescheidenen Titel gewählt, was ihm zwar Ehre macht, aber dem Buche doch eine unscheinbare Hülle gibt, unter welcher man den werthvollen Kern nicht vermuthet. Harmlos sind die Schilderungen allerdings, denn sie werden trotz der in dem Vorwort ausgesprochenen unbegrenzten Verehrung des Verfassers für das russische Kaiserhaus und seiner Hochachtung für die Haltung der russischen Nation in einer Zeit schwerer Prüfung auch die Gegenpartei nicht verletzen. Aber nicht Erzählungen allein von selbsterlebten Scenen lesen wir, sondern auch ethnographische Schilderungen von großem Werthe. Wir theilen den Wunsch des Verfassers, daß diese einfachen Darstellungen dazu beitragen möchten, der öffentlichen Meinung zu richtigern Ansichten über russische Einrichtungen und Zustände zu verhelfen. Den wohlfeilen Vorwurf der „Russenfreundlichkeit" kann man sich als Mann von unabhängiger Gesinnung schon gefallen lassen, wenn man nur die Feststellung objectiver Wahrheit im Auge hatte.

Daß wir neugierig waren, über den Verfasser des vorliegenden Werks etwas Näheres zu erfahren, ist uns nicht zu verdenken. Doch hat der Verleger die ihm gebotene Discretion streng bewahrt und wir glauben nur aus dem Buche selbst zu entnehmen, daß der Verfasser Soldat ist und zwar Cavalerieoffizier. Er hat zwar mit der ihm eigenen Bescheidenheit sich nirgends mit Ostentation in den Vordergrund gestellt, auch die Stellung, welche er selbst im Heere bekleidete, nicht einmal angedeutet, aber verleugnen kann er sie nicht. Folgen wir ihm denn auf seinem Wege von Petersburg auf der vortrefflich eingerichteten Eisenbahn nach Moskau (96 Meilen in 22 Stunden) und dann mit Postpferden in der eigenen Telega nach dem Süden. Wir lernen dabei die russischen Posteinrichtungen kennen, zugleich aber auch die beste Manier, mit spitzbübischen Judenpostmeistern umzugehen, und werden nebenbei über die mystische Tatarenpost aufgeklärt, welche gar nicht existirt. Dagegen verweilen wir mit Vergnügen bei der Schilderung der deutschen Colonien in Bessarabien und dem Norden der Krim, welche sich im blühendsten Zustande befinden und einen höchst wohlthuenden Contrast gegen die wüste Wirthschaft der Tataren bilden. In der Bestellung der Felder ist eine Sorgfalt zu bemerken, welche an Koketterie grenzt, um jenen Contrast recht auffällig zu machen. Dann geht es in die Steppe mit dem hohen Graswuchs, unter dem sich Crocus, Hyacinthen, Tazetten Bahn brechen, mit den niedrigen Tatarenhügeln, frühern Begräbnißplätzen, den einzigen Ruhepunkten für das Auge; mit ihrer Thierwelt: den wilden Truthühnern, den Steppenpferden, deren Heerden das Kopfpferd, 15—20 Schritt voraus, die Richtung gibt, den Steppenratten und dem zahlreichen Geflügel. Am funfzehnten Tage nach der Abreise von Moskau sind wir in Perekop, überschreiten die verhängnißvolle Brücke in der Mitte der Vertheidigungslinien und sind in der Krim. In Simferopol, der Hauptstadt, erhielt nun der Verfasser seine Bestimmung, er wurde zu dem Corps beordert, das vor Eupatoria stand. Ehe er abreiste, fand er Gelegenheit, noch mit Gefangenen zu verkehren, einer wahren Musterkarte der Alliirten. Auch Deserteure sah er; ein gefangener Chasseur d'Afrique, mit dem er sich unterhielt, nannte sie einfach: ces cochons, einen Herrn K. aber, früher preußischer Fähnrich, dann Unteroffizier in der Fremdenlegion, und doch desertirt: double cochon! Nach seinem Quartier Tschebatori gelangt, wohnte der Verfasser bald einem Cavaliergefecht vor Eupatoria bei, das ungemein lebendig beschrieben ist und uns, neben der später folgenden Beschreibung der Kosacken und ihrer Kriegsmanier, die Ueberzeugung gegeben hat, daß hier kein bloßer Tourist, auch kein in russischen Dienst getretener Arzt, sondern der Soldat von Fach spricht. Gleiches Verdienst haben die übrigen Kriegsscenen: vorzüglich die Schilderung der großen Recognoscirung Krulow's, bei der er die russische Infanterie und Artillerie zum ersten male im Feuer gesehen und bewundert hat. Mit Recht sagt er: „Man muß den russischen Soldaten, überhaupt dies ganze gutmüthige Volk kennen, um die Hingebung und Standhaftigkeit im Feuer nicht für Gefühllosigkeit zu halten." Das ist freilich nichts Neues oder nur neu für

*) Wenn Rudolf Gottschall in der „Revue der dramatischen Literatur" in der heutigen Nummer den Satz aufstellt, daß es im Drama nur für die handelnden Personen, nicht für das Publikum Räthsel geben dürfe — ein Satz, der überhaupt wol mehr auf das Lustspiel als auf die Tragödie Anwendung findet —, so haben wir hier ein Beispiel, das mit diesem Gottschall'schen Satze ein wenig im Widerspruch zu stehen scheint. Abgesehen von der psychologischen Unwahrscheinlichkeit schwächt der Umstand, daß hier das Publikum etwas besser weiß als eine der agirenden Personen, den Eindruck dieser Scene zwischen Malcolm und Macduff.

Digitized by Google

die Generation, welche sich bei den Erzählungen aus unsern großen Freiheitskriegen, wo die Russen mit den Deutschen gestritten, zu langweilen beginnt! Bei jener Recognoscirung hat das Leibdragonerregiment zu Fuß gefochten, wie vom Kaiser Nikolaus das ganze Dragonercorps die Bestimmung hatte, zu Fuß und zu Pferd zu kämpfen, um mit reitender Artillerie und reitenden Pionniren versehen als eine schnell überall hinzuwerfende Reserve aller Waffen zu dienen. Gewiß eine geniale Idee, welche aber in der praktischen Ausführung so viel Schwierigkeiten fand, daß sie jetzt durch eine Auflösung dieses Corps aufgegeben ist.

Der dritte Abschnitt des Werks: „Die Tataren", ist, abgesehen von der interessanten Lectüre, welche andere Theile desselben gewähren, an Gediegenheit des Inhalts der werthvollste. Der Verfasser hat die geraume Zeit, welche er im unmittelbarsten Verkehr mit den Tataren verlebt, wohl bewußt, um ihre geistige Bildung zu erforschen, ihr häusliches Leben kennen zu lernen, und gibt uns davon ein höchst gelungenes Bild. Unsern Leserinnen — denn hoffen wir, daß dies anziehende Werk so gelungenen Stellen von den Lesern auch Damen mitgetheilt wird — empfehlen wir besonders die Blätter, welche über Erziehung, Bildung und Ehebündnisse des schönen Geschlechts handeln. Des schönen Geschlechts sagen wir vermuthungsweise, da es dem Verfasser, obgleich er lange in einem tatarischen Hause gelebt hat, nie gelungen ist, eine junge Tatarin ohne Schleier zu sehen. Diese zeigt von ihren Reizen nichts, als die rothgefärbten Zehen herabhängend bis zur Ferse, den Zeigefinger der linken Hand, mit denen sie das dunkle schwarze Auge freimacht und einen kleinen Fuß. Vom zehnten Jahre an sieht selbst der Vater sein Kind nicht mehr unverschleiert, dagegen wird schon vor erreichtem dreißigsten Jahre, weil die Blumen des Orients schnell verblühen, der Schleier ganz abgelegt: Gefahr ist damit nicht mehr verbunden. Von der einst so berühmten tatarischen Reitkunst hat der Verfasser nichts mehr bemerkt; er versichert, daß selbst einem Laien das Mittelmäßige hierer Leistungen auffallen müsse. Wie sehen ferner von den Jagden, von Handel und Wandel der Tataren, von ihren Badestuben und Rauchzimmern; alles frisch und lebendig erzählt. Die Schilderung des altertümlichen Schlosses der Khane, dessen Hauptgebäude mit seinen Galerien, Zimmern und Treppen im reinen maurischen Stil angelegt ist, gewinnt durch die Reminiscenzen an die Fontaine Marie Potocka noch ein besonderes Interesse. Für diejenigen unserer Leser, denen ihre tragische Geschichte unbekannt ist, bemerken wir nur, daß der letzte Khan der Krim dieses polnische Gräfenkind, als der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit zu ihm gedrungen, 1776 heimlich von ihres Vaters Schloß in Bessarabien rauben ließ, sich aber vergebens bemühte, ihre Gegenliebe zu gewinnen, und dadurch in Schwermuth versiel, nach ihrem frühen Tode aber, von Lebensüberdruß bewogen, die Abdankungsurkunde um so leichter unterschrieb. Der Garten mit der Thränenweide, die beiden Sammethügel oberhalb ihres Sitzes, welche ihre Arme hatten ihm allein einen Kuß möglich gemacht, ohne seine Augen zu gefährden, sind noch vorhanden.

In den folgenden Abschnitten begleiten wir den Verfasser noch auf manchem Wege durch die taurischen Gebirge, und durchleben mit ihm die Scenen bei seinen tatarischen Wirthsleuten, wo mancherlei Plagen ihn belästigten, und die anziehendern Reisesternen, in die er uns der Sewastopol führet. Der bekannte Sturm vom 18. Juni ist, soweit der Verfasser davon berichten konnte, lebhaft geschildert; er hebt hervor, daß die Absicht des Feindes zu früh verrathen worden und die russischen Unterstützungscolonnen daher mit Ruhe herangezogen werden konnten: ein bedeutender Gewinn; auch daß längere Pausen eingetreten, ehe der Sturm ein allgemeiner wurde. Den Aufenthalt des commandirenden Generals habe man deutlich erkannt, indem ein wahrer Ameisenhaufen von Ordonnanzen dort hin- und zurückgejagt. Mit der ebenso treuen als interessanten Skizze über die Kosacken, ihre Erscheinung, Eigenthümlichkeit und Tapferkeit hat sich der Verfasser ein besonderes Verdienst erworben; sie klärt alle die fabelhaften Irrthümer auf, welche über diese originellen Krieger, die Lieblinge des ganzen russischen Volks, noch immer herrschen, und theilweise durch die irregulären Horden, welche 1813 auch unter dem allgemeinen Namen Kosacken erschienen, entstanden sind. Bezeichnender wurden dieselben aber schon damals, wie ich mich erinnere, von den Deutschen „Bauerkosacken" genannt; bewaffnete Bauern waren es wol, aber keine Kosacken, ebenso wenig die Reiter der Grenzwacht, die auch gewöhnlich nach ihrer Uniform für Kosacken gehalten werden. Im sechsten Abschnitt werden die Schlacht von Eeaktir und der Verlust von Sewastopol, im siebenten die Gefechte von Eupatoria im September 1855 und ein Weihnachtsabend in Simferopol, von Deutschen gefeiert, im achten endlich die Friedensempfindungen und ein Besuch bei den Zigeunern und in Eupatoria geschildert. Damit schließt das Werk. Es sollte uns freuen, wenn wir dazu beigetragen hätten, die Aufmerksamkeit auch in weitern Leserkreisen auf dasselbe zu lenken, da es eine ebenso unterhaltende als belehrende Lectüre bietet.

Karl Gustav von Bernuth.

Notizen.

Nasr-eddin, der türkische Eulenspiegel.

Auch die Türken haben ihren Eulenspiegel. Es ist dies Meister Nasr-eddin, dessen Witzen als Volkswarz in das 14. Jahrhundert fällt und dessen Ruhm als eines derbwitzigen Schalks im Orient sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Seine Eulenspiegeleien erschienen jüngst in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Meister Nasr-eddin's Schwänke und Räuber und Richter. Aus dem türkischen Urtext wortgetreu übersetzt von W. von Camerlocher und resp. W. Prelog, Mitgliedern der morgenländischen Gesellschaft in Konstantinopel" (Arieh 1857). Der Uebersetzer der ersten Abtheilung, der „Schwänke", Camerlocher in Konstantinopel, bemerkt im Vorwort: daß sein Buch in türkischen Landen so verbreitet sei als dieses, und er versichert, in den öffentlichen Cafés von Stambul wie in der klösterlichen Häuslichkeit des Selamlik, in den Zwischenpausen ernsthafter türkischer Geschäftsverhandlungen wie in den Abendcirkeln und auf den Bällen selbst sklavischer und armenischer Levantiner, ja nicht selten von Kindern seine derben Späße zum allgemeinen Jubel gehört zu haben. „Mir war das Buch von Werth", bemerkt er weiter, „weil ich es, wie alle Volksliteratur, für eine charakteristische Quelle der Kenntniß und Erkenntniß türkischen Wesens und damit für eine ungleich bessere gehalten, als sie in den verateoderirten Dutzendartikeln der europäischen Presse geradezu jetzt über Türken und Türkisches dem Publikum geoffnet ist." Dies ist im ganzen sehr richtig, und wenn begreiflicherweise Volksschwänke von dieser Popularität in den kritischen Literaturgeschichten, wie sie jetzt noch geschrieben werden, eine sehr untergeordnete Rolle spielen oder auch mit Unrecht gänzlich übergangen und ignorirt werden, so würden sie in Literaturgeschichten, die auf eigentlich culturhistorischer Grundlage ruhen, dagegen sehr in den Vordergrund treten und einen hohen Rang einnehmen als manche gefeierte Dichtung, die mit dem Volkselement in keinem Zusammenhange oder mit ihm gar im Widerspruche steht. Die erste Abtheilung enthält 125 Schwänke des türkischen Eulenspiegel, der mit dem deutschen manche Verwandtschaft zeigt. Sie sind nicht alle nach unsern Begriffen sehr witzig, aber doch zum großen Theil wirklich fein- und lehrreich und von oft grotesk komischer Wirkung. Manche Schnurren sind wol, wie so viele morgenländische Märchen, unvermerkt zu uns Abendländern herübergekommen, wie die von dem Mende, der in den Brunnen gefallen u. s. w. An anstößigen und obscönen Geschichten fehlt es freilich nicht; der Verfasser hat aber alles

Digitized by Google

se wie er es fand mitgetheilt, damit man sich unterrichten könne, „was bei den Türken und in der Türkei für witzig, lächerlich und für unschuldig gilt". Die zweite Abtheilung des Buchs enthält die Geschichte von dem Räuber und Richter, „eine der witzigsten und züchtigsten Geschichten, die in den Kaffeehäusern des Orients in den Nächten des Fastenmonds (Ramasan) zum Entzücken der Zuhörer aus alten Alterecklisten erzählt werden". Der Eingang ist aus einer persischen Handschrift, das Uebrige ist aus dem Türkischen, wie dieses seit Jahren der Steindruckausgabe von Meister Nasr-eddin's Schwänken als Saum für jede Seite beigeschrieben zu werden pflegt, übersetzt, und zwar von dem Doctor W. Prelog, der am 9. Mai 1855 im französischen Offizierspital zu Pera am Typhus starb. Der Inhalt der Erzählung ist kurz dieser: Ein Richter zu Bagdad wird auf freiem Feld von einem Räuber überfallen; der Richter sucht ihm aus dem Koran das Verbrecherische seines Handwerks zu beweisen, der Räuber weiß aber dessen Behauptungen mit Stellen aus demselben Koran aufs schlagendste zu widerlegen. Der Richter gibt sich überwunden, und läßt sich nun ohne Sträuben bis auf die Haut ausziehen. Folgenden Tags erscheint der Räuber vor des Richters Wohnung mit dessen Pferd und in seinen Kleidern, labet sich bei ihm saftig zu Gaste und entglückt ihn durch seinen Witz und Schlauheit so, daß er gar noch des Richters Schwiegersohn wird. Jedenfalls liefert diese Geschichte und der Beifall, den sie findet, den Beweis, in wie hohem Ansehen im Orient Geistesgegenwart, Mutterwitz und Schlauheit stehen.

Gedichtsammlungen.

Nikolaus Hocker gab heraus: „Born deutschen Geiste. Eine Culturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter" (Köln, Greven, 1858), ein Werk, welches sich seinem früher erschienenen „Deutschen Volksglauben in Sang und Sage" anschließt. War er mit diesem bemüht, die germanische Mythologie, wie sie in den Balladen deutscher Dichter behandelt ist, der Nation zu vermitteln, so zeigt das vorliegende Buch ihre ganze Entwickelungsgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart. An Sammlungen historischer Stoffe in poetischer Bearbeitung ist, wie der sehr beifelene Verfasser im Vorwort bemerkt, kein Mangel; aber die Culturgeschichte war noch von niemand ausschließlich zum Gegenstande einer solchen Sammlung gewählt worden, wie dies hier von Hocker geschehen. Außer der Mustergültigkeit der einzelnen Dichtungen fand ihm in erster Reihe der Gedanke, dadurch die Selbstachtung, das Selbstvertrauen beim deutschen Volke zu wecken und durch Vorführung der wichtigsten Erscheinungen seines geistigen Lebens ihm feste Zuversicht und den Glauben an eine schönere Zukunft beizubringen. Die in culturhistorischer wie poetischer Hinsicht sehr interessante und ihrer Tendenz vollkommen entsprechende Sammlung ist außerdem von großer Reichhaltigkeit, denn sie enthält mehr als 600 Gedichte. Zu bedauern ist, daß sie manche Schreibfehler des Copisten, wie es scheint, sich in der Sammlung zu Druckfehlern stritt haben, die hier und da selbst die Reime zu einer Illusion machen. Für eine etwaige zweite Auflage wäre daher eine genaue Correctur und Revision zu empfehlen. — Das schnell beliebt gewordene „Album der neuern deutschen Lyrik" ist jetzt in dritter Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1858) erschienen, und man kann sagen, daß aus dem reichen Blumengarten der neuern deutschen Lyrik hier die schönsten Blüten zu einem duftigen Strauße vereinigt sind. Möglich, daß für ein oder das andere Gedicht besser ein noch entsprechenderes hätte Aufnahme finden können, indeß wer fragt danach, wenn sich in einen vollen üppigen Strauß auch ein oder das andere minder duft- und farbenreiche Blümchen verloren hat? Schwerlich düfte aber die Sammlung irgendein Gedicht enthalten, welches nirgends ein Herz fände, um darin wiederzuklingen. Für die nothwendig gewordenen Ergänzungen ist in dieser mit größter Sorgfalt revidirten dritten Auflage dadurch Raum geschafft worden, daß aus dem vielen Guten der beiden ersten Auflagen wieder das Beste ausgewählt und vieles Neue hinzugefügt wurde, sodaß in dieser neuen Auflage Proben von 108 Dichtern vorliegen, während die frühern Auflagen nur 66 Dichternamen enthielten. Auch fand, wie in der Vorbemerkung erwähnt ist, die Auswahl nicht nach flüchtiger und zufälliger Lectüre statt, sondern die Sammlungen der einzelnen Dichter selbst wurden einer planmäßigen und selbständigen Prüfung und Benutzung unterworfen. Es wurde dabei noch besonders darauf gesehen, von jedem Dichter möglichst solche Proben zu geben, welche, bei gleicher Reinlichkeit in Form wie Inhalt, zugleich sinnschwer und für die poetische und geistige Eigenthümlichkeit eines jeden halt durch tiefen Ernst, bald durch treffende Didaktik, bald durch anmuthigen Scherz und Humor charakteristisch sind. Bei der Auswahl der Balladen und Erzählungen wurde endlich darauf Bedacht genommen, daß sie zugleich eine symbolische Bedeutung haben oder irgendwie Beziehung auf ein der Gegenwart näher liegendes Moment zulassen. — Ein wahres Prachtwerk und typographisches Kleinod ist das ebenfalls in dritter Auflage bei C. F. Amelang (F. Boldmar) in Leipzig erschienene und für das weibliche Geschlecht bestimmte „Album für Deutschlands Töchter", welches mit schönen Illustrationen und arabeskenartig ausgesuchten Zeilen von C. Vogt, W. Osterwald und R. Kreisler geschmückt und dem innern Sinne wie dem Auge gleich gefällig ist. — Eine Gedichtsammlung besonderer Art ist Moritz Carriere's soeben erschienenes „Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten" (Frankfurt a. M., Herman, 1857). Die Gedichte beginnen mit der Dichtung von der Gottesidee, ihnen folgen Bilder aus der Natur, Schilderungen des Menschen und seines Loses, Darstellungen aus dem Leben weltgeschichtlicher Heroen u. s. w. Die Auswahl und Schilderungen sind theils aus deutschen, theils aus altindischen, hellenischen, hebräischen, arabischen, persischen und italienischen Dichtungen geschöpft. Unter den neuern deutschen Dichtern sind die münchener in etwas auffallender Weise bevorzugt, obschon einem so erhabenen Gegenstand gegenüber solche lokale Rücksichten nicht so in den Vordergrund hätten treten sollen. Sonst aber kann man die Sammlung allen denen, welche sich in ein göttliches Leben vertiefen und darin befestigen wollen, mit Recht empfehlen.

H. M.

Bibliographie.

Aksakoff, S. T., Russische Familienchronik. Aus dem Russischen übersetzt von S. Nalzynski. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thr.

Bahn, A., Bühnenpicke für das deutsche Theater bearbeitet und herausgegeben. 4ter Band. Entzückung, oder: Die Kur zu Ferney, Lustspiel in zwei Aufzügen. — Appel contra Schwiegersohn, oder: Eine Ehe mit Hindernissen, Posse in drei Aufzügen mit Gesang. Berlin, Verlags-Magazin. 8. 1 Thr.

Bell, Currer, Der Professor. Aus dem Englischen von Büchele. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thr.

Berliner Spottlinken und Verbrecherkeilereien. Beiträge zur Sittengeschichte der Residenz aus der Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Verlags-Magazin. 1857. 8. 7½ Ngr.

Bredow-Goerne, Adele Gräfin v., Ein flüchtiger Traum. Berlin, A. Duncker. 16. 27 Ngr.

Bulwer Lytton's, E., sämmtliche Romane. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Meyler. Gr. 16. 3 Ngr.

Burow, Julie, Gedichte. Prag, Kober. 16. 27 Ngr.

Donquixotiaden und Münchhausiana oder Bomben und Granaten, geschleudert gegen Murrkopfe, Hypochondristen und sonst auf irgend eine Art von Teufel geplagte Einwohner aller Festungen, das ist Sammlung der interessantesten Fahrten, Schnurren, Ränke, Schwänke ꝛc. Gesammelt und heraus-

Digitized by Google

gegeben zum Nutzen, Frommen und Ergötzen Aller von dem bekannten semper Fidelenkerl. Schwäbisch Hall, Fischhaber. 1857. 32. 10 Ngr.

Friedlieb, J. H., Erinnerungen und Kritiken. Ein Sendschreiben an Prof. Dr. Joh. Nep. Sepp. Breslau, Aderholz. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Gebhard, A., Roland und Hildegunde. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

Gedichte der Baronin Emily G.... Weimar, Böhlau. 1857. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Gesellschafterin. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder. Leipzig, H. Schultze. 8. 1 Thlr.

Goebel, M., Aus dem Leben von Carl Reinhardt, Pfarrer in Puderbach. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens unserer Zeit. Neuwied, van der Beeck. 1857. 12. 7½ Ngr.

Hare's Abhandlung über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Frei nach dem Englischen bearbeitet von W. Rast. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 12½ Ngr.

Blühende Hoffnungen und verwelkte Freuden. Aus dem Englischen übersetzt. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 12½ Ngr.

Unser Jahrhundert. Gallerie politischer und literarischer Persönlichkeiten. Biographien und Characteristiken. 1ster Band. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen. Drei Bände. Gotha, Scheube. 1857. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Irving, W., Oliver Goldsmith. Eine Lebensbeschreibung. Aus dem Englischen. Berlin, Mertens. 8. 1 Thlr.

Die deutsch-evangelische Kirche in Australien. Berlin, W. Schultze. 1857. 8. 9 Ngr.

Kopstadt, H., Geschichte der früheren lateinischen Schule in Crefeld. Crefeld. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreyßig, F., Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. In drei Bänden. 1ster Band. Berlin, Nicolai. 8. 2 Thlr.

Kurz, H., Erzählungen. 1ster Band. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr.

Lavater, J. C., Worte väterlicher Liebe an Anna Louise Lavater, auf das heilige Osterfest 1796, als sie das erste Mal zum Tische des Herrn ging. Zusammengeschrieben in der Charwoche 1796. Gotha, F. A. Perthes. 8. 20 Ngr.

Leyer, C., Glencore's Schicksale. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Maybeto, H., Aus der Pension. Frei nach dem Englischen von Sophie Berena. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.

Montalembert, Graf v., Ueber die politische Zukunft Englands. Nach der fünften Original-Ausgabe mit specieller Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von L. Sontag. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte des englischen Reiches in Asien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 7 Thlr.

Noeltner, F., Die deutschen Einheitsbestrebungen im Sinne nationaler Gesetzgebung und Rechtspflege. Mit Benutzung amtlicher Urkunden. Leipzig, Voigt u. Günther. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfeiffer, G. W., Frankfurter Novellen. Culturgeschichtliche Bilder aus der Vergangenheit einer Reichsstadt. Frankfurt a. M., Hermann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pistorius, A., Jacopo Foscari. Dichtung. Cöthen. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Polack, C., Die Schauenburg. Das Ahnenschloß der Landgrafen von Thüringen und Fürsten von Sachsen bei Friedrichroda in Thüringen. Gotha, Müller. 8. 6 Ngr.

Pröhle, H., Gleim auf der Schule. Berlin, Gebauer. 1857. 4. 7½ Ngr.

Reck, Christiane von der, Golgatha. Eine Sammlung religiöser Gedichte. Berlin, Mylius. 12. 10 Ngr.

Roux, F. A. W. L., Deutsches Paukbuch. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Jena, Mauke. 1857. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strodtmann, A., Ein Hohelied der Liebe. Hamburg, Verlags-Comptoir. 16. 22½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 9ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. Herausgegeben von Jegór v. Sivers. Riga, Kymmel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weihnachtsbüchlein. Herausgegeben von F. J. Holzwarth. Mainz, Kirchheim. 1857. 12. 22½ Ngr.

Wise, D., Der Weg des Lebens oder ein Wegweiser zum Himmel. Aus dem Englischen übersetzt. Bremen, Heyse. 1857. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Manöver-Geschichten. Dem Leben nacherzählt. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 12 Ngr.

Zell, K., Ferienschriften. Neue Folge. 1ster Band. Heidelberg, K. Winter. 1857. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Zielinski, G. v., Die Steppen. — Der Kirgise. Gedichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von A. Weiß. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Zumbrook, F., Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.

— — Neue Zimmermannssprüche. (4 plattdeutsche und 4 hochdeutsche.) Münster, Aschendorff. 1857. 8. 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bülau, F., Die Rittergüter und ihre Stellung zu Staat und Gemeinde. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Leipzig, T. O. Weigel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Kapff, Predigt zur Eröffnung des deutschen evangelischen Kirchentages in Stuttgart, den 22 September 1857. Mit einem Anhang. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 2 Ngr.

Karajan, T. G. v., Festrede bei der feierlichen Uebernahme des ehemaligen Universitätsgebäudes durch die kaiserl. Akademie der Wissenschaften gehalten am 29. October 1857. Wien. 1857. Hoch 4. 10 Ngr.

Liebetrut, F., Dr. J. T. Beck, ordentlicher Professor der Theologie in Tübingen und seine Stellung zur Kirche, insonderheit zu derjenigen seines Bekenntnisses. Nro. 1. Aus Veranlassung von dessen jüngster Reformationspredigt beleuchtet. Berlin, Schlawitz. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Mathieur, J. P., Schilderung der Pulverexplosion zu Mainz am 18. November 1857 und die Verpflichtung Deutschlands diesem Unglücke gegenüber. Köln, Mathieux. 1857. 8. 3 Ngr.

Mühler, v., Vortrag über die Ehescheidung gehalten in der deutschen evangelischen Kirchen-Conferenz zu Eisenach den 15. Juni 1857. Stuttgart, Cotta. 1857. Lex.-8. 3 Ngr.

Oesterreich auf dem statistischen Congresse. Ein Rückblick auf die dritte Versammlung des internationalen Congresses für Statistik zu Wien im September 1857. Prag, Bellmann. Lex.-8. 12 Ngr.

Roth, E., Prolog und Epilog zur Schiller-Goethe-Feier auf der Oldenburger Bühne am 10. November 1857. Oldenburg, Schulze. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Sünderfreund. Bremen, Heyse. 8. 1 Ngr.

Zhishman, J., Die Unionsverhandlungen zwischen der orientalischen und römischen Kirche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts bis zum Concil von Ferrara. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten

Das **Deutsche Museum** beginnt jetzt seinen achten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Symbolik der menschlichen Gestalt.

Ein Handbuch zur Menschenkenntniß.

Von

Carl Gustav Carus.

Zweite, vielfach vermehrte Auflage.

Mit 161 Holzschnitten.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publikum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben. Die vorliegende, rasch nöthig gewordene **zweite Auflage** des Werks ist sowol im Text als in den Abbildungen vielfach vermehrt und verbessert.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst folgende Schriften:

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der reiche und interessante Inhalt dieser Schrift des berühmten Verfassers über die Erscheinungen der schon seit allen Zeiten sogenannten magischen Region erhellt am besten aus folgender kurzen Aufzählung der besprochenen Themata: I. Lebensmagnetismus; II. Sympathie (die sympathischen Wirkungen der Gestirne, des Bodens, der Pflanzen, der Thiere; endlich die sympathischen Wirkungen von Menschen auf Menschen, als: Sympathie und Antipathie, Ansteckung in distans, das Versehen der Schwangern, der Böse Blick, Verwünschungen und Segnungen, Zauberbilder, magische Heilmittel und Amulete, Besprechen und Verschreiben, die religiösen Heilungen); III. Magische Bewegungen (die magischen Pendelschwingungen und die Wünschelruthe, Tischrücken und Geisterklopfen); IV. Magisches Empfinden und Erkennen (ahnende Träume, Schlafwachen und Hellsehen, Ahnen im Wachen, Zweites Gesicht und Verzückung); V. Magie des Geistes in Leben, Wissenschaft und Kunst. Ueber alle diese meist in der Gegenwart besonders lebhaft verhandelten Fragen die Ansichten des Verfassers in klarer und anziehender Weise kennen zu lernen wird gewiß vielen erwünscht sein.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden. Der Verfasser zählt sich zu denen, welche zu einem „klaren Schauen" über die Erkenntniß der Natur und des Geistes gekommen sind und „denen es gelungen ist, mit unerschütterlicher Gewißheit es erkennen zu lernen, daß hinter der wechselnden Phantasmagorie der Sinne ein Ewiges, ein Geistiges, ein Göttliches existirt, an dem wir selbst Theil haben und das unsere bessere Hälfte ist".

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Seit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt hat dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern viele neue Freunde gewonnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten fünf Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (I.—III. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.; IV. und V. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 20 Ngr., elegant gebunden 3 Thlr. 2 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 14. Januar 1858.

Inhalt: Lyrische und epische Dichtungen. — Friedrich von Gagern's letzte Lebensperiode. — Eine Caricatur Luther's vom katholischen Tendenzstandpunkt. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und epische Dichtungen.

Mit erschreckender Geschwindigkeit wächst dieser Zweig unserer Literatur, fast in derselben Progression, in welcher das Interesse für diese Art der Poesie nach und nach im Publikum abzunehmen scheint. Jeder Dichter, und hätte seine Harfe auch nur eine Saite, fühlt sich berufen, seine Producte auf den Büchermarkt zu bringen, und wo ja einmal die seltene Blume Bescheidenheit blüht, da finden sich Freunde, die das Interesse an der Person des Dichters mit dem Werthe der Gedichte verwechseln und so auch ihren Zoll beitragen zu der immer wachsenden Ueberschwemmung. Wollte man doch endlich einsehen, daß der, welcher ein fehlerloses Gedicht machen kann, noch immer kein Dichter ist, und möchte man doch über das „Singe, wem Gesang gegeben" nicht den wichtigen Nachsatz vergessen: „Gebt eure Blätter den flüchtigen Winden."

Die bedenkliche Seite der Eitelkeit, sich um jeden Preis gedruckt sehen zu wollen, liegt sehr nahe, die Masse der werthlosen Bücher wächst so an, daß es den bessern kaum möglich ist, sich bemerkbar zu machen; die gute Waare behält zwar ihren frühern innern Werth trotz der Concurrenz, aber die Nachfrage fehlt und ihr Ansehen schwindet. Die Menge des Materials hat den Geschmack daran überhaupt verdorben und Phrasen stehend gemacht wie „die Herbstzeit unserer poetischen Literatur", „unsere Zeit könne nichts Poetisches produciren" u. s. w. Um sich bemerkbar zu machen, d. h. dem größern Publikum, muß der Dichter etwas Außergewöhnliches wählen und wäre es der Blödsinn selbst. In unserer Zeit wird überhaupt der Schriftsteller selten groß durch das, was er schafft, sondern meist nur durch zufälliges Glück, durch äußere Lebensverhältnisse und durch den Beifall, mit dem ihn eine literarische Clique aufnimmt und begrüßt. Wir sehen überall Poeten, welche ihre Laune an die Stelle der absoluten Wahrheiten setzen und doch so wenig Individualität und Charakter haben, daß sie vollständig verschwinden würden ohne diese oder jene Gesellschaft.

Eine Hauptschuld trägt hieran neben der Menge des Producirten die geistige Trägheit und Gedankenlosigkeit unsers Publikums, das vom Dichter wie vom Maler nicht ihre Werke, sondern durch dieselben ihre Namen und ihre begründete Anerkennung haben will. Das Werk besteht für das Publikum meist nicht, weil es überhaupt existirt, sondern weil es von diesem oder jenem ist. Ueberall Blasirtheit und der fühlbare Mangel an poetischer Weltanschauung und poetischer Stimmung.

Es ist oft in uns die Frage entstanden, ob die Kritik nicht besser thäte, über den zum größten Theile werthlosen Wust ganz zu schweigen und demnach nur das zu besprechen, was wirklich der Besprechung werth erscheint. Denn daß die Kritik in unsern Tagen keinen Einfluß auf die Dichter selbst ausübt, davon ist sie in ihrer Bescheidenheit ebenso überzeugt, wie es die meisten Poeten in ihrer Arroganz aussprechen; um mit Lessing zu reden, sie „ist niemals die Krücke gewesen, die den Lahmen zum Läufer macht; jetzt hilft sie ihm sogar nicht mehr, um sich von einem Orte zum andern zu bewegen".

Aber die Kritik hat wol neben dem Zwecke zu orientiren den höhern, die gesammten Erscheinungen der Poesie als Aeußerungen und Ausdruck einer bestimmten Richtung zu betrachten und somit auch die betrübenden Zeichen der Zeit zu erwähnen und zu verfolgen, wo sie sich zeigen. Daß es schwer ist, sich sano corpore et sana mente durch das Unbedeutende durchzuarbeiten, wird jeder gern glauben, aber auch die Freude verstehen, die wir empfinden, wenn wir unter der Spreu hier und da etwas Ausgezeichnetes entdecken.

Ein halbes Schock lyrischer und epischer Erzeugnisse haben wir heute zu beurtheilen; wir sprechen unsere Ansichten darüber ohne weitere Anordnung in der Reihenfolge aus, wie wir sie selbst gelesen und durchgearbeitet haben.

---

1. Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzenkranz von W. Constant. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist immer eine Freude zu einer Zeit, die in Credit- und Bankactien ihren Lebensnerv gefunden hat, einer frischen und freien Begeisterung und einer natürlichen Bewunderung

Digitized by Google

einer untergegangenen Größe zu begegnen. Beides finden wir in dem vorliegenden Romanzenkranze: Gedichte eines Mannes, der mit offenen Augen und warmem Herzen an die altehrwürdigen Denkmäler Krakaus herantrat und aus ihnen die Erinnerung einer großen verschollenen Zeit herauslas. Daß in solchem Anschauen poetische Gedanken in dem Herzen eines Dichters entstehen müssen, ist natürlich. Constant hat aber auch das Geheimniß verstanden, das in dem wogenden Rhythmus liegt und die Form mit Fleiß berücksichtigt, welche näher mit dem Gedanken verschwistert ist, als unsere modernen Poeten uns glauben machen wollen. Beherrschung der Form und Reimtalent kommen Constant zugute, um seine oft brillanten Gedanken und Bilder wie seine glücklichen Beobachtungen im rechten Lichte glänzen zu lassen.

Die Erinnerung an die alte Zeit, da Polen noch ein Reich und von Königen regiert wurde, von denen „manche schwach, doch keiner schlecht gewesen", tritt ihm entgegen, wohin er in Krakau sieht, im Schlosse, in der Kathedrale, in der Judenschenke, auf der Weichselfahrt. Daran schließen sich Bilder der Gegenwart, oft so glücklich gezeichnet, daß alles zu leben und zu streben scheint. Die Charakteristik der einzelnen Völkerschaften in den beiden letzten genannten Abtheilungen bedarf keiner weitern Illustrationen; wir sehen wieder Menschen, die schaffen, hoffen und lieben, jubeln und trauern, und über die doch der ganze Zauber des Idealen ausgegossen ist. Ebenso anschaulich ist die Schilderung des Polenheeres in der „Heerschau." In das Ganze eingeflochten sind prächtige Volkslieder, gerundete und vortreffliche Balladen und schöne lyrische Blüten. Ueber die Gedichte weht endlich ein Geist der Versöhnung, der warm anheimelt, keine Bitterkeit, kein unreiner Makel der Leidenschaft entstellt das Gedicht; es liegt in ihm nur die Klage um das untergegangene Große und um die Unbedeutendheit der Gegenwart. Wir wählen aus den vielen Stellen, die diesen Gedanken enthalten, eine, wo er von den Königsdenkmälern also spricht:

Wie grimmig auch das Marmorantlitz droht,
Die Lippe, Stein, will zürnen, doch — vergebens,
Die Wange, Stein, fühlt nicht mehr flammenroth,
Der starre Blick entbehrt des geist'gen Lebens.
Bei Gott, es sind nur marmorne Skelete.
Scheint's auch im Dunkel, daß sie sich bewegen,
Daß sich die riesenhaften Glieder regen:
Stein sind sie, Stein; sonst eine Heldenkette,
Schon wären ihren Särgen sie entstiegen,
Und hätten, als des Untergangs Gefahr
Ihr Land bedroht, wie jene Sparterschar
Es schützend, nimmer lassen unterliegen.
Ha! solch ein Zug von Kön'gen für ihr Reich,
Welch einem Heldenzuge käm' es gleich?
Es wären Tiger nicht, die Rothwild fassen,
Nicht Geier, welche Lämmer dreist entführen,
Nicht Leun, die ihre Brut nicht rauben lassen,
An ihrem Vließ auch nicht ein Haar berühren:
Giganten, rhodische Kolosse, lebend,
Der Griechenmythe riesigste Gestalten,
Die ganze Kette der Karpaten hebend,
Um die bedrängte Heimat zu erhalten!

Nach all dem Lobe müssen wir wünschen, daß einige unschöne und unechte Reime bei einer spätern Ausgabe verbessert würden. Dahin gehören: geahnt — Vaterland (S. 13), List — verschließt (S. 14), Hand — ahnt (S. 76), Phönix — König (S. 77). Außerdem könnten einige zu kühne und zu künstliche Bilder wie „Geschichte mit bleiernem Gefieder" u. s. w. wegfallen. Gesucht und fast unverständlich sind Verse wie:

Des Aethermeeres unsichtbare Kähne,
Den Hafen fanden sie, ein Menschenherz;
Die in der Luft gebornen Silberschwäne,
Sie fanden einen See, des Jünglings Herz

Oder:

Ein endlos Meer ist die Vergangenheit,
Woraus als Wellen Thaten sich erheben,
Der mächt'ge Flügelschlag der ew'gen Zeit,
Er ebnet diese Wellen —

Das Gedicht ist in seiner ursprünglichen Fassung schon 1838 vollendet. Die Widmung, wie es scheint in neuerer Zeit entstanden, hat etwas Forcirtes und zeigt von nicht sehr ästhetischem Humor. Dem Buche sind Anmerkungen beigegeben, die kurz und frisch geschrieben sind. In der Mitte ist ein Intermezzo in Prosa, eine Beschreibung der Bilder von Stachowicz in der krakauer Universitätsbibliothek enthaltend.

---

2. Die Dorfgroßmutter. Idylle von **Moritz Horn**. Leipzig, Matthes. 1856. 16. 20 Ngr.

Es besteht seit einiger Zeit ein neuer Dichterbund mit einem eigenen Organ, die „Abendzeitung". *) Die Mitglieder zeichnen sich durch einen großen Fleiß, durch die jugendliche Eile, mit der sie produciren und durch die Unbefangenheit aus, mit der sie sich gegenseitig loben. Bei fast allen sind gute Anlagen nicht zu verkennen, sie haben ein großes Talent in Schilderungen (so Solitaire und Horn); aber plötzlich bieten sie etwas so Außergewöhnliches und Unerwartetes, etwas was so durchaus nicht paßt in den Charakter ihres Products, daß man unwillkürlich erinnert wird an das Romantische auf den Landschaftsbildern der Düsseldorfer, in größter Uebertreibung.

Auch die vorliegende Idylle zeigt diese Fehler, während doch die genannten Vorzüge nicht zu verkennen sind. Der Dichter kommt nach Lilienfeld und findet dort ein Kind von einer Greisin geleitet, auf deren Antlitz die Spuren des Jammers ausgedrückt sind. Neugierig, wie Dichter sich nun einmal schildern müssen, erkundigt er sich nach ihren Verhältnissen und erfährt, daß sie im Dorfe die Dorfgroßmutter genannt wird und daß der alte Hirte Näheres über sie berichten kann. Dieser, ein übrigens sehr gelehrter Mann, der vom Staatenbunde, von Profil u. dgl. zu reden versteht, gibt Auskunft. Er hat vor Zeiten die Dorfgroßmutter belauscht, als sie noch jung und schön dem Cantor in Wüsterode ewige Liebe geschworen hat; später brach sie die Treue und heirathete den reichen Gutsbesitzer Reinhard, dessen Lehngut, nebenbei gesagt, nach der Beschreibung mit orientalischer Pracht eingerichtet war. Der Begünstigte war ein wilder Patron, der verlassene Cantor mild und gut, natürlich auch unglücklich. Da fährt ein Blitzstrahl vom Himmel, das Schulhaus steht in Flammen, man glaubt, der Cantor ist mit verbrannt. Aber der Hirte entdeckt bald, daß er nicht todt sein kann, denn er hat — etwas, was man nicht dringend genug vielen Dichtern empfehlen kann — seine Gedichte in einen hohlen Baumstamm niedergelegt; sie sind adressirt „An Hanna" und der Hirte überschickt sie. Die Geliebte gibt einen Beweis von einer antediluvianischen Discretion, sie läßt die Gedichte nicht drucken, sondern eilt, Reue im Herzen, mit dem Manuscripte nach dem hohlen Baume. Der Ehemann kommt dahinter, befiehlt den unschuldigen Baum niederzuschlagen, aber

Da wirft der strenge Richter unsere Tage
Des Mannes Schuld (?) in die Vergeltungswage,
Ihn trifft ein Ast, und starr liegt er von Sinnen

Uebrigens stirbt er zur rechten Zeit, denn einige Wochen nachher muß Hanna mit ihrer Tochter, gänzlich verarmt, das Gut verlassen. Letztere heirathet einen Gärtner, stirbt in Kindesnöthen und eine dritte Generation tritt mit ihrem hinterlassenen Mädchen auf. Zehn Jahre sind seitdem verflossen; da wird der Dichter von dem Pastor nach Lilienfeld eingeladen, das er ihm sehr anmuthig schildert; ob er aber doch nicht die Grenzen des Poetischen überschreitet, wenn er verspricht, „er

*) Diese so bejahrte belletristische Zeitschrift hat mit dem Anfang dieses Jahres zu erscheinen aufgehört. D. Red.

Digitized by Google

könne in dem Schatten ſeines alten Baumes die vielbewegte Bruſt geſund baden"? Den Dichter intereſſirt natürlich das fernere Schickſal der Greiſin; an der Thüre des Hirten findet er ein junges blühendes Weib, es iſt das herangewachſene Kind, die Frau des Hirtenſohns; der Alte iſt todt, auch die Großmutter iſt geſtorben, verſöhnt mit dem Cantor, der ſeine Leiden in Gedichte niedergelegt hat. Die Frau gibt ſie dem Dichter zu leſen und der natürlich veröffentlicht ſie. Wir erfahren, daß der Cantor zunächſt Selbſtmordgedanken hatte, dann aber geflohen iſt, irgendwo gaſtliche Aufnahme fand und auch von dort ſich entfernte und — man mag es nun glauben oder nicht — unter die Schauſpieler ging. Das ſiebente Blatt erzählt, wie glücklich er ſich als Regiſſeur dieſer wandernden Truppe fühlte. Die Liebe zu ſeiner Hanna aber ſtirbt nicht, ſelbſt nicht unter dem Einfluſſe ſeiner veränderten Verhältniſſe; denn 24 Jahre ſind verfloſſen (was geſchah alles in dieſen 24 Jahren?) und er iſt ein reicher und gefeierter Künſtler geworden. Da ergreift ihn die Sehnſucht, ſie wiederzuſehen; die Freude iſt zu groß, Hanna ſtirbt unter ihrem Einfluſſe; im Sommer darauf folgt ihr der Geliebte, und auch der Hirte überlebt ſie nur kurze Zeit.

Hier ſchloß des Hirten Sohn die einfach ſchlichte Rede,
Die keine Kunſt ihm in den Mund gelegt,
Ich dankte ihm von Herzen, tief bewegt;
Und als ich kam zum Grabe derer, die da heimgegangen,
Sah ich im Blumenkranz drei grüne Hügel prangen,
In dem die ſanfte Luft des Abends ſäuſelnd wehte.

Möchte doch der Dichter ſein nicht unbedeutendes Talent bewahren vor allen Uebertreibungen und ſeine jugendliche Phantaſie maßvoll begrenzen.

---

3. Lascia passare! Von Robert Waldmüller. Hamburg, O. Meißner. 1857. 16. 1 Thlr.
4. Gedichte von Robert Waldmüller. Hamburg, O. Meißner. 1857. 16. 1 Thlr.

Zu gleicher Zeit zwei Bände Gedichte von Robert Waldmüller, beide in ihrer Art bedeutend und vorzüglich und doch innerlich ſo verſchieden, daß wir verſucht wären, ſie zwei verſchiedenen Perſonen gleichen Namens zuzuſchreiben. Wir wünſchen im Intereſſe des Dichters, daß „Lascia passare" ein ſpäteres Geſchenk ſeiner Muſe ſei als ſeine Gedichte und daß er ſich von dem Schmerzbehagen, die aus den letztern ſpricht, freigemacht hat in der Villegiatur von Sorrent und durch den Einfluß der italieniſchen Kunſt, für welche er ſo warmes Gefühl und ſo feines Verſtändniß zeigt. Nicht „gehen laſſen" wollen wir das Buch, ſondern es dringend empfehlen und dem Dichter um der Dichtung willen gern verzeihen, daß er Kritiker und Zöllner in Verbindung bringt, wie man ſonſt von Zöllnern und Sündern ſpricht.

„Lascia passare" ſind Dichtungen aus Italien, nicht gemachte, ſondern entſtandene, aus dem tiefinnerſten Herzen herausgeſungene und mit der ſympathetiſchen Tinte wahrer Begeiſterung niedergeſchriebene; Natureindrücke und Kunſturtheile, die, ſich ſelbſt unbewußt, die poetiſche Form angenommen haben und zum Naturlaut geworden ſind, da wo Geſang Gemeingut iſt. Wer hätte mit geſundem Herzen je in Sorrent gelebt, wer die Kunſtwerke von Florenz und Rom geſehen und nicht alles das empfunden, was hier wie Gedankenblitze hingeworfen iſt! So iſt das Buch denen zunächſt zu empfehlen, die ſich jene unmittelbaren Eindrücke vergegenwärtigen wollen, die ſie nicht ſelbſt empfanden. Für alles Große und Schöne findet der Dichter ein paſſendes Wort, einen kunſtvollen Gedanken, in den Sonetten ſowol wie in den Epigrammen „das maßvoll Abgegrenzte im Ueberfluß gebend". Von den erſtern mögen hier zwei folgen, die daneben Zeugniß ablegen von der Ausbildung des Kunſt- und Naturſinns des Dichters.

Apollo von Belvedere.

Wer kennt dich nicht, du göttlich Bild von Stein?
Und doch — wer kennt dich, der dich ſelbſt nicht ſchaute?
Der eines Abbilds mattem Widerſchein,
Sei es aus Thon, aus Gips, aus Erz, vertraute?

Und mag der Guß noch ſo vollkommen ſein,
An deſſen Anblick ſich das Herz erbaute,
Die Arbeit kunſtgerecht, die Maſſe rein —
Es fehlt ihm andres doch als Wort' und Laute.

Denn hier iſt alles Geiſt! Wie feſtgebannt
Weilt auf der heil'gen Schwelle der Beſchauer,
Von dem gewalt'gen Eindruck übermannt.

Nicht wünſcht dem Bild er Leben; keine Trauer
Beſchleicht ihn, daß es nur ein Werk der Hand —
So ſehr iſt alles Geiſt — und Geiſt von Dauer.

Am Golf Neapels

Du wirſt nicht müde, heitres Himmelsblau,
Auf dieſes holde Land herabzublicken,
Und nachts, wie eine blumenreiche Au,
Dein Kleid mit goldnen Sternen zu beſticken.

Du wirſt nicht müde, mit ergieb'gem Thau,
Des Bodens grünen Teppich zu erquicken.
Und was an kaltem, duſterm Wolkengrau
Sich zeiget, andern Zonen zuzuſchicken.

Drum, wie der Sänger, der die Fürſtengruft
Gedichtet, ſehnend rief: „O Land der Briten,
Nur einen Hut voll deiner Freiheitsluft!"

So möcht' ich, daß ſie folgten meinen Tritten.
Nur einen Hut voll Himmelsblau und Duft
Von dir, du ſtrahlendes Sorrent, erbitten!

An dieſe Kunſt- und Naturgeſänge reihen ſich zunächſt Ghaſelen, dann Gedichte, abermals Sonette, italieniſche Kirchenſtudien und endlich eine feſſelnde und bewegende poetiſche Erzählung „Die Nonne":

Zwar nicht als Cicerone; ungebunden,
Obſchon gebundnen Worts bald hier, bald da,
Erzählt das Büchlein, was der Wandrer ſah
Und wie er ſich mit allem abgefunden.

Der zweite Band, die Gedichte, erinnern in vielfacher Hinſicht an die von Nikolaus Lenau, dem der Dichter, nach den ihm gewidmeten Liedern, ſehr nahe ſtand; ſie zeigen den einem Schmerzbehagen, das in ſeiner Conſequenz die Leſer unangenehm berühren muß. Da iſt in der ganzen Sammlung kaum ein Ruhepunkt, ſelbſt nicht ein einziger klar ausgeſprochener und beſtimmter Schmerz. Freilich hat auch dieſes Weh, das wir nicht gern mit dem von den Neuern profanirten Begriff Weltſchmerz bezeichnen möchten, Anſpruch auf unſere größte Theilnahme, wenn es als Reſultat der Philoſophie eines fein geiſtigen Menſchen erſcheint und eben nicht eine Mode- und Narrenkrankheit iſt. Bei der letztern gähnt man, aber auch das letztere Weh muß man als eine geiſtige Verirrung tief beklagen. Der wahre Dichter kann und muß geiſtigen Schmerz des Lebens in ſich ſo lange verarbeiten, bis er fähig iſt, objectiv darüber zu urtheilen; dann iſt es ihm möglich, wie Goethe es that, ihn jedesmal abzuſchließen durch ein großes Werk. Der Schmerz fordert, daß man ihn faſſe; er verlangt ein innerliches Ergreifen, ein Verbeißen, aber nicht ein Wühlen, Sorgen und Grübeln in Gedanken, damit man nicht ende, wie Lenau endete.

---

5. Lyriſche Blätter von Philipp Scherl. Zweite Auflage. Würzburg, Goldſtein. 1857. Br. 8. 9 Ngr.

Die neueſte Kritik über die Zukunftsmuſik hat für dieſe eine Bezeichnung, die akuſtiſche Muſik, gefunden, um damit die

Digitized by Google

Kunst des angenehmen Geräusches und das Schwimmen in Tönen zu bezeichnen. Ohne weitern Vergleich möchten wir die Scherl'schen Dichtungen, deren Widmung Franz von Kobell angenommen hat, auch akustische nennen, um hinter einem unklaren Begriff unser Geheimniß zu verhüllen, daß wir nur Worte und leidlichen Klingklang, aber keinen einzigen Gedanken gefunden haben, der der Erwähnung werth wäre. In einem Vorworte hofft Scherl, der in uns eine unglückliche Ideenverbindung mit Bacherl erweckte, bald mehreres und vielleicht Besseres zu liefern; aber wie wäre das möglich nach dem folgenden Erguſſe seiner Muse:

Da schifft du fröhlich, o Pilot,
Hinüber an Washington's Strand,
Und lächelst aus dem Morgenroth
Noch einmal auf dein Nebelland.

Dein Glauben, eine Welle jetzt,
Doch diese Welle, lenzesgrün,
Hat deine Hoffnung aufgesetzt,
Und muthig steuerst du dahin.

Der Himmel, die entrollte See
Entheben dich der alten Zeit,
Und daß dir's drüben wohl ergeh',
Weihn sie dich mit Unendlichkeit;

Und malen, falls ein trüber Ton
Die sollt' noch durch die Seele gehn,
Palmen, des Ueberwinders Lohn,
Drin golden deine Hütten stehn.

---

6. Blätter vom Stamm Napoleon. Gedichte von Otto Weber. Leipzig, Engelmann. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß das Leben Napoleon's I. ein poetischer Vorwurf ist, der sich durch eine befähigte Hand zu einem abgerundeten Ganzen gestalten läßt, wird niemand bezweifeln; es ist auch schon an der Zeit, ein objectiveres Urtheil über ihn zu fällen, obgleich noch so viele unter uns leben, die durch ihn gelitten und gegen ihn gekämpft haben. Die junge Generation hat ihre Ansichten zum größten Theile mit denen der alten vermittelt. So weit geht aber der versöhnliche Geist nicht, daß man mit Hintansetzung des Nationalstolzes einem Manne eben deswegen Lobhymnen singen darf, weil er unser Vaterland geknechtet hat, weil durch seine Schuld unsere Väter auf dem Schlachtfelde verblutet sind. Solches undeutsche Wesen verdient die allgemeinste Mißachtung und wir können nur wünschen, daß das Publikum diese „Blätter vom Stamme Napoleon", die auf jeder Seite directe und indirecte Ausfälle gegen Deutschland enthalten, dieser Gesinnung wegen wie auch zu Ehren ihrer Form- und Gedankenlosigkeit gänzlich ignoriren möge. Ein Beispiel unter vielen aus dem Gedichte „Wer hat ihn besiegt?":

Nicht du mit deinen Waffen allein,
Hans Oestreich, auf dem Kaisersitz,
Von seinem Arm bist du gefallen,
Denk' an Marengo — Austerlitz.

Vergißt du, Zollern, seine Mähnen,
Des Löwen, der des Sprungs gewiß,
Dich knirschend mit den Eisenzähnen
Erfaßte und in Stücken riß?

Daran schließen sich Lieder auf Napoleon II. (also ganz legitim-imperialistisch). Der Vers auf dessen Ruhestätte in der Kaisergruft zu Wien:

Der Bettlerbube darf kränzen,
Das Grab, drin des Vaters Gebein:
Er nicht. An einsamer Stätte
Liegt der todte Cäsar allein.

ist gar zu komisch, als daß wir uns versagen könnten, ihn hierherzusetzen. Die Gedichte endlich auf Napoleon III. befähigen den Verfasser vollkommen, unter die Zahl der gesinnungstüchtigen Dichter des kaiserlichen Hofs aufgenommen zu werden. Bedauern können wir nur, daß der Verfasser ein Deutscher ist.

---

7. Gedichte von Karl August Moritz Art. Kreuznach, Püz. 1856.

Die Gedichte sind gelegentlich entstanden, wie der Verfasser selbst in der Vorrede erzählt; meist sind es selbst Gelegenheitsgedichte, die unter den Freunden des Verfassers Anerkennung gefunden haben mögen, ohne für das größere Publikum auch nur das geringste Interesse zu haben. Wie bekanntlich nicht jede Fürstenreise eine Odyssee ist, so darf auch nicht jeder gelegentlich entstandene Vers die Prätension haben, als Gedicht aufzutreten. Den größten Theil des 310 Seiten starken Buchs füllen Epigramme oder gereimte Anekdoten aus, die wol nicht alle — Hand aufs Herz, Herr Dr. Art! — „auf dem natürlichen Boden der individuellen Lebensanregung gewachsen sein mögen", sondern eher als Zeitvertreib gereimt zu sein scheinen, während die Schüler des Verfassers sich mit ihnen in der Prosa des Meidinger herumquälten. Eine starke Naivetät zeigen einige Balladen, wie „Leonore" und „Der Taucher", frei nach Bürger und Schiller verballhornt. In dem letztern haben wir zwei Leichen für eine, denn:

Und zum Abhang wankt die Jungfrau,
Starrt hinab von schroffer Höh',
Und der Todessprung vereinet
Beid' im grausen Grab der See.

In den Epigrammen war es ihm darum zu thun, gleichwie es Goethe nach dem Hegel'schen Ausspruche that, „rasch etwas im Leben sich von der Seele loszuschreiben". Aber die Freuden und Leiden, sowie die geistigen Kämpfe, die Goethe abthat, und sein Sieg über seine Subjectivität sind so vollendet, daß dadurch seine Werke für alle Zeit geschrieben sind, während Dr. Art nur für seine kreuznacher Freunde schrieb, die der Empfehlung seiner Gedichte um so weniger bedürfen, da sie ihn zu der Herausgabe veranlaßt haben. Daß wie bei allen unbedeutenden Dichtern die Kritik einen Seitenhieb erhält, versteht sich von selbst.

O ihr Tags- und Splitterrichter
Splittert nur nicht alles klein!
Denn fürwahr! der schlechteste Dichter
Wird noch einer Meister sein,

ruft er uns zu mit Goethe. Viel hatten wir übrigens nicht klein zu machen, und gern erkennen wir auch den Verfasser für unsern Meister an — wenn es ihm Vergnügen macht uns zu meistern —, obgleich wir ihm die in der dritten Strophe enthaltene Censur schon deswegen nicht geben mögen, weil unter der Spreu einige gelungene einfache Lieder sind.

---

8. Athenienſiſche Nächte. Gedichte von Demeter Dudumi. Zweite Auflage. München, Palm. 1857. 16. 1 Thlr.

Wäre der Verfasser bequem in seiner Stube geblieben und hätte er nie Athen nach Sonnenuntergang gesehen: er hätte auch solche „Nächte" schreiben können; denn im Erechtheion, wie nach dem Thurme des Andronikos, nach Marathon u. s. w., überall hin schleppt er seine kleine Persönlichkeit und sieht nur sich und seine unbedeutenden Interessen. Wer im Theater des Herodes Atticus nichts empfindet als eine übrigens schwache Klage über unsere deutschen Theaterzustände und unsere Intendanten, hat das Geld für seine Reise gewiß umsonst ausgegeben. Auch die Gefühlsäußerungen sind unendlich oft da gewesen und jedenfalls in besserer und nicht so eintöniger Form. Das Einzige, wodurch sich dieses Buch auszeichnet, ist ein gewisses Interesse für Griechenland, das in unserer Zeit so schnell erkaltet ist. Der prächtige Einband und ein etwas gesuchter Vergleich zwischen der Königin von Griechenland und der Pal-

Digitized by Google

las Athene sind wol allein Ursache, daß die „Nächte" zum zweiten male an das Tageslicht kamen.

---

9. Die Rose von Seeland. Ein romantisches Gedicht von Reginald Volkmar. Dresden, Adler und Dietze. 1856. 16. 12 Ngr.

Die Rose von Seeland ist die Tochter eines Fischers, der Segen der ganzen Insel. Ralph, der sonst ein gesunder Bursche ist bis auf seine Lieder frei nach Redwitz, liebt das Mädchen; er sucht die Waldeinsamkeit auf, die der Dichter also schildert:

Du bist von deinem Lieb so weit,
Und bist von ihr so weit und ferne,
Tief mitten in Waldeinsamkeit,
Und wärst bei ihr von Herzen gerne.

Aus dem Walde heraus sieht er die Seelandsrose; der Himmel trübt sich, ein Unwetter bricht los, das Mädchen ist in Gefahr, er rettet es. Freude der Aeltern. Die Aufregung läßt den jungen Ralph nicht schlafen; er bringt eine Serenade und singt dabei, nach Art der Ständchen, drei Lieder. Die Rose erwidert seine Liebe und es ist bis zwei Drittel des Buchs auch noch kein einziger Grund angegeben, warum die jungen Leute sich anfingen und sich nicht lieber heirathen. Da endlich auf S. 45 ist ein Wettrudern beschrieben; Ralph fährt die Rose und ist mit ihr weit voraus. Auf offener See macht er ihr eine Liebeserklärung, sie weicht aus und plötzlich steigt der Meerkönig hervor, macht seine alten Rechte geltend und die Rose gesteht nun, daß sie seit ihrer Geburt den Wassergeistern angehöre. Kein freier Wille, kein übereiltes Versprechen in vielleicht hoher Gefahr verbindet sie mit dem Beherrscher des Wasserreichs, sondern es war so bestimmt von Kindheit an und

O nenne den, der's wenden kann.

Ralph fängt an zu singen, Meerkönig gleichfalls; der erstere spricht von seiner Kraft, der letztere droht mit Gewalt. Die See empört sich, ein Wirbelstrudel faßt das Schiff, das Steuer bricht und

Die Liebenden im Tod verschlungen
Nimmt eine weiße Woge auf.

Wenn die Erfindung auch nicht neu ist, so scheint uns das Sujet doch ganz passend für ein Ballet. Es gibt da prächtige Gelegenheiten zu Decorationen und Gruppirungen, und die getanzte Liebe und Verzweiflung möchte sich vielleicht vom Standpunkte der Aesthetik besser ausnehmen, als hier im Gesange mit den verbrauchten Betrachtungen und Gefühlsäußerungen.

---

10. Balder's Tod. Episches Gedicht in drei Gesängen von A. Schütt. Karlsruhe, Braun. 1857. 8. 12 Ngr.

Die nordische Mythologie ist so reich an Poesie, daß es wahrlich Zeit wäre, aus unsern Hainen und Fluren die römischen und griechischen Götter zu verjagen und die entthronten in ihre alten Rechte wieder einzusetzen; aber so äußerlich ist unser Zusammenhang mit unserm Vaterlande, daß wir in Ueberschätzung des Fremden nicht blos das eigene Gute unterschätzen, sondern es sogar vielfach ganz ignoriren. Wer kennt denn von den Tausenden, die Ansprüche auf höhere Bildung machen, die sinnreiche Götterlehre unserer Vorfahren; wie viele würden, wenn wir statt der römischen und griechischen mythologischen Namen deutsche für Begriffe setzten, diese verstehen? Wäre Balder kein germanischer Name, es bedürfte wahrlich nicht der Anmerkungen und der Erklärung der Götternamen. Das Gedicht, das sich durch eine lobenswerthe Einfachheit und durch eine edle Sprache auszeichnet, schildert die Feindschaft des Locke und der Asen, welche Odin und Freyja den Sohn Baldur raubt. Nach der Prophezeiung der Nornen unterliegt er der Hinterlist des Feindes, des Bruders Flehen kann ihn nicht zurückrufen aus dem Reiche der Hela, wo er mit seiner Nanna weilt:

Bis vereinst die Midgardsschlange
Erde, Luft und Meer umschlingt.
Bis der Ruf vom Untergange
Asgard's zu den Todten dringt,
Dann schmückt frisches Grün die Matten.
Und zum Leben schnell erwacht
Steigt mit ihrem schönen Gatten
Nanna aus der Grabesnacht.

---

11. Gedichte von Wilhelm Opel. Darmstadt, Leske. 1857. 8. 18 Ngr.

Diese Gedichte lesen sich leicht, sind gefällig in der Form, aber können durchaus keinen Anspruch auf Aufmerksamkeit machen. Am gelungensten sind die „Hessischen Balladen", dann „Der Mohrenkönig", der durch einige kleine Feilungen zu dem besten Beitrage der Sammlung gemacht werden konnte. Den angereihten Sprüchen fehlt zum größten Theile ein scharf ausgesprochener Gedanke, der ihnen doch allein Werth geben könnte; es sind meistens oft dagewesene Aussprüche, in neue Reime gebracht. Von den vermischten Gedichten sind die drei ersten Nachahmungen der Freiligrath'schen Manier; die andern, unter denen höchstens „Das Bild der Geliebten" zu nennen wäre, sind sehr unbedeutend, z. B.:

Droben an der Titicaca
Steilem, grüngeschmücktem Strande
Weidet einsam das Alpaka,
Schaut hinab auf Meer und Lande.

---

12. Wahrheit und Dichtung von Eduard Löwenthal. Tübingen, Riecker. 1856. 16. 7½ Ngr.

Die lyrischen Gedichte (60 Seiten) sind als Anhang zu einer Metaphysik (24 Seiten) und nur deswegen veröffentlicht, „weil das philosophische System seines geringen Umfangs wegen nicht allein dem Drucke übergeben werden konnte". Der Verfasser gesteht selbst, „daß er von der Mangelhaftigkeit seiner Gedichte überzeugt sei" und entbindet uns, da wir zu bescheiden sind, um zu widersprechen, von einem Urtheile. Entschuldigen wird uns der Verfasser, wenn wir seine synthetisch-scholastische Methode und den Nonsens seines Uragens und seiner Einzelagentien mit Stillschweigen übergehen.

---

13. Der große Kurfürst. Ein vaterländisches Gedicht von Eugen Hermann. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherenberg verdanken wir eine ganz neue Art der Dichtung, die taktische. Während Hackländer im Roman die humoristische Behandlung militärischer Zustände mit Glück eingeführt und darin zahlreiche Nachahmer gefunden hat, haben andere Dichter versucht, eine Kriegsgeschichte in Versen zu schreiben. Solange blos eine vaterländische Huldigung darin dargebracht werden soll, heißen wir auch diese Gattung der Dichtung willkommen, wenn wir auch die Grenze des Schönen überschritten fühlen. Eine ordre de bataille in Reime gebracht, die Beschreibung einer Schlacht in gebundener Rede mit ihrer taktischen Ausführlichkeit erweckt in uns das Gefühl des Zuviel. Die Poesie hat mehr das Geistige in den Thatsachen als diese selbst in ihrer Breite zu geben. Eugen Hermann gibt in Versen eine vollständige Geschichte des Großen Kurfürsten; er zählt die einzelnen bedeutenden Lebensmomente des Helden auf, und verfährt demnach mehr wie ein Geschichtschreiber als wie ein Dichter; als solcher mußte er die innern Triebfedern entdecken und klar darlegen, die Conflicte wie ihre poetische Lösung darstellen. Der Große Kurfürst bietet einen viel zu wenig ausgebeuteten Stoff, so-

Digitized by Google

daß es wol die Mühe lohnen würde, ihn in der angedeuteten Weise dichterisch zu verwerthen. Das vorliegende Gedicht zerfällt nächst der Einleitung in fünf Abschnitte: „Die Jugend", „Osnabrück und Warschau", „Ruhe und Noth", „Fehrbellin", „Die letzten Jahre und der Tod". Im dritten Abschnitte spricht sich eine politische Parteilichkeit aus in der Beurtheilung von Rhode und Kalkstein. Die Ideen, die Hermann sich hat entgehen lassen, gibt er zum Schlusse des Gedichts in den Versen:

Lorber auf seinem Sarge aus blut'gem Türkenkrieg,
Folgt hinterm Trauerzuge still seines Heeres Sieg,
Ruft seinen großen Namen noch im Tedeum laut,
Und jede seiner Thaten weit über's Grab aus schaut.

Auf Freie seines Glaubens und hohe geist'ge Kraft,
Auf die Idee des Strebens in Kunst und Wissenschaft
Hatt' er ein Reich gegründet in fehdelust'ger Zeit,
Den Traum durch einzige Größe gebracht zur Wirklichkeit.

Denn ward auch nicht verstanden, was er gewollt und that,
Bis prangt in duft'ger Blüte die lebenskräft'ge Saat,
Und kaum nach hundert Jahren ein zweiter Friedrich kam,
Der von der großen Schöpfung den dichten Schleier nahm.

Da unter allen Mächten stand eine große Macht,
Größer noch geworden, als er sie groß gedacht,
Ringend nach des Daseins reichstem Blütenkranz —
Strahlend in ihrem Glücke und stolzem Waffenglanz!

---

14. Feldblumen. Gedichte von Hermann Fillié. Dessau, Gebrüder Katz. 1856. 16. 18 Ngr.

Gedichte ohne Geist und Duft, dabei ohne jede Einfachheit und Natürlichkeit, halbvertrocknete Feldblumen und halbverdorbene Treibhauspflanzen. Wo der Verfasser einmal einen glücklichen Gedanken hat und einen ansprechenden Ton anschlägt, wie z. B. in dem Gedichte „Als sie krank war", gleich treibt er seinen Pegasus auf Höhen, die ihn und uns schwindelig machen. Aufrichtig bedauern wir, daß sein Wunsch:

Hätt' ich doch nie den süßen Klang der holden Poesie gehört,
Hätt' Liebe, Hoffnung, Sehnsuchtsweh nie des Berufes Pflicht gestört,

ihm nicht in Erfüllung gegangen ist.

---

15. Feldblumen. Gedichte von Karl Ebersberger. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieser Strauß ist fast noch geschmackloser als der vorstehende. Er bietet uns „Thymian", „Klatschrosen", „Veilchen" u. s. w., aber keine einzige Abtheilung, die in richtiger Selbstkritik „Unkraut" überschrieben wäre. Einige Beiträge, wie z. B. „Das Kränzchen", sind niedrig-komisch. In Betreff des antiquirten Bacherl-Halm'schen Streites erzählt ein Gedicht, „Der Fechter von Ravenna": ein Bächlein habe ein Lied gesungen, das habe eine blühende Laube gehört und diese es einem Halme wieder erzählt. Der habe es weiter gesungen in seiner Weise und der Zauber seines Gesangs sei durch die Lande mächtig gedrungen.

---

16. Assad der Hirt. Romantisches Gedicht von Karl Schütze. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1857. 16. 1 Thlr.

Behram, der Beherrscher Georgiens, ist kinderlos; ein Kaufmann bringt ihm einen Apfel, durch dessen Kraft er eine Tochter erzeugt; zur Belohnung verlangt er diese für seinen Sohn nach Ablauf von 16 Jahren zur Frau. Auf Behram's Weigerung stößt er erschreckende Drohungen aus und verschwindet als riesige Fledermaus. Die Tochter Zaide wächst auf, ausgestattet mit reichen Gaben der Schönheit und des Verstandes, die Fürsten kommen ihr zu huldigen, aber sie weist sie zurück, besonders weil Männer „Gehorsam fordern bei jeder Laun'". Unter den Bewerbern erscheint auch der Kaufmann mit seinem Sohne; er gibt sich zu erkennen als Gaim, das personificirte Walten des Schicksals. Dieselbe Sprödigkeit von seiten Zaidens, darüber Verzweiflung des Sohnes, der endlich sich das Leben nimmt. Gaim legt den Fluch auf sie, daß sie in Stein sich verwandeln sollte, wenn je die Liebe ihr Herz berühren würde. Der schöne Hirt Assad wird ausgewählt, ihr dies Gefühl einzuflößen; ihm erscheint sie im Traume und er eilt in die Welt hinein, sie zu suchen; ehe er sie erreicht, vergnügt er sich einige Tage in einem Zauberreiche, ähnlich dem Venusberge. Endlich findet Assad die Gesuchte, aber so plötzlich wie in beider Herzen die Liebe erwacht, so schnell ist auch Zaide in Marmor verwandelt, wenn des Geliebten Arm sie umschlingen will. Während der Zeit wirbt der stolze Mahmud um sie; von ihr verschmäht, schwört er Rache, tödtet den Vater, zerstört das Schloß und Zaide muß fliehen. Krank und elend wird sie gastlich in einer Hütte aufgenommen: sie erholt sich, aber die Liebe zu Assad ist nicht mehr zu besiegen. Da auf einem ländlichen Feste finden sie sich wieder und Gaim verbindet sie mit einer Rede voll Moral, die in dem Munde eines Ungeheuers sehr komisch klingt.

Der Hauptfehler dieses Gedichts besteht in dem Mangel des Charakteristischen. Da handeln keine Bewohner von Georgien, sondern Menschen mit allen Anschauungen unserer verfeinerten Welt; Zaide ist nicht die Tochter des Behram, sondern eine moderne Dame, die sehr klug über Männer zu sprechen versteht und schließlich doch mit einem schönen Hirten durchgeht. Die Fürsten des Orients werben um sie wie Kaufmannssöhne einer Handelsstadt um eine reiche Erbin. Nirgends eine That, nichts als Gefühl. Das Gedicht bietet uns Veranlassung, gegen ein an das Schlüpfrige streifendes Ausmalen des Sinnlichen aufzutreten, das seit einiger Zeit, im engsten Zusammenhange mit unsern Cultur- und Kunstzuständen, wieder Mode zu werden scheint. Auch Schütze verweilt mit besonderm Vergnügen bei solchen Schilderungen, er hat, selbst ohne jeden Grund, seinen Helden in Verwickelungen gebracht, die wir oben sehr zart mit denen des Tanhäuser im Venusberge verglichen. Der Dichter sollte bedenken, daß nur das sittlich begrenzte Sinnliche schön ist und daß eine Schilderung wie die detaillirte Erzählung von der Unfruchtbarkeit des Behram am wenigsten in ein Buch gehört, das seiner Ausstattung nach für den Büchertisch unserer Damen bestimmt ist. Nicht in Bezug auf den vorliegenden Fall, sondern in Rücksicht auf die ganze Richtung erinnern wir an das ernste Wort von Alberdinghk Thijm in seiner niederländischen Literaturgeschichte: „Les peuples et les littératures ne se sont perdus que par le libertinage, soit de l'esprit, soit des sens."

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß einzelne Schilderungen, z. B. die der Verwandlung der Zaide in Marmor und der Verzweiflung Assad's, von nicht gewöhnlicher dichterischer Begabung zeigen.

---

17. Haus und Herz. Einfache Dichtungen verschiedenen Inhalts von C. J. St. Czilsky. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1857. 8. 16 Ngr.

Dichtungen für große und kleine Kinder, schon deshalb erquicklich, weil sie nicht die Prätension haben, etwas scheinen zu wollen; es sind niedliche und harmlose Reimereien, im Anfange für Kinder von sechs bis zwölf Jahren, dann folgen Sprüche und Erzählungen für die reifere Jugend. Die Moral der Fabeln ist wohlmeinend und gesund. Der letzte Abschnitt „Herz und Schmerz" hätte besser wegbleiben sollen.

---

18. Lieder aus Westfalen von Eduard Michelis. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen und mit einer Biographie desselben eingeleitet von F. Michelis. Luxemburg, Gebrüder Heintze. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

„Der Werth dieser Gedichte besteht darin, daß sie der wahre Ausdruck eines tiefen und reinen und für alles menschl-

Digitized by Google

lich Hohe und Gute, aber in der concretesten kirchlich-katholischen Form begeisterten Gemüths sind, und zu einem Leben, welches im Glauben sich bewährt hat, in der innigsten Beziehung stehen." Mit diesen Worten hat der Herausgeber dieser Gedichte den Vorzug ausgesprochen, den sie für alle streng katholischen Gläubigen haben mögen, die den Verfasser in die Waldeinsamkeit begleiten, dort fernem Glockengeläute lauschen und sich begeistern wollen im Anblicke des Kreuzes, nicht des Symbols oder des Kreuzes von Golgatha, sondern des von Menschenhand hierhin und dorthin verpflanzten, fort und fort Wunder wirkenden Zeichens. Da haben wir wieder die ganze alte katholische Romantik mit dem Zauber ihrer hohen Dome, der Bedeutung ihrer Processionen, ihrer Heiligenbilder und ihrer holden Mittlerin, der Jungfrau Maria. Dazu kommt die unsere Herzen bestechende Vorspiegelung eines deutschen Reichs.

Ein Heldenkaiser wird des Reiches Fahne heben,
Zu gründen neu (der Kirche und) des Reiches Glück.

Aber nur einen Schritt hinein in diese Weihrauchsnebel gethan, nur einen Punkt Wirklichkeit in diesen weiten Träumen gewonnen, und wir sehen nur den Ehrgeiz der katholischen Kirche,

die das Reich
Einst geschaffen frei und groß. (!)

wir hören nur die Mahnung an Ignaz von Loyola:

Tapfrer, deine Siegesfahnen,
Laß sie wieder herrlich wehn,
Laß sie alle Völker mahnen,
Kühn des Glaubens Bahn zu gehn.
Und dein Geist versammle alle
Um den heiligen Altar,
Um des Kreuzes Fahne walle
Siegestrunken Schar an Schar.

Sollte ja noch ein jugendliches Herz sich blenden lassen durch den bestechenden Glanz jener Romantik, es müßte zum Bewußtsein kommen durch die Keckheit, mit der hier die Geschichte verdreht wird. Wenn endlich der Dichter in Bezug auf das Verhältniß der protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche sagt:

Die am Reich geübt Verrath,
Ueben auch an ihr die That,

so werden jene es dem Todten zugute halten, der durch seine mit Clemens August von Dreste zu Vischering ausgestandene Haft etwas aufgeregt sein konnte; aber wenn der Herausgeber sich gemüßigt sieht, einen Brief seiner Mutter abdrucken zu lassen, worin diese von „dem schwankenden Systeme Luther's" und von seinen „gemeinen Tischreden" spricht, so halten wir das nicht für Zeichen eines „christlichen Starkmuthes", sondern für das verblendete Urtheil einer schwachen Frau, durch deren Uebertritt die katholische Kirche wenig gewonnen haben dürfte.

---

19. Haideröschen. Nachgelassene Gedichte von Franz Beyschlag. Berlin, Rauh. 1857. 16. 1 Thlr.

Wir lassen diese Dichtungen den vorstehenden unmittelbar folgen, nicht allein, weil wir es hier auch mit nachgelassenen Gedichten zu thun haben, sondern besonders weil sie sich gleichen in dem Zurückführen aller menschlichen Empfindungen auf den religiösen Ursprung. Michelis findet ihn in der römisch-katholischen Kirche, Beyschlag in dem Christenthume überhaupt. In dem „Haideröschen" erscheint alles natürlich nur als der Ausdruck einer vollständigen Befriedigung. Sind die Gedanken und Empfindungen auch eben nicht neu, so erkennt man doch eine, vielleicht unbewußte, glückliche Nachahmung unserer bessern Dichter. Die Sprache ist correct und durchsichtig, die Form leicht und gefällig. Der Verstorbene hat sich verwahrt gegen die Meinung, „als wollten diese Gedichte einen Rang im Reiche der deutschen Dichtkunst gewinnen"; aber jedenfalls haben sie Vorzüge vor vielen Erscheinungen der Neuzeit und sind zu gut, um in dem täglich wachsenden Meere der literarischen Erscheinungen unbemerkt zu verschwinden.

---

20. Erinnerungen. Auszüge aus einem Tagebuche von S. v. O. Wien, Helf. 1857. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Tagebuch einer Dame, die sich nicht darauf beschränkt, äußere Vorkommnisse zu verzeichnen, sondern welche darin ihre Herzensstimmungen niederlegt, hat schon in der prosaischen Form etwas Gefährliches; so sicher und aufrichtig sie auch auf den ersten Seiten reflectirt, so sehr wächst mit jedem Tage das Hineinleben in nutzlose Träumereien; um diese mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, wird sie sich selbst zur Lüge. Sie gibt zunächst für Thatsachen Empfundenes und im weitern Verlaufe dafür Empfindsames, wo sie nicht gar in das Extrem der Unweiblichkeit fällt. Mit dieser Gefühlskoketterie betrügt sie sich so lange, bis sie sich selbst zum Mittelpunkte einer Welt gemacht, die nur in ihrer Einbildung besteht, und sie wird dadurch eitel genug, die kleinsten Gedanken und Stimmungen für mittheilungswerthe Begebenheiten zu halten. Die geschilderte Gefahr wächst, wenn die Empfindungen in Versen ausgedrückt sind und der Reim die Gedanken beeinflußt. Solcher Art sind die vorliegenden Erinnerungen, die weder für das größere Publikum einen Werth haben, noch für die Dichterin ein Gewinn gewesen sind; ein folgerichtiges Denken und ein inneres Verarbeiten ihrer Herzensstimmungen wären ihr viel zuträglicher gewesen, als sich mit matten Reimereien selbstgefällig abzufinden.

Welchen Werth aber die einfach ausgesprochenen Empfindungen eines weiblichen Gemüths haben können, zeigen:

21. Gedichte von Marie Förster. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier ist in dem im eigenen Leben Empfundenen zugleich die Stimmung edler Frauennaturen ausgesprochen; das wahrhaft Weibliche erscheint geweiht durch das dichterische Talent, künstlerisch ausgedrückt und durch den Zauber der Liebe und der Poesie verherrlicht. Wie in dem einfachen Lebensgange der Dahingeschiedenen, nach dem Urtheile ihrer Biographen, sich seltene Gaben des Geistes, Seelenadel und innige Bescheidenheit vereinigten, so finden wir auch diese Eigenschaften ausgedrückt in jedem Gedichte und auf jeder Seite des Buchs. Da ist kein Abirren in fremde Sphären, kein Liebäugeln mit erlogenen Schmerzen, kein Nachahmen und keine Speculation auf den augenblicklichen Geschmack. Die Gedichte haben in unsern Augen noch dadurch einen besondern Werth, daß sie das Bild eines ganzen abgeschlossenen Lebens geben, so sehr wir auf der andern Seite den Tod dieser reichbegabten Jungfrau beklagen. Wir empfehlen diese Dichtungen mit vollstem Rechte ihres gehaltvollen, herzerhebenden Inhalts, sowie ihrer Einfachheit und Natürlichkeit wegen. Jedes edle Frauenherz namentlich wird in ihnen reiche und befriedigende Anklänge finden. Aus der Menge der mittheilungswerthen Gedichte nehmen wir eins heraus, das bei seinem Erscheinen im „Deutschen Museum" zuerst die begründete Aufmerksamkeit auf die Dichterin zog:

Du weißt es nicht, wie du mir wohlgethan.

Du sangst im grün umrankten Haus
Und ich war nah' bei dir,
Die Töne zogen froh hinaus
Und flogen bis zu mir.

Doch hat kein Laut, kein Seufzerhauch
Den Lauscher dir entdeckt,
Stumm lag ich unterm Rosenstrauch
Vom Buchenzaun versteckt.

Digitized by Google

Du machteſt mir mein Herz ſo leicht,
Dein Lied griff lind daran;
Du weißt es nicht, du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan!

Dein Augenpaar weiß nichts von mir,
Meins hat dich nie erblickt.
Du glaubſt es nimmer, ſagt' ich dir,
Daß du mir Troſt geſchickt.

Die war es gleich, wohin der Ton,
Der Laut des Heezens, flog.
Und nimmer ahnſt du, daß er ſchon
In eine Heimat zog.

Du gabſt dein Lied den Winden preis,
Es fand ein beſſees Ziel,
Und ſuchte, was dein Herz nicht weiß,
In meinem ein Aſyl.

Es zog hinein und klinget drin
Und hob mich himmelan.
Du wurdeſt mir zur Teöſterin,
Weißt nicht, was du gethan.

O ſelig, hätt' ich unbewußt
Auch einſt ein Heez erfreut,
Und goldne Peelen aus der Bruſt
Unwiſſend ausgeſtreut!

Mit feendehellem Angeſicht
Säh' ich den Tod mir nahn,
Spräch' einer nur: du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan.

---

22. Johannes. Leipzig, Wienbrack. 1856. 8. 1 Thlr.

Wenn wir das Buch überhaupt richtig verſtanden haben, ſo ſoll durch daſſelbe zunächſt das Kreuz, als Zeichen göttlicher Liebe und im Geiſte des Johannes untee uns aufgerichtet werden. Der Widerſpruch unſers Weſens mit der geoffenbarten Religion ſoll aufgehoben, dunkle Räthſel ſollen gelöſt und die Trägheit und Oppoſition unſers Herzens gegen die Offenbarung vernichtet weeden. Wir glauben, daß andere Leſer ganz andere Dinge aus dieſem „Johannes" herausleſen und oft ſelbſt da eine Ironie wittern werden, wo wir zu Eheen des Verfaſſers volle Ueberzeugung vermuthen.

Vielleicht, daß ihe mich nicht verſteht,
Auch die ihe mich ſonſt wohl verſtanden;

beginnt das Motto zu den Sprüchen, und allerdings iſt es ſchwer, dem Dichter zu folgen in dem ſchnellen Wechſel von einfachem Glauben zu dem geſuchteſten Symboliſiren.

Das Vieh, das rechts und links an ſeiner Krippe ſteht,
Das iſt mein eigen Fleiſch;

oder:

Sein Kreuz, das Marteeholz,
Iſt meine Sündenlaſt,

mögen als zwei Beiſpiele unter den hundert ähnlichen dienen. Am unbedeutendſten iſt der Sonettenkranz mit dem durchgeführten Gedanken: „Sei Geiſt und Leib und ſei nicht eins von beiden": jedenfalls das bequemſte Mittel, um ſich nicht mehr wegen Auflöſung des Dualismus in ſich zu quälen. Originell und entgegengeſetzt den ſonſtigen Anſprüchen foedert die letzte Strophe:

Fühl' klae in dir den Gott zum Menſchen werden,

womit wir allerdings wenig gewinnen würden. Hier und da zerſtreut, namentlich am Ende, finden ſich einige Bibelverſe in Reime gebracht: die Bibel in iheer herrlichen Einfachheit kann durch keine Beeſificirung verbeſſert, noch ſollte ſie dadurch irgendwem mundgerecht gemacht werden.

---

23. Liederbuch ohne Goldſchnitt von Märzroth. Dresden, R. Schaefer. 1856. 16. 15 Ngr.

Eine friſche kecke Zuverſichtlichkeit, eine deutſche Herzlichkeit, eine aufrichtige Feindſchaft gegen Mittelmäßigkeit und Egoismus, wie gegen die Form ohne Geiſt ſpricht aus dieſem Liederbuche. Hier eine kleine Probe:

Man tritt an jedes Haus heran,
Und klopft an jedes Thürchen an,
Und wird uns wo nicht aufgethan,
So geht die Fahrt von neuem an.
Und werden wir auch angemurrt,
Von böſem Knecht geob angeknurrt,
Wie finden doch
Am Ende noch
In Freuden und in Schmerzen
Den Weg zu einem Herzen.

Durch ſein friſches, freies, lachendes Geſicht wird das Buch auch ohne Goldſchnitt gewiß den Weg zum Herzen finden.

---

24. Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern von Elfried von Taura. Zum Beſten der Nothleidenden im ſächſiſchen Erzgebirge. Freiberg, Wolf. 1857. 16. 15 Ngr.

Das Gedicht iſt zum Beſten der Nothleidenden im ſächſiſchen Erzgebirge beſtimmt. Es ſoll ein Scherflein beitragen zur Unterſtützung der Nachkommen der Männee, bei denen Friedrich der Freudige einſt Hülfe und Schutz gefunden hatte, als ſein Beſitzthum durch Adolf von Naſſau und durch ſeinen eigenen Vater Albrecht II. angegriffen wurde. Liegt ſchon in dem wohlthätigen Zwecke die beſte Empfehlung, ſo haben wir hier noch ein Gedicht vor uns, das auch ohnedies Beachtung verdient. Der Dichter betont beſonders die rein menſchlichen Züge Friedrich's des Freudigen, ſeine Stellung zu ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeinen Unteethanen, und läßt ſelbſt die ſchweren Opfer, zu denen er ſich nach ſeinen Niederlagen verſtehen mußte, als den Ausfluß ſeiner edeln Seele erſcheinen. Wir haben demnach hier weniger ein Heldenbild als die poetiſche Geſchichte eines Mannes, dem Gerechtigkeit höher ſtand als Ehrgeiz und der in der Unterordnung ſeiner Vortheile einen ſeltenen Beweis von Nächſtenliebe gegeben hat. In ihm dominirt das Handeln nach Empfindungen, und wie daein ein epiſches und lyriſches Element liegt, ſo hat der Dichter auch nach beiden Seiten hin ſeinen Stoff behandelt und ihn ſo anſchaulich und klar ausgearbeitet, daß es ihm gelang, daraus ein abgeſchloſſenes Charakteebild zu geſtalten.

---

25. Roſen und Dornen. Gedichte von C. J. Diepenbrock. Leipzig, O. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man merkt es dem Dichter an, daß es ihm darum zu thun war, originell zu erſcheinen; aber wir finden auch, daß er es nie auf Koſten des Takts und des Geſchmacks wird; darin liegt die Aneekennung des wahren Talents, das aus dieſen Gedichten ſpricht. Bei dem Vielen, was hier gegeben wird, zeigt ſich eine Mannichfaltigkeit des Stoffs, des Ausdrucks und der Gedanken, daß es uns ſcheint, als habe Diepenbrock der Leſewelt Proben von ſeinem reichen Vorrathe geben wollen. In vielen Gedichten, namentlich aber in dem größern: „Launen der Erinneeung", finden wir Anklänge, die an ein genaues Studium der Byron'ſchen Poeſie erinnern; wir erkennen dieſes Anſchließen an den großen Briten in dem Streben, das Wirkliche ſo ideal zu begrenzen und darin ſo abzuwechſeln, daß nicht eins das andere beeinträchtigt. Ein entſchiedenes Talent hat der Dichter für das Humoriſtiſche und für die poetiſche Erzählung; wir hoffen ihm auf dieſem Gebiete bald wieder zu begegnen und rathen ihm dabei, den Launen ſeines „heftigen Humors" dann und wann einen Zügel anzulegen und öfters weniger zu geben, als er geben kann. Eine Fortſetzung der eingeſtreuten „Plattdütſchen Geſchiedenüſſen und Döhnkes", die Diepenbrock in der heezigen Sprache ſeines Heimatlandes verſpricht, würde, wenn ſie dem Mitgetheilten

Digitized by Google

entspräche, gewiß freundlich aufgenommen werden. Wir können uns nicht versagen, dem Leser aus der Geschichte „Dahr dauest Bornholm ben!" den Schluß hier folgen zu lassen, als Probe von des Dichters Weise zu reden und zu denken, ohne leider die etwaigen Fehler und Abweichungen von der plattdeutschen Mundart beurtheilen zu können:

Dütscher, nem di dat to ewige Lehre
Un bewaar in alle Tyden dyn Land un dyne Ehre!
Up dat du oet ecamehl nog hören kannst:
So as Bornholm, is ook Sleeswyk-Holsteen verdaneet!
Du Prüeue, du Sachse, du Bayer, Brunswyker,
Du Hanseemann, Bade, du Schwab an Oestriker,
Laht nns toch alle tosammen stohn,
Un de vyandlyke (feindliche) Kärels to Lieve gohn!
Se mögget nns jo alltemohle neet liden,
Um dat wi Dütsch willt blyven in ewige Tiden,
Den Mann, den düese Rieme geschreven,
Is met Hart un met Seele Dütscher gebleven,
In alle Welt so good als to Huus in Westfalen,
(Wan't neet wahr is, mag hem den Düvel halen!)
Un blif ook Dütsch bis an sina säligen Dood!
Dohr to helpe nns alle, du allmächtige Ged!

---

26. Paracelsus. Ein Kranz von Dichtungen von C. A. Bruhin. Glarus. 1857. 16. 10 Ngr.

„Nur ein erster Kranz zu Ehren des großen Naturforschers, Arztes und Lehrers." Hätte Bruhin eine Idee von der Form und erhöben sich seine Verse etwas über das Schülerhafte, so würden sie vielleicht einigen Anspruch auf Anerkennung haben, da sich hin und wieder Gedanken und Schilderungen finden, die nicht unwerth erscheinen, besser ausgesprochen zu werden.

---

27. Harmlose Lieder von Theophil Bittkow. Berlin, Bittkow. 1857. 16. 24 Ngr.

Jeder Reim, den ich jemals in müßiger Stunde niedergeschrieben habe, ist werth gedruckt zu werden, es wäre ein unberechenbares Unglück, wenn meine geistreichen Gedanken der Gegenwart und der Nachwelt vorenthalten würden — dieser Gedanke allein kann den Verfasser zur Herausgabe seiner Gedichte veranlaßt haben, die wirklich alles Mögliche, aber auch alles unbedeutend geben. Da gibt es Kinder- und Liebeslieder, Reiseklänge, Romanzen, Uebersetzungen, botanische Studien und Thierlaute, Ernstes und Scherzhaftes. Am interessantesten sind noch die Lieder der Wilden, während die politischen Gedichte wahrhaft komisch wirken; es macht z. B. einen höchst seltsamen Eindruck, wenn wir plötzlich auf ein Lied stoßen: „An Waldeck im Kerker den 31. Juli 1849" oder wenn wir ein Leblied auf Görgey lesen, mit der naiven Anmerkung, „es hätte sich später herausgestellt, daß dieser eigentlich ein Verräther gewesen sei". Wenn doch Bittkow wirklich harmlos bleiben und ferner für die Jugend Volksweisen und Räthsel schreiben wollte, womit er früher eine günstige Aufnahme gefunden hat. Nur nicht sein wollen, was man entschieden nicht ist!

---

28. Gedichte von Karl Ludwig Reh. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Ich wurde nie müde, meine geworfenen Bären zu lecken und sie dem guten Geschmacke so annehmlich zu machen, als es mir irgend möglich war." Dieser Ausspruch Wieland's fiel uns bei den vorliegenden Gedichten eines Mannes ein, „deß Scheitel glänzt von einem Silberstreif". Wir wollen damit das fleißige Feilen und das stille Ausharren des Dichters anerkennen, der ein spätes Lebensalter abwartete, ehe er das veröffentlichte, was ihm „Tage und Nächte in verschiedenen Räumen" brachten. Vielleicht liegt aber gerade hierin die Schuld, daß unter dem Einflusse der Ruhe diese Gedichte etwas Kühles bekommen haben, was um so mehr auffällt zu einer Zeit, in der die Einbildungskraft unserer Dichter übermäßig erhitzt und überspannt ist. Diese Gedichte erscheinen uns demnach wie eine Reaction gegen die Uebertreibung; aber es ist nicht die plastische Ruhe, wie wir sie in der höchsten Ausbildung bei Goethe finden, sondern mehr eine künstliche, weniger durch die Gedanken als durch die Form hervorgebrachte, die hier nicht immer in natürlichem Einklange stehen. Wenn Reh in einem Distichon behauptet, daß „aus manchem Gedichte Goethe's die Polster herausblickten", so glauben wir das verführerische Lager auch bei ihm entdeckt zu haben, aber allerdings nicht die Geschicklichkeit, sich so behaglich zu betten, wie Goethe es that. Nach dem Gesagten sind wir um so mehr verpflichtet, mannichfache Schönheiten zu erwähnen, die in den Gedichten sich finden; einige kleinere namentlich (z. B. „Das Bild im Auge", „Wandernder Frühling" u. s. w.) zeigen von entschiedener dichterischer Begabung, andere von tüchtiger männlicher Gesinnung.

---

29. Philipp der Großmüthige. Von Georg Engelbach. Gießen, Ferber. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Philipp von Hessen, der eifrige Beförderer der Reformation, ist von neuern Dichtern so gut wie nicht besungen worden! In seinem Walten spricht sich „der Positivismus des Glaubens und der Unionsgeist der Versöhnung aus". Der Dichter hat es unternommen, die vielen hervorragenden Züge aus dem Leben des Helden in Balladenform zu besingen, während es ihm leicht gewesen wäre, durch eine Verbindung des Gegebenen ein ganzes Heldenbild darzustellen. Wie es scheint, hat er eben nur Geschichtsbilder geben wollen, zunächst für die Jugend, die aus denselben Begeisterung für die großen Männer unsers Vaterlandes schöpfen wollen. Schon dieser Absicht wegen empfehlen wir diese Sammlung, aus der jeder Lehrer freilich eine verständige Auswahl für seine Schüler machen müßte, da einige, wie z. B. der Anfang des Gedichts „Kustodie", gegen die andere Kirche scharfe Aussprüche enthalten, die man der Jugend nicht lehren sollte, ehe sie nicht reif genug ist, mit ihrem Verstande die Wahrheit derselben zu erkennen. Unter den theilweise vortrefflichen Gedichten nennen wir besonders „Hans Ludder in Ziegenhain", das mit andern dieser Sammlung zu den bessern deutschen Balladen zu rechnen ist.

---

30. Todtentänze von Franz Graf Pocci. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1857. Br. 8. 7½ Ngr.

Wie oft schon, seitdem Holbein seine „Basler Todtentänze" malte, ist von Poeten und Malern derselbe Stoff behandelt worden; es liegt ja auch in dem Herantreten eines plötzlichen „Bis hierher und nicht weiter!" ein ergreifender Moment, erschreckend für jene, „so die arme Welt gebannt", wer aber „zum Himmel aufsehen und den Tod Freund nennen kann", der wird die poetische Gestaltung dieser letzten Entscheidung nicht mit Grauen, sondern mit Interesse verfolgen. Der Dichter hat nur die von Holbein gegebene Idee in Worte zu kleiden, wie dieser, dem personificirten Realismus, dem Tod, eine ideale Hülle zu geben, ohne aus dem Knochenmanne mit der Sanduhr einen Knaben mit umgekehrter Fackel zu machen. Zur Milderung und Begrenzung des Schrecklichen gehört ein ästhetischer und moralischer Humor, den wir in den Holbein'schen „Todtentänzen" erkennen und den wir in denen von Pocci in Worte gekleidet finden. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht gestattet, einen dieser Tänze mitzutheilen. Wir geben dem zweiten Gesange, wo der Tod um ein junges Mädchen wirbt, den Vorzug, obgleich wir gern anerkennen, daß jeder in seiner Art schön und ergreifend ist. Möchte doch der Tod und das geistige Hinsterben immer vermittelt werden mit dem Leben durch die Macht der Poesie. 3.

Digitized by Google

Friedrich von Gagern's letzte Lebensperiode.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Zweiter Band. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Winter. 1857. Gr. 8. 4 Thlr.

Wir haben dem ersten und dem nur nachgelassene Aufsätze enthaltenden früher erschienenen dritten Bande dieser interessanten Biographie in Nr. 25 d. Bl. f. 1856 und Nr. 18 f. 1857 so ausführliche Artikel gewidmet und hoffen darin das geistige Wesen, den Charakter, die Handlungsweise und die politische Gesinnung des in geistiger wie moralischer Hinsicht ohne Zweifel höchst tüchtigen und achtungswürdigen Mannes durch zahl- und umfangreiche Auszüge so ausführlich und zweifellos geschildert und ans Licht gestellt zu haben, daß wir uns über diesen zweiten aber letzterschienenen Band wol kürzer fassen dürfen, besonders da das politische Element darin bei weitem überwiegt.

Das erste Kapitel dieses vorliegenden Bandes oder das sechste des Ganzen enthält zuvörderst Gagerns „Erinnerungen aus der belgischen Revolution" (1830—31), die um so dankenswerther sind und um so tiefere Blicke in das ganze Getriebe thun lassen, als Gagern durch seine militärische Stellung in niederländischen Diensten in den Stand gesetzt war, die Intriguen, die auf der einen Seite gesponnen, und die Fehler, die auf der andern Seite begangen wurden, genau kennen zu lernen. Ueberall zeigt sich der scharfe politische Blick und die präcise Auffassung Gagern's, und in den Porträts, welche er von den Hauptpersonen des Dramas, namentlich von den Mitgliedern des niederländischen Königshauses entwirft, zeigt sich seine Kunst, mit wenigen Strichen viel zu zeichnen, im vortheilhaftesten Licht. Freilich kommt dabei mancher angebliche Held um seinen Nimbus; so wird uns der alte General Chasse als eine Art Falstaff, wie ihn auch Oberst Gumoëns unter vier Augen zu nennen pflegte, geschildert, und Gagern bemerkt, er habe wenig daran gedacht, daß er in ihm und de Boer „dereinst unsterbliche Helden, die Dioskuren der Niederlande, zu erblicken haben würde. Habent sua fata!" Dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar dagegen spendet er wegen seiner Energie und Tapferkeit ausgezeichnetes Lob. Auch dem König der Belgier gesteht er zu, daß er im Treffen von Löwen das Beispiel der tapfersten Geistesgegenwart gegeben, daß er sich bei einer Recognoscirung der größten Gefahr bloßgestellt habe und ohne die Ermüdung der holländischen Cavalerie gefangen genommen sein würde. Doch müssen wir über alles dieses auf das Buch selbst verweisen.

Einer Begegnung mit dem französischen General Belliard, welcher der Armee des Marschalls Gérard vorausgesandt worden, müssen wir jedoch hier gedenken. Die Holländer waren in den Treffen bei Hasselt und Löwen über die schlechtgeführten Belgier siegreich gewesen. Belliard strebte das belgische Hauptquartier in Löwen zu erreichen, improvisirte aber sofort einen Auftrag an den Herzog Bernhard, wonach König Wilhelm bereits dem Prinzen von Oranien befohlen haben sollte, die Feindseligkeiten einzustellen. Gagern erzählt weiter: „Zum Beweis seiner Behauptung zeigte er allerdings eine Depesche des französischen Gesandten im Haag vor und machte den Herzog durch die Erklärung verantwortlich, daß der erste Kanonenschuß von uns gegen Frankreich gerichtet sein werde; eine Armee von 50000 Mann folge ihm unmittelbar und sei mit der Spitze bereits in Wavre. Der Herzog empfing den General Belliard mit der größten Höflichkeit, überließ es seiner eigenen Beurtheilung, ob ein General, der nicht en chef commandire, die erhaltenen Befehle unausgeführt lassen dürfe? Und als General Belliard seinen Weg nach Löwen fortzusetzen begehrte, entschuldigte sich der Herzog, daß er unmöglich ihn, den General einer neutralen Macht, seinem Feuer, das sogleich beginnen würde, aussetzen dürfe; er bat daher den General, sich mit seinem Wagen unsern Colonnen anzuschließen, und ließ alle Befehle ruhig weiter ausführen. In der That hatte der Herzog mit meinem Bruder (Max) erwogen, daß General Belliard von allen unsern Dispositionen ins belgische Hauptquartier Nachricht hätte bringen können. Es wurde ihm nun ein Ordonnanzoffizier in meiner Person zur Verfügung gestellt, und er musterte die ganze Division, wie sie an seinem Wagen vorübermarschirte. Er bat mich, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen und sprach mich mehrmals vertraulich an: «Mais dites moi donc, — ce sont là des Prussiens? convenez-en!» Die Artillerie gefiel ihm besonders; den Major Scharnhorst sah er glücklicherweise nicht; als aber hinter dem 12. Infanterieregiment, in welchem eine ziemliche Anzahl amsterdamer Juden, kleine schwarze Gestalten, figurirten, unmittelbar unser prächtiges Bataillon geldernscher Schuttery unter Schimmelpenninck aufmarschirte, kräftige blonde Männer, dazu von höherer Altersklasse und gekleidet in dunkleres Blau, fuhr der General mit Lebhaftigkeit auf: «Ah, pour le coup, voilà des Prussiens, je les connois bien, — vous ne me ferez jamais croire que c'est là la même troupe!» Ich weiß noch heute nicht, ob ich ihn überzeugt habe." Trotz der Zwischensprache des französischen Generals rückten die Holländer vor, als plötzlich in Begleitung eines Adjutanten des Prinzen Friedrich als Parlamentär Lord Wilhelm Russell (Bruder des berühmtern Lord John) erschien und dem Herzog von Sachsen-Weimar die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes brachte, zugleich mit dem Befehl des Prinzen von Oranien, holländischerseits das Feuer einzustellen. Der Herzog, eben im besten Thun, gerieth durch diese Mittheilung in heftigen Unwillen und es entfuhr ihm im Zug der Erwiderung das Wort: „I am ashamed that your king is my brother-in-law!" Während nun der Lord, kalt verbissen, sich vor- und rückwärts auf dem Pferde wiegend, die Beleidigung schweigend verdaute, ritt ein origineller englischer Cavallerieoffizier, der die holländische Campagne als Amateur und Sympathizer mitmachte, auf seinem Schimmelchen an das hochbeinige Thier des Lords heran und rief: „Yes, and I am ashamed too!" worauf der erstaunte Lord nichts weiter zu sagen wußte als: „Who the devil are you?" Von dem Herzog Bernhard erzählt Gagern noch einen eigenthümlichen Zug militärischer Beredsamkeit. Bei dem Anmarsche gegen die Belgier hielt der Herzog eine kurze Anrede an die Truppen, die er mit den Worten schloß: „Bei längerm Marsch ist Ermüdung und Entbehrung; vorwärts rauchen die Schornsteine von Mastricht! Soldaten, faßt eure Wahl!" Gagern bemerkt: „Dies ist ein Stück Beredsamkeit, von welchem ich im Leben die größte augenblickliche Wirkung gesehen habe. Ein Sturm von Zustimmung und Begeisterung erschallte in der Antwort: Vorwärts! Hurrah! Sachsen-Weimar hoch!" Dergleichen höchst charakteristische Züge enthalten diese Erinnerungen eine große Zahl.

Die beiden folgenden Kapitel betreffen Gagern's Aufenthalt in den Standorten von Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien, seinen Dienst bei der niederländischen Cavalerie, seine Versetzung in Nichtactivität bis zur Sendung und Abreise nach Ostindien und seinen Verkehr mit Deutschland während dieser Zeit (1831—44). Beide Kapitel enthalten sehr viele Briefe, die er im Laufe dieser Jahre an Mitglieder seiner Familie daheim richtete, auf deren Inhalt wir hier jedoch nicht ausführlicher eingehen wollen, um uns nicht zu sehr in politische Discussionen zu verwickeln. Nur einige mehr literarische Urtheile Friedrich von Gagern's mögen hier angeführt sein. In Betreff der „Hallischen Jahrbücher" schreibt er aus Bortel unterm 29. April 1838 an seinen Bruder Max: „Auf dem Umschlag der «Hallischen Jahrbücher» habe ich deinen Namen unter den Mitarbeitern verzeichnet gesehen. Ist das bloßer Luxus oder hast du die Absicht? In den ersten Blättern erscheint viel Hegel'sche Philosophie; wird das der durchgehende Charakter der Zeitschrift werden?" Friedrich von Gagern hatte nämlich eine entschiedene Abneigung gegen die Hegel'sche Philosophie, wie sich unter anderm aus folgen-

Digitized by Google

der Stelle in einem Briefe aus Nimwegen vom 2. December 1835 ergibt: „Wenn du dich bei deinen Vorbereitungen auch an die neuere Philosophie und an Hegel machen mußt, so rufe ich dir ein bergmänniſches Glück auf zu. Denn die Arbeit hat viel von dem Befahren eines Bergwerks mit einem trüben Grubenlicht. Nach meiner Kenntnißnahme aus Reinhold's «Geſchichte der Philoſophie» habe ich natürlich kein Urtheil; wohl aber iſt mir aus den Univerſitätsjahren das Vorurtheil geblieben, dieſe Hegel'ſche Philoſophie ſei hohl und leer, eine bloße Conſtruction aus willkürlichen Definitionen und Abſtractionen." Folgendes paradore und eigenthümliche Urtheil, welches vielleicht auf manche ſeltſame Menſchen paßt, fällte Fritz über ſeinen Bruder Max: „Das muß man dem Max laſſen, ſo oft er Inſpirationen folgt und Dummheiten macht, zeigt er große Weisheit; nur wenn er die Vernunft zwingt ihm zu helfen, dann wird mir die Sache bedenklich." Wie offen er gegen ſeinen Vater herausging, mag nachſtehende Stelle aus einem Briefe an dieſen, Bortel den 25. December 1836, beweiſen: „Ich hoffe, Sie ſchicken mir bald den vierten Theil der «Reſultate» — den Schlußſtein. Sie ſtimmen mit Dahlmann ſehr überein, und ich begreife, daß Sie mit dieſem zufrieden ſind. Doch weder Ihre noch ſeine Arbeit*) ſind geeignet, in der literariſchen und politiſchen Welt Aufſehen und lebendigen Antheil zu erwecken. Sie beide geben Reſultate, das Gediegene, Bewährte, Erprobte — in treffenden Worten. Aber den lebendigen Antheil kann nur die Discuſſion des Neuen, noch Beſtrittenen, in Gährung Begriffenen bringen. Ich ſage das nicht als Tadel, ſondern um zu erklären, warum das Erſcheinen Ihrer «Reſultate» die literariſchen Blätter wenig beſchäftigen wird. Max ſagt darüber ganz richtig, Sie ſeien nicht zunftmäßig." Später, 1837, klagt er die deutſche Pedanterie an, daß das Werk ſeines Vaters in den öffentlichen Blättern ſo wenig beſprochen werde, tadelt übrigens daran die zu häufige Wiederholung gewiſſer Formen und rhetoriſcher Wendungen, die bei ſeinem Vater zur Manier geworden ſeien. Ein andermal ſchreibt er über ſeinen Vater, den er gelegentlich unter den „liebenswürdigen Philoſophen" den „größten" nennt, an Max: „Solange er lebt, wird er ſchreiben und öffentlich reden wollen. Aber unbegreiflich und mehr als empfindlich iſt es mir, wie der Mann, der in ſo vielen Beziehungen die volle Kraft des Geiſtes und ein ſo richtiges Urtheil hat, durch zu vieles Becomplimentiren nach rechts und links ſeinem ſo wohlverdienten Anſehen ſchaden mag." In einem Briefe an ſeinen Vater vom 9. April 1837 heißt es: „Um auf die künftige Herzogin von Orleans zurückzukommen, ſo ſoll aus ihren Briefen hervorgehen — die ein bischen voll Allemanderie, d. h. Miſchung von Sentimentalität und Philoſophie ſind —, daß ſie mit freudiger Zuverſicht ihrer Zukunft entgegengeht." Intereſſant iſt Folgendes über Steffens: „Neulich habe ich mit Mühe und kaum bis zu Ende den Roman von Steffens «Die Revolution» geleſen. Er iſt ſehr langweilig; die Erfindung der Fabel iſt plump und unwahrſcheinlich, die Charaktere verſchroben, das Ganze iſt eine Welt durch die gefärbte Brille eines ſpeculativen und pietiſtiſchen Profeſſors geſehen! Die blaſſen Engel und die ſchwarzen Teufel gehören in eine Laterna-magica, aber weder in die Geſchichte, noch in den Roman." Auch als Dichter lernen wir hier Friedrich von Gagern kennen, indem Heinrich ein ihm gewidmetes Gedicht deſſelben mittheilt, welches die einfache Ueberſchrift „Dem Bruder" trägt und 1837 im Lager von Reyen entſtand. Es iſt eine Art philoſophiſch-didaktiſches Gedicht über die Zeitverhältniſſe, voll männlicher Geſinnung und von correctem, präciſem und kräftigem Ausdruck. Hier eine kleine Probe. Nachdem Fritz beklagt, daß das deutſche Volk um die gehofften und ihm zur Zeit der Noth verheißenen Früchte ſeiner Erhebung gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft hintergangen worden, mahnt er:

Indem ihr Ketten ſchmiedet, Kecker bauet,
Und euer Wort bald deutelt und bald drechſt,
Rüſtet der Franke ſich, und lüſtern ſchauet
Er nach dem Rhein! — Als wärs ſein gutes Recht,
Erbaut der Ruſſe ſeine Feſten
Dort an der Donaumündung Strand;
Hier in der Weichſel blut'gem Sand;
Es droht der Feind von Oſt und Weſten!
Blickt auf in euerm Saal! Seht ihr die Hand,
Die ſich bewegt? — Sie ſchreibet an die Wand
Mit Feuerſchrift: Gezählt ſind euer Stunden,
Ihr ſeid gewogen und zu leicht befunden!

Er ſchildert ſodann das dumpfe, blos vegetative Leben der Maſſen und fährt dann fort:

Am ſtillen Herd kann Schönheit ſich entfalten; —
Des Lebens Glück blüht in des Friedens Schoß; —
Gehaben iſt des Sturmes wildes Walten.
Der Krieg allein zieht Männertugend groß u. ſ. w.

Wir erfahren auch weiterhin, daß Friedrich von Gagern ſich früher an einer dramatiſchen Skizze „Der Tod des Stilicho" verſucht habe, von der jedoch außer der Anlage nur wenige Bruchſtücke ſich vorfanden, darunter ein langer in Jamben verfaßter Meneleg des Stilicho, welcher ebenfalls mitgetheilt wird. Bei dieſen poetiſchen Ergüſſen, die als Reliquien eines bedeutenden Mannes immerhin beachtenswerth ſind, kam es ihm immer nur auf die Darlegung ſeiner Geſinnung an, und er ſelbſt pflegte, wol mit Unrecht, ſeine frühern poetiſchen Anwandelungen mit ſeinem Spotte zu geißeln.

Das neunte Kapitel enthält Gagern's intereſſantes Tagebuch ſeiner Reiſe nach Oſtindien (1844 bis Ende Juni 1847). Seine Sendung dorthin hatte, außer den geheimen Inſtructionen, officiell eine directe Inſpection zum Gegenſtande, vor allem was auf den ſowol perſonellen als materiellen militäriſchen Dienſt in den Colonien Bezug hatte; inbegriffen alle Vertheidigungsmittel und das Vertheidigungsſyſtem für den etwaigen Fall eines Kriegs. Jedenfalls gab dieſe Miſſion, wie mit Recht bemerkt wird, „den Maßſtab zu dem unbegrenzten Vertrauen, welches der König und die Regierung in ihn ſetzten". Es läßt ſich denken, daß Gagern in den Stand geſetzt war, manches zu ſehen und zu beobachten, was Reiſenden, die zu andern Zwecken und als bloße Privatperſonen Oſtindien beſuchen, zu ſehen und zu beobachten verſagt iſt, und man muß nur bedauern, daß ſein Tagebuch, anfangs recht ausführlich, gerade in der Partie am dürftigſten iſt und nur noch die nothwendigſten, zu Anhalterpunkten für ſein eigenes Gedächtniß dienenden Notizen bringt, welche ſeine Reiſe durch diejenigen Landſtriche Oſtindiens betrifft, die das jetzige Kriegstheater bilden. Nach Europa zurückgekehrt, wurde ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die politiſche Lage Europas und beſonders Deutſchlands abgelenkt, als daß er ſich hätte Zeit nehmen können, ſein Tagebuch, das für die Veröffentlichung ohnehin nicht beſtimmt war, aus der Erinnerung zu vervollſtändigen. Aber auch ſo enthält es einige intereſſante Andeutungen über mancherlei bedenkliche Symptome, deren Bedeutung und Tragweite in London unterſchätzt worden zu ſein ſcheint. Nur daraus, wie aus einem gewiſſen ſtolzen Phlegma und der Schwerfälligkeit der ganzen Staatsmaſchine und beſonders des Militärweſens erklärt es ſich, daß die Briten dem gegenwärtig in Oſtindien tobenden allgemeinen Aufſtand anfangs in der traurigſten Verfaſſung gegenüberſtanden. Seine Reiſe führt Gagern zuerſt von Falmouth nach Madeira, wo er der Hauptſtadt Funchal einen Beſuch abſtattet. Er erwähnt, wie allgemein von den Portugieſen die Engländer gehaßt ſeien, fügt aber hinzu: „Doch weiß man den Engländern keinen andern Vorwurf zu machen als ihre Uebermacht und ihren überwiegenden Einfluß, ihre egoiſtiſche Politik (tout comme chez nous). Aber wer darf ſich ihnen gleichſtellen? Welche andere große Nation würde von ſolcher Uebermacht einen ſo mäßigen Gebrauch machen?" Die religiöſe Bildung des Volks ſcheint ihm

*) Dahlmann's Schrift „Die Politik", die aber doch 1847 eine zweite Auflage erlebte.

Digitized by Google

auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen; „aber", fügt er als humaner Mann hinzu, „diese Religion gibt ihm Trost in seinem Leiden, und welcher Wohlwollende möchte ihm diesen rauben?" Ein mehrtägiger Aufenthalt in Rio-de-Janeiro gibt ihm Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, von dem er, wie gewöhnlich, mit wenigen Strichen ein höchst drastisches Porträt entwirft. Von hier macht er einen Ausflug nach der Colonie Neufreiburg und bemerkt, daß die Deutschen unter den Colonisten am besten prosperirten, während sich unter den Franzosen viele „liederliche Fittiche" befänden; nur seien die Deutschen etwas streitsüchtig, „aber sie streiten und prügeln sich meist untereinander". Ein Bild im Kleinen von dem Treiben der Deutschen im Großen! Eine Negerin, die einen Sohn von vier Jahren hatte, antwortete ihm auf die Frage, wo ihr Mann sei? „Nous n'avons pas de maris", wie alt sie sei? „Nous ne savons pas compter."

Die folgenden Tagebuchblätter behandeln Gagern's Aufenthalt in Batavia, seine Reise ins Innere von Java, nach Samarang, Sourabaya, Madura u. s. w., dann mit dem Kriegsdampfschiff Vesuvius nach Sumatra. Von den Chinesen behauptet er, daß sie sich im Indischen Archipelagus in einer den Europäern nicht ungefährlichen Weise vermehrten; sie seien hier was die Juden bei uns, ebenso listig, aber nicht blos Handelsleute, vielmehr würden fast alle Handwerke durch sie betrieben. Dabei richtet er aber immer wieder, aus so weiter Entfernung, die Blicke auf Europa, auf Deutschland, nennt die deutschen religiösen Wirren eine „politische Bewegung im Sonntagsrock", meint, daß aus Ronge's deutsch-katholischer Kirche nichts werden könne, was Bestand habe, und findet die deutsche Politik, die er aus der „Allgemeinen Zeitung" erfährt, „täglich erbärmlicher". Weiter schildert er seinen Aufenthalt auf Sumatra und Ceylon, und überall bietet sich ihm Gelegenheit, in gedrängten flüchtigen Skizzen Neues und Interessantes über Land und Volk mitzutheilen. Auch über seinen Aufenthalt in Kalkutta, wo er unter anderm eine Mistreß Mackenzie kennen lernte, „die lange in Dresden gewohnt hat und sehr gut deutsch spricht", verbreitet sich sein Tagebuch recht ausführlich. Ein im Museum der Asiatic society angestellter Hindu sagte ihm: die Brahmanen seien gar nicht entgegen, daß englische Sprache und Wissenschaft verbreitet würden; so hätten sie sich dem Medical college und den Sectionen nicht widersetzt; aber sie seien aufgebracht über die Bekehrungsversuche (conversions), die freilich bei den Hindus eher Eingang fänden als bei den aufgeklärtern Mohammedanern. Gagern fährt fort: „Anders verhält es sich mit den Mohammedanern, die Haß gegen Christen nähren. Während des letzten Kriegs mit den Sikhs war die Furcht und die Spannung zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Religionsbekennern sehr groß und erstreckte sich bis nach Kalkutta. Auch von anderer Seite habe ich gehört, daß Hindus und Mohammedaner damals schon die Köpfe erhoben und es nicht an bedrohlichen Aeußerungen fehlen ließen, z. B. den Europäern auf der Straße und in den Kaufläden schon weniger ehrerbietig begegneten." Ein Engländer, Hr. Clerk, sagte ihm: „Große Gefahren und auswärtige Kriege haben wir für Indien nicht mehr zu fürchten; die einzige Gefahr, welche die stete Aufmerksamkeit des Gouvernements erheischt, kommt von den Mohammedanern, bei welchen viel mehr Fanatismus herrscht und besonders größerer Zusammenhang besteht als bei den Hindus." Derselbe Hr. Clerk hatte die Ueberzeugung, daß unter den Mohammedanern über den ganzen Orient eine schleichende Conspiration gegen die Christen oder Europäer bestehe, und daß sie ihr Heil von der in Europa überhandnehmenden Demagogie erwarteten, wodurch die europäischen Regierungen geschwächt werden würden. Gagern besuchte weiter Benares, Allahabad, Lucknow, Agra, Delhi u. s. w., also Städte, welche während der jetzigen Insurrection eine hervorragende Rolle spielen, über die aber seine Notizen, wie schon bemerkt, nur dürftig, doch auch in dieser Form dankenswerth sind; dann das Schlachtfeld Ferozeschah, die Städte Lahore, Umritsir u. s. w. im Pendschab, zuletzt Bombay, von wo er über Aden und Kairo nach seinem Adoptivvaterlande zurückkehrte. In Betreff des Suezkanals bemerkt Gagern, die Engländer seien nur deshalb gegen das Project eines Suezkanals, weil dieser Kanal, abgesehen von dem unverhältnißmäßig großen Kostenaufwande, für große Segelschiffe von wenig Nutzen sein werde, „wegen der langen und gefährlichen Fahrt durch das Rothe Meer und wegen der hier vorherrschenden heftigen Winde". Wiederholt spricht übrigens Gagern seine ungeheuchelte Bewunderung für die Briten aus, so wenn er in seinen Tagebuchblättern aus Kalkutta schreibt: „Meine Vorliebe für die Engländer als Nation und als Individuen wächst mit jedem Tage; man wird zur Anerkenntniß genöthigt, daß großartige Verhältnisse die Seele und den Geist erweitern."

Ende Juni 1847 war er wieder im Haag, und schon das folgende Jahr sollte ihm den Tod bringen. Das zehnte und letzte Kapitel behandelt dieses verhängnißvolle Jahr, das Jahr 1848. Wir vermeiden absichtlich, auf diese Partie tiefer einzugehen, um nicht an dieser Stelle zum politischen Raisonneur zu werden. Nur ein Urtheil Friedrich von Gagern's über die „Deutsche Zeitung", der wir selbst während ihres Bestehens innig verbunden gewesen sind, möge hier mitgetheilt sein: „Die «Deutsche heidelberger Zeitung»", schreibt er unterm 14. Mai aus dem Haag, „lese ich mit großer Aufmerksamkeit und bewundere ihre Haltung und Consequenz. Sie ist ganz dazu geeignet, den ernsten und denkenden Theil der Nation, die Gebildeten im doctrinären Sinne, zu leiten. Ihrem Urtheil über unsere auswärtigen Verhältnisse stimme ich in allem bei. Was ihr fehlt, ist die Wärme und der Schwung, die Massen zu begeistern." Am 2. April schreibt Gagern der Vater aus Frankfurt an Fritz: „Heinrich, sich waschend, sehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung ungefähr: «Welche Zeiten, welche Armuth, daß ein so mittelmäßiger Kopf wie ich zu solcher Rolle kommt!»" Was des Generals Gagern vorzeitiges bedauernswerthes Ende im Gefecht von Kandern betrifft, so kommt sein brüderlicher Biograph zu dem Schluß, daß die Insurgenten ihn zwar nicht in der Action des Parlamentirens, „aber in einer infolge dieser Action ihm persönlich und in tückischer Absicht aufgenöthigten exponirten Stellung" getödtet hätten, daß seine Tödtung „ein als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter, feiger Mord" gewesen. Man kann diesen zu frühen Fall des Generals nur bedauern, denn er besaß selten so vereinte Eigenschaften: scharfen Verstand, mächtige Vaterlandsliebe, Geradherzigkeit, Consequenz und Festigkeit des Charakters, der auf sittlicher Grundlage ruhte, Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, persönliche Unerschrockenheit, reichste staatsmännische wie militärische Erfahrung und praktische Weltkenntniß. Vielleicht hätten ihm bei längerm Wirken gewisse zu doctrinäre Anschauungen, denen er sich trotz seines constitutionellen Liberalismus zuneigte, seine Störrigkeit im Festhalten gewisser politischer Voraussetzungen, sein kriegerischer Sinn und sein persönlicher Ehrgeiz gefährlich werden können. Aber wie Cavaignac*) scheint auch er jene Gabe der Selbstbeherrschung besessen zu haben, welche fähig macht, auch die stärksten Leidenschaften zu zügeln und sie höhern Zwecken unterzuordnen. Er bewies dies selbst im Gefecht von Kandern, wo er, um Frieden zu stiften und Bürgerblut zu schonen, sich zu sehr exponirte und sich dadurch den Tod zuzog. H. M.

*) Marquis Normanby erzählt in dem jetzt erschienenen ersten Bande seiner Schrift: „A Year of Revolution from a Journal kept in Paris 1848", Cavaignac sei vollkommen davon überzeugt gewesen, daß er sich nur dann halten könne, wenn er einen auswärtigen Krieg beginne. Cavaignac hielt Frieden und unterschrieb damit seine Abdankung. Aber man vergesse in Deutschland nicht, daß nicht jeder in gleicher Machtstellung und Alternative die Selbstverleugnung Cavaignac's besitzen möchte.

Digitized by Google

Eine Caricatur Luther's vom katholischen Tendenzstandpunkt.

Eine Brautfahrt. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundeet von Konrad von Bolanden. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 27 Ngr.

Der schlimme Riß, den die Kirchenreform in das politische Gemeinwesen Deutschlands gebracht hat, ist nach viertehalb Jahrhunderten noch nicht überwunden und wird auch wol schwerlich sobald überwunden weeden. Allein so weit sollten wir nach 340 Jahren am Ende doch gekommen sein, daß von einer feindseligen Stellung der Parteien, wenigstens im Gebiet der Wissenschaft und der Kunst, von der Schadenfreude am Verderben der andern und von der Luft, sich gegenseitig zu beschädigen, nicht mehr die Rede wäre. Doch umsonst! Wie redliche und ausgezeichnete Geister auch im Laufe der Zeit an diesem Resultate wenigstens ernst geaebeitet haben, es ist bei dem im vermeintlichen Recht rücksichtslos verseffenen deutschen Geiste vergebliche Mühe gewesen; die besten Männer predigten tauben Ohren und die verständige Partei, welche wenigstens eine Fusion der Gesinnung empfiehlt, wenn die der Ueberzeugungen nicht zu erlangen ist, findet heute nirgends Anklang oder Zustimmung. Die Sache ist schlimmer als je; wir haben seit Herder, Jacobi und Mendelssohn in diesem Punkt selbst wesentliche Rückschritte gemacht, denn die von den Kanzeln verdrängten Schmähreden sind in die Literatur übergetreten, welche im 18. Jahehundeet wenigstens für ein neutrales Gebiet galt, und die Politik, die Kunst, die Geschichte selbst streiten um den Voreang darin, welche von ihnen dem confessionellen Widersacher den meisten Schaden zuzufügen vermag. Es ist dahin gekommen, daß man zweifeln kann, ob es überhaupt eine deutsche Geschichte gebe, wenn die Männer, welche die eine Hälfte Deutschlands als den Stolz und die Koryphäen deutschen Geistes verehrt, von der andern Hälfte deutscher Nation für nichtswüedige Betrüger und Verderber der deutschen Nationalität erklärt werden können. Hier versagt uns selbst die Hoffnung des Besserwerdens ihre Hülfe und dumpfe Verzweiflung am deutschen Geiste faßt uns an! Das Recht der Ueberzeugungen wird hier zu dem Rechte der Selbstzeestörung, und die Verachtung der übrigen Welt muß die Feucht eines solchen und so misbrauchten Rechts sein!

Ein Beweis von dem, was wir hier aussprechen, findet sich in dem vor uns liegenden merkwürdigen und beispiellosen Buche: einem Buche, das von Haß und Verleumdung gegen die großen Geister der Reformation, von der giftigsten Lästerung gegen den Stifter deeselben und von Verachtung gegen seine Anhänger in einer Weise überfließt, die glücklicherweise selten genannt werden kann. Wir überlassen es natüelich der katholischen Presse, solche Extreme des kirchlichen Parteigeistes zu analysiren, und wenn sie es vermag, sie zu rechtfertigen; allein Protest müssen wir erheben gegen die Verleugnung aller Gerechtigkeit und alles historischen Sinnes, von der dies Buch ein so merkwürdiges Zeugniß gibt. Wäre der Stifter der Kircheneefoem in der That dies Urbild aller geistigen Beschränktheit, aller Sinnenluft, alles Unverstandes, alles Schmuzes und aller Laster, wie ihn der Verfasser darzustellen den Muth hat, so wäre die eine Hälfte deutscher Nation, die sich zu seiner Lehre bekennt, ein Haufen Sinnleser, schlimmer als die Mormonen, die dem deutschen Boden zue Schande gereichten und je eher je lieber von ihm vertrieben weeden müßten! Wie ist es nun möglich, daß der Autor zu solchem Resultate seiner Studien kommen, ein solches Bild, das die Hälfte seiner Sprachgenossen aufs blutigste verletzen muß, öffentlich auszustellen wagen konnte? Oder ist auch dies zur Signatur der Zeit zu rechnen, gleich den „Salzbueger Concilien" des nun verfloffenen Jahres? Wir vermögen uns diese Frage nicht zu beantworten, sind aber leider in der Pflicht, einige Züge aus diesem Bilde, wenn auch mit widerwilliger Hand, unsern Lesern mitzutheilen, damit sie an das Unglaubliche glauben.

Dr. Martin Luther wird uns also mit seinem Freunde Melanchthon auf der Brautfahrt von Wittenberg nach Schloß Arnstein, um seine Braut heimzuführen, geschildert. Er geräth hierbei mitten in das Lager der empörten Bauern, die unter Hilchen von Rotheneck's Anführung Klöster und Stifte zerstören, Mönche hängen und Nonnen entehren, heimlich von dem Reformator dazu aufgestachelt und in ihren Scheußlichkeiten von ihm vertheidigt. Gleich die ersten Worte Luther's sind charakteristisch: „Vermaledeite Bestie", ruft er aus. „Alle Teufel sind dieser Schindmähre in den Bauch gefahren — hab' des Reitens satt"; worauf Melanchthon den Doctor zu beruhigen sucht, dafür aber mit einem: „Du bist ein Narr, Junge", belohnt wird. Wir bemeeken, daß dies Verhältniß beider Männer sich das ganze Buch hinduech gleichbleibt. Luther flucht immer, und Melanchthon, der seinen Zorn oder seine Furcht — denn der Doctor ist zugleich der furchtsamste der Menschen — zu beschwichtigen sucht, wird stets von ihm mishandelt, obwol er wiederum geistig ganz von ihm abhängig ist. Hierauf beginnt nun der Reformator sein Lehramt unter den Bauern, über das Thema der Priesterehe und des Glaubens, der zur Seligkeit genügt. Meister Philipp mahnt zur Nachgiebigkeit. „Was Nachgiebigkeit", fällt der Doctor ein, „wie dumm Ihr seid. Nachgeben? Gott bewahre mich vor solchen Efelsohren, die auf des Teufels Nachgeben horchen! Wie oft muß ich es Euch in das Ohr schreien: der Papst ist des Teufels Gehülfe, der leibhafte Antichrist, und Ihr muthet mir zu, dieses Schueken Mund zu trauen? Wofür haltet Ihr mich?" Dann heißt es weiter: „«Gebt an», rief Knopf, «wie weit der Papst voller Teufel ist»? «Wie weit», lachte Luther? «Wollt Ihr sie etwa austreiben? Der Papst ist so voller Teufel, daß er Teufel speit, Teufel schneuzt und Teufel schweißt! Daher kommt, daß er behauptet, nicht jeder könne die Bibel verstehen, wäheend doch kein klarer Buch auf Erden ist als die Bibel. Wer da lehret, nicht jeder Christenmensch könne sie deuten, der gehört zur Heerde der Papstesel, welchen der römische Antichrist austischt was er will, Disteln, Dornen, Dr.., nur keine Waheheit.» Damit trank Luther seinen Humpen aus u. s. w. Inzwischen erscheint ihm selbst der Teufel. Plötzlich sprang er auf, ballte die Faust gegen die Zeltwand und rief wild aus: «Still, veefluchte Bestie! Willst du mir das Blut der Mönche aufbürden, Satan? Merk auf, Höllenhund, wie ich dich stracks mit der Bibel heimschicke! Steh und antworte! Warum hat Gott seinem Volke befohlen, die Moabiter auszueotten und ihr Hausgeräth zu verbrennen? Antwort! Damit keine Spur des alten Götzendienstes übrig bleibe. Sind aber die römischen Bräuche nicht ärger und heidnischer als die der Moabiter? Hat Rom nicht teuflischere Baalsdiener und werkheiligere Heuchler? Rede, sprich, halte Stand, Beelzebub! Ja, du nimmst reißaus und läßt»" .... u. s. w. Doch alle diese Roheiten werden noch bei weitem überboten, die Lästerungen und die beständige Teufelsfurcht, das Fluchen und Trinken des Doctors sind noch nichts gegen die scheußlichen Lehren in Kirchensachen, die ihm in den Mund gelegt werden. Hier heißt es denn z. B. von der Ehe: „Das versteht ihr nicht! Die Ehe ist ein äußerlich leiblich Ding, wie jede andere Hantierung. Wie ich mag mit einem Juden, Tücken, Heiden essen, trinken, schlafen; also mag ich auch mit ihm ehelich werden. So ein Mann sein Weib verläßt, hat er Gewalt eine andere zu nehmen: Abraham hatte mehrere Weiber; David hatte ein Duzend und war ein frommer Christ; Salomo besaß hundert. Willst du frömmer und weiser sein als diese?" Ferner: „Der Glaube allein macht selig ohne die Werke", ruft der Doctor, woeauf ihm Dominicus das „ἐὰν μὴ διὰ πίστεως" als irrig ausgelegt entgegenhält und der Doctoe ruft: „Was, mit griechischen Brocken wollt Ihr mie kommen? Damit bleibt daheim: ich veestehe weder Griechisch noch Hebeäisch, will Euch aber doch begegnen. Wollt Ihr mit solchen Fuchsschwänzen mich narren? Soll ich Eures Jacobus Strafepistel anhören? Sogar verpflichtet ist der Christ, das Gute zu un-

Digitized by Google

terlassen; denn gut Werk aufs beste gethan, ist eine tägliche Sünde nach dem strengen Gericht Gottes! Aufs Rathhaus mit den Zehn Geboten! An den Galgen mit dem Moses!" u. s. w. Doch wir fürchten, den Ekel unserer Leser zu erregen und enden mit den Citaten aus diesem „unerhörten" Buche. Uns allen ist bekannt, daß der Eifer des Streits den großen Reformator in schriftlichen und mündlichen Aeußerungen oft weiter führte als er selbst gehen wollte, daß er in ruhigern Stunden manche dieser Aeußerungen milderte, ja offenkundig zurücknahm. Dergleichen Stellen aus seinen Schriften nun aus ihrem Zusammenhang herauszureißen, zu verdrehen und grell auszumalen, wie der Verfasser fortwährend thut, und die Unthaten der Empörer ihm zur Last zu schreiben, ist ein Verfahren von so bodenloser Unredlichkeit, daß wir darüber kein Wort verlieren dürfen. Es zeigt eben die völlige Abwesenheit alles Rechtsgefühls wie alles wahren Verständnisses der Zeit und ihrer Ausdrucksweise. Der Verfasser aber benutzt eine eifrig aufgesuchte Sammlung solcher Stellen, um uns den Reformator als einen stets fluchenden, von Teufelsfurcht geplagten und zum Unmaß Wein vertilgenden Tollhäusler darzustellen, an dessen Unzurechnungsfähigkeit niemand zweifeln kann, und malt uns in den Greueln, welche seine Anhänger verüben, aus, was er von denen hält, die des Doctors Lehre bekennen. Daß dies im Jahre des Heils 1857 in Deutschland öffentlich geschehen kann, dies wahrlich ist ein Gegenstand, aller Bewunderung würdig! Fürwahr, es werden Bücher in Deutschland gedruckt, die es einen Patrioten beklagen lassen möchten, daß wir die Zeiten der Censur überwunden haben *) Der Roman endet damit, daß Luther, der durch seine Lästerungen bei einem Gelage seiner Anhänger selbst diese rohen Gesellen aufs äußerste empört, der Lebensgefahr nur durch die schleunigste Flucht entgeht und mit seiner Verlobten glücklich nach Wittenberg entrinnt.

Die Episoden und die Nebenpersonen der Erzählung gewinnen uns wenig Interesse ab. Melanchthon ist nichts als ein geistiger Knecht des Doctors, dem er aber doch zu rechter Zeit mit seinem Wissen aushilft, stets zur Milde geneigt und deshalb stets von Luther mishandelt. Katharina von Bora selbst ist eine schwankende und geistesarme Person, die zwischen Klostergelübde und Ehefreuden nicht zu wählen weiß. Der Feldhauptmann der Bauern, Hilchen von Rethened, Gisela's Liebhaber, wird seiner eigenen Sache zuletzt untreu und dafür von einem wilden Bauernführer erschossen; Gisela von Hohenfels selbst geht in ein Kloster und wird Aebtissin, ihr Vater fällt im Kampfe gegen die Bauern. Bei so großer Verirrung des Wissens und des Geschmacks, wie sie den Charakter dieses Buchs bildet, ist es nur zu bedauern, daß der Verfasser sich hier und da zu lebendiger Zeichnung von Personen und Situationen befähigt zeigt und die Ansicht erweckt, er würde, wenn er einem geschichtlichen Stoff vorurtheilsfreie und ernste Studien zuwendete, etwas Befriedigendes zu leisten im Stande sein. Als ein trauriges Opfer seiner confessionellen Vorurtheile können wir ihn mithin nur beklagen.

Er verheißt weitere Zeitgemälde dieser Art und bezeichnet die „Brautfahrt" als den ersten Theil derselben. Der Geist der Wahrheit und der Schönheit, von dem die Dichtung ein Abglanz sein soll, bewahre uns und ihn vor fernern Verirrungen dieser Art. Wunderbar! Derselbe Mann, dem wir dies zurufen müssen, versichert uns in einer wohldurchdachten Vorrede seiner strengsten Gewissenhaftigkeit bei Erforschung der Thatsachen, auf welchen seine Erzählung beruht, und ist überzeugt, die strengste Kritik in aller Ruhe erwarten zu können! So macht Gewöhnung Thoren aus uns allen und unsere eigene Vertiefung trägt die Schuld an unsern Irrthümern! Wir aber fragen, ob der Autor denn keinen Freund fand, der auch nur einen Zweifel in seiner Seele wach rief, und ob er sich niemals die Frage vorlegte, wie es wol heute mit der deutschen Bildung, auf die wir so stolz sind, stehen würde, wenn Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Lessing und Tieck in seinem Sinne katholisch geschrieben hätten.

Doch genug! Wir entlassen dies Buch in sehr ernster Stimmung, vielleicht ernster als nöthig ist. Allein bei Betrachtung des tiefen Schadens in unserm Volksthum, auf den dies Buch uns wieder einmal aufmerksam gemacht hat, ist es doch eigentlich schwer, einen hinreichenden und wirksamen Trost zu finden, um so schwerer, als wir auch von der Hoffnung Abschied nehmen müssen, die von den besten Geistern angestrebte Fusion der kirchlichen Gesinnung werde dereinst die Stelle jener Einheit der kirchlichen Ueberzeugungen zu vertreten im Stande sein, die in Deutschland wol für immer ein frommer Wunsch bleiben muß. Allerdings fließen die Quellen der Wahrheit im Streite frischer und reichlicher, als in der Ruhe und Selbstbeschauung; allein wenn im Volke dieser Streit die Fahnen und Farben des grimmigsten Hasses, der vollständigsten Verblendung und der Verleugnung alles Rechtsgefühls annimmt, wie in dem vorliegenden Buche der Fall ist; dann ist es erlaubt, für den Bildungszustand und das sittliche Gleichgewicht eines solchen Volks ernsten Besorgnissen den Zugang zu öffnen, wenn wir nicht vorziehen, den Trägern dieser Fahnen und Farben die Pforten des literarischen Marktes für immer zu verschließen. 4.

*) Jetzt ist gar eine zweite Auflage des Buchs erschienen, wie wir soeben lesen. D. Red.

Notizen.

Martin F. Tupper's „Proverbial Philosophy".

Unter den Völkern aller Zeiten fanden und finden sich Einzelne angeregt das Ergebniß ihrer Betrachtungen des Lebens in seiner mannichfaltigen Thätigkeit zusammenzufassen in kurzen Sprüchen, und sie als eine Gedächtnißtafel, als Kanon, den Mitlebenden und Nachkommenden zu Nutz und Frommen, zu Förderung der irdischen Wohlfahrt zu übergeben. So bewahrt die Bibel den Prediger und die Weisheit Salomonis, das Buch Sirach u. a., wie denn überhaupt die Dichter und Weisen des Orients uns manches Buch der Betrachtungen hinterlassen haben, von denen Friedrich Rückert uns einen Theil, z. B. „Die Weisheit des Brahmanen", zugänglich gemacht hat. Die Engländer in ihrem durchweg praktischen Sinne, aus der Erfahrung, dem Erlebten das Princip nothwendiger Bedingung für echtes und rechtes Sein zu construiren, sind jener weltalten Richtung des denkenden Menschengeistes treu geblieben, und was sie Philosophie nennen, liegt ziemlich weit ab von der deutschen Abstraction, die emsig selbst nach dem Unfindbaren sucht. Dennoch hat auch der Deutsche seine Lebensweisheit. Seine alten Dichter entwickelten sie aus den Fabeln einer ältern Zeit, und möge „Reincke Fuchs" angehören, welchem Volk er wolle, der Deutsche hat ein Recht, ihn sein Eigenthum zu nennen. Für unsere Zeit hat Goethe ihn dazu gemacht, und Goethe, der mit beiden Füßen fest im Leben stand, ist mit den Tausenden seiner Sprüche der Lebensweisheit dem Engländer am nächsten verwandt. Leopold Schefer's „Laienbrevier", ein Buch der innern Beschaulichkeit, gehört der deutschen Sentimentalität an, wie sie als einseitige Richtung im allgemeinen wol als überwunden angenommen werden kann, denn die Zeiten sind nicht danach angethan, der Sentimentalität das Scepter in die Hand zu geben. Des Briten Tupper „Proverbial Philosophy", die jetzt unter dem Titel „Sprüche der Lebensweisheit von Martin F. Tupper. Nach der dreiundzwanzigsten Auflage des englischen Originals frei bearbeitet" (Hannover, Meyer, 1858) auch deutsch erschienen sind, machen weniger Anspruch auf innere Beschaulichkeit. Diese ist vielmehr durchweg Folge der äußern Anschauung, aber so edel, so großartig, oft so erhaben, wie wir das bei den Dichtern und Propheten des Orients zu finden gewohnt sind, und da das Buch in England bereits die dreiundzwanzigste Auflage erlebte, so ist das schon Zeugniß genug für dessen Gediegenheit, denn der Eng-

Digitized by Google

länder haßt den Schein. Die Sprüche sind in zwei Abtheilungen zerlegt, von denen mit Einschluß der beiden Einleitungen die erste einundvierzig, die andere vierundzwanzig Gegenstände behandelt. Der Raum verstattet hier nicht, dieselben nachzuweisen; schwer ist es auch, Einzelnes herauszuheben, weil damit das Uebrige zurückgesetzt erscheinen könnte. Nur im allgemeinen soll hier gesagt werden, daß mit dem Buche die unerschöpflichste Quelle zu weiterer Entwickelung jedes einzelnen Spruchs geboten ist. Die Menschen, sagt man, jagen gegenwärtig andern Gütern als denen der Weisheit nach. Nun ja! Aber den Jagenden steht vollzählig die Schar jener gegenüber, die da weiß, daß die irdischen Güter nur solchen wahrhaft zugute kommen, welche in ihnen das rechte Lebensheil zu suchen und zu finden verstehen. Mögen alle diese das Buch sich empfohlen sein lassen! *) 1.

The man's house is his castle.

Von der Strenge, mit der man in England diesen echt englischen Rechtssatz aufzufassen und aufrecht zu erhalten pflegt, erzählt F. Hirt, fürstlicher Criminalrath in Gera, in seiner Schrift „Der Hausfrieden, dessen Störung und das Hausrecht" (Leipzig, Wengler, 1858) folgenden, schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgekommenen Fall, welcher J. L. Delolme's Werk: „Constitution de l'Angleterre" (Amsterdam 1771), entnommen ist: Ein Gerichtsbeamter kommt, um einen Mann wegen irgendeines Vergehens zu verhaften. Der Verhaftbefehl hatte jedoch den kleinen Formfehler, daß er den Titel des zu Verhaftenden nicht ganz richtig angab, indem derselbe als Esquire bezeichnet war, während er den Titel Knight führte. Dieser wies deshalb den Befehl zurück. Der Gerichtsbeamte aber, da sonst der Name richtig bezeichnet und im wirklicher Irrthum in der Person nicht vorhanden war, wollte der unbedeutenden Kleinigkeit wegen seine Beute nicht fahren lassen und drohte mit gewaltsamer Arrestation. Der zu Verhaftende und ein Nachbar desselben, welcher von dem Hergange der Sache unterrichtet war, bedeuteten ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Nachbar drohte, den Angegriffenen nöthigenfalls zu vertheidigen. Der Gerichtsbeamte stand nicht ab, und der Nachbar des Knight that, was er verheißen hatte, und schoß endlich den Beamten todt. Das Schwurgericht sprach den Thäter frei. Der präsidirende Staatsrichter benutzte eine Förmlichkeit des Processes, um die Sache zur Entscheidung des obersten Gerichtshofs von England zu bringen. Aber auch der oberste Gerichtshof, alle Oberrichter von England — Männer, deren seltene praktische Tüchtigkeit, Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe wol niemand bezweifelt — sprachen jenen Nachbar vollständig frei, und zwar mit der tobenden Motivirung, „daß er auf löbliche Weise die gemeine Freiheit und die persönliche Sicherheit seiner Mitbürger gegen rechtswidrige Gewalt geschützt und sich um dieselbe wohl verdient gemacht habe". Daß man auch in Frankreich einer ähnlichen Ansicht huldigt, beweist wol die Freisprechung der Angeklagten im Josseu'schen Proceß, über welche manche deutsche Criminalrichter bedenklich den Kopf geschüttelt haben mögen. Im übrigen empfehlen wir die genannte Hirt'sche Schrift, welche das zweite Buch seiner „Erfahrungen eines Criminalbeamten" bildet, als eine lehrreiche Lectüre, wie wir dies schon früher mit dem ersten Buche „Der Diebstahl" gethan haben. Es ist höchst wünschenswerth, daß die Rechtswissenschaft, „deren Aufgabe es ist, die wichtigsten Güter des Menschen, Leben, Ehre, Freiheit, Hab und Gut zu schützen", durch solche populäre Schriften im Volke weiter verbreitet werde, denn wie der Verfasser mit Recht bemerkt, die Zeit ist vorbei, „in welcher nicht nur jede Wissenschaft sich streng von der andern abschloß, sondern sich auch jedem Laien gegenüber mit dem Nimbus des Geheimnisses umgab". Der Verfasser, der, nebenbei gesagt, auch in Deutschland gegen jeden Hausfriedensbruch im äußersten Falle auch die Anwendung der äußersten Mittel für gerechtfertigt hält, besitzt die Gabe klarer populärer Darstellung in hohem Grade und weiß seine Behauptungen stets durch die schlagendsten Beispiele zu stützen und zu verdeutlichen. H. M.

*) Uebrigens dürfte der orakelhaft prophetische Ton, womit Tupper oft die einfachsten Gedanken in das etwas fremdartige Gewand einer rhythmischen, parallelisirenden, versähnlich abgetheilten Prosa hülle, bei den Deutschen, die Aehnliches wol schon öfters erlebt haben, weniger Anklang finden als bei den Engländern, denen dieser Ton etwas Neues zu sein scheint. Dem Propheten Jesaias stand dieser rhythmische Parallelismus ganz vortrefflich; für unsere Zeit hat er aber doch etwas Künstliches, Anachronistisches und Manierirtes. Doch was könnte in unserer eklektischen und blasirten Zeit nicht Glück machen? Die 23 Auflagen, die das Buch in England erlebte, beweisen es. Mit dieser Bemerkung soll dem sittlich und geistig anregenden und oft erhebenden Inhalt des Buchs durchaus nicht zu nahe getreten sein; sie bezieht sich nur auf die exceptionelle Form, die schwerlich in einer der europäischen Literaturen Bürgerrecht erwerben dürfte. D. Red.

Bibliographie.

Gottschall, R., Neue Gedichte. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Grohmann, A. F., Das Schwurgericht. Abhandlung. Schwerin, Stiller. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Hensel, Luise und Wilhelmine, Gedichte. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Rauh. 1857. 16. 20 Ngr.

Hessemer, F. M., Neckische Tanzgespräche. Ein poetisches Frag- und Antwortspiel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 32. 10 Ngr.

Horn, M., Erzählungen und Humoresken. Zwei Bände. Zittau, Pahl. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jäger, A., Der Pfarrer und sein Sohn. Ein Bild aus dem 30jährigen Krieg im Elsaß. Heidelberg, C. Mohr. 1857. 8. 8 Ngr.

Jahrbuch deutscher Dichtung herausgegeben von K. Weller. 1857. In zwei Theilen. 1ster Theil. Gedichte. Leipzig, Hübner. 8. 15 Ngr.

Katzenberger, M., Wissenschaft vom logischen Denken. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Grundfragen der Logik. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kuh, E., Gedichte. Braunschweig, Westermann. 16. 20 Ngr.

La Rochère, Gräfin Eugenia de, Rom. Erinnerungen aus dem Gebiete der Religion, Geschichte und Kunst während des französischen Feldzuges in den Jahren 1849 und 1850. Aus dem Französischen übersetzt von Baron von S. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lewald, Fanny, Die Reisegefährten. Roman. In zwei Bänden. Berlin, Guttentag. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Lloyd's illustrirte Reisebibliothek. Der Orient. I. — A. u. d. T.: Aegypten. Reisehandbuch für Aegypten und die angränzenden dem Pascha unterworfenen Ländec von M. Busch. Mit 14 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plane von Kairo. Triest, Direction des oesterreichischen Lloyd. Br. 8. 2 Thlr.

Meyer-Merian, T., Johanna oder Himmel und Erde aus dem Leben eines Weibes. Eine Erzählung. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Entgegnung auf des Herrn Dr. A. Geiger, Rabbiner der Synagogengemeinde zu Breslau, aufgefundenen Briefwechsel über den Austritt aus dem Judenthume. Von einem Laien. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät an einen hochwürdigen Kirchenrath von Basel betreffend die Stillstellung des Herrn Candidat W. Rumpf jünger. Basel, Bahnmaier. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Dieses Blatt hat den Zweck, als vermittelndes Organ zu dienen zwischen dem deutschen Buchhandel, von dessen Thätigkeit es Zeugniß ablegen soll, und dem bücherkaufenden Publicum, dem es über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur eine Uebersicht geben will, die es Jedem leicht macht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben. Das Blatt will außerdem die literarische Anzeige, welche bisher in vielen, oft wenig zugänglichen oder ungenügend verbreiteten Organen zerstreut, und in diesen natürlich auch nur als Nebensache behandelt war, concentriren, und dadurch für den Literaturfreund leichter zugänglich und besser übersichtlich machen. Das Ganze wird in einen redactionellen Theil: die Rubriken „Literarische Notizen" und „Neue literarische Erscheinungen", und in einen Inseratentheil: die Rubrik „Literarische Anzeigen", zerfallen. Während sich für die letztere die Art der Auffassung aus dem Charakter der literarischen Ankündigung von selbst ergibt, wird der „Central-Anzeiger" in der Behandlung seines Stoffes im redactionellen Theile die Mitte halten zwischen der bibliographischen Uebersicht, welche nur die Titel verzeichnet, und der kritischen Beurtheilung, welche den innern Werth abschätzt, indem er durch sachlich erläuternde Bemerkungen auf das Wichtige unter den neuen Literaturerscheinungen aufmerksam machen, und die Gesichtspunkte, aus welchen die Bücher zu betrachten sind, näher erörtern soll.

Das Blatt erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Die soeben erschienene erste Nummer ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch.

Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersetzt von **Georg Rosen.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thle. 16 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Diese aus Indien stammende Märchensammlung bildet ein ebenbürtiges Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" und verdient deshalb von allen gelesen zu werden, die sich an jener ergötzt haben. Bisher in Deutschland nur in dürftigem Auszuge veröffentlicht, ist das „Papagaienbuch" jetzt von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen (gegenwärtig königl. preußischem Consul in Jerusalem) nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male vollständig ins Deutsche übersetzt worden. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht darin, daß dem Leser in demselben keine verwässerte und durch moderne Anschauungen entstellte Bearbeitung, sondern eine das Original möglichst getreu nachbildende, die orientalische Färbung nicht verwischende Uebertragung dargeboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

***Zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage.*

Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Halbleinwand 23 Thlr. 15 Ngr., in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.

Prachtausgabe roh 45 Thlr.

Diese zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist und vor allen directen und indirecten Nachbildungen stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in einer neuen Ausgabe in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein **Ergänzungswerk** von zugleich **selbständigem Werthe** gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1857 in **monatlichen Heften** zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boutigny (M. G. P.), Studien über die Körper im sphäroidalen Zustande.

Neuer Zweig der Physik. Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt von R. Arndt. Mit 27 Holzschnitten. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses rasch in **drei Auflagen** erschienene Werk behandelt die unter dem Namen des **Leidenfrost'schen Phänomens** bekannte Erscheinung, und bietet eine systematische Darstellung aller der Versuche, welche der Verfasser seit zwanzig Jahren über dieselbe angestellt hat, nebst andern in Deutschland, England, Frankreich rc. ausgeführten. Die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Ausgabe nach neuen Zeichnungen hergestellt und mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem jetzigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 21. Januar 1858.

Inhalt: Johann Gottlob Regis. Lebens- und Charakterskizze. Von Karl Eitner. — Zur Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit. — Brehm's afrikanische Reiseskizzen. Von K. H. Brandes. — Aeltere Satiren gegen die Geistlichkeit. — Konversvolles. Von Karl Gustav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Gottlob Regis.

Lebens- und Charakterskizze.

Es sind bereits über drei Jahre verflossen, daß eine der letzten geistigen Notabilitäten Breslaus, deren Grundrichtung noch dem großen Zuge der Goethe-Schiller'schen Literaturepoche angehörte, dahingeschieden ist. Das Schicksal, während seines Lebens von nur sehr wenigen wahrhaft gekannt zu sein, scheint Regis auch nach seinem Tode getreu zu bleiben. Denn obgleich seine Leistungen als Uebersetzer, soweit sie der Oeffentlichkeit vorliegen, anerkannten Rufes genießen, und noch einige seiner ältesten Jugendfreunde, zumal in seinem Vaterlande Sachsen, leben, die am besten Auskunft über sein früheres Leben und Wesen zu geben vermöchten, so hat sich doch unsers Wissens bisher noch keine Stimme ausführlicher über seine Gesammterscheinung als Mensch vernehmen lassen. Und doch würde nur dies im Stande sein, sein Andenken auch dem größern Kreise der Gebildeten zu empfehlen. Denn so hoch man auch seine Verdienste als Uebersetzer anschlagen mag, so sind diese allein doch nicht hinreichend, ihm eine allgemeinere Theilnahme und Würdigung zu verschaffen, theils weil Stoff, Geist oder Form der von ihm gewählten fremden Autoren unserer heutigen Lebens- und Bildungssphäre ziemlich fern liegen, theils weil seine urthümlich energische Sprach-, besonders Versbehandlung dem jetzigen Geschmacke nicht zusagte. So eigengeartet aber war er auch in seinem ganzen persönlichen Wesen. Wie alles, was er sprach, selbst das Unbedeutendste, unter allen Umständen das vollste, gediegenste Gepräge seines augenblicklich erregten Innern an sich trug, so geschah auch alles, was er that, nur auf eigenen innern Antrieb, nie durch fremden äußern Einfluß oder weil die Zeit und das Herkommen es geboten. Kurz, er war, was Goethe mehrmals mit dem Ausdrucke „eine Natur" im Gegensatze zu bedingter erscheinenden Persönlichkeiten bezeichnet.

Referent hat während einer Reihe von 18 Jahren mit Regis in engerm freundschaftlichen Verkehr und vertrauter Mittheilung über die beiderseitigen Lebens- und Geistesinteressen gestanden und war Zeuge von dessen letzten Lebenstagen. Er glaubt sich also nicht ganz unberufen, wenn er, in Ermangelung des competentern Wortes irgendeines der ältern Freunde des Dahingeschiedenen, dem er bisher nicht vorgreifen wollte, es unternimmt, eine Skizze von dem Leben und dem Charakter des seltenen Mannes, soweit die persönliche Kenntnißnahme zureicht, zu entwerfen. Er hofft durch diesen Versuch, so unvollkommen er auch aus Mangel an Raum wie an biographischem Material ausfallen mag, einen kleinen historischen Beitrag zur Kenntniß eines bedeutenden Individuums zu liefern.

Johann Gottlob Regis wurde 1791 am 23. April (einem Tage, der mehreren vielgefeierten Menschen, wenigstens der Sage nach, das Leben oder den Tod gegeben, z. B. Rafael, Shakspeare, Cervantes u. a.) zu Leipzig geboren, wo sein Vater ein sehr geschätzter Prediger an der Nikolaikirche war. Letzterer, dessen Regis stets mit großer Liebe und Verehrung gedachte, wie selbst schriftliche Aeußerungen bezeugen, scheint ihm nächst einer der leipziger Stadtschulen den ersten Unterricht ertheilt zu haben. Die höhere Schulbildung erhielt er in der Klosterschule zu Roßleben, wo er mehrere Freundschaftsbündnisse mit Studiengenossen knüpfte, die zum Theil bis an das Ende seines Lebens fortdauerten, und woselbst er auch Herder sah, der seinen dort befindlichen Sohn besuchte, und dessen Erscheinung bleibenden Eindruck auf ihn machte. Von 1809—12 besuchte er die Universität in Leipzig, um die Rechte zu studiren, erlangte darin auch am Ende dieses Zeitraums die Magisterwürde, scheint sich aber schon währenddessen, wenigstens nach seinen Collectaneen zu urtheilen, der Lectüre der classischen Autoren in ihrem Nationalidiom, sowie vorzugsweise der unserer großen Literaturepoche, die gerade damals eben noch in lebhafter Strömung begriffen war, mit Vorliebe zugewandt zu haben. Dieses und daß er sich bis nach den Kriegsjahren noch in seiner Vaterstadt aufgehalten, geht hervor aus einer beiläufigen mündlichen Aeußerung, daß er während der Kanonade der Schlacht bei Leipzig, auf dem Sopha hingestreckt, den Petrarca gelesen. Nach dieser Zeit muß er bis wenigstens zum Jahre 1820 Halle zu seinem Aufenthaltsorte

Digitized by Google

erwähnt haben; denn das im Besitz des Referenten befindliche Manuscript „Zweiundsechzig Tage vom Sommer 1819. Schweizerreise, aufgezeichnet 1819 von Johann Fader" zeigt, daß diese Fußreise von dort ausgeht und nach dahin als einer lieben Heimat („wo mein eigener Herd ist, wo ich sagen kann, daß ich bleiben und ausruhen darf und Herr sein!") zurückgeht. Laut Mündlichem hat er dort unter anderm auch eine Zeit lang die alten Classiker in der Waisenhausausgabe corrigirt, wahrscheinlich hat er auch hier noch die Uebersetzung des Shakspeare'schen Stücks „Timon" ausgearbeitet, welche 1821 als achtes Bändchen der zwickauer „Taschenbibliothek der ausländischen Classiker" im Druck erschien. Mit diesem ersten öffentlichen Auftreten scheint also seine Selbstbestimmung zum Uebersetzer entschieden zu sein, wie seine Hinneigung dazu sich schon in obenerwähnten Collectaneen in häufigen Copien fremdsprachlicher Originalstücke nebst deren in parallelen Columnen beigefügten besten Uebersetzungen ausspricht. Den „Aphorismen" — einem Quasi-Gedenktagebuch, in welchem den meisten der einzelnen Absätze das Datum des Niederschreibens beigefügt ist, und das vom Herbst 1809 bis zum 27. Januar 1854 reicht, also sieben Monate vor des Verfassers Tode, und zwar mit dem kurzen, tragischen Gedanken: „Eine Nacht ohne Schlaf ist wie ein Winter ohne Schnee", abschließt — und seinen Shakspeare- und Griechengedanken zufolge haben ihn in den Jahren 1820 und 1821 die Werke Homer's, Shakspeare's, Cervantes' und Ariosto's „Rasender Roland" (letzterer als Wiederholung schon frühern Lesens desselben) beschäftigt. Außerdem scheint sich während seines Verbleibens in Halle durch mehrfache Ausflüge in die Umgegend, besonders ins Thüringische, sein angeborener Natur- und Wandersinn bis zu jener Schweizerreise erweitert zu haben. Am Schlusse derselben erwähnt er bei Weimar, daß er nun zum siebenten male daselbst angelangt sei; während die „Aphorismen" der Zeit nach (dem Raume, d. h. der Seitenfolge nach ist es umgekehrt, da die Daten von 1850 an rückwärts gestellt sind) mit einer Reflexion über den „Ersten Spaziergang nach Weimar, Herbst 1809", beginnen. Die Schweizerreise mochte, wie sie überhaupt sein ganzes Wesen ausgeweitet hatte, wol auch manches in ihm zur Reife gebracht haben, was bis dahin nur erst als Streben und Wollen in ihm gährte. Auf ersteres deutet er wol selbst hin, wenn er gegen den Schluß derselben in seiner ihm schon damals eigenen, einfach ruhigen Weise sagt: „Bring' ich doch so manches mit, das erst fertig werden soll, was nicht in Worte geht, was ich weiß und keiner mir ansieht von außen. Ich hoffe, es soll widerhalten und nachwärmen in dunkeln Stunden, wenn mich frieren wird." In Rücksicht des andern Punktes könnte wol der „Timon" die Frucht eines durch das Anschauen der Alpenwelt zur Ausführung erstarkten Vorsatzes sein. Die Darstellung der Reise selbst ist das Product einer von innen stammenden Reise, die, wenn ihr auch im Betreff des Stils ein Muster zu Grunde liegt, doch rücksichtlich der Denk- und Anschauungsweise von einem urtigenen Lebensquell zeugt. Hier in Halle mag auch nach den großen Anschauungen der Reise die Idee, Meister Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" nachzubilden, zum Entschluß gereift und vielleicht zum Beginn der Ausführung gediehen sein, da er dies Werk gegen Ende der dreißiger Jahre eine zwanzigjährige Arbeit nannte, und einmal erwähnte, daß ihm das französische Original noch in Leipzig als zufälliger Fund bei einem Antiquar in die Hände gekommen sei.

Regis sagt einmal in den „Aphorismen": „Für das größte Pathengeschenk, das die Vorsehung dem geboren werdenden höhern Menschen machen kann, muß ich es erkennen, wenn sie ihm gleich die rechten congenialen Lehrmeister in den Hauptzweigen als Jugendfreunde zur Seite stellt." Als solche Hauptzweige nennt er „die Griechen" und die „Naturwissenschaft". „Im Uebrigen", fährt er fort, „mir selbst Bahn zu brechen, war ich schon von Natur angelegt." Als solche Jugendfreund-Lehrmeister waren in dieser Epoche für letztere Wissenschaft K. G. Carus, der rühmlichst bekannte Psycholog und Physiolog, der Miteingeborene Leipzigs und also wahrscheinlich der älteste wissenschaftliche Jugendfreund von Regis, die Kenntniß der Griechen anbetreffend, wol Schneider, später Professor an der Universität zu Breslau, zu nennen. Der „Schweizerreise" nach blieb es dieser auch in Halle, wo jedoch, nach mündlicher Mittheilung, Regis in den Geist der Griechen, besonders des Aristophanes, von dem in der gelehrten Welt durch seine Schrift „Ueber die dochmischen Verse der Tragiker" bekannten Professor A. Seidler eingeführt wurde, welcher Wohlthat er immer mit besonderer Anerkennung und Dankbarkeit gedachte. Von anderm, nicht minder anerkanntem Einflusse auf ihn scheint in Halle der Umgang mit Dietz gewesen zu sein, einem Landschaftsmaler, der, ohne als solcher Ruf zu erlangen, sich wol mehr nur durch eine allgemeinere geistige Bildung vor Menschen seines Fachs ausgezeichnet hat. Denn Regis erwähnte seiner oft und mit Liebe (auch in der „Schweizerreise") und theilte den Freunden gern ein Manuscript von demselben mit, das einen geistreichen Commentar von Goethe's „Weissagungen des Bakis" in damaliger naturphilosophischer Anschauungsweise enthielt. Was die obige Schlußbemerkung: „Im Uebrigen" u. s. w. anbetrifft, so bezieht sich diese wol dem Gegenstande nach auf sein Studium, hauptsächlich der Dichterwerke in neuern Sprachen, der Art nach aber auf die Selbständigkeit, mit der er dergleichen Studien betrieb, was eine Briefstelle kurz ausdrückt: „Gott ehr' mir die Autodidakten", sowie eine Stelle in den „Aphorismen": „Ueber das Glück, Autochthon (hier wol: ursprünglicher, nicht auf andere fußender Selbstdenker) und Autodidakt zu sein, geht doch nichts!"

Zwischen den Jahren 1821—25 haben wir Regis in Dresden und Berlin zu suchen, wo er sich als privatisirender Gelehrter aufhielt. Am dauerndsten verweilte er wol an ersterm Orte, wegen der Schätze der dortigen Bibliothek, wahrscheinlich um die Hauptstudien zu seiner Rabelais-Uebersetzung zu machen. Dort war

Digitized by Google

es wol auch, daß er zum Zwecke einer Preisbewerbung den zweiten Gesang des Byron'schen „Childe Harold" in der Form des Originals übertrug, natürlich aber ohne den Preis zu erhalten, da bei aller sonstigen gediegenen Uebertragungsweise seine Naivetät in Behandlung der Form sich durchaus nicht mit den Anforderungen bei einer Preisbewerbung vertrug. Von Berlin aus scheint er, wie auch wol schon von Dresden aus nach Hamburg (im Jahre 1822), einen Ausflug nach Greifswalde gemacht zu haben, wie aus einer Reflexion über den Eindruck des Anblicks der See hervorgeht. Aus diesen Jahren schreiben sich wahrscheinlich eine Anzahl poetischer Kleinigkeiten her, meist rhapsodisch-lyrischer Natur, die in K. Kraukling's „Dresdener Morgenzeitung" unter angenommenem Namen erschienen. Denn bei allem sonst von ihm Hervorgebrachten, was nicht directe Nachbildung eines fremden großen Originals war, setzte seine Bescheidenheit solchen Zweifel in seine productive Kraft oder in die Gültigkeit seines Urtheils, daß er sogar seine nur selten in die Commentare oder Glossarien zu seinen Uebersetzungen eingeschobenen eigenen Bemerkungen entweder gar nicht oder nur durch eine scherzhafte Unterschrift, wie „Anmerkung des heftigen Freundes" oder dergleichen, bezeichnete. Vor seine übrigen stets zum Drucke bereit gehaltenen Manuscripte setzte er den Pseudonamen Johann Faber; vor seine Uebersetzungen jedoch immer seinen wahren Namen, den er selbst bei dem Erstlinge derselben, dem „Timon", nicht verleugnete. Ja, bei den spätern hegte er ein solches Selbstgefühl, daß er sie, sogar wo dies nicht nöthig war, qua Original citirte.

Vom Jahre 1825 datirt seine Uebersiedelung nach Breslau, das er bis zu seinem Tode 1854 zu seinem beständigen Aufenthalt erwählte und nur wenige male und auf sehr kurze Zeit verlassen hat. Eine Tour ins Schlesische Gebirge, ein Besuch Berlins und ein zweimaliger Aufenthalt beim Fürsten von Carolath wären allein als Veranlassungen größerer und längerer Entfernung zu nennen. Seine Vaterstadt hat er, soviel bekannt, seitdem niemals wiedergesehen. Hier war nun seine Welt; in Breslaus Weichbild und seinen nächsten Umgebungen war von nun an, mit den genannten wenigen Ausnahmen, der Kreis seiner äußern Anschauungen eingeschlossen. Hier sah man ihn aus seiner letzten Wohnung zu ebener Erde, die er ein Vierteljahrhundert behauptete und worin er drei oder vier Besitzer des Hauses überdauerte, Tag für Tag, jahraus jahrein, wenn ihn nicht etwa ein Besuch verzögerte, regelmäßig zur gesetzten Zeit seine stundenlangen Gänge im Freien antreten, wovon er sich bei seiner kernfesten Constitution nur in den schlimmsten Witterungsfällen abhalten ließ und auch dann wenigstens sich in irgendein Leselokal begab, um die gewohnte Zeitungslectüre zu absolviren. So sah man ihn alle Nachmittage, eine stattliche, sehr wohlproportionirte Gestalt, stets in demselben Anzuge, einem langen dunkelgrünen Surtout — der, wenn er abgetragen war, jedesmal durch einen ganz ähnlichen neuen ersetzt wurde —, die Hände mit dem starken Bambusstabe, dem, so oft es nur die Jahreszeit oder das Wetter gestattete, sich sein Hut beigesellte, hinter dem Rücken, in würdevoller Haltung und gemächlichen Schrittes zu irgendeinem Thore hinauswandeln. Fast alle Welt kannte den Mann, der trotz des ganz kahlen Scheitels meist unbedeckten Hauptes, so einsam bedächtig und doch so frei und unbefangen umherblickend, durch die Menge dahinschritt: aber es wußte niemand ihn zu nennen, nicht wer er war, noch was er trieb. Genug, er gewährte eine Erscheinung von ganz eigener Isolirtheit und Selbständigkeit. Diejenigen aber, welche erfuhren, daß er diese einsamen Gänge durch Feld und Wald, oft auf den ungebahntesten Pfaden, je nach der Jahreszeit bis tief in die Nacht fortsetzte, daß er, endlich heimgekehrt, noch bis 3 Uhr arbeitete und nach einem reichlichen Schlafe, wie er ihn liebte, erst um 12 oder 1 Uhr mittags aufstand, die mußten freilich irre an ihm werden und nur den gelehrten Sonderling in ihm erkennen, für den er im Munde der Leute galt. Wer aber in den Nachmittagsstunden an seinen Fenstern vorüberging, der sah oft an einem derselben einen kahlen, glänzenden Scheitel, von nur spärlichen weißen Locken umkränzt (was schon in seinem fünfundvierzigsten Jahre, in welchem ihn Referent kennen lernte, der Fall war), über irgendein Buch gebückt, bisweilen unterstützt von einer Hand, die eine Feder zum Notiren oder Schreiben in Bereitschaft hielt. Dann fuhr wol das Haupt unerwartet in die Höhe und blitzte den Vorübergehenden fast gebieterisch aus zwei geistvollen Augen an. Unbeschreiblich aber ist der gewinnende Ausdruck, den die charaktervoll schöne Physiognomie des Antlitzes annahm, wenn sein Blick in dem Vorübergehenden einem Befreundeten begegnete. Denn dann zerfloß die Strenge des Sinnens in die verklärende Heiterkeit des Wohlwollens, und das Zunicken war voll liebenswürdiger Anmuth wie die edle Freundlichkeit der Lippen. Trat man aber bei ihm ein, so gab sich bald seine Gemüthsinnerlichkeit in ungesuchten Worten kund, und man empfand sogleich, daß es keine Phrase sei, wenn man sich wegen etwaiger Störung entschuldigend zur Antwort erhielt: eines Menschen Antlitz und lebendige Rede habe in seiner Schätzung unendlich mehr Werth als ein erst zu beschreibendes Blatt. Der vermeinte Stubengelehrte verschwand in kurzem und an dessen Stelle trat der Mann von rein menschlichem Interesse, genug eine volle, vollblütige Menschenexistenz. Ein eben zum ersten male ihm Vorgestellter äußerte im Weggehen: „Nein, dieser Blick, mit dem er mich durch und durch zu schauen schien; es war, als wollte er mich auf das Gewissen fragen: bist du auch dem Geiste, von dem du Zeugniß zu geben versuchst, wirklich treu?" Und ein anderer meinte, er möge von Regis nicht mehr Abschied nehmen, weil dies von seiten desselben immer so energisch geschehe, als gelte es auf Leben und Tod.

So war er, und die beiden Aeußerungen sind höchst bezeichnend für sein Wesen, wie sich dies, nicht abgekältet durch Herkömmlichkeitsformen, sondern nur modificirt durch die persönliche Würde seiner Erscheinung, so ursprünglich als möglich kund gab. Dies ursprüngliche Ge-

Digitized by Google

bahren, dieſe aus einer tiefern Lebensidee quellende Entſchiedenheit ſcheint ihm von ſeinem Vater angeſtammt geweſen zu ſein, nach einem Zuge, den er von dieſem mittheilt, als beide („in meiner Jugend") von dem Begräbniſſe der Mutter kamen:

Ich war untroſtlich und weinte heftig, daß nun die Mutter da unten lag! Was that der Vater? Wir gingen eben über den Jahrmarkt, wo die Töpfer ihre Waaren ausgeſtellt hatten. Er kaufte mir eine Kugel von Thon und ſprach: „Die Sparbüchſe gebe ich dir"; that einen Louisdor hinein und warf ſie dann auf die Pflaſterſteine, daß ſie in tauſend Scherben zerſprang. Nun wies er auf das Geld am Boden und ſagte: „Nimm's auf, und bewahre dir's ſo! Was liegt an der Büchſe?"

Und in ſeinen „Aphorismen" macht er einmal ſeiner ſatiriſchen Galle Luft gegen die „Secundärmenſchen", die von allem oberflächlich, aber mit Geſchick zu ſchwatzen wiſſen, im Gegenſatze zu denen von „primärem Lebensgefühl". Für dieſe, meint er, röche die Sphäre jener ſchon von weitem nach Stroh; ſie aber ſeien immer froh, weil es Stroh immer und überall gebe, und ſchließt mit den Worten: „In der intellectuellen Sphäre ſtehen ſolche bisweilen ſehr hoch." Regis war demgemäß nicht gerade karg mit Worten, aber er war ſparſam damit im Geſpräch wie in der Schrift. Er gehörte nicht zu den verſchloſſenen Naturen, zu den ſtummen Theilnehmern im Umgange, denn dazu war ſein Weſen zu wahr, frei und offen. Weil aber die beiden Pole, um die ſich ſein ganzes Denken und Empfinden bewegte, nur Natur und Geiſt, und dieſe nur den entſprechenden Polen der Außenwelt zugewandt waren, ſo blieb ihm die dazwiſchenliegende Welt des Conventionellen beinahe ganz unbekannt und alſo gleichgültig. Wenn ihn daher nicht beſondere Achtung bewog, bei einem Geſpräch aus dieſer Sphäre ſich den Schein einer Theilnahme abzunöthigen, ſo war dieſe ſicher bei ihm eine mehr ſtumme, oft durch Abſeitgedanken unterbrochene; oder wurde ſie ſich zu äußern hervorgerufen, ſo war er in ſeiner Gereiztheit doch gewandt genug, um durch ein Wort des Witzes, das ihm trotz alles humanen wohlwollenden Weſens doch ſtets zu Gebote ſtand, den gewöhnlichen Ernſt der Trivialität zu kreuzen oder zu brechen. Dieſe ſeine Eigenthümlichkeit, geiſt- und markloſes Geſpräch nicht ertragen zu können, verleidete ihm die ſogenannte gute Geſellſchaft dermaßen, daß er unter anderm mit wohlwollendem Zwange gleichſam in den Kreis einer Familie gezogen, deren Haupt ein hochgeſtellter Beamter und damals renommirter Schriftſteller war, der aber in der Unterhaltung das Licht ſeiner allerdings in jeder andern Art ausgezeichneten Bildung etwas ſtark und mit einer faſt unglaublichen Volubilität geltend machte, den dringendſten Einladungen nur zweimal nachgab, alle fernern jedoch ein für allemal entſchieden und ſtandhaft ablehnte. Solcherlei zog ihm natürlich den Tadel des Mangels an Lebensart und unverbeſſerlicher Sonderlingslaunen zu. Selbſt gelehrte Geſellſchaften, wie z. B. die vom Profeſſor L. Wachler gegründete „Philomathie", von welcher auch Regis, nebſt den ihm mehr oder minder befreundeten Profeſſoren Paſſow, Schneider, David Schulz, Daniel von Cölln, Rohowsky u. a., Mitglied war, konnten ihm keine dauernde und regelmäßige Theilnahme abgewinnen, theils weil die Mittheilungen und Beſprechungen daſelbſt für ihn zu ſehr ins gelehrte Syſtematiſche fielen, und dies nannte er „unbelebend, inſipid", theils weil der Beſuch ihn in ſeiner Tagesordnung ſtörte, die ſich nach den Jahreszeiten richtete, und alſo von ſeinem geliebten Verkehr mit der Natur, von ſeinen Wanderungen abhielt.

Im Freien noch mehr als in ſeiner Behauſung zeigte ſich ſeine Erſcheinung, ſein Geiſt liebenswürdig, weil er ſich hier ganz zwangsfrei fühlte. Man kann ſagen, er hielt ſich mehr in der Natur auf als in ſeinem Zimmer, ſolange nur irgend die Jahreszeit kein Veto einlegte. Das Zimmer war gleichſam nur ſein Aſyl für den Schlaf und wenn er es mit Quartanten und dickleibigen Lexicis, mit Feder und Tinte zu thun hatte. Solange er beides nicht nöthig hatte, verließ er gern ſeine vier Wände, und nie ſah man ſein Antlitz frohgemuther erglänzen, als wenn er die Schäfer'ſche Ausgabe des Homer, die Fleiſcher'ſche des „Don Quixote" oder dergleichen in die weiten Rocktaſchen hinabgleiten ließ, das Portefeuille zu ſich ſteckte und den Hut und den ihm ſeit 20—30 Jahren treu gebliebenen, ſehr ſtarken Bambusſtock zum Ausgehen ergriff. Mit einem tiefen Athemzuge ſchien er dann gewöhnlich beim Heraustreten aus dem Hauſe das allgemeine Element zu begrüßen, indem ſich die Augen aufwärts umherwandten, obgleich ſein Hinterzimmer die Ausſicht auf die baumreiche Stadtpromenade und den breiten Strom nach der ſchönen Dominſel gewährte, und er all deſſen Fenſter am Tage faſt immer offen hielt. Doch wir wollen, ehe wir ſein Treiben im Freien anſchauen, noch einige Augenblicke bei der Einrichtung ſeines Heimweſens verweilen.

Ein bekannter Touriſt und Schriftſteller, der auch Regis beſucht hatte, wollte es dem Referenten nicht glauben, als dieſer ihm ſpäter beiläufig mittheilte, daß jener bei ſeinen Arbeiten außer Kaffee und Waſſer nur Wein getrunken habe. Er hatte dem Manne, da weder ſein kräftiger Körper noch die Art ſeiner Arbeiten eines beſondern Stärkungs- oder Reizmittels zu bedürfen ſchienen, nicht ſolchen excluſiven Geſchmack zugetraut, vielmehr dem Eindrucke ſeiner häuslichen Erſcheinung gemäß, in ihm einen Gelehrten altväteriſchen Andenkens, der aus Grille oder Noth in ſaloper Entſagung verkommen ſei, zu finden gewöhnt, und nicht einen, den ein Fürſt von Carolath ſeines freundlichſten Verkehrs würdigte und ihn aufſuchte, ſobald er in Breslau einkehrte. Und allerdings bedurfte es eines von ſeiner Umgebung abſtrahirenden, das rein Perſönliche und Geiſtige der Erſcheinung mehr berückſichtigenden Eingehens, als ein einmaliger, conventioneller, nur auf den allgemeinen Beſund gerichteter Beſuch geſtattet. Denn das Zimmer, in das man zunächſt eintrat, da es zu ebener Erde lag und ſeine Fenſter auf eine ſehr ſchmale Straße gingen, hatte nur zu Zeiten volles Licht und war ſtets mit einer ſichtbaren oder wenigſtens ſtark riechbaren Tabacks-

Digitized by Google

atmoſphäre erfüllt; die nur eben nöthigen ſchlichten Möbel aber zeugten von altem Herkommen und unausgeſetztem Gebrauch, wie beſonders Form und Zuſtand des Sofas bekundeten. Nur die Wände waren mit vielen Bildern, meiſt Bildniſſen bedeutender oder befreundeter Menſchen in Kupferſtich, Steindruck und Zeichnung verziert. Da ſah man Rafael und Michel Angelo, Dante und Shakſpeare u. ſ. w. in verſchiedenen Darſtellungen, zum Theil von berühmten Künſtlern; in der letzten Zeit auch die Componiſten Mozart, Bach, Haydn und Beethoven. Goethe aber war in dieſem und dem hintern Bibliothek- und zugleich Schlafzimmer in faſt allen vorhandenen plaſtiſchen und maleriſchen Abbildungen zu ſchauen: im Vordergemach auf dem Secretär in Rauch's großer Büſte, die von dem jahrelangen Tabacksdampf ganz bronzefarbig, faſt mumienbraun geworden war, und in dem hintern, luftig gehaltenen, je nach Umſtänden bald auf einem Spiegeltiſchchen, bald auf dem großen Arbeitspult die bekannte Statuette von demſelben Meiſter in ihrem nur vom Alter modificirten urſprünglichen Tone. Sogar Medaillen fehlten nicht: genug, man nahm einen förmlichen Goethe-Cultus wahr, ſelbſt wenn man in der dunkeln Region über dem Secretär den längſt vertrockneten Kranz nicht von der Stirn der Goethe-Büſte unterſchieden hätte. Unterhalb dieſer, auf dem Sims des Secretärs, ſtand ein von Regis liebevoll geehrtes, zierlich modellirtes Wachsbildniß ſeines frommen zarten Landsmannes Gellert, in einen käſtchenartigen Rahmen unter Glas gebracht. Unter den Wandbildern befanden ſich auch Schiller's Schädel im Kupferſtich, ein paar kleine Oellandſchaften von ſeinem Freunde Dietz und in letzter Zeit die ſchönen Stiche nach den Giebelfeldern des neuen dresdener Theaters von Rietſchel, dem Schwiegerſohne ſeines Freundes Carus. So hatte der einſam Lebende ſich mit allem, was ihm lieb und werth war, umgeben und ſeine „Einſiedlerklauſe", oder wie er ſie bisweilen auch ſcherzhaft nannte, ſeine „Bärenhöhle" ausgeſchmückt, vorzüglich auch die zu ſinnlichem Anſchauen um ſich verſammelnd, deren Werke ſeine Hauptgeſellſchaft ausmachten, die ihm nächſt der Natur höchſten Genuß gewährten und ihm ſtets als Quelle des Nachdenkens und geiſtiger Selbſtthätigkeit gedient hatten. Sein Secretär, das nahe Fenſterbret, auf welchem, wie ſchon berührt, die Vorübergehenden ihn oft ſchreiben ſahen, das anſtoßende Spiegeltiſchchen waren mit Scripturen und Büchern, beſonders Lexicis bedeckt; die beiden Tiſche vor dem Sopha und an der Wand außer mit der Kaffeemaſchine, unter welcher das Lämpchen brannte bis er ausging, mit verſchiedenem Trinkgeſchirr und gewöhnlich mit einer Flaſche Wein beſetzt. Denn beliebig trank er während des Arbeitens Kaffee, Waſſer oder Wein ſchluckweiſe durcheinander; ſelten traf man ihn beim Verzehren einer trockenen Semmel an. In Bezug hierauf ſagt er in den „Aphorismen": „Muſik iſt mir lieber als recitirendes Schauſpiel. So überwiegt auch ſchon phyſiſch mein Trinktrieb bei weitem den des Eſſens!" Das Merkwürdige aber iſt — und deshalb iſt ausführlicher davon die Rede geweſen —, daß an dieſer Vernachläſſigung des Aeußern weder cyniſches Gelehrten-Philiſterthum, noch zu heftige, alles Aeußere überſpringende Gedanken-Präoccupation ſchuld war. Denn ſobald du auf ſein kräftiges „Herein!" eingetreten warſt und er ſich zu deinem Empfange vom Schreibtiſche erhoben hatte, war er mit ſo voller Seele bei dir, als habe er nur auf dein Kommen gewartet. Ebenſo leicht wie die Feder, legte er den Gedanken beiſeite und nahm ihn, ſobald du den Rücken kehrteſt, ebenſo gelaſſen wieder auf, als ſei unterdeſſen nichts vorgefallen. Nur intime Bekannte bat er wol einmal, die begonnenen Perioden beenden zu dürfen. Und von dem Moment an, daß dies geſchehen, keine Spur weiter von Pedanterie, von Geiſteseingenommenheit. Sein Arbeiten nannte er nur ſein „Sichentlangweilen".

Führte nicht blos ein eiliges Geſchäft einen Beſucher zu ihm, ſo war das Nächſte nach den erſten gegenſeitigen Erkundigungen, daß er die Thür zu dem zweiten Zimmer öffnete und ihn einlud, wenn er nicht zu ſitzen vorzog, mit ihm zu beſſerer Unterhaltung durch beide Zimmer auf und ab zu wandeln; „denn der Menſch ſei zum Wandeln gemacht, dabei ſtocke Blut und Nervenäther am wenigſten". Und nun erging er ſich mit dem Beſucher in Ernſt und Scherz, und ſeine intenſive geiſtvolle Lebensanſchauungsweiſe wußte dem von dieſem matter Geſchauten durch hinzugefügte Licht- und Schattenſtriche, durch eigenthümliche Drucker nachzuhelfen. Antheil nehmend, wohlwollend folgte er dem Geſpräch ſeines Gaſtes in das Gewirre des Lebens, in ſeine Familienleiden und -Freuden; nur durfte man ihn nicht mit Syſtematiſchem, Dogmatiſchem oder Ideologiſchem behelligen, worüber er in Verzweiflung gerathen konnte. So geſchah es einſt, als zwei ſeiner Freunde bei ihm ganz zufällig auf ein grammatiſches Thema verfallen waren und dies mit Eifer etwas ſtrenger durchfochten, daß, indem der eine ſich entfernte, er mit dem eben angezogenen Stiefel heftig auf den Boden ſtampfte und nach einem tiefen Athemzug ausrief: „Nun, Gott ſei Dank, daß endlich dieſe Tortur ein Ende hat!" Ebenſo war er den Philoſophen von Fach, ſelbſt den griechiſchen, abhold, wie aus ſeiner ſehr ironiſchen Tagebuchbemerkung bei Gelegenheit der Vorleſung einer Ueberſetzung des ſechsten Buchs der „Republik" des Plato, von ſeinem Freunde Profeſſor Schneider, hervorgeht. Desgleichen goutirte er auch die feinen philologiſchen Unterſcheidungen im Gebrauch der Partikeln nicht, und nannte ſich deshalb geradezu einen Nichtphilologen. Denn überhaupt beruhte ſeine Sprachkenntniß mehr auf einer angeborenen ſchnellen Auffaſſungskraft des Idiomatiſchen und einer durch eine gewaltige Ausdauer in der Lectüre erlangten Routine, als auf einem ſyſtematiſchen Sprachſtudium, und war wol urſprünglich veranlaßt durch den tiefen Drang, ſich in dem großen Gebiete der Gedanken- und Anſchauungswelt der vorzugsweiſe das Schöne darſtellenden Geiſter der alten und neuern Zeit vollkommen einheimiſch zu machen. In dieſem Sinne heißt es in ſeinen „Aphorismen":

Digitized by Google

Ich kann wohl sagen, daß ich einmal als Mumie, durchspritzt mit den feinsten Aromen der edelsten Classiker dieser Erde, in mein Grab werde gelegt werden, denn mein Fleisch ist ganz duechdrungen davon, weil ich mein ganzes Leben mit nichts anderm genährt habe. Und da mögen denn die Eisenkörner über dieser Mumie in Gottes Namen hinpusten.

Der Seitenblick am Ende ist deshalb mitgegeben, weil er die erhabene, kräftig humoristische Weltanschauung und Ausdrucksweise Regis' besser charakterisirt, als es viele Worte vermöchten. Bei Dichtern war es der Wohllaut, der Ton, die Euthythmie, was ihn nächst der Originalität ihrer Anschauungswelt und Gedanken besonders anzog. Er sagt daher a. a. O.:

Homer, Bojardo, Arioste und überhaupt wahre Klangdichter kann ich unmöglich anders lesen und genießen als laut und am liebsten im Freien. Zeitungen liest man wol still; aber das hat ja viel zu viel Glieder, zu viel Leben, es will die Flügel dehnen (ἐκτὰ πτερόεντα) wie der Schmetterling an der Sonne. Nur auf der Wärme lebendiger Menschenzunge entbindet sich ganz diese Weinblume.

Beide angeführten Stellen geben zugleich die bezeichnendsten Proben von seinem pathetisch-witzigen Bilderstile. Aus dieser Vorliebe für die „Klangdichter" erhellt, warum er nie dazu zu bewegen war, die herrliche deutsche Epenwelt des Nibelungenliedes u. s. w. zu lesen, die doch innerlich so viel organisch feiner angelegt ist als selbst Arioste, geschweige die fast maschinenartig rohe Welt des Bojardo. Aber von jenem stieß ihn das ihm ungebildet Scheinende der Sprache ab, sowie das Unausgeführte. Wenn man sich wundert, wie sich mit jener Vorliebe der Geschmack für Rabelais und Bojardo vertrage (denn das Urtheil über dessen Wohllaut scheint eine Verwechselung mit dem der italienischen Sprache überhaupt), so ist darauf zu antworten, daß Regis als kritisch und literarhistorisch nicht geschulter Kraftgeist nur die Extreme zu schätzen wußte: einerseits das höchste Kunstvollendete, andererseits das Naturderbe, Naive in seiner unmittelbaren Ausdrucksweise, und je humoristisch-burlesker diese war, desto mehr.

Aus den angeführten Gründen gab er den Griechen und unter diesen dem Homer vor allen den Vorzug, weil sich in ihm Kunst und Natur zu größter Harmonie verbinden. Zu Aristophanes verhielt sich wie zu Rabelais Regis, eigenes geistiges Wesen am homogensten. Dann folgten die italienischen Epiker. Dante liebte er wegen dessen Geistesadel und der Stärke seiner Gedanken und Anschauungen; doch beklagte er sich oft über das mittelalterlich-scholastische Element in ihm. Die Lyriker der Italiener und Spanier (wie im allgemeinen auch die der andern Nationen mit Ausnahme der deutschen) liebte er nicht, weil sie ihm entweder zu zerflossen, oder zu spielend, oder zu gekünstelt, im ganzen also zu leer waren. Die Sonette Michel Angelo's und Shakspeare's haben ihn offenbar zum Uebersetzen angezogen, weil bei beiden der Ausdruck ihres tiefsten Innern das Forminteresse überwiegt. Calderon erwähnte er kaum, dahingegen „Don Quixote" sein häufiger Begleiter war. Zu verwundern war, daß er den Wohllaut in Camoëns' „Lusiaden" übersah und sie nur eine gereimte Reisebeschreibung nannte. In der englischen schönen Literatur fand, von Shakspeare gar nicht zu reden, mit Ausnahme der Lyriker und Didaktiker (die er überhaupt nur in der griechischen Poesie als Dichter gelten ließ), so ziemlich alles Bedeutende seinen Beifall, sogar die Essayisten. Von den Römern las er in den spätern Jahren nur Virgil's „Georgica" wieder. Von ältern deutschen Werken kannte er nur den „Reineke Voß", den er wegen seiner objectiven Ironie sehr hoch schätzte und gern citirte. Daneben galt ihm noch Liscow etwas als der Geistesverwandte Swift's und seiner selbst, wie er in dem „Swift-Büchlein", der Uebersetzung einer Auswahl aus Swift's sämmtlichen Werken, so meisterhaft dargethan hat. War ihm doch schon in der Unterhaltung die Ironie eine Waffe, deren er sich gern und oft zur Abwehr des Ungebührlichen oder Geistlosen bediente, und er hatte über ihre Form („Stiletpolirtheit") so tief und fein gedacht als nur Jean Paul. Von neuern deutschen Classikern las und besaß er nur weniges außer Schiller und Goethe; von diesem letztern dafür aber auch nicht nur die beiden ersten Gesammtausgaben von 55 Bänden in Sedez und in zwei Bänden Großoctav, sondern auch einzelne der Werke in den Originalausgaben, wie er sie sich bei ihrem Erscheinen angeschafft, eine Separatausgabe der Gedichte, als Portefeuille mit Schloß und hinten angehefteten Schreibblättern gebunden, und sämmtliche bis zu der Mitte der dreißiger Jahre erschienene, als Beiträge zur Kenntniß des Lebens Goethe's dienende Schriften und Briefwechsel, die als Collection eine lange Reihe ausmachten und mit zu Regis' Goethe-Cultus gehörten.

Wir haben deshalb bei Regis' literarischen Zu- und Abneigungen so umständlich verweilt, weil der Leser, mit uns das Hintergemach betreten hatte, und dort die Gegenstände desselben in ihren besten Documenten, d. h. den werthvollsten Ausgaben, nebst den zu ihrem Verständniß erforderlichen besten Hülfsmitteln in ein paartausend Bänden die Repositorien erfüllen. Dann besonders deswegen, weil allerdings in diesem Interesse das Hauptlebensinteresse des Mannes enthalten ist. Denn wer, wie er, ohne alle verwandtschaftlichen Bande in der Welt dasteht, wer, begabt mit einem in jedem Sinne allzu reizbaren Gefühl und mit einer von Jugend auf nur auf Geistiges gerichteten energischen Innerlichkeit, verbunden mit einem Unabhängigkeitssinn, der keinerlei Zwang seines Wesens duldet, vor aller gewöhnlichen praktischen Berührung mit der Welt zurückscheut, der kann und will das Leben auf seiner Höhe und in seiner Tiefe nur durch den Concentrirspiegel auffassen, womit es die höchststehenden Geister der gebildetsten Zeiten und Völker reflectirt haben. Seine Zu- und Abneigungen hier und in der Außenwelt haben dieselbe Grundlage: jenes rasche Sichabwenden von allem Rohen, Gemeinen, Seichten und Erkünstelten, wie jene Liebe zu allem harmlos Naiven, Urkräftigen, human Gebildeten, in sich Harmonischen, von geistiger Freiheit und einem edlern Aufschwung Zeugenden.

Wir befinden uns also hier in keiner Bibliothek von

Digitized by Google

solchem Schlage, wie sie antiquarische Liebhaberei, leere Sammlersucht oder professioneller Bedarf aufstapeln, sondern in einer Versammlung von Geistern, die zu dem, der sie zu seiner Gesellschaft eingeladen, eine bis in ihre leisesten Laute lebendig vernommene Sprache reden. Regis lockte aus ihnen alles heraus, was herauszulocken war, und ließ sie dann, je nach Befund, entweder für immer ruhig stehen, oder wählte sie zu dauerndem Umgang, ganz so wie er es im Leben mit den Menschen machte. Er sagte einst: „Bücher betrachte ich wie Orangen. Hat man ihren Saft ganz ausgesaugt, so legt man von nur wenigen die Schale wegen des Nachduftes beiseite, von den übrigen wirft man sie fort.“ Und so that er in den letzten Lebensjahren. Mit Zurücklegung nur sehr weniger, ihm unentbehrlicher Werke in den schlichtesten Ausgaben und der Schriften von Freunden verkaufte er die gesammte Bibliothek um — eines Kindes willen, das, weil ihn sein Anblick bisher erfreut und es nun den Vater verloren hatte, er mit dessen Mutter zu sich nahm. Seine Freunde misbilligten den Schritt; er aber konnte nicht anders. Denn wie er selbst, von höchster Geisteskreise, doch nur wie ein harmloses Kind, unkundig des Weltgetriebes um ihn, daß man oft staunte, wenn er unter der Menge einsam dahinwandelte, so zog es ihn zu der Unschuld der Kinderwelt, wie viele Tagebuchsbemerkungen bezeugen, und vorzugsweise hatte dieses Kind zuletzt seine ganze Seele gewonnen.

Ehe dieses specielle Verhältniß zu dem Nachbarkinde sich bildete, befriedigte er seine Kinderliebe auf seinen Spaziergängen. Da sah man den, der nie dem Gefühle Vater zu sein Gehör gegeben hatte, oft schon hinter seinem Hause, aus dessen Gärtchen ein Pförtchen auf die Stadtpromenade führte, stehen bleiben, um sich von einem rothwangigen Kinde das Händchen geben zu lassen, oder eine Gruppe spielender Kinder mit der Miene des innigsten Wohlgefallens lange unverwandt zu betrachten. Schon die „Schweizerreise“, dies früheste übrig gebliebene Document schriftlicher Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Gedanken (in seinem achtundzwanzigsten Jahre), enthält mehrere auf seine Kinderliebe bezügliche Stellen. Hatte er nun hinreichend seiner Neigung genügt, dann wandelte er ruhigen gravitätischen Schrittes weiter und weiter nach einem der etwa sich auf ein Dutzend belaufenden, von den Breslauern besuchten Lustörter, jeden Tag nach einem andern und nie auf demselben Wege zurück, auf dem er hingegangen war. Gern verweilte er unterwegs vor einer im Freien beschäftigten Menge, wie z. B. beim Ein- und Ausladen der großen Oderkähne, beim Sägen des Eises u. s. w., vor einem seltsam geformten Baum oder einer andern ungewöhnlichen Naturbildung oder in Betrachtung eines Lufterscheinungen vertieft. Regis' Naturſinn entſprang nicht, wie meiſt bei den Modernen, aus dem Gefühl des Gegenſatzes ſeines Weſens zur Natur, ſondern vielmehr aus dem der Zuſammengehörigkeit, der Uebereinſtimmung beider. Nicht eine unbeſtimmte Sehnſucht zog ihn, ſondern ein unmittelbares Bedürfniß, wie Hunger und Durſt, trieb ihn gleichſam zu ihr hin. Sein Naturgenuß beſtand in dem befriedigten Einheitsgefühl ſeines Geſammt-Ichs mit deſſen allgemeinem Träger. Auch darin wie in vielem andern zeigte ſich ſein Naturell als ein antikes, daß er, auch wenn ihn die Natur durch beſondere Schönheit oder durch einen beſondern Stimmungsmoment dazu aufforderte, doch nie ſein Gefühl ganz darin aufgehen, ſondern ſogleich die objective Betrachtung eintreten ließ, indem er entweder Einzelheiten davon ſchärfer ins Auge faßte, oder ihr Verhältniß zueinander oder ihr Zuſammenwirken zu dem beſtimmten Totaleindruck erwog, oder dieſen mit einer paſſenden Staffage belebte, oder endlich ſeine eigene dadurch erregte Empfindung zum Gegenſtand des Nachdenkens machte. Dabei vermeidet er es, ſowol das Schöne der Natur als ſein Gefühl dabei mit Worten zu ſchildern, die doch immer mehr oder minder ins Ueberſchwengliche fallen. So ſagt er, nachdem er des Rheinfalls bei Schaffhauſen zum erſten mal anſichtig geworden, nur ganz lakoniſch nach einer Reihe von Gedankenſtrichen: „Nun war es gut!“ worauf er in noch einigen Reihen desgleichen ſein Gefühl in ſich fort- und ausklingen läßt. Sehr charakteriſtiſch für Regis folgen im Verlaufe der weitern Lokalbeſchreibung und daran geknüpfter Erwägungen die Worte: „Alles Hervorkömmliche wird hier mit einem male prächtig pulveriſiert, und doch in äußerer Geſetzmäßigkeit, in einem Rahmen, der dieſe Stürme willig und blumig einfaßt.“ So nach dem Ueberblicken des Panoramas vom Rigi bei Sonnenaufgang: „Man fühlt hier oben mit einem male, daß man viel, ſehr viel erworben hat, daß man gewaltig reich worden iſt!“ Auf dem St.-Gotthard, in der Nähe der Teufelsbrücke, kommt ihm die Vorſtellung: „Das es für ein Anblick geweſen ſein muß, als ſich die ruſſiſche Armee unter Suwarow durch dieſe Klüfte ſchlug!“ und fährt dann fort:

Die Einbildungskraft wird zwiſchen dieſen Maſſen vollkommen befriedigt. Es iſt ſo wohlthätig, hier mit nichts mehr förlich nehmen zu dürfen, das Höchſte leidhaft um und um ſein ſich zu ſehen! ... Hier ſagt man ſich: hier iſt dein altes Erbe; das ſind die Braven, die Unbezwinglichen. Hierher gehörſt du!

Und bei Gelegenheit ſeiner letzten Tour ins Schleſiſche Gebirge (im Jahre 1837) bemerkt er:

Als ich jetzt nach mehrjährigem Darben in der Stadt und dem Einerlei ihrer flachen (!) Spaziergänge wieder zum erſten mal in die Gebirge trat, da durchwehte mich aus dieſer Wald- und Wieſenwelt ein Athem, als wenn mein erhartetes Schlackenherz wieder aufgeſchmolzen würde, als wenn meine eigene Lebensquelle wieder jung hervorrieſen wollte. („Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen“ u. ſ. w.) Aber mehr kann ich auch nicht darüber ſagen, denn es iſt unausſprechlich. Um es ganz zu genießen, hätte ich wol eigentlich ganz allein ſein müſſen. Ich glaube, ich hätte weinen können. Aber dann hätte ſich auch bald meiner jene träumeriſche Erſchlaffung bemächtigt, die in die Länge ſo läſtig wird. Denn das iſt immer die Wirkung der unbefeelten Natur, daß ſie den Menſchen nach und nach entnervt: indem er ſich ihr ganz hingibt, muß er ſo lange ſich aufgeben.

War nun unſer Herkömmlichkeits-, Pedanten- und Philiſterthumshaſſer an dem für heute vorgeſetzten Orte

Digitized by Google

angelangt, so habilitirte er sich an einem von dem Centralpunkt der Gäste entlegenern Tischchen, rief nach Getränk, zog sein Buch hervor, und vertiefte sich bald in dieses, bald schaute er naiv darüber hinweg in das Treiben der mit Tassen, Gläsern und Zungen geräuschingen Menge oder auf Kinder, die sich durch Haschen oder im Ringeltanz ergötzten. Wie oft schmolz ihm da Buch und Leben in Gedanken zusammen, und man kann nach allem bisher über ihn Erwähnten schon im allgemeinen sagen, daß er das Buch als Leben und das Leben wie ein Buch ansah.

Folgende Stelle aus dem „Homer-Journal" kann dafür zum Beleg dienen (den 16. Juni 1850):

Seltsames Zusammentreffen. Ich sitze da heute Vormittag (in seinen letzten Lebensjahren hatte sich sein ehemals so spätes Aufstehen unerwartet in frühes, ja sogar frühes Ausgehen verwandelt) auf einem Gartenstuhl und lese den Homer. Da kommt ein lahmer Gartenfeger mit seinem Besen quer an mir vorbeigehinkt, und sein bei jedem Schritt scharfvernehmlich hinausschiebender Besen ist dabei in auffallend komischer Weise mit thätig. Kaum ist er in einem Seitengange verschwunden, so treffe ich im Weiterlesen auf die allernächsten Verse, Ilias, I, 591—600 (nun wie gewöhnlich im Originale citirt und dahinter aus Voß' Uebersetzung):

Doch unermüdlichet Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn wie Hephästos in emsiger Eil umherging.

Man versteht hieraus, wie recht Regis hatte, das Prädicat eines Philologen eifrig abzulehnen. Denn wenn ähnliche Apercus auch unter die Ausnahmen gehören, so enthalten doch seine „Griechengedanken eines Deutschen" auch nicht das Geringste von echt philologischem Schrot und Korn. Auch diese Classiker liest er nur um ihres Geistes willen und spricht sich über diesen im allgemeinen oder bei einzelnen Stellen in seiner eigenthümlichen bilderreichen Weise aus, wie wenn er z. B. über Aristophanes sagt:

Es ist mehr eigentliche Erfindung in jeder seiner Komödien, als in allen Tragödien seiner Zeit zusammengenommen. Sie sind ein beißender Mauerpfeffer, der organisch nur so an den Mauern der Stadt Athen wuchs und wachsen konnte. Hat es je größere Gelegenheitsgedichte gegeben? Wahre Naturprodukte eines Staatslebens! Wie die Phaläen oder Bohnuschchen, die noch Goethe in den Tempelsäulen von Pästum fand.

Wie er dergleichen nun in sich unrechtlegte und verknüpfte, concipirte er auf seinen Wanderungen und notirte es wol auf den Stationen derselben, um dann zu Hause dem Gedanken Form zu geben. Denn je nach der Dauer dieser Gänge, die von vorausgegangenem Arbeitungen oder der Tageslänge abhing, besuchte er oft mehrere solcher Orte, die unvergsamsten Pfade wählend, um ungestört laut lesen oder seinen Gedanken nachhängen zu können. An einem derselben nahm er, oft sehr spät, seine einzige Tagesmahlzeit ein. In vorgeschrittener Jahreszeit verschob er diese jedoch meist bis zu seiner Rückkehr in die Stadt, wenn nicht allzu lange Abhaltungen ihn nöthigten, sie schon vor seinen Ausflügen abzuthun. Endlich in tiefster Nacht zurückkehrend, besuchte er noch irgendeinen Conditorladen, um bei einer Tasse Thee oder einem Glase Grog die gewohnte tägliche Zeitungslectüre zu absolviren. War das Wetter aber derart, daß es ihn durchaus verhinderte, ins Weite zu gehen, so setzte er sich einen der Eisenbahnhöfe zum Ziele seines Ausgehens, oder wie in den letzten Jahren, wo seine physische Kraft sichtlich abnahm, irgendein entferntetes Restaurationslokal in der Stadt. Denn ohne „Luft gegessen" zu haben oder unter Menschen gewesen zu sein, durfte ihm ein Tag ebenso wenig vergehen als „eine linea". Und so erhielt man nicht selten einen Brief, der aus dem und dem Bahnhofe oder von dem Fenstebret des und des Kellers datirt war. Und ebenso wunderlich war es wol, seinen feurig blickenden Greisenkopf in einem solchen Lokal dicht unter einer Glasflamme bei seinem Classiker sitzen zu sehen, sein Glas vor sich, Schreibtafel und Stift zur Hand, um aufzunotiren, als säße er daheim an seinem Schreibtische, unbeachtend den lauten Verkehr der Gäste um ihn her, und unbeachtet von denen, die seine Gegenwart schon gewohnt waren, oder mit verwundertem, doch ehrfurchtigem Schweigen von den Uebrigen betrachtet.

War er nun endlich in seiner Zelle angelangt, so trug er erst den Gewinn seiner Wanderungen zu Buche, d. h. mundirte die notirten geistigen „Ausdünstungen", wie er früher die „Aphorismen" betitelt hatte, oder irgendeinen durch die Zeitungen veranlaßten Reimvers (den er in ein Heft, „Jucoseria" benannt, niederlegte: „ich singe mir Holzschnitte", sagt er davon), oder führte sie sorgsamer aus. Dann brachte er die durchgefeilten Uebersetzungen ins Reine (denn er copirte alle seine Arbeiten mit eigener Hand), oder schrieb Freundesbriefe, für die gar manche Notiz in die Schreibtafel gekommen war. Denn auch diese behandelte er nicht als bloß nothwendige flüchtige Mittheilungen, sondern als ihm Genuß gewährende Kunstwerke, und in der That tragen sie denselben Mixlapidarstil wie seine bestelaborirten Aphorismen. Dies geschah nun in seinem Hinter- oder Bibliothek- und Schlafzimmer am großen Pult, und oft hat ihn hier der wieder aufdämmernde Sommertag erst schlafen gehen sehen. Es war dies gleichsam sein drittes Atelier, worin er dem, was er in dem Vorderzimmer, als ersteres, als sein philologisches Studium, als seine Berufsarbeit getrieben, oder in dem zweiten, der freien Natur nämlich oder irgendeinem öffentlichen Lokal, aus freiem Antriebe ersonnen, die letzte Politur gab. Sein ganzes Wachen war demnach, außer den wenigen Stunden des Freundesverkehrs, ein stetes Arbeiten, eine stete Geistesanstrengung, die nur durch die Geistesfreiheit, mit der er alles betrieb — Quecksilbernaturen waren ihm daher durchaus zuwider —, gemildert wurde. Auf ihn war das Goethe'sche „Ohne Rast, doch ohne Hast" anwendbar. Bei seiner Liebe zur Vollendung bis auf den Punkt überm i und weil er alles selbst und Reine schrieb (und er schrieb selbst langsam, um niemals unleserlich zu sein), war es auch so nur möglich, daß er so viel leistete, wozu noch kommt, daß er alles von sich Gedruckte aufs genauste corrigirte. Und dieses sein hier dargestelltes tägliches Leben blieb sich, nur modificirt durch die Jahres-

Digitized by Google

zeiten und Lebensaltersstufen, im ganzen jahraus jahrein und an Fest- wie an Werktagen gleich.

Hier ist der Ort, uns seiner großen geistigen Thätigkeit durch Aufführung sowol der veröffentlichten Werke in chronologischer Reihenfolge als auch der im Manuscript hinterlassenen zu erinnern. Außer dem eingangs angeführten „Timon" von Shakspeare und „Bemerkungen übrr Swift und seine Werke" (worin die Uebersetzung einer ganzen ironischen Predigt enthalten ist), in der von H. Wachler 1821 herausgegebenen „Philomathie von Freunden der Wissenschaft und Kunst" (III, 137 fg.), erschien 1832 der erste Theil der Uebersetzung von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" (981 Seiten Text, in gr. 8.) und 1841 der zweite Theil dazu (Commentar, von nahezu 1800 Seiten in engem, nur halb so großem Druck als der erste). Der Vollendung dieses Werks hatte er — durch Vermittelung des damaligen Adjutanten Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV., General von Below auf Ruzzau, einem der größten Kenner Rabelais' und der Rabelais-Literatur, der in einem Aufsatze diese Arbeit Regis' „einen neuen Triumph deutscher Uebersetzungskunst" nannte — eine königliche Pension von 300 Thalern, sowie die Ernennung zum Doctor honoris causa von der Universität Breslau im Anfange der vierziger Jahre zu verdanken. Ohne jene Pension aber hätte Regis, der zwar nur sehr wenige Bedürfnisse hatte, aber seiner Natur nach kein Oekonom im strengsten Sinne sein konnte, sich bald der drückendsten Sorge preisgegeben gesehen, da über der so langjährigen Ausarbeitung dieses Werks sein väterliches Vermögen draufgegangen war. Vor der Totalbrendung desselben kam mittlerweile 1836 der „Shakspeare-Almanach" und 1840 die Uebersetzung des „Verliebten Roland" nach der ursprünglichen Abfassung des Bojardo nebst umfangreichem Glossar in einem starken Quartbande heraus. Dieser folgten 1841 die Sonette und Canzonen des Michel Angelo Buonarotti mit beigesetztem Original. Im Jahre 1840 erschienen gleichzeitig Machiavelli's „Fürst" und das „Liederbuch vom Cid" nach Keller's Ausgabe, 1847 aber obberührtes „Swift-Büchlein" und zwei Jahre nach seinem Tode (1856) die „Auswahl aus der griechischen Anthologie"; im ganzen also 10 verschiedene Werke von äußerm sowol als innerm Belang, die seinen Ruf als Uebersetzer festgestellt haben.

Von seinen hinterlassenen, stets zum Druck bereit gehaltenen Manuscripten befinden sich laut letztwilliger Verfügung die hier so oft angeführten, nämlich die „Schweizerreise", die „Aphorismen" (204 enggeschriebene Quartseiten), die „Griechen" (69 Quartseiten) und die „Shakspeare-Gedanken eines Deutschen" (105 Quartseiten) in den Händen des Referenten; in die breslauer Universitätsbibliothek aber sind nebst den gesammten, mit Notizen und Verbesserungen versehenen Handexemplaren der gedruckten Uebersetzungen von Regis niedergelegt: ein zierlich geschriebener und gebundener Quartband, betitelt „Shakspeare-Parallelen", enthaltend Sinnparallelen zu Gedanken aus Shakspeare aus allen Autoren, welche Regis in den Sprachen, deren er kundig war, gelesen hatte; alle Stellen zuerst im Original und dann in eigener oder fremder guter Uebersetzung; ein starker Foliband, welcher in höchst sauberer Schrift ein Glossar über alle im Rabelais vorkommenden Wörter enthält, und für dessen Abdruck man sich nicht nur in London, sondern sogar in Paris vergebens verwendet hat; ferner ein ziemlich starkes Büchelchen in Octav, mit sprachlichen und sachlichen Notizen zu Dante's „Divina commedia"; ein Heft mit Bemerkungen zu Aristophanes, desgleichen zu Ariosto's „Rasendem Roland", Collectaneen über die Cid-Romanzen u. s. w. Unter Papieren von minderm Werthe, wie z. B. das Fragment einer unbeendeten Reisebeschreibung u. s. w., befindet sich noch auf langen, bandartigen Zetteln ein mit mühsamster Genauigkeit gemachtes Verzeichniß aller Varianten, Auslassungen und Druckfehler der poetischen Werke Schiller's in den verschiedenen Ausgaben derselben, mit Ausnahme der letzten. Rechnet man hierzu noch den von seiner Seite nie lange stocken gelassenen und deshalb so reichen als inhaltreichen Briefwechsel, dessen Form in keiner Zeile die Spur eines geschäftseiligen Schematismus an sich trug, so muß man gestehen, daß er mit Zeit und Kräften in seiner Weise redlich gewuchert habe. Dies war aber auch in seiner Lage und bei seinen Eigenheiten nur möglich durch die ihm eigenthümliche, alle störenden Eingriffe abwehrende Lebensart und Tagesordnung: er durfte absolut von nichts abhängig sein. Die natürliche Folge davon war, daß er unverheirathet blieb, und nie hat man darüber, wie wol sonst von alten Junggesellen, ein Reuewort von ihm vernommen. Ja, er führt schon in der „Schweizerreise" beifällig die Worte eines alten Schulfreundes an, den er auf dem Rückwege aufsucht, womit dieser dem herzlichen Zureden seiner Frau zu Ehr und häuslichem Leben Einhalt thut: „daß, wie er mich seit Jahren kenne, ich allem Urtheil und menschlichem Ansehen nach unverheirathet aus dieser Welt abtreten würde", und die bekannten Worte auf Regis anwendend schließt: „Voilà un original, qui ne se désoriginalisera jamais!" Ob Regis jemals in einem Neigungsverhältniß gestanden, darüber ließ er sich niemals verlauten. Er nannte sich selbst in dieser Hinsicht „eine trockene Natur".

Desto regsamer war dagegen und mußte von je sein Freundschaftssinn gewesen sein; denn welche innige Theilnahme widmete er selbst den rein menschlichen Interessen der lebenden Freunde, welches gefühlstiefe Andenken den längst verstorbenen. In jener Abneigung vor der Ehe, obgleich er keineswegs Misogyn war, in dieser Hinneigung zur Freundschaft erkennt man, wie bei Winckelmann, abermals ein antikes Element seines Wesens, entsprechend seinem Verhältniß zu Natur und Kunst. Denn auch in letzterer nahm er an dem Modernen nur gezwungenen Antheil, weil ihn das psychologisch-socialistisch Haarspaltende in Gefühl, Anschauung und Urtheil, der Mangel an schöpferischer Vollkraft und Einfachheit bei ihnen stets zur Polemik reizte, aus welchem Grunde er sich auch dem zweiten Theile von Goethe's „Faust"

Digitized by Google

geradezu abhold erwies. Freunden wußte Regis ein Freund zu sein. Wie alles bei ihm aus dem Vollen und Ganzen kam, aus einem ungetheilten Interesse entsprang, so auch sein Freundschaftsgefühl, das sich liebevoll über die Entfernten, erinnerungskräftig über mit ihnen Erlebtes, dankbar für erwiesene Dienste, anerkennend über ihre Vorzüge äußerte, und mit unnachlassender Treue das Band auch mit den ältesten und entferntesten Freunden und Freundinnen festzuhalten suchte. Welcher freudige Eindruck seines ganzen Wesens beim Wiedersehen solcher! Aber auch die jüngern, neuerworbenen Freunde, einmal als solche von ihm anerkannt, hatten sich der Werthschätzung jeder ihrer guten Eigenschaften oft über Gebühr zu erfreuen. Wie sorgsam erkundigte er sich persönlich, wenn einem der im Orte lebenden etwas zugestoßen, trotz Treppen, die er sonst wegen seiner stets leidenden Füße so sehr scheute. Ein rührender Beweis seiner Gutmüthigkeit und Naivetät, ganz entgegengesetzt dem selbstsüchtig hochmüthigen Dünkel der Unfehlbarkeit, war gewiß der, daß wenn er einen Freund durch zu große Heftigkeit im Widerspruch verletzt zu haben glaubte, er sicher der erste war, der baldigst eine friedliche Verständigung veranlaßte. Und solcher Züge von augenblicklichem Drang des Wiedergutmachens und von Selbsttadel wegen Heftigkeit finden sich sogar in der „Schweizerreise" und den „Aphorismen" verzeichnet. Nur anmaßende, absprechende Rechthaberei konnte ihn selbst mit ältern Freunden für immer brechen lassen: gemüthlosen Eigendünkel ertrug er nicht. Stets war das rein Menschliche das bei ihm Vorwiegende.

Dies ist besonders bei seinem politischen, religiösen und Geschmacksstandpunkte in Betrachtung zu ziehen. Denn wie er z. B. in der Musik, deren großer Liebhaber er war, Beethoven, dessen Großes er nicht verkennt, doch unter Mozart und Cherubini rangirt, weil jener ihm „ein ewiges Rennen mit Hindernissen, ein Katarakt, während Mozart ein himmelblauer See von Nemi, ein Diamenspiegel" ist, so war er auch in der religiösen und politischen Sphäre conservativ gesinnt, weil er nur in der ruhigen, gesetzmäßigen Fortentwickelung, die er wünschte und hoffte, und die er in der allmählichen Aufklärung sah, eine wahrhaft gedeihliche und wohlthätige erkannte. In religiöser Beziehung war er, ohne bestimmte confessionelle Richtung, wie sich von seinem aus der Humanitätsepoche hervorgebildeten vorurtheilsfreien Geiste erwarten ließ, doch fester Providenzgläubiger, Christ und Protestant. Seine schon von der Natur zur wahren Geistesfreiheit und reinsten Humanität geschaffene Seele mußte gewissen Formen, Aeußerungs- und Verfahrungsweisen abhold sein, deren sich selbst viele Bekenner und Lehrer von Christi Wort bedienen, um unter diesem Schilde, und zwar oft zu sehr weltlichen Zwecken, Verfolgungssucht, Glaubenszwang und Geistesbeschränkung zu verbreiten. Und um so aufgebrachter konnte er darüber sein, wenn er sichtlich zu gewahren glaubte, daß dadurch nur Aberglauben und Unglauben gefördert wurde. In dem letzten Lebensjahre, da ein schleichendes Zehrfieber ihn ergriffen hatte, seine Kräfte täglich mehr ermatteten und er ungern so von der Welt schied, schien er sich der Bibel mehr als eines Trost-, denn als eines Geistbildungs- und Charakterstärkungsmittels zu bedienen, zu welchem Zwecke sie in früherer Zeit oftmals der Gegenstand seiner tiefern Betrachtung gewesen war. In den letzten Leidenswochen erfaßte ihn oft herber Mismuth über sein so sieches Dasein, das er bis dahin nie so an sich erfahren; doch wehrte sich seine Geisteskraft gegen eine völlige Niederlage bis zu den letzten acht Tagen, wo er zu Bett bleiben mußte, doch bis zum letzten Tage zu arbeiten fortfuhr, als ihn plötzlich der Schlag von noch längerm Leiden befreite. Der ihm sehr befreundete Professor Haase übernahm die Veranstaltung zu einem einfachen doch würdigen Leichenbegängniß, und so wurde der Dahingeschiedene unter dem zwar nicht zahlreichen, doch von seinem Verluste desto durchdrungenern Geleite solcher, die seinen Werth als Geist wie als Mensch zu würdigen wußten, am 1. September 1854 auf dem Friedhofe der Reformirten, wie er es ausdrücklich gewünscht hatte, zur Ruhe bestattet.

Nicht lange nach seinem Hinscheiden erschien ein lithographirtes Porträt Regis' von einem Herrn Schramm. Es ist eins der vielen, von denen man sagen muß, daß der Zeichner nicht durch die äußern Formen bis zur Seele hindurchgedrungen ist. Auch ist die Stirn im Verhältniß zum Unterantlitz zu breit. Sie erhält über diesen durch sie zusammengedrängten Gesichtszügen von blos apathisch-conjecturirendem Ausdruck, mit Regis zu reden, mehr die Bedeutung eines Gedächtnißscheffels als eines Dampfcylinders, der in fortwährender activer Arbeit ist. Wer denkt sich bei dieser Physiognomie, daß sie die eines Mannes ist, der, schon im funfzigsten Lebensjahre ohne alle Zähne und mit beibehaltenem sächsischen Accent, dramatische Charaktere, wie z. B. den eines Marquis Posa, mit hinreißendem, unvergeßlichem, schwungvollem und dabei doch naturwahren Ausdrucke vortrug. Wer erkennt darin nicht blos den sinn-, wort- und formengetreuen Uebersetzer, sondern den geist- und charaktergetreuen Nachbildner des Originals, wie sich Regis gern nannte, zumal eines solchen wie Rabelais, zu dessen Wiedergabe nicht blos die kühnste Handhabung des gesammten Sprachschatzes dreier Jahrhunderte, sondern noch mehr die verwegenste, vor keinerlei Vorstellung, selbst der abschreckendsten Bilder, Handlungs- und Denkweisen zurückscheuende Einbildungskraft erforderlich ist, um jenes bis zum Uebermuth gesteigerte dramatische Leben des Originals nicht zu verfehlen?

Zur Vervollständigung des innern Porträts mögen hier zum Schluß noch Regis' eigene Worte über sich aus den „Selbstbetrachtungen eines Einsiedlers" stehen:

Wenn unter einer Brut junger Enten eine einzige wäre, die nicht schwimmen könnte, so müßte ihr, glaube ich, ungefähr so zu Muthe sein wie mir im Gefühl meiner Unfähigkeit, das Leben selbst praktisch auszubeuten, anzugreifen, zu verdienen, wie doch Millionen Menschen um mich gegeben ist.... Warum, frage ich mich oft, muß eben mein Horizont von Natur ein so gar enger sein, daß ich an tausend Dingen, woran andere

Digitized by Google

Interesse finden, so ganz und gar nicht theilnehmen kann, ja daß sie mich anekeln, sei es in Spiel oder Wissenschaft; ich habe sie nie beachten noch studiren mögen, und bin darum höchst dumm geblieben. Selten kann ich in Gesellschaft den Gesprächen folgen, denn ich verstehe von so vielem nicht einmal die Prämissen, die stillschweigend vorausgesetzt werden, muß mich daher meist stumm oder fragend verhalten.... Egoistisch kann ich nur an der mir congenialen Sache mit Hoffnung auf Gelingen arbeiten, und überlasse es dem Zufalle, ob auch andere, wenn sie fertig ist, danach greifen mögen.

Karl Eitner.

Zur Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit.

Musologie. Systematische Uebersicht des Entwickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranstalten, Literaturen, Wissenschaften und Künste, der Bibliographie und des literarhistorischen Studiums. Von K. F. Merleker. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterwirft man die wissenschaftliche Literatur der verschiedenen Nationen in Bezug auf Form und Art der Darstellung und Behandlung des Stoffs einer vergleichenden Betrachtung, so wird sich sehr bald herausstellen, daß die Deutschen, einschließlich der unter dem Einfluß der deutschen Wissenschaft stehenden Völker des nördlichen und östlichen Europa, eine Gattung von wissenschaftlichen Werken besitzen, die ihnen eigenthümlich angehört. Wir meinen hiermit die große Klasse von Hand- und Lehrbüchern, Grundrissen, Compendien der verschiedensten Disciplinen, welche in gedrängter Kürze, sehr häufig selbst in kaum genießbarer Form, die Ergebnisse der Einzelforschung vereinigen und einen systematischen Ueberblick über den Stand der Wissenschaft gewähren. Meist für den höhern Unterricht, besonders auf Universitäten, oder zum Nachschlagebuch für den Fachmann bestimmt, zeigen diese Werke gewöhnlich das Bestreben, soviel als möglich Details zu berühren und, weil ein näheres Eingehen auf dieselben der compendiarischen Natur des ganzen Buchs widerstreben würde, angemessene literarische Nachweise, oft in großer Fülle, beizufügen. Keine Monographie, mag sie in Deutschland oder Frankreich, in Europa oder Amerika das Licht der Welt erblickt und dem Fortschreiten der Wissenschaft einen Dienst geleistet haben, wird unbenutzt oder wenigstens unerwähnt gelassen. Dieses den deutschen Gelehrten zierende eigenthümliche Streben nach Universalität, welches auch das Kleinste und Entlegenste mit gleicher Liebe in das Bereich der Forschung und Darstellung zieht, hat auch mehrere Werke über die sogenannte allgemeine Literaturgeschichte möglich gemacht, wie sie deren andere Völker nicht besitzen, noch überhaupt wol besitzen konnten. Die umfassenden Arbeiten von Eichhorn („Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", 12 Bde., Göttingen 1818), Wachler („Handbuch der Geschichte der Literatur", dritte Auflage, 4 Bde., Leipzig 1833) und Gräße („Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit", 3 Bde. in verschiedenen Abtheilungen, Leipzig 1837—57) bleiben trotz der Mängel, die ihnen anhaften, Denkmäler deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, welchen keine Nation etwas Aehnliches zur Seite stellen kann.

Den unübersehbaren Reichthum an Stoff, welcher in den genannten Werken sowie zahlreichen speciellen literarhistorischen Arbeiten aufgehäuft ist, suchte nun Professor Merleker zu Königsberg, bereits durch einige geographische und historische Leistungen vortheilhaft bekannt, in dem zu Eingang dieser Anzeige angeführten Buche übersichtlich in Form eines Grundrisses, der bei Vorträgen zur Grundlage dienen soll, zusammenzufassen, und wir müssen hier gleich im voraus bemerken, daß ihm dies im allgemeinen auch vollständig gelungen ist. Die „Musologie" wird nicht nur auf dem Arbeitstische der Studirenden und Gelehrten anzutreffen sein, sondern auch in den Händen aller derer, welche aus Neigung oder Beruf literarhistorischen Studien obliegen, sich als ein zweckmäßiges Hülfsmittel zur Orientirung erweisen. Obgleich der Verfasser bei der Herausgabe seines Werks zunächst nur den pädagogischen Zweck im Auge gehabt hat, so glauben wir doch demselben auch einen gewissen Werth für die Wissenschaft der Literaturgeschichte selbst beilegen zu müssen. Namentlich sind es zwei Punkte, in denen sich Merleker's Grundriß vor den übrigen Lehrbüchern der allgemeinen Literaturgeschichte, namentlich vor denen Wachler's und Gräße's, auszeichnet. Für das erste nämlich scheidet Merleker zwischen Literatur und Gelehrsamkeit und behandelt daher seinen Stoff in zwei Hauptabschnitten, von denen der erstere den Nationalliteraturen der einzelnen Völker, der zweite der scientifischen Literatur gewidmet ist. Ein dritter Abschnitt, welcher als Einleitung dem Ganzen vorausgeschickt wird, bildet den allgemeinen Theil und handelt in fünf Kapiteln von der Sprache, der Schrift, dem Druck, den Büchern und Büchersammlungen und von den Bildungsanstalten. Den Kern des Werks bildet der zweite Hauptabschnitt, die Geschichte der Nationalliteraturen. In der Art und Weise, wie er hier den Stoff anordnet und behandelt, liegt hauptsächlich der Fortschritt, welchen Merleker gegen seine Vorgänger gemacht hat. Während letztere die gesammte Geschichte der Literatur, gleich der politischen Geschichte, nach gewissen Perioden vorführen, folgt der Verfasser dem ethnographischen Princip. In drei Unterabtheilungen handelt er von den Literaturen der Orientalen, der classischen Völker und der Occidentalen und bespricht letztere wiederum nach den drei großen Sprachkreisen des romanischen, germanischen und slawischen Terrains.

Das Lob, welches wir bisher der „Musologie" Merleker's spendeten, soll uns jedoch nicht verhindern, auch die mangelhafte Seite derselben zu berühren. Bei der eigenthümlichen und künstlichen Terminologie, die sich der Verfasser geschaffen hat, wollen wir uns nicht weiter aufhalten, wie sie wahrscheinlich auch von keinem, der das Buch gebraucht, beachtet werden wird; wohl aber müssen wir darauf aufmerksam machen, daß bei einer zweiten Auflage des Werks bei der Bearbeitung des Einzelnen zuverlässigere Hülfsmittel zu Grunde gelegt werden sollten. Namentlich gilt dies von den Literaturen der asiatischen und weniger bekannten europäischen Völker, über welche nur sehr fragmentarische Notizen und viel Veraltetes, ja selbst geradezu Unrichtiges mitgetheilt wird. Gibt es auch noch nicht Geschichtswerke im eigentlichen Sinne des Worts über die verschiedenen nationalen Literaturen der Völker des Orients, so sind doch schon verschiedene sehr brauchbare und leicht zugängliche Hülfsmittel vorhanden. Der Verfasser beginnt mit den Chinesen, dem ältesten Culturvolke des östlichen Asien. Die chinesische Literatur ist unermeßlich und in Bezug auf Geschichte, Geographie und Ethnographie zugleich die wichtigste des ganzen Morgenlandes. Eine Geschichte derselben hat bisjetzt noch niemand versucht, doch haben Schott in seinem „Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur" (Berlin 1854), Bazin in „Le siècle des Youen" (2 Bde., Paris 1851) und Wassiljew in verschiedenen Aufsätzen im „Bulletin" der petersburger Akademie sowie in seinem Werke über den Buddhismus (Petersburg 1857) viel zur Kenntniß derselben beigetragen. Zu dem chinesischen oder ostasiatischen Culturkreis gehören zunächst die Japaner, welche vor der Bekanntschaft mit den Chinesen (285 n. Chr.) keine Schrift, noch weniger eine Literatur besaßen. Noch gegenwärtig werden alle Werke der strengern Wissenschaft in chinesischer Sprache verfaßt; die Schriften in japanischer Sprache sind selten rein japanisch, sondern in einer mit vielen chinesischen Worten und Phrasen vermischten Sprache geschrieben. Die sehr reiche japanische Literatur war trotz des mehr als dreihundertjährigen Verkehrs der Europäer mit jenem Inselstaate des äußersten Ostens im Abendlande fast gänzlich unbekannt geblieben, bis etwa seit zwei Jahrzehnden besonders durch Siebold etwas für dieselbe

Digitized by Google

geschah. Des letztern „Bibliotheca Japonica" (6 Thle., Leyden 1833—41) nebst dem „Catalogus librorum Japonicorum" (Leyden 1845) bilden bisjetzt die Hauptquellen für den Literarhistoriker. Die Bewohner der volkreichen Halbinsel Korea besitzen ebenfalls eine Literatur, welche von der chinesischen beherrscht wird; doch ist von derselben bisjetzt in Europa noch weniger bekannt als von dem Lande und Volke selbst. Auch in Anam oder Tonking und Cochinchina in Hinterindien bildet seit Jahrhunderten das Chinesische die Sprache aller, die auf höhere Bildung Anspruch machen. Ebendeshalb werden fast alle Bücher chinesisch geschrieben, während in der anamasischen Sprache nicht viel mehr als eine dürftige Uebersetzungsliteratur existirt. Auch hier hat der zukünftige Forscher noch alles zu thun. Etwas mehr Gunst haben von Franzosen, Deutschen und Russen die Mandschu erfahren, welche erst seit der Thronbesteigung der jetztregierenden chinesischen Dynastie ihre Cultur von China aus erhielten. Die Literatur derselben besteht fast nur in Uebersetzungen chinesischer Werke.

Von einer größern welthistorischen Bedeutung ist die Literatur der Indier geworden. Den vereinigten Bestrebungen besonders englischer und deutscher Gelehrten ist es seit dem Anfang unsers Jahrhunderts bereits gelungen, eine ziemliche Anzahl der wichtigsten Werke aus dem überreichen Schatze der alten Sanskritliteratur an das Licht zu ziehen, die hinreichend die hohe Stellung documentiren, welche die altindische Nationalliteratur in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte der intellectuellen Cultur der Menschheit eingenommen hat. Bei den Indiern allein, wie bei keinem andern Volke der Erde (selbst den Chinesen nicht), läßt sich die geistige Entwickelung in authentischen schriftlichen Denkmälern von mindestens 1500 v. Chr. an durch alle ihre Phasen bis auf die unmittelbare Gegenwart herab verfolgen. Man unterscheidet zwischen altindischer und neuindischer Literatur. Die Denkmäler der erstern sind in Sanskrit abgefaßt, die der letztern in den verschiedenen neuindischen Sprachen, welche aus dem Sanskrit hervorgegangen sind. Den ersten Versuch einer Geschichte der altindischen Literatur gab Weber in den „Vorlesungen über indische Literaturgeschichte" (Berlin 1852). Aus dem Sanskrit entwickelten sich zunächst die Prakritmundarten, deren im 3. Jahrhundert v. Chr. wenigstens drei vorhanden waren. Da das Sanskrit noch immer die Sprache der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sowie überhaupt der höhern Bildung blieb, so wurden auch nur wenige Schriften in den Prakritmundarten, den Sprachen des gewöhnlichen Lebens, abgefaßt. Doch bemächtigten sich die buddhistischen Lehrer der Sprache des Volks, um auf dieses zu wirken, woher es geschah, daß eine Prakritmundart, das Pali, zur heiligen Schriftsprache der Buddhisten wurde und als solche sich mit dem Buddhismus über das eigentliche Indien hinaus nach Ceylon und Hinterindien verbreitete. Erst in neuester Zeit wird die Paliliteratur auch in Europa studirt, doch liegt nur erst weniges in Druck vor. Noch weniger ist von der Literatur der Dschainas bekannt, deren heilige Bücher auch in einem Dialekt des Prakrit abgefaßt sind. Auf den Trümmern des Prakrit erhoben sich die verschiedenen neuindischen Sprachen, von denen jedoch nur das Hindi und das Hindustani, höchstens noch das Bengali, eine eigene Literatur aufzuweisen haben. Es sind zwar auch in andern neuindischen Sprachen, wie dem Oriya, Mahratti, Guzerati u. s. w. Bücher vorhanden, doch datiren nur wenige aus der Zeit vor Begründung des Angloindischen Reichs; meist sind dieselben erst durch europäischen Einfluß hervorgerufen. Sehr schätzbare Hülfsmittel für die Kenntniß der Hindi- und Hindustaniliteratur hat Garcin de Tassy in der „Histoire de la littérature hindoui et hindoustani" (Bd. 1 u. 2, Paris 1839—47) sowie in „Les auteurs hindoustanis et leurs ouvrages" (Paris 1855) geliefert. Zweimal haben die arischen Indier ihre Cultur weit über das eigentliche Hindostan hinausgetragen, erst durch den Brahmanismus, später durch den Buddhismus. Durch den Brahmanismus wurden die Völker des Dekan der indischen Cultur unterworfen, ihre Sprachen reichlich mit Sanskritworten erfüllt und Literaturen nach dem Vorbilde der altindischen hervorgerufen. Es gehört dahin vor allem die Literatur der Tamulen, die älteste und reichste der südindischen, um deren Kenntniß sich besonders Graul verdient macht; ferner die ebenfalls alten Literaturen der Telugu und Canaresen, sowie die minder bedeutende der Malabaren. Die Literatur des Kavi auf Java und Hinterindien entlehnt ihre Stoffe fast durchgängig den Indiern, wie denn die jetzt ausgestorbene Speache selbst ihren Wörterschatz meist dem Sanskrit entnommen hat. Noch weitere Verbreitung und weitern Einfluß erlangte die indische Literatur durch den Buddhismus. Viele größere Nationen haben ihre Literaturen allein der Einführung des Buddhismus zu verdanken. Wir erwähnten bereits, daß sich in Begleitung desselben das Pali nach Ceylon und dem größten Theil von Hinterindien verbreitete. Wenn das Pali auch bei den Singhalesen wie bei den Birmanen, Siamesen und Laos, gleich dem Latein im Mittelalter, als Schriftsprache gilt, so wurden doch auch zahlreiche Schriften in den Landessprachen verfaßt. Diese Schriften fallen zwar zum großen Theile dem buddhistischen Kreise zu, doch fand man auch Veranlassung zur Aufzeichnung weltlicher Erzeugnisse, von Geschichtswerken, Poesien und wissenschaftlichen Büchern. Von den Literaturen der vier genannten Völker ist jedoch bisher in Europa nur erst sehr wenig bekannt geworden. Genügender sind wir namentlich durch russische Gelehrte über die Literaturen der buddhistischen Völker des innern Asien unterrichtet worden. Obenan steht die Literatur der Tibetaner, zwar vorzugsweise geistlich, doch auch nicht arm an weltlichen Schriften. Unmittelbar an die tibetanische Literatur schließt sich die mongolische und weiter die kalmückische an. Mit der letztern reicht indischer Einfluß bis nach Europa herein. Selbst China nebst den Völkern seines Culturkreises hat sich den nachhaltigsten Einwirkungen der indischen Literatur nicht entziehen können, wie denn gerade der Buddhismus in China eine äußerst lebendige Literaturbewegung hervorgerufen hat. Nahe verwandt mit der ältesten arisch-indischen Literatur ist die sogenannte Zendliteratur der östlichen Perser; erhalten aus ihr haben sich nur Bruchstücke der einst umfassendern heiligen Literatur der Parsen; eine jüngere Epoche derselben bildet die Pehlewi-, die jüngste, die sogenannte Parsiliteratur. Von einer Literatur der alten Perser ist nichts auf uns gekommen; daß sie nicht ganz ohne eine solche waren, beweist schon, daß sie eine wenn auch für den Gebrauch schwerfällige Buchstabenschrift (die achämenidische Keilschrift) besaßen.

Reichlicher fließen die Hülfsmittel für die Literaturgeschichte der Vorderasiaten, zunächst der semitischen Völker. In frühem Alterthum hatten nur die Babylonier, Phönizier und die Hebräer nationale Literaturen; von denen der beiden ersten Völker zeugen nur In- und Aufschriften, von der Literatur der Hebräer aber besitzen wir einen kostbaren Rest in dem Alten Testamente. Auf letzterer wurzelt die jüdische Literatur, erst in chaldäischer, dann meist in hebräischer Sprache, die bis in die Gegenwart hereinreicht. Während durch das Christenthum orientalische Anschauungen und orientalische Werke bis zu den äußersten Grenzen Europas verbreitet wurden, erstand im Orient, unter den Arabern, eine neue Religion, der Islam, der binnen weniger Jahrhunderte über ganz Vorderasien, das nördliche Afrika und das südliche Europa die Herrschaft gewann und sich allmählich auch einen Theil des innern Asiens, Vorderindien und den Indischen Archipelagus unterwarf. Ueberall, wohin der Islam sich mit dem Schwerte den Weg bahnte und festen Fuß faßte, bemeisterte er sich der ganzen Volksthümlichkeit und wirkte belebend oder umgestaltend auf die sittliche und intellectuelle Anschauungsweise sowie auf die literarische Thätigkeit der Völker ein. Die Literaturen sämmtlicher moslemischer Völker haben etwas Gemeinschaftliches in Form und Inhalt und hängen gegenseitig in ihrer Entwickelung und Ausbildung eng miteinander zusammen, sodaß auch der Literarhistoriker genöthigt wird, dieselben in Gemeinschaft zu behan-

Digitized by Google

deln. An der Spitze dieses moslemischen Literaturkreises stehen die Araber mit ihrer Literatur, deren unendlichen Reichthum Hammer-Purgstall in seiner „Literaturgeschichte der Araber" (Bd. 1—7, Wien 1852—57) zu umfassen versuchte, aber nicht zu umfassen vermochte. Wenig ärmer ist die neupersische Literatur, welche, außer Zusammenhang mit der ältern persischen Literatur, einen rein moslemischen Charakter trägt. Hammer-Purgstall schrieb „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Tübingen 1818); Flügel lieferte in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber eine gedrängte Uebersicht des Entwickelungsganges der gesammten persischen Literatur. Nur einen unbedeutenden Zweig derselben bildet die Literatur der Afghanen. Weit reicher dagegen ist die schon erwähnte Hindustaniliteratur (Urdu und Dakhni) oder die Literatur der mohammedanischen Indier, welche zum großen Theil arabischen, zunächst aber persischen Mustern folgt. Dasselbe gilt auch von der noch jungen aber sehr umfänglichen Literatur der Osmanen (vgl. Hammer-Purgstall's „Geschichte der osmanischen Dichtkunst", 4 Bde., Pesth 1834—36) und der Literatur der Osttürken im Dschagatai. Von letzterer ist bisjetzt nur erst Einzelnes näher bekannt geworden. Unter directem Einfluß der arabischen Literatur entwickelten sich im ostindischen Archipel die Literaturen der verschiedenen Völker malayischen Stammes, unter denen die der Malayen, Javanen und Bugis am bedeutendsten sind. Zur Kenntniß derselben haben namentlich holländische Gelehrte Beiträge geliefert.

Im zweiten Hauptabschnitte behandelt Merleker die Literaturen der Griechen und Römer, für welche die Arbeiten von Bernhardi und andern Neuern in Zukunft entschiedener zu Grunde zu legen sein dürften. Das classische Alterthum findet seinen Abschluß mit der Christianisirung des römischen Weltreichs. Daher schließt sich passend an die Darstellung der griechischen und römischen Literatur zunächst die griechische christliche Literatur der ersten drei Jahrhunderte. Diesem Kapitel jedoch würden wir zunächst in einer besondern Gruppe die Literaturen der christlichen Völker des Orients folgen lassen und dann erst die Darstellung der christlichen Literatur des abendländischen Mittelalters wieder aufnehmen. Zur erstern gehören die Syrer, Armenier, Georgier, Aethiopier, Kopten; die letztere hingegen ist theils griechisch in Byzanz, theils lateinisch in dem gesammten übrigen Europa.

In den romanisirten Ländern des südlichen und westlichen Europa erblühten um den Anfang der zweiten Hälfte des Mittelalters die Literaturen der romanischen Völker. Untergegangen ist die der Provenzalen; noch in voller Blüte stehen die der Franzosen, Italiener, Spanier (mit dem Nebenzweig in Catalonien) und Portugiesen. Sprößlinge der beiden letztern sind die spanisch-amerikanische und die brasilianische Literatur. Einen zweiten Kreis bilden die Literaturen der germanischen Völker, an deren Spitze die der Gothen steht. Dieser würde die Darstellung der deutschen Literatur folgen. Die weitern Kapitel hätten die Literaturen der Niederländer (Holländer und Vlämen), der Engländer (einschließlich der angloamerikanischen), endlich der vier skandinavischen Völker (Norweger, Isländer, Schweden, Dänen) zu umfassen. Nicht zu übergehen sind die für die Erkenntniß des romanischen und germanischen Mittelalters nicht unwichtigen Literaturen der keltischen Stämme, welche einen eigenen, zwischen den romanischen und germanischen einzufügenden Kreis bilden und in neuester Zeit durch mehrere französische und englische Werke näher bekannt geworden sind. In einem Anhange dürfte vielleicht der Basken zu gedenken sein, über deren Literatur Fr. Michel vor kurzem im „Athenaeum français" und in dem Werke „Sur les Basques" (Paris 1857) interessante Mittheilungen gemacht hat. Ein weiterer Abschnitt ist dem slawischen Kreise gewidmet. Es kommt hier zuerst in Betracht die sogenannte kirchenslawische oder altbulgarische Literatur, dann die russische Literatur (mit der kleinrussischen und weißrussischen, ruthenischen), die serbische (einschließlich der ragusanischen), die kroatische und slowenische Literatur, die Literatur der Polen, der Böhmen (mit der slowakischen), der lausitzer Wenden, endlich die erst im Entstehen begriffene neubulgarische Literatur. Ein besonderes Kapitel ist den Litauern und Letten zu widmen. Der letzte Kreis endlich der occidentalischen Literaturen umfaßt die der finnischen Völker, soweit sie eine nationale Literatur entwickelt haben, der Finnen (und Esthen) und der Magyaren. Den Schluß des Ganzen würden die noch jungen Literaturen der Walachen und Neugriechen zu bilden haben.

Wir haben hier nicht die Anordnung ausführlicher analysirt, welche der Verfasser in der „Musologie" wirklich befolgt, sondern diejenige, welche wir in einer zweiten Bearbeitung vom Verfasser befolgt wünschen. Wir gehen nicht weiter auf die zweite Hauptabtheilung des Buchs, die Geschichte der Gelehrsamkeit ein, da wir überzeugt sind, daß der Verfasser auch hier unter Benutzung der vielen trefflichen Hülfsmittel für die Geschichte der Wissenschaft sorgfältig revidiren, ausbessern und nachfüllen wird, um sein nützliches Buch in einer neuen Auflage, die wir demselben aufrichtig wünschen, noch brauchbarer und werthvoller zu machen. 5.

Brehm's afrikanische Reiseskizzen.

Reiseskizzen aus Nordostafrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Aegypten, Nubien, Sennaar, Kosseres und Kordofan, gesammelt auf seinen in den Jahren 1847—52 unternommenen Reisen von Alfred Edmund Brehm. Drei Theile. Jena, Mauke. 1855. Gr. 8. 4 Thlr.

Von allen Seiten sehen wir die Früchte der lebensvollen Thätigkeit aufsprießen, welche in den letzten Jahren auf die Erkundung der ausgedehnten Landschaften des Welttheils Afrika verwendet worden sind. Eine Reihe anziehender Reisebeschreibungen und Darstellungen verschiedener Art führt uns in die weit auseinanderliegenden Gebiete des räthselvollen Continents ein und begründet die Hoffnung auf ein endliches Gelingen der Versuche, die bisher noch in tiefem Dunkel liegenden Centraltheile in ihrer Oberflächenbildung und in ihren ethnographischen Beziehungen aufzuhellen und sie dem Verkehr und der Civilisation zugänglich zu machen. In der That läßt sich kein Gebiet der äußern Umfangslinien dieses massenhaften, durch Wüsten und lange Strecken hafenloser Küsten isolirten Erdkörpers nennen, welchem nicht auch in der Literatur der letzten Jahre Aufhellung und Beachtung zu Theil geworden wäre. Abgesehen von den Küstenländern des Mittelländischen Meers, deren genauere Kenntniß durch die französische Besitznahme Algiers angebahnt worden ist, und von den neuesten französischen Werken über Senegambien (besonders Raffenel) treten uns aus dem großen nordwestlichen Drittheil von Afrika die Berichte der letzten großen Expedition unter Richardson, Barth, Overweg und Vogel entgegen, und wir freuen uns bereits des Anfangs der umfangreichen Darstellungen des noch überlebenden deutschen Mitgliedes dieser riesenhaften Unternehmung. Ueber die Strecke von Sierra Leone bis Yoruba und bis zum Meerbusen von Benin hat soeben der südcarolinische Baptistenmissionar Bowen seine Reise- und Missionserkundungen in einer immerhin sehr lehrreichen Schrift veröffentlicht („Adventures and Missionary Labours in several Countries in the Interior of Africa", Charleston 1857). Ueber die untern Gebiete des Quorra und seines westlichen Hauptzuflusses Binue bieten die Reisebeschreibungen des Capitäns Baikie, als Commandeurs der englischen Expedition im Jahre 1854, und das Tagebuch eines Mitgliedes, des Missionars Crowther, die ersten sehr merkwürdigen und erheblichen Aufhellungen, welche hoffentlich bald durch fortgesetztes Beschreiten der so glücklich eröffneten natürlichen Verkehrsstraße mit dem Innern uns noch näher gerückt sein werden. Das gesammte Küstengebiet des westlichen Afrika im engern Sinne des Worts von Senegambien bis zu den portugiesischen Besitzungen in Angola hinab

Digitized by Google

ist durch die historisch-ethnographische Uebersicht des amerikanischen Missionars J. Leighton Wilson in einer belebten, großentheils auf persönliche Anschauung begründeten Weise geschildert: „Western Africa: its History, Condition, and Prospects" (Newyork 1856). Weiter südlich hinab haben die beiden Reisenden Galton und Andersson vom Swakopflusse aus den Weg zu einem bis dahin nie gekannten ackerbautreibenden Negervolke der Owampo gefunden und ihre Erkundigungen in ausführlichen Reisebeschreibungen veröffentlicht; Andersson hat im Jahre 1853, nachdem Galton 1852 nach England zurückgekehrt war, den freilich schon in den vorhergehenden Jahren vom Missionar Livingstone wiederholt erreichten Ngamisee besucht und ungleich vollständiger, als es letzterm möglich geworden war, erkundet. Livingstone ist jetzt, nachdem er den Welttheil von Loanda aus in südöstlicher Richtung quer durchschritten, damit beschäftigt, die Ergebnisse und Erfahrungen seines Unternehmens zu veröffentlichen. Ueber die Erd- und Naturkunde, sowie besonders über die ethnographischen Verhältnisse des Caplandes bietet das neue Buch von Francis Fleming einige nicht unerhebliche Aufschlüsse.*) Die afrikanische Ostküste vom Kanal von Mozambique an bis zur Straße von Bab-el-Mandeb hinauf ist Gegenstand einer ausführlichen, zur Zeit noch im Erscheinen begriffenen historisch-geographischen Arbeit des französischen Kapitäns Guillain, der an der Spitze der französischen Expedition mit der Brigg Ducouëdic in den Jahren 1846—48 gestanden und die Küstengegend mit den ihm von der französischen Regierung zu Gebote gestellten Mitteln aufgenommen und vielfach erforscht hatte. Das Somaliland im Südosten von Abyssinien ist Zielpunkt einer von der Geographischen Gesellschaft zu London bei dem Directorium der Ostindischen Compagnie angeregten aber verunglückten Expedition gewesen. Gleichwol ist es einem durch Kühnheit und Erfahrung ausgezeichneten, für die Auskundschaftung jener Gebiete durch seine Kenntniß und Geschicklichkeit in besonderm Maße geeigneten Reisenden, dem Lieutenant Burton, gelungen, in der Stadt Harar — dem Timbuktu des nordöstlichen Afrika — einen lange vergebens erstrebten, bis dahin nur aus unzuverlässigen und zum Theil abenteuerlichen Nachrichten der Eingeborenen bekannten Punkt im Innern jenes Gebiets zu liefern, und er hat uns mit einer die mannichfaltigsten Aufschlüsse über Bevölkerung, Leben, Verkehr und Beschaffenheit jener Landstriche darbietenden Reisebeschreibung beschenkt. Und dieser mit seltenem Maße von Tüchtigkeit, Thatkraft, Einsicht und Bildung ausgerüstete Reisende ist jetzt von neuem unterwegs, von Zanzibar aus die Quelle des Weißen Nil aufzusuchen, über die angeblichen Schneeberge in der ostafrikanischen Aequatorialgegend und im besondern auch über den Nyassisee, der in unsern Tagen der Gegenstand so fabelhafter Angaben geworden ist, authentische Kunde zu erlangen.

Angesichts dieses raschen und gedeihlichen Aufschwungs der Literatur über den geheimnißvollen Erdtheil Afrika freuen wir uns des vorliegenden Werks um so lebhafter, als dasselbe für die letzten zwei Jahre einem deutschen Unternehmen**) und dem deutschen Namen einen Ehrenplatz unter den neuesten Reisebeschreibungen des innern Afrika sichert. Und wenn der Verfasser, infolge einer unglücklichen Wendung der erfoderlichen Mittel beraubt, auch nicht so glücklich gewesen ist, die gehegte Hoffnung auf geographische Entdeckungen in ganz unbekannten, von keinem Europäer noch betretenen Ländern verwirklicht zu sehen, so bleibt ihm doch um so unbestreitbarer das Verdienst, die äußersten Grenzen der bisherigen Erkundung von Nordostafrika nicht nur unter großen Beschwerden beschritten, sondern auch über das Natur- und Culturleben derselben äußerst anziehende und unverkennbar auch wahrheitstreue, lehrreiche Schilderungen geliefert zu haben.

Alfred Edmund Brehm, Sohn des bekannten Ornithologen, war von dem würtembergischen Baron Johann Wilhelm von Müller zur Theilnahme an einer naturwissenschaftlichen Jagdreise über Griechenland nach Aegypten und Kleinasien gewonnen. Die beiden Reisenden traten am 6. Juli 1847 von Triest aus die Ueberfahrt an und erreichten, nachdem sie unterwegs Korfu und Athen besucht hatten, am 24. Juli den Hafen von Alexandrien, am 5. August Kairo. Hier entzündete sich plötzlich ihre Reiselust für einen größern Maßstab, als sie von den „weitausgreifenden" Planen der österreichischen katholischen Mission hörten, die eben im Begriff stand, auf dem Weg über Chartum tief in die innerafrikanischen Landschaften einzudringen. An der Spitze der Mission stand der Jesuit Ryllo; unter seinen fünf von der Propaganda zu Rom bestellten Geistlichen befand sich der bekannte Ignaz Knoblecher (aus dem Laibachschen, später Generalvicar der sogenannten katholischen Missien in Centralafrika). Diese Männer kamen dem Wunsche des Barons von Müller, der mit seinem Gefährten für die Reise nach Innerafrika sich anzuschließen wünschte, aufs freundlichste entgegen. Die Reisegesellschaft bestieg am 28. September im Hafen von Bulak eine große bequeme Nilbarke und hielt sich trotz mancher verdrießlicher Zerwürfnisse, die aus tonsessionellem Hader entsprungen zu sein schienen, bis Dongola zusammen. Von hier aus gelangten unsere beiden deutschen Reisenden durch die Wüste Bahiuda (Beyooda) am 7. Januar 1848 nach Chartum, jener seit 1821 schnell entstandenen Hauptstadt der innerafrikanischen Königreiche unter türkisch-ägyptischer Herrschaft. An diesem höchst merkwürdigen Punkte verweilten sie zunächst etwa sieben Wochen, brachen dann am 15. Februar nach Kordofan auf und kamen gerade einen Monat später in Obeid (so schreibt auch unser Verfasser statt der ehemaligen Schreibart „Lobeid"), der Hauptstadt dieser Provinz, an. Der kühne Plan, weiter südlich nach dem unbekannten Berglande Takhala zu gehen, wurde durch die Unmöglichkeit, Kameele von den Einwohnern zu erhalten, vereitelt. Indessen gewährte der Aufenthalt in jenen wenig besuchten Landschaften Kordofans doch eine immerhin erhebliche Ausbeute an naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten und namentlich für die ornithologische Sammlung des Unternehmers. Erst am 28. Juni kamen die Reisenden wieder in Chartum an und traten zwei Monate später auf einer von dem damaligen Generalgouverneur Chalid-Pascha für Aegypten bestimmten Barke die Rückreise nach Kairo an, auf welcher sie mehrere der gefährlichsten Nilkatarakte glücklich befuhren und über acht Wochen verbrachten. Sie verweilten in Kairo bis zum 28. November 1848 und wählten dann den Menzalehsee auf einen Monat zum Mittelpunkte fernerer Forschungen und Sammlungen, bis sie Ende December ihren Aufenthalt nach Damiat verlegten. Am 11. Februar 1849 reiste der Baron von Müller nach Deutschland zurück. Brehm dagegen, den er als seinen Secretär betrachtete, blieb vorläufig im Pharaonenlande. Der letztere freute sich der Zusicherung, demnächst eine zweite ausgedehntere Entdeckungsreise nach Centralafrika mit den dazu nöthigen Begleitern und Gehülfen auf Rechnung seines „Principals" auszuführen.

Die Aussichten auf dieses Unternehmen waren allerdings eine Zeit lang glänzend genug. Zufolge der Ankündigungen des Barons Johann Wilhelm von Müller (vgl. unter anderm das

*) „Southern Africa, a geography and natural History of the Country Colonies and Inhabitants from the Cape of Good Hope to Angola" (London 1856). Auch über die Capcolonien sind einige ganz bemerkenswerthe Werke zu dieser Literatur erschienen. Uns liegen unter Anderm vor: Henry Cloete, „Five Lectures on the Emigration of the Dutch Farmers and their Settlement in the District of Natal" (Capstadt 1856) und Henry Tindall, „Two Lectures on the Great Namaqualand and its Inhabitants" (ebendaselbst 1856).

**) Das größere Unternehmen von Barth und seinen Genossen kann bekanntlich nicht als ein ausschließlich deutsches gerühmt werden. Barth selbst hat gelegentlich öffentlich erklärt, daß dasselbe in England seine Wurzel und daß er englischen Entwürfen seine Kräfte geliehen habe. Sowol auf dem Titel der englischen Ausgabe seiner Reisebeschreibung, als auf dem der deutschen Ausgabe ist dies ausdrücklich bemerkt.

Digitized by Google

Aprilheft 1849 der Sitzungsberichte der k. k. Akademie zu Wien) sollte diese seine dritte wissenschaftliche Expedition zunächst unter Anführung Brehm's dem Lauf des Atbara und dem Weißen Nil gelten. Dort wollte er selbst im Lande der Barineger, an der Stromschnelle unterm 4° nördl. Br. sich mit der Expedition vereinigen, in Person die Versuche zur Erkundung der Quellen des Weißen Nil leiten und sich dann nach der afrikanischen Westküste bei Fernando da Po wenden. Dieser letztere Theil der Wegstrecke werde, so verkündete er, mit Abrechnung der localen Schwierigkeiten, blos 40 Tagereisen betragen. Brehm ging zwar mit der innigsten Freude auf dieses weitaussehende Unternehmen ein, fühlte sich aber doch veranlaßt, dem Baron von Müller zunächst die Schwierigkeiten und Kosten, welchen dasselbe unterlag, offen darzulegen. Er übersandte ihm einen Kostenanschlag, welcher sich für die ersten 18 Monate auf nicht weniger als 84,000 Piaster (oder ungefähr 6400 Thaler) belief. Mit der lebhaftesten Freude begrüßte Brehm am 24. November in Alexandrien die Ankunft seines Bruders Oskar Brehm und des Dr. Bierthaler aus Köthen, obgleich der erstere statt der verlangten Summe blos 30,000 Piaster überbrachte, von welcher nach Abzug der Ausgaben für die nöthigsten Provisionen nur eine so geringe Summe übrig blieb, daß die Abreise verschoben und eine neue Geldsendung erwartet werden mußte. Als der Baron von Müller hierauf, mit dem sichern Versprechen, am nächsten 1. Juli in Chartum eintreffen zu wollen, noch eine Summe von 500 Thalern übersandt hatte, bedachte sich unser Reisender nicht länger, gegen Ende des Monats Februar 1850 seine zweite Reise nach dem Sudan in Begleitung der neuangekommenen Landsleute anzutreten. Unterwegs hatte er das tiefergreifende Misgeschick, seinen Bruder begraben zu müssen, der in der Nähe von Dongola beim Baden einem Schlagflusse erlegen war. Bald nach der am 13. Juni erfolgten Ankunft in Chartum traf ihn in seiner trüben Stimmung noch der Kummer, Briefe von seinem „Principal" zu erhalten, in welchen unter schweren Beleidigungen die Aussicht für jede weitere Geldsendung aufs schnödeste zurückgewiesen wurde. Dieses Zerwürfniß und der entstandene Geldmangel nöthigten ihn, die unter den eingetretenen Umständen beabsichtigte Jagdreise auf den Blauen Nil vermittelst einer von dem türkischen Oberst Hussein-Arha erborgten Geldsumme zu bestreiten. Natürlich konnte dieses Unternehmen nur in beschränktem Maße ausgeführt werden. Der Reisende ging am 9. September auf einer Nilbarke unter Segel, kam nur bis Woled-Medina, wo er unter den Anfällen eines heftigen klimatischen Fiebers sich zur Rückreise genöthigt sah, und traf am 26. October wieder in Chartum ein. Inzwischen hatten die Aussichten sich noch mehr verdunkelt. Unter den europäischen Freunden in Chartum war niemand, der den Reisenden hätte helfen mögen; Brehm war bereits in die äußersten Bedrängnisse gekommen, als ihm zuletzt der neue Generalgouverneur des türkischen Sudan, Latief Pascha, in der edelmüthigsten Weise die Mittel, nicht allein zur Heimkehr, sondern sogar zu einem neuen größern Ausfluge vorstreckte. Jetzt sah er sich in Stand gesetzt, am 23. November mit einer Reisegesellschaft von 13 Personen (darunter Dr. Bierthaler) in einer wohlausgerüsteten Barke nach den tropischen Wäldern am Blauen Nil auszufahren, und diesmal bis Rosseres, in das äußerste Grenzgebiet des türkischen Ostsudan vorzudringen. Diese neue Jagdreise ging den Umständen nach glücklich von statten. Am 6. März 1851 nach Chartum zurückgekehrt, trat der Verfasser, nachdem fast ein halbes Jahr unter diesem letzten Aufenthalt in Chartum verflossen war, am 18. August die Rückreise nach Aegypten an und erreichte am 26. October Kairo. Von hier aus unternahm er (in Begleitung des Dr. Heuglin und eines petersburger Kaufmanns Bauerkopf) noch einen Ausflug nach dem Rothen Meere und dem Berge Sinai (9. November bis 7. December 1851). Die ersten drei Monate des Jahres 1852 wurden in Begleitung des Grafen Schäsberg zu einer Jagdreise nach Oberägypten und zu einem nochmaligen Besuch des Mörissees verwendet; hierauf aber die Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr (im Mai) getroffen, sodaß der Verfasser nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit seine Heimatlandschaft im Juli 1852 wiedererreichte.

Nachdem wir hiermit die Unternehmungen und Schicksale des Verfassers überblickt haben, wenden wir uns zu den vorliegenden drei Bänden seiner Mittheilungen über dieselben.

In dem Vorwort gibt er die ausdrückliche Versicherung, daß es nicht seine Absicht gewesen ist, etwas über seine Reise zu veröffentlichen. Er nennt sein Buch lediglich „Reiseskizzen". Der Inhalt gibt sich als eine in chronologischer Ordnung aneinander gereihte Sammlung seiner Erinnerungen und Aufzeichnungen, soweit diese für die größern Kreise gebildeter Leser Interesse haben. Diesen können sie als eine durchaus angenehme, anregende und belehrende Erscheinung empfohlen werden. Der erste Theil enthält die Reise nach dem Sudan in den Jahren 1847 und 1848. Der Eindruck von Aegypten, die Anschauungen der Pyramiden, die Fahrt auf dem Nil, die Reise durch die Wüste Bahiuda von Ambukol nach Chartum, die Reise auf dem Weißen Nil von Chartum nach Kordofan hinauf, die Schilderungen des Aufenthalts in Chartum, des eigenthümlichen Lebens daselbst und die Bilder der Rückfahrt auf den gefahrvollen Nilkatarakten gestalten sich zu einer höchst lebensvollen Erzählung. Unter den eingewebten Digressionen werden die Darstellungen der Wüste und Wüstenreise, des Fremdenlebens in Chartum, der Steppe und ihres Thierlebens, vor allem aber der Abschnitt „Sklaven und Sklavenjagd" gespannte Aufmerksamkeit und tiefe Theilnahme erregen. Weniger glücklich erschien uns die Anlage und Anordnung des zweiten Theils. Die Abschnitte über Aegypten und sein Volk einerseits, über Kairo und über Alexandrien andererseits sind nicht durchgängig richtig aneinander gehalten, die gegebenen Mittheilungen erscheinen bisweilen zu fragmentarisch, zu zerstückelt und zu wenig gegliedert; sie bieten nicht den Genuß und gewiß nicht die wohlthuende Befriedigung, welche das gegebene lehrreiche und oft sehr ergötzliche Material bei richtigerer und planmäßigerer Bearbeitung gewährt hätte. Sehr schätzbar ist es, daß der Verfasser in der ungezwungensten Weise, dabei aber durchaus ohne Frivolität, mit tiefem Sinn für Sittlichkeit ob auch in bitterer Stimmung über entartete Christen, den verschiedensten Dingen des häuslichen Lebens sich zuwendet, da er durch seine Kenntniß der Sprache, Sitte und Lebensweise das bürgerliche und häusliche Leben in allen seinen Gestaltungen würdigen gelernt hat, und daß er in dieser Hinsicht dem empfänglichen Leser auf eine leichte und anziehende Weise in die ägyptisch-orientalische Welt versetzt. Wenn er in seiner Freude am Mohammedanismus zu weit geht, können wir dies seinen persönlichen Erfahrungen zugute halten. Der Blick in das Thierleben Aegyptens macht zu sehr den Eindruck einer flüchtigen Skizze. Am Schlusse des Bandes ist ein Ueberblick der Reisen in Unterägypten (Ausflüge und Aufenthalt in Alexandrien, Damiat, am Mörissee u. s. w.), sowie auch die persönlichen Erfahrungen des Verfassers, seine Verhandlungen und Conflicte mit dem Baron von Müller hinzugefügt. Der dritte Theil entspricht wiederum mehr dem Inhalt des ersten. Den Hauptinhalt bilden die zweite Reise nach dem Sudan, die zwei Jagdausflüge am Blauen Nil, neue Bilder der sehr mannichfachen Erfahrungen, des Lebens und der Tagesgeschichten von Chartum, unter welchen letztern ein Besuch der Prinzessin Soakim aus dem geheimnißvollen Darfuhrlande ein hervortretendes Ereigniß war. Dabei gibt dieser Theil in reichlicherm Maße als der erste und in einer mehr gegliederten Reihe Ansichten der tropischen Wälder und ihrer Fauna. Mit merklicher Vorliebe behandelt er die Klasse der Vögel als „der lieblichsten Waldbewohner und der schönsten Erscheinungen aus der interessanten Fauna der afrikanischen Tropen, die durch ihre heitere Lebenslust das Leben der Wälder erwecken", indem er wiederholt erinnert, wie ohne diese „lebensfrohen, muntern und stimmbegabten Segler der

Digitized by Google

Lüfte jene Wälder, ungeachtet ihrer übrigen großen Thierwelt, todt sein würden". Aber die Bilder aus dem Thierleben bewegen sich keineswegs einseitig auf dem Gebiete der Ornithologie; auch über die Insekten, Amphibien und Vierfüßler enthalten sie manche merkwürdige Beobachtungen und Berichtigungen irrthümlicher Ansichten. An Einzelschilderungen gibt er folgende zehn: die Termite, der Skorpion, das Krokodil, der heilige Ibis, die Kraniche in Sudan, der Marabu, der Geier, der Strauß, die Ratte der Pharaonen, der Affe. Eine eigenthümliche Wärme und Innigkeit der Empfindung, ja selbst eine von Sentimentalität nicht freie Gefühlsergießung durchzieht den Abschnitt „Vogelzug und Vogelleben in der Fremde". Niemand wird ohne rege Theilnahme diesen Betrachtungen und den auch durch ihre Neuheit ansprechenden Beobachtungen folgen. In ihnen zeigt sich vorzugsweise jene Liebe zur Natur, die dem Verfasser die Herzen der Leser gewinnt und die ihn zu so manchen schönen Entdeckungen auf diesem Gebiete befähigt hat.

Referent kann nachträglich nicht unbemerkt lassen, daß seit der Abfassung dieses Aufsatzes einige weitere Beiträge zur Literatur über die Erkundung Afrikas erschienen sind, z. B. die Reisebeschreibung des Missionars David Livingstone („Missionary Travels and Researches in South Africa", mit Karte von Arrowsmith und vielen Illustrationen geziert), der letzte Band (II, Thl. 2) der Guillain'schen Reisebeschreibung („Documents sur l'histoire, la géographie etc. de l'Afrique orientale, recueillis et rédigés par *M. Guillain*) und andere. **K. H. Brandes.**

Aeltere Satiren gegen die Geistlichkeit.

Wenn man sich in unsern Tagen über maßlose Angriffe auf Christenthum und Kirchenthum beklagt und dazu auch Grund und Ursache genug hat, so mag man sich damit trösten, daß das Kirchenthum in frühern Zeiten noch viel heftigere und zum Theil burleskere auszuhalten hatte. Namentlich ist hier an den Magister der Philosophie und gekrönten Poeten Johann Gottfried Zeidler, einen Anhänger von Thomasius, zu erinnern, der eine Zeit lang Privatlehrer der Mathematik in Leipzig, dann 21 Jahre lang in einer kleinen Ortschaft Pfarrer war, sein Amt niederlegte und Auctionator zu Halle wurde, wo er 1712 starb. Seine satirischen Schriften: „Das verdeckte und entdeckte Carneval", „Sendschreiben von Jammer, Elend, Noth und Qual der armen Dorfpfarrer", „Sieben böse Geister" u. s. w. sind meist ohne Angabe des Druckorts erschienen. Seine Satiren gegen die Geistlichkeit tragen zum Theil einen höchst possenhaften Charakter; so schlägt er, wol nur zum Spotte vor, daß die Prediger in einem blauen Kleide und mit dem Degen an der Seite auf der Kanzel erscheinen sollten. Er bekennt, daß er die „religion de la canaille" durchzuhecheln beabsichtige, spottet über das „lutherische Papstthum", nennt die Orthodoxie, welche die Lutheraner nur am Narrenseile führe, die „große Diana", macht sich über die Pathenpfennige, Verlöbnisse u. s. w. lustig, erkennt im Priesterstand überhaupt nur eine verwerfliche alttestamentarische Institution, und schlägt als Radicalmittel vor, daß die Geistlichen, wie überhaupt der ganze Gottesdienst, abgeschafft und daß sie zur Handarbeit angehalten werden sollten. Trotz dieser Angriffe, die an Impertinenz alles übertrafen, was in unsern Tagen in dieser Richtung geschrieben worden ist, lebte er unangefochten in Halle, und man ließ ihn ruhig außer alten Büchern auch die Geistlichen unter den Hammer bringen. Seine Polemik spinnt sich dann in Bahrdt's Schriften und weiter bis auf die neueste Zeit fort, und in diesem Zusammenhange verdienen seine Satiren auch heutzutage noch Beachtung.

Hier ist auch des Graubündtners Simon Lemnius zu gedenken, der ebenfalls Magister war, in Wittenberg über griechische Sprache und Literatur las und durch seine lateinischen Epigramme Luther selbst so in Harnisch brachte, daß dieser gegen ihn seine „Ernst zornige Schrift wieder M. Simon Lemnius Epigrammata" schleuderte. In seiner „Apologia Simonis Lemnii, Poetae Witebergensis" drohte Lemnius nun: er wolle alle Laster des „wollüstigen Wittenberg" der ganzen Welt vor Augen legen; er kenne dort alle .... und Ehebrecherinnen, und er beruft sich dabei auf eine ohne Zweifel höchst verlaßliche Quelle, die keine andere war, als das Geklatsch wüster Studenten bei ihren Zechgelagen. Als nun seine Schriften in Wittenberg öffentlich verbrannt wurden, erfüllte er seine Drohung in der Satire „Julii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia", in welcher die skandalösesten Dinge über das Verhältniß Luther's, Jonas' und Spalatin's zu ihren Frauen erzählt werden und von der Gottsched sagt: „Diese garstige Schandschrift ist ärger und üppiger geschrieben als alles, was ein Aretin und andere geile Schriftsteller jemals ausgeheckt haben." So wandte sich, und zwar am Sitze der Reformation selbst, gegen die Reformatoren dieselbe unsaubere Plumpheit, womit z. B. Crotus in Erfurt gegen das Papstthum zu Felde zog, wenn er die Messe eine „Komödie", den Horagesang ein „Hundegeheul", die Reliquien „Knochen vom Rabenstein" u. s. w. nannte. Wenn nun auch jene verlogenen Schriften von Lemnius an sich keinerlei Bedeutung haben, so sind sie doch in culturhistorischer Hinsicht von Interesse, documentiren die auch jetzt noch nicht ganz ausgestorbene deutsche Gelehrten- und Schriftstellergehässigkeit, machen aber freilich auch alle idealen Ansichten über das Leben und Treiben in Wittenberg oder wenigstens über das Verhältniß vieler Studenten und Magister zu den Reformatoren gar sehr zu Schanden. Welcher Klatsch durch ganz Deutschland über Wittenberg verbreitet war, beweist auch ein Schreiben des berühmten freiburger Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, eines Mannes, der in so vielen Stücken mit Luther übereinstimmte, an Thomas Blarer, worin er diesem schreibt: „Deine Wittenberger communiciren täglich und dann betrinken sie sich dermaßen in Bier, daß sie einander nicht mehr erkennen; so sagt man wenigstens."

Es liegt hier nahe, eine Erinnerung an die letzte Caricatur Luther's und seiner Mitstreiter in dem Roman „Eine Brautfahrt", welcher jüngst von einem unserer Mitarbeiter (in Nr. 3 d. Bl.) gebührend beleuchtet worden ist, hier einzuschalten. Verfasser des Romans ist der katholische Pfarrer Bischoff in Bärrstadt, der sich aber Konrad von Bolanden nennt. Es scheint uns ein wunderliches Zeichen der Zeit zu sein, daß die bisher von theologischer Seite als frivol ausgegebene Form des Romans jetzt Männern im Priesterrock dazu dienen muß, um ihre gehässigen polemischen Tendenzen in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die Belletristik wird so trotz aller Einreden und Warnungen immer mehr die herrschende Macht der Zeit. Uebrigens soll sich, laut der darmstädter „Allgemeinen Kirchenzeitung", der Verleger einen solchen Erfolg davon versprochen haben, daß er dem Verfasser ein Honorar von 3000 Fl. zahlte. Auch scheint er sich darin, weil der Skandal immer sein Publikum findet, nicht getäuscht zu haben.

Schließlich möge noch erwähnt sein, daß das Streben, den Cultus der Schönheit und Poesie an Stelle des religiösen zu setzen, nicht von neuestem Datum ist. Schon der excentrische und üppige Humanist Locher, genannt Philomusus, that dies in seinem cynischen Pamphlet gegen die „Maulesseltheologen". Wenn wir so die geistigen Bewegungen nur ein wenig rückwärts verfolgen, kommt so manche Erscheinung unserer Zeit selbst um das Verdienst, neu und originell zu sein: der eine oder andere Lichtfreund ist vielleicht nur ein aufgewärmter Zeidler, der Pfarrer Bischoff nur eine blasse Copie des Magisters Lemnius und dieser oder jener moderne Anbeter des Schönen als des absolut göttlichen Princips nur ein Nachtreter des ausschweifenden Locher Philomusus. **H. M.**

Digitized by Google

Roncesvalles.

Der spanische Generallieutenant Graf Clonard läßt eine Geschichte („historia orgánica") der spanischen Infanterie und Cavalerie erscheinen: das Resultat gediegener Forschungen in den noch wenig ausgebeuteten Schätzen der Bibliotheken und Baudenkmäler Spaniens. Das Werk ist mit vielen Illustrationen und colorirten Kupfertafeln geschmückt, welche berühmte Fürsten und Helden, Siegel, Waffen und Soldatentrachten von der ältesten bis in die neueste Zeit, Städteansichten u. s. w. darstellen und eine ebenso interessante als wichtige Beigabe zu dem reichhaltigen Texte sind. Auf letztern, so viel Neues und Bedeutendes er bringt, wollen wir hier nicht eingehen. Wir erlauben uns nur, daraus eine Mittheilung zu geben, welche auch für den allgemeinen Leserkreis d. Bl. interessant sein dürfte. Graf Clonard versichert, daß die Erinnerung an die Niederlage der Franken im Thale von Roncesvalles, wo Karl's des Großen berühmter Held Roland seinen Tod fand, noch heute unter den Basken lebe und daß er oft im Gebirge unter ihnen ein altes Lied habe singen hören, welches er im Original, mit wörtlicher spanischer Uebersetzung, in seinem Werke hat abdrucken lassen. Wir erinnern uns nicht, dasselbe schon anderswo gefunden zu haben und glauben daher, daß unsern Lesern die Mittheilung dieses Liedes nicht unwillkommen sein wird. Die deutsche Uebersetzung hat sich der spanischen angeschlossen. Es wäre bei dem Stoff und der eigenthümlichen Poesie nicht schwer gewesen, dem Gange eine rhythmische deutsche Form zu geben; wir fürchteten aber, dabei Ursprüngliches opfern und Fremdes hineintragen zu müssen und gaben es lieber wortgetreu. Was spätere Zeiten dem ältesten Text hinzugefügt, läßt sich erkennen: jedenfalls aber ist das Lied in seinem viel mehr geblieben als in manchem andern durch Volksmund erhaltenen Liede der Vorzeit. Urtheilen unsere Leser selbst.

Ein Seufzer ist erklungen
Inmitten der Berge der Cantabrunae (Basconen),
Und der Hausherr, vor seiner Thüre stehend,
Hat das Ohr angestrengt und gesagt: Was ist das? Was wollen sie?
Und der Knap, der in seinem Zimmer gefrühstückt,
Ist aufgestanden und hat mit seinem Gebell erschreckt Alcobizzer in der Runde.

Aus Zbaderiet Schlucht dringt ein Getöse;
Es naht im Widerhall der Felsen zur Rechten und Linken;
Das ist das dumpfe Getrabe eines Heeres, kommend von fern.
Die Unsern haben es erspäht von den Gipfeln der Berge;
Sie haben ihre Obsterndörfer ergriffen —
Und der Hausherr schickt seine Wurfspieße.

Da sind sie! Da sind sie! Ha! Welcher Wald von Lanzen!
Wie wallen daynischen Banner von allen Farben!
Welch ein Gefilir von ihren Waffen!
Wie viel sind's! Knabe, zähle sie wohl!
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf,
Dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig.

Zwanzig! Und Tausender bleiben noch!
Sie zu zählen wäre verlorene Zeit.
Bereiten wir unsere starken Arme, rasen wir auf vom Grund diese Felsstücke,
Stürzen wir sie vom Hange hinab
Auf ihre Köpfe.
Zerschmettern, tödten wir sie!

Was suchen in unsern Bergen diese Männer des Nordens?
Warum kommen sie unsern Frieden zu stören?
Als der Herr die Berge gemacht, hat er gewollt, daß diese Männer sie nicht überschreiten.

Inzwischen stürzen die Felsen kreisend hinab, zerschmettern die Scharen.
Das Blut fließt in Strömen, das Fleisch zuckt zerrissen.
O, wie viel Knochen zerstückt! Welch ein Meer von Blut.

Flieht! Flieht! Die ihr noch Kräfte und Roß bewahrt!
Flieh' auch, König Karl der Große mit deinen schwarzen Federn auf deinem rothen Mantel.
Dein Neffe, dein geliebter Roland, ist erlegen, ist todt.
(Aber sobald eine Zeile der Uebersetzung.)
Und nun, Granadiner, lassen wir diese Felsen,
Lassen wir, schnellen unsere Wurfspieße auf die Flüchtigen.

Sie fliehen! Sie fliehen! Wo ist jener Wald von Lanzen?
Wo jene Banner von allen Farben, welche daynischen wallen?
Nicht mehr funkeln ihre Waffen, sie sind bedeckt mit Blut.
Wie viel sind es? Knabe, zähle sie wohl!

Zwanzig, neunzehn, achtzehn, siebzehn, sechzehn, funfzehn, vierzehn, dreizehn,
Zwölf, elf, zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, einer!

Einer! Auch nicht einer soll bleiben!
Sie sind abgethan. Hausherr, nun kannst du heimkehren mit deinem Knecht.

Zu umarmen dein Weib und deine Kinder,
Zu reinigen deine Wurfspieße und sie zu verwahren in deinem Schiefenhorn. Und dann strecke dich hin und schlafe.

Ihr Nacht werden die Adler kommen, das zerrissene Fleisch zu fressen.
Und bleichen werden all diese Knochen in Ewigkeit.

Die spanische Uebersetzung scheint sich leider dem Original nicht überall ganz treu angeschlossen zu haben. Kenner der formenreichen baskischen Sprache mögen darüber entscheiden und den Wortlaut, wenn sie es für werth erachten, richtiger herstellen.

Karl Gustav von Bernech.

Notizen.

Englische Urtheile über Gustav Freytag's „Soll und Haben".

Aufmerksame Leser d. Bl. werden sich vielleicht erinnern, daß wir gerade keinen besonders anziehenden Grund haben, von Gustav Freytag's Roman „Soll und Haben" weitere Notiz zu nehmen. Wir sind jedoch in literarischen Dingen nicht kleinlich, und da es uns immer darum zu thun war, die Stimmen englischer Journale über deutsche Literaturerscheinungen möglichst vollständig zu registriren, so viele und starken zu Gesicht kamen, so wollen wir auch ein Urtheil nicht übergehen, welches das „Athenaeum" (vom 7. October 1857) über Freytag's Roman fällt, und zwar auf Anlaß zweier gleichzeitig erschienenen Uebersetzungen: „Debit and credit. Translated from the German of *Gustav Freytag*. By *L. C. C.* With a Preface by *C. C. J. Bunsen*" und „Debit and credit. A Novel. From the Original. with the Sanction of the Author. By Mrs. *Malcolm*." Der Berichterstatter in dem genannten englischen Blatte bemerkt: „Wenn die Leser sich durch dieses Roman enttäuscht finden sollten, so mögen sie diese Enttäuschung der Vorrede des Ritters Bunsen auf Rechnung schreiben. Das Portal steht in keinem Verhältniß zu dem übrigen Bauwerke. Es ist ein ägyptisches Eingangsthor zu einem deutschen Wohnhaus. In welchem Grade wir auch geneigt sein möchten, Hrn. Gustav Freytag in einem englischen Gewande willkommen zu heißen, so bleibt ein Puff hoch immer ein Puff, «whether from a royal court or a grub street alley», und wir sind nicht geneigt, den leipziger Romanschreiber als vollkommenen Künstler und Dichter auf den Thron zu setzen oder uns überreden zu lassen, daß «Soll und Haben» eine neue Aera in der Romanliteratur verkündet. Seiten verräth sich wol die Feder eines Autors, der als Autor sich zu irgendeiner öffentlichen Verantwortlichkeit bekennt, bis zu einer solchen Extravaganz als die des Ritters Bunsen in seiner Introduction zu Freytag's Erzählung, welche, nach seiner Versicherung, in Deutschland die volksthümlichste des Jahrhunderts ist." Folgen einige Lebensangaben über den Verfasser, die der Berichterstatter aus Bun-

Digitized by Google

sen's Vorrede in Erfahrung gebracht zu haben bekennt, darunter die, daß Freytag ein Mann von gegen 60 Jahren sei, während er doch erst 1816 geboren ist. Der Berichterstatter fährt fort: „Es sieht wie ein Versuch aus, die Kritik durch Trommellärm zu übertäuben, wenn die Vorrede zu einer Erzählung eines dem englischen Publikum unbekannten Autors sie als «national» und «classic» anpreist, als melodisch in der Sprache, von außerordentlichem Verdienst in der Composition, durchweg künstlerisch in ihrer Conception und lebenswahr in den Schilderungen." Weiter macht sich der Berichterstatter darüber lustig, daß Cervantes, Swift, Rabelais, Fielding und Goethe herbeigezogen würden, um einen imposanten Hintergrund der Vergleichung mit Freytag zu bilden, worauf er fortfährt: „Etwas von der Art durch den Autor selbst verheißenen Unsterblichkeit wird vermuthlich so lange dauern als die politische Unsterblichkeit Friedrich Wilhelm's III. und seiner Verfassung von 1808—12er (welche?), „und wir vermuthen fast, daß an Dr. Bunsen's Bewunderung hessische Einflüsse Antheil haben und daß er Gustav Freytag so hoch erhebt, um Preßpatenda zu machen für gewisse in diesen Bänden enthaltene Ansichten betreffs der Weisheit, allen revolutionären Versuchungen zu widerstehen und auf eine «perfect constitutional monarchy» loszuarbeiten. Es könnte wenig wunder nehmen, wenn die Doctrin vom patriarchalischen Patronat günstige Aufnahme fände bei den wohlhabenden Klassen in Preußen als «Soll und Haben» zwar großen Erfolg, aber doch keine eigentliche Popularität erlangt hat, da der Roman nur von denen gekauft wird, welche 15 Sh. für das Exemplar bezahlen können. Er ist kein «village» oder «cottage book» in Deutschland. Auch in England wird er das nicht sein. Wir wollen keine Zeit verlieren, diese Bemerkung zu begründen. Der Roman ist geschickt gearbeitet und amusant, und besitzt gewisse nicht gewöhnliche Schönheiten. Aber er ist zu lang, zu minutiös, zu delicat ausgesponnen, um im weitesten Umfang populär zu werden. Der Verfasser scheint sterrohrblend in der Furcht zu schreiben, daß er seinen Pfad nicht genügend entwickelt habe, und besteht mit ermüdender Hartnäckigkeit auf seine Charakter- und Lebenscontraste." Im übrigen gesteht der Berichterstatter, daß ein „cordial, generous, deeply-human feeling" (welches freilich schwarz auf weiß geduldig ist) das Buch durchdringe und daß die Schilderungen häufig „admirable" seien. Die „Literary Gazette", wie wir im „Magazin für die Literatur des Auslandes" lesen, findet „Soll und Haben" zwar weniger langweilig als deutsche Romane in der Regel zu sein pflegen, aber doch immer noch langweilig genug, als daß man die Concurrenz von drei Uebersetzungen (es ist auch noch eine dritte wohlfeilere Uebertragung erschienen) für gerechtfertigt halten könnte; sie erblickt in „Soll und Haben" darin sogar nur eine Nachbildung der Dickens'schen Romanbiographien, die aber in Betreff des Humors hinter diesen weit zurückstehe.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Zu den wissenschaftlichen Disciplinen, welche gegenwärtig am eifrigsten gepflegt werden, nachdem man sie nur zu lange vernachlässigt und dadurch höchst schätzenswerthes Material ungenutzt hat zu Grunde gehen lassen, gehört die Culturgeschichte, welche gewiß berufen ist, künftig auch in der Staats-, Kirchen-, Kunst- und Literaturgeschichte eine größere Rolle zu spielen als bisher. Schätzbares Material speichert fortdauernd die in Nürnberg in monatlichen Lieferungen erscheinende „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" auf. Blicken wir nur z. B. auf den Inhalt der vier letzten Monatshefte des vorigen Jahrzangs, so treffen wir da z. B. auf eine fast das Interesse einer Novelle bietende, von A. Beckmann verfaßte Darstellung der Lebensschicksale des Alchemisten Theroryclus (Philipp Sommerring), der am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig und Lüneburg sein Wesen trieb. Was man ihm und seinen Helfershelfern und Helfershelferinnen an Todeswürdigem zur Last legte, daß sie nämlich der Fürstin und jungen Herrschaft, ja dem ganzen weiblichen Hofstaat nach Leib und Leben getrachtet, scheint nicht erwiesen und beruht wol nur auf einer gegen sie gesponnenen Intrigue, wenngleich wurden sie nach der Gewohnheit jener Zeit aufs grausamste bestraft: Theroryclus erst mit glühenden Zangen gezwickt, dann geviertheilt, Heinrich Schombach gekörpt und geviertheilt, sein Weib Anna Maria verbrannt, und zwar auf einem eisernen Stuhl, der später noch im Schloß zu Wolfenbüttel gezeigt wurde, Doctor Kummer gekörpt, Kattwig und Schulfermann von unten auf gezäbert und dann geviertheilt. So pflegten damals die Fürsten zu strafen, nachdem sie thöricht genug gewesen waren, jedem hergelaufenen Gaukler und Abenteurer ihr blindes Vertrauen zu schenken. Wir machen seiner auf folgende Aufsätze und Mittheilungen: „Der deutsche Handel im Mittelalter", von Johannes Falke, „Ueber Trinksitten", von J. Müller, auf die von A. Stöber mitgetheilten beiden Verordnungen von 1685 und 1793: „Die Abjegung der deutschen und die Annahme der französischen Trachten in Straßburg betreffend" u. s. w., aufmerksam. In einer den „Jahrbüchern von Koburg" entlehnten Notiz treffen wir auf folgende Mittheilung: „Den 2. Aprilis 1658 wurde Hans Wirth, ein Fuhrknecht aus Thüringen, weil er eine Dirne geschwächt und ihr Ehe versprochen hatte, überdies noch eine andere geschwächt und ihr ebenfalls die Ehe versprochen hatte, als man die Kirche ausläutete und zusammenschlug, auf den Stein am Kirchthurm an das Halseisen geschlossen, allwo er den beiden Dirnen mit Strohkränzen der Predigt über stehen mußten. Nach geendigtem Gottesdienst wurde er in die Kirche geführt und mit der einen, Namens Barbara Hollfelder von Unterlauter, öffentlich copulirt." Ein wunderliches Auskunftsmittel! Um vollkommen gerecht zu sein, hätte man eigentlich doch den Buschen mit beiden Frauenzimmern copuliren sollen, was freilich nicht ging. Und welch ein christliches Familienleben muß eine mit so naivem Zwang zusammengeschweißte Ehe gegeben haben! Zu wünschen wäre es, wenn die genannte Zeitschrift mehr als bisher auch Kunst und Literatur in den Kreis culturgeschichtlicher Belenchtung ziehen und dadurch der Behandlung der Kunst- und Literaturgeschichte vom culturgeschichtlichen Standpunkt überhaupt vorarbeiten möchte. Ein Bericht über die Thätigkeit des Vereins für deutsche Culturgeschichte, um den sich namentlich Professor Biedermann die dankenswerthesten Verdienste erworben hat, ist auch dem Prospectus beigegeben worden, und auf ihn wollen wir alle, welche sich für die Sache interessiren, hiermit verwiesen haben. Uebrigens stimmen wir einer im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 7) jüngst veröffentlichten Mittheilung aus Weimar bei, wenn darin gesagt wird, daß der Verein eine recht fruchtbare und weitverzweigte Wirksamkeit erst dann gewinnen werde, wenn nicht blos Gelehrte von Fach, sondern auch Laien, Personen verschiedenster Berufsstände, sich thatkräftig daran betheiligen. Inzwischen wollen wir den schönen Bestrebungen des Vereins das beste Gedeihen wünschen. H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. 15ter Jahrgang. 15ter Band. Der Flatbootmann. Amerikanische Erzählung von F. Gerstäcker. Prag, Kober. 16. 10 Ngr.

Ellner, B., Der Hühnerauch und deffen Geburtsstätte. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. Gr. 8. 7 Ngr.

Ernestl, Louise, Die Heimath im Vaterhause. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Fiammina oder Vater und Sohn. Schauspiel in vier Aufzügen. Frei nach dem Französischen von Wolfheim. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 12 Ngr.

Goldrammer, T., Petrarca und Laura. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 24 Ngr.

Grande, C., Das Welt-Gebäude vom christlichen Stand-

Digitized by Google

punkte. Astronomische Betrachtungen über die Weltbaulehre. — Umfang des kopernikanischen Systems. Entdeckungen über die Undewegtheit der Erde ꝛc. Mit 32 Abbildungen. Neu-Schönfeld, Expedition des Illustrirten Sonntagsblattes. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 4ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Ibn Hischâm, Abd el Malik, Das Leben Muhammed's nach Muhammed Ibn Ishâk überliefert. Aus den Handschriften zu Berlin, Leipzig, Gotha und Leyden herausgegeben von F. Wüstenfeld. 1ste Abtheilung. Göttingen, Dieterich. 1857. Lex.-8. 3 Thlr.

Kaffner, A., Dem Winde nacherzählt. Skizzen. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Kleidermacherei meliete Gedichte. Reutlingen, Bardenschlager. 1857. 16. 6 Ngr.

Kolmeister, W., Romeo und Julie. Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen. Musik von M. C. Eberwein. Hannover, Rümpler. 8. 15 Ngr.

Kuh, C., Drei Erzählungen. Troppau, A. Traßler. 1857. 16. 18 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1858. Herausgegeben von P. A. Klar. 17ter Jahrgang. Mit 2 gestochenen Portraits, 5 gestochenen Kunstblättern und 3 Lithographien. Prag, Ehrlich. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Neue Lieder des Leids von L. 1858. Kiel, Schröder u. Comp. 1857. 16. 22½ Ngr.

Lutter, W. A., St. Andrä. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. Leipzig, H. Schulze. 8. 4 Thlr.

Macaulay's, T. B., Kleine geschichtliche und biographische Schriften. Uebersetzt von F. Bülau. 3ter Band. — A. u. d. T.: Neue biographische Aufsätze. Leipzig, J. J. Weigel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mähler, Minna von, geb. Witte, Anna. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Mystagogos. Eine christliche Vorschule. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rey, H., Gedichte. Hamburg, Nestler u. Melle. 1857. 8. 1 Thlr.

Riendorf, Emma, Liebesgabe. Märchen. Darmstadt, Leske. 16. 15 Ngr.

Oldenberg, A., Grundlinien der Pädagogik Goethe's. Zittau, Pahl. 8. 20 Ngr.

Pfeiffer, C., Nikolaus Hermann. Der Cantor von St. Joachimsthal. Lebensbild eines evangelischen Lehrers aus der Reformationszeit. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 7½ Ngr.

Polko, Elise, Aus der Künstlerwelt. I. Mit Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Barth. Lex.-8. 2 Thlr.

Reichensperger, Gebr. A. u. P. F., Parlamentarische Reden. Als Material zu einer Charakteristik der großdeutschen und katholischen Fraktion. 1848—1857. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Ritter, A., Die Denkmäler. Erinnerungen aus dem Leben des Predigers Nolle und des Barons von Kottwitz. Berlin, H. Schulze. 1857. Gr. 16. 3 Ngr.

Rothmann's, W., Schriften. Herausgegeben von E. W. H. Hochhuth. I. Gotha, F. A. Perthes. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Sacher-Masoch, L. Ritter v., Der Aufstand in Gent unter Kaiser Carl V. Schaffhausen, Hurter. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Scheinpflug, B., Geschichte Böhmens in einer Reihe zusammenhängender Erzählungen dargestellt. In drei Heften. Erstes Heft. Prag, Dominicus. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Schüller, C., Das Pfarrhaus von Sesenheim. Liederspiel in drei Aufzügen. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 15 Ngr.

Schults, A., Der Harfner am Heerd. Ein lyrischer Cyklus. Weimar, Böhlau. 16. 12 Ngr.

Styffarth, W., Lob und Tadel über Geschenes 1856—1857. Zwei Theile. Gotha, Schrede. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stelter, C., Gedichte. Leipzig, Enoblach. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stöber, A., Der Kochersberg, ein landschaftliches Bild aus dem Unter-Elsaß. Mülhausen. 1857. Gr. 16. 7 Ngr.

Töchner, C., Der Einsiedler, oder: Der Mönch im Nonnenkloster. Zwei Theile. Wermsdorf. 1856. 8. 24 Ngr.

Trachsel, G., Ueber das Wesen und Gesetz der Geschichte. Ein philosophischer Versuch. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 27 Ngr.

Trautmann, F., Ludwig Schwanthalers Reliquien, drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerem und äußeren Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Proset, von der Burg Schwanek und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romanisch er gemuthet war. Für Alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt. München, Fleischmann. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ulk oder des Guten zu Viel! Fastnachtsspiel in fünf Aufzügen. Den deutschen Studenten gewidmet von einem ehemaligen Jenenser Studenten. Jena, Duchereiner. 8. 15 Ngr.

Westfalen's Oberpräsident L. Freiherr v. Vincke, sein Leben und seine Zeit. 1774—1844. Denkwürdigkeiten aus seinem Amts- und Privatwirken vom Verfasser der Schrift: „Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte." 1ste Lieferung. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Vom deutschen Geiste. Eine Kulturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter. Herausgegeben von R. Hocker. Köln, W. Greven. Lex.-8. 2 Thlr.

Wachenhusen, H., Schmetterlinge. Berlin, Huber. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waldau, A., Frühlingsglocken. Erzählende Dichtungen. Brür. 1857. 16. 20 Ngr.

Wasielewski, J. W. v., Robert Schumann. Eine Biographie. Mit den Medaillons von Clara und Robert Schumann und zwei Faksimiles. Dresden, Kunze. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine arme Webersamilie von einer Pfarrfrau. Querfurth, Schmid. 16. 6 Ngr.

Wichert, E., Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 24 Ngr.

Tageslitteratur.

Die Banknoten und die Noth der Banken. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Stadtvoigtei in Berlin. Eine historische Darstellung des Gefängnisses und der damit verbundenen Gebäude. Berlin, Verlags-Magazin. 1857. 8. 5 Ngr.

Ein Hoffanungsstern beobachtet und näher bezeichnet von einem Namenlosen. Hamburg, Harder 12. 5 Ngr.

Janssen, C., Einige Worte zur Verständigung über das österreichische Ehegesetz vom 8. October 1856, namentlich hinsichtlich seines Standpunktes und seiner Bestimmungen über gemischte Ehen. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Plieninger, G., Rede bei der Reformationsfeier am 31. October 1857 in der Stiftskirche zu Stuttgart. Stuttgart, E. Halberger. 1857. Gr. 8. 2 Ngr.

Stier, R., Berdiente Parodie des jüngsten Fünfundneunzigers. Antwort auf die von F. Seiler wider die Union herausgegebenen Thesen. Halle, Schmidt. 8. 3 Ngr.

Zur Geschichte der Preßgesetze in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und deren neuster Gestaltung in Letztem. Geschrieben im October 1857. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das zwölfte Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks (Schluß des ersten Bandes) ist soeben erschienen und nebst den frühern Heften sowie einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Dasselbe enthält Folgendes:

Die russischen Eisenbahnen. — Die Drainage. — Frère-Orban. — Sir John Bowring. — Kleinere Mittheilungen: Carey (Henry C.). — Comonfort (Ignazio). — Credner (Karl August). — Eichendorff (Joseph Karl Benedict, Freiherr von). — Fein (Eduard). Forbes (Edward). — Gröben (Karl, Graf von der). — Hohenhausen (Elise Philippine Amalie, Freifrau von). — Peyholdt (Georg Paul Alexander). — Rauch (Christian). — Rupie

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gesetze der Angelsachsen.

In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar herausgegeben

von Dr. **Reinhold Schmid.**

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

In diesem seit vielen Jahren vorbereiteten Werke bietet der als sprachkundiger Rechtshistoriker allgemein geachtete Verfasser eine neue, vervollständigte kritische Bearbeitung der für den Rechtshistoriker wie für den Sprachforscher hochwichtigen Gesetze der Angelsachsen. Dieselbe enthält nach einer historisch-kritischen Einleitung sämmtliche angelsächsische Texte mit Varianten, die alten lateinischen Versionen, eine wortgetreue deutsche Uebersetzung nebst erklärenden Anmerkungen und ein umfassendes antiquarisches Glossar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Dritte Auflage. Zwei Theile. **Miniatur-Ausgabe.**

Geh. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen dritte Auflage bald nach dem Erscheinen der beiden ersten nöthig wurde, ist in dieser gänzlich umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage.

Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

Wilhelm Müller ist unstreitig einer der trefflichsten und lieblichsten deutschen Liederdichter, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache. Viele seiner Gedichte sind bekanntlich mehrfach componirt und ganz ins Volk eingedrungen, während die übrigen Gedichte lange nicht nach Verdienst gewürdigt werden.

Diese Miniatur-Ausgabe von Wilhelm Müller's Gedichten sollte in keiner Sammlung der deutschen Dichterwerke fehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heilige Zeiten.

Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der Verfasser, Diakonus in Dresden, feiert in diesen Dichtungen die heiligen Zeiten im Jahre: Weihnachten, Ostern, Pfingsten ꝛc., sowie die speciell für die protestantische Kirche denkwürdigen Tage in gedankenreicher, begeisterter und herzerhebender Weise. Die Dichtungen bieten Treffliches für jeden ernsten Lebensmoment und eignen sich in jeder Weise vorzüglich zu Weihnachts-, Geburtstags- und Confirmationsgeschenken.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

La Souveraineté du Monténégro

et le droit des gens moderne de l'Europe.

Par **JEAN VACLIK.**

In-8. Broché 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1858.

Inhalt: Zur Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert. Von Moriz Carriere. — Der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius und seine Zeit. — Zur Romanliteratur. — Die Baiern im Feldzuge gegen Rußland 1812. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert.

1. Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert. Von Anton Springer. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften von A. Hagen. Zwei Theile. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir müssen uns gewöhnen, die Thätigkeit der Phantasie in ihren verschiedenen Offenbarungsweisen, die Wechselwirkung der Künste aufeinander und ihre nacheinander folgenden Höhenpunkte bei den einzelnen Völkern wie in der Menschheit als ein großes Ganzes zu betrachten. Es war dies freilich nicht möglich, ehe das Besondere durch besondere Forschungen aufgehellt war, ehe der eine die bildende, der andere die redende Kunst, der eine das Alterthum, der andere das Mittelalter zum Gegenstande seines Studiums und seiner Darstellung gemacht hatte; aber erst im Organismus des Ganzen empfängt das Einzelne seine rechte Stelle und sein rechtes Licht. Da erscheint uns das Architektonische als der Grundcharakter der orientalischen Kunst; die Plastik gibt nicht blos der Malerei und Baukunst, sondern auch der Poesie der Griechen ihr Gepräge; die Malerei wird die tonangebende Kunst des christlichen Mittelalters und feiert an dessen Ende ihre Blüte; zur Zeit des Verfalls der andern Künste erhebt sich die Musik zu vollendeter Selbständigkeit duech Händel und Bach, und wenn der Gedanke an die Spitze des Lebens tritt, so hat die Kunst des Worts, der Ausdruck des selbstbewußten Geistes, in der Poesie das Uebergewicht und knüpft sich wieder ihr ursprüngliches Band mit der Wissenschaft. Da erscheint es nicht mehr zufällig, daß Cornelius nicht blos für Auge und Gemüth, sondern auch für den Geist male, daß Kaulbach eine dichterische Philosophie der Geschichte in seinen Bildern darstellt: es ist die Poesie, die zu allen Zeiten zwar ihre Stimme ertönen ließ, fortan aber den Musenreigen führen wird. Doch neben ihr bestehen die einzelnen Künste zu Recht, ohne sich in einem Kunstwerk der Zukunft aufzulösen, ja, wir können nicht leugnen, daß die Dichtkunst seit Schiller's Tod bei uns bisjetzt nicht solche productive Kräfte entwickelt hat, die wir den Meistern auf andern Gebieten vorziehen dürften; die romantischr Schule hat keinen Dichter wie Brethoven, Cornelius und Overbeck, Kaulbach ist mehr als Heine, Immermann und Platen zusammen auf ihren Gebieten, und was sind unsere Märchendichter gegen Schwind? Die Phantasie ist nicht erloschen mit einem Nachlassen der dichterischrn Kraft, vielmehr haben die dichterischen Ideen nach neuen Ausdeucksmitteln gegriffen. Welchem sinnigen Hörer und Beschauer aber könnte es verborgen bleiben, daß bei den genannten Musikern und Malern gerade der denkende Geist nach Gestalt und Ausdeuck ringt?

Die vorliegenden Bücher haben sich nicht auf diesen weltgeschichtlichen Standpunkt gestellt und konnten es nicht wohl, da es vor allem nöthig war, einmal das Material zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, einmal die verschiedenen Richtungen der gegenwärtigen Kunst und deren Träger in ihrer Individualität scharf zu zeichnen und dem Publikum einen Faden in die Hand zu geben, der es in der Masse der Werke orientiren kann. Der neue Vasari muß noch kommen, der das frisch erwachte Künstlerleben unsers Jahrhunderts lebendig schildert; Schadow's Buch war nur ein schwacher Vorläufer; für Düsseldorf selbst brachte der musterhafte Dialog Immermann's „Düsseldorfer Anfänge", brachten Wolfgang Müller's Briefe über die dortigr Malerschule viel Dankenswerthes; in Bezug auf München hätte wol Ernst Förster den Beruf, da er alles mit durchlebt hat, und in solchem Buch der Ton der Memoiren an seiner Stelle ist. Noch leben viele der künstlerischen Koryphäen, noch fließt der Quell mündlicher Ueberlieferung: möge er nicht verschwinden, ehe er einen dauernden Niederschlag zurückgelassen hat! Hagen stand dem eigentlichen Künstlertreiben zu fern, Springer hatte es seiner Jugend nach nicht mit durchlebt. Ihre Bücher tragen darum ein anderes Gepräge. Springer gibt uns eigentlich eine Charakteristik der Kunst in der Gegenwart, wie sie auf der Gesammtausstellung in Paris erschien, ergänzt durch die Kunde und anschauliche Schilderung der monumentalen Werke in Deutschland; sein Buch ist die rasche und einheitliche Ausführung eines glücklichen und zeitgemäßen Gedankens, und hat in dieser Hinsicht

Digitized by Google

bereits wohlverdienten Beifall gefunden. Hagen dagegen hat in vielen Jahren vielerlei gesammelt; die eigenen und fremden Urtheile, die er namentlich in den „Beischriften" mittheilt, geben uns ein Bild der verschiedenen Stimmungen, des werdenden Verständnisses im Verlauf mehrerer Jahrzehnde. Springer hat auf engerm Raum ein viel weiteres Gebiet, die ganze europäische Kunst, umspannt, während Hagen mit größerer Weitläufigkeit aber geringerer Schärfe des Urtheils, doch mit liebenswürdiger Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, den Gang unserer vaterländischen Kunst uns vorführt. Trotz einer principiellen Verschiedenheit und mancher einzelnen Einwendungen gebe ich der Schrift Springer's den Vorzug.

Die principielle Verschiedenheit beider Werke betrifft Aufgabe und Ziel der modernen Kunst. Nach Springer ist es der Realismus; er findet ihn am besten bei französischen und belgischen Malern, bei der berliner Bildhauerschule. Idealisten wie Schinkel und Cornelius haben ihm wol das Recht einer particularen Existenz, aber nicht des tonangebenden Einflusses auf unsere Zeit, in der sie einsam stehen. Seltsamerweise verkennt Springer, daß die Genies nicht heerdenweise wachsen, aber daß doch die Nachwelt nach diesen vereinzelten Gipfeln eine Periode benamt. Schon in der Einleitung weiß Springer sich nicht recht zu entscheiden, ob wir seit Lessing und Winckelmann eine neue Kunstepoche annehmen dürfen oder ob wir nur die Anfänge des 18. Jahrhunderts fortsetzen. Nimmt man alles zusammen, so wird man die erstere Ansicht behaupten können. Ich erinnere an den Ruf nach Natur und Lebenserneuerung, der durch Rousseau erscholl, die Rückkehr zu dem Ursprünglichen, zu den reinen und ersten Quellen in der Poesie, zur Bibel, zum Homer, zum Volkslied, wie sie in Deutschland geschah, an die Revolution in Frankreich und den sie begleitenden Sittenumschwung, wie an Kant und die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur; ich erinnere daran, daß jetzt zum ersten mal in der Weltgeschichte die Theorie der Praxis im Leben und in der Kunst nicht nachfolgt, sondern vorausgeht, in der Staatslehre wie in der ästhetischen Kritik, um zu belegen, daß wir in das Weltalter des Geistes eingetreten, wo der selbstbewußte Gedanke Meister wird. Die mittelalterliche Kunst trägt einen mythisch-kirchlichen, damit idealistischen und symbolischen Charakter; darauf folgt eine Periode der Weltwirklichkeit, der Naturwahrheit, des Genre; Lessing, Goethe, Schiller aber stellen das deutsche Drama in die Mitte zwischen Shakspeare und die Alten, und die ganze neue Kunst zeichnet sich einmal dadurch aus, daß sie mit Bewußtsein die Erbschaft des Griechenthums wie des christlichen Mittelalters antritt und als Bildungs- und Lebenselement bewahrt, dann aber dadurch, daß sie Idealität und Realität zu verschmelzen, das allgemeine Wesenhafte in naturwahre Formen zu kleiden, das Individuelle zu typischer Bedeutung zu erheben trachtet. In der Philosophie haben wir diese Richtung Idealrealismus genannt; ihr gemäß erscheint das Ewige und Göttliche nicht blos in der kirchlichen Gestalt der heiligen Geschichte, sondern in der Natur und im Leben des Geistes überhaupt; ihr gemäß wird darum aber auch das Wirkliche im Zusammenhang mit seinem göttlichen Lebensgrund oder im Lichte der Ewigkeit betrachtet, und so entsteht für die bildende wie für die redende Kunst eine historische Idealität, eine gottinnige Humanität als Ziel und Aufgabe. Damit bleibt sie ihrem Zwecke getreu, daß sie nicht etwa die Außenwelt als solche copirt und wiederholt, sondern Schönes um der Schönheit willen bildet. Es ist schade, daß Springer sich diese Ideen nicht recht klar gemacht hat; seine scharfe und geistreiche Kritik macht dem Zeitgeschmack der Menge, der auf das Aeußerliche sieht, zu viel Concessionen, statt daß sie das Publikum bildend und erziehend stets auf das Höchste hinwiese. Er sagt einmal, daß die historische Malerei doch nicht immer und überall den Weltgeist unmittelbar darstellen und mit dem tiefinnersten Wesen der Geschichte sich beschäftigen könne; aber dies klingt bei ihm fast mehr als Aufforderung wie als Entschuldigung. Die echte Kunst muß immer und überall, auch im Genre, vom wahren Gehalt des Lebens ausgehen und das innerlich Bedeutende gerade auch im scheinbar Kleinen erkennen lassen.

Indessen kann man bei der Lectüre Springer's hiervon absehen und hier und da das Urtheil etwas nach diesem Standpunkte modificiren; er selbst bemüht sich der unparteilichen Würdigung, er feiert die großen Idealisten mit wohlthuender Wärme, seine eigene Darstellung zeigt, daß sie doch die Gipfel unserer Kunst ausmachen; nur gegen Kaulbach wird er, wie es jetzt Mode zu sein scheint, ungerecht. Springer führt uns wie billig zuerst nach Deutschland. Er beginnt mit Overbeck und der religiösen Schule, und gleich dieses Kapitel ist ein vortreffliches. Er scheidet Overbeck's Werke in zwei Gruppen; während er in der einen tiefinnigen Empfindungen einen lautern Ausdruck verleiht und eine einfache lyrische Stimmung, eine religiöse Hebung des Gemüths im Beschauer hervorruft, sucht er in der andern durch die Entfaltung eines reichen symbolischen Gedankengehalts zu wirken, und legt auf die ideelle Bedeutung der Composition, auf das Poetische derselben, den kräftigsten Nachdruck. Sehr eindringlich weist Springer das Reflectirte im großen frankfurter Bilde nach, und hebt den Unterschied zwischen ihm und ähnlichen Werken Rafael's klar hervor; sehr richtig bespricht er die anspruchslosen Zeichnungen Overbeck's zu den Evangelien, an denen sich spätere Jahrhunderte ähnlich erfreuen werden wie an Fiesole's heiliger Einfalt.

Hierauf schildert Springer die Führer des Idealismus, Schinkel und Cornelius. Von der Architektur spricht er dann auch wieder bei der Betrachtung der münchener Schule und später noch einmal; es wäre wol geeigneter gewesen, ihr ein besonderes Kapitel zu widmen. Es erscheint auf den ersten Blick abnorm, daß diese Kunst, die überall sonst den andern den Weg bahnt,

Digitized by Google

in der ſonſt zuerſt der Stil gefunden wird, bei uns bisjetzt den eklektiſchen Charakter trägt. Was ſie gewonnen hat, iſt ein gründliches Verſtändniß der frühern Formen und damit auch die Möglichkeit, dieſelben zweckmäßig zu verwerthen; das neue München ſteht wie ein großes architektoniſches Album da, in welchem man die Bauſtile Griechenlands und Roms, des Mittelalters und der Renaiſſance ſtudiren kann; in dieſer Allempfänglichkeit und dieſer trefflichen Wiedergabe oder dieſer ſinnigen Aneignung des Fremden ſteht die Architektur etwa auf der Stufe, welche Herder und A. W. von Schlegel in der Literatur bezeichnen. Die Goethe und Schiller haben ſich noch nicht gezeigt. Es liegt dies aber im Weſen dieſer Kunſt und unſerer Zeit. Der Geiſt dieſer letztern iſt die perſönliche Freiheit, die Bethätigung individueller Eigenthümlichkeit; die frühere Herrſchaft der Autorität iſt aufgegeben, eine gemeinſame Wahrheit als das neue Band der Menſchen aber noch nicht zu allgemeiner Anerkennung gebracht; wir ringen nach dieſer Verſöhnung, aber erſt wenn ſie erreicht iſt, kann und wird auch ein gemeinſames Formengefühl ſich architektoniſch in einem Bauſtile ausſprechen. Ein ſolcher wird ſowenig wie ein Volksepos von Einzelnen erfunden, ſondern er geht ohne Reflexion aus der Stimmung und dem Bedürfniß des ganzen Volks und Jahrhunderts hervor und der einzelne Meiſter führt nur die Elemente, welche jene ihm entgegenbringen, zu künſtleriſcher Harmonie. Schinkel's Verdienſte werden genügend gewürdigt. Springer zeigt, wie derſelbe für das chriſtlich Kirchliche minder befähigt war, aber das Helleniſche nicht blos nachgebildet, ſondern fortgebildet hat, indem er dem antiken Stile mit Beibehaltung ſeines organiſchen Weſens für die Löſung neuer Bedürfniſſe auch neue Ausdrucksmittel abgewonnen hat. An einer andern Stelle heißt es:

Daß die Decoration und Formengebung aus der Natur des verwendeten Materials ſich entwickeln und das Aeußere des Baues das Innere vorbereiten und klar andeuten ſoll, ſind Geſetze, von welchen wir trotz ihrer Wichtigkeit nur wie von fernen Mythen wiſſen: Schinkel hat ſie wieder zu Ehren gebracht.

Auch Klenze in München huldigt der Antike, und es iſt ganz in ſeinem Sinne, wenn Springer ſagt:

Man muß erwägen, daß der griechiſche Bauſtil nicht allein eine beſtimmte geſchichtlich abgeſchloſſene Culturſtufe vertritt, ſondern auch ein allgemein gültiges äſthetiſches Gepräge beſitzt; die Ruhe, die klare Harmonie der Verhältniſſe, das reine Ebenmaß der Formen erweckt eine eigenthümliche Befriedigung und erinnert an das ſelbſtgenügſame, ewig junge Weſen der alten Götter.

Ebenſo haben die Griechen es gleich der Natur verſtanden, Sinn und Leiſtung eines baulichen Gliedes durch ſeine Form und ſeinen Schmuck plaſtiſch auszudrücken. Wir überlaſſen es dem Leſer, an der Hand Springer's die weitern Bauwerke mittelalterlichen oder neuen Stils zu muſtern, und machen nur noch die eine Bemerkung, die an unſere obige Erörterung anknüpft. Die Architektur iſt der Stimmungsausdruck der Zeit und des Volks; das individuelle Gefühl findet ſeine unmittelbare und allgemeine Darſtellung in der Muſik; ſie iſt eine vorzugsweiſe ſubjective Kunſt, die dennoch nicht zum Ausdruck beſtimmter Gedanken voranſchreitet, und gleich der Architektur kein Vorbild in der Natur hat. So war ſie die Kunſt der ſubjectiven und individualiſtiſchen Gegenwart und ſo ſchuf dieſe in den großen Tongebäuden der Inſtrumentalmuſik Haydn's und Mozart's, namentlich in Beethoven's Symphonien etwas Neues und Originales, das ſie der monumentalen Architektur früherer Jahrhunderte kühn an die Seite ſetzen darf.

Nach einer gründlichen Würdigung von Cornelius, bei welchem Springer treffend die Tiefe der Idee, die Auffaſſung der Sache, den Gedankenzuſammenhang der cykliſchen Compoſitionen betont, folgt die Darſtellung der münchener Schule. Heß und Schraudolph erfüllen auch nach ihm mit ihren Wandgemälden den kirchlichen Zweck, ſie ſind einfach und lebendig, unbefangener als die Overbeck nachahmenden Kunſtpietiſten, in Form und Farbe frei von aller Scheu vor der Natur. Er ſtellt das productive Talent Julius Schnorr's höher, gibt aber den Werken von Heinrich Heß den Vorrang, und macht dabei eine Bemerkung, die trotz des angenommenen realiſtiſchen Standpunktes die eigene unparteiliche Unbefangenheit des Kritikers bekundet.

Bei der Vergleichung des weltlich hiſtoriſchen mit dem religiöſen Bilderkreiſe zeigt ſich recht deutlich, welche Lebenskraft der religiöſen Kunſt innewohnt, und wie der religiöſe Maler bei halber Tüchtigkeit doch ungleich größere Wirkungen erzielt als der ſogenannte hiſtoriſche Maler auch mit dem Einſatz der doppelten Kraft. Für jenen ſind die Lehren der Kunſtgeſchichte, die Regeln der Tradition nicht verloren gegangen, er kennt die brauchbaren Seiten der meiſten Motive, weiß wie ſie zu wenden ſind, um maleriſch zu wirken, hat die paſſendſten Typen und die ausdrucksvollſten Formen gleichſam in der Hand, und iſt im Stile gleichſam zu Hauſe. Der Hiſtorienmaler muß ſich dagegen erſt durch eigenen Schaden über den künſtleriſchen Werth oder Unwerth ſeiner Aufgabe belehren laſſen, für ihn hat die Tradition keine Regeln bereit, und die Frage, wie er ſich mit dem Stile zurecht finden ſoll, bringt ihn in Verlegenheiten. Er darf doch nicht religiöſe Hoheit und kirchlichen Ernſt auf die Gegenſtände des weltlichen Lebens übertragen, und betont er wieder das Leidenſchaftliche zu ſtark, verliert er ſich in ſinnliche Schilderungen, dann muß er den Vorwurf einer Herabwürdigung der Geſchichte fürchten.

Gewiß bedarf es nur des Talents, um in einer einmal gefundenen Weiſe weiter zu arbeiten, aber des Genius, um neue, muſtergültige Formen zu finden; aber dann muß man ſich des Kitzels oder Pikſes der Originalitätſucht und des Andersmachenwollens entſchlagen, und das einmal Gutgemachte nicht verſchlechtern. Die kirchliche Malerei wie die griechiſche Plaſtik ſind dadurch ſo groß geworden und haben eine ſo lange Blütendauer, weil die Nachfolgenden das Gewonnene bewahren und den Typus der Geſtalten wie der Compoſitionsweiſe der großen Meiſter beibehalten. Bei uns hat Kaulbach den entſcheidenden Schritt zur maleriſchen Darſtellung der Weltgeſchichte gethan. Im Anſchluß an die Kunſt der Vorzeit gibt er vor allem keine bloßen repräſentativen Schauſtücke und keine blos genrehaften Scenen, ſondern wählt ein Ereigniß, in welchem eine hiſtoriſche Idee ſich ausprägt, und die Bedeutung der Sache macht er zum

Digitized by Google

Ausgangspunkte der Composition, wie die religiöse Malerei ihrerseits auch thut; die Schönheit bleibt ihm das Ziel der Kunst, die Offenbarung des innern Lebens, die Darstellung des Geistes ihre Aufgabe. Im Anschluß an den Volksglauben und an die Meister Griechenlands und Italiens weiß er durch personificirende Idealbildung die höhere Mitte zwischen Symbol und Allegorie zu finden und die innewaltende Seele der Dinge und Ereignisse zu veranschaulichen. Auch ihm gelingt das eine mehr, das andere weniger, aber statt blos an den Mängeln zu mäkeln, hat die Kritik die Pflicht, daß sie das wirklich Errungene erklärt und den Künstlern wie dem Publikum zum Bewußtsein bringt.

Den Mangel der Düsseldorfer Schule findet Springer gewiß richtig darin, daß dort die Malerei einseitig ohne die Grundlage der Architektur und den Wettstreit mit der Sculptur gepflegt worden; er charakterisirt ihr Anlehnen an lyrische Dichter, namentlich an Uhland's Balladen, ihren Zusammenhang mit den Kunstvereinen, und wird ihrem Verdienste für das Colorit, für Anmuth und Schönheit der äußern Erscheinung gerecht. Lessing und Schrödter werden mit Vorliebe charakterisirt.

Nachdem der „humoristische Idealismus" und der „Realismus in der Sculptur" betrachtet worden, behandelt Springer unter der Ueberschrift „Die Einkehr der Malerei in das Volksthum" die Hinwendung zum Holzschnitt, der nicht blos ein Vervielfältigungsmittel für andere Werke, sondern ein eigenthümliches Darstellungsmittel für diejenigen Künstler ist, bei denen, wie bei den altdeutschen Meistern, die Erfindungskraft und der Reichthum der Phantasie den plastischen Formentrieb und die malerische Vollendung überwiegen. Er nennt Richter den Mann nach dem Herzen des deutschen Volks und gesellt ihm Schwind und Genelli. Sodann spricht er von den Genre- und Landschaftsmalern und von der Krisis, welche in die Historienmalerei durch einen realistischen Zug, durch die Belgier, gekommen sei, um sich zu diesen und zu den Franzosen zu wenden. Hier sind Gallait und Paul Delaroche seine Helden, ohne daß er indessen die trefflichen religiösen Darstellungen von Hippolyte Flandrin oder die idealisirende Genremalerei Leopold Robert's in Schatten stellte; vielmehr hat er auch für sie geistreiche Worte des Preises.

Bei den Engländern würde ich Flaxmann's Größe entschiedener hervorgehoben und bei Wilkie, Landseer u. s. w. stärker betont haben, daß sie gleich den ausgezeichneten Romanschriftstellern, wie Boz und Thackeray, vortreffliche Charakteristiker sind, und mehr durch psychologische Gründlichkeit im Einzelnen als durch den ersten schlagenden Eindruck des Ganzen wirken; das verstehen die Franzosen, denen ist die interessante Situation und die Stimmung Hauptsache, sie erreichen den augenblicklichen Effect, während die Engländer zu wiederholter nachhaltiger Betrachtung einladen.

Endlich gedenkt Springer der Kunstmächte zweiten Ranges, und gibt damit eine vollständige Uebersicht der artistischen Leistungen und Bestrebungen unserer Zeit, die als erster und nicht unglücklicher Wurf stets ihr Verdienst behaupten und gewiß vielen ein willkommener Führer durch das reiche Kunstgebiet der Gegenwart sein und werden wird.

Wenigstens doppelt so vielen Raum als Springer der europäischen Kunst gewidmet hat, verwendet Hagen zu einer Schilderung der deutschen. Sein Buch trägt mehr den Charakter der Geschichte, ist aber doch nicht so durchgearbeitet, wie wir es verlangen müssen, wenn ein Werk vor die Oeffentlichkeit tritt. Der Verfasser hat viele Jahre lang die Entwickelung unserer Kunst begleitet, er hat selbst über vieles Einzelne geschrieben oder zeitgenössische Urtheile anderer gesammelt, und namentlich in den „Beischriften" niedergelegt; dies gibt dem Buche ein eigenthümliches Interesse, zu sehen, wie hervorragende Leistungen bei ihrem Erscheinen verstanden oder nicht verstanden worden sind, hat aber den Nachtheil, daß auch in den Text Urtheile übergegangen sind, welche die Probe der Zeit nicht bestanden haben. Hagen's Kritik erscheint wie die Milde des Alters neben der jugendlichen Unerschrockenheit Springer's; er wird nicht aus Härte, eher aus Gunst ungerecht, wenn er z. B. Wach den größten Meistern anreiht.

Leider begegnen wir einer großen Reihe von Ungenauigkeiten, die in solch einem Werke, das wieder als Quelle dienen soll, nicht vorkommen dürfen. Gleich am Anfang wird das Bild von Kaulbach: die Bekämpfung des Zopfs, ganz unzuverlässig und fehlerhaft beschrieben, und solche Nachlässigkeit bei der Einleitung erregt einigen Verdacht gegen den Fortgang. Konrad Eberhard, der noch lebt, wird als 1840 im Herrn gestorben angeführt. Schiller ist nicht aus der Karlsschule, sondern als Regimentsarzt aus Stuttgart geflohen; Koch verließ die Karlsschule, wie Hagen erzählt, und sandte von Strasburg aus dem Herzog seinen Zopf. Jupiter gilt nirgends für eine Personification der Luft, Cornelius bringt ihn nicht mit dieser, sondern als den ursprünglichen Lichtgott in den Glyptothekbildern mit dem Element des himmlischen Feuers in Verbindung. Dort wird auf dem Bilde von Trojas Zerstörung auch nicht um Achilleus' Waffen gewürfelt, sondern die Griechen losen um Siegesbeute, wie es richtig an einer andern Stelle heißt. Schwerlich darf man vom Kölner Dombau sagen: „Gegen das, was zu thun ist, verschwindet das Geschehene ganz und gar." Gärtner in München erneute den romanischen Stil; wie kann Hagen ihn mit dem antikisirenden Palladio zusammenstellen? Von Heinrich Heß heißt es (S. 272), er habe die Bilder für die Glasgemälde der münchener Aukirche entworfen, S. 284 in den „Beischriften" werden Ruben und Schraudolph richtig als die Verfertiger der Cartons dafür genannt. Von Lessing, von Genelli werden längst vollendete Werke als beabsichtigte und zu erwartende aufgeführt. Jakob Becker, der bekannte vortreffliche Maler oberhessischer Bauern, soll „keine besondere Gegend" im Auge haben. Schwanthaler hat nicht einsam in Schwaneck gelebt,

Digitized by Google

Thäter ist nicht in Dresden, sondern in München, wo er die von Hagen vermißte deutsche Kupferstecherschule leitet. Kaulbach hat die Donau und Isar nicht „als Flußgötter" gemalt, sondern neben den männlichen Gestalten des Rhein und Main sie weiblich gebildet und zwar sehr vortrefflich. Das mögen Kleinigkeiten sein, was sich mir gerade zur Probe bot, aber sie sind ungehörige Flecken und verwerfliche Zeugnisse fahrlässiger Arbeit. Dagegen gehört es in die Kategorie der schiefen Urtheile, wenn Hagen behauptet, man werde die Kirchen künftig im antiken Stile bauen, oder wenn er findet, daß Th. Hildebrandt in seinen Söhnen Eduard's wahrer als Shakspeare sei.

Dagegen machen die Mittheilungen aus zeitgenössischen Briefen oft einen recht guten Eindruck und sind sehr dankenswerth. So heißt es in einem solchen an Carstens über dessen Werke:

Weißt du, was mir in deinen Bildern am meisten gefällt? Es ist bei der Ruhe der Scenen selbst die individuelle, im Stillen thätige Seelenkraft charakteristisch überall im Gott, im Helden wie in der Volkscaricatur wirken zu sehen. Jeder ist so unbekümmert über sich, so ganz einig mit sich, daß man fühlt, dies sind wahre Menschen.

Vortrefflich ist die Aeußerung Schinkel's:

Nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen, eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte, ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Kunstfertigkeit verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Rücksicht über anderer Meister Werke sein mögen, sind doch sein nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt etwas Höheres hätte erringen können.

Den in der katholischen Kirche geborenen Cornelius nennt Hagen einen protestantischen Geist innerhalb des Kreises Overbeck, Schadow u. s. w., die damals in Rom katholisch wurden, und findet ein Verdienst darin, daß jener stets das Vernunftgemäße vertreten und eine ausschließliche und einseitige Kirchlichkeit der Münchener Schule verhindert habe. Aus Briefen Niebuhr's wird mitgetheilt, Cornelius sei und bleibe ein eifriger Verehrer Goethe's und wahrhaft inspirirt von ihm. Bezeichnend sind folgende Stellen:

Bunsen wohnt oben im Palast Caffarelli und über dem Palatin. Als wir nach Mitternacht auf der Loggia standen, sahen wir Jupiter funkeln, als schaue er auf seinen Tarpeiischen Fels. Es waren Gesundheiten getrunken. Ich sagte zu Thorwaldsen: „Laß uns die Gesundheit des alten Jupiter trinken!" „Von ganzem Herzen gern", antwortete er. Einige stutzten. Cornelius stieß an und erwiderte uns. . . . Cornelius ist so wenig ein Zelot, daß er, da wir mit ihm über seine Lieblingsidee, ein Jüngstes Gericht zu malen, redeten, uns zwar abschlug, Luther in die Himmelsglorie zu versetzen, weil er das ja nicht dürfe; aber er solle dem Teufel die Bibel entgegenhalten und dieser davor zurückweichen.

Nach glaubwürdiger Erzählung soll Cornelius damals in Rom über das Convertiren seiner Freunde gar nicht erfreut gewesen sein und eines Abends zornig erklärt haben: „Wird jetzt noch einer katholisch, so werde ich Protestant!"

Wollen wir weiter auf gelungene Partien in Hagen's Buch unser Augenmerk richten, so erwähne ich die Schilderung des Einflusses der Romantiker auf die Wiederbelebung des deutschen Volksthums, die Schilderung des neuerwachten Verständnisses mittelalterlicher Kunst, der Bedeutung, welche die Sammlung altdeutscher Bilder durch die Brüder Boisserée hatte, oder die Charakteristik von Rauch's Feldherrnstatuen: „Bei Scharnhorst ist das Innerliche dargestellt; er sinnt nach über die Möglichkeit der Befreiung von der Fremdherrschaft, er denkt an die zu stellenden Schlachtordnungen. Bülow stützt sich auf das Schwert, und blickt als der Schlagfertige vor sich hin. Blücher kämpft und erobert." Auch die Parallele von Julius Schnorr und Ludwig Schwanthaler ist gelungen, seltsam aber die von Genelli und Hübner.

Wenn der Verfasser am Schlusse des ersten Theils sagt: „Alle Strahlen der Kunst mit geringer Ausnahme gehen jetzt von Berlin aus", so ist doch das etwas zu weit getriebener preußischer Patriotismus, und wir erinnern uns verwundert an das, was früher aus Goethe's Mund über die berliner Kunst mitgetheilt war: da werde Poesie durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt verdrängt, da sei der prosaische Zeitgeist, der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause.

Nachdem Hagen seine Geschichte der deutschen Kunst zu Ende geführt, gibt er uns zum Schlusse noch fünf Einzelbilder großer Männer: Goethe, Thorwaldsen, Cornelius, Rauch, Schwanthaler. Warum hat er diese in ihrer Ausführlichkeit nicht an geeigneter Stelle eingeschoben? Er hätte gar manche Wiederholung sparen können. Sie sind übrigens das Beste im Buche. Sie sind mit hingebender Wärme verfaßt und lassen es bedauern, daß Hagen es nicht vorzog, auf ähnliche Art ihnen noch einige hervorragende Meister oder einige Künstlergruppen anzureihen, da er selbst als Schriftsteller ein viel besserer Porträtbildner als Historienmaler ist. Wir möchten vor allem diese Charakteristiken unsern Lesern empfehlen, und betrachten das Uebrige im Buch mehr als Commentar zu dem hier gebotenen Vortrefflichen. **Moritz Carriere.**

Der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius und seine Zeit.

Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation von R. Stintzing. Mit urkundlichen Beilagen. Basel, Schweighauser. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn das Wirken des merkwürdigen Mannes, dessen Leben in vorliegendem Werke durch R. Stintzing, ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Basel, beschrieben ist, sich nur einseitig auf die Rechtswissenschaft beschränkt hätte, so würde es kaum Anspruch darauf haben, in d. Bl. ausführlicher gewürdigt zu werden. Aber Zasius Beziehungen waren sehr vielseitiger und weitgreifender Art, und wie uns sein Schulleben bereits in die Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten einführt, so eröffnet uns sein späteres Leben und Wirken die lehrreichsten Blicke in das Thun und Treiben der Humanisten, über seine und ihre Stellung zu der Luther'schen Reformation, in das Universitätswesen, wie überhaupt in das

Digitized by Google

Culturleben seiner Zeit. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß damals schon jene Beknöchterung und fachmännisch-scholastische Ausschließlichkeit der Gelehrten, welche erst einer spätern Periode angehört, stattgefunden habe; vielmehr waren damals die Rechtsgelehrten, wie überhaupt die Männer von wissenschaftlicher Bildung, noch Träger und Förderer der allgemeinen Cultur, und es wäre leicht nachzuweisen, daß mancher berühmte Rechtsgelehrte selbst der Gegenwart viel weniger in der Allgemeinbewegung der Geister mitschwimmt als z. B. unser Jasius in der geistigen Strömung seiner Zeit. Was seine Verdienste um die Ausbildung der Rechtswissenschaft betreffe, so können wir uns hier, zumal als Nichtjurist, nur auf wenige Andeutungen beschränken. Die Männer des Rechts erkennen in ihm, neben dem Franzosen Bucäus (Budé) und dem allerdings noch genialern Italiener Alciat, einen der Neorganisatoren ihrer Wissenschaft. Er half der haarspaltenden Scholastik, die auch in der Rechtswissenschaft ihr Wesen trieb, ein Ende machen oder ihrem Ende entgegenführen, und das Studium der Rechte von dem überwuchernden Beiwerk der Glosse auf die Quellen zurücktreten. Was den Stil betrifft, so hielt er auf große Reinheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und als Mann der Praxis suchte er jener römische Grundsätze auf deutsche Institute anzuwenden, ohne jedoch dabei deutschen Gewohnheitsrechten zu nahe zu treten; er erkannte vielmehr diese als das Entscheidende an. Ganz besonders wirkte er durch seine zahlreichen Schüler, die er durch seine Beredsamkeit fesselte. Trotzdem selbst drückte seine Bewunderung vor dem „reichen und vollen Strom seiner Rede“, wie sie Jasius zu Gebote stand, aus und ein anderemal rühmt er von ihm: „Seine Rede sprudelt aus dem Stegreif so von schönen Worten und Gedanken, mit solcher Anmuth, wie ich es noch bei keinem Italiener gefunden habe.“

Ulrich Zasius (eigentlich Zäsi) war zu Konstanz im Jahre 1461 geboren und besuchte die dortige Domschule, die er erst im einundzwanzigsten Jahre verließ. Zum Theil mag diese langsame Entwicklung in der damaligen Unterrichtsmethode gelegen haben, die so verwickelt und umständlich war, daß, wie Wimpheling und Luther klagten, ein Schüler über der Erlernung der Declinationen und Conjugationen ohne Erfolg 10 Jahre verbringen könne. Ward doch der Titel des gebräuchlichen Lehrbuchs „Incipit Graecismus Donati de partibus octo feliciter“ noch den vier Aristotelischen Gründen, zu denen noch ein fünfter gefügt ist, analysirt und daran noch eine Reihe von neun Syllogismen in abgeschmacktester Breite und Spitzfindigkeit gehängt. Bis endlich der Uebergang zum Texte selbst gestattet war. Mehr aber scheint diese etwas verspätete Schulreife, die aber gewiß auch ihre sehr großen Vortheile hat, äußern Umständen oder der Individualität des Jasius zugeschrieben werden zu müssen, denn diese gehörte, nach des Verfassers Bemerkung, „nicht zu jener Gattung, deren physisches Dasein kaum zur Grundlage ihres geistigen Daseins zu genügen scheint“. Beispiele von überraschender Frühreife waren sonst zu jener Zeit wie in allen Perioden großer geistiger Erregung und Bewegung trotz der langweiligen scholastischen Unterrichtsmethode überaus häufig.

Jasius besuchte nun die erst 1477 gestiftete Hochschule zu Tübingen, wo gerade das geistige Leben durch den Streit der Nominalisten und Realisten in so heftige Bewegung gesetzt war, daß die beiden Bursen, in welche die Anhänger der kämpfenden Parteien mit besondern Fahnen und Sinnbildern vertheilt waren, täglich hintereinander gerathen und sich nicht selten, wenn die Gründe ausgingen, in die Haare griffen. Bekannt ist zu auch die Thatsache, daß an der Sorbonne ein Katheder von dem Platze des Opponenten durch eine Bretterwand geschieden war, damit die Disputirenden nicht handgemein werden konnten. Es ist dies bezeichnend für den Geist jener Zeit, deren gewaltthätiger Charakter sich auch in diesen Zügen abspiegelt. Noch eine bemerkenswerthe Erscheinung begegnet uns im damaligen Universitätsleben, wir meinen die Rolle, welche zu jener Zeit italienische Doctoren auf den deutschen Hochschulen spielten. Sie scheinen, wie Stinzing bemerkt, durch die neuen Lehrstühle angelockt, vielfach als fahrende Scholasten herübergekommen, zuweilen auch berufen zu sein. Ihre Namen figuriren vorzüglich bei Eröffnung der Hochschulen, vermuthlich um diesen einen besondern Glanz zu geben. Selten aber hatten sie lange auf ihren Posten aus. Ueberhaupt wird man die Hauptquelle des wissenschaftlichen Lebens damaliger Zeit in Italien suchen müssen, und es ist unbankbar, daß, wenn man jetzt von Völkern spricht, welche die Civilisation repräsentiren, faßt immer nur die Franzosen, Engländer und Deutschen genannt werden. Kaum hat irgendein Volk in späterer Zeit eine so glänzende Reihe von glaschleitig auftretenden genialen Gelehrten, Künstlern, Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern, Juristen, Aerzten, Tonsetzern u. s. w. aufzuweisen, als Italien in jenen Tagen seinen höchsten Glanzes, und die Gelehrten des übrigen Europa hielten sich meist ihre Bildung auf den italienischen Hochschulen. Allerdings sank schon zu Jasius' Zeit auch in Deutschland eine geistige Emancipation vom welschen Einfluß statt, und Jasius selbst gehört zu denen, welche ihre Bildung nur in Deutschland erworben hatten. Auch fehlte es schon damals nicht an Spott über diejenigen, welche nur aus Welschland ihre Weisheit holer zu können glaubten, und Brant gesteht in seinem „Narrenschiff“ diejenigen auf Thörste, die nur in Bologna, Padua und Paris die Quelle aller Gelehrsamkeit zu finden meinten, „als ob nit auch in tütscher art noch wer vernunft“. Durch Luther's Protest gegen Rom wurde dann dieser Emancipationsact zur vollendeten Thatsache und die geistige Zuitalerei seitdem auch dem Namen nach verlegt. Es darf ferner nicht übersehen werden, daß deutsche Gelehrte auch in Avignonen und auf den italienischen Hochschulen lehrten und das dort entlehnte Kapital mit reichlichen Zinsen zurückzahlten. Hierzu trug freilich der Gebrauch der lateinischen Sprache als der gemeinsamen Gelehrtensprache wesentlich bei, und diesem Allgemeingebrauch des Lateinischen, so viel Nachtheile er andererseits auch haben mochte, hat man es zuzuschreiben, wenn damals im eigentlichen Sinne eine einige und unttheilbare europäische Gelehrtenrepublik bestand.

Nach dem Abgange von der Universität bekleidete Jasius eine Zeit lang ein Amt in seiner Vaterstadt und wurde dann als Stadtschreiber nach Freiburg berufen, in welcher Stellung er genöthigt war, zur Erwerbung von Gutachten zwischen Freiburg, Tübingen und Konstanz hin- und herzureiten. Auch erwarb er sich bald in jenen Auf, daß selbst die Gegnerschaft seine Rechtskenntnisse in Anspruch nahm. Dabei versäumte er nicht, obschon bereits 31 Jahre alt, bei den freiburger Juristen eifrig zu lernen, namentlich bei Paulus Eittadinus oder de Citradinis aus Mailand, welcher als Legum ordinarius von Pavia nach Freiburg berufen worden war. Auch trat er in jenen Kreis der Humanisten ein, als deren damaliges Haupt Konrad Celtes, der Stifter literarischer Gesellschaften an der Donau und am Rhein, zu betrachten ist. Als Hauptaufgabe galt es diesen Humanisten nach den Worten des Verfassers vor allem, „gegenüber der Scholastik den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte einzusetzen, in der Wissenschaft von den Abstractionen zu den concreten Dingen, in der Kirchenlehre von abstracter Dogmatik auf das Gebiet des Wollens, also der Moral, zurückzuführen“. Dieses Bestreben fand seine kräftigste Stütze im Studium des classischen Alterthums. Insofern nennt man die deutschen Humanisten dieser Periode nicht mit Unrecht die Vorläufer der Reformation. Aber nur die Minderzahl vermochte mit dem raschen Gange derselben Schritt zu halten. Die Humanisten beabsichtigten zwar eine Heilung sittlicher Gebrechen bei Laien und Priestern, die Abstellung kirchlicher Mißbräuche, die Rückkehr zu verlorener Einfachheit und Ehrbarkeit, die Hebung des Kirchenregiments durch eine höher gebildete und verbesserte Priesterschaft; aber die Autorität der Kirche mit ihrem Oberhaupt stand unbezweifelt in ihrer Ueberzeugung fest. Stinzing weist unter anderm darauf hin, daß, als in diesen Jahren der Streit über die unbefleckte Empfängniß wieder angeregt wurde, Wimpheling und Sebastian

Digitized by Google

Brant sich in poetischen Ergüssen über die Reinheit der Maria hymnologisch ergingen. Dies alles darf man nicht vergessen, wenn man das spätere Verhalten des Zasius zur Reformation gerecht und billig beurtheilen will. Uebrigens macht Stintzing auch auf das deutsche Element in den Bestrebungen dieser Humanisten aufmerksam. Er bemerkt z. B.: „Von seiten Frankreichs waren schon im Laufe dieses Jahrhunderts Ansprüche auf das Elsaß erhoben worden, als sei es eine Pertinenz der gallischen Krone: eine Prätension, die bei der gegenwärtigen Stellung Frankreichs nur um so bedenklicher schien. Wimpheling wies jetzt historisch nach, daß das Elsaß niemals zu Gallien gehört habe, ebenso wenig wie die sonst am Rhein gelegenen Städte, und folglich die französischen Behauptungen grundlos seien. Er gab durch diese Schrift («Epitome rer. Germanicar.», 1502) den Anstoß zum ernstern Studium des deutschen Alterthums und fand bald an Konrad Peutinger einen bedeutenden Nachfolger."

Nachdem Zasius aus unbekannten Gründen sein Stadtschreiberamt aufgegeben und eine Zeit lang als lateinischer Schullehrer (er war ein guter Latinist, während er Griechisch nicht verstand) gewirkt hatte, ließ er sich, beinahe schon ein Vierziger, 1499 als akademischer Bürger Freiburgs aufnehmen, um von nun an dieser Körperschaft für immer anzugehören. Nur kurze Zeit war er Scholaris; aber schon im Jahre 1500 wurden ihm die Verträge über Rhetorik und Poesie mit einem Jahresgehalt von 32 Fl. übertragen, und nachdem er Doctor geworden, auch interimistisch die Lectura der Institutionen mit einer Zulage von 12 Fl. jährlich. Nach des Cittadinus Rücktritt kam er, nun 46 Jahre alt, an dessen Stelle als Ordinarius legum, mit einem Gehalt von 100 Fl., eine für jene Zeiten nicht unansehnliche Professorenbesoldung. Außerdem wurde er vom freiburger Rath als Actuar des Stadtgerichts angestellt. Es war dies ein Amt, welches allein schon die Kraft eines ganzen Mannes in Anspruch nehmen konnte und bei den mancherlei zwischen Bürgerschaft und Rath sich ergebenden Conflicten auch sein Unangenehmes hatte. Es wird berichtet, daß die Sorgen des Tags, mit welchen ihn die verwickelten Rechtsfragen überluden, ihn oft des Nachts nicht ruhen ließen, und daß er dann sein Schlafzimmer zu verlassen und umherzuwandeln pflegte, um die Zeit hinzubringen und die Glieder zu ermüden. Dann traf er wol auf seinen später berühmt gewordenen Schüler Urbanus Rhegius, der bei der nächtlichen Durchmusterung der Zasius'schen Bibliothek über den Büchern, zu denen Zasius treffliche Randbemerkungen beigefügt hatte, in Schlaf versunken war. Scherzend zupfte dann Zasius seinen wissenseifrigen Schüler, den er wie einen Sohn liebte, am Ohr oder packte dem Schlafenden schwere Folianten auf die Schultern und machte sich dann davon; dem erwachenden Urbanus aber verrieth das Gepolter der herabstürzenden Last, wer seinen Schlummer belauscht hatte. Wie wir gleich hier einschalten wollen, gehörte damals auch Johann Eck, berüchtigten Andenkens, zu seinen Zöglingen und Tischgenossen.

Trotz häuslicher Sorgen und gehäufter Arbeiten huldigte Zasius dabei doch gern dem geselligen Vergnügen und pflegte bei Gastereien dem Weine tapfer zuzusprechen. Ueberhaupt sprudelte in ihm eine gewaltige Lebenslust, und in Tübingen hatte er als Student ein so lockeres Leben geführt, daß er in spätern Jahren die dort verbrachte Zeit als eine verlorene zu beklagen pflegte. Junge Leute von zarter Körperconstitution sind leicht der Gefahr ausgesetzt, sich durch solche Exzesse leiblich und moralisch zu Grunde zu richten; aber Zasius hatte etwas zuzusetzen und erreichte ein hohes Alter, obschon er auch als Mann dem Bacchus gern und oft opferte. Sein Schüler Zichard bemerkt, mancher habe sich gewundert, wie Zasius neben seiner Unmäßigkeit so viel Arbeiten und nächtliche Studien ertragen könnte; aber das sei die Trefflichkeit seiner überaus kräftigen Natur gewesen. Diese sinnlichen Freuden waren ihm, nach Stintzing's Worten, „nur eine erquickliche Basis für die geistigen Genüsse, welche er in der Geselligkeit suchte". Gab es die Gesellschaft, so pflegte er auch wol im Geiste jener nicht sehr prüden Zeit etwas frei und derb zu reden und wie er selbst gesteht „nicht immer ganz schickliche" Späße zu machen, besonders bei seinem „Gevatter" Ambrosius Kempf, dessen Frau dann des Erasmus Buch „Ueber den Gebrauch und Misbrauch der Sprache" hervorzuziehen und ihm damit den Mund zu stopfen pflegte, wie er scherzend selbst erzählt. Ueberhaupt denke man sich das Leben in den Häusern der damaligen Professoren nicht als ein dumpfes und trübes; ihre Schüler waren zugleich ihre Freunde und meist auch Tischgenossen und brachten Lust und Fröhlichkeit ins Haus: Elemente, die sich mit der damals noch überall und auch im Zasius'schen Kreise herrschenden Frömmigkeit und Christlichkeit sehr wohl vertragen zu haben scheinen. Sein späterer Lieblingsschüler, Bonifacius Amerbach, an dem er in seinem höhern Alter mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hing, Sohn des Druckers Hans Amerbach, welcher wie fast alle damaligen Buchdrucker und Verleger zugleich Gelehrter war und seine Magisterwürde in Paris erworben hatte, besaß die glänzendsten geselligen Talente und bildete dadurch den Mittelpunkt der fröhlichen Wirthschaft im Zasius'schen Hause. „Gern hörte man ihm zu", erzählte Amerbach's späterer Biograph Fechter, „wenn er etwa einen neuen Tanz, den er bei dem Organisten Hans Kutter in Freiburg im Uechtlande bestellt, auf der Laute spielte oder ein von ihm gedichtetes Lied nach der Melodie: «Adieu mes amors» zum Klange der Saiten sang." Erst die Leiden der Reformationskriege und besonders des Dreißigjährigen und die zwangvolle Unnatur, die später Sitte wurde, machten diesem lustigen Altdeutschland ein Ende, wie das Puritanerthum dem „old merry England".

Auch über das Universitätswesen der damaligen Zeit erfährt man aus dem Buche manches Interessante. „Wir haben uns die Collegienbänke jener Zeit", erzählt Stintzing, „durchschnittlich von einer reifern und unter sich verschiedenartigern Jugend bevölkert zu denken als heutzutage, wie dies einerseits die langsamere Schulbildung, andererseits die schärfern Gegensätze der Stände mit sich brachten. Es war nicht ungewöhnlich, daß dieselben Männer in einem Fache als Lehrer auftraten, in einem andern unter den Zuhörern saßen. Weltgeistliche der verschiedensten Stufen, Baccalaureen und Magister finden wir neben den ungradirten Scholaren aus dem Fürsten-, Ritter- und Bürgerstande." An wüsten Auftritten, die oft gerade in den Burschen ihren Anfang nahmen, fehlte es natürlich nicht, und sie verliefen um so gefährlicher, da die Studirenden durchgehends Waffen trugen. Begreiflicherweise waren dabei die Ritterbürtigen immer voran. Manche Professoren betheiligten sich an diesen Zügellosigkeiten und förderten sie. Der excentrische, sinnlichen Ausschweifungen ergebene Locher, genannt Philomusus, Nachfolger des Konrad Celtes in der Professur der Poesie zu Ingolstadt, zog z. B. einmal am hellen Sonntag mit einer Schar Studenten, als Lanzknechte verkleidet, durch die Stadt und ließ zur Eröffnung seiner Vorlesungen mit den Glocken läuten, wofür er in eine Disciplinarstrafe von 2 Fl. verfiel.

Interessant sind auch die Mittheilungen über die Honorarverhandlungen des Zasius mit seinen Verlegern. So bot er sein Werk „Intellectus juris singulares" unter Vermittelung seines jungen Freundes Bonifacius Amerbach dem Drucker Cratander in Basel an in einem ausnahmsweise deutsch geschriebenen Briefe, worin es heißt: „Ich fordere für min Vereerung 50 Gulden, denn ich hab übermenschlich übel Zit in dieser Materie gehept; doch setz ichs genzlich an Herr Doctor Bonifacio, wie ers macht, ist mir lieb; allein daß es truckt und nit lenger verhalten werd" u. s. w. Cratander bewilligte jedoch nur 20 Fl., womit Zasius sich ohne lange Weiterungen einverstanden erklärte, sofern die Zahlung nur rechtzeitig geschehen würde. Dennoch zeigte sich Cratander, trotz des kleinen Honorars, in der Auszahlung desselben säumig; Zasius muß mehrmals mahnen, wobei er sich selbst damit entschuldigt, „daß magere Mäuse am ungeduldigsten nagen", und als end-

Digitized by Google

lich im April des folgenden Jahres die Zahlung erfolgt ist, klagt Zasius noch, daß er bei Berechnung der Münzsorten nicht ganz honnet behandelt worden sei.

Daß damals das Doktorat etwas ganz anderes war als heutzutage, erfährt man, wenn man in Stinzing's Buche liest, daß der Doktorandus nach beendigter Prüfung in feierlichem Aufzuge an der Spitze der Professoren und Studenten in die Kirche zu treten pflegte, und hier der Akt der Promotion durch Ertheilung der Insignien: Buch, Ring und Hut, vollzogen wurde. Der Candidat hatte für diesen Aufzug seine Begleitung zum Theil mit Baretten und Handschuhen zu versehen, und unterwegs wurde auf seine Kosten Zuckerwerk vertheilt, weshalb man einmal in einem von Zasius aufgesetzten Kostenverzeichniß „quattuor capsulas zuccari" und „pro octo biretis, chirotheas pro 2 fl. vel circiter" angeführt findet. Den Beschluß bildete der Doktorschmaus, der mit dem Doktorritt und allem Uebrigen in Freiburg die Kosten für die Promotion bis auf 70 fl. trieb, eine für damalige Zeit sehr hohe Summe.

Ulrich Zasius war inzwischen in das hohere Alter getreten, und auch für ihn wie wol für die meisten Menschen hatte das Schicksal die trübsten Erlebnisse, besonders Todesfälle geliebter Personen, Zerfall alter Freundschaften, überhaupt Beweise für die Hinfälligkeit alles Irdischen, gerade für seine letzte Lebensperiode aufgespart. Zwar seine Gebrechlichkeiten, mit denen das hohere Alter gepaart zu sein pflegt, kannte er wenige, obschon sie natürlich nicht ganz ausblieben und mit den Jahren zunahmen. Aber selbst noch in seinen letzten Lebensjahren war sein Geist, wie Erasmus von ihm rühmt, merkwürdig kräftig, sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft ungeschwächt und seine Beredsamkeit feurig wie ehemals. Im Jahre 1519 hatte er seine Gattin an der Pest verloren, und er heirathete nun und zwar gleich nach Ablauf des Trauerjahres seine Dienstmaad Barbara, mit der er bis 1528 noch sieben Kinder zeugte, die dem Greise viele Freude machten und von denen mehrere bald Raeben, andere ihn aber überlebten und zu ansehnlichen Stellen gelangten. Auch seine mannichfeit gestalteten Zwiste, wie mit Thomas Murner, mit dem jüngern Juristen Budäus u. s. w. prallten an seiner kräftigen Constitution ab und wurden durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit vielen der bedeutendsten Männer seiner Zeit überreichlich aufgewogen. Die Jugend zollte ihm noch immer ihre Verehrung, und wie seine früheren pflegten auch seine späteren Schüler ihn auf seinem Kirchgange hin- und zurückzubegleiten und seinen weisen Reden zuzuhören. Es war damals überhaupt noch größere Ehre bei dem Alter als in unserer weniger pietätvollen Zeit. Eine mehr windige, eitle und geckenhafte Generation wie die heutige mag freilich auch wol nicht so viele Greise hervorbringen, welche durch ihre imponante Erscheinung unwillkürlich Achtung abnöthigen, und wer in der Jugend, wie dies in unsern Tagen zu geschehen pflegt, dem senatorischen Alter den schuldigen Respect verfagt, vergibt sich dadurch von selbst das Recht, im Alter auf die Pietät der ingnischen heranwachsenden Jugend Anspruch machen zu dürfen. Damals verhielt es sich anders und so konnte Zasius auch als Greis mit seinem Leos wohl zufrieden sein.

Eine tiefe und nie vernarbende Wunde scheint ihm dagegen die Entfernung seines zärtlich geliebten jüngern Freundes, des schon genannten Bonifazius Amerbach, nach Avignon und später Basel, geschlagen zu haben. Hierzu kamen die religiösen Wirren und seine Mittelstellung zwischen den Anhängern des Papstthums und der Reformation. In keinem Augenblicke verkannte er die Gebrechen der katholischen Geistlichkeit, er begrüßte mit unendlicher Freude Luther's Thesen: „was ich von Luther in die Hände bekomme", schreibt er 1518, „das nehme ich auf als ob es von einem Engel käme"; aber er wollte nur eine Regeneration der Kirche von innen heraus, nicht einen Abfall von der Kirche, nicht ein Auflehnen gegen die oberste kirchliche Gewalt. Luther's Behauptung von der Sündlichkeit der guten Werke nannte er „unerhört". Er zibt zu, daß der, welcher Gutes thut, trotzdem sündigt, seiner Unvollkommenheit wegen; „aber", schreibt er, „ich sehe, daß die Wittenberger weiter gehen und sagen wollen, daß, wer Gutes thut, sündige, indem er Gutes thue. Das kann ich nicht verstehen, das scheint mir geradezu abgeschmackt." Er nennt dies „Sophistik" und richtete auch 1520 an Luther selbst einen Brief, worin er ihn warnt, in seiner Opposition gegen die Autorität der bestehenden Kirche nicht zu weit zu gehen. Der Bauernkrieg, welcher 1525 auch Freiburg eine Belagerung zuzog, war nur geeignet, ihn gegen das Werk der Kirchenreformation noch ungünstiger zu stimmen. Ebenso wenig war er aber auch mit den Mitteln einverstanden, die man zu ihrer Niederkämpfung ergriff, z. B. wenn auf dem Münsterplatze einmal 200 Bücher durch den Scharfrichter verbrannt wurden. Er war der Ansicht, das man eine neue Lehre gewähren lassen müsse, da sie ja doch bald zusammenfalle, wenn sie nicht von Gott stamme. Blicke er dann wieder auf das Treiben der katholischen Geistlichkeit auch nur in seiner nächsten Nähe, so fühlte er sich davon aufs tiefste angewidert. „Dieser Aeraus", schreibt er an Pirkheimer, „ist nicht gerade nach dem Muster der Ehrbarkeit zusammengesetzt." Kurz, er befand sich in einer conservativ-liberalen Mittelstellung, in der er es keinem recht machte. Ueberall waren Gegensätze und Risse, in der Studentenschaft, wie unter den Professoren, unter denen die jüngern begreiflicherweise der Reformation zugethan waren, namentlich die Privatzelehrten. Wie die Jugend zu Gewaltakten stürmt, so hemmt das Alter; beides aber ist nothwendig.

Zasius aber ergriff tiefe Verstimmung; er dachte, obschon noch betagt, ernstlich an Uebersiedelung nach Nürnberg und schrieb deshalb an seinen ehemaligen Schüler Frosch. „Daß und Nache", schreibt er, „sind hier so entbrannt, daß viele redliche Männer daran denken, fortzugehen. Wenn ich mich aus diesen Fluten nicht rette, so gehe ich zu Grunde, obgleich mich die Sache keiner Partei angeht." Wie stellem Selbstgefühl führt er fort: „Sollte die Stadt Nürnberg, so reich an Schätzen und Macht, nicht einen alten Gelehrten, der ihr Nutzen und Ruhm bringen würde, einige Jahre ernähren wollen? Denn entweder lebe ich noch lange, dann würde sie noch viel Nutzen von mir haben; oder ich sterbe bald, was ich wünschte, nun, dann würde es den fernsten Zeiten überliefert werden, daß Zasius zu Nürnberg gestorben ist." Er schließt: „Solches zu schreiben, treibt mich der Abhängigkeit der Parteien; ich wäre sonst mit meiner Lage völlig zufrieden, wenn mir nur vergennt wäre, in Ruhe und mit Leuten, die in den edeln Wissenschaften bewandert sind, zu leben." Pirkheimer betrieb auch wirklich die Berufung des alten Mannes nach Nürnberg; Rath aber 1530, und Zasius klagt: „Vielleicht ist gerathen; ich wandle jetzt nur noch wie ein Schatten unter den Lebenden umher." Fünf Jahre später verschied auch Zasius, 74 Jahre alt, am 24. November 1535. Stinzing führt dies kurz an, wobei er dem Leser jene peinlich detaillirten Krankheitsgeschichten erspart, denen man zept in biographischen Schriften so häufig begegnet. Erasmus stiftete dem Zasius ein Ehrendenkmal, wenn er über den Greis schreibt: „Er ist ein seltenes Beispiel alter Sitte und antiker Tugend. Dazu ist sein Wandel von echt christlicher Reinheit: niemand scheidet von ihm, ohne durch sein Gespräch zu größerer Frömmigkeit erwärmt zu sein. Ich habe in Deutschland niemand gesehen, der edler und reiner wäre. Er ist ein großer Mann, wie Deutschland wol keinen zweiten hat: wenn einer, so ist er der Unsterblichkeit werth."

Ausführlich ist dem Verfasser für diese Lebensbeschreibung eines merkwürdigen Mannes, für dieses werthvollen Beitrag nicht blos zur „Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation", sondern der Geschichte des Zeitalters selbst, Dank zu sagen. Die Biographie beruht auf gründlichen Studien der Quellen, die dem Verfasser gerade in Basel, wo sich auf der Universitätsbibliothek der größte Theil von Zasius' handschriftlichem Nachlaß befindet, aufs reichhaltigste fossen;

Digitized by Google

fe ist von klarer Anordnung, gut geschrieben, gibt nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig und erfüllt die wesentlichste Aufgabe einer Biographie, die Einflüsse der Zeit auf den Dargestellten und seine Rückwirkungen auf die Zeit zu erklären, mithin das biographische Bauwerk auf kulturhistorischer Grundlage aufzuführen, in aller Weise. Das Buch ist so reichhaltig und vielseitig, daß wir seinen Inhalt nicht haben erschöpfen, sondern nur andeuten können. **K. M.**

Zur Romanliteratur.

1. Die Hand des Fremden. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
2. Sein oder nicht sein. Von H. E. Andersen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Wiedemann. 1857. 8. 1 Thlr.
3. Dred. Eine Erzählung aus den großen Wüstenmooren. Von Harriet Becher-Stowe. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Drei Bände. Rechtmäßige Originalausgabe. Leipzig, Kollmann. 1856—57. 8. 2 Thlr.

Man wirft den Deutschen Mangel an Thatkraft vor. Wenn in diesem Vorwurf Wahrheit ist, so hat die unersättliche Lesesucht der Deutschen gewiß ihr Theil daran. Wer das sehr Mert von Dramen, Romanen und poetischen Erzeugnissen überblickt, das Jahr für Jahr unsern Büchermarkt unter Wasser setzt, wo die Welle die Welle verdrängt, sodaß nichts übrig bleibt, als ein wüster und glatter Wasserspiegel, der kann nicht umhin der Meinung zu sein, daß in dieser Kraft- und zeitvertilgenden Flut sich eben die Kraft und die Zeit zu Thaten verlieren müsse, die von Dauer wären. Denn nicht genug, daß die deutsche Lesesust alle diese einheimischen Producthionen mit unbegreiflicher Genußfähigkeit wie im Spiele verschlingt; sie zieht auch noch aus der Fremde herbei, was irgend verfehrbar ist und verbraucht selbst die chaotische Masse von Uebersetzungen aus allen Sprachen und Zonen, die sich in wahrhaft kolossalen Massen auf unserm Büchermarkt aufschichten. Wir erleben hier das Unbegreifliche, z. B. daß deutsche Frauen und Mädchen die Arbeiten von Boz mit Vergnügen lesen, die meistens eigentlich doch nur dem Engländer, oft wenn die socialen und politischen Beziehungen Englands genau bekannt sind, vollkommen verständlich sein können; oder daß sie an Mrs. Becher-Stowe's zugleich kindischen und häßlichen Sklavenromanen Gefallen finden, und sie, zwar gedankenlos, aber doch mit Entzücken verschlingen! Wie ist einem solchen wirklichen Zustande der Dinge abzuhelfen? Die Kritik vermag wenig dagegen; indeß soll sie auch nicht müde werden, dies Wenige in Thätigkeit zu setzen, bis etwa eine Zeit kommt, wo die eigene Einsicht der Leser sie von ihrem trostlosen Geschäft ablöst. Sie soll diese Zeit einleiten, vorbereiten und aus diesem Geschäftspunkte an dem Grundsatz festhalten, das Lobliche ernst und fest zu charakterisiren und das Verwerfliche aus dem Raum zu verdrängen, auf dem es sich breit macht, um diesen für das Lobwürdige, das Geschmackvolle wiederzugewinnen. Diesen Art der Kritik mit oder ohne Erfolg wollen wir an den vorstehenden Romanen versuchen.

Die Hand der Fremden hat allerdings seit einem halben Jahrtausend schwer auf und gerubt. Es ist eine traurige Geschichte, so „tragisch“, daß es fraglich bleibt, ob sie zum Stoff einer leichtblütigen Novelle, die zu heiterer Unterhaltung dienen soll, überhaupt tauglich ist, ja ob mit diesem Stoff dieser Zweck erreicht werden kann. Rom, Schweden, Frankreich und Rußland haben sich in der Aufgabe abgeblich, unsere nationalen Prüfungen zu vollenden und uns den schweren Arm des Fremden fühlen zu lassen, den die providentielle Zerrissenheit und der nie rastende Stammestrieb der Deutschen zu einer so furchtbaren Last machen konnten. Am boshaftesten aber hat Frankreich von jeher diese Rolle ausgebeutet, und am frechsten und schonungslosesten zur Zeit Ludwig's XIV. und seines Ministers Louvois. Dieser traurigen Epoche nun hat Bernd von Guseck den Stoff seines Romans „Die Hand des Fremden“ entlehnt und er hat in seinem Bilde die Züge dieser Zeit höchster nationaler Ohnmacht allerdings treu zurückgespiegelt: Turenne's Feldzüge am Oberrhein, die unerhörte Verwüstung der Pfalz, die Reunionskammern zu Strasburg, der ohnmächtige Widerstand des Pfalzgrafen, Brandenburgs schwache Hülfe und Deutschlands politische Lethargie bilden den historischen Hintergrund zu einer glücklich erfundenen Erzählung, in der die sittlichen Zustände der Zeit mit einer fesselnden Familiengeschichte zu einem reizenden und anziehenden Ganzen verbunden sind, das in Darstellung, Vortrag und Stil sicher zu den Verfassers gelungensten Arbeiten zu zählen ist. Der Autor verfährt dabei vollkommen nach den Regeln der erzählenden Kunst, ja er verfällt selbst in den Fehler allzu großer Regelmäßigkeit. Der Vorwurf kann leidlich erscheinen; er ist darum aber nicht minder begründet. Die Kunst des Romans ist nämlich allmählich zu gewissen, festen Proportionen, zu einem bestimmten Schematismus, einem Zwang sich uns aufgearbeitet, der, wenn man ihn kennt, uns in den Stand setzt, die Entwickelung jedes Charakters und jeder Verwickelung gleich bei ihrem Eintritt vorauszusehen und durch alle Schleier sofort das Ende der Ereignisse zu erkennen. Liegt aber die Sache so, so lassen Theilnahme und Interesse natürlich nach und es sind eigentlich nur noch die Episoden der Haupt- und Nebenschicksale, was uns den Faden der Erzählung zu verfolgen reizen kann. So aber steht es in der That mit dieser „Hand des Fremden“, die sich als ein so wohlberechnetes, regelrecht-typisches Kunstwerk zeigt, daß wir beim ersten Auftreten der einzelnen Persönlichkeit sofort über ihre Theilnahme, ihren Einfluß auf den Gang der Ereignisse, ihre schließliche Entwickelung im Klaren sind und ihr im Rahmen des Ganzen ihre rechte Stelle anzuweisen vermögen. Weniger Regelmäßigkeit wäre hier mehr Kunst, oder um es anders auszudrücken: es fehlt dem Roman der geniale Wurf, der, das Herkömmliche durchbrechend, mit poetischem Schwung unserer Voraussicht verwirrt, unsere Stimmung durchkreuzt und erhoben hätte. Zu viel Berechnung schadet dem Künstler wie dem Kunstwerk: etwas darin muß als in sich frei und selbstbestimmend hervortreten, etwas der Berechnung spotten! Ob dieser Satz von der Kritik im Großen anerkannt wird, wissen wir nicht zu sagen; allein, daß er seine Berechtigung habe, fühlen wir bei der Lectüre dieses Romans deutlich. Muß einmal zugegeben werden, daß ein spannendes Interesse eines der ersten Erfordernisse des Romans ist, so ist unser Satz wahr, und wir müssen Schiller's „Geisterseher“ in dieser Hinsicht für einen besseren Roman halten als „Wilhelm Meister“, worüber sich denn nun freilich zeigt, daß noch ein Anderes ins Gewicht fällt, nämlich die Art und die Gattung des aufgeregtesten Interesses, ob ein äußerliches oder innerliches, ein historisches oder ein psychologisches, und wobei wir dann dem letztern den Vorrang zuzuerkennen nicht verfehlen werden.

Die Fabel des Romans ist gut durchgeführt, wenngleich etwas Außerordentliches nicht geleistet ist; denn immerhin hat es etwas Natur und Gefühl Verletzendes, daß jemand in der Weise liebt wie in diesem Roman Graf Kreuth, indem er sein Ziel durch Gewaltsamkeiten aller Art, Kinderraub, Liebesspiel und dergleichen mehr verfolgt, nachdem er den Gatten der Geliebten, zwar im kriegerischen Kampf, jedoch nicht ohne Hinterlist getödtet hat. Frau von Marbach nämlich, seine junge Witwe, sieht wir im Eingang der Erzählung von zwei Freiern umworben, ihrem stillen Vetter Ulrich und dem wilden Grafen Kreuth, der, in Ludwig's XIV. Heer dienend, jetzt in der Pfalz den Herrn spielt. An den Kampf der beiden Bewerber knüpft sich das Gemälde des sittlichen und politischen Zustandes des Landes, dessen Adel zum Theil für französische Interessen gewonnen und, wie der Onkel und Pfleger der jungen Witwe selbst, jeder Spur deutschen Bewußtseins ledig ist, und endlich

Digitized by Google

das Bild des gaͤngſtigten Hofes zu Heidelberg und der krie-
geriſchen Unternehmungen beider Herre, unter dem Prinzen
von Baden und Turenne, den wir kennen und ſchaͤtzen lernen.
Alles dies führt zu dem Reſultate, daß Frau von Marbach,
die eine deutſche Frau, ja eine deutſche Heldin iſt, den Vetter
mit ihrer Hand begluͤckt, nachdem Graf Kreutz als Moͤrder
ihres Gatten entdeckt, die Schliche ſeiner Helfershelfer,
unter welchen der Troͤdler Schleſinmann eine ſehr gelungene
Romanfigur iſt, entdeckt, der franzoͤſiſche Oheim, welcher dem
Tode als Spion mit Noth entgeht, von ſeiner Franzoſenſucht ge-
heilt und der unglückliche Krieg durch des Großen Kurfürſten Fried-
rich Wilhelm Intervention zu einem beſſern Ausgange gebracht
iſt. Graf Kreutz aber geht in halbem Wahnſinn elend unter.
Gut und ſchwoͤrzlig, wie dieſe Erfindung iſt, wird doch wie-
derungeſoll und tadellos, nur nicht gerade beſonders neu und genial
vorgetragen und das damit verknuͤpfte Zeit- und Sittengemaͤlde
durch Ton und Farbe unſerm Verſtaͤndniß nahe gebracht und
unſerer Theilnahme empfohlen, dergeſtalt, daß dies ziemlich
treue Gemaͤlde aus der ſchlimmſten Zeit der deutſchen Ohnmacht
und Zerriſſenheit als ſolches ruͤhmende Anerkennung verdient.
Wir bewundern dabei nur, wie die Verfaſſer deutſcher hiſtoriſcher
Romane ihre Stoffe mit ſo entſchiedener Vorliebe aus der Paſſions-
geſchichte Deutſchlands waͤhlen, waͤhrend die glorreichen Epochen
eben dieſer Geſchichte verhaͤltnißmaͤßig ſo ſelten einen Dichter,
einen Verherrlicher ihrer Große finden. Oder gibt es den
gleichen Epochen etwa nicht? Und lag z. B. unſerm Auteur
die Betreibung der Schweden aus Norddeutſchland durch eben
jenen großen Fürſten, dem er eine ſo geringe Rolle in dieſem
pöbler Verwüſtungsdrama zutheilt, nicht etwa viel näher als
die theilweiſe Wiederherſtellung des durch Hofintrigue gebundenen
Marſchalls Turenne? Indem wir dies ſeinem eigenen Nachden-
ken anheimgeben; haben wir ihm jedoch unſere volle Wuͤrdi-
gung ſeiner unterhaltenden und, wie ſie nun einmal iſt, auch
lehrreichen, ſtoffhaltigen und idenreichen Erzaͤhlung auszuruͤcken,
der es denn auch an beſtreitgen Seiten nicht fehlen wird. Was
Stil und gewandten Ausdruck betrifft, ſo gehoͤrt der Verfaſſer
dermalen durch leichten, gebideten und natuͤrlichen Gebrauch
der Sprache zu unſern beſten Erzaͤhlern.

„Sein oder nicht ſein“? Wir muͤſſen zuvoͤrderſt hervorheben,
daß der Titel dieſes trefflichen pſychologiſchen Romans H. E. An-
derſen's uns nicht ganz richtig und zutreffend gewaͤhlt zu ſein
ſcheint, weran wahrſcheinlich das ſo vielfach misverſtandene Wort
Shakſpeare's ſchuld ſein mag. Klarer, bezeichnender und zutref-
fender wuͤrde die Erzaͤhlung „Durch Wiſſen zum Glauben“ heißen
koͤnnen; denn in der That, dies iſt das Ziel und das thema
probandum, das letzte Wort dieſes mit allem Reiz Ander-
ſen'ſcher Erfindung, mit Ernſt und nordiſcher Tiefe ausgeſtat-
teten Romans, der vielen Seelen eine willkommene Labung,
vielen von troſtloſer Fadheit erdruͤckten Gemuͤthern eine Staͤr-
kung und Erquickung ſein wird! Wie der urſpruͤngliche und
naiviſche Gedanke, auch der menſchlichen Empfindung aufzuha-
chend, durch Studium in einer gruͤbelnden Seele allmaͤhlich ver-
wirrt, zur Ueberſchaͤzung ſeiner Selbſt, zur Loslagung von dem
Gegebenen, zu ſelbſter Exiſtenz verlockt, verleidet, verfuͤhrt
wird, dann aber nach langer Irrfal durch die Erkenntniß der
Nichtigkeit alles menſchlichen Wiſſens wieder in die Bahn des
urſpruͤnglichen, unmittelbaren Naturgefuͤhls, des Glaubens,
zuruͤckgefuͤhrt und darin befeſtigt wird: dies ſoll uns die vor-
liegende Erzaͤhlung deutlich machen. Eine treffliche Aufgabe,
des dichtenden Weiſen vollkommen wuͤrdig, all zwar und feit
Seneca oft verſucht, aber doch ewig jung und immer aufs
neue zu loſen!

Der thatſaͤchliche Inhalt der Erzaͤhlung iſt in wenigen
Zeilen wiederzugeben. Ein armer Waiſenknabe, Nils Brybe,
wird von einem frommen Landgeiſtlichen, den ſeine ebenſo
fromme Hausfrau mit dem Auftrag nach der Hauptſtadt ge-
ſandt hat, ihr einen ſchlimmen Knaben mitzubringen, um dar-
aus einen guten Chriſten zu machen, mit nach Juland genom-
men und erzogen. In dieſer Pflege erwaͤcht Nils zum gefuͤhl-
vollen Juͤngling, offenen Sinn für die Natur, in ganz
natuͤrlichen aber tuͤchtigen Anſchauungen Verhaͤltniſſen, gut,
fromm, eigene Fehler leicht erkennend. Bodil, die aͤltere Toch-
ter des Hauſes, gewinnt den groͤßten Einfluß über ihn. Die
Abenteuer der Jugend uͤbergehen wir; Nils geht als Student
der Theologie nach Kopenhagen, geraͤth hier in froͤhliche Ge-
ſellſchaft, die ihn zuerſt zu Zweifeln, dann zum Schaum zum
Unglauben treibt. Zum tiefſten Schmerz ſeiner Pflegerin entlagt
er der Theologie; er kann nicht Geiſtlicher werden, wird Arzt,
macht den Feldzug an der Eider mit, entrinnt dem nahen
Tode und tritt in den Familienkreis eines juͤdiſchen Hauſes,
deſſen Zoͤchter Eſther, eine heimliche Chriſtin, ſeine Umbildung
zum Chriſten unternimmt. Dieſe Perſon iſt ein merkwuͤrdiger Be-
leg für die Menſchenformis ſie zergliedert ihm den „Raub“ auch
und bringt, als ſie ſtirbt, den Gedanken der Unſterblichkeit
bei Nils zuerſt zum Durchbruch, worauf Bodil, als Nils zur
Mannesreifen Hochzeit ſeiner Pflegerin in ſein Pfarrhof zuruͤck-
kehrt, ſeine Bekehrung durch den Glauben an den perſoͤnlichen
Gott vollendet, dergeſtalt, daß ihm das Wiſſen nur erhalten
bleibt, als eine Verherrlichung der Allmacht, Weisheit und
Guͤte Gottes. Was an dieſem Inhalt faſtich und wahr
iſt, wird jeder Leſer leicht für ſich herausleſen; auf Frauen-
gemuͤther kann dies Buch eine großen Einfluß bilden. Kindruͤcke
nicht zweifeln; es iſt ein zweites „Kritis sicut Deus“ und
ins Leichtverſtaͤndliche überſetzt. *)

Anderſen iſt überhaupt ein Autor für Frauenbildung; er
iſt ein ſanftes, glaubenvolles, durch und durch poetiſches Ge-
muͤth. Seine ganze Natur hat etwas Blumenartiges, Blicken-
haftes; doch gibt er den praktiſchen Lebensboden nie ganz auf,
ſelbſt wo er hoch darüber hinzufliegen ſchint. Wenige wiſſen,
wie er, die ſanften, wehmuͤthig nachklingenden Saiten in un-
ſerer Seele anzuſchlagen und ſanft aber doch voll auszklingen
zu laſſen. Wenige vereinigen, wie er, das Ewig-Weibliche
des Gefuͤhls ſo mit der Macht und der Kraft des Gedankens.
Wenige bieten in ein und demſelben Gemaͤlde zugleich dem
Nachdenken und der Empfindung ſo reichen Stoff. Es iſt eine
etwas abgeſchwaͤchte Vereinigung von Goethe und Jean Paul,
oder wenn man lieber will, von Tieck und Novalis.

Der vorliegende Roman iſt eine Arbeit, die, indem ſie ſich an
die hoͤchſten Fragen des menſchlichen Daſeins und ſeines Zu-
ſammenhangs mit dem ewigen Princip heranwagt, unendlich
viel zu denken und zu ſagen gibt. Hierzu iſt nun zwar hier
nicht der Ort, indeß ſind wir eine Skizze des Gedankenganges
dem Leſer zu geben und einige unſerer Bemerkungen dagegen vor-
zutragen doch ohne Frage verbunden. Nils Brybe entwickelt,
wie ſchon erwaͤhnt, der Verſuchung, ſeine Verſtandeserkenntniß
über die Autoritaͤt des religioͤſen Bekenntniſſes zu ſetzen. Was
ihn dazu anterieb, iſt beſonders die Forderung der Seinigen,
Geiſtlicher zu werden, ohne dies Verlangen, ſcheint es, wäre
der Conflict zwiſchen Wiſſen und Glauben gar nicht hervorge-
treten. Dies erſcheint nun ein wenig willkuͤrlich und unmoti-
virt; es wäre beſſer geweſen, duͤnkt uns, dieſen Conflict über-
haupt als etwas Nothwendiges, für eine gewiſſe Stufe unſerer
Bildung Unvermeidliches und Fordernedes, kurz als etwas zu
ſetzen, dem ſich kein denkender Geiſt entzieht. Die Moral der
Erzaͤhlung haͤtte damit unſtreitig an Umfang und Bedeutung
gewonnen. Ein anderes Bedenken iſt dies: dem Verfaſſer zu-
folge concentrirt ſich der Glaube überhaupt in zwei Vorſtel-
lungen, nämlich in der Idee der Unſterblichkeit und der Per-
ſoͤnlichkeit der Gottheit. Hierbei ſcheint uns mindeſtens ein
Drittes, das Verhaͤltniß des Menſchen zur Gottheit, die menſch-
liche Freiheit, als nothwendiges Mittelglied zu fehlen. Endlich
aber vermoͤgen wir das Compliment, das der Autor dem Moſais-

*) Durch dieſen Vergleich mit „Kritis sicut Deus“, wenn er uͤber-
haupt zutreffend iſt, moͤchte der Anderſen'ſche Roman bei einem großen
Theile der Publikums nicht ſehr empfohlen ſein. D. Red.

Digitized by Google

mus dadurch macht, daß er Esther, die siebzehnjährige Jüdin, zur Lehrerin des Irrenden macht und ihr, nicht aber einem Christen das Werk der Bekehrung anvertraut, nicht recht zu verstehen; denn wenn er ihr auch an Bodil eine christliche Gehülfin in diesem Geschäfte zutheilt, so ist es doch Esther, welche die Umkehr in Nils' Seele einleitet und in der Hauptsache vollendet. Diese Bedenken rauben dem Buche jedoch nichts von seinem Werthe, sie deuten höchstens auf einige Lücken, auf die es bei einem Roman, der keine wissenschaftliche Beweisführung fordert, überall nicht ankommt, zumal wenn in demselben eine solche Fülle eigenthümlicher und fesselnder Gestalten wie hier gegeben ist. Eine der köstlichsten Figuren unter diesen ist unstreitig der schwärmerische Nihilist Schwane, eine Gestalt voll Neuheit und Geist. Dieser kostbare Mensch, der, wie er meint, an Convolvuli, um nicht zu sagen an Darmverschlingung, leidet, ist nichtsdestoweniger ein Humorist von reinstem Wasser, ein Poet wider Willen und ein Menschenfreund, voll Grimm und Verachtung gegen das ganze Geschlecht. „Hochmuth ist euer Theil", sagt er einmal, „ihr nennt euch Heroen der Schöpfung und das erste beste Pferd geht mit euch durch und bricht euch allen den Hals! Der Verstand ist euer Dalai-Lama, ihr verdaut unterthänigst alles, was ihr für einen Theil davon haltet. Ihr wollt Dichter sein und wißt nicht, daß einem Dichter das ganze Leben eine Empfindung ist, wie sie der Aal hat, dem man das Fell über die Ohren gezogen und dann wieder in den Mühlteich geworfen hat, und wo die andern Schuppenfische ihm zurufen: »Wie, kann der das nicht einmal vertragen? Wie empfindlich der doch ist!« Ihr amusirt euch köstlich bei einer Komödie, lacht von Anfang bis zu Ende; dann aber weedet ihr plötzlich kritisch, findet es unwürdig, gelacht zu haben und dann pfeift ihr. Mein Satz ist: Glaube niemandem, nicht einmal dir selbst; alles ist nichts als ein Irrlicht; jedes Urtheil ist an sich selbst falsch." So viel zur Kennzeichnung dieses seltsamsten Geistes; nur ein Dichter, wie Andersen ist, vermag eine Figur wie diesen Schwane mit Glück durchzuführen. Nicht minder fesselnde Gestalten sind die des frommen Dorfpfarrers, seiner Frau, seiner Tochter Bodil, sowie die der Zigeunerin mit ihrem Kobold von Sohn, eine Verkörperung der Mutterliebe im Menschenthiere. Ganz eigenthümlich und nur einem Dichter wie Andersen möglich ist die Figur des armen Flickschneiders, der aus Furcht, es könne ihm ein nicht begangenes Verbrechen zur Last gelegt werden, völlig zu Grunde geht.

Daß der Verfasser ein Däne sei, im vollen Wortsinne, erkennen wir an seiner Darstellung des Kampfes in Schleswig: wie tief aber seine Bildung von deutschem Geiste imprägnirt ist, zeigt uns die treffliche Analyse des „Faust" in seinem zweiten Theil, welche Esther uns gibt. Es wird zugegeben, daß nur der erste Theil des „Faust" eine künstlerische Einheit biete, und daß der nachfolgende Theil, dem Schweife eines Kometen vergleichbar, hierher und dorthin wehe; allein ein ganzes Menschenleben werde doch erst durch beide Theile zusammen dargestellt, worauf sodann eine so vorzügliche Analyse dieses poetischen Kometenschweifs folgt, daß jeder von uns sie sich zur Ehre anrechnen könnte. Mit diesen Elementen gehört der liebenswürdige Poet denn gleich Oehlenschläger und Baggesen beiden Nationalitäten an und ist in der That zu den „Unsrigen" zu rechnen. Das Uebergewicht des Sentimentalen, das die Kritik wol an ihm zu rügen gefunden, hat doch seine sicher gezogene Grenze und hindert ihn nicht, in der Charakteristik von großer Macht zu sein, wie beispielsweise sein Philosoph Schwane beweist, sowie in der Frische und Kühnheit der Erfindung hinter niemand zurückzubleiben, wie seine Zigeunerin und ihr Sohn zeigen. Nur in der Ausmalung peinlicher und quälender Situationen des Gemüths thut er mitunter etwas zu viel, wie denn hier die Figur des armen Flickschneiders, den das Gefühl seiner Unschuld tödtet, als er in den Verdacht eines Verbrechens geräth, dem Leser etwas peinlich werden muß. Dagegen verkünden dann wieder andere Gestalten, z. B. die der Musikanten-Grethe, den ganz von Poesie erfüllten Geist des im Dichten und Denken gleich bedeutenden Autors.

Alles zusammengenommen haben wir somit in diesem Roman eine der hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete anzuerkennen: eine Erscheinung, in gleichem Maße stoffhaltig, gedankenreich, durch ideelle Entwickelung, gut erfundene Situation und Gruppirung anziehend, durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet. Möge daher der liebenswürdige Dichter dies Gebiet noch oft betreten: an dankbaren Lesern in der dano-germanischen Republik der Geister wird es ihm sicher nicht fehlen.

Wir haben schon im Eingang dieses Artikels unsere Bewunderung darüber bezeugt, wie es die deutsche Lesewelt anfängt, Schriften von der Art der Beecher-Stowe'schen Sklavenromane mit Befriedigung zu lesen. Ein Bild oder besser eine Reihe von Gemälden, welche Zustände schildern, die den unserigen nicht blos fremd, sondern, dem Himmel sei Dank, völlig entgegengesetzt sind, ja unserm Verständniß eigentlich unfaßbar gegenüberstehen, eine trostlose, dabei verschwemmte und schleppende Handlung, drei starke Bände kindischer Gespräche — denn es ist bekannt, daß die Negerrasse auch bei äußerer Cultur in ihren Vorstellungen stets etwas Kindisches behält — und diese Gespräche obenein fortwährend in zerhacktem, gebrochenem Deutsch wiedergegeben: das genieße, ja, das ertrage wer es kann. Den ästhetischen Sinn befällt ein Ekel, ja diese Abstraction von aller Schönheit, formell und ideal, müßte unserer Meinung nach auch die resoluteste Leselust abtödten. Nichtsdestoweniger werden auch solche Bücher übersetzt, verkauft und gelesen. Dies Räthsel ist uns, wir gestehen es, unverständlich.

„Deed", dieses neueste Product der Beecher-Stowe, dreht sich um die Sklavenfrage Amerikas. In dieser Beziehung haben wir seit Nürnberger und Frederike Bremer nichts mehr zu lernen. Die Sache ist uns vollständig klar gelegt: es ist dem einigermaßen bewanderten Leser nichts Neues mehr zu sagen. Die Humanität und die Politik, indem sie über diese Frage in Kampf treten, verkennen sich selbst in ihren getrennten Sphären. Die Sache ist die: daß die Politik gegen ein Urgesetz der Humanität gar kein Recht hat zu bestehen. Unsers Erachtens ist die Lösung der Frage einfach die, daß zuvörderst der Pflicht, d. h. dem humanen, kategorischen Imperativ des Sittengesetzes zu genügen sei, folge daraus was da wolle, und daß in zweiter Linie erst die Politik einzutreten habe mit ihrem Beruf, den daraus erwachsenden Uebelständen möglichst entgegenzutreten. Im ganzen genommen ist dies nun auch wol die Meinung aller denkenden Männer in Amerika, die Staatslenker an der Spitze; allein die Blässe des politischen Gedankens wird durch die Discussion der Sache selbst angekränkelt, anstatt daß man sich sagen sollte, es sei eine Discussion dieses Theils der Frage gar nicht zulässig, da es ein Gebot der Ethik ist, keinen Menschen als ein bloßes Mittel zu unsern Zwecken zu gebrauchen. Dabei übersieht man denn meistens gerade die schlimmste Seite der Frage, und auch Frau Beecher-Stowe thut dies trotz aller Ritterschaft für die Neger, nämlich die demoralisirende Wirkung, die das Sklavenwesen für den Freien selbst mit sich führt. Schon der Russe ist leidenschaftlicher als der heißblütige Neapolitaner, weil er gegen den Leibeigenen sich viel erlauben darf; einen Sklaven aber zu besitzen, gegen den so gut wie alles erlaubt ist, ist die schwerste Versuchung der Menschenseele, wenn es sich um die Bewältigung unserer Leidenschaften handelt. Das Kind, das kleine Mädchen in Amerika strauchelt schon über diese Versuchung; der Dämon des Jähzorns, der Rachgier, der Herrschsucht, der Grausamkeit wird mit ihm künstlich groß gezogen. Was soll erst dem Manne begegnen? Und was vermögen Kirchenthum und strenge Sonntagsfeier gegen diesen Dämon? Die Amerikaner, blos um ihr Seelenheil zu wahren, sollten schon dem Sklavenwesen entsagen und rufen: „Erst Sieg des ethischen Princips, dann Abhülfe der möglichen Uebel!" Das Unglück ist, daß die Gesetzgebung

Digitized by Google

beide Theile der Frage stets vermischt und betrachtend durcheinander wirft. Doch wir weichen ab. In dem Bilde, das uns die Verfasserin von den Zuständen der Sklaven entwirft, fällt nichts mehr auf, als der wunderbare Einfluß, den die Sklaven für gewöhnlich über ihre Herrschaften ausüben. Dieser Einfluß dauert gemeinhin so lange, bis er an einer plötzlichen aufwallenden Leidenschaft der Herren zusammenbricht, die sich dann mit einem Ausbruche ebenso wunderbarer Roheit und Grausamkeit Luft macht. Nichts kann mehr als gerade dies die Entsittlichung beweisen, welche dem Verhältniß überhaupt entfließt. Erschlaffung aller Charakter- und Geisteskräfte für gewöhnliche Zustände, Halt- und Maßlosigkeit für ungewöhnliche zeigen sich hier auf unverkennbare Weise. Der Verwalter (Harry), der Kutscher, das Kammermädchen, die bisher ihre Herrschaft vollkommen beherrschten, sie unterliegen auf einmal der Peitsche, der blutigen Roheit. Welch ein Zustand des Hauswesens! Und welche Lectüre für deutsche Mädchen! Mrs. Beecher-Stowe zeichnet Charaktere mit vieler Wirkung. Ihre Heldin Nina ist ein ungemein anziehendes weibliches Wesen, heiter, leichtsinnig, gutherzig, duftig, luftig, ein verwöhntes Kind des Glücks. Ebenso ist Clayton, ihr Ritter, durch ernstes Streben und Mannesgeist achtbar und wohlthuend; allein er verfolgt die Grille, dem Sklavenwesen durch Erziehung der Sklaven ein Ende zu machen, was natürlich ohne die Abolition des Princips eine Lächerlichkeit ist. Außer diesen zeichnet sie einige Bilder von rührender Anhänglichkeit und Aufopferungsfähigkeit in den Gestalten Tiff's, Melly's u. s. w. Damit ist ihr Verdienst erschöpft. Als Zweck des Romans gibt die Verfasserin selbst an, die Wirkung der Sklaverei auf die Gesellschaft zu zeigen, die staatsgefährlichen Richtungen der Sklavenstaaten, Verschwendung, Verschlechterung des Landes, Demoralisation aller Klassen darzuthun und endlich den Widerspruch gegen das Christenthum und das Verderben der Religion selbst in diesem Widerspruch klar zu machen: ein allerdings verdienstliches Streben, nur nicht eben ein künstlerisches.

Den Titel „Dred" hat dieser Roman von einem entflohenen Sklaven, der sich mitten im Wüstenmoor Südcarolinas eine unzugängliche Festung erbaut hat, hier nach und nach mehrere der unglücklichen Schlachtopfer der hier erzählten Begebenheiten um sich versammelt, und von religiösem Fanatismus ergriffen endlich mit ihnen aus seinem Versteck hervorbricht und ein fürchterliches Rachewerk an den nächsten Pflanzerfamilien ausübt, dann aber gefangen und verurtheilt wird. Die ihm zugeschriebenen Scheußlichkeiten sind historisch und im Jahre 1849 wirklich von einem fanatischen Neger Nat Turner begangen worden, sodaß denn der Roman eigentlich in einen Criminalproceß mit allerhand Actenstücken endet und ausgeht. Für den poetischen Geist und die Erfindungskraft der Verfasserin gibt dies eben kein glänzendes Zeugniß. Mag nun ihre Absicht auch mehr dahin gehen, zu belehren und zu beweisen, als zu erfreuen und poetisch anzuregen, so finden Geist und wirkliche Begabung doch leicht die Mittel, beide Zielpunkte gleichmäßig zu erreichen; allein an Geist eben fehlt es schließlich in einer Erzählung, die nichts als peinvolle und quälende Empfindungen hervorzubringen weiß und die, anstatt uns über die Mängel des Wirklichen zu erheben, nichts vermag, als uns darein zu versenken und unser Gefühl niederzudrücken oder abzustumpfen. Die Lust dergleichen zu lesen ist aber schon ein Zeichen der Abstumpfung aller edlern Gefühle. Von der Uebersetzung ist nur zu sagen, daß sie lesbar sei. 4.

Die Baiern im Feldzuge gegen Rußland 1812.

Geschichte der bairischen Heeresabtheilung im Feldzuge gegen Rußland 1812. Freunden der Geschichte erzählt von T. Krauß. Mit dem Bildnisse des Generals Grafen Deroy und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Augsburg, Kollmann. 1857. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Zweck des Werkchens, über welchen das Vorwort sich ausspricht, ist gewiß ein sehr löblicher. Für Freunde der Geschichte und zwar zunächst für bairische Leser bestimmt, soll dasselbe eine faßliche Schilderung jenes Riesenkampfes geben, in welchem die bairische Armee unverwelkliche Lorbern gepflückt, aber auch unsägliche Leiden und Verluste erlitten, von denen wol nur wenige Familien in Baiern nicht betroffen worden sind. „Es ist geschrieben, äußert der Verfasser, damit der betrachtende Blick des patriotischen Lesers an den Gemälden bairischer Ruhmesthaten mit Bewunderung verweile und sein Gemüth durch diese erhabenen Vorbilder zur Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, aber auch zu jener hohen Achtung angefeuert und begeistert werde, auf welche das bairische Heer um seiner glänzenden Kriegstugenden gerechtesten Anspruch hat." Der Verfasser erklärt, daß seine Schrift keinen Anspruch macht, ein gelehrtes Geschichtswerk zu sein und nur dem weitern Leserkreise die Thaten des bairischen Heeres, welche von den Franzosen nicht anerkannt worden, erzählen wolle, um vaterländische Gesinnung zu wecken, und wir erkennen mit voller Achtung an, daß das ganze Werk selbst von dieser Gesinnung getragen ist. „Ohne Vaterlandsgeschichte keine rechte Vaterlandsliebe!" Diesen Ausspruch des Kurfürsten Maximilian III. möchten wir gern mit goldenen Buchstaben in jedes Lehrzimmer schreiben von der kleinsten Dorfschulstube an bis zum größten akademischen Hörsaal. Die Vaterlandsgeschichte wird noch immer von unsern Lehranstalten auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt. Liegt sie auch im Pensum, so fällt sie in der Regel an den Schluß des Cursus, und viele Lehrer, die sich mit Behaglichkeit auf dem ihnen aus classischen Studien wohlbekannten Felde der alten Geschichte getummelt und ihren wehrlosen Schülern kein wenn auch noch so überflüssiges Detail erlassen, haben keine Zeit mehr, vaterländische Geschichte, an der doch alles liegt, in ausreichender Weise zu behandeln.

Doch von dieser traurigen Erfahrung zu dem vorliegenden Werke zurück. Die Militärliteratur besitzt ein ausgezeichnetes Werk über die Kriegsgeschichte der Baiern von Völderndorf, dasselbe ist aber als rein militärisches Werk und für den gewöhnlichen Leser nicht geeignet. Der Verfasser hat es mit Recht zu Grunde gelegt und was er von andern Werken, Monographien u. s. w. erlangen konnte, benutzt. Es war ihm vor allem um eine möglichst populäre Darstellung zu thun und diese hat er erreicht, ohne der edeln Sprache zu entsagen, die sich nicht selten zu einem wahren Schwunge erhebt. Wir sind vollkommen damit einverstanden und auch weniger gebildete Leser sind dafür empfänglich, und es ist jedenfalls eines Schriftstellers würdiger, wenn er sein Publikum zu sich emporzuziehen strebt, statt in trivialer Ausdrucksweise zu ihm herabzusteigen. Daß überall das engere Vaterland im Auge behalten, das specifisch Bairische vorzugsweise betont wird, wer wollte mit dem Verfasser darüber rechten? Andere verstehen das in andern Ländern auch, und wenn dabei das Herz für das gemeinsame große deutsche Vaterland nicht verschlossen wird, sondern warm für alles, was deutscher Nation allgemeines Eigen- und Heiligthum ist, schlägt, so hat der eigene Stamm und Staat doch immer den nächsten Anspruch. Die andern dürfen ja deshalb nicht geschmäht und verkleinert werden. Das deutsche Volk ist in allen seinen Stämmen ein kriegerisches: die Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen, Sachsen, Würtemberger, die Truppen der kleinern Staaten wie der Großmächte haben auf allen Schlachtfeldern der Erde, wohin sie berufen worden, ihrer Pflicht getreu, Proben der glänzendsten Tapferkeit abgelegt. Wir wollen also gegenseitig auf deutschen Nationalruhm stolz

Digitized by Google

sein. Der Verfasser, wie sehr er auch die Thaten der Baiern verherrlicht, ist fern davon, die der andern zu missachten und seine deutsche wackere Gesinnung glauben wir nicht besser als durch seine eigenen Worte über den Rheinbund beweisen zu können. Nachdem er in seiner kurzen historischen Uebersicht geschildert, wie Baiern 1805 durch Zumuthungen, welche mit dem Wohle der Nation und der Ehre des Heeres unvereinbar geschienen, in die französische Allianz gedrängt worden sei, sagt er: „Es ist wahr, König Maximilian Joseph sah den Krieg gegen Rußland nicht gern; hatte er doch schon 1805 nur gezwungen der Verbindung mit Oesterreich entsagt und noch unlieber 1806 seine Truppen gegen Preußen marschiren lassen, das unter Friedrich dem Großen Baiern als ein Ganzes erhalten hatte. Aber die Pflichten, welche der König als Rheinbundsfürst auf sich genommen, forderten die Theilnahme am Kriege. Das war leider die böse Folge des Rheinbundes für Baiern, daß es, statt von Oesterreich das Gesetz zu nehmen, solches sich jetzt von Frankreich mußte verschreiben lassen!" Wir fügen hinzu: nicht blos für Baiern! Wahrlich, es thäte noth, daß ein kurzer Abriß jener Zeit der tiefsten deutschen Erniedrigung alljährlich zu bestimmten Fristen, wie den Soldaten die Kriegsartikel, in allen deutschen Gemeinden vorgelesen würde — freilich nicht blos den untern Schichten!

Die Baiern bildeten im Feldzuge 1812 das sechste Corps der Invasionsarmee Napoleons und waren in zwei Divisionen unter Deroy und Wrede formirt. Ihre vortreffliche Cavalerie wurde aber bald von der Infanterie getrennt und der großen Armee zugewiesen. Bei Polock fanden die ersten Kämpfe des sechsten Corps statt, in welchen General Deroy, der schon als vierzehnjähriger Knabe bei Hastenbeck die Leibfahne seines Regiments getragen, den Tod fand. Napoleon ernannte den sterbenden alten Feldherrn noch zum Grafen des Kaiserreichs und verlieh ihm eine erbliche Dotation. Ueberhaupt hatte er bereits 1805 und 1809 die bairische Tapferkeit oftmals geehrt, wie nach der Schlacht von Eckmühl durch die ausgegebene Parole: „Bravoure de Bavière!" Der Verfasser theilt uns einige interessante Nachrichten über die bairischen Chevaurlegers mit, welche eben dem Kaiser der Franzosen jene Anerkennung abgenöthigt, und folgt in seiner Schilderung diesen mit der großen Armee, weil die Begebenheiten an der Düna zum Stillstand gekommen waren. Er zeigt, welchen rühmlichen Theil die braven Reiter an der Schlacht bei Borodino genommen haben und führt uns den Einzug in Moskau wie den Brand in lebendigen Bildern nochmals vor. Die Brigade, welche zu Murat gestoßen war, hatte bereits nach der Schlacht ein Regiment formirt, nach dem Ueberfall von Winkowo war dasselbe nur noch 33 Pferde stark. Die andern vier Regimenter, beim Vicekönig Eugen, standen zwischen Moskau und Mojaisk und litten mehr durch Mangel und Krankheit, als durch den Feind. Zurückkehrend zu den beiden unter Wrede vereinigten Divisionen bei Polock, sehen wir sie durch gleiche Ursachen, trotz momentaner Hülfe, in namenlosem Elend dahinschwinden, sodaß die Regimenter zu schwachen Stämmen wurden, unfähig, in offener Feldschlacht ihre Fahnen noch zu vertheidigen. Diese wurden, bei den Bagagen verpackt, für bessere Zeiten aufbewahrt. Kein bairisches Auge „hat sie wieder flattern gesehen"! Der Feind bot alles auf, die hungernden Krieger zur Desertion in seine Ueberfluß bietendes Lager zu verlocken und ein einziger — ein Ausländer! — hat sich dazu verführen lassen. Polock, „das große Baiern-Grab", ist zugleich das schönste Denkmal bairischer Treue. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten schluzen sich die tapfern Reste mit alter Hingebung für die fremde Sache und die patriotische Entrüstung des ehrwürdigen Verfassers schlägt in lichte Flammen aus, als er uns schildert, wie sie dabei von der französischen Cavalerie unter Corbineau im Stich gelassen worden sind. Auch andere Beispiele der rücksichtslosesten Behandlung durch die französischen Gewalthaber führt er an. Der Rückzug ist dann in aller Gräßlichkeit, mit Ausmalung vieler einzelner Scenen dargestellt; er wird seinen Eindruck auf die Leser nicht verfehlen. Auch hier noch, z. B. bei Wiasma, fand die bairische Reiterei Gelegenheit, sich auszuzeichnen, obgleich sie schon so geschwächt war, daß das fünfte Regiment nur noch einige Mann zählte. Vor Smolensk traf sie zum letzten male mit blanker Klinge mit dem Feinde zusammen, dann verschwand auch sie aus der Reihe geordneter Heerhaufen. Beim Seitencorps waren zu dieser Zeit die vorausgesandten Fahnen sammt einer Kriegscasse von 16000 Fl. eine Beute des Feindes geworden; Wrede hatte sich vom zweiten Corps getrennt, um Wilna zu decken, während jenes an die Beresina rückte. Er legte seine furchtbar geschmelzenen Truppen (ein Bataillon zählte noch 38, ein ganzes Regiment 85 Feuergewehre) in weitläufige Cantonnirungen und erwartete fernere Befehle. Diese wurden ihm erst einige Zeit nach der schrecklichen Katastrophe, welche wiederum schauerlich ausgemalt ist, und Anfang December stießen die Baiern mit den Trümmern der aufgelösten großen Armee zusammen. Mit ihnen kamen auch die wenigen, noch übrig gebliebenen Reiter, deren Führer, Graf Preising, in Gefangenschaft gerathen war. Wrede's Truppen, noch in Waffen, nahmen die Landsleute freudig auf; sie wurden jetzt zur Nachhut bestimmt und schlugen sich noch rühmlich, bis die beiden sogenannten Divisionen getrennt wurden und nun dem allgemeinen Schicksale auch erlagen. Zwanzig bewaffnete Baiern mit ihrem Feldherrn waren die letzten der großen Armee, welche Kowno erreichten. Einige interessante Mittheilungen persönlicher Schicksale und ein Rückblick schließen das Werk, das wir mit Absicht nicht vom militärischen Standpunkte, den es auch nicht sucht, sondern nach seinem ausgesprochenen Zweck betrachtet haben. 6.

Notizen.

Noch einmal die „Fiammina".

Es ist keinesfalls ein sehr erfreuliches Symtom, daß über Marie Uchard's „Fiammina" — die doch ebenso gut eine pariser Eintagsfliege ist, wie seiner Zeit das vom vormärzlichen Standpunkt verfaßte gern gesehene Drama „Ein Weib aus dem Volke" war — bei uns, nachdem „Fiammina" in Paris vielleicht schon vergessen ist, noch fortdauernd hin- und hergestritten wird, als handle es sich dabei um eine Dichtung ersten Rangs. Manche Blätter — z. B. noch jüngst Feodor Wehl's „Jahreszeiten", Prutz' „Deutsches Museum" und die „Zeitung für die elegante Welt" — haben sich darüber mit gerechter Entrüstung ausgesprochen. Indeß da man einmal eine Principienfrage daran geknüpft hat, so erblicken wir hierin die Veranlassung, noch einmal auch unsererseits auf „Fiammina" zurückzukommen. Es handelt sich um die Frage: ob Fiammina „sittlich oder unsittlich", und weiterhin, was überhaupt im Drama sittlich oder unsittlich sei. In Robert Giseke's „Novellenzeitung" bemerkt ein Berichterstatter: „Indem so das bessere Gefühl sie (die Sängerin Fiammina) zu ihrer Pflicht zurückführt, und sie sich der schwersten Sühne freiwillig unterwirft, kann diese Handlung und die Tendenz des Stücks wol nur eine sittliche genannt werden; diese Sittlichkeit bewährt sich auch dadurch, daß die Gatten sich nicht, wie in dem vielfach getadelten Schauspiel: »Menschenhaß und Reue« wieder vereinigen, sondern getrennt bleiben, wenn auch der Mann ihr nach der Buße, die sie sich selbst auferlegt, völlige Vergebung, ja die wärmste Anerkennung schenkt. Man kann mit Recht sagen, daß das Drama »Fiammina« die Gewalt der mütterlichen und kindlichen Liebe feiert." Gleicher Ansicht ist Rötscher in Berlin, obschon er an dem Stücke tadelt, daß der Verfasser die Dissonanz nicht noch energischer angeschlagen, nicht durch reichere Gemüthskämpfe durchgeführt und so die Auflösung tragischer vermittelt habe. Die Ursache findet Rötscher hauptsächlich in dem Umstande, daß das Stück zu ausschließlich Situationsstück sei, daß die Charaktere (wie dies übrigens in so ziemlich allen neufranzösischen Dramen der Fall ist) nicht vor unsern Augen würden und sich entfalteten,

Digitized by Google

sondern von Anfang an fertig vor uns ſtänden. Dagegen meint ein berliner Correſpondent des „Deutſchen Muſeum“, daß der moraliſche Werth dieſer „rührſamen Farce“ ganz bezweifelt ſei, wie der von Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“*), und es ſei unbegreiflich, wie um ein ſolches Stück, in dem „das Laſter zur Tugend aufgeſchminkt“ ſei, ein ſolches Aufſehen gemacht werden könne und zwar nicht blos in ſeinem Heimatlande Frankreich, ſondern weit mehr noch bei uns in Deutſchland. Die „ganze Lakaiennatur“, die unſerer Nation durch einige Schriftſteller eingeimpft werde, trete bei dieſer Gelegenheit wieder einmal zu Tage. Mario Uchard habe seinen Kotzebue, oder wem er ſonſt dieſe blaſſe Nachahmung von „Menſchenhaß und Reue“ verdanke, in aller Stille benutzt, und nicht einmal ein „Schön Dank auch!“ hinzugeſetzt; die Deutſchen aber veranſtalteten um dieſen Mesmant des ſeligen Kotzebue ein wahres Sterbeklaffe u. ſ. w. Wir unſererſeits meinen auch, daß „Stammina“ nur eine ſehr zweifelhafte ſittliche Tendenz habe, welche die Prüfung nicht beſteht, wie wir dies bereits in Nr. 51 d. Bl. für 1857 andeuteten, und wenn Mörlicher behauptet, daß die Sängerin durch ihre Refignation auf Ruhm und geſellſchaftlichen Glanz „den Ernſt ihrer Pflicht“ zeige, ſo erkennen wir darin vielmehr nur eine augenblickliche Aufwallung, deren Beſtand bei einem flachen Charakter wie Stammina uns wenigſtens ſehr fraglich erſcheint. Eine ſonderbare Mutter, die ſich etwa 20 Jahre lang um ihren Sohn gar nicht kümmert, und deren Muttergefühl erſt dann erwacht, als die Berhältniſſe ſie mit ihm perſönlich zuſammenführen, und zwar darum erwacht, weil er ſchön und liebenswürdig iſt und ſich ritterlich benimmt. Wie aber, wenn er häßlich oder gebrechlich wäre? Meſcher meint: „Es iſt für die Kritik ganz gleichgültig zu wiſſen, wie viel Selbſterlebtes der Dichter darin verarbeitet habe.“ Das iſt im allgemeinen richtig. Wenn aber ein Autor ſchaffungsfähig gewordene perſönliche Erfahrungen in einem Stücke verarbeitete, wenn man demnach nicht recht weiß, ob das neugierige, ſkandalſüchtige pariſer Publikum mehr der ſittlichen Tendenz oder mehr den perſönlichen Beziehungen zujauchzte, ſo ſcheint uns dieſes Verfahren eine unedle Intereſſenwirtſchaft zu ſein, welche der ſittlichen Tendenz ihre Weihe und ihren Hauptwerth benimmt und ſie in ein höchſt zweideutiges Licht rückt. Wenn endlich ein dramatiſcher Dichter von der Bühne ſelbſt herab gegen die Corruption der Bühnenverhältniſſe eifert, als ob mit ihnen keine eigentliche Sittlichkeit verträglich ſei, ſo iſt dies nur mit dem halbkomiſchen Verſatzen derjenigen Schriftſteller zu vergleichen, welche auch für Honorar ſchreiben und trotzdem ihre Collegen, die nur daſſelbe thun, insgeſammt der Unmoralität und Käuflichkeit zeihen.

*) Bei dieſer Gelegenheit iſt es vielleicht von Intereſſe zu erfahren, daß laut der „Theaterchronik“ noch jetzt „Menſchenhaß und Reue“ in Amſterdam ein ſehr beliebtes Stück und daſſelbe dieſer im ganzen knutertmal aufgeführt werden iſt, und zwar in vier verſchiedenen Sprachen franzöſiſch, holländiſch, deutſch und engliſch.

Ausland und Inland in litterariſchen Unterſtützungsſachen.

Während es in Deutſchland von vielen ſchon als etwas Außerordentliches angeſehen wird, daß für die Schiller-Stiftung in Dresden aus allen Ecken Deutſchlands einige tauſend Thaler (bis jetzt ungefähr 30,000 Thaler) zuſammengefloſſen ſind, erfährt man aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“, daß die Polen, die wir noch halbwegs als eine Art Barbaren zu betrachten gewohnt ſind, für die Hinterlaſſenen des Dichters Mickiewicz auf dem Wege der Subſcription eine Summe von 140000 Fr. aufgebracht haben. Ein noch glänzenderes Reſultat zeigt bekanntlich die magyariſche Nationalſubſcription für die Hinterbliebenen des Dichters Vörösmarty. Hier noch einige Proben jenes beſchämenden Generoſität im Auslande: Als jüngſt der Mitarbeiter am „Journal des débats“, Rigault, wegen ſeiner Mitarbeiterſchaft ſeiner Lehrſtellen am Collège de France und am Theram enthoben wurde, verbürgten ihm der Verleger und die Häupter ſeiner Partei für ſeine fernern Beiträge ein fortlaufendes, ſehr anſehnliches jährliches Honorar, unſeres Wiſſens im Betrag von 20000 Fr., gleichzeitig ob ſeine Beiträge die dieſem Honorar angemeſſene Bogenzahl erreichen ſollten oder nicht. Aus Deutſchland könnten wir dagegen einzelne Beiſpiele anführen, daß große und mächtige Parteien es nicht einmal der Ehre werth hielten, gegen die Mitarbeiter an ihren Organen nach deren Erlöſchen auch nur ihre nothwendigſten Verpflichtungen zu erfüllen, ihren Redacteuren ſogar noch zumuthen wollten, die durch Preßproceſſe u. ſ. w. entſtandenen Koſten auf ſich zu nehmen. Fedor Wehl erwähnt in ſeinen „Zehnzeitern“, die zum Beſten der Hinterbliebenen des verſtorbenen Schriftſtellers Douglas Jerrold in England geſammelten Beiträge hätten ſo viel Kapital geliefert, daß man in den Stand geſetzt wurde, der Witwe und den unverheiratheten Töchtern des Heimgegangenen eine jährliche Rente von zwei 100 Thalern auszuſetzen, und er ſragt dann: „Wenn man in Deutſchland für die nachgelaſſene Familie eines unbemittelten Schriftſtellers, denn ein ſolcher war Douglas Jerrold am Ende in England doch auch, eine Sammlung anſtellen wollte, wie viel würde das literariſch gebildetſte Volk der jetzigen Welt in Jahr und Tag wol zuſammenbringen? Da ganz Wien wo bekannt zum Gedächtniß Feuchtersleben's viertel 5 volle Thaler bezahlt, ſo dürfte dieſes Exempel wie uns dünkt nicht ſchwer, das Reſultat aber ein ſolches ſein, daß wir uns ſchämen es hier niederzuſchreiben.“ Man hört in Deutſchland ſolche Mahnungen nicht gern, aber es muß geſagt ſein, daß in ſolchen Dingen unſere Leiſtungen mit den Phraſen, die darüber gemacht zu werden pflegen, im krauſeſten Mißverhältniß ſtehen, und es hat etwas Beſchämendes, wenn ein Volk ſich herausnimmt, Ehrendenkmale, welche man hauptſächlich der Generoſität fürſtlicher Perſonen verdankt, als Nationaldenkmale: ſchließlich für ſich in Anſpruch zu nehmen oder damit gar vor dem Auslande großzuthun.

H. M.

Bibliographie.

Alexandra, königl. Prinzeſſin von Bayern. Weihnachtsroſen. Skizzen und Erzählungen. München. Gr. 16. 18 Ngr.

Alexis, W., Vaterländiſche Romane. 15ter bis 6ter Band. Berlin, Barthol. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arbeiten der kaiſerl. ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Peking über China, ſein Volk, ſeine Religion, ſeine Inſtitutionen, ſociales Verhältniß u. Aus dem Ruſſiſchen nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original von E. Ehrl und F. A. Mecklenburg. Zwei Bände. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutſchen Hof- und Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von K. Düntzer. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Bernays, J., Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Ariſtoteles über Wirkung der Tragödie. Breslau, H. Trewendt. 1857. Gr. Lex.-8. 25 Ngr.

Berthet, E., Die Räuber von Ojeres. Eine auf wahren Thatſachen beruhende und nach den Criminal-Akten auf der erſten franzöſiſchen Revolution bearbeitete geſchichtliche Novelle. Deutſch von F. Gries. 1ſte Lieferung. Berlin, Berendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Besſel, W., Die Schlacht am Lettumer Berge im Jahre 16 n. Chr. Geburt. Eine hiſtoriſche Unterſuchung. Mit zwei Karten. Göttingen, Dieterich. 1857. 12. 8 Ngr.

Besſer, L., Das Werden und Wachſen unſerer Kinder. Ein Buch über Kinderpflege. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 1 Thlr.

Digitized by Google

Ein Besuch am Hofe zu Stettin im Jahre 1617. Berlin, Decker. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolanden, E. v., Eine Brautfahrt. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. 2te Auflage. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 24 Ngr.

Bunyan, J., Der Pharisäer und der Zöllner. Zum ersten Male aus dem Englischen übersetzt von P. Geyser. Chur, Grubenmann. 8. 10 Ngr.

Castrén's, M. A., ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker nebst samojedischen Märchen und tartarischen Heldensagen. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. Petersburg. 1857. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. Henninger. 43ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Controlle. Politisch-belletristische Wochenschrift für Ernst und Scherz. Redacteur: Wollheim. Jahrgang 1858. 52 Nummern. Hamburg, Expedition. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

Cubasch, E., Bouquet. Original-Novelletten. Leipzig, Matthes. 8. 25 Ngr.

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". (K. J. Weber.) 6te sorgfältig erläuterte Original-Ausgabe. In 40 Lieferungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 1857. Gr. 16. 4 Ngr.

Dieffenbach, P., Geschichte der Stadt und Burg Friedberg in der Wetterau. Nebst 4 lithographirten Skizzen. Darmstadt. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Durch Nacht zum Licht. Ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift „Ein Jahr in Chalonnes". Erfurt, Villaret. 8. 18 Ngr.

Dusenschön, H., Kökschen-Driewark in Hamborg. En plattdütsch Rymels ab'n lüttjen Spoß för plattdütsche Lüüd. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.

Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elfried von Taura, Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thatsachen. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Fecht, E. G., Der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet. Zustände von Land und Volk aus älterer und neuerer Zeit. Mit Karte und Originalansichten. 1ste Abtheilung. Allgemeine Geschichte. Lörrach, Gutsch. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Focke, E., Der Gang durchs Leben. Kurzgefaßte Selbstbiographie, im 85. Lebensjahre verfaßt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geffers, A., Das Alterthum und das Christenthum in den Gymnasien. Göttingen. 1857. Gr. 4. 12 Ngr.

Glaser, A., Familie Schaller. Roman in zwei Bänden. Prag, Kober. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Griesinger, T., Lebende Bilder aus Amerika. Stuttgart, Nitzschke. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hartmann, A., Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern. Zwei Bände. Solothurn, Zent u. Gaßmann. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Hocker, R., Die Chronik der Stadt Cöln. Mit Illustrationen. (Chroniken deutscher Städte Nr. 1.) Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 25 Ngr.

Berthold von Holle. Herausgegeben von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 3ter Theil. Mit Mozarts Bildniß nach Tischbein und drei Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbuch der Literatur und Kunst. Herausgegeben von O. Marbach u. G. Schmidt. 1ster Jahrgang. 1858. Zwölf Hefte. Leipzig, Expedition. Lex.-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Kurs, Auguste, Cora-Lynn. Dichtung nach dem Englischen. Berlin, Remak. 16. 20 Ngr.

Lampert, J., Der Mensch und sein Temperament. Würzburg, Stahel. 12. 12 Ngr.

Meßner, J., Waldgeschichten. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Mc. Sherry, J., Willitoft oder: Die Tage Jacobs I. Eine Erzählung. Mit Genehmigung des Verfassers deutsch von B. Wörner. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 25 Ngr.

Möllhausen, B., Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Eingeführt von A. v. Humboldt. Mit Illustrationen in Oelfarben- und Tondruck, mit Holzschnitten und einer Specialkarte. Zwei Hälften. Leipzig, Mendelssohn. Imp.-4. 18 Thlr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von E. Schad. Mit dem Bildniß H. Lingg's und einer Musikbeilage von L. Spohr. 8ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ost- und Westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von A. Lehmann. Königsberg, Nürmberger. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Olivenblätter. Feierabend-Unterhaltungen für das christliche Volk in Stadt und Land von P. Körber und Anderen. 1stes Blättchen. Nürnberg. Gr. 16. 7½ Ngr.

Pischon, F. A., Die Taufnamen. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, G. Reimer. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der neue Vitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 25ster Theil. Dritte Folge. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Schauenburg, E., Die Reisen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. In zwei Bänden oder zwölf Lieferungen. 1ste Lieferung. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bary, B., Aufruf an das deutsche Volk zur Erfüllung seiner Mission. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Bemerkungen zu dem dänischen Memorandum in Betreff der finanziellen Beschwerden Holsteins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Büsch, J. G., Geschichtliche Beurtheilung der großen Handelsverwirrung im Jahre 1799. Nebst Anmerkungen mit besonderer Bezugnahme auf die Krisis von 1857 von H. S. Herz. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 15 Ngr.

Dobreano, J., Die Rechte der Donaufürstenthümer und das politische Interesse Europas. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oersted's, A. S., Lösung der dänisch-deutschen Frage. 1857. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Otto, G. E., Beiträge zur modernen Geldwissenschaft. 2tes Heft. Die Banknotenfrage. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 4 Ngr.

Quid faciamus nos? Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Das gegenwärtige aggressive Verfahren der römisch-katholischen Kirche in ihrem Verhältnisse zum Protestantismus. Vortrag gehalten vor der Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern, den 15. September 1857 zu Berlin, mit einem Vorwort. Darmstadt, Leske. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Schrader, L., Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Zweites Sendschreiben, die Schleswigsche Kirchenfrage betreffend, an Dr. Pastor Hammerich in Kopenhagen. Kiel, Schwers. 1857. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zeitschriften aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für 1858 erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich in 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Preis jährlich 12 Thlr. Werden in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften ausgegeben.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis jährlich 12 Thlr. Wird in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen ausgegeben.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. Erscheinen in wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. Erscheint in vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Erscheint monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Wird **gratis** ausgegeben. Halbjährlich erscheint 1 Nummer.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Erscheint am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **neunzehnten Heftes:**

Bauernkriege. Der große deutsche Bauernkrieg. Von Welcker. — **Baumpflanzung.** Von R. v. Mohl. — **Bauwesen, Baukunst, Bauhütten, Baubehörden, Baurechte, Baupflichten, Baugnaden, Bauordnung, Baupolizei, Bau.** Von Rotteck und Welcker. — **Bayle** (Peter). Von J. Weitzel. — Beamte, s. Amt und Staatsdienst. — **Beaumarchais.** Von J. Weitzel. — **Beccaria** (Marchese Cäsare Bonesano de). Von Welcker. — **Bedingung, Zeitbestimmung** und **Zweckbestimmung.** Von Welcker. — Beerdigung, s. Begräbniß. — **Beeten, Beten, Beeden, Orbeden, Rothbeden** (Steuern). Von Welcker. — **Begnadigung, Abolition, Begnadigungsrecht.** Von Welcker. — **Begnadigung** (bedingte) und **Beurlaubung der Sträflinge.** Von L. Triest. — **Begräbniß.** Von R. v. Mohl. — Behörden, s. Amt. — **Behr** (Wilhelm Joseph). Von Welcker. — **Beil, Schwert, Strang** und **Fallbeil** (als Hinrichtungsinstrumente). Von L. Triest. — **Beineisen und Klotz der Züchtlinge.** Von L. Triest. — **Bekenntniß, Bekenntnißfreiheit, Geständniß.** Von Welcker. — **Belagerungsstand, Ausnahms-Maßregeln, -Gesetze, -Gerichte, Aufruhracte, Kriegs- und Standrecht.** (Der Ausnahmszustand in Deutschland.) Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 4. Februar 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Dörr. Gefiee Artikel. — Neuere Forschungen über Indien. — Neue Romane. Von Thaddäus Lau. — Macaulay's neuere biographische Skizzen. — Aus den Neujahrsbetrachtungen deutscher Journale. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Plattdeutsche Literatur.

Erster Artikel.

Es wird wol einmal Zeit, daß wir auch die plattdeutsche Literatur, welche seit langem unsern Büchertisch füllt, räumen. Nachdem Groth in seinem „Quickborn" die lange schlummernde Prinzessin wie mit einem Zauberstabe erweckt hat, häuft sich immer mehr die Zahl derer, welche die plattdeutsche Sprache zum Gewand ihrer poetischen Empfindung wählen, und wir haben vorläufig eine Anzahl theils werthvoller, theils auch werthloser Erscheinungen für unsere Besprechung ausersehen.

Es hat ein besonders günstiges Schicksal über der plattdeutschen Sprache gewaltet, sonst hätte sie bei der großen Nichtachtung und Geringschätzung, welche sie jahrhunderte lang erfahren hat, zu Grunde gehen müssen. Aber sie lag nur im verzauberten Schlafe; all die feindseligen Stürme sind über sie hinweggegangen, ohne sie zu verletzen. Sie hat sich eine jugendliche Frische bewahrt, welche ihre nachgeborene Schwester, die hochdeutsche Sprache, längst zum großen Theile eingebüßt hat. Freilich viele hielten bereits ihren Schlaf für den des Todes; selbst der verdienstvolle Klaus Harms, der das „Vor- und Fürwort" zum „Quickborn" verfaßte, glaubte das, als er in seinem „Gnomon" sein „Min lewe Landesprak, gude Nacht!" niederlegte, in welchem er mit gerechtem Stolze und mit dem Humor des Schmerzes noch einmal alle Vorzüge der plattdeutschen Sprache hervorhebe und nach der Aufzählung einer Menge von anschaulichen Wörtern, für welche die hochdeutsche Sprache keinen Ausdruck hat, kühn dem Hochdeutschen zuruft: „Gesell, kumm opt Stück un segg mi 't oppen Prick, so schast du Meister warn."

Gottlob! sie ist wiedererwacht! Nicht Bornemann, nicht andere, die sich alle in ihr versuchten, ohne die Kraft zu besitzen, welche zu ihrer Wiederbelebung erforderlich war, die hochdeutsch dachten und sich selbst nur übersetzten: nein, Groth hat sie wiedererweckt, und wir werden dieses Verdienst anzuerkennen nie vergessen. Billigerweise stellen wir daher auch ihn hier an die Spitze.

1. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit einem Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Siebente Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1857. 8. 1 Thlr.
2. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1855. 4. 4 Thlr.
3. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser, unter Autorität des Verfassers herausgegeben. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Erste mit der Uebersetzung. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von Klaus Groth. Kiel, Schwers. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.
5. Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von Klaus Groth. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1854. 16. 1 Thlr.
6. Klaus Groth's Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Ins Hochdeutsche übertragen von F. A. Hoffmann. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Klaus Groth's Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Aus dem Plattdeutschen übertragen von S. J. Gotha, Scheube. 1856. 16. 1 Thlr.
8. Classiker des In- und Auslandes. Vierunddreißigster Band. — A. u. d. T.: Quickborn. Gedichte aus dem Volksleben. — Erzählungen. Von Klaus Groth. Aus ditmarscher Mundart übertragen von A. von Winterfeld. Berlin, Hofmann u. Comp. 1856. Gr. 16. 5 Ngr.
9. Klaus Groth's Vertelln. Ins Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 16. 20 Ngr.

Wir beabsichtigen nicht, hier nochmals die Werke Groth's einer ausführlichen Besprechung zu unterwerfen, nachdem sie schon so vielfältig, „Quickborn" namentlich auch in Nr. 29 d. Bl. f. 1854 besprochen worden. Die weite Verbreitung, welche besonders der „Quickborn" gefunden hat, zeugt deutlich genug

Digitized by Google

von dem hohen dichterischen Werth dieses Erzeugnisses unsers talentvollen Dichters. Aber die Theilnahme ist auch keine vorübergehende gewesen und das vortreffliche Buch wird sich noch immer mehr und mehr neue Freunde erwerben; auch die elegante Ausgabe mit den Illustrationen von Speckter, der tief in den Geist und das Verständniß des Dichters eingedrungen ist und seine Bilder so ganz eigentlich aus der Anschauung des Lebens der Landleute entnommen hat, verdient die weiteste Verbreitung. Aus den Groth'schen Werken athmet uns ein so warmes, lebensvolles und gesundes Dichterherz entgegen, wie wir es nicht oft finden. Natürlichkeit und Wahrheit der Auffassung und Darstellung, und Innigkeit der Empfindung charakterisiren es besonders. Anzuerkennen ist aber auch, daß der Dichter ohne Selbstüberhebung und mit bewußter Beschränkung sich selbst die Grenzen abgesteckt, daß er selten über sein Talent hinausgegriffen hat. Dieses umfaßt aber einmal die Darstellung des gemüthlich-idyllischen Lebensbildes, dann auch das einfache, heitere oder wehmüthige Empfindungslied. Hier ist er Meister; wo er aber einen Augenblick diese Schranke vergessen hat, da fühlt man es deutlich; denn wenn er z. B. zur Ballade im höhern Stil greift, da fehlt es freilich, wie es bei einem Dichter von echter Weihe nicht anders möglich ist, nicht an vielen einzelnen Schönheiten, doch zu der Vollendung der übrigen Gedichte erheben sich diese bei weitem nicht. Aber in der einfachen idyllischen Dorfgeschichte, da ist er zu Hause! Mag indessen mancher mit Klaus Harms „Hanne auf Frankrik" voranstellen, wir geben unter den poetischen Erzählungen „Peter Kunrad" den Vorzug. Einmal ist der Stoff weit anziehender, enthält mehr Erfindung, dann aber ist auch die Behandlung nach unserm Gefühl weit wärmer und inniger, und endlich möchten wir doch für die plattdeutsche Sprache den Jambus immer noch dem Hexameter vorziehen, der, so bewunderungswürdig gewandt der Dichter auch selbst diese Form handhabt, doch in dieser Mundart immer etwas Fremdes und Gemachtes hat. Daß Groth nicht blos nationale, sondern auch griechische Formen anwendete, ist uns in der That unbegreiflich.

Eins scheint uns aber noch immer nicht genugsam anerkannt zu sein: das große Talent, mit welchem Groth die Sprachschwierigkeiten bewältigt, was in dem Maße wie ihm nicht einmal immer dem hochdeutschen, geschweige denn dem dialektischen Dichter wie Hebel u. a. gelingt, die immer sich diese oder jene von der Prosa abweichende Wortstellung u. dgl. erlauben, weil sonst Vers oder Reim ihnen nicht gelingen will. Groth thut das nirgends; in seinem ganzen „Quickborn" möchte man vergebens nach einer einzigen Stelle suchen, wo er zu Gunsten des Verses sich auch nur die geringste Abweichung vom Sprachgebrauch hätte zu Schulden kommen lassen. Und das verdient nicht nur Anerkennung, weil es die Gewalt des Dichters sowol als sein unausgesetztes ernstes Streben, etwas Vollendetes zu liefern, beweist, sondern auch weil so allein die Wahrheit und der Stempel der plattdeutschen Volksthümlichkeit bewahrt werden konnten. Denn nach seiner Sprache modificirt sich auch das Denken des Plattdeutschen. Die kleinste Abweichung in plattdeutscher Dichtung — und das Ganze erhält ein falsches Colorit. Wie aber Groth so die Gesetze der Sprache als etwas Heiliges, Unantastbares behandelte, so hat denn auch sie nicht unterlassen, ihm sich erkenntlich zu beweisen. Einen hohen Antheil an dem Werth des „Quickborn", an seiner Schönheit und an der Theilnahme, die man ihm zugewendet, hat der Dichter der Muttersprache zu danken, „die da schelten kann wie keine, und doch schmeichelnd und weinen, nicht täppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thräne im Auge zerdrückt", und von der Göttinger (der kein Plattdeutscher war) in seiner großen Grammatik sagt, daß sie „ohne Widerrede weit gebildeter, geschmeidiger, wohlklingender und reicher als die oberdeutschen Mundarten, ja wohllautender und angenehmer sei als das Hochdeutsche überhaupt". Den Einfluß der Sprache auf Groth's „Quickborn" beweisen ebenso die unter dem Titel „Quickborn Blätter" erschienenen Paralipomena zum Quickborn", Gedichte in hochdeutscher Sprache, die den plattdeutschen weit nachstehen. Sie sind auch, ohne nachhaltige Spur zurückzulassen, wieder vergessen, während der „Quickborn" und die vortrefflichen Dorfgeschichten in „Vertellin" bleibenden Werth und dauernde Anerkennung behaupten.

Wenn aber so die plattdeutsche Sprache ganz eigentlich das Element des Dichters ist, so kann man sich mit den Versuchen, ihn durch Uebersetzungen aus diesem Elemente in ein fremdes zu versetzen, um so weniger einverstanden erklären. An und für sich mag die Absicht der Uebersetzer eine gute gewesen sein, nämlich die herrlichen Gedichte auch einem größern Kreise zugänglich zu machen, aber dies auch zugegeben, so beweisen sie eben dadurch, daß sie den Antheil, welchen die Sprache selbst an den Schönheiten des „Quickborn" hatte, nicht zu würdigen wußten. Nur zwei von den Uebersetzern, Hoffmann und Otto, beweisen, daß sie die Gedichte wirklich verstanden haben. Wenn aber auch ein mit der Sprache ganz vertrauter, mit dem zum Uebersetzen erforderlichen Talent ausgerüsteter und in der Form gewandter Uebersetzer an das Werk gegangen wäre, so hätte doch kaum etwas Bedeutendes erreicht werden können. Die plattdeutsche Sprache und das Hochdeutsche sind zu sehr voneinander abweichend. Die plattdeutsche Sprache hat eine Menge von anschaulichen concreten Ausdrücken, welche der hochdeutschen fehlen, aber auch manches Wort, welches so recht, ohne sich um die leidige Etikette zu kümmern, den Nagel auf den Kopf trifft. Wenn oft auch etwas derb, bleibt es plattdeutsch doch immer harmlos; genau übertragen aber fällt es roh und ungeziemend aus, und die hochdeutsche Prüderie würde hundert Wörter nicht über die Zunge gehen lassen, die der Plattdeutsche ohne Scheu ausspricht, weil er überhaupt unumwundener redet, theils auch weil er angefangen hat, andere Begriffe mit ihnen zu verbinden. Der Uebersetzer muß also hier wie in so vielen Fällen, wenn seine Uebersetzung einigen selbständigen Werth haben soll, das platt-

Digitized by Google

deutsch Gefühlte in die hochdeutsche Sprache hinüberfühlen können. Nicht anders ist es mit dem Satzbau. Die lockere, oft elliptische Verknüpfung und Nebenreihung der einzelnen Gedanken muß hochdeutsch in die nach den stilistischen Gesetzen dieser Sprache geforderte Verbindung und Unterordnung gebracht werden; das Sichgehenlassen der plattdeutschen Rede ist, wenn der Eindruck nicht verwischt werden soll, hochdeutsch unstatthaft und schleppend. Aber abgesehen vom grammatischen Satzbau halten wir schon dem Inhalte und dem Geiste der Gedichte nach eine Uebertragung für unausführbar. Die Unmöglichkeit liegt schon darin, daß die plattdeutsche Sprache eine naive Volkssprache ist, aus der mit Erfolg höchstens wieder in eine Volkssprache übersetzt werden kann, wie uns denn umgekehrt mehrere sehr gelungene Uebertragungen Hebel'scher Gedichte ins Plattdeutsche von Johann Meyer, einem talentvollen jungen Dichter, bekannt geworden sind. Es war gewiß keine bloße Marotte des Dichters, gewiß nicht blos Liebe zu seiner Muttersprache, welche Groth veranlaßte, in ihr zu dichten, sondern ihn leitete das tiefgefühlte Bedürfniß und die Ueberzeugung, daß wenn das poetische Leben seiner Landsleute einmal einen Ausdruck finden sollte, nur die heimische Sprache dazu fähig sei. Eine hochdeutsche Uebersetzung aber hebt alles geradezu wieder auf. Setzen wir aber endlich wirklich auch, was nicht der Fall ist, die Möglichkeit voraus, daß jeder Gedanke unbeeinträchtigt auch hochdeutsch derselbe bliebe, so ist schon die Schwierigkeit, welche die Nachbildung des metrischen Gewandes mit sich bringt, indem sowol die Kürze des meist einsilbigen plattdeutschen Wortes dem Silbenreichthum des hochdeutschen nicht entspricht, als ganz besonders der Reimzwang oft eine bedeutende Abweichung vom Original erfordert, so groß, daß offenbar ein Talent wie das des Dichters selbst erforderlich wäre, alle Schwierigkeiten zu überwinden und eine entsprechende und ansprechende Uebersetzung zu Wege zu bringen.

Die Uebertragungen können also keineswegs auch nur annähernd das Original ersetzen. Sollen sie aber neben diesem nur zum leichtern Verständniß dienen, da wähle man lieber die vom Dichter mit wörtlich gegenüber gestellter Uebersetzung besorgte Ausgabe. Dann ist man wenigstens gegen falsche Erklärung gesichert. Denn Falsches enthalten die vorliegenden Uebersetzungen mehr oder weniger alle. Am besten sind noch die beiden genannten von Hoffmann und Otto. Besonders letzterer hat die Sprache mit einigen wenigen Ausnahmen (z. B. auf der vorletzten Seite des „Detelf", wo eine halbe Seite hindurch der Conjunctiv für den Indicativ gesetzt, dadurch die Worte des Dichters dem Kapitän in den Mund gelegt sind: „er habe wie viele Aeltern" u. s. w., und so der Gedanke verschoben ist) richtig verstanden, und da die meist ungebundene Form der „Vertelln" ihm keine Schwierigkeit machte, auch genau und fließend übersetzt. Wol ersteres, nicht aber letzteres kann man Hoffmann nachrühmen. Ihm scheint der Versbau oft recht schwer geworden zu sein; das beweisen die schwerfälligen Verse und Reime und die oft bedeutende Aenderung im Ausdruck. Dabei überträgt er zu derb und hilft sich oft durch einen unschönen und uncorrecten Ausdruck aus der metrischen Verlegenheit. So wenn er in „Hannchen aus Frankreich" Hermann im „Bierbaß" singen, oder das Pferd „schreien" läßt. Auch von ungrammatischen Wendungen finden sich nicht wenige, z. B.: „sie trug durchs Dorf mit den Büchern"; desgleichen läßt er oft plattdeutsche Wörter stehen, z. B. Wurzeln statt Mohrrüben, Knüll, kleien u. s. w. Zum Beweis aber, wie wenig ihm die Form gelungen ist, theilen wir eine Strophe aus dem „Brief" mit:

Das ist nun alles, was ich wissen thät,
Ein andermal mehr, wenn ich's vergessen hätt';
Plünn Antje ich noch etwas geben thät
Für Paulchens Mund.
Gott geb' euch, was ich immer wünsch' und bet':
Bleibt all' gesund.

Im Plattdeutschen ist freilich das Hülfszeitwort „dohn" ganz am Platze wie im Englischen to do, aber im Hochdeutschen ist es ungrammatisch und verwischt jeden Eindruck.

Daß es Hoffmann endlich auch an feinem Gefühl und Takt fehlt, beweist unter anderm eine Strophe aus dem schönen Eingangsgedichte an die Muttersprache. Da heißt die zweite Strophe:

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fiechelst mi umt Angesicht
Un still is alle Larm.

Der Dichter will hier die sanft sich äußernde und dennoch so mächtige Allgewalt der Muttersprache schildern und bedient sich zu dem Ende des höchst bezeichnenden Bildes, „wie die Mutter mit ihrem Arm unsern Nacken beugt". Die Macht einer Mutter über ihr Kind ist aber so groß, daß sie ohne Gewaltmittel („so licht") nur dadurch, daß sie den Arm um unsern Nacken legt, den starren Sinn demüthigt. Dieses Bild der zarten geheimnißvollen Gewalt ist in Hoffmann's Uebersetzung nicht nur verwischt, sondern unwahr geworden, denn die Uebersetzung lautet:

Du beugst den Nacken und er bricht,
Als bög ihn Mutterarm.

S. Z. bildet den Gegensatz zu Hoffmann. In der Form sehr gewandt und fließend, übertreibt er die Zartheit und verfällt in eine süßliche Manier. Dabei lausen aber auch große Versehen mit unter, da der Uebersetzer offenbar der plattdeutschen Sprache nicht kundig war. Einige Beispiele lehren es; er übersetzt: fiecheln (liebkosen) fächeln, Mellersche (Muhme) Müllerin, wat (ob) was. Letzteres in dem Vers, der dadurch einen ganz andern Sinn bekommt:

Ich weiß nicht, was (ob) sie soll auf dem (das) Theater.

In „Hannchen ut Frankrik" erzählt die alte Gertrud, daß an dem Abend, wo das Unglück passirte, von dem eben die Rede ist, sie mit „Peter Wilhelm, der später ihr seliger Mann war", allein in der Werkstatt des Tischlers zurückgeblieben sei. In Holstein ist es nun ganz

Digitized by Google

gebräuchlich, Leute nur bei ihrem Vornamen zu nennen, und da viele denſelben Namen führen, ſo pflegt man zur Unterſcheidung noch einen zweiten Vornamen herzuzuziehen. Das iſt auch hier der Fall. Wilhelm iſt nicht Stammname, ſondern wie Peter Vorname. Nun könnte man es dem Ueberſetzer wol noch zugute halten, daß er aus Unkenntniß Wilhelm für den Namen des Vaters hält, aber dann mußte er doch auch wenigſtens in dieſer Vorſtellung verharren. S. 53 der Ueberſetzung heißt es nun:

> Wilhelm's Peter und ich, der ſpäter mein ſeliger Mann war, Saßen noch ruhig und ſchwatzten, die anderen gingen zuvor ſchon.

Alſo wohl gemerkt, Wilhelm nicht, ſondern Wilhelm's Peter iſt Gertrudens Verlobter, mit dem allein ſie jetzt noch im Zimmer iſt. Zehn Zeilen weiter iſt plötzlich Wilhelm ſelbſt da, man weiß nicht wie, und S. 60 heirathet nicht Peter, ſondern deſſen Vater (oder Herr) Wilhelm ſelbſt die Gertrud, obgleich ſie vorher geſagt hat, daß Peter ihr ſeliger Mann geweſen ſei. Wer nicht zugibt, daß hier, gelinde geſagt, die größte Gedankenloſigkeit vorliegt, der möge uns den Schlüſſel geben zu dieſen Dorfgeheimniſſen. Wir bemühen uns vergeblich, das myſteriöſe Dunkel dieſer Heirathsgeſchichte zu beſeitigen.

Wir könnten aus dem Buche noch manches andere Intereſſante auftiſchen, z. B. wie die Ente „ſingt" und ein Vogelbauer ein Gleiches thut. Doch wird es Zeit, daß wir zu der Winterfeld'ſchen Ueberſetzung kommen. Winterfeld hat ſchon Verſchiedenes aus nordiſchen Sprachen übertragen; verſteht er von dieſen nicht mehr als vom Plattdeutſchen und iſt er da ebenſo leichtfertig zu Werke gegangen, ſo bedauern wir die Dichter, die ſeine Schlachtopfer wurden.

Waren die andern Ueberſetzer im ganzen gewiß redlich bemüht, ihr Möglichſtes zu leiſten, ſo iſt dagegen Winterfeld mit unverzeihlichem Leichtſinn zu Werke gegangen. So erlaubt er ſich gegen das Ende ſeines Buchs in den Dorfgeſchichten der „Vertelln", ſei es um das Buch nicht zu dick werden zu laſſen, ſei es, weil er das mühevolle Nachſchlagen des Wörterverzeichniſſes bei jedem Worte ſcheuen mochte, ſehr oft ganze Sätze auszulaſſen, ohne etwas einzuſchieben, ſodaß der ärgſte Wirrwarr bisweilen zu Tage gekommen iſt. Dies iſt mit einer Virtuoſität geſchehen, die einer beſſern Sache würdig wäre, indem Winterfeld einigemal ſogar den Vordertheil des einen Satzes, von dem der hintere, und den hintern Theil des folgenden Satzes, von dem der vordere fehlt, zuſammengezogen hat, ſodaß der Sinn natürlich völlig entſtellt wird. Dann verſteht er nicht einmal das Plattdeutſche; alles iſt einzig nach dem Gloſſar gearbeitet. Zu den „Vertelln" fehlte dem Ueberſetzer leider das ausführliche Wörterbuch, und ſo iſt in dieſen auch faſt keine Seite, wo nicht die ärgſten und zum Theil poſſirlichſten Böcke geſchoſſen werden. Einige Beiſpiele mögen beweiſen, daß wir eher zu wenig als zu viel geſagt haben. Winterfeld überſetzt: Schummertid (Dämmerungszeit) Schlummerzeit; vuntjahr (dieſes Jahr, heuer) vorm Jahre; wis (gewahr) weiß (albus); wokeen denn? (wer denn?) wie kam das? wenn! (wende!) weint; dar keek he herin (dahinein ſah er) und kam herein; Wiſpal (Wegweiſer) Wieſenſtrecke (zweimal in „Vertelln"!); him (keuchte) ſtockte; Krut (Gemüſe) Krabben; de Voß brut (der Nebel liegt auf den Wieſen) der Fuchs ſitzt ſtill! In „Detelf" wird erzählt, wie eines Mittags als der Burſche bei ſeinen Großältern ſich aufhält, ein Mann ins Zimmer tritt, der einen Kaſten auf dem Nacken hat. Den ſetzt er auf den Tiſch und öffnet ihn; darin ſind viele Raritäten. Nun heißt die folgende Stelle genau überſetzt: „Die Großmutter wiſchte die Hände an der Schürze ab, kniff mit den Lippen und faßte allerlei mit den Fingern an. Großvater war nicht zu Hauſe." Dieſes „zu Hauſe" heißt plattdeutſch „binn", ein Wort, das — aber dafür konnte Winterfeld ja nicht — zwei Bedeutungen hat, von denen Winterfeld nur eine, und leider! die hier nicht richtige, bekannt war. Es heißt nämlich auch „drinnen", und ſo überſetzt es denn Winterfeld friſch darauf los, unbekümmert, ob auch Unſinn zu Tage komme. Seine Ueberſetzung nämlich lautet: „Großvater war nicht drin" (im Kaſten?)

Dieſes Kapitel von misverſtandenen Stellen könnten wir um das Zehn- und Hundertfache vermehren; Winterfeld hat kaum eine Seite aufzuweiſen, die nicht mehrere eclatante Beiſpiele abgäbe. Das kann auch gar nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß der Ueberſetzer faſt immer Singular und Plural, Präſens und Imperfectum, Indicativ und Conjunctiv nicht unterſcheiden kann und immer eins für das andere ſetzt, ſodaß z. B. aus „Detelf" in „Vertelln" eine ganz neue, natürlich ſchlechte Geſchichte geworden iſt.

Bisweilen möchten wir zweifeln, daß der Ueberſetzer überhaupt etwas gedacht habe, und ſelbſt wiſſe, was er geſchrieben hat. So wenn er ſagt: „Der Storch geht wie ein Teufelsbanner durchs Geſtein", oder „laß uns Bratäpfelein ſchlaraffen". Auch an logiſchen und grammatiſchen Fehlern iſt Hülle und Fülle! Franz Moor fährt in die Hölle hinauf; man hätte herauf- und herabſteigen können wie mit einem Schemel; er lernt Klempner; er hätte ihn gern allen mitgenommen; er hatte den Kaſten mit zwei Riemen über die Schultern; ſie mochten (ſtatt konnten) ſich wol ſchämen u. ſ. w. Ferner nimmt er aus Nachläſſigkeit (oder iſt das ſeine Taktik, wenn er ein Wort nicht kennt? Keine üble Erfindung für Ueberſetzer!) oft das plattdeutſche Wort herüber, ſo Brotſchab, wannehr, längelangs, trundeln, puhlen, Schummern; beſonders gefällt ihm das Wort „ſchnacken", mit dem er nicht nur daſſelbe plattdeutſche Wort (ſnacken), ſondern auch ſiecheln, pappeln und alles Mögliche wiedergibt.

Um Geographie, Geſchichte und Cultur des Landes hat Winterfeld ſich keine Mühe gegeben. Was ſchadet es, daß Heide bei ihm eine Stadt iſt und daß die Schlacht bei Hemmingſtedt nach Grimſlit verlegt

Digitized by Google

wird? Vom Springstock, dem nothwendigsten Geräthe der Marschbewohner, scheint er eine curiose Vorstellung zu haben; nach ihm steckt man denselben beim Gebrauch ins „Ufergras". Möge er sich belehren lassen, daß man einmal beim Graben nicht vom Ufer, sondern vom Rande redet, und dann, daß wenn die Leute den Springstock wirklich ins Gras des Randes stäken, sie alle mit der Nase mitten in den Graben gerathen würden.

Doch genug und übergenug! Wir wollen nur noch rasch einen Blick auf die Form werfen. Man sollte fast glauben, daß Winterfeld in einer ganz rohen und ungefügen Sprache gearbeitet hätte. Dafür liefern Beweise nicht nur Reimereien wie:

War eine kleine Bauerdirn',
Die mußte melken gehn,
Trug einen breiten Strehhut,
Doch keine Töffelchen;

sondern ganz vorzüglich die Hexameter in „Hannchen aus Frankreich", die wir Sammlern von Raritäten und Curiositäten angelegentlichst empfehlen und die wirklich königlichen Ruhmes würdig sind. Schwerlich möchte sich aus der Zeit Fischart's viel Aergeres auffinden lassen, als was uns hier aufgetischt wird. Der soll noch geboren werden, welcher im Stande wäre, diese Verse gleich wegzulesen, denn Winterfeld kümmert sich nicht um die allereinfachsten Gesetze der Sprache, und Voß' und Platen's Bemühungen haben ihm nichts eingetragen. Bei ihm wechseln Verse mit und ohne Auftakt, den er nicht wie Kleist aus rationellen Gründen, sondern aus Bequemlichkeit aufgenommen zu haben scheint, ohne alle Regel ab, sodaß man bei seiner Manier, Länge und Kürze der Silben nicht zu unterscheiden, erst am Ende des Verses, wenn nämlich eine Silbe übrig bleibt, inne wird oder auch nicht, wie der Vers zu lesen sei. Von der Art seiner Silbenmessung geben wir hier ein paar Proben und versichern, nicht die ärgsten gewählt zu haben:

Dort war des jungen Volks Club, der Anwachs lernte dort rauchen.
Unter dem Kopftuch hervor sahn die Spitzen fast schneeweißer Haare.
Und der Lehrer wird bös, wenn so ein groß Schulmädchen schwenzt noch.

Vor solchen Versen muß selbst der Kind'sche Holzklotzpflockdaktylus bescheiden zurücktreten. Schließlich erwähnen wir noch, daß mitten zwischen all den Hexametern auch ein Pentameter:

Und bei dem Schmiede im Ort übt er sich ein den Beschlag,

und ein siebenfüßiger Vers vorkommt:

Wie das Bräutchen weinet daheim und der andre sie schändlich belüget.

Wir haben somit, zu Ehren des Dichters, rücksichtslos die Schäden der Uebersetzungen der Groth'schen Werke aufgedeckt; man wird es uns hoffentlich im Publikum Dank wissen, da es sonst von keiner Seite bisher geschehen ist und die Unkenntniß der plattdeutschen Sprache die Lesewelt unfähig macht, selbst zu urtheilen.

---

10. Döntjes un Vertellses in Brookmerlander Taal, de verbreedste Ostfreeske Mundart. Von Fooke Hoissen Müller. Berlin, Springer. 1857. 8. 20 Ngr.
11. Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart von Fritz Reuter. Dritte durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anklam, Dietze. 1856. Gr. 12. 1 Thlr.
12. Dei Reis' nah Belligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart von Fritz Reuter. Treptow. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Thlr.

Die unlängst erschienenen „Döntjes und Vertellses" von Müller sind unstreitig das Vorzüglichste, was die plattdeutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Müller ist ein Dichter voll poetischer Weihe, voll Tiefe des Gedankens und unbedingt ein weit umfassenderes Talent als Groth. Mit gleicher Vollendung, Fülle, Klarheit und Gewandtheit schlägt er die Töne des erhabenen Ernstes und der Wehmuth als die des heiter und einfach Idyllischen an, und wahrhaft staunenerregend ist die Mannichfaltigkeit der poetischen Bilder und Anschauungen, welche der nicht starke Band bietet. Jede Seite des Buchs ist voll Schönheit und Vollendung, nirgends Trivialität, nirgends Phrase, alles tief, neu und wahr empfunden, und nach Durchlesung des Ganzen trägt man einen Schatz von echter Poesie davon, so reich und kostbar wie sonst selten.

Die erste größere Hälfte nimmt ein Epos ein, betitelt „Tiark Allena". Wir erinnern uns eines Ausspruchs des Aesthetikers Vischer — ob wir ihn in seinen Werken gelesen oder aus seinen geistreichen Vorträgen von Tübingen her im Gedächtnisse haben, wissen wir nicht —, daß Voß, wenn er seiner „Luise" dieselbe Großartigkeit hätte verleihen wollen, welche Goethe's „Hermann und Dorothea" mit der französischen Revolution als Hintergrund darbietet, er zu dem hätte greifen müssen, was der Norddeutsche vor seinen Landsleuten voraushat, nämlich zur Zeichnung eines großartigen und bewegten, dem Leben am Meere entnommenen Hintergrundes. Dieser Gedanke hat auch unsern Dichter beseelt, und mit sehr glücklichem Griff erwählte er als Motiv seines Gedichts den Kampf des friesischen Bauern mit der Nordsee. Des Friesen Schanzen sind gewaltig, es sind die mächtigen Deiche, welche er dem Meere entgegenwirft. Aber das Meer ist ewig, und seine Deiche sind es nicht. Immer wieder reißt das feindliche Element die ungeheuern Bauten nieder und bricht verheerend in das Besitzthum des Bauern ein. Tiark Allena, der Held des Gedichts, ist ein Kämpfer, ein wackerer, stolzer, ausdauernder Kämpfer, der täglich dem Meere zuruft: „Ick will doch sehn, well Baas blivt, du oder ick!" Mit aller Kraft, mit dem Muthe des Stolzes, der gar nicht zu brechen ist, aber auch mit der berechnenden Klugheit des klaren Verstandes geht er in den Kampf. Seine Nachbarn betrachten ihn, den sie nicht verstehen, mit halb ängstlichem Blick und meiden ihn, und allerdings sind der düstere Trotz, mit dem er vorschreitet, und das wunderbare Glück, das er hat, geeignet, ihn in die Meinung zu

Digitized by Google

bringen, als gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Er führt auch oft genug den Namen des Teufels im Munde, geht nicht in die Kirche, aber seinen Sohn Otto, auf den er alle Hoffnung setzt, schickt er jeden Sonntag hinein. Dieser aber ist ein leichtsinniger Bursche, der lieber den Mädchen nachläuft, doch endlich, nach manchen Verhältnissen leichterer Art, ein Mädchen findet, das zwar arm und einfach ist, aber sein Herz und seinen wilden Muth bändigt. Vergebens aber bittet er um die Einwilligung des Vaters. Wie, der reiche, stolze Bauer, der nach langen Jahren des Kämpfens sich seinen Besitz vom Meere errungen hat, soll in die Mißheirath willigen? Nimmermehr! „Gehe hin", sagt er, „und suche dir ein reiches Mädchen aus der Nachbarschaft." Aber die Väter dieser Mädchen? Hier zuerst tritt das Düstere hervor, welches die Nähe des feindlichen Meeres so großartig schön als Rahmen um das ganze Gemälde hüllt. Keiner weiß, wie lange Tiark Allena sein Hab und Gut sein nennt; er ist keinen Tag sicher und über Nacht kann die heranbrausende Flut alles vernichten. Die Nachbarn wollen mit einem Manne, der so unsicher sein Haus gebaut hat, keine Gemeinschaft. Da schickt er den Sohn in die Stadt, dort zu wählen, und nicht lange währt es, so führt dieser auch eine Dame aus der verdorbenen feinen Welt in das Haus seines Vaters. An demselben Tage, wo die lustige Hochzeit im Hause Tiark's stattfindet, trägt man in der Stille die vor Gram hingewelkte verlassene Geliebte zu Grabe, und während die Orgel in der Kirche braust bei der Trauung, fallen außen in die Gruft die Erdschollen auf den Sarg der Unglücklichen. Die Gegensätze sind ganz vortrefflich gezeichnet. Der Dichter ruft der Orgel zu, sie solle nur lauter und lauter brausen, damit keiner den dumpfen Ton der auf den Sarg fallenden Erde vernehme. „Das verstimmt!" Noch schärfer sind die Gegensätze gezeichnet, welche sich bei dem Hochzeitsgelage zwischen den Städtern und den Landleuten entwickeln. Wie durch das ganze Gedicht, so zieht sich auch durch dieses Gemälde ein düsterer Faden. Trotz der ausgelassenen Festfreuden wird einem im Hause doch nicht wohl. Auch Okko drückt etwas und dem Tiark, der sich indessen nichts merken läßt, ist das Treiben nicht recht geheuer. Nur die Städter lassen es sich wohl sein und tanzen und singen; da kommt plötzlich die Schreckensbotschaft, daß der Deich durchgebrochen sei und die Flut heranstoße. Alles kommt entsetzt in Bewegung, die Städter, mit Ausnahme der jungen Frau, fliehen in aller Hast der Stadt zu, Tiark aber, der immer gefaßt ist, fährt mit seinem Sohne hinaus mit mehreren Wagen, deren Ladung den Durchbruch stopfen soll. Der Sohn fährt nahe an den Strom, um seinen Wagen auszuschütten, aber er fährt einen Schritt zu weit und Wagen und Fuhrmann sind verschwunden! Das ist ein Donnerschlag für den Alten. Vergebens ruft er in das Toben des Windes und des Meeres hinaus, er harrt bis zum Frühroth, aber — doch lassen wir den Dichter hier einmal selbst sprechen:

He hört dat Water bluhdern,
He hört de Winde weihn,
He hört de Klüten pieken,
He hört de Mewen schrein,
He hört in dusend Stimmen,
Wat temt und wewt wituut.
He hört sin egen Hartslag,
Von Okko nich en Luut.

As Koppelhunde stollern
Steenduup baldstärge Been!
He mug hör gruff befehlen,
Hör bidden up sin Knee'n:
Bringt mi min Kind! — Se targen
Hum man mit Bröh un Lurt.
Eik smit hüm vör sien Footen
En Drachter Spill un Wurt!

Un mit Gelachter flüchten
Se in hör leker Nut:
„Wat holl wi unse Fangsten.
Baas Tiark! Wahr du dien Diek
Stürst tuk Daar buten riden
Bittkorpde Jungens Wocht!
Kumm mit! — Daar's Okko Bruutbredt!"
Dat was de Hochtiednacht.

Mit schwerem Herzen wendet sich der Vater vom Meere ab, aber nur einen Augenblick ist sein Herz gedrückt, sein Gang schwer, dann erwacht der alte Trotz, und er geht mit festem Schritt nach Hause. Seinem umsichtigen, sichern Auftreten gelingt es, das Wasser abermals zurückzudrängen und die Deiche werden wieder aufgerichtet. Aber im Hause findet Tiark keine Ruhe mehr. Die junge Frau ist in die Stadt zurückgekehrt, er will sich die Ruhe auf Reisen wieder holen. Es würde zu weit führen, wollten wir ihn immer verfolgen, genug, er zieht von dannen, nachdem er sein Haus und Gut der Hut treuer Untergebenen anvertraut hat; er reist nach dem Süden, nach Neapel, nach der Schweiz, nirgends aber findet er die Heimat, und der Stolz der Schweizer, die in ganz vortrefflicher charakteristischer Zeichnung den friesischen Bauern gegenübergestellt werden, verleidet ihm die Reise vollends. Da denkt er an die Rückkehr. Jahre sind verflossen, aber sein Stolz ist ungebrochen, er zieht mit dem alten Friesentrotz im Herzen der Heimat zu. Da, als er vor seinem Hause steht, staunt er über die Veränderung, er kennt es kaum wieder. Er tritt näher: alles fremd, auch die Gesichter, die aus dem Fenster gucken, und an der Thür steht ein Soldat. Die Hannoveraner haben das Land inne und durch Machtspruch ist sein Haus einem Offizier gegeben. Nur ein Stübchen oben im Hause hat man ihm gelassen. Erst braust sein Zorn empor, als man ihm aber einen Brief gibt, der ihn über alles in Kenntniß setzt, da begibt er sich, finster und mit bitterer Miene sich der Macht fügend, in sein Zimmer. Nur eine Magd, die lange Jahre im Hause gelebt und ihm treu geblieben ist, mit der er auch vor Zeiten in einem intimern Verhältniß gestanden, ist noch im Hause geduldet; mit ihr, der einzigen Freundin, vereinigt er sich, und sie erzählt ihm den ganzen Hergang.

Als es Abend wird, geht Tiark hinaus an den

Digitized by Google

Deich. Er nimmt zuvor Abſchied von Maree und ſagt ihr düſter, er trete eine große Reiſe an. Sie ſcheint es wol ſo zu verſtehen, als ob er ſeinen Tod ſuchen wolle, und der Leſer wird es auch glauben. Da ruft ſie, als er ſchon fort iſt, dann ſolle er ſie mitnehmen, und ſie folgt ihm in die Nacht und das Unwetter hinaus zur Verwunderung der übrigen Hausbewohner. Noch ſtehen die Deiche, aber der Wind bläſt aus Norden und iſt feſt; wer weiß, was über Nacht geſchieht! Im Hauſe indeſſen iſt alles munter und froh. Der Dichter führt uns in das Zimmer des Geſindes, das ſich eifrig und ausgelaſſen unterhält und Pläne für die Zukunft macht. Ja, die Zukunft! Allmählich ſchlafen alle ein. Da plötzlich pocht es ans Fenſter und der dumpfe Schreckensruf tönt: die Flut hat die Deiche durchbrochen! Die Verwirrung und Angſt iſt entſetzlich, die feſte ſichere Hand Tiark's fehlt, dem Meere entgegenzukämpfen; der reiche Beſitz, Haus und Feld, wird Beute der Wogen, von ihnen verſchlungen. Von Tiark und Maree nirgends eine Spur; man hält ſie für ertrunken. Da kommt wiederum nach Jahren ein junger Matroſe. Das T. A. auf ſeinem Pfeifenkopf macht ein Mädchen aufmerkſam, ſie fragt ihn aus, und er erzählt, daß er drüben in der Neuen Welt einen Mann und deſſen Frau gefunden habe, beide aus Oſtfriesland. Er habe einen reichen Beſitz und es gehe ihm wohl. Von dem habe er die Pfeife; ſeinen Namen habe er nicht erfahren. So hat Tiark das Meer dennoch bezwungen! Es hat ihn auf ſeinem Rücken hinübertragen müſſen in das ferne Land, wo Tiark endlich Ruhe und Glück gefunden hat.

Das eine düſtige Skizze des warmen, großartigen Gedichts. Und nun die Form ſo lebendig, der Ausdruck ſo prägnant und ſchön, die ganze Darſtellung ſo plaſtiſch und anſchaulich, alles dabei einfach, klar und volksthümlich, das Ganze ſo vollendet, wie es nur aus Meiſterhand hervorgehen kann.

Nach Geiſt und Inhalt verwandt ſchließen ſich dieſem Gedichte aus der folgenden Sammlung kleinere Sachen, zunächſt zwei gleichfalls treffliche Schöpfungen an. Das eine iſt eine Ballade, „Könk Helgo's Dog", wol nach einer uns unbekannten ſchönen Sage von Helgoland gearbeitet. Des alten König Helgo's Auge hat die Kraft, das Schiff, welches es anſieht, in den Grund zu bohren. Alles hat er durch das Meer verloren, Frau und Kinder, nur ſeine Nichte iſt ihm geblieben als Troſt ſeines Alters. Da kommt ein fahrender Ritter und Sänger auf das Schloß, den innige Liebe mit der Nichte verbunden hat. In der Nacht entführt er ſie in einem Boot. Aber Helgo, durch den Geſang des Ritters von des Königs eigenen Schickſalen aufgeregt, findet auf dem Lager keine Ruhe. Er beſteigt den Thurm und ſieht hinab in die See. Da erblickt er ſeine Nichte im Boote mit dem Ritter, und ſein Blick verſenkt den Nachen und die Erſchreckten ins Meer. Am andern Morgen treiben die Leichen ans Ufer. Die Zeichnung dieſes düſtern Gemäldes iſt abermals vorzüglich und meiſterhaft und hinterläßt einen tiefen Eindruck in der Seele des Leſers. Faſt mehr aber noch „das Gedicht an die „Fro Herrenburger-Tuczeck", auf Norderney 1855 geſchrieben. Wir entſinnen uns kaum, außer bei Goethe je ein ſo herrliches Gelegenheitsgedicht geleſen zu haben, ſo großartig ſind die Bilder, ſo tief die Gedanken, ſo vollendet Ausdruck und Form!

Wir theilen noch von dieſem Gedichte den Gedankengang mit, damit ſich unſere Leſer einigermaßen einen Begriff von der Schönheit deſſelben machen können.

Hier auf unſerer Inſel, wenn der Nordwind ſauſt und die Wellen brauſen, ſind das unſere Harfen und Violinen. Doch ſingt auch wol das Meermädchen ſo lieblich, aber ohne Herz, und zieht den lüſternen Fiſcher ins naſſe Grab, daß Braut und Mutter um ihn weinen. Biſt du das Meermädchen, die uns bezaubert, und unſere Söhne, ja die ganze Inſel hinunterzieht? Und bleibſt du auch ſo kalt wie jene? Du haſt ja ein Lied für Hoch und Niedrig, aber haſt du auch bei all dem Ruhm, Prunk und Schein dir ein warmes Herz bewahrt? Haſt du für dich ſelbſt ein Lied? Und wenn dein Geſang uns tief ins Herz dringt, kommt er dann auch bei dir tiefer her als aus der Kehle? Rein? Dann dauerſt du mich! Komm her zu unſern Hütten und ſieh, wie hier noch Herz und Leben iſt, und komm zur See hinab, die ſpült alles rein, ſie klärt auch dein Auge wieder und glättet dir die Wangen. Komm, löſe das Haar, wirf Schminke und Puder beiſeite, und laß dich von dem Silberſchaum überperlen. Und ſingt dir dann die Strandluft um die Ohren und klingt dir deine eigene Muſik wieder aus Herzensgrund, dann biſt du geſund! Und wenn dir ſpäter im Binnenlande wieder Kränze auf deinen Pfad regnen, dann wirſt du unſer immer noch mit Liebe gedenken.

Welch liebliche, aus dem Herzen kommende, ins Herz dringende Gedanken, und wie ſchön zu einem Ganzen verbunden! Aber man muß ſelbſt leſen!

Es bleiben uns noch die übrigen einfachen, meiſt heitern Gedichte übrig. Wir können hier kurz ſein, da der Dichter in dieſer Beziehung ganz Groth gleicht und ihm auch durchaus nicht nachſteht. Die Liederchen ſind ebenſo meiſterhaft, ebenſo herzlich, einfach, voll idylliſchen Lebens, und alles von demſelben tiefen poetiſchen Geiſte getragen. Dahin gehört unter anderm „Wahlverſammlung", wo der Dichter für die heirathsluſtige Meiſe unter den Vögeln den Prediger, Küſter u. ſ. w. auswählen läßt. Jede Strophe hat einen Refrain, in dem wir alle die einzelnen berathenden Vogelſtimmen, jede in ihrem Charakter, wiederzuerkennen glauben.

Ueberhaupt gelingt dem Dichter die Anwendung von wiederkehrenden Wörtern und Zeilen ganz vorzüglich, und immer iſt ſie angemeſſen und natürlich. So in „Upgeſet't" und „Wat fück de Schwaalkes vertellen". Letzteres iſt ein inniges, warmes, ſüßes Bild; jede Strophe beginnt mit den ſchönklingenden Worten:

Schwaalkes, lew Schwaalkes,
Seggt, wat vertellt ji jo?

Sollen wir zum Schluß auch einen Tadel ausſprechen, ſo trifft er nicht den Dichter, ſondern den Herausgeber und Verleger, daß ſie nicht ein kurzgefaßtes Wörterverzeichniß beigegeben haben. Die Mundart enthält ſchon viel Holländiſches, von den übrigen plattdeutſchen Dialekten Abweichendes. Ließe ſich ein kleines Verzeichniß nicht noch nachträglich anfertigen, das neben dem Buch

Digitized by Google

gekauft werden könnte? Wir geben es zu bedenken, wie sehr das Buch gewinnen und wie der Absatz gesteigert würde.

Wir verweilten länger bei der Besprechung dieses Buchs. Man verzeihe es uns! Nicht nur, daß die herrliche Schöpfung es verdient, wir haben auch zum ersten und letzten mal diesen Dichter hier besprochen. Müller ist nicht mehr! Das Buch ist von dem Bruder des trefflichen Dichters herausgegeben, der, wie uns das kurze Vorwort benachrichtigt, im October 1856 gestorben ist. Die Gedichte entstanden „aus angeborener, bis ans Ende treu bewahrter Anhänglichkeit an das liebe Heimatland". Ja, er blieb seiner Heimat treu in warmer Liebe ergeben! Das glauben wir nicht nur dem Bruder, das schließen wir nicht nur aus dem warmen Gedichte „En Ostfreese": das ganze Buch ist ein beredtes Zeugniß. Müller war ein Plattdeutscher, und ganz besonders ein Ostfriese von ganzer Seele; er hatte die wahre Schätzung seiner Heimat, den echten Stolz des Norddeutschen. Aber nicht nur ein guter Plattdeutscher stand mit ihm, sondern ein Mann erfüllt mit einem Dichterherzen, das mehr als ein anderes bisher berufen war, die Ehre der plattdeutschen Sprache zu schützen und das Vorurtheil zu Schanden zu machen als sei nur der Süden Deutschlands an echten warmbefeelten Dichtern reich. Wehmüthig freilich ist der Gedanke, das Erste und Letzte von dem Dichter vor uns zu haben, es zu genießen und es ihm nicht danken zu können. Wir wiederholen es hier nochmals, Müller's Gedichte sind das Schönste, was in plattdeutscher Sprache je geschrieben ist.

Zwar ist es wahr: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas; aber es wird uns doch schwer, aus der gehobenen ernsten Stimmung uns plötzlich in die heitere Laune zu versetzen, welche erforderlich ist, um die nächsten beiden Bücher von Fritz Reuter gehörig zu würdigen. Reuter's „Läuschen un Riemels" sind ganz eigentlich gemacht für eine auserlesene Gesellschaft. Die Geschichten in der Sammlung sind alle ohne Ausnahme höchst ergötzlich, voll Leben und Bewegung und dabei so mannichfaltig, daß kaum ein Wunsch unbefriedigt bleiben möchte. Dazu ist auch die Darstellung sehr gelungen. Es sind manche alte bekannte Anekdoten darunter, die der Verfasser behandelt hat, vielleicht die wenigsten der Schnurren sind aus dem sonst erfindungsreichen Kopf des Verfassers entsprungen, aber ob wir auch den Inhalt schon kennen, der Ton und die Färbung des Ausdrucks, die einzeln eingeflochtenen und witzigen Ausschmückungen, die derbe und doch naive Entwickelung sind so ansprechend, daß wir immer neues Interesse an den Gedichten haben. Damit wollen wir nicht behaupten, daß es immer die höchste Poesie sei, die uns geboten wird: der Verfasser ist selbst bescheiden genug, im Vorwort nicht zu hohe Ansprüche zu machen, aber der Freund echten Humors wird vollen Vorrath finden. Besonders gelingt dem gewandten Verfasser die Messingsprache, das ist das wunderbare Gemisch von Hoch und Platt, was geborene, nicht sehr gebildete Plattdeutsche reden, wenn sie hochdeutsch sprechen wollen: eine Sprache, die höchstens in dem Hochdeutsch der Schwaben, freilich da auch unter Gebildeten, ein Seitenstück hat. Wir wünschen dem Buche, das bisher schon allgemein angesprochen — es erschien bereits in dritter Auflage —, von Herzen noch weitere Verbreitung und Theilnahme.

Aehnlich steht es mit der „Reis' nach Belligen" desselben Verfassers. Es ist ein höchst ergötzliches Buch immer interessant, voll sprudelnden Humors. Die Reise nach Belgien ist keine Reise dahin, denn obschon unsere Helden, ein paar mecklenburgische Bauern, mit ihren Söhnen die Reise beabsichtigten, so gerathen sie just in entgegengesetzte Richtung, nach Berlin und auf die schlesische Bahn. Von den Abenteuern unterwegs wollen wir nichts verrathen, nur so viel, daß es Geschichten zum Lachen sind und voll Erfindung.

---

13. Bilder aus Hamburgs Volksleben von H. Schacht. Hamburg, J. F. Richter 1855. 8. 15 Ngr.
14. De dree Jungfern un de dree Rathsherrn, oder dat groote Karkthoren-Knepp-Schüüten to Altena. Een plattdütsches Märchen. Neu erzählt und illustrirt von J. Lyser. Hamburg, Berendsohn. 1855. 8. 3 Ngr.
15. Reendorp. Plattdütsche Rymels von J. Krohn. Hamburg, Berendsohn. 1856. 8. 6 Ngr.
16. Gedichte in plattdeutscher Mundart von Gustav Jung aus den Priegnitz. Berlin, Wohlgemuth. 1855. Gr. 12. 15 Ngr.

Schacht's „Bilder aus Hamburgs Volksleben" bilden eine Sammlung der „besten" Beiträge des Verfassers für die hamburger „Reform", zum Theil in hochdeutscher, zum Theil in plattdeutscher Sprache. Die ersteren sind ziemlich nüchterne, aber gutgemeinte Bilder aus dem Arbeiterstande, die plattdeutschen Gedichte etwas formlos. Aber wir machen auch keine Ansprüche und wollen den Verfasser nicht fragen, was er eigentlich unter Vers und Reim verstehe und ob er wirklich glaube, daß „Name" und „Fahne", „gewandt" und „verfant" miteinander reimen, denn der Verfasser ist ohne höhere Bildung, aus dem Handwerkerstande, wie er in der vorangeschickten Selbstbiographie sagt. Auch glauben wir gern, daß die Sachen, die nur in Hamburg verstanden werden können, dort Interesse gefunden haben und verdienen; weitere Verbreitung werden sie aber nicht finden, weil sie Nichthamburgern unverständlich sind. Uebrigens ist das Buch in demokratischem Sinne verfaßt, und möchten wir dem Verfasser doch zu bedenken geben, ob er politisch von den Reformbewegungen auf politischem und religiösem Gebiete rechte Begriffe habe. Wir haben alle Achtung vor dem Handwerkerstande, wollen gern anerkennen, wenn ein Begabterer einmal sein Handwerkzeug mit der Feder vertauscht, aber er bleibe in seinen Schranken und wolle nicht über Dinge reden, deren Kenntniß ihm offenbar abgehen muß.

Von den „Dree Jungfern un dree Rathsherrn" von J. Lyser wollen wir nicht reden. Die paar Blätter enthalten ein fades Märchen, ziemlich fade wiedererzählt. Die drei in den Text gedruckten Illustrationen sind ohne allen Werth, ebenso die Titelblattzeichnung, wo oben um den Kirchthurmsknopf drei alte fratzenhafte Jungfern stehen, mit deren Kleidern der Wind spielt.

Digitized by Google

J. Krohn's „Neendörp" und Gustav Jung's „Gedichte in plattdeutscher Mundart" sind Beweise dafür, wohin es kommt, wenn unbegabte, nicht einmal formgewandte Menschen zu dichten anfangen. Beide Verfasser haben sicherlich gedacht, die plattdeutsche Sprache dichte für sie, denn selbst haben sie nichts Gescheidtes hervorgebracht. Krohn gibt zunächst eine langweilige geographische Schilderung des Wegs von Hamburg nach dem nahegelegenen Niendorf. Dann folgen die trivialsten Schilderungen von häuslichen Festen, Kindtaufen u. s. w., und dabei in der Form so stümperhaft, daß wir das dünne Buch wol zehnmal haben weglegen müssen, ehe wir es zu Ende brachten. Denn auch das Geistarme wie das Geistreiche und Tiefe läßt sich nur mit Unterbrechungen zwingen.

Gustav Jung bringt uns auf fast 200 engbedruckten Seiten auch nichts, was zu loben wäre. Es sind lauter Faseleien in der allertraurigsten Prosa, langweiliges Geschwätz ohne Form, geistlose Ausfälle gerade im entgegengesetzten Sinne als bei Schacht, nämlich gegen die demokratische Bewegung von 1848. Der Verfasser ist Preuße und fühlt sich als solcher. Immerhin! Aber wenn er nichts Besseres zu sagen wußte, hätte er das Reden ganz sein lassen sollen. Seine Gedichte enthalten gereimte Genealogien des preußischen Fürstenhauses, eine Vergleichung Christi und Friedrich Wilhelm's IV., politische Beurtheilungen der Bundestagssitzungen ohne Urtheil u. s. w. Es genügt, einige Gedichttitel anzuführen: „Die Nationalversammlung", „Von Gottes Gnaden", „Die Verfassung vom 5. December 1848", „Säbelregiment oder Pöbelregiment", „Die Steuerzahlung", „Das Zündnadelgewehr", „Die Sprengung des Rumpfparlaments" u. s. w. Und das alles in unserer lieben unschuldigen einfachen plattdeutschen Sprache. Wer die kennt, weiß, wie sehr sie geradebrecht werden mußte, um solche moderne Fragen zu besprechen. Wir glauben es dem Verfasser auch ohne seine Versicherung, daß er es herzlich gern sähe, wenn die Gedichte recht gefielen, ein Wunsch, den er in drei (!) Einleitungsgedichten und in einem Abschied immer mit denselben Gedanken oder vielmehr ohne Gedanken ausspricht; aber wenn er hofft, daß der Leser noch nach mehr „Hunger" bekommen möchte, so ist das doch verzweifelt naiv. Wir wenigstens danken für jedes etwa in Aussicht stehende Gericht, und hoffentlich jeder gesunde Leser mit uns.

Die Besprechung der letzten Bücher war unerquicklich. Wir hoffen in einem zweiten Artikel den Leser zu entschädigen.

Friedrich Dörr.

Neuere Forschungen über Indien.

Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle, von Philipp van Mökern. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. Gr. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Ein Werk über Ostindien, welches in der That das leistete, was der vorstehende Titel verspricht, wäre unter allen Verhältnissen, ganz besonders aber unter den gegenwärtigen, eine schätzbare Bereicherung der Literatur. Das britische Colonialreich in Ostindien ist von seinem ersten Entstehen an eine so eigenthümliche weltgeschichtliche Erscheinung gewesen, daß seine Gesammtentwickelung auch ohne die furchtbare Krisis, in welche es jetzt eingetreten und deren endliche Entscheidung dermalen noch gar nicht vorauszusehen ist, die gewissenhafteste Beachtung und das eingehendste Studium von seiten des theoretischen Politikers verdiente. Zu allem Unglücke war aber dieses wichtige Land bisher in jeder Beziehung von den Engländern monopolisirt und unter diesen Umständen der Natur der Sache nach für alle Nichtbriten auch wissenschaftlich beinahe unzugänglich. Für die Engländer waltete ein derartiges Hinderniß freilich nicht ob; allein diejenigen von ihnen, welche handgreiflich praktisch an den indischen Zuständen betheiligt waren, die ganze Schar der Civilbeamten, Militärs und Kaufleute, fanden einzig und allein in ihren Standes- oder Parteiinteressen den Standpunkt für die Auffassung, den Maßstab für die Beurtheilung und den leitenden Beweggrund für die Darstellung der indischen Verhältnisse, während die große Mehrzahl aller Uebrigen, die englische Regierung voran, für den eigentlichen Grund und die tiefere Bedeutung ihrer Entwickelung ohne Verständniß blieb. Bei dieser Lage der Dinge kann daher auch ihre Ueberraschung und Rathlosigkeit beim Ausbruche und der Verbreitung der gegenwärtigen Revolution nicht wunder nehmen. Auf die praktisch politische Wichtigkeit dieses Ereignisses einzugehen ist hier nicht der Ort; wohl aber darf im voraus auf den entscheidenden Einfluß hingewiesen werden, den dasselbe auf die Bearbeitung des einschlägigen Zweigs der Literatur ausüben wird. Ueber die Größe dieser Einwirkung in England selbst wagen wir keine Vermuthung aufzustellen; daß im Reiche Indien gar vieles faul gewesen ist, und daß man die dortigen Zustände bisher zum großen Theile gar nicht oder ganz falsch verstanden hat, wird wol für den Augenblick auch dem dickköpfigen John Bull einleuchten; wie lange aber dieser Eindruck vorhalten wird, das ist eine ganz andere Frage, auf die wir von der Zukunft kaum eine befriedigende Antwort erwarten, wenn wir bedenken, wie gründlich vorerwähnter John die im russischen Kriege so theuer erkauften Lehren bereits wieder in den Wind geschlagen hat. Dagegen läßt sich mit um so größerer Bestimmtheit voraussetzen, daß ein so wichtiges und trotz der bedauerlichen Erscheinungen, womit es verknüpft gewesen ist, so großartiges historisches Phänomen wie die gegenwärtige Rebellion sowol um seiner selbst willen als auch wegen des überraschenden Lichtes, das es auf seine eigenen Voraussetzungen wirft, außerhalb Englands und insbesondere in Deutschland, anregend und aufklärend auf die Bearbeitung dieser interessanten Partie der Specialgeschichte einwirken wird. Namentlich gilt dies von dem auf diesen Gegenstand bezüglichen großen historischen Werke unsers berühmten Orientalisten Neumann, das ohne allen Zweifel alles bisher auf gleichem Gebiete Geleistete weit hinter sich zurücklßt. *) Natürlich wird sich neben den wenigen Berufenen auch ein ganzer Schwarm Unberufener zu dieser Arbeit drängen; allein über dieses unvermeidliche Uebel tröstet die Erwägung, daß von nun an wenigstens die wahrhaft Berufenen nicht zurückbleiben werden.

Zu diesen Berufenen gehört nun aber der Verfasser des oben angezeigten Werks sicherlich nicht. Allerdings würde es eine ganz unbillige Zumuthung an ihn sein, daß gerade er das hätte vorauswissen sollen, was weisere Leute als er nicht geahnt haben. Das Vorwort des Buchs ist nämlich aus M. in Ostindien vom Jahre 1855 datirt, mithin das Buch selbst zu einer Zeit vollendet worden, wo die Festigkeit der britischen

*) Dieses inzwischen erschienene Werk: „Geschichte des englischen Reiches in Asien. Von Karl Friedrich Neumann", wird demnächst eine besondere Besprechung finden. D. Red.

Digitized by Google

Herrschaft in Ostindien bei fast allen und die Weisheit der Engländer bei der Erwerbung und Behauptung derselben bei der großen Masse derjenigen, welchen die englische Verfassung und Staatspraxis als das Urbild aller politischen Vollkommenheit erscheint, Gegenstand der Bewunderung war. Allein das Werk läßt dessenungeachtet in der Form, wie es uns vorliegt, unzweifelhaft erkennen, weß Geistes Kind der Verfasser ist. Derselbe hat augenscheinlich nicht die entfernteste Ahnung über die wissenschaftliche, politische und culturhistorische Bedeutung seines Gegenstandes, welchen allseitig zu umfassen und richtig zu behandeln ihm außerdem jede Fähigkeit abgeht. Er hat sich offenbar trotz seiner gegentheiligen Versicherung wenig oder gar nicht mit der hier einschlagenden Literatur beschäftigt, und dieser Umstand, welcher ihm die größte Vorsicht und Zurückhaltung hätte einschärfen sollen, hat ihn gerade mit einem Selbstvertrauen und einer Zuversichtlichkeit erfüllt, welche in der That ganz unverzeihlich wären, wenn ihn nicht seine ebenso gutmüthige wie unerklärliche Naivetät einigermaßen entschuldigte. Trotz seines hohen Alters hat er von den Anforderungen, welche das Publikum an den Schriftsteller überhaupt und namentlich an den wissenschaftlichen Schriftsteller mit Recht stellt, ebenso wenig einen Begriff wie eine sechzehnjährige englische Touristin, und demgemäß wird auch unser Urtheil ausfallen müssen. Es wäre einem gewissenhaften Recensenten, welcher zwei ziemlich umfangreiche Bände hindurch eitel leeres Stroh gedroschen hat, ohne ein einziges Körnlein zu finden, dessen Sonderung von Unkraut und Spreu nicht mindestens zehnmal so viel Mühe kostete, als es selbst werth ist, wahrlich nicht zu verargen, wenn ihm bei dieser Arbeit endlich die Geduld ausgegangen wäre; wer vermöchte aber in allem Ernste einem hohen Siebziger zu zürnen, der in diesem Alter sein Jugendwerk mit wahrhaft jungfräulicher Unschuld und Unbekanntschaft mit den einfachsten Anforderungen seines späterwählten Berufs veröffentlicht? Da indeß der Verfasser selbst, welcher über den Werth des von ihm Geleisteten in der ehrlichsten, aber auch wunderlichsten Selbsttäuschung befangen ist, jedenfalls eine nähere Begründung unsers so durchaus absprechenden Urtheils verlangen würde, so müssen wir wol, auf die Gefahr hin die Nachsicht unserer Leser, denen wir diesmal gar kein positives Resultat bieten können, auf eine ziemlich harte Probe zu stellen, einige Beweise für unsere Behauptungen beibringen. Glücklicherweise — oder unglücklicherweise — brauchen wir nicht lange danach zu suchen; sie sind zur Hand, wo wir immer die beiden Bände aufschlagen mögen.

Der Verfasser mit dem unhochdeutschen Namen hat, wie er in der Einleitung und an einigen Stellen im Zusammenhange des Werks versichert, die „Materialien" zu seiner Arbeit während eines mehr als funfzigjährigen Aufenthalts in Indien gesammelt. Er kam, wie es scheint, im Jahre 1802 als Militär unter das Commando und in die unmittelbare Nähe des Generals Wellesley, des nachherigen Herzogs von Wellington, der nach der Eroberung von Seringapatam im Kriege mit Tippo Saib vier Jahre lang Commandant dieser Festung und des ganzen Reichs Mysore war, von dem er aber aus eigener Erfahrung weiter nichts zu berichten weiß, als daß er einmal die Ehre gehabt habe, dem Lieblingsvergnügen desselben, der Jagd mit den von Tippo auf ihn übergegangenen Chetas, einer Art dazu abgerichteter Tiger oder vielmehr Panther auf Gazellen und Antilopen, beizuwohnen. Wie lange er Soldat gewesen, ist aus dem Buche weiter nicht zu ersehen; wir erfahren daraus nur, daß er später Kaufmann geworden ist und als solcher noch in Ostindien weilt. Er beabsichtigt darin „eine weniger gelehrte als anschauliche Darstellung, sowie eine unterhaltende Beschreibung dieses Landes und seiner Ereignisse, und hat es versucht, nicht wie die Herren Gelehrten Geschichte über entfernte Gegenden nach »literarischen« Quellen zu schreiben, oder in Büchern nach historischen Daten zu suchen, sondern an den Plätzen der Begebenheiten selbst, aus handschriftlichen Nachrichten und Traditionen der ältesten Europäer und Eingeborenen die Thatsachen und Materien zu sammeln und, unbekümmert um das, was vielleicht in Europa über Ostindien in gelehrten Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen niedergeschrieben wurde, so zu berichten, wie er es am Orte selbst erfahren und schriftlich oder mündlich bestätigt gefunden" hat. Die letztere Versicherung wird an mehr als einer Stelle wiederholt, obwol das Buch, sowie es uns vorliegt, nirgends das Gepräge unmittelbarer Anschauungen und Erlebnisse an sich trägt und in dieser Beziehung füglich ebenso gut auf einem londoner oder berliner Studierzimmer geschrieben sein könnte, wie am Ganges oder Nerbadda.

Von dem Vorwurfe der Gelehrsamkeit wird jeder Leser den Verfasser auf den ersten Blick freisprechen. Von seinen philosophischen Grundbegriffen können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir z. B. von „Kunstproductionen der ästhetischen Wissenschaften" lesen. Seine Unbekanntschaft mit der Universalgeschichte, deren Kenntniß doch die erste und unerläßlichste Bedingung für den Specialhistoriker ist, grenzt an das Unglaubliche. So stirbt z. B., um nur einige der größten Verstöße zu erwähnen, Alexander der Große im Jahre 330, Nebukadnezar ist König von Assyrien, im Jahre 639 herrscht in Aegypten der Calyph (sic) Amren (sic), im Jahre 1104 werden die griechischen Staaten durch die Anführer des vierten Kreuzzugs vertheilt, Philipp II. von Spanien lebt noch im 17. Jahrhundert, und Hyder-Ali soll 1718 geboren und bei seinem Tode 1782 80 Jahre alt gewesen sein! In einzelnen Fällen gleicht die Darstellung einer Reihe aus der allgemeinen Weltgeschichte als bekannt vorauszusetzender Ereignisse geradezu einer Travestie, die einem mittelalterlichen Weltchronisten alle Ehre machen würde. Aus den nationalökonomischen Ansichten des Verfassers haben wir beim besten Willen nicht klug zu werden vermocht, und was seine geographischen, ethnographischen und politischen Kenntnisse auf seinem selbsterwählten, speciell von ihm behandelten Gebiete betrifft, so dürfte es genügen, wenn wir beispielsweise erwähnen, daß er die Breite der Insel Ceylon durch eine Linie von Colombo nach Trincenomale bestimmt, daß die Meerenge an der Südwestspitze Arabiens bei ihm hartnäckig „Babelmandal" heißt (wofern dies nicht der Corrector auf dem Gewissen hat), daß seiner Behauptung zufolge die Mundart der Cingalesen keine Aehnlichkeit mit irgendeiner der auf dem Festlande von Indien gesprochenen Sprachen hat, und daß die oberste Behörde der ostindischen Angelegenheiten, das Controlamt (Board of Control), durchgängig den Namen „Centralbureau" erhält. Seine religionsgeschichtlichen Ansichten, namentlich über das Verhältniß zwischen Brahmanismus und Buddhismus, sind jedenfalls mehr originell als richtig, und um (wir wollen, um dem seelenguten Manne kein Unrecht zu thun, nicht sagen seine sittlichen Grundsätze) seine Fähigkeit des Generalisirens und Charakterisirens zu kennzeichnen, erlauben wir uns folgende Stelle aus seiner Lebensskizze des Generals Benoit de Boigne anzuführen, worin es unter anderm heißt: „Der Ehrgeiz ist die Triebfeder aller ungewöhnlichen Carrièren talentvoller Menschen und de Boigne besaß denselben in einem hohen Grade; sein ganzes Leben war eine Reihe ehrgeiziger Pläne gewesen, sein Geist strebte immer nach den glänzenden Höhen des Glücks, und jede Stufe, die er erklimmte, war ein Sporn, um mit kühner Beharrlichkeit auf seiner Bahn fortzuschreiten. Das aber gehört dazu, um es zu etwas Außergewöhnlichem zu bringen, diesen Ehrgeiz begreift das engherzige deutsche Philisterthum nicht, der Orientale, der Südländer weiß ihn richtiger zu würdigen." Wir deutschen Philister wollen uns das gesagt sein lassen; wo so viel Dichter und Philosophen sich um die Einbürgerung indischer Weisheit unter uns beeifern, kann es ja gar nichts schaden, wenn auch der Verfasser sein Scherflein aus dem fernen Osten zu diesem Werke mit beiträgt, zumal da seine Theorie diejenige seiner Mitarbeiter heilsam zu neutralisiren geeignet sein dürfte.

Daß der Verfasser sich mit dem Gedanken schmeichelt, selbständig nachgeforscht, neue Thatsachen entdeckt und etwas Ori-

Digitized by Google

gineller geleistet zu haben, muß zwar jedem Leser, welcher mit der auf seinen Gegenstand bezüglichen Literatur nicht ganz unvertraut ist, wunderlich genug erscheinen, erklärt sich aber nichtsdestoweniger aus den Umständen zur Genüge. Er meint es offenbar mit dieser Einbildung ganz ehrlich. Wer 50 Jahre lang in Indien gelebt hat und „auf dessen Festlande wie Inseln überall gewesen" ist, der glaubt das Land und seine Bewohner natürlich aus dem Grunde zu kennen, ist sich einer lebendigen Anschauung aller Verhältnisse desselben bewußt und vermißt sehr leicht in den Schilderungen oder historischen Darstellungen anderer die feinere lokale Färbung, welche seine eigene Phantasie aus dem Schatze des selbst Erfahrenen und Erlebten hinzuthut. Wie unter solchen Umständen gerade eine verhältnißmäßig große Unbekanntschaft mit den Fortschritten und dem jeweiligen Standpunkte der Wissenschaft dazu verführen kann, sich über die Zulänglichkeit seiner eigenen Fähigkeiten und den Werth seiner eigenen Leistungen zu täuschen, liegt auf der Hand; der gute Wille gilt für den Erfolg, die Größe der vielleicht ganz nutzlosen Bemühungen läßt die Unbedeutendheit der erzielten Resultate völlig übersehen und der vielleicht nicht unbeträchtliche Reichthum an mehr oder minder klaren Anschauungen über den Gegenstand erlegt und ersetzt den richtigen Urtheile des unerfahrenen Schriftstellers den gänzlichen Mangel an Kritik, wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffs und Darstellungsgabe. Daß der Verfasser wirklich seiner Behauptung zufolge überall an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt und Erkundigungen eingezogen hat, wollen wir ihm also recht gern glauben; auf der andern Seite steht aber auch so viel fest, daß dieser lobenswerthe Eifer in dem ganzen Buche so gut wie gar keine Spuren hinterlassen hat. Die Ungenauigkeit, Farblosigkeit und Zerfahrenheit übersteigt alle Begriffe; kein Compendium konnte trockener, keine Skizzensammlung eines Touristen dürftiger sein. Und wo wir es thun im Gegentheil Dank wissen würden, wenn er lokalen Angewohnheiten entsagt und den wenigstens von der deutschen Wissenschaft eröffneten richtigern Weg betreten hätte, thut er sich gerade darauf etwas zugute, dem bisherigen Schlendrian treu geblieben zu sein. Dies gilt namentlich von der Schreibweise indischer Namen, wo ein deutscher Schriftsteller unter allen Umständen die durch die Reinheit der Laute in seiner Muttersprache so glücklich ermöglichte vollkommenere Darstellung der indischen Idiome an Stelle der unsinnigen englischen Schreibweise hätte in Anwendung bringen (wie dies z. B. Petermann auf seiner neuesten Karte von Vorderindien gethan hat), am allerwenigsten hätte die durch die neuere indische Philologie ein für allemal als richtig festgestellten Formen einem unberechtigten Usus aufopfern sollen. Freilich scheint Hr. von Mékern von Männern wie Bopp, Burnouf und Lassen niemals ein Wort gehört zu haben.

Das Buch versprach auf dem Titel weit mehr, als es leistet. Vor allen Dingen ist zu bemerken, daß unter Ostindien hier im Grunde genommen nur Vorderindien mit Ceylon zu verstehen ist; die Geschichte des Archipels wird nur gelegentlich mit herbeigezogen, und was die Zustände von Hinterindien betrifft, so werden diese lediglich in einem kurzen Kapitel über die Birmanen behandelt. Geographische, topographische und ethnographische Schilderungen, die man nach der eigenen Ankündigung des Verfassers zu erwarten berechtigt wäre, bietet das Werk nicht einmal in dem Umfange, in welchem sie zum Verständniß der geschichtlichen Thatsachen erforderlich wären. Soweit dasselbe einen einheitlichen Charakter hat, ist es eine geschichtliche Darstellung Vorderindiens nach seiner politischen und commerciellen Beziehung bis zur Beendigung des Mahrattenkriegs im Jahre 1803. Als solche betrachtet, erfüllt es, ganz abgesehen von allen höhern Gesichtspunkten, nicht nur nicht die einfachsten Anforderungen an eine klare und zusammenhängende pragmatische Geschichtserzählung, sondern es beobachtet nicht einmal das Elementargesetz der zeitlichen Aufeinanderfolge. Im ersten Bande mag es in dieser Beziehung noch gehen; bis zur Erwerbung von Bombay und Gründung von Madras kommen wir, wenn auch nicht gerade auf ergötzliche, so doch auf stetige Weise vorwärts, sodann aber folgen vier den historischen Fortschritt unterbrechende Kapitel über den Hindu und sein Leben, die Maharattenregierung in Hindostan, die Muselmanen in Hindostan, die Sikhs und im Anfange des zweiten Bandes noch zwei Kapitel über die Birmanen und die Malayen und Bewohner der Maldivischen Inseln; trotz des scheinbaren Zusammenhangs lauter voneinander, oberflächliche, uninteressante Skizzen ohne Ausbeute für die Völkerkunde. Hierauf folgt eine Charakterschilderung Hyder-Ali's und seines Sohnes Tippo Saib, obgleich die Geschichte des Reichs Mysore seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts erst im nächsten Kapitel abgehandelt wird. Um dem Grunstab der bunten Reihe nicht untreu zu werden, folgt nun eine Skizze von Ceylon, worauf die Franzosen in Ostindien erschienen, Hyder-Ali und Tippo Saib sich zum zweiten male einstellen, und zuletzt, um der Confusion die Krone aufzusetzen, die Geschichte der Maharatten wegen der vielen in der ersten Darstellung gelassenen Lücken aufs neue von vorn begonnen wird, um das Ganze mit der Belagerung Hokkar's und Scindiah's im Jahre 1803 zu einem Abschluß bringen zu können. Daß wir von der System- und Zusammenhangslosigkeit des Ganzen gesagt haben, daß gilt nicht minder vom Einzelnen: überall dieselbe Unordnung, Unklarheit und Zerfahrenheit. In den letzten acht Kapiteln ist auch nicht mehr die entfernteste Andeutung von einem Plane erkichtlich; hier ist sich allen in Wohlgefallen auf. Zuerst erhalten wir eine gedrängte Lebensschilderung zweier militärischer Abenteurer in Indien, Bilder aus dem ostindischen Zagdleben, eine Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten bei der Vermählung des Sohnes eines Nabob von Oude (die wir uns vor längerer Zeit schon anderswo, wenn wir nicht irren im „Ausland", gelesen zu haben erinnern), eine Darstellung des Verfahrens der englisch-ostindischen Regierung beim Tode des Nabob von Carnatik im Jahre 1801 und die Geschichte eines andern europäischen Glücksritters in Ostindien, Namens George Thomas. Hier ist Ostindien wenigstens der Schauplatz der geschilderten Thatsachen, obgleich dieselben augenscheinlich nur deshalb erzählt sind, um den Band anzuschwellen; allein bei den letzten drei Kapiteln: „Der Kaiser von China im Jahre 1799 und die chinesische Rechtspflege", „Eine Prinzessin von Neuseeland in Indien" und „Ein Stiefbrüchiger", fehlt uns selbst dieser ärmliche Vorwand. Hier ist reiner Buchmacherei! Freilich teilt in diesem ganzen Buche die Plan- und Zwecklosigkeit um so deutlicher zu Tage, je bedauerlicher, abgesehen von den übrigen Formfehlern, unsere liebe deutsche Sprache darin mißhandelt wird. Daß jemand, der vielleicht zu keiner Zeit recht im Hochdeutschen zu Hause gewesen ist, nach einem dreiundfunfzigjährigen Aufenthalte in Ostindien mit unserer Grammatik nicht ganz mehr auf du und du steht, ist am Ende erklärlich; räthselhaft aber ist es, wie der Herausgeber das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt hat veröffentlichen können.

Der Verfasser sagt am Schlusse seines Vorworts: „Uebrigens habe ich aus eigener Beobachtung noch eine Schilderung der Ereignisse neuester Zeiten niedergeschrieben, und um der Freimüthigkeit des Urtheils meine persönliche Ruhe als Greis nicht zu opfern, werde ich diese Fortsetzung einst der Oeffentlichkeit übergeben, wenn meine vorliegende Schrift nicht zu unsinnig aufgenommen werden und ich entweder noch vielleicht mögliche Rückkehr nach der europäischen Heimat ausführen oder durch mein Ableben das Manuscript den Händen eines Freundes überlassen sollte." Wir werden dem Verfasser für die Mittheilung wirklicher eigener Lebenserfahrungen jedenfalls dankbar sein, wenn sie nur von irgendeinem allgemeinen Interesse sind; aber ein Vergleich zwischen den in gegenwärtigem Werke angezogen und erfüllten Erwartungen gestattet uns kaum, epochemachende Enthüllungen von ihm zu

Digitized by Google

hoffen, und da bei etwaigen Enthüllungen dieser Art schwerlich viel auf seine persönliche Autorität ankommen würde, so ist nicht recht abzusehen, weshalb er dieselben nur unter seinem Namen veröffentlichen zu dürfen glaubt. 7.

Neue Romane.

1. Politische Irrgänge des Aloisius Schnapp. Von H. J. C. Zwei Theile. Berlin, O. Janke. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Schloß Krakau und das letzte Turnier. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von W. Bachmann, Verfasser des Romans: Der Fürst „Mein Liebchen" u. s. w. Zwei Bände. Mit einem Brustbilde. Berlin, Decker. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen. Drei Bände. Gotha, Scheube. 1857. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Entwickelungsgang der socialen Cultur, ist in einer illustren Rede von neuerm Datum gesagt worden, gleicht dem Marsche einer Armee. Die Siege eines Heeres wie diejenigen der Civilisation werden nicht ohne Geld- und Menschenopfer gewonnen. Die schnellen Wege, welche die Verbindung erleichtern und dem Handel neue Straßen öffnen, haben die pariser Senateurs und Deputirten gehört, verändern den Stand der Interessen und werfen die Gegenden zurück, die deren noch entbehren; die nützlichen Maschinen, welche die menschliche Arbeit vervielfältigen, ersetzen sie zumächst und lassen momentan viele Arme unbeschäftigt; die unerschöpfliche Quelle des Reichthums, welche man Credit nennt, zeigt Wunder und dennoch zieht das Uebermaß der Speculation gar manchen Ruin des Einzelnen nach sich. Wenn man will, läßt sich eine ganz analoge Erscheinung in dem genetischen Entwickelungsproceß der Kunst und Wissenschaft beobachten und verfolgen. Auch hier werden die Schlachten geschlagen und die Feldzüge gemacht nicht ohne Verluste und Opfer. Damit das Gute und Tüchtige, das Bessere und Gediegenere sich Bahn breche, muß es des Eiteln und Halben, des Nichtigen und Flunkernden gehen, gleichwie zu dem Lichte der Schatten gehört. Diese halben und flunkernden Einzelsproducte sind die Opfer und der Einsatz, um welchen der Fortschritt erkauft wird. Eben deshalb sollte man des Aufsehens nicht so viel machen, sollte man weniger enthusiastisch, weniger lebhaft in der Declamation wider die Zunft der handwerksmäßigen Bücherschmiede sein, als dies insgemein der Fall zu sein pflegt. Der Beruf eines Bücherschmiedes ist in dem Entwickelungsstadium, in dem sich heute die Gesellschaft befindet, ein ebenso nothwendiger als der eines Huf- oder Zeugschmieds, und es läßt sich nicht absehen, weshalb er in der allgemeinen Achtung tiefer stehen sollte, als diese seine Collegen, aufgenommen vielleicht aus dem einen Grunde, daß die letztern, welche für Thiere oder todte Gegenstände in Eisen arbeiten, ein vollständig zweckentsprechendes Werk liefern, während der erstere, der für die Bedürfnisse des menschlichen Geistes und der Seele in Gedanken und Gefühlen arbeitet, ein Werk liefert, welches seinem Zwecke nur unvollständig entspricht.

Noch ein zweiter Grund wäre zu erwähnen, der heute den Kritiker bestimmen kann, maßvoll und zurückhaltend in dem Tadel der inferioren Mediocrität zu sein. Ein Kritiker, dem sein Ruf werth, muß auch den Anschein vermeiden, als gehöre er zu jener morosen Secte von Neuesternen, welche systematisch und principiell an der Negation ihre Freude haben, deren sneuerâne Willkür sich mit der Prätension der Infallibilität auf die kritischen Hochmeistersstühle enthronisirt hat und die über die geistige Production herfallen wie der Indianer mit dem Scalpirmesser über den Schädel des erlegten Gegners. Dieses Verfahren, welches, jeder höflichen Courtoisie des Herzens bar und ledig, für Bestrebungen, die an sich ganz achtungswerth, obwol ihnen vorerst noch die Reife der Vollendung abgeht, nichts hat als äzenden Hohn und niederschlagende Mittel, verdient den ernsten Tadel aller ernsten Männer heraus; diese Kritik, deren Bekenner leider zahlreich genug geworden, erreicht durch ihre Methode nichts, als einem Herzen, welches froh und naiv dem Ideal entgegenschwellt, seine Freude und Zuversicht, vielleicht aber auch der Zukunft eine bedeutsame Kraft und eine wirklich reife Frucht zu rauben. Als vor einem Jahrhundert die kritische Gottesgeißel von Leipzig ihr Scepter schwang, damals schrieb Pyra seine Abhandlung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten; es wäre ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen und gleichzeitig ein Werk, das vor Gott und Menschen wohlgefällig, wenn uns heute jemand mit einer Abhandlung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der impudenten und pietätlosen Recensenten beschenkte.

Damit ist nicht gesagt, als wollten wir der Kritik das Recht verkümmern, das Schlechte schlecht nennen zu dürfen, nicht gefordert, die Kritik solle sich zur Reclame erniedrigen und verfeichtigen. Ihr Richteramt übe die Kritik immerhin mit Strenge, aber die Sentenz werde gefällt im steten Hinblick auf das Bild der Themis, der Tadel und die Strafe mit blinder Hand verhängt, die Kritik sei nicht Prügelknabe!

Die eben vorgetragenen Erwägungen und Anschauungen kommen dem ersten der drei Romane, die wir genannt haben, zugute. Die „Politischen Irrgänge" rangiren entschieden in die Kategorie der literarischen Fortschrittsopfer, um den einmal gewählten Ausdruck beizubehalten; wenn wir uns beschieden, das Buch als ein sehr alltägliches Leipzigdistheterkonfutter zu bezeichnen, wenn wir den summarischen Tadel nicht schärfer formulirten, so geschieht dies lediglich aus dem angedeuteten Beweggrunde. Wir halten den anonymen Verfasser für einen der Commis oder Gymnasiasten, denen Buchführung und Correspondenz oder lateinisches Exercitium und griechische Grammatik ein abschreckender Greuel, die aber dafür beim trüben Schimmer der Spiritusflamme des literarischen Vorher und Nachherlernens Unsterblichkeit träumen. Die Träume wären schon zu gestatten, nur traurig, wenn man verurtheilt ist, mehrere Stunden zu vertrödeln, um die Bekanntschaft mit dem Verwirklichungsversuch der Illusionen zu machen. Und vertrödelt, das läßt sich nicht leugnen, haben wir die Zeit mit der Lectüre dieses anonymen Romans. Er genügt ebenso wenig nach seinem Inhalt, wie nach seiner Form. Jener bekundet das absolute Fernsein dichterischer Erfindungs- und Gestaltungskraft; die Composition entbehrt der Ineinanderarbeitung und Verschmelzung; nicht einmal die Sprache ist glatt und rein.

Nach der ursprünglichen Anlage ist der Roman das autobiographische Memoire eines Mannes sein, den in der Stellung als Offizier, dann als Schriftsteller, als Diplomaten, als Hofbeamten und schließlich als Allerweltsbummler eine Reihe bunter und wechselvoller Schicksalsfügungen traf. Die Einkleidung ist nicht übel; die ersten paar Seiten haben einen humoristischen Anstrich, der etwas verspricht. Aber wie sehr wird man gleich im Nächsten enttäuscht! Nicht ohne Geschick und Laune hebt die Schilderung mit der Skizzirung der Leiden eines Redacteurs an, wie ihn jeden Augenblick zudringliche und überflüssige Besuche stören und in der Arbeit unterbrechen, wie er es niemand zu Gunst und Gefallen machen kann, er mag die Dinge angreifen und einrichten wie er wolle, wie man ihn mit Zuschriften, Anfragen, Rathschlägen, Anerbietungen, Forderungen und Bitten bestürmt. Bei einem solchen vielfach beanspruchten Redacteur erscheint eines Tags ein Individuum in mehr als verdächtigem Aufzuge und von mehr als verdächtigen Manieren, Aloisius Schnapp, der Held des Romans. Ich glaube, dieser Figur hat Rariß Rameau als Porträt gesessen; schade, daß die Copie nichts als Verzerrung und Fratze. Die sittliche Verkommenheit in ihrer eigenthümlichen Bedeutung mit geistiger Gewandtheit und Schärfe, die Mischung von ethischer Depravation und satirischem Humor, wie sie Brachvogel mit glücklichem Instinct getroffen, bietet in

Digitized by Google

ihrer Zeichnung nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten; ein Strich zu viel und das Bild wird plump und gemein. Man lese die Art und Weise, wie Aloisius Schnapp sich bei dem Redacteur Jonathan Freihold vorstellt; man wird dieser Zeichnung, eben weil sie zu grell colorirt, kein Interesse abgewinnen können. Die weitere Entwicklung des Romans wird in der Weise bewirkt, daß der Redacteur an dem verbauten Gesellen an theilweises Gefallen findet, ihm, wie Quinault dem Narciß, Quartier in der eigenen Wohnung anweist, und die Geschichte seiner Vergangenheit aus ihm herauslockt. Aloisius zeichnet seine Abenteuer auf. Das Manuscript ist ein interest, bunten, unkünstlerischen Gemengsel, das in keiner Weise Ihrsinnahme für den Helden oder Achtung vor dem schriftstellerischen Talent des Autors zu erregen vermag. Nirgends werden uns wirkliche Menschen und wirkliche Scenen vorgeführt, nur Schemen und Situationen, die unmöglich und unnatürlich. Ein forciertes Schaufpement der Declamation, ein rhetorisches Stelzengerüst soll vermuthlich für die Mängel entschädigen. Die Armseligkeit der Erfindung springt mit Evidenz in das Auge. Meistens wird mit fremdem Kalbe gepflügt; Sue's Angriffsapparat aus dem „Ewigen Juden" wider den Jesuitenorden ist unter andern mit seltenem Ungeschick noch einmal in Thätigkeit gesetzt.

In der Mitte des zweiten Theils endet die Autobiographie des Aloisius. Die folgenden Bogen füllt der Verfasser, indem er selbst den fernern Lebenslauf seines Helden mittheilt. Aloisius wird nach Amerika spedirt, um dort Farmer zu werden. Er hört auf, Mittelpunkt der Erzählung zu sein, wir verlieren ihn so ziemlich aus dem Gesicht, wir machen die Bekanntschaft mit Indianern, welche die Raiveté und Ursprünglichkeit ihrer Anschauung und Lebensart dadurch bethätigen, daß sie nach schlechtverdauten Grundsätzen Hegel'scher Philosophie reflectiren, ein neues Liebespaar dringt sich mit seinem Schicksal in den Vordergrund, wir wohnen dem Verathungsfeuer der Söhne des Waldes bei, ein schwarzer Bösewicht, wie er in den Ritter- und Räuberdramen einer abgelaufenen Culturperiode umherzuspuken pflegt, treibt sein Unwesen, stellt seine Entführungs- und Mordversuche an; jach und plötzlich, ich und unvermittelt schließt der Roman mit dem Bericht, der Pfeil eines fliehenden Indianers habe dem Leben des Aloisius ein Ende gemacht. Uns dünkt, die Species der dürren, schalen und widerwärtigen Romanprosa, welche sich in einer ideenlosen, materialistischen Stoffsichtheit gefällt, ist in unsern Leihbibliotheken sattsam vertreten, sattsam und genug; es bedarf keiner weitern Zufuhr in diesen Genre. Mit welchem Rechte übrigens der Verfasser seine Arbeit „politische" Angänge überschreibt, sind wir außer Stande zu ergründen; der Titel soll wol kaum etwas anderes sein, als das Aushängeschild und der schreiende Arlequin vor einer Seiltänzer-Gaukelbude.

Von durchaus anderer Beschaffenheit ist der zweite der Romane, die uns zur Besprechung zugefallen sind. Was uns sympathetisch zu dieser Dichtung hinzieht, ist vor allem der Takt und weltmännische Blick, die Feinheit und Freiheit einer ästhetikratischen Weltanschauung, ferner der scharfe, lebendige Sinn für historische Größe, die Innerlichkeit und Tiefe des Gefühls, die Gesundheit endlich des sittlichen Urtheils: Eigenschaften und Vorzüge, von denen jedes Kapitel beweist, in wie hohem Grade sie dem Autor zu eigen sind. Der Roman entlehnt seinen Vorwurf der polnischen Geschichte; er baut sich auf Ereignisse auf, welche in die Regierungsgeschichte von Heinrich Valois und Stephan Báthory fallen. Den Kern der Fabel bildet das Leben von Samuel Zborowski, einem jüngern Sohne aus diesem edeln und mächtigen Magnatengeschlechte. Sein Vater will ihn mit einer Prinzessin vermählen, die nicht nur jung und morgenschön, die auch die reichste Erbin des Königreichs. Samuel verschmäht ein Glück, nach dem tausend andere lüstern; er liebt die Prinzessin nicht und einer Conventionsheirath widerstrebt sein unabhängiger Sinn. Als der Vater ihn zwingen will, sieht er zu den Zaporogern, den wilden Kosacken der Ukraine. Der jugendliche Abenteurer tritt als gemeiner Soldat in die Genossenschaft der wild verwegenen Reiterschaaren, von nach kurzer Frist zu deren Attaman gewählt zu werden. Der heroalerische Adel der Gesinnung und die unvergleichliche Tapferkeit, welche den Söhnen der Wüste imponirt, tragen Samuel die Würde ein. Die Steppe hallt wider von seinen Thaten. Sein Geleit suchen alle Reisenden, seinen Schutz gegen streifende Wegelagerer und Buschklepper sucht auch die Fürstin von Khätien, eine nahe Anverwandte des Fürsten Stephan Báthory, welche in Gesellschaft der Nichte des letztern, der Prinzessin Griseldis, ein Gelübde erfüllt hat und nach Schloß Kumiswar, der Residenz des Herrschers von Siebenbürgen, zurückkehren will. Samuel selbst geleitet die Damen; mannichfache Abenteuer bezeichnen die Reise. Der Ritter verliert auf derselben sein Herz an Griseldis. Eine seltene, vollendete Kunst ist von dem Verfasser bei der Schilderung von dem Erwachen und Anwachsen der Leidenschaft entwickelt worden. Man erhält ein ebenbürtiges Seitenstück zu Scott's Erzählung von dem Geleit, welches Quentin Durward der Prinzessin Isabella von Croy gibt. Unser Roman ist reich an vielen Schönen und Gelungenen; sie das Gelungenste unter dem Schönen hatte ich diese Partie. Der Zauber einer edlen Poesie nimmt uns hier gefangen; wir werden fortgerissen, getragen, entzückt durch den zarten Duft, der über diese Schilderung ausgegossen. Das Ziel der Reise ist erreicht; Samuel begibt sich zum Turnier, das König Heinrich nach Krakau ausgeschrieben. Die Darstellung des letztern tuft uns hinderungen in das Gedächtniß, das Turnier im „Schönen Mädchen von Perth". Samuel ist Sieger, aber der Tag ihm sonst nicht günstig. Er geräth in Streit und tödtet einen andern Magnaten. Die Strafe der Verbannung trifft ihn. Stephan Báthory gewährt ihm ein gastlich Asyl. Mittlerweile verbraucht Karl IX. und König Heinrich flieht nach Paris. Der Thron der Republik Polen steht erledigt. Wahlstreitigkeiten zerrütten den Staat. Die Partei der Zborowski gibt den Ausschlag; die Brüder des Verbannten entscheiden sich für Stephan Báthory, in der Hoffnung, der Fürst von Siebenbürgen werde alsdann in die Verbindung Samuel's mit Griseldis willigen, der er sich dahin abgeneigt gewesen. Ihre Hoffnung täuscht sie. Stephan wird König, aber Samuel nicht der Gatte der Griseldis, ja nicht einmal aus der Verbannung zurückgerufen. Der Günstling des Königs, sein Kanzler Zamojski, erhält die Hand der Prinzessin. Die Zborowski stiften eine Verschwörung; Samuel ist in dieselbe verwickelt; ein falscher Freund verräth ihn; die Sentenz wird an ihm vollzogen; sein Haupt fällt auf dem Henkerblock.

Die dürftige Inhaltsrelation soll nicht die Lectüre des interessanten Buchs ersetzen, soll vielmehr zu derselben anregen. Wir haben lebhafte Anerkennung und lebhaften Dank für die Mühe des talentvollen Dichters. Nicht eine Reihenfolge von Abenteuern und Ereignissen führt er uns im bunten Wechsel vor; durch alle diese Bilder, welche vor unserm Blick aufgerollt werden, zieht sich der sittliche Grundgedanke, wie Nachdenken, Erfahrung und der Glaube lehren, daß der bitterste Leidensbecher nur der ist, welchen sich der Mensch selbst reicht, und daß alle Uebel, welche die Natur über ihn verhängt, auch den lindernden Balsam in sich haben, der sie tragen hilft und und mit dem aufsöhnt, der sie gesendet. Dabei drängt sich die Reflexion, sowol von jeder prosaischen Didaktik, niemals störend oder gewaltsam in den Vordergrund; sie gibt sich an geeigneter Stelle natürlich und ungezwungen. Unter diese geistvollen Digressionen dürfte namentlich die Skizze im vierten Kapitel des zweiten Bandes zur Physiognomie der modernen Gesellschaft beachtungswerth sein; sie enthält Anklänge an Carlyle, dem auch die Erwähnung Gurk's, des Lieblingen Heinrich's, mit dem messingenen Halsbande entnommen worden. Eine besondere Kunst ist auf die anschauliche Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse verwandt. Sowol der Ton der Zeit als die Lokalfarben sind gut getroffen. Mitunter verleiht ein gewisser humoristischer Zug den Schilderungen erhöhten Reiz.

Digitized by Google

Man nehme z. B. den Monolog Ezechiel's im dritten Kapitel des ersten Buches. Die Zaporoger haben aus Schloß Kalnik ihren Tribut geholt. Der Sohn des Schloßherrn beschließt, ihnen das Geld mit den Waffen in der Hand auf offener Landstraße wieder abzunehmen. Zu dem Raube, der ihm als eine ganz ritterliche That erscheint und den er in der Form eines Duells bewirkt, bestimmt er sich durch das folgende Selbstgespräch:

„Es ist doch eine wunderbare Einrichtung dieser Welt, daß so viele so wenig haben und doch auskommen müssen, und so wenige so viel haben und doch nicht auskommen können. Mein Vater geht offenbar zu weit, wenn er nur des Herrn Vortheil im Auge hat und nicht auch an sich denkt. Auf diese Weise verkümmern wir beide, und was nutzt mir endlich sogar eine Erbschaft aus Spanschengen? Wir werden uns daher schon selbst helfen müssen. Und dazu bietet sich mir die beste Gelegenheit, wenn ich den Zaporogern das wieder abnehme, was sie sich auf so schmachvolle Weise von hier geholt haben. Es thut mir leid, daß der Vater und vielleicht sein Herr, wenn sie es erfahren, mit mir nicht einverstanden sein werden. Aber ich weiß keinen andern Rath. Finde ich einen Ausweg, auf dem ich auch ihr Interesse dabei wahre, so will ich ihn nicht außer Acht lassen. Wir wollen sehen, vor allem aber keine Zeit verlieren."

Wo Licht leuchtet, fällt nach einfachem Naturgesetz auch Schatten. „Schloß Krakau" ist kein fehlerfreier Roman; wir müssen gegen manches als verfehlt und mißlungen Bedenken erheben. Männercharaktere versteht der Dichter darzustellen und zwar die verschiedensten; für die Leidenschaften, welche die Seele des Mannes in Bewegung setzen, hat er ein feines und tiefes psychologisches Verständniß. Stephan Báthory, Samuel, Ezechiel, der alte Cavaleriegeneral, der Kanzler, der Kronmarschall, der Baron Wimrich, alle treten als lebensvolle Originale aus ihrem Rahmen greifbar und sich hin da stellt den Stich, da ist kein innerer Widerspruch, man hat stets ein harmonisches Ganzes vor sich. Anders verhält es sich mit den Frauencharakteren. Vielleicht in dem Bewußtsein, daß hier seine Kraft nicht die gleiche, hat der Dichter Frauengestalten überhaupt sehr sparsam auftreten lassen. An keiner empfinden wir volles Genüge. Es sind meistens nur Conteuren zu einem Bilde gegeben. Am fühlbarsten wird der Mangel bei der Prinzessin Griseldis. Das ist eine sehr unerquickliche Figur. Die Episode, welche uns den Fürsten Stephan im Gespräche mit Meister Georgius vorführt, ist voll von Anachronismus; die Unterhaltung anticipirt im Ganzen und Einzelne die Anschauungen unserer culturgetränkten Gegenwart. Die kurze Stelle hat uns überdies als die einzige in dem Buche mißfallen, die sich steif und schwerfällig hinschleppt. Als ein entschiedener Fehler der Composition muß es gerügt werden, daß in den zweiten Band zu viel Chronik hineingetragen werden; auch den politischen Auseinandersetzungen ist zu viel Raum gewährt. Die Excurse über Nationalekonomie und Finanzwirthschaft mögen in einer Biographie Báthory's am Orte sein; in den Roman gehören sie, zumal in dieser Ausdehnung, sicher nicht. Ein Mißgriff ist weiter darin begangen, daß im zweiten Band die Persönlichkeit Samuel's bis tief in die Schlußkapitel gegen den Kanzler zurücktritt, fast verschwindet, ein Mißgriff um so mehr, als man an dem letztern zwar ein geschichtliches, aber nicht das mindeste poetische Interesse gewinnen kann. Samuel Zborowski und der Kanzler Zamojski nehmen, was den angedeuteten Punkt anlangt, in dem Roman ungefähr die Stellung ein, wie in Schiller's „Don Carlos" der Prinz und der Marquis.

Die einzelnen Ausstellungen, die wir gegen ihn erheben, mögen dem Verfasser ein Beweis sein, mit welchem aufmerksamen Interesse wir seiner Erzählung gefolgt sind; es soll durch die einzelnen Ausstellungen in keiner Weise die Anerkennung geschmälert werden, die jenem gebührt. „Schloß Krakau" rechtfertigt vollkommen und durchaus die bedeutenden Erwartungen, die sich nach des Dichters Erstlingswerk an seine fernere Production knüpften.

Sehr enttäuscht hat uns der letzte Roman. An Reclame hat es dem „Jahrhundert der Umkehr" nicht gemangelt; eine objective Kritik wird das Buch als das bezeichnen, was dasselbe ist: als eine einfache Speculation, die ihrem innern Werthe nach nicht auf die mindeste Beachtung Anspruch erheben darf. Jedes Parteiprincip bietet, auf eine extreme Spitze getrieben, in seinen letzten Consequenzen Verirrungen und erzeugt Schäden, welche nicht sowol einem dürftigen, frivolen Spott, als einer ernsten und männlichen Satire Vorwurf und Stoff sein können. Das gilt im gleichen Grade von allen Erscheinungen, von allen Gebieten, von der Politik, der Religion, der Kunst. Wenn der Geist des Ernstes und der Wahrhaftigkeit eine solche Satire trägt und durchweht, wenn derjenige, welcher die Schwäche tadelt, selbst frei von der Schwäche und der Leidenschaftlichkeit, wenn er hineinlechtes Geschick besitzt, die Fäden in seinem Gewebe zu schlingen und die Knoten zu schürzen: man wird eine Satire erhalten, welche nicht allein als literarisches Product ihren Werth hat, sondern die auch von praktischer Wirksamkeit sein kann. Von dem „Jahrhundert der Umkehr" wird niemand etwas Aehnliches behaupten wollen oder behaupten können. Das Buch ist von dem ersten bis zu dem letzten Kapitel caricaturartiges Extrem. Diese Schilderungen treffen niemand. Kui modus in rebus! Wir wünschen von Herzen, daß man endlich die schlechte Gewohnheit aufgebe und sich daran gewöhne, auch in den Belletristen, die in Romanen angestellen, Wesen zu sehen, die ihre fünf Sinne und ihren Antheil an der Zeit und dem Gaste der Zeit haben. Mit der Composition hat es sich der unbekannte Verfasser so bequem als möglich gemacht. Er fährt hierher und dorthin, wie es ihm gerade paßt. Unsere Bedenklenheit ist der Autor alles andere, nur nicht ein Geistlicher. Wir thun den Schluß, weil wir nirgends ein Raisonnement über speciell kirchliche Fragen in dem Buche antreffen, man müßte denn dafür das Gewäsch des Knechtes Popp halten, der bei jeder Gelegenheit Bibelsprüche und Volksprüchlichkeit zusammenwürfelt. Ein Abroleg hätte es doch wenigstens verstanden, einen Professor des Theologie zu zeichnen, zumal einen Professor von so bestimmter Farbe, wie es der Professor Harnisch sein soll. Man wird es kaum glauben, die streng kirchliche Richtung dieses Professors, der denn doch mit zu den Hauptsiguren des Romans gehört, wird uns nicht etwa dadurch angedeutet, daß derselbe nach dieser Seite hin seine Anschauungen entwickelt und zu begründen versucht; der Verfasser berichtet schlechtweg, der Professor sei orthodox gewesen und — die Bücher in seiner Bibliothek hätten schwarzweiße Deckel gehabt. Dergleichen nennen wir Plattitudes.

Thaddäus Lau.

Macaulay's neuere biographische Skizzen.

Ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von H. Stieger und A. Schmidt. Reunter Band. — A. u. d. T.: Friedrich der Große, Johann Bunyan, Oliver Goldsmith, Samuel Johnson, Bertrand Barère. Braunschweig, Westermann. 1857—58. Gr. 8. 25 Ngr.

Anschließend an unsere Besprechung der Macaulay'schen kritisch-biographischen Skizze „Friedrich der Große" in Nr. 33 d. Bl. f. 1857, bedauern wir, die und heute vorliegende Uebersetzung nicht schon zur Hand gehabt zu haben, als wir zu zeigen versuchten, daß die von Macaulay mit Meisterhand entworfene Porträtskizze „des größten aller Könige neuerer Zeit" einen Anspruch auf „sprechende" Aehnlichkeit mit dem Original nicht machen könne: wir hätten dann Gelegenheit gefunden, unser Urtheil über Macaulay'sche Malerei zu vervollständigen, indem wir seine übrigen skizzirten Arbeiten mit der zuerst gezeigten verglichen hätten. Zwar kannten wir

Digitized by Google

„Samuel Johnson", auch „Oliver Goldsmith" schon, doch nicht neben dem kritischen Auszuge „Friedrich der Große", und das scheint uns ein wesentliches Erforderniß zur allseitigen Beurtheilung, denn Macaulay ist sich in seiner Auffassungsweise großer Charaktere durchaus nicht gleich; er ist es nur in seiner überaus geschickten Art der Darstellung. In diesem letztern Punkte können seine kritischen wie biographischen Arbeiten als beste Muster gelten, nur darf sich eben niemand in Nacheiferung seiner großen Vorzüge auch auf die Gerechtigkeit seines Urtheils verlassen.

Macaulay verlangt einen aufmerksamen, mit dem von ihm behandelten Gegenstande vertrauten Leser; seine Worte wollen abgewogen sein, und, je decisiver sein Ausspruch, desto verzeihlicher das Mistrauen in die Rechtlichkeit desselben. In Betreff politischer Charaktere, wie der Friedrich's des Großen z. B., ist Macaulay durchaus Parteimann, und das ist, was der Geschichtschreiber ebenso wenig wie der Kritiker sein darf; der Advocat, das Parlamentsmitglied, der Engländer müssen in den Hintergrund treten, und der freie, von Lebensrücksichten ungezwängte Geist des Menschen, auf der Höhe der Idee stehend, allein eine Rolle spielen — weder Engel, noch Teufel, sondern unbestechlicher Richter — um auf die lauschenden Geister rund um ihn einen wandellosen Einfluß auszuüben. Oder hat Macaulay nur darum so tiefe Schatten in sein Gemälde Friedrich's des Großen gelegt, weil die hellen Lichter solchen natürlichen Gegensatzes bedürfen, um in der prüfenden Seele des Lesers desto glänzender zu reflectiren? Des Lesers Urtheilskraft wird keck herausgefordert, der Kampf mit Waffen aller Art, selbst mit den gröbsten und unhändigsten, geführt. Macaulay imponirt dem zaghaften Streiter durch sein sieghaftes Benehmen von vornherein, und ist nie um einen scheinbaren Beweis verlegen. Er zeichnet Friedrich als einen wortbrüchigen Abenteurer, und Maria Theresia als ein in ihren edelsten Rechten gekränktes Weib, dessen Thränen der Sieger noch spottet. Von den politischen Verbrechen Oesterreichs gegen Brandenburg-Preußen spricht er nicht, nur die Rechte des preußischen Königs nennt er „verjährte". Wer die Geschichte nicht besser kennte! Zuletzt hat einer immer unrecht, und die Vertheidigung eines Weibes nimmt schon vorweg für den Vertheidiger wie für dieses ein. Wir fürchten, Macaulay habe auf Kosten der Gerechtigkeit zu viel Galanterie aufgewendet. Er ist in dieser Beziehung ein unbehülflicher Vertheidiger geworden, der mit Keulen dreinschlägt, und sein Eifer ist zuletzt nichts anderes als eine Frucht seiner Parteianschauung. Doch genug hiervon.

Weil wir in Macaulay ein großes Talent, einen hellen Geist und einen wahrhaften Menschen verehren, der anderer Ehren würdig ist, als einer durch politische Rücksichten neugeschaffenen „Lordschaft", wollen wir gern schnell den nächsten Schritt thun, und in seinem „Bunyan" den bewährten Meister auf einem freiern und dem ihm eigenthümlichen Standpunkte suchen. Es ist nicht leicht, in so flüchtigen Umrissen den Charakter eines Menschen, wie des irischen Kesselflickers Sohn, zu zeichnen. Bis in die tiefsten Falten seines Herzens und seiner Seele läßt uns Macaulay schauen, und zugleich entrollt er mit sicherer Hand ein Blatt aus der Geschichte Englands, sodaß man wünschen möchte, er hätte diese ganz in solcher Weise durchgeführt und eine systematisch fortgesetzte Folge von Biographien geschrieben. Man hat oft geäußert, daß man aus Shakspeare'schen Dramen englische Geschichte lernen könnte, wie viel mehr aus Macaulay's biographischen Arbeiten.

„Die Kindesjahre Bunyan's, des volksthümlichsten Schriftstellers über Gegenstände des Glaubens, fielen in die Zeit, wo der puritanische Geist in ganz England seine höchste Kraft erlangt hatte, und nirgends besaß dieser Geist mehr Einfluß als in Bedfordshire." Nachdem er uns gesagt, wodurch dieser Bunyan sich das Vorrecht erworben hat, noch heute nach mehr denn 200 Jahren genannt zu werden, weiß der Leser nun genau, welcher Art das geistige Leben desselben gewesen ist. Er war ein wüster Schwärmer auf dem Felde des Glaubens, mit mächtiger Einbildungskraft und krankhafter Empfindlichkeit begabt. Schon seine Knabenspiele wurden durch „Gewissensbisse und Anfälle von Verzweiflung" unterbrochen, und, älter geworden, fühlte er seine Reizbarkeit aufs höchste gesteigert. Indem er mit starken Worten seine Sündhaftigkeit beklagt und erklärt, daß er seine Lüste nicht mehr zügeln gekonnt, verurtheilten ihn seine Biographen als einen lasterhaften Menschen. Macaulay zeigt uns die wahre Natur dieses Schwärmers und entwirft uns das Bild eines Verirrten. Soldat in der Armee des Parlaments, sieht er sich durch besonderes Einschreiten der Vorsehung vom Tode errettet, und das Lesen einiger frommen Bücher, des einzigen Beautschatzes seiner Frau, brachte den reizbaren Geist Bunyan's in die entsetzlichste Unordnung. Er schwur jedes Vergnügen, jede Belustigung ab, um in den Himmel eingehen zu dürfen, und gerieth, durch furchtbare Einbildungen gequält, in Gefahr, wahnsinnig zu werden. So hatte er sich in den Kopf gesetzt, daß alle Personen israelitischen Blutes selig werden würden, und nun suchte er zu ermitteln, wie er dieses Blutes theilhaftig werden könnte. Er predigte den Bäumen, einem Ginstrebusche und dem Gemeindeochsen; sein Weg führte durch Gestank und Feuer bis dicht zu der Mündung des bodenlosen Schlundes; die Neugier trieb ihn hinunterzusteigen, die schlimmsten Sünden kennen zu lernen und zu begehen. Und doch war nichts von dem in und an ihm, was einer Affectation ähnlich wäre. Mit merkwürdiger Kraft, Einfachheit und Beredsamkeit hat er seine Leiden beschrieben. „Endlich zertheilten sich die Wolken, das Licht wurde heller, und der Schwärmer erfreute sich des Friedens und einer heitern Zuversicht auf Gottes Gnade." Macaulay führt uns Bunyan in allen Gestalten vorüber, und in jeder erkennen wir denselben unglücklichen Menschen. Mit ihm gehen wir theilnahmvoll durch die Schule des Leidens, hören seine baptistischen Predigten und sind manchmal sogar versucht, ihn zu bewundern. Die Restauration gab seinen Feinden die Macht ihn einzukerkern und 12 Jahre lang gefangen zu halten. Doch selbst im Kerker predigte er fort und fort und sorgte durch Handarbeiten für den Unterhalt seiner Familie, die er zärtlich liebte.

Seine Schriften waren roh, verriethen aber scharfen Mutterwitz und Sprachgewandtheit. Der Corrector säuberte sie von grammatikalischen und orthographischen Fehlern. Er schrieb gegen die Quäker, gegen die Liturgie der englischen Hochkirche, doch die „Pilgerreise" hat seinen Namen unsterblich gemacht. Infolge einer guten That starb er 1688, 60 Jahre alt, und vorwurfsfrei ist sein Andenken. Seine Fehler und Schwächen lagen außer ihm selbst, da der Schwärmer Bunyan etwas Ausschließliches war. Macaulay's biographische Skizze bereichert unsere Seelenkenntniß um vieles.

Mit wärmerm Herzen ist die kurze Biographie Oliver Goldsmith's geschrieben. Macaulay begeistert sich gern für literarische Größen und literarische Meisterschaft, und dies Feld ist das ihm eigenthümlichste. Das rein Menschliche, das rein Geistige im Menschen, das findet an ihm einen vorurtheilsfreien Richter, dessen Stimme aller Härten und Mißtöne entbehrt. Selbst sein Stil, immer rein und fließend, erhebt sich über das allgemeine Niveau, und bewundernd folgen wir seiner überzeugenden Rede durch alle Räume bis zum dunkelsten und letzten, dem Grabe. Und hätten wir keine der Goldsmith'schen Schriften kennen gelernt, wir wären mit dem Geist derselben durch Macaulay bekannt genug geworden, um mit ihm den Dichter des „Vicars von Wakefield" und des „Reisenden" zu schätzen und zu loben.

Geistreich und mit einem Stil, der uns fesselt, ist die Biographie Samuel Johnson's geschrieben; es fesselt uns jeder Gedanke, jede Wendung, und zumal, weil wir in jedem und in jeder so unendlich viel Anregung finden, die Skizze, welche vor uns liegt, auszumalen. Wir würden unsere Aufgabe überschreiten, wollten wie Einzelnes hier wiedergeben;

Digitized by Google

jedes Einzelne iſt werth in ſeinem Zuſammenhange mit dem Ganzen betrachtet zu werden, und der Leſer darf nicht fürchten, daß wir die Farben des Lobes zu ſtark aufgetragen haben. Um den Verfaſſer dieſer Art literariſcher Arbeiten iſt England zu beneiden.

Ganz anders erſcheint uns Macaulay wieder in der Kritik der Barère'ſchen Memoiren, welche Hippolyt Carnot herausgegeben hat. Es ſoll kein Tadel darin liegen, wenn wir ſagen, daß an dieſer Arbeit der Advocat ſeinen Antheil hat. Barère, der Verbrecher, der Königsmörder, tritt vor die Schranken des Gerichts der öffentlichen Meinung, „von zwei Zeugen begleitet, die hochgeachtete Stellungen einnehmen. Dieſe führen ihn in die Schranken und behaupten, Barère ſei, wenn auch nicht fehlerlos, doch ein verdienter und verkannter Mann geweſen.“ Macaulay rüſtet ſich mit ſeinem ganzen Stolze und ſeiner ganzen Kraft, um dieſe Zeugenausſage zu verneinen, und das mit einer ſo feſſelnden Darſtellungsweiſe, mit einer ſolchen Beherrſchung der durch die Leidenſchaft bedrohten Formen, daß wir mit größter Spannung der öffentlichen Verhandlung folgen, in welcher Macaulay das Recht der Menſchheit vertritt. Eine höhere Aufgabe hat ein Vertheidiger nie erhalten, mit ſichererm Erfolge nie einer durchgeführt. Nicht zur Strenge geneigt, lieſt er doch in der Phyſiognomie des Angeklagten (oder Vertheidigten) das fluchwürdigſte Verbrechen, die Schändung der Menſchheit. „Mit ſolchen Gefühlen laſen wir das Buch und verglichen es mit andern Berichten der Ereigniſſe, an denen Barère theilgenommen hat. Jetzt iſt es unſere Pflicht, die Meinung auszuſprechen, zu der dieſe Nachforſchung uns geführt hat. Dieſe Meinung iſt nun dieſe, daß Barère der Idee vollkommener und allgemeiner Schlechtigkeit näher kam als irgendjemand, Mann oder Teufel, deſſen die Geſchichte oder der Roman gedenkt. In ihm ſtehen die Eigenſchaften, die man recht eigentlich haßt, und die Eigenſchaften, die man recht eigentlich verachtet, in einem ausgeſuchten und vollkommenen Einklange. Faſt in jeder einzelnen Art von Schlechtigkeit hat er Nebenbuhler gehabt. Seine Sinnlichkeit war maßlos: doch das iſt ein Fehler, den er mit vielen großen und liebenswürdigen Männern gemein hat. Viele Männer ſind ebenſo feig geweſen wie er, manche ebenſo grauſam, einige ebenſo gemein, einige ebenſo unverſchämt. Es hat vielleicht auch ebenſo große Lügner gegeben, obgleich wir ihnen im Leben und in Büchern nie begegnet ſind. Wenn wir aber alles: Sinnlichkeit, Feigheit, Gemeinheit, Schamloſigkeit, Lügenhaftigkeit, Barbarei, zuſammennehmen, dann iſt das Reſultat etwas, das man in einem Roman als Zerrbild verwerfen würde und für das man in der Geſchichte keine Parallele finden wird.“

Wir haben hiermit den Revolutionsmann Barère mit Macaulay's Worten vorgeführt; wir möchten aber den Leſer bitten, von der Durchführung ſolcher ſchweren Anklage in Macaulay's kritiſch-biographiſcher Skizze ſelbſt Kenntniß zu nehmen, um die Schwierigkeit zu begreifen, mit welcher ſolche Arbeit verbunden iſt. Schritt für Schritt geht Macaulay ſiegreich vor, kalten Muthes, hellen Kopfes, ehrlichen Herzens. Schlag auf Schlag wettert aus ſeiner Hand, die ſich für Menſchen von Barère'ſcher Art drohend ballt, und mit jedem Schritte und jedem Schlage mehrt ſich die Kraft des Angriffs, dem ſich jeder der Leſer anſchließen wird. Das iſt ein rieſiger Erfolg, ein literariſches Meiſterſtück.

„Der ſchwächſte und kriechendſte aller Menſchen wurde plötzlich in einer Revolution, welche die ganze gebildete Welt in Zuckungen verſetzte, zu einer handelnden Perſon.“ Und wie handelte Barère! Anfänglich auf der Seite der unglücklichen Girondiſten, deren Sprache der Mäßigung und Menſchlichkeit er redete, ward er durch ſeine Feigheit ein Sklave des Bergs, der ihm mistraute, ihn aber benutzte, wo es galt, ein fluchenswerthes Beiſpiel zu geben. Die Mitglieder des Jakobinerclubs, in den er einzukehren verſuchte, ſtellten ſeine Unmenſchlichkeit überall auf die Probe. Und überall beſtand Barère dieſe Prüfungen. Seine Natur entartete derart, „daß er wenige Monate nach der Zeit, in der er für einen gutmüthigen Mann gegolten, dahin gelangte, die Verzweiflung und das Elend ſeiner Mitmenſchen mit einer Freude zu betrachten, gleich jener der Teufel, welche Dante in Malebolge den ſiedenden Pechpfuhl bewachen ſah“. Er war es, der, urſprünglich Royaliſt und ſich als ſolcher bekennend, ſich vor allen mit dem Blute des unglücklichen Königs befleckte, der Maria Antoinette, „die Oeſterreicherin“, auf das Blutgerüſt führte, der ſeine Freunde, die Girondiſten, dem Henkerbeil überlieferte, der Robespierre auf die Guillotine ſchickte, der die Grenadiere der Republik zu Henkern ſtempeln, über den Boden Lyons den Pflug gehen laſſen wollte, und nach allen dieſen Scheußlichkeiten — aus Feigheit — noch die Frechheit hatte, von Mäßigung zu predigen, als das Fallbeil der Guillotine, deren Arbeit er jauchzend umtanzt hatte, auch über ſeinem Nacken ſchwebte.

Mit juridiſcher Schärfe unterſucht Macaulay alle Beweiſe und Gegenbeweiſe, doch mit einer Wärme, die mit der Trockenheit ſonſtiger gerichtlicher Acte im geraden Gegenſatze ſteht. Der Dichter Macaulay iſt Richter. Doch, nachdem Barère von Napoleon, dem Kaiſer, und ſchon von Bonaparte, dem erſten Conſul, in eine demüthigende Stellung gedrängt worden, mindert ſich die Steigerung der Flut, und ungern ſehen wir die Wogen der Rede dem Geſetze der Natur folgen. Die Ebbe iſt uns unlieb, doch ſie iſt natürlich, und wenige Schriftſteller hätten es vermocht, in die Reaction des Temperaments noch ſolche Kraft zu legen wie Macaulay.

Barère blieb bis zum letzten Augenblick Barère; doch die Umſtände, denen er diente wie ein Sklave, hatten ſich am Abend ſeines Lebens weſentlich verändert. Er war als handelnde Perſon eine Null, in ſeiner Individualität aber noch immer derſelbe. „Was es Falſches, Unehrliches, Ungerechtes, Unreines, Gehäſſiges, Uebelklingendes, Laſterhaftes und Ehrloſes geben kann, das iſt alles, wie wir wiſſen, in Barère vereinigt“, ſagt Macaulay und ſchließt hiermit ſeine Rede, in der er geiſtreich ein Bild der ganzen Franzöſiſchen Revolution gegeben hat. Indem wir unſere Beſprechung ſchließen, empfehlen wir den Leſern dieſen neuen Band der „Ausgewählten Schriften“ Macaulay's, der nicht minder reichen Inhalts iſt als die vorangegangenen. 8.

Aus den Neujahrsbetrachtungen deutſcher Journale.

Mehrere ältere deutſche Journale rückten zu Anfang des neuen Jahres mit einer Neujahrsbetrachtung ins Feld, darunter Wolfgang Menzel's „Literaturblatt“, das, von Tiſch und Bett des „Morgenblatts“ geſchieden, ſeit Jahren ſeine Junggeſellenwirthſchaft in Menzel'ſcher Weiſe fortführt. Wie und was man auch von Menzel denken mag, ſo wird doch niemand leugnen können, daß er die Sprache der Ehrlichkeit redet, eine nicht gewöhnliche Schlagkraft des Geiſtes beſitzt und in der populären Behandlung allgemeiner Zeitfragen Meiſter iſt. Auch iſt er auf die kritiſche Methode der Neuern nicht ohne Einfluß geweſen; hat er ſchon einem gewiſſen rückſichtsloſen oft fanatiſchen Ton mehr als wünſchenswerth Vorſchub geleiſtet, ſo hat er doch auch weſentlich dazu beigetragen, die Kritik von der bloßen gelehrten Silbenſtecherei zu befreien, ihr den Charakter leichterer Bewegung zu ertheilen und dadurch größere volksthümliche Wirkung zu ſichern und ſie mit den brennenden allgemeinen Tagesfragen in lebendigen Rapport zu ſetzen. Freilich leidet ſeine Kritik an tendenziöſer Einſeitigkeit und Störrigkeit, und wenn man ſchon die Conſequenz anerkennen muß, womit er die Sittlichkeit auf eine religiöſe Baſis geſtellt wiſſen will, ohne die ſie immer ein unzuverläſſiges wetterwendiſches Ding ſein wird, ſo iſt ſein Blatt in kirchlichen Dingen, bei Licht beſehen, doch nur ein kryptokatholiſches Filiale der „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“, ſowenig er dies wird Wort haben wollen. Gänzlich aber kommt Menzel um ſeine Beſinnung, wenn ihm ſein bekanntes

Digitized by Google

hôte noire, Goethe, in die Feder geräth, und es las sich fast komisch, wenn Menzel jüngst in Werther, Tasso, Wilhelm Meister, Faust u. s. w. nur ins Sentimentale übersetzte „halbthierische" Don Juans erblickte, „bocksfüßige Satyrn", welche der Dichter „emsinnsame Thränen vergießen und mit ihrer schönen Seele kokettiren ließ". Unbegreiflich sind dann auch manche Hallucinationen, die er sich selbst vorspiegelt, z. B. wenn er neulich behauptete: „Nie wird es in Frankreich wieder möglich werden, dem Volke den Glauben zu nehmen; Frankreich ist in dieser Beziehung schon viel weiter gediehen als wir." Uns zwar stellt diese Behauptung um so mehr auf, da Menzel gleich darauf so recht mit Behagen den Bodensatz im heidnischen Sündenpfuhl der modernen französischen Literatur von unterst zu oberst wühlt. Seine Neujahrsbetrachtungen enthielten dagegen sehr viel Wahres. Was die Worte als „natürliche Lenkerin" als Gelderzeherin in ihrem gesunden Zustande sein sollte und sein könnte, und was sie in ihrem jetzigen ungesunden Zustande leider ist, das hat wol nicht leicht jemand schlagender und allgemein faßlicher dargestellt als hier Menzel. Der Dämon dieser langen Friedenszeit, meint er, habe dem Volke mit der einen Hand das Brod, mit der andern den Glauben genommen; die großartigen Erfindungen unserer Zeit, behauptet er, „reißen mit ihren allgewaltigen Dampfschaufeln und blitzschnellen Fernwirkungen in die allgemeine Hast der Böse ein, und lassen den Gutgesinnten, der die wilde Jagd nach dem Glück bisher eingeschlagen, weit hinter sich zurück". Was Deutschland speciell betrifft, so meint er, „die höchste geistige und sittliche Autorität muß nothwendig einer Nation absterben, die sich in unversöhnlichen Gegensätzen des Staats und der Kirche bewegt". Mit treffenden Worten geißelt er, daß die früher erlesene Böse in letzter Zeit sich „scheinbar demokratisirt" und die Tagelöhner, die Zeitungen zur Entnahme an Actien zu Zeichnungen gelangen ließ, jeden Menschen weismachend, er könne in kurzer Frist durch glückliche Spekulationen ein Millionär werden, ungefähr wie Napoleon seinen gemeinen Soldaten weismachte, jeder von ihnen trage den Marschallstab im Tornister. Er beschuldigt die Presse, daß sie zum Theil im Solde der Böse stehe, die unsolidesten, zweideutigsten Unternehmungen anpreise, Unerfahrene zu kodern suche und die wenigen rechlichen Männer, die zu warnen wagen, mit Beschimpfungen überschütte. Es ist namentlich eine gewisse nationalökonomische Schule, welche diesen Ton angibt, unter dem Zujauchen selbst von Regierungen, die auf sie einen Stein durch äußere Maschinenwerk das kirchliche Leben zu stützen sich anstellen, auf der andern aber jeden idealen Aufschwung niederhalten und den Cultus des Materialismus in aller Weise als den alleinseligmachenden fordern. „Man legte an der Donau so gut wie an der Seine", bemerkten die „Historisch-politischen Blätter" in einer ähnlichen Neujahrsbetrachtung, „das Thema der Freiheit zurück, um ausschließlich das Thema des «Wohlstandes» zu behandeln." Dahin gehört auch, nach Menzel, die Verachtung, womit wir von der Höhe unserer Bildung auf frühere Jahrhunderte herabzusehen pflegen. Wir sind keine einseitigen Bewunderer des Mittelalters, am wenigsten des Alterthums verkennen, und wir meinen, daß wir an den moralischen Nachwirkungen der herrlichen faustrechtlichen Zustände noch schwer zu tragen haben; aber das Mittelalter hat, wenigstens in seiner frühern Zeit, auch viele herrliche Impulse und glänzende Erscheinungen aufzuweisen, und wenn wir unsere Bildung geschichtlichen und Nationalökonomen manche die Tendenz verfolgen, es nur ins Schwarze zu malen und an unserer Gegenwart nur Licht und Glanz zu erblicken, so machen sie sich dadurch mitschuldig an der Conföderirung von Zuständen, die uns schon in die verderblichsten Krisen verwickelt haben und in noch verderblichere zu verwickeln drohen.

Es ist hierbei auf einen längern Artikel zu verweisen, welchen jüngst die augsburger „Allgemeine Zeitung" unter dem Titel „Der Staat und die Handelskrisis" mittheilte. Der Verfasser weist darin nach, daß, so oft in der Geschichte die reine Geldwirthschaft und Geldherrschaft vorwalte, der Zustand der Dinge in gesellschaftlicher, staatlicher und sittlicher Hinsicht ein ruinirter sei; er spricht die Encyklopädisten davon frei, daß sie die Französische Revolution veranlaßt hätten, vielmehr sei deren Grundversuche auf die durch Law eingeführte Plusmacherei und Papierschwindelei zurückzuführen; er weist den Staaten vor, daß sie durch ihr Schuldenwesen dem Börsenspiel Thor und Thür geöffnet hätten, und stellt den Grundsatz auf, daß der Handel vom Staat nichts als eine gesunde Handelspolitik zu beanspruchen habe, wogegen der Kaufmannsstand die Folgen seiner tollkühnen Unternehmungen selbst tragen müsse. Sicherlich geht man zu weit, wenn man aus bloser Furcht vor den Bestrebungen einer gewissen Partei, die doch niemals im Stande sein wird uns in die Finsternisse des Mittelalters zurückzuwerfen, absichtlich verkennen wollte, auf wie abschüssigen Wege man sich befindet, solange auf der officiellen Scala Reichthum und Kapital höher im Werthe stehen sollten als alle sittlichen und rein geistigen Factoren.

Eine Neujahrsbetrachtung über das ihnen zunächstliegende Thema, das musikalische, brachten die „Signale für die musikalische Welt". Man ersieht daraus, wie trostlos es auch auf diesem Gebiete bestellt ist; denn gewiß liegt die musikalische Production im allgemeinen noch viel tiefer danieder als die poetische. Man hat diesen Zustand voraussehen können und auch wol vorausgesagt oder Warnungen helfen da nichts, wie der Sinn für das große Allgemeine verschwindet, wo jeder nur seine kleinlichen Zwecke, sei es des Broderwerbs, oder des bloßen Zeitvertreibs und Genusses verfolgt. Die „Signale" knüpfen hieran folgende Bemerkung:

„Eine Besserung der angedeuteten Uebel könnte nur eintreten, wenn wir in Deutschland endlich dahin kämen, wo sich die Kunst bei andern gebildeten Völkern längst befindet, daß sich das nur reproducirende Talent nicht in maßlosem Dünkel über das eigentlich producirende erhebt. Solange es noch möglich ist, daß jeder Sänger oder Instrumentalist in der Ausübung seiner Kunst einen hinlänglichen, oft reichlichen und glänzenden Lebensunterhalt findet, der Componist aber seine Werke nur zu Stande bringen kann, wenn er nebenbei noch ein anderes nährendes Geschäft treibt, kann die deutsche Kunst nicht auf einen grünen Zweig kommen und mit den Actien wird es nach wie vor schlecht bestellt bleiben. Es ist ein unabeuerer Unsinn in der Praxis des Lebens, daß der Schöpfer des Gedankens, ohne den die Reproduction gar nicht zur Existenz gelangen könnte, wie jener unglückliche Lorzing, um nur eines der letzten Opfer auf dem Baalsaltar der Gegenwart anzuführen, geradezu Hungers sterben muß, während seine Werke viele Tausende eingebracht und Hunderten Gelegenheit gegeben haben, ihre Fähigkeiten leuchten zu lassen." Das ist eine alte Klage, aber sie kann nicht oft genug gehört und nicht oft genug wiederholt werden, zumal da der dramatische Dichter dem Schauspieler gegenüber ganz unter derselben Ungerechtigkeit leidet. Vielleicht kommt eine Zeit — insofern es nicht mit aller Kunstentwickelung überhaupt ein Ende nehmen sollte — wo man mit bedauernem Achselzucken auf unsere Gegenwart herabsehen wird, die ein so schreiendes Mißverhältniß nicht blos duldet, sondern auch fördert und ganz in der Ordnung findet, während es doch der ordnungs- und rechtloseste Zustand von der Welt ist.

Unter den Verfasser des Aufsatzes in den „Signalen" hätte übrigens außer Lorzing auch Schubert und Kreuzer, ja selbst so geniale Meister wie Mozart, Beethoven und Weber nennen können, deren Schöpfungen der Nation zur Lust und zum Stolze, deren Lebensgustande ihr aber nicht gerade zur Ehre gereichen. Die Schicksale Beethoven's gaben bekanntlich dem Iranzosen Eberdier zu dem heiden Vorwurf Anlaß, die deutsche Nation sei kalt wie ihr Himmel. Diesen Vorwurf muß man allerdings übertrieben nennen, denn Beethoven war eine sehr eigenstinnige, schroffe, stolze Natur, der auch die generöseste Nation nicht zu

Digitized by Google

eigentlichem Wohlsein hätte verhelfen können; aber auch Mozart und Weber, weiche, wenn auch wie alle Künstler und Dichter reizbare Gemütsmenschen, hatten mit Sorgen, Bedrängnissen und neidischen Intriguen zu kämpfen. Weber schrieb über die Kabalen, die ihm seine Stellung als Dirigent der Dresdener Oper verbitterten, noch in seinem letzten Lebensjahre an seine Gattin: „Ich habe all das Kunstgetriebe so satt, daß ich keine grössere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbekannt, als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heiteren ruhigen Sinn.“ In diesem Geständniß liegt eine schwere Anklage gegen diejenigen, welche einen Meister von seinem Talent wie ein Kleinod hüten hätten und alles hätten thun sollen, um sein Leben und Wirken zu erleichtern, zu erheitern und zu verlängern, und die vielleicht daran mitschuldig sind, wenn wir von Weber nicht noch ein oder einige Meisterwerke mehr besitzen.

Eben erst brachten die Zeitungen die Nachricht von dem Tode des trefflichen Kirchencomponisten Kühnstedt in Eisenach, dem ebenfalls der Klageruf mit ins Grab gegeben wird, daß er „das Schicksal mancher deutschen Künstler getheilt und zeitlebens mit seiner äußern Existenz gerungen habe“. Gleichzeitig weist Adolf Stern im letzten Hefte der Brendel-Pohl'schen „Anregungen“ auf das Schicksal Robert Schumann's hin, der seiner „unbedeutenden“ Stellung als Dirigent in Düsseldorf in „kränkender“ Weise enthoben wurde, und findet es emporend, ja erkennt darin ein Zeichen jener „deutschen Jämmerlichkeit, von der es Beispiele gibt“, daß nicht so viel Achtung für seinen Genius vorhanden war, um einige seiner Mängel zu übersehen.

H. M.

Notizen.

Lichtenberg in Frankreich.

Von poetischen Erzeugnissen wurden bisher aus dem Deutschen ins Französische namentlich lyrische übersetzt. Es bestehen davon ganze Sammlungen, wie die von Gérard de Nerval, Xleon und Paul Delatour („Bouquet de Lieder“), und immer häufiger trifft man auch unter den Sammlungen von Originaldichtungen auf Uebersetzungen oder Nachahmungen deutscher Lieder und Balladen, z. B. in den von der Kritik sehr gerühmten „Solitudes“ von Frau E. Mannoury-Latour auf die Nachbildungen folgender deutschen Gedichte: „Die Thräne“, „Der Ritt“, „Der König von Thule“, „Der Wanderer's Nachtlied“ u. s. w. Die in der letzt durch unerforschlichen Rathschluß unterdrückten „Revue de Paris“ „des traductions parfaites“ genannt werden. Mindere Berücksichtigung hat sich unsere dramatische Literatur zu erfreuen, die großen Werke unserer klassischen Dichter und etwa noch Körnere ausgenommen. In letzterer Zeit hat auch unsere Roman- und Erzählungsliteratur immer mehr Gnade und Uebersetzer gefunden, obschon die Wahl vielleicht nicht immer eine sehr glückliche zu nennen sein möchte. Von unsern witzigen und humoristischen Schriftstellern wußte man dagegen bisher nicht viel in Frankreich, obschon Philarète Chasles so kühn war, sogar Jean Paul's „Titan“ ins Französische zu übertragen. Außerdem galt etwa noch Heine als ein Repräsentant des deutschen Witzes. Vor kurzem hat jedoch, wie schon in Nr. 1 d. Bl. bemerkt werden, Charles Dollfus in der „Revue de Paris“ die Aufmerksamkeit auf den vielleicht witzigsten Kopf, den Deutschland hervorgebracht, auf Lichtenberg zu lenken gesucht, und zwar zufällig fast genau um dieselbe Zeit, als wir in d. Bl. eine „Erinnerung an Lichtenberg“ brachten; wir nämlich in der Nummer vom 8. October und Dollfus in der Lieferung der „Revue de Paris“ vom 1. October. Unter den zahlreichen von Dollfus vortrefflich übersetzten Gedanken Lichtenberg's befindet sich auch nicht einer, den wir in unserer „Erinnerung“ hervorgehoben hatten, und so könnten noch sechs andere eine Blütenlese aus Lichtenberg's Schriften veranstalten und doch keiner die nämlichen, immer aber originelle und anregende Sentenzen mittheilen. So unerschöpflich ist der Schatz lichtenberg'scher Gedanken und Einfälle! Dollfus wirft im Eingange den jetzigen Franzosen vor: „Ernst hatte man Geist in Frankreich; jetzt macht man ihn. Aber was macht man nicht in diesem Lande der Wunder! Volk ihr Jugend! Man wird sie auch unversöhnlich machen. Ehre und Talent, oder selbst Genie! Auch dies wird man machen, gerade wie man Hausse und Baisse macht, ohne Anlaß zu bieten zu haben: Republikaner ohne Gerechtigkeit und Freiheit, Poeten ohne Poesie, Musik ohne Melodie, Religion ohne Glauben, Wissenschaft ohne Liebe, und Frauen voll von Reizen — ohne Reize.“ Der Verfasser verbreitet sich dann über den Humor, meint aber, daß der Humor ebenso undefinirbar als die Schönheit sei, und daß man immer noch nicht viel von ihm wisse, wenn man auch mit Jean Paul sage, der Humor sei das „umgekehrte Erhabene“ oder die „romantische Komik“. Dann betrachtet er das Leben und das schriftstellerische Wirken Lichtenberg's und sagt von diesem: „Vermählt den philosophischen Kopf Kant's mit dem skeptischen Geiste und dem spöttischen gesunden Verstande Voltaire's, hüllt diese köstliche Organisation in die ein wenig krankhafte Empfindlichkeit Rousseau's, und diese Gaben werden verschwinden, oft selbst einander feindseligen Thätigkeiten läßt, wie ein elektrisches Leuchten all' diese bezaubern. Wesen, die leichte Sylphidengestalt der Ironie dahinhüpfen.“ Wir zweifeln nicht, daß sich französische Leser durch die von Dollfus gegebenen Auszüge aus Lichtenberg's Schriften sehr angesprochen fühlen werden. Lichtenberg hat das Keck- und Brillante und zugleich das Präcise und Knappe, was der Franzose liebt; seine pensées sind wie scharfbehauene, glattpolirte Granitblöcke, die man von allen Seiten umgehen kann, und niemand versteht sich so wie er auf die wirksamste Art der Ironie, die darin besteht, Sinn in der Form von Unsinn, Tadel in der Form des Lobes und Ueberhaupt das Umgekehrte von dem zu sagen, was man zu sagen scheint.

Aus England.

Wie haben jüngst die Urtheile des „Athenaeum“ und der „Literary Gazette“ über Freytag's „Soll und Haben“ citirt, denen wir noch nachzutragen, uns schriftlich zugekommen einer englischen literarischen Notabilität nachfolgen lassen wollen, und zwar vornehmlich der letzten Zeilen wegen, welche im allgemeinen einen Einzelzug für deutsche Romanschriftsteller enthalten. „Ich habe“, wird uns geschrieben, „‚Soll und Haben‘ im Original gelesen. Der große Beifall, welchen dieses Product hier mich nichts anderes erwarten, als daß ich dadurch gar sehr in Erstaunen gesetzt werden würde. Nachdem ich indeß die drei Bände durchgelesen hatte, konnte ich ihm nur so viel zugestehen, daß es ein sehr hübsches Buch sei, und hätte ich nicht gewußt, daß es von Herrn Freytag herrühre, so würde ich geglaubt haben, es sei die Uebersetzung einer englischen Erzählung, so sehr entspricht es im Stil diesem Genre englischer Production. Einer der interessantesten Züge des Werks ist die Rolle, welche darin jüdische Leute spielen, und es ist dies allerdings ein ziemlich neues Feld, das nach meiner Ansicht dem Romanschriftsteller, welcher hinreichend befähigt ist, die Annalen dieses außerordentlichen Volks zu erforschen, eine weite Sphäre bietet. Kurz, das Werk ist geschmackvoll geschrieben, es entfaltet eine gründliche Weltkenntniß und die allgemeine Tendenz ist von so sittlichem Charakter, daß es ohne Anstand auch von den ängstlichsten Aeltern ihren Kindern, welche Deutsch studiren, in die Hand gegeben werden kann, und dies, meine ich, ist auch der Grund, weshalb es in England eine so günstige Aufnahme gefunden hat. Denn man macht in England häufig die Erfahrung, daß anstößige Ausdrücke und Empfindungen (unguarded expressions and sentiments), wie man sie in vielen deutschen Romanen trifft, diese ungradezu ihrer Meriten für eines schönglishman fire-sides zu verbotenen Büchern machen“. Man muß allerdings zugeben, daß der moderne englische Ro-

Digitized by Google

man im allgemeinen viel reiner und sauberer gehalten ist als der deutsche oder gar der französische, obschon man in frühern Tagen auch in England nicht so ängstlich und prude war, wie Shakspeare und später noch die englischen Humoristen genugsam beweisen. Ob auf die moderne Commismoral und die Pruderie verbildeter Pensionärinnen sehr viel zu geben sei, und ob die letzte Handelskrisis ohne Freytag's Roman eine noch schreckenerregendere Gestalt angenommen haben würde, müssen wir übrigens dem Urtheil gewiegterer Kenner überlassen.

Der „Bristol Mercury" vom 14. November vorigen Jahres enthielt einen Auszug aus einem Dickens'schen Schreiben an Mary Anne Burr, welche dem berühmten englischen Romanschriftsteller ein Exemplar ihrer schon mehrfach in d. Bl. erwähnten Uebersetzungen aus deutschen Dichtern, die unter dem Titel „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" erschienen sind, überschickt hatte. Der Dickens'sche Brief, der ja wie alles, was von Dickens kommt, auch für das deutsche Publikum Interesse haben dürfte, ist Tavistockhouse. London den 8. Juli 1857 datirt und beginnt mit den Worten: „Abwesenheit in den Provinzen und hierauf eine Last von Geschäften in London waren die Ursache, daß ich Ihren kurzen Brief erst jetzt durch gegenwärtigen kurzen Brief beantworte, da es mir moralisch und physisch unmöglich ist, nur etwas ausführlicher dem funfzigsten Theil der Correspondenten zu antworten, welche mir die Ehre anthun, mir zu schreiben." Nachdem er von den Schwierigkeiten gesprochen, die mit der „edeln" Aufgabe, die deutsche Poesie in England in weitern Kreisen populär zu machen, verbunden seien, schließt er: „Was Sie jedoch geleistet haben, scheinen Sie mir außerordentlich gut (exceedingly well) gethan zu haben, und wenn sich Ihr Ehrgeiz auf die Herausgabe eines Buchs beschränkt, welches den «English students of German» nützlich und trefflich geeignet ist, sie in dem Studium dieser Sprache zu fördern, bis sie fähig sind, den Genius der großen deutschen Autoren in seiner ursprünglichen Kraft und Gestalt zu genießen, so darf ich sagen, daß Sie es in der allerlobenswürdigsten Weise ausgeführt haben." H. M.

Bibliographie.

Album. Eine Unterhaltungs-Bibliothek für das deutsche Volk. 1ster Band. 12 Lieferungen. Berlin, Röhring. 4. à Lieferung 5 Ngr.

Baldino, J., Mimosen. Novellen und Erzählungen aus dem Bündner'schen Natur- und Volksleben. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Brodtmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 18 Ngr.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Band. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 1ster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. (1740.) Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Heinrich. 22ster Jahrgang. 1858. Mit dem Porträt des Hofraths Herrn Louis Schneider. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Curtze, E., Die Volksschulgesetzgebung des Fürstenthums Waldeck. Arolsen, Speyer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Galster, A., Gedichte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1857. 16. 3 Ngr.

Hammerstein, Louise v., Erzählungen und Novellen. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Schaffhauser Richtebrief. Die aeltesten Satzungen der Stadt aus dem Jahre 1291. Herausgegeben von J. Meyer. Schaffhausen, Brodtmann. 1857. 8. 10 Ngr.

Richter, O. B., Wallenstein und sein letzter Tag in Eger. Mit 3 artistischen Beilagen und 1 Grundrisse. Wunsiedel, Baumann. 16. 20 Ngr.

Die Ritter der Industrie. Ein anonymer Roman in sechs Bänden. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Schlosser, J. F. H., Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von Sophie Schlosser. 2ter und 3ter Band. Mainz, Kirchheim. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Maler Wahn. Eine Erzählung. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Schröer, K. J., Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern geschildert und mitgetheilt. Wien. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Landparthieen des alten Weichgemuth. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 16 Ngr.

Schulze, G. W., Geistliche Lieder. Halle, Mühlmann. 16. 1 Thlr.

Schuster, R., Richard. Ein Seelengemälde. Episch-lyrisches Gedicht in fünf Büchern. Leipzig, Hennings. 8. 12 Ngr.

Simon, J. P., Russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher, staatlicher und commercieller Beziehung: in lauter interessanten Begebenheiten, Anekdoten und Reisebildern dargestellt, nebst einer Einleitung in die Streitigkeiten der Griechischen Kirche mit der Römisch-katholischen. 2te, völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Martens. 8. 2 Thlr.

Solitaire, M., Erzählungen bei Nacht. Novellen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Stägemann, Elisabeth v., Erinnerungen für edle Frauen. 2te Auflage. Mit einer Einleitung von Dr. F. G. Kühne. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stern, M. E., Einer Lüge Folgen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Stöckl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt. 1ster Band. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 2 Thlr.

Trinklieder eines Wiener Poeten. (Ludwig Gottfried Neumann.) Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 12. 12 Ngr.

Mabel Vaughan. Eine Erzählung von der Verfasserin des Lampenputzer (Maria S. Cummins). Deutsch von Treumund Wehlp. 1ste bis 4te Lieferung. Berlin, Expedition von Steffen's Volks-Kalender. 1857. 8. à 5 Ngr.

Vernaleken, T., Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Wien, Seidel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wichern, Der Dienst der Frauen in der Kirche. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bethmann-Hollweg, M. v., Christenthum und bildende Kunst. Vortrag in der Special-Conferenz für religiöse Kunst auf dem Kirchentage zu Stuttgart im September 1857. Gotha, J. Perthes. 1857. Lex.-8. 5 Ngr.

Hamburgs Krisis und die Verwalter seiner Handels-Interessen. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 Ngr.

Krummacher, H., Ueber die Bileamsgeschichte. 4 Mose 22—24. Vortrag zu Potsdam am 10. November 1857 gehalten. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Holsteinische Sache im Jahre 1857. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Seiler, F., 95 Thesen wider die falsche Union. Zur Nachfeier des Reformationsfestes allem Lutherischen Volke unseres Vaterlandes dargeboten. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien über die Körper
im
sphäroidalen Zustande.
Neuer Zweig der Physik.
Von
M. G. H. Boutigny.
Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt
von **R. Arendt.**
Mit 27 Holzschnitten.
8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk, von dem bereits die **dritte Auflage** vorliegt, behandelt das merkwürdige Phänomen des **Nichtanhaftens von Flüssigkeiten an glühenden Flächen**, des sogenannten **Leidenfrost'schen Tropfens.** Der Verfasser hat sich seit länger als zwanzig Jahren fast ausschließlich mit der Erforschung aller dahin gehörigen Erscheinungen beschäftigt und legt nun dem Publikum die Resultate seiner Forschungen vor. Der Leser findet eine reichhaltige Zusammenstellung von Versuchen in systematischer Ordnung behufs der Erörterung der dahin einschlagenden Hauptfragen, sowie theoretische Betrachtungen über die Natur der Erscheinung. Jeder, der sich über diesen äußerst interessanten Untersuchungsgegenstand speciell zu unterrichten, und einen vollständigen Ueberblick alles dessen, was über denselben bisjetzt geleistet worden ist, zu erlangen wünscht, wird in dem Werke sicher volle Befriedigung finden. Es kann mit Recht als eine schätzenswerthe Bereicherung der physikalischen Literatur bezeichnet werden, und wird ohne Zweifel dazu beitragen, das Interesse der Naturforscher einem Gegenstande zuzuwenden, dessen vollständige Erforschung sehr zu wünschen wäre. Die Darstellung ist klar und faßlich und macht das Werk auch für den Laien empfehlenswerth.

Auf die Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden; die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Bearbeitung nach neuen Zeichnungen mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem heutigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Buchenhof.
Ein Roman von **Ludwig Rosen.**
8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser schildert in diesem zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielenden Romane das Leben eines jungen Mannes, der nach den verschiedensten Schicksalen endlich zu einem hohen Rang in der kurbrandenburgischen Armee gelangt. Das Leben auf dem westfälischen Bauerhofe ist vortrefflich gezeichnet, ebenso die mannichfachen Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege. Besondern Reiz gewinnt der Roman noch durch das mehrfache Auftreten des Generals Spoeck, dessen Jugend und spätern Schicksale der Verfasser in anziehender Weise in die Handlung verwebt.

Bei **Wilhelm Hertz** in Berlin ist soeben erschienen:

Henriette Herz.
Ihr Leben und ihre Erinnerungen.
Herausgegeben von J. Fürst.
Zweite durchgesehene und um 6 Bogen vermehrte Auflage.
8. 22 Bogen. Eleg. geheftet mit Porträt. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Einleitendes, Biographie, Vorwort zu den Erinnerungen.

Erinnerungen: Aus den Kinderjahren, **Marcus Herz** und das Haus, Lesegesellschaften, **Dorothea von Schlegel**, Zur Geschichte der Gesellschaft in **Berlin**, **Karl Philipp Moritz**, **Mirabeau**, **Friedrich von Gentz**, **Frau von Grotthuis**, Der Tugendbund, **Wilhelm von Humboldt**, **Schleiermacher**, **Frau von Genlis**, **Jean Paul Friedrich Richter**, **Ludwig Börne**, Die Herzogin **Dorothea von Kurland** und ihr Haus, **Elisa von der Recke**, **Frau von Staël**, **August Wilhelm Schlegel**, Schiller, Goethe, Aus der Zeit der französischen Occupation, Aus Rom, Ein Erlebniß bei **Ernst Moritz Arndt**, **Zeitgeschichtliches.**

Heft 2 des
Jahrbuch der Literatur und Kunst
von **Marbach** und **Schmiedt**
ward heute ausgegeben.

(Humboldt's Kosmos. Die gesammten Naturwissenschaften von Masius, Nöggerath, Kolbe rc. Jerusalem, Epos von Ad. Stern. Geschichte Indiens. Marbach's Medeia. Das französische Schauspiel.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter
von
A. von Sternberg.
Dritter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe in diesen „Erinnerungsblättern", an seine eigenen Lebensschicksale lose anknüpfend, dem Leser Schilderungen der Gegenwart und Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Mit großem Freimuth, vieler Gewandtheit und doch ohne zu verletzen, schildert er in diesem dritten Theile die berliner Gesellschaft vor dem Jahre 1848, und gewiß wird niemand diese treffenden und sich bis in die höchsten Kreise versteigenden Schilderungen unbefriedigt aus der Hand legen.

Der erste und zweite Theil (jeder 24 Ngr.) erschienen 1855 und 1856 im Verlag von Heinrich Schindler in Berlin und sind jetzt in meinen Verlag übergegangen. Ein vierter Theil wird binnen kurzem folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 11. Februar 1858.

Inhalt: David Friedrich Strauß als Biograph. — Neuere Romane und Erzählungen. — Reiseliteratur. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Wohlthätigkeitsliteratur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

David Friedrich Strauß als Biograph.

Die Schriften von Strauß haben ihre Schicksale gewissenhaft erfüllt; sie sind so viel besprochen und in ihrem eigenthümlichen Geiste so wenig verstanden worden, als Bedeutung und Werth derselben rechtfertigt. Es ist in der gewohnten Ordnung, daß ein hervorragender Schriftsteller die Welt von sich reden macht, aber nur in den seltensten Fällen gerecht, d. h. richtig beurtheilt wird. Die richtigen Urtheile beiseite gesetzt, so bleibt nichts übrig als eine unmündige Bewunderung oder eine unverständige und ebenso unmündige Kritik. Von diesen sehr begreiflichen Schicksalen der Strauß'schen Schriften würde ich kaum reden, wenn mir nicht eins dabei seltsam genug auffiele.

Man darf Strauß' schriftstellerische Thätigkeit in zwei Perioden, seine Schriften in zwei Klassen unterscheiden: die erste umfaßt seine historisch-kritischen Werke theologischen Geschlechts und berühmten Andenkens, die andere dagegen rein historische und näher biographische Darstellungen. Die theologischen Werke, umfassend wie sie sind, haben das Gewicht einer so gründlichen, als abgelegenen Gelehrsamkeit, die als solche dem populären Verstande entrückt ist; sie tragen das Gepräge einer kritischen Urtheilskraft, der aus sehr natürlichen Gründen nur die wenigsten folgen können; sie sind mit einem Worte Erzeugnisse untersuchender Wissenschaft, die ihre Stelle in der gelehrten Welt allein hat und außerhalb derselben keine sucht, am wenigsten wenn sie von einem Strauß ausgeht. Dagegen sind biographische Darstellungen Werke erzählender Kunst, die sich als solche dem Verständniß und Interesse nicht blos der gelehrten, sondern der gebildeten und ästhetisch empfänglichen Leser darbieten. Woher kommt es, fragen wir uns mit einigem Erstaunen, daß gerade in diesen Schriften exoterischer Art Strauß weniger erkannt wird, daß man gerade hierüber so sehr verfehlte und einsichtslose Urtheile hört? Woher kommt es, daß seinen verständlichsten und populärsten Schriften gegenüber die gewöhnlichen Urtheile so ganz in der Irre sind, daß unsere Tageskritikaster den Biographen Strauß weit unrichtiger beurtheilen, überhaupt weit weniger zu finden wissen, als vordem den theologischen Schriftsteller? In der That will das viel heißen, denn der letztere hat nicht Ursache, die Weisheit seiner Kritiker zu rühmen. Aber was seine Biographien betrifft, so sind die uns bekannt gewordenen Urtheile ganz im Dunkeln sowol über den Ursprung, als die Gegenstände, als die Form dieser Schriften. Daß Strauß als Biograph auftritt, und zwar als Biograph solcher Objecte, sind zwei gleich unerklärliche Erscheinungen; und da man nicht sieht, was für ein Biograph Strauß ist, da die Form und den ästhetischen Charakter seiner Biographien zu beachten den Leuten der Sinn fehlt, so fehlt ihnen der einzige Schlüssel, der das Räthsel lösen könnte. Wir selbst haben in diesen Zeilen keine andere Absicht, als unsere Leser über den Biographen Strauß zu orientiren, den sich die Tageskritik so wenig klar gemacht hat.

Strauß ein Biograph? Was hat den Verfasser des „Leben Jesu" und der „Dogmatik" in einen Geschichtschreiber verwandelt, den Philosophen in einen Biographen, den Kritiker in einen Historiker? Man weiß, in welchen Aufruhr Strauß durch sein „Leben Jesu" und seine „Dogmatik" unsere theologische Welt versetzt hat, und daß er selbst freiwillig eben diese theologische Welt verließ, nachdem er den Feuerregen seiner Kritik über sie ausgeschüttet. Er ist ausgewandert wie Lot, ohne sich umzusehen. Einige haben gehofft, die meisten gefürchtet, daß er auf den verlassenen Schauplatz noch einmal zurückkehren werde, aber beide haben sich getäuscht, und es scheint, daß sich die aufgeschreckten Wächter wieder ruhig niederlegen können: Strauß wird sie nicht mehr wecken. Er ist nicht als Kritiker in die theologische, sondern als Biograph in die literarische Welt zurückgekehrt. Diese Verwandlung des Kritikers in den Historiker hätte keinen befremden sollen, der mit aufmerksamem Verstande und mit einem gewissen Sinn für die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers Strauß' theologische Werke gelesen hatte. Denn es mußte jedem einleuchten, daß dieser Kritiker ein historischer Denker war, daß er die Objecte, welche er kritisch beleuchtete, zugleich geschichtlich zu erklären die Absicht hatte, daß die Summe seiner Kritik nichts anderes sein

Digitized by Google

wollte als die Summe und das Facit einer rein historischen Forschung. Daß man in dem heutigen Biographen den frühern Kritiker nicht mehr erkennt, beweist, wie wenig man in dem Kritiker den Historiker erkannt hatte. Gerade der Geschichtssinn und die geschichtliche Denkweise waren die Simsonsstärke der Strauß'schen Kritik, welche zu entkräften die Geschlechter seiner Gegner so viele Anstrengungen gemacht haben. Nicht das kritische Verfahren gegenüber den Evangelien und Dogmen, noch weniger die negativen Resultate dieser Kritik, sondern ihr geschichtskundiger und geschichtsmäßiger Geist machte Strauß' theologische Werke zu den gewaltigen Erscheinungen, die sie sind. Wäre Strauß ein Freidenker gewesen im Stile des 18. Jahrhunderts, so hätte er keinen überrascht und er wäre wirkungslos, vielleicht sogar spurlos vorübergegangen. Seine Kritik war ein Ausdruck seines geschichtlichen Verstandes. Darin unterscheidet sich Strauß ganz eigenthümlich von der Philosophenschule ältern und jüngern Geschlechts, zu der man ihn zählte; eben dieser geschichtliche Verstand unterscheidet seine Kritik von dem wolfenbüttler Fragmentisten, dessen Scharfsinn und Festigkeit im übrigen nicht unwerth sind, mit Strauß verglichen zu werden. Nichts war im Grunde weniger gerechtfertigt als die sprichwörtliche Zusammenstellung von Strauß, Feuerbach und Bauer. Die Strauß'sche Kritik nahm die Geschichte zu ihrer Richtschnur und wollte ebenso geschichtsmäßig sein, als die Feuerbach'sche Kritik, die sich die Natur zum Leitstern wählte, geschichtswidrig werden mußte.

Ich sage, in dem Kritiker Strauß bewährte sich der Historiker, und in dem letztern finden sich schon die Züge, welche den Biographen vorbereiten und verkünden. Das „Leben Jesu" freilich war die Verwandlung einer Biographie in eine Dichtung; es war die Kritik einer Biographie. Aber um eine Biographie beurtheilen und das Echte vom Unechten unterscheiden zu können, muß man wissen, was eine Biographie ist: was individuelle, wirkliche Lebenserscheinung sein kann oder nicht. Man muß das getroffene Abbild eines Individuums von dem idealisirten zu unterscheiden nicht blos den Sinn, sondern auch das Interesse haben. Wir untersuchen gar nicht die Richtigkeit der Strauß'schen Kritik und die Haltbarkeit ihrer Resultate, da wir es hier nicht im mindesten mit einer theologischen Streitfrage zu thun haben. Wir bemerken nur, was keinem entgehen sollte: daß schon in dem Verfasser des „Leben Jesu" ein natürlicher Sinn und ein geheimes Interesse für individuelle Lebenserscheinungen unter die leitenden Gesichtspunkte seiner Kritik zählt. Wo sich dieser Sinn und dieses Interesse positiv äußern, was im „Leben Jesu" der Fall nicht war, wo Strauß wirkliche Individuen vor sich hat, die er uns abzeichnet, da entwickelt er das Talent eines geistigen Porträtmalers in ergreifender Weise. Ihn interessirt alles wahrhaft Eigenthümliche in der Menschennatur. Je individueller die Züge werden, um so mehr fesseln sie seine Aufmerksamkeit, um so sicherer gibt er sie wieder. Was ihn anzieht, sind die ausgesprochenen charakteristischen Individualitäten, in denen eigenthümliches Leben auf eigenthümliche Weise sich äußert: solche Menschen, die Goethe „Naturen" nannte. Nur die zwiebelartigen Menschen sind ihm zuwider, die eigentlich nur aus Schalen bestehen, ohne Kern und Mittelpunkt, die schal sind und bleiben. Er hat einen sinnigen Instinct für alles echt Originelle, einen unwillkürlichen Widerwillen gegen alle Scheinoriginalität, eine unempfindliche Gleichgültigkeit für die verwischten accent- und ausdruckslosen Individualitäten, die eigentlich nicht von der Natur, sondern von der Mode gemacht sind, und zu ihrer Dimension nur die Fläche haben.

Es war also kein plötzlicher Sprung, sondern ein ruhiger und wohlbegründeter Uebergang, der den Theologen Strauß in einen Biographen verwandelt hat. Will man dem Gange seiner Schriften folgen, so wird man selbst die Vermittelungsglieder finden, welche die beiden Perioden verknüpften. Noch innerhalb der theologischen schreibt er sein „Friedliches Blatt" über Justinus Kerner, die Charakteristik von Schleiermacher und Daub, und er beschließt sie mit „Julian, dem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren". Welche sinnigen, reichen, lebensvollen Gemälde! Nichts konnte einem Strauß fremder sein als der Geisterseher von Weinsberg! Und wie hat er ihn getroffen, wie hat er die disparaten Züge des Mannes, den gesunden, einfachen Natursinn und den schwärmenden Geisterglauben, die schlichte und die von der Romantik verdorbene Frömmigkeit, in eine Gestalt zu vereinen gewußt, die leibhaftig vor uns dasteht. Und nicht blos er, der gemüthliche schwäbische Dichter, der Patron der Seherin von Prevorst, auch sein Haus, sein Garten mit dem romantischen Geisterthurm! Selbst der Markt von Weinsberg spiegelt sich in dem idyllischen Gemälde. Die Charakteristik von Schleiermacher und Daub zeigt uns Strauß in seinem Element: sie verhält sich zu dem Idyll von Kerner, wie die Historie zum Genre. Schon die Wahl dieser beiden Individuen und ihre Zusammenstellung beweist, welches Interesse Strauß hatte, sie darzustellen. Nicht daß es große Theologen, sehr gelehrte und bedeutende Männer waren, hätte seine Feder in Bewegung gesetzt, sondern daß beide prägnante Persönlichkeiten, jeder in seiner Weise eine lebensvolle und mächtige Natur war, das reizte Strauß, sie zu porträtiren, und beiehte sein Charakterbild bis in die kleinsten und verborgensten Züge. Es waren zwei Männer, deren wissenschaftliche Standpunkte ganz conform waren ihrer Individualität. Auf diese Uebereinstimmung richtet Strauß sein Interesse. Von hier aus entsteht und entfaltet sich sein anziehendes und treffendes Gemälde. Indem er ihre Standpunkte auseinandersetzt, schildert er ihre Charaktere. Alles bezieht er auf den eigenthümlichen Kern ihrer Naturen. Auch der theologische Standpunkt wird unter seinen Händen zu einer individuellen und echten Lebenserscheinung, die bei jedem das Gepräge seines natürlichen Genius trägt. Mit wahrer Sinnigkeit sind die kleinen ausdrucksvollen Züge gewählt und hervorgehoben, in denen jeder seine Weise

Digitized by Google

ausspricht und seine unwillkürliche Eigenthümlichkeit gleichsam auf frischer That ertappen läßt; mit welcher Meisterschaft sind sie ausgeprägt, wie sicher und wie lebendig! Es sind Menschen aus einem Guß. Diesem Guß folgt Strauß mit dem sichersten Auge. Er modellirt seine Figuren nach der Natur mit der sichersten Hand. Er beleuchtet beide Charaktere so hell als möglich, indem er sie bald vergleicht, bald entgegensetzt. Er trifft jedesmal die richtige Parallele, er trifft jedesmal den richtigen Contrast. Sein Talent beiseite gesetzt, so erklären sich aus ihm selbst die Vorwürfe, die Strauß wählen wird. Er wird nie etwas wählen gegen seine Neigung. Sein Sinn für Geschichte, verbunden mit seinem Interesse für echte Naturen, für prägnante Individualitäten werden ihn mit unwillkürlicher Liebe solche Menschen betrachten lassen, die einen geschichtlichen Werth mit einer kraftvollen Eigenthümlichkeit vereinigen: reiche und lebensvolle Naturen, die in einem gewissen Sinn geschichtliche Typen sind; geschichtliche Typen, die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpern. So ist z. B. der Romantiker oder der von einer untergehenden Welt erfüllte Charakter ein geschichtlicher Typus. Ein solcher geschichtlicher Typus individualisirt in einer ganz prägnanten und ausdrucksvollen Figur, war „Julian, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren"! Der Begriff des Romantikers dient gleichsam als Schlüssel zum Charakter Julian's, und das getroffene Charakterbild wird unwillkürlich zur überraschenden Analogie und zur feinsinnigsten Satire.

Die Freude über das getroffene Abbild ist in der Seele des Darstellenden zugleich die Freude des Findens und Treffens; er hat den Humor der Darstellung, er verbindet mit dem ästhetischen Genuß, den er uns mittheilt, zugleich den höhern Genuß des künstlerischen Handelns. Und damit ich es gleich herausſage: diese Neigung zum künstlerischen Darstellen ist in Strauß die regierende; sie beherrscht und leitet alle seine übrigen Neigungen, die sie sich unterordnet und conform macht. Seiner Neigung entspricht die Kraft. Hat Strauß einmal eine mächtige Neigung, die Kraft sie zu befriedigen hat er gewiß. Alle seine Gemüthskräfte vereinigen sich, dieser Neigung zu dienen, sie wirken zusammen in der gestaltenden, ausprägenden, künstlerischen Thätigkeit. Ich getraue mir aus dieser Gemüthsverfassung, wenn ich die Eigenthümlichkeit seines Naturells dazunehme, den ganzen Mann zu erklären: den gelehrten und vornehmen Kritiker so gut als „den Volksmann vom Jahre 1848", um mit dem „Schwarzen Buche" zu reden, oder um die Wahrheit zu sagen, den Gegner aller wilden und zerstörenden Leidenschaften, jeder ungeschichtlichen tumultuarischen Bewegung. Vor der Hand erkläre ich durchaus nur den Biographen. Was Strauß zum Biographen gemacht hat, ist nichts anderes als der ihm eingeborene Kunsttrieb. Er ist jetzt geworden, was er stets sein wollte: ein historischer Künstler. Wo er seine künstlerische Kraft am wenigſten entfalten konnte, weil ihm der Stoff nicht entgegenkam, da hat sie Strauß in einem Grade bewiesen, daß niemand war, der sie verkannte. Seine gelehrten theologischen Schriften sind wissenschaftliche Kunstwerke, die nur eine solche außerordentliche Kraft hervorzubringen und aufzubauen wußte aus einem so wenig kunſtfähigen Material. Sie sind durchgängig formirt, gestaltet und ausgeprägt bis ins einzelne, geordnet in allen ihren Theilen. Was er zusammenstellt gruppirt sich, was er gruppirt wird überſichtlich und perspectivisch, was er bezeichnet ist nicht blos klar, sondern anschaulich. Nie hat eine so scharfe und unerbittliche Kritik mit so vieler Anmuth geredet, nie war die Anmuth der wissenschaftlichen Rede so einfach. Das macht den ästhetischen Zauber, den Strauß unwillkürlich und ungesucht seinen kritischen Untersuchungen mitgegeben hat, und der nicht der geringſte Grund ist, warum sie zauberhaft wirkten. Er war ein Künstler, der unerwartet mitten unter Gelehrten erschien, welche die Gegenerde der Kunst bewohnen, und der in allen Stücken, welche den Werth der Gelehrsamkeit ausmachen, eine so imposante Ueberlegenheit zeigte.

Wenn nun Strauß' eigenthümlicher Neigung und Kraft am meiſten die historische Kunſtform entspricht, die er jeder Materie, die ihm innerlich bewegt und beschäftigt, unwillkürlich aufprägt, auch der widerstrebenden, so gibt es auf der andern Seite keinen Stoff, der leichter und zwangloſer in die historiſche Kunſtform aufgeht als der biographiſche. Je mehr sich der geschichtliche Stoff ausbreitet und verallgemeinert, um so mehr entzieht er sich der künstlerischen Darstellung, denn um so mehr erbleichen die farbenlebendigen Gestalten. Künstlerisch darstellen heißt seinen Stoff erschöpfen und anschaulich machen. Nur das Lebensvolle kann anschaulich gemacht werden. Und das Individuelle ist das Lebendigste. Man darf das ästhetiſche Geſetz aufstellen: Je mehr sich eine hiſtoriſche Materie dem individuellen Leben nähert, um so mehr nähert sie sich der historischen Kunstform; je weiter sie sich von dem individuellen Leben entfernt, um so schwieriger zugänglich wird sie für die künstlerische Darstellung. Offenbar ist die Geschichte der Menſchheit weit weniger fähig, künſtlerisch geschrieben zu werden, als die Lebensgeſchichte eines Individuums. Denn dort bleibt immer ein großer Rest zurück, der gar nicht in die Darstellung eintreten kann; dort kann der Stoff nur zum geringſten Theile in Form aufgelöſt werden, und von dem Dargeſtellten läßt sich nur das wenigſte anſchaulich ausprägen. Dagegen an biographiſchen Materien läßt sich die hiſtoriſche Kunſtform ohne Reſt vollziehen, vorausgeſetzt, daß sich das Talent findet, welches dieſe Aufgabe zu löſen die geſtaltende Kraft hat. Strauß iſt ein ſolches Talent. Da iſt die natürlichſte Sache von der Welt, daß er ſeiner Neigung und Kraft gemäß die biographiſchen Materien ſich zur Darſtellung gewählt hat. Dieſe Wahl iſt ein kunſtverſtändiges Urtheil; er will einen Stoff haben, den er ganz in ſeine Gewalt nehmen, vollkommen bemeiſtern, materiell ganz erſchöpfen, formell ganz anſchaulich machen und ausprägen kann. Strauß hat ſich nicht in das Gebiet der Biographien geflüchtet wie in einen Schlupfwinkel, ich weiß nicht

Digitized by Google

vor welchem Gespenſt, ſondern er iſt ſeiner Neigung und ſeinem Talente nachgegangen und hat deſſen volle und geſteigerte Kraft auf das Gebiet der hiſtoriſchen Kunſt übertragen.

Daß Biographien Kunſtwerke ſein können und darum ſollen, dieſe äſthetiſche Einſicht fehlt, wie es ſcheint, unter den Geſichtspunkten unſerer landläufigen Tageskritiker; ſonſt würden dieſe Leute die Strauß'ſchen Biographien nicht blos mit dem gemeinen ſtofflichen Intereſſe betrachten. Es iſt übrigens kein Wunder, daß ſich der Geſchmack für die biographiſche Kunſtform in unſern Lesern und Kritikern ſo wenig angeſiedelt hat, er iſt hier ebenſo ſpärlich vorhanden als in unſerer Literatur die biographiſchen Kunſtwerke. Wir ſind in dieſem Fache nicht äſthetiſch verwöhnt. Die guten Biographien, welche wir haben, ſind größtentheils gelehrte und fleißige Monographien, bei denen nur die Grazien ausgeblieben. Ueberhaupt hat die Hiſtoriographie in Deutſchland kaum eine Muſe. Denn die gelehrte Geſchichtsforſchung iſt noch nicht die künſtleriſche Geſchichtſchreibung. Zum Theil fehlen uns ſelbſt die literariſchen Bedingungen (um anderes nicht zu gedenken), welche die individualiſirende Geſchichtſchreibung, die wahrhafte epiſche Erzählungskunſt begünſtigen: der ſpecialgeſchichtliche Stoff, Memoiren, Biographien. Das iſt das nothwendige Material, woraus allein hiſtoriſche Kunſtwerke gebildet werden können. Und an ſolchem Material ſind wir arm, noch ärmer an den geſtaltenden Kräften, die es bemeiſtern und künſtleriſch ausprägen. Ein Memoiriſt und Biograph wie Varnhagen von Enſe iſt in unſerer Literatur eine ſeltene und beinahe einzige Erſcheinung. Die ergiebigſten Quellen des biographiſchen Materials ſind noch immer die Denkmäler, welche die literarhiſtoriſchen Größen unſerer jüngſten Vergangenheit hinterlaſſen haben: ihre Tagebücher, Briefwechſel u. ſ. w. Wären dieſe Erbſchaften nur immer an die richtigen Leute gekommen. Aber wir haben von den werthvollſten Memoiren aus dem Leben unſerer Dichter und Philoſophen kaum ſorgfältige und genaue Ausgaben. Darin iſt Schöll gar nicht genug zu rühmen, der vortrefflliche Herausgeber der Briefe Goethe's an die Frau von Stein. Eine ſolche Ausgabe iſt geradezu muſtergültig; ſie macht das Leben Goethe's vollkommen durchſichtig innerhalb der Grenzen, welche ſein Briefwechſel mit der Frau von Stein bezeichnet. Unſere großen Denker haben ihre Biographen gefunden, aber was für welche! Der Sohn hat das Leben ſeines Vaters, der Schüler das ſeines Meiſters beſchrieben. Und ſo verhalten ſich dieſe Biographien zu ihren Originalen, wie dieſer Sohn zu dieſem Vater oder dieſer Schüler zu dieſem Meiſter. Was ſie ſein ſollten, iſt keine: ein getroffenes, ſprechendes, vollſtändiges Lebensbild.

Wir haben daher alle Urſache, um ſo dankbarer die wenigen edeln Früchte zu genießen, welche bei uns die biographiſche Literatur erzeugt. Es iſt geradezu ein günſtiges Schickſal für die deutſche Literatur, daß eine künſtleriſche Kraft wie David Friedrich Strauß das biographiſche Gebiet bebauen will, wo ſo viele Pfuſcher herumſtümpern. Daß hiervon die Tageskritik gar nicht redet, beweiſt, wie wenig ihr das Gemeinwohl der Literatur am Herzen liegt. Die Literatur hat wie ein großer Staat ihre Provinzen; einige derſelben ſind übervölkert, andere liegen vernachläſſigt. Dafür ſollte die Kritik ein waches Auge haben. Die übervölkerten Plätze in der Literatur erzeugen dieſelben Uebel als die übervölkerten Städte: anſteckende Krankheiten und eine verpeſtete Atmoſphäre. Ich kann ganz beſtimmt verſichern, daß in den Hauptſtädten unſerer poetiſchen Literatur ſeit geraumer Zeit die Cholera wüthet und Opfer über Opfer hinwegrafft. Die Kritiker ſollten die vorſichtigen Aerzte ſein, welche die kranken Orte abſperren und jedem, der ſich darin anſiedeln will, den Zugang wehren, ſoviel an ihnen iſt; oder ſie ſollten die Todtengräber ſein, welche die gefallenen Opfer ſchnell und tief unter die Erde bringen. Statt deſſen ſind ſie die harmloſen Quackſalber, die mit allen möglichen Mitteln die Peſt nähren und großziehen; oder ſie ſind die fröhlichen Gevatersleute, die jeden neuen Poeten in die Gemeinſchaft der Heiligen aufnehmen und eher bereit ſind, einen wirklichen Poeten vom alten Schlage auszuſtoßen, als einem Stümper von heute den Eintritt zu unterſagen. So wachſen die Paraſiten groß und immer neue Paraſiten wachſen nach an den waſſerſüchtigen Theilen unſerer Literatur, und die Kritiker wiſſen nicht zu unterſcheiden zwiſchen den Mißgeburten an dem veralteten Leibe und einer geſunden neuen Generation.

Seit einem Jahrzehnd finden wir Strauß auf dem biographiſchen Gebiete thätig. Er hat wenig geſchrieben. Was er geſchrieben hat, iſt jedes in ſeiner Weiſe vollendet. Es iſt eben für ihn nicht gleichgültig, welche Stoffe er behandelt, denn er iſt nicht blos der gelehrte, ſondern der künſtleriſche Biograph, der auch in der Wahl ſeiner Gegenſtände poetiſch handelt. Er will für ſeinen Gegenſtand, ehe er ihn zur Darſtellung ergreift, von der menſchlichen Seite aus gewonnen, ich möchte ſagen inſpirirt ſein, wie es der Künſtler bedarf. Seine eigenen Seelenſtimmungen, wie ſie der Gang der Lebensſchickſale mit ſich führt, und auch die Stimmungen der Zeit, ſowenig Strauß mit den letztern lebt, ſind in der Wahl ſeiner Stoffe unmerklich mitwirkende Factoren. Im Augenblick, wo die moderne Romantik dem Untergange zueilt und den letzten Schimmer des Idealen für immer verlieren ſoll, ſchreibt Strauß ſeinen „Julian". Unter den Stürmen einer politiſchen Bewegung, die wol den befreienden Drang, aber nicht die geſtaltende und formgebende Kraft hatte, ſchildert er uns in „Daniel Schubart" einen jener aufbrauſenden, gährenden aber halt- und formloſen Stürmer, die der großen Epoche unſerer Poeſie im vorigen Jahrthundert vorangehen. Er ſchildert ihn, indem er den unglücklichen Dichter ſelbſt in ſeinen Briefen vor uns auftreten läßt. Das „Leben von Chriſtian Märklin" war ein Denkmal, welches die Freundeshand dem Abgeſchiedenen ſetzte. In dieſem Bilde malte ſich in ſeinen reinen und liebenswürdigen Zügen das gehaltvolle, von ernſten Kämpfen bewegte

Digitized by Google

Stilleben eines vortrefflichen Mannes, der es vermocht hatte, sich ungebrochen aus dem Streite der Theologie und Wissenschaft zu retten. In diesem Sinne war Märklin's Leben und Charakter von historischer Wichtigkeit, die Strauß in seiner Biographie enthüllte, die er, wie kein anderer, zu schätzen und darzuthun berufen war. Zugleich war diese Darstellung seine erste eigentliche Biographie, ein wirkliches, umfassendes Lebensbild, nicht blos eine Charakteristik. Nach einem langen Schweigen folgen dicht nacheinander zwei umfassende, auf historische Forschung gegründete biographische Arbeiten: „Das Leben des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin" und „Ulrich von Hutten", der vor wenigen Monaten erschienen. Soll der historische Künstler erst dann die Probe bestanden haben, wenn er einen großen historischen Gegenstand bemeistert und dargestellt, so hat in seinem „Ulrich von Hutten" Strauß diese Probe auf eine Weise bestanden, die in der deutschen Literatur für immer denkwürdig bleiben wird. Von dem unglücklichen, wenig gekannten Dichter eines ausgelebten und verkommenen Zeitalters ist unser Biograph auf den ritterlichen Poeten einer mächtig aufstrebenden Zeit, auf den heldenmüthigen Kämpfer der deutschen Reformation zugegangen. Möge die Zeit, in der er schreibt, ihn begleitet haben, und wenn sie zurückgeblieben ist, möge sie ihm nachfolgen! „Eines solchen Mannes Bild", sagt Strauß in der Vorrede zu seinem „Ulrich von Hutten", „kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren übeln Zeichen nur eins zu nennen) wie gerufen. Des päpstlichen Rom Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge; er wußte und wird es uns sagen, warum er es war. Freilich wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als einem protestantischen Consistorium finden." „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Hutten's Geschoß dabei gewesen."

Es liegt nicht in unserer hier gestellten Aufgabe, das zuletzt erwähnte biographische Werk jetzt eingehend zu behandeln. Ihm gehört eine ausschließliche Betrachtung.*) Was wir unsern Lesern jetzt bieten wollten, war gleichsam eine clavis straussiana: der Schlüssel zum Verständniß, der zutreffende Gesichtspunkt für die Auffassung und Schätzung dieses Biographen und seiner Werke.

9.

*) Diese wird in kurzer Zeit erfolgen und ebenso eine Besprechung des „Frischlin", die durch Zufälligkeiten bisher unterblieb.

D. Red.

Neuere Romane und Erzählungen.

1. Narren-Album. Roman in sechs Büchern von F. Binnewerck. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Prinz Rosa-Stramin. Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Zweite Auflage. Göttingen, Wigand. 1857. 16. 20 Ngr.
3. Die Irrlichter. Ein Märchen von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. Berlin, A. Duncker. 1856. 16. 15 Ngr.
4. Bewegtes Leben. Geschichte von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1856. Br. 8. 1 Thlr.
5. Aurelie. Theaternovelle von K. Cotta. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1857. 8. 1 Thlr.
6. Die Seelenverkäufer. Historischer Roman von Karl von Kessel. Wien, Hartleben. 1857. 8. 24 Ngr.
7. Camellen. Novellettenkranz von L. Meyer. Erster Band. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Judith, oder die Franzosen in Worms. Eine historische Novelle von Luitpold Baumblatt. Worms, Schmidt. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Die Traubenur. Ein romantisches Gemälde von Wilhelmine Johannsen. Hamburg, Würger. 1857. 8. 22½ Ngr.
10. Novellen von Golo Raimund. Erster und zweiter Band: Zwei Bräute. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 2 Thlr.
11. Der Augenblick des Glücks. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
12. Ausgewählte Novellen von Ferdinand Kürnberger. Prag, Bellmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
13. Graf d'Anethan d'Entraguës. Roman von George Hesekiel. Berlin, Heinicke. 1856. ler.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist erfreulich, wenn man unter der großen Zahl der Erzählungsschriftsteller einmal einen trifft, der seine eigene Sprache spricht. Die meisten haben zu ihren Darstellungen nichts anderes nöthig, als die einmal gangbaren Phrasen und banalen Redensarten des alltäglichen Lebens; in dieser engen Münze theilen sie alles mit, was sie geben können. Und doch haben alle Autoren zu allen Zeiten, sobald sie wahrhaft schöpferischen Geist hatten, ihre eigene Sprache geredet und dadurch auf die Bildung und Bereicherung unsers Idioms gewirkt. Man kann nicht behaupten, daß unsere deutsche Sprache seit den Tagen unserer klassischen Literaturperiode keiner Weiterbildung und keiner Bereicherung mehr bedürftig sei; die Grenzen der Perfectibilität einer Sprache abmarken wollen, hieße so viel, als die Grenzen des schöpferischen Geistes selbst abstecken wollen; beides ist unmöglich. Unter den obengenannten Autoren sind einige, welche zu eigenthümlichen Gedanken auch die entsprechende eigene Ausdrucksweise gefunden haben; wir bezeichnen als solche namentlich den Verfasser von „Prinz Rosa-Stramin", Eduard Helmer (Ernst Koch); ferner F. Binnewerck, Verfasser des „Narren-Album"; dann Ferdinand Kürnberger in seinen „Ausgewählten Novellen"; endlich die Verfasserin des Märchens „Die Irrlichter". An diese Bemerkung reiht Referent eine zweite. Einst kam ein Autor, welcher einen Band Novellen geschrieben und auf Subscription herausgegeben hatte, zu mir und fragte: welchen deutschen Prosaiker ich ihm als den besten vorschlage, daß er denselben nachahmen könne. Ich entgegnete dem Fragenden, daß nach meiner Ansicht derjenige, welcher das Bedürfniß des Nachahmens in sich verspüre, das Schriftstellern solchen überlassen möge, welchen dieses Bedürfniß unbekannt sei und welche der Unabweisbarkeit einer innern Eingebung folgten. Schon Horaz charakterisirt den Nachahmenden mit jenem scharfen Wort: imitatorum servile pecus, ein Ausspruch, worin das Ungesittige, das Unselbständige in kräftigster Weise bezeichnet ist. Der Nachahmende wird stets

Digitized by Google

das untergeordnete Element der Kunst für die Kunst selbst halten; der Nachahmende wird stets nur Mittelmäßiges produciren; aber das Mittelmäßige sollte auf allen Gebieten energisch zurückgedrängt werden, weil es dem wahrhaft Vortrefflichen den Weg versperrt. Nun gibt es aber in der Kunst außer der bewußten und absichtsvollen Nachahmung auch eine nur uneigentlich so genannte Nachahmung. Diese unbewußte, nur uneigentlich so genannte Nachahmung hat ihren letzten Grund in der innern Verwandtschaft zweier geistiger Individualitäten; die eine Individualität kann eine höher, die andere eine niedriger potenzirte sein, und es kann doch ein wahres verwandtschaftliches Verhältniß zwischen beiden stattfinden. Dabei ist es leicht begreiflich, daß eine niedriger potenzirte Individualität, wo sie mit einer höher potenzirten in Berührung kommt, sich durch dieselbe angezogen, ernährt, gekräftigt fühlt, oftmals ohne es nur bestimmt zu wissen, und daß infolge davon zum Beispiel bei einem Schriftsteller die Productionen des einen denen des andern ähnlich werden können nur in einer, bisweilen auch in mehreren Beziehungen. Von einer Nachahmung im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann in einem solchen Falle die Rede nicht sein; wollte man dennoch das Wort Nachahmung in dieser Beziehung gebrauchen, so wäre der Gebrauch ein uneigentlicher auf dieser unbewußten, eigentlich so genannten Nachahmung beruht eigentlich der Fortbau jedes idealen Ganzen; auch die Bildung einer Schule beruht darauf; auch die Bildung eines Kunststils leitet sich daraus ab, wenn man unter einem solchen das geistig Gemeinsame in großen Contouren angelegt versteht: ein Gemeinsames, welches eben vermöge seiner Unsichtigkeit und Größe die reichste Freiheit der Bewegung für den Einzelnen und für die Einzelheit gestattet.

Einige der obengenannten Bücher nöthigen uns, insonderheit ein Wort über die absichtliche Nachahmung Jean Paul's zu sagen. In den Werken dieses Dichters findet sich manchmal, was ein guter Stilist durch einige Uebung leicht sich aneignen könnte; ich spreche nämlich von jener Jean Paul'schen bis zur scheinbaren Nachlässigkeit sich herablassenden Natürlichkeit der Vortstellung, von seiner eigenthümlichen Behandlung des Periodenbaues, von der Häufung der Prädikate, Concentrirung der Bilder, Atonemität der Wortbildung u. s. w. Das alles ließe sich nachahmen; aber weher will ein Autor, welcher den Jean Paul nachahmen möchte, den Gedankenreichthum nehmen? Ich meine, wenn die absichtliche Nachahmung irgendeines deutschen Schriftstellers unermmenswürdig Schwierigkeiten hat, so ist es bei Jean Paul der Fall. Ueberflüssig, ich will nur sagen Reichthum der Gedanken ist etwas Ursprüngliches, das liegt über erwerben und nachahmen unerreichbar weit hinaus.

Man hat dem Verfasser des „Narren-Album", F. Binnewerk, den Vorwurf gemacht, er habe Jean Paul nachahmen wollen. Diejenigen, welche das behaupten, mögen dem Verfasser es beweisen; Referent darf bezeugen, daß in dem „Narren-Album" Gedanken sind, auf einen Bogen manchmal mehr, als in ganzen Bänden moderner Novellen und Erzählungen, wie sie so allästhetisch in Masse geschrieben und gelesen werden. Uebrigens fehlt dem „Narren-Album" eines der Jean Paul'schen Hauptelemente fast ganz: die Sentimentalität. Die Satire dagegen legt sich stark ins Breite und ist scharfschneidig zugleich. Was die Erzählung selbst betrifft, so ist dieselbe nicht in allen ihren Theilen vollständig möglich und kann nicht durchweg als materiell wirklich angenommen werden; indeß selbst in denjenigen Momenten, wo man die Erzählung nicht mehr als „wahre Geschichte" ansehen kann, lockt sie dem Leser doch ein Zustimmungslächeln ab, zustimmend der phantasiereichen Laune des Autors; manchmal auch mag ein Leser ein scharfes „Hui!" ausstoßen, um den Schwung der satirischen Geist Binnewerk's nachzuahmen. Alle diejenigen, welchen die ganze tiefe Lüge unserer modernen großen Existenzen nicht blos als ein Gegenstand der Lamentation, sondern auch als ein Gegenstand der Satire erscheint, werden das Buch mit Befriedigung lesen und in den Satz des Autors einstimmen, wenn derselbe sagt: „Wir sind Narren mit unsern Wünschen, Planen und Aussichten; die harmonisch ordnende Hand, die unsere Narrheiten auftäumt und ebnet, unsichtbar ins Menschenleben greift, damit die Freiheit unsers Willens nicht irre werde — sie gehört dem einigen Wesen und Wiederspruchslosen im Universum."

Die vorstehenden Bemerkungen führen mich auf ein anderes Buch, nämlich „Prinz Rosa-Stramin" von Eduard Helmer (Ernst Koch). Der Verfasser hat die Kunst nicht verstanden, oder vielmehr er hat auf die tausend kleinen und großen Kunstgriffe, Manipulationen, Operationen u. s. w. verschmäht, durch welche viele Schriftsteller sich Ruhm fabriziren oder fabriziren lassen; dafür aber hat sein Büchelchen einen Erfolg gehabt, dessen nicht alle mit Posaunenbegleitung in die Literaturblätter eingeführten Bücher sogenannter berühmter oder vielgelesener Schriftsteller sich rühmen können; nämlich es ist dem Referenten bekannt, daß schon vor acht oder zehn Jahren, als die erste Auflage des „Prinz Rosa-Stramin" erschien, poetisch gestimmte Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen einander auf dies Werkchen aufmerksam machten, trotzdem daß die Literaturblätter Gründe zu haben meinten, über dasselbe schweigen zu müssen; Referent konnte sogar in Erfahrung bringen von Poeten, welche erst nach der Veröffentlichung des „Prinz Rosa-Stramin" erschienen sind, Spuren nachweisen, welche auf das letztgenannte Buch zurückführen. Der Verfasser des „Prinz Rosa-Stramin" ist mit einem anerkennenswerthen Talente begabt; aber er beherrschte das Talent noch nicht vollkommen, als er dies Buch schrieb; dasselbe ist reich an Gedanken, worin kein Leben, Bild hergestellt werden; es ist reich an Naturschilderungen, an geistreichen Apercus, an schwungvollen Liedern, an artigen Scherzen und angenehmen Witzen; aber ein Ganzes ist das Buch nicht: es ist ein Conglomerat von ganz willkürlich hingeworfenen Stücken, aus denen die Persönlichkeit des Autors wieder und immer wieder hervorquckt, eine Unart, deren Strafe den Autor allezeit ereilt. Diese destruktorische Art des Schreibens würde, wenn der Verfasser sich selbst vielleicht in ihr gefallen sollte, ein großes Hinderniß künftiger Erfolge werden. Helmer veröffentlichte, was sich nicht ob vor dem „Prinz Rosa-Stramin" oder nach demselben, ein paar Novellen, welche auf spanischem Boden spielen; Referent ist der Ansicht, daß das kleine Bildet von wahrhaft poetischer Schönheit sind; da ist alles in jenem schönen Maß gehalten, welche die Hand des echten Kunstjüngers ahnen läßt. Wenn ich mir diese schönen Dichtungen — ich weiß nicht in welchem Jahrgang vielleicht zu Grunde gegangenen Blatte veröffentlicht — vergegenwärtige, so drängt sich mir der Gedanke auf, Helmer habe mit dem Wiederabdruck des „Prinz Rosa-Stramin" seine Schriftstellerlaufbahn von neuem eröffnen wollen, und es werde jetzt allebald der Reihe nach gedruckt werden, was der Verfasser nach „Prinz Rosa-Stramin" und noch jenen schönen Novellen schrieb und dichtete. Schon in den spanischen Novellen geht Helmer über die kleinbürgerliche Welt von Göttingen, Kassel und Marburg hinaus, welche ihm in „Prinz Rosa-Stramin" noch, an einem Flügel wenigstens, gefangen hält; denn des Verfassers eigentliches Ich greift weit über jene kümmerliche Peripherum hinaus. Wie ich schon oben andeutete, so sage ich zum Schluß, daß poetisch gestimmte Naturen in „Prinz Rosa-Stramin" vieles finden was ihnen zu Herzen geht, vieles was sie selbst weiter ausdeuten und ausmalen werden; manches Gedankengemebe ist in dieses Büchelchen aufgenommen, worin der bewegte Gedanke des Gleichgesinnten weiter spinnen wird; manche Idee ist angeregt, welche der poetisch fühlende zu einem neuen Ideale gestalten mag. Ich meine nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Erscheinung dieses Buchs ein Triumph sei über viele gemachte Bücher und gemachte Berühmtheiten. Den Verwurf der Nachahmung Jean Paul's hat man Helmer unrechtmäßigerweise gemacht. Jean Paul's Subjectivität dringt oftmals in seine Erzählungen mit Reflexionen und Raisonne-

Digitized by Google

mantt hinein; dieser Unart macht sich allerdings auch Helmer nicht selten schuldig. In den spanischen Novellen aber kommt dieser Fehler schon nicht mehr vor.

Von dem Vorwurf der Nachahmung müssen wir auch die anonyme Verfasserin des Märchens „Die Irrlichter" freisprechen. „Was sich der Wald erzählt", ferner „Was ich den Vöglein abgelauscht" u. s. w. sind Bücher, welche der Zeit nach vor den „Irrlichtern" erschienen sind; aber die Verfasserin der letzten hat jene nicht nachgeahmt. „Die Irrlichter" sind zwar, was das Material betrifft, nicht ohne Verwandtschaft mit Werkchen wie die obengenannten; aber unsere Verfasserin erscheint als durchaus selbständig in ihren Gedanken, in ihrer Symbolik, in ihrer Weltanschauung; ihr Buch macht durchaus weder den Eindruck des Gemachten, noch den Eindruck moderner Blasiertheit und Schmücklichkeit; vielmehr das Ganze muthet uns mit seiner Frische und Kräftigkeit an, welcher poetischen Producten eignet.

Referent kommt jetzt zu Edmund Hoefer's Buch: „Bewegtes Leben" betitelt. In Nr. 13 d. Bl. f. 1857 haben wir „Schwanwiek" von demselben Verfasser angezeigt; wir lobten an dem Buche die Ruhe und Ausdauer, mit welcher Hoefer sich in der Detailmalerei ergeht, und erwähnten, daß diese Ruhe und Stetigkeit vollkommen gut zu dem Gegenstande paßt, welchen der Autor darstellt. In dem oben angezeigten Buche hat das Talent des Verfassers eine andere Aufgabe glücklich gelöst. Nicht in diesen Erzählungen das Detail vermissen lieben; der Verfasser malt das Leben, wie der Titel sagt, mehr in der Bewegung als in der Ruhe; und er thut es mit Sicherheit, mit Kraft. Schon dadurch, daß der Verfasser bewegtes Leben darstellt, hat sein Buch für das größere Lesepublikum einige Anziehungskraft; aber auch für den Kenner sind diese Darstellungen von Werth; der Werth besteht darin, daß aber nicht blos etwa darin, daß die Gegenden, in denen diese Geschichten spielen, noch nicht gar zu oft geschildert sind, oder daß Charaktere, deren Typen nicht allzu gewöhnlich sind, uns vorgeführt werden, sondern es liegt der Werth dieser Erzählungen darin, daß wir von jeder und über jede derselben sagen dürfen: hier ist Natur, hier ist echte Natürlichkeit. Das diesen Erzählungen gespendete Lob erhält erst dann seine volle Bedeutung, wenn man die Unzahl von Erzählungen, Novellen und Romanen zu sehen Gelegenheit hat, welche, durch innere Unwahrheit verpfuscht, nichts als elende Schemengebäude sind, wo jedem gesunden Menschen die ursprünglichen Motive spaßmenschaft, weil sie nicht auf Natur und Wahrheit gegründet sind. Hoefer nennt sein Buch ganz anspruchslos „Geschichten"; er weiß sehr gut, daß gesunde Weltanschauung, treffendes Urtheil, angenehmer Vortrag ein Buch noch nicht in das Gebiet der Poesie hinaufheben; der Verfasser will das seinige auch gar nicht dahin tortiren und das gerecht seiner Selbstkritik zu großem Lob.

Die Theaternovelle „Aurelie" von Konstantin Cotta gehört zu denjenigen Erzählungen, welche entweder zum Hintergrunde oder zum Mittelpunkte das deutsche Theaterleben haben, und deren Zahl jährlich größer wird. Wer eine Zeit lang beim Theater gelebt hat, für den mag es leicht sein, seine Erlebnisse auf diesem Gebiete zu erzählen; die meisten dieser Erzählungen — einzelne Ausnahmen kenne ich wol — bewegen sich auf dem Boden einer Wirklichkeit, welche des Schönen sehr wenig bietet, ein Umstand, der um so unerfreulicher wirken muß, als der Beruf des Schauspielers eine schöne Kunst ist. Wahrhaft zurückstoßend ist es aber, wenn in solchen Theaternovellen vorherrschend äußerlich oder innerlich Unmoralisches, Liceniöses, Polizeiwidriges dargestellt wird; während doch alle, welche Schauspieler gekannt haben oder kennen, darin übereinstimmen, daß es doch auch Tugenden gibt, welche gerade unter den Schauspielern nicht selten gefunden werden; selbst die aus diesen Tugenden hervorgehenden Motive haben die meisten Schreiber von Theatergeschichten sich für ihre Darstellungen entgehen lassen. Darum sind dergleichen Bücher größtentheils eine unerquickliche Lectüre; weder der Psycholog, noch der Criminalist, noch der Kunstkenner, noch der Menschenfreund findet darin Momente, die für ihn wichtig wären; nicht einmal Spaßhaftes — von Komik gar nicht zu reden — findet man in den meisten der genannten Art, und man würde gern zufrieden sein, wenn nur noch jetzt solche heitere Sachen in diesem Genre geschrieben würden, wie Oettinger sie gab in seinen Episoden aus dem Leben Rossini's. Was die obengenannte „Aurelie" betrifft, so ist es eben eine Theatergeschichte, wie viele andere auch. Der Verfasser, welcher sein Buch einer Dame widmet, schreint der Ansicht zu sein, daß sein Werk eine höchst moralische Tendenz habe, weil die Tugend am Ende belohnt wird und weil das Laster nicht weiter kommt, als daß es in seinem Sumpfe fortregetirt; auch muß man dem Verfasser bezeugen, daß er sich zur Darstellung von obscönen und lasciven Scenen nicht verirrt. Aber von einem festen ethischen Grundgedanken ist in dem Buche auch nicht eine Spur zu finden; denn daß der ethische Grundgedanke nicht dadurch repräsentirt werden kann, daß keine obscönen Stellen in dem Buche vorkommen, bedarf wol keines weitern Beweises. Der Verfasser erbittet am Schluß seines Buchs von seinen Lesern schon im voraus Milde und Nachsicht für ein zweites Werkchen ähnlichen Inhalts, welches er bald veröffentlichen werde. Referent ist der Ansicht, daß kein Autor um Nachsicht bitten soll; fühlt einer, daß er das müßte, so soll er, was er geschrieben, lieber verbrennen; ein Buch, welches eine gerechte Würdigung nicht ertragen kann, ist nicht werth zu existiren.

Der Verfasser des Buchs: „Die Seelenverkäufer", Karl von Fessel, nennt seine Erzählung einen historischen Roman. Was Referent betrifft, so ist derselbe in der chronique scandaleuse deutscher Höfe nicht bewandert genug, um zu wissen, ob in dem Roman noch etwas anderes historisch ist, als die darin vorkommenden Personen: der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dessen General von Bischofswerder, dessen Minister von Haugwitz, sammt der Madame Rig, der nachherigen Gräfin Lichtenau. Man muß anerkennen, daß der Verfasser Talent hat, Personen zu zeichnen und Situationen darzustellen; er weiß das Interesse des Lesers stets auf den Hauptpunkt zu concentriren; auch Episoden behandelt er mit Geschick, wie z. B. eine Abendgesellschaft bei Madame Rig, wo Alois Hirt, der berühmte Alterthumskenner, Ramler, Haugwitz und andere auftreten. Wir wünschten, der Verfasser hätte an einen andern Stoff seinen Fleiß gewendet; es ist in der That etwas ganz Widernatürliches, daß ein Vater, um sein Stammschloß und die dampfende Punschbowle sich gesichert zu sehen, zwei nahen Verwandten, einem Baron und einer Baronin, seine eigene Tochter überliefert, um dieselbe der Cupidität eines Fürsten zu opfern. Soll etwa das rein Menschliche in dieser Erzählung dadurch repräsentirt werden, daß ein Gardelieutenant, jung, Bonvivant, comme il faut, dies arme Fräulein sieht, liebt, rettet und heirathet? Die Art und Weise, wie der Herr Lieutenant seine Dame rettet, ist dem Wachtstubenleben damaliger Zeit angemessen. Wir schließen mit dem Wunsch, der Verfasser möge sich für eine neue Erzählung einen mehr humanen Stoff wählen; sein Talent dürfte bei einem, welche um sich unterhalten zu lassen lesen, Anerkennung finden.

Der Verfasser der „Camelien", Ludwig Meyer, hat sein Buch einer Dame gewidmet und sagt in dem Vorwort, dieselbe habe ihn mit einer so hohen Verehrung erfüllt, daß er auf ihre Nachsicht und Milde vertraue und Verzeihung für seine Kühnheit erbitte. Die in diesem Bande mitgetheilten Novelletten sind leicht skizzirte in Form von Anekdoten vorgetragene kleine Geschichten; ausgemalte Bilder sind es nicht. Damit ist der schriftstellerische Werth dieser Sächelchen gekennzeichnet. Aus manchem sehr dankbaren Stoff, wie z. B. Maria de las Mercedes, Pauline Fourio, würde ein Dichter kleine Kunstwerke geschaffen haben. In einem Anhange seines Buchs theilt der Verfasser einiges Verfificirte mit; ein sogenanntes Gedicht auf Ludwig Napoleon, den

Digitized by Google

derzeitigen Kaiser in Frankreich, hat mich interessirt, weil die Ernsthaftigkeit darin wie Hohn klingt, wenn nämlich von Ludwig Napoleon gesagt wird:

Es bergen sich heute die Franken
Vor Weichheit, gepaaret mit Kraft,
Die Zwietracht dammt er in Schranken,
Sein Genius herrlichet schafft.
So steht er gar mächtig auf steiler Höh',
Verkündend es laut: „L'empire c'est la paix!"

Die Künste von neuem sich heben,
Die Wissenschaft blüht neu empor,
Man liebt friedlich Schaffen und Streben,
Der Handel kommt wieder in Flor.
Sein Frankreich wird stark — zu Lande, zur See,
Drum er spricht ja: „L'empire c'est la paix!"

Hiernächst kommt der Verfasser auf den Krieg in der Krim zu sprechen und sagt:

Und muthvoll erkämpfen die Braven,
Das Land sich — stets Zoll nur für Zoll.
Die Artillerie, Jäger, Zuaven
Erstürmten dann Sewastopol.
Nun jubelte laut der Held Pélissier:
„Ja! jetzen wir heim — l'empire c'est la paix!"

„Zudith oder die Franzosen in Worms. Novelle von Luitpold Baumblatt" spielt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in welchem, wie der Verfasser es ausdrückt, Ludwig XIV., König von Frankreich, sich als Attila hervorthat, den er, mindestens an den Ufern des Rheinstroms, zu erreichen strebte und in der That erreichte. Die Stadt Speier mit ihrem herrlichen Kaiserdom war gefallen und nun wurde der Schwesterstadt Worms dasselbe Schicksal bereitet. Im October 1688 kamen die Franzosen unter Oberst Boicenel nach Worms und richteten sich als Herren des Platzes ein. Die nun folgende Zerstörung der Stadt Worms gibt den Hintergrund zu der Geschichte, wie ein französischer Offizier ein schönes Mädchen sieht und liebt. Obwol der Offizier Franzose ist und das Mädchen dem jüdischen Stamme angehört, so ist die Geschichte dieser Liebe doch eine echt deutsche, voll Qual, Zweifel, Zwiespalt und Treue, endend mit Entsagung. Der Verfasser hat, alle falsche ungehörige Zuthat, alle Uebertreibung verschmähend, eine Erzählung geliefert, welche man in bürgerlichen Kreisen des südlichen Deutschland vielleicht nicht ohne Interesse lesen wird.

Wilhelmine Johannsen, die Verfasserin der „Traubencur" hat bereits einige Kinderschriften veröffentlicht. Wie Referent von mehreren Seiten hört, wird die Verfasserin von einem richtigen Takt geleitet, indem sie sich an das Gemüthsleben der Kinder wendet; sie strebt danach, eine sorgsame Kindlichkeit ebenso wol wie einen trecknen Lehrerton zu vermeiden: beides Fehler, durch welche den Kindern das ihnen Dargebotene ungenießbar gemacht wird. Mit dem oben angezeigten Buche geht die Verfasserin auf ein höhertreibendes Gebiet; sie widmet nämlich ihr Gemüter, wie sie es nennt, „deutschen Frauen und Jungfrauen". Das ist ein kühnes Wort, nicht ohne Selbstgefühl gesprochen. Die Verfasserin wird es begreifen, wenn wir behaupten, daß die pädagogische Kraft der Erzählung nicht durch Negationen herzustellen sei; eine Erzählung, in welcher es von Anfang bis zum Ende höchst peinlichmäßig, höchst lavol zugeht, ist deswegen noch nicht von pädagogischer Wirkung; ein Roman für deutsche Jungfrauen und Frauen ist deshalb noch nicht von pädagogischer Wirkung, weil alle Heirathsangelegenheiten mit Zustimmung der Aeltern und Verwandten, alle Hochzeiten nach dem recipirten Ritus gehalten werden, weil die Tugend der kindlichen Liebe, der Wohlthätigkeit, der Dankbarkeit, der allgemeinen Menschenliebe durch passende Beispiele empfohlen und das Ganze mit allerlei wissenswürdigen Notizen über Städte, Kirchen, Herrschersfamilien u. s. w. durchwebt ist; daß darin die pädagogische Kraft des Romans nicht liegt, welche der Autor doch hervorrufen mußte, wenn er für „deutsche Frauen und Jungfrauen" zu schreiben sich rühmt, das scheint und unwidersprechlich gewiß zu sein. Dies Streben nach Tugend wird in der Brust der Frau und der Jungfrau nicht durch Bücher wie Marmontel's „Contes moraux", nicht durch Exempel des Vortrefflichen geweckt und gekräftigt; die Vorschriften der Moral und der Polizei haben noch niemals einen Mann oder ein Weib zu derjenigen Höhe der Tugend geführt, welche allein den Menschen adelt; der Sinn für echte Tugend kann nur in demjenigen Menschen entbunden werden, dessen geistiges Leben frei wird, frei vom Wust ererbter Vorurtheile, nachgebeteter Halbwahrheiten und derschleierter Irrthümer, frei von der Macht der Gewohnheit, vom Einfluß des Alltäglichen, frei vom Urtheil der dummen, sich allein für geschieht haltenden Menge; diese Freiheit wirkt echte Begeisterung für tugendhaftes Leben, ohne diese Begeisterung ist Tugend-andenkerei ein Pädagog, welcher diesen Schwung in seinem Zöglinge nicht zu wecken versteht, ist niemals ein rechter. Die Verfasserin der „Traubencur" eröffnet deutschen Frauen und Jungfrauen, für die sie schreibt, keine tiefern Perspective, keine neuen Gesichtspunkte, keine höhern Aussichten, können einen Einblick in das Leben und keinen großartigen Ueberblick über dasselbe, sie versucht nicht eine Verbindungslinie zu bezeichnen zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen jetzt und künftig, zwischen Erde und Himmel. Wir wollen nur ein Beispiel anführen; es ist noch in der That nur die allergewöhnlichste Ansicht, welche unsere Verfasserin eine junge Wittwe aussprechen läßt, die ihm Begriff ist, sich zum zweiten male zu verheirathen, wenn es in dieser Beziehung heißt: „Kein Schmerz dauert ewig, wenn man ihn nicht mit Eigensinn festhalten will, und ein gutes reines Herz, wenn es auch noch so tief betrübt gewesen ist, kann für Freude wieder empfänglich werden." Ferner, wenn die Verfasserin eine Menge historischer Notizen über Städte, Burgen, Kirchen u. s. w. in ihr Buch flicht, so meinen wir, sie kennt das jungfräuliche Geschlecht unserer Tage sehr wenig, wenn sie annimmt, dergleichen Anmerkungen sollen den Fräulein angenehm sein: man überschlägt dergleichen und liest weiter, wo die Geschichte des Buchs sich wieder anspinnt. Es scheint mir eine Art von schriftstellerischer Armuth zu sein, ein Buch mit Notizen zu füllen, welche in den Reisehandbüchern von Bädeker und Murray nicht vergebens gesucht werden. Trotz der gemachten Ausstellungen scheint die Verfasserin nicht ohne Talent für Jugendschriftstellerei zu sein; wenn das Ziel „für deutsche Frauen und Jungfrauen" zu hoch gesteckt ist, so ist die „Traubencur" doch für manche Leserin eine unschädliche und von der Verfasserin gewiß mit Wohlwollen gespendete Gabe.

Die „Novellen" von Gelo Raimund sind gut geschriebene Sachen, in welchen sich alle Anforderungen realisiren, die ein Leser, der sich unterhalten lassen will, an eine Erzählung macht. Der Verfasser stellt an seine Leser nicht den Anspruch einer besondern Vorbildung für seine Lectüre; er verlangt nicht eine intensive Aufmerksamkeit, um seinverworbenen Fäden der Erzählung folgen zu können; er fordert nicht, daß der Leser die und jenes Moment combinire und ahnend verwollständige: es ist alles für und fertig, rund und nett gesagt und erzählt, was der Verfasser zu sagen und zu erzählen hatte. Und das alles ist in einer Sprache vorgetragen, welche einfach, verständlich, ganz den Gegenständen und Situationen angemessen ist. Wenn man in diesen Erzählungen nichts etwas überraschend Geistreiches findet, so findet man auch niemals etwas gegen das moralisch-bürgerlich-politische Gewissen darin, und das ist in einem Decennium, wo so viele innerlichst doch eigentlich sehr unmoralische Erzählungen geschrieben werden, ein charakterisirendes Zeichen. Referent meint, der Verfasser der obengenannten Novellen schreibe mehr für Frauen als für Männer, und die Novellen werden gewiß bei Frauen, welche zur Zerstreuung Romane lesen, ein Publikum finden.

„Der Augenblid des Glücks. Von F. W. Hackländer"

Digitized by Google

bietet eine unterhaltende Lectüre, besonders für diejenigen, welche sich für das Leben an Höfen interessiren. Es geht ein feiner satirischer Zug durch das ganze Buch und manche glückliche Combinationen erinnern an die neuern französischen Lustspielreichen, wie denn dies ganze Hackländer'sche Werkchen von dramatischer Bewegung ist. Leser, welche ihre dem Lesen sich auch ihr Urtheil frei halten, werden die Bemerkung machen, daß man in dieser Erzählung auch einige Unwahrscheinlichkeiten gläubig hinzunehmen vom Verfasser eingeladen werden; z. B. wenn ein Hoffräulein ganz gegen seine Neigung sich, nur auf die Laune einer Prinzessin hin (nicht einmal einer regierenden Fürstin), einem ältern, von ihr gar nicht geliebten Cavalier als Verlobte öffentlich überliefern läßt, während ihr Herz einem andern Herrn gehört, so darf man das wol unwahrscheinlich oder, wenn man will, nicht ganz glücklich erfunden nennen. Ein sittliches Princip ist in diesem Buche nicht ausgesprochen, darum bringt es auch keine Erbauung hervor. Aber Hackländer kennt sein Publikum; verlangt ein unterhaltungsbedürftiger Leser Erhebung? „Der Augenblick des Glücks" ist der Kaiserin von Oesterreich gewidmet.

Die „Ausgewählten Novellen" von Ferdinand Kürnberger bewegen sich auf dem Gebiet der Wirklichkeit, aber das Gebiet der Poesie leuchtet in viele derselben hinüber. Diese Erzählungen machen den Eindruck reiner Ursprünglichkeit; Nachgeahmtes findet sich nicht darin. Es liegt denselben das Leben der Gegenwart zu Grunde; aber nirgends wird die banale Mittelmäßigkeit, nirgend die maßlose Mhyrdität, niedrigende Lebensluft der unsern Zustände auch nur entschuldigt; energisch und scharf weist der Verfasser auf das unwandelbar Wahre, auf das unsträfbar Gute in der Menschenbrust hin. Es ist eine durch und durch kräftige Speise, die Kürnberger seinen Gästen bietet, selbst die leichtern Sachen kommen mit vor, als spürte man darin die spielende Kraft. Derjenige, welcher diese Ansicht theilt, wird gewiß nicht meinen, daß in der Erzählung „Ein Brautpaar in Polen" die Farben zu stark aufgetragen seien. Nach meiner Ansicht haben überall nur wenige Menschen eine Vorstellung von solchen exceptionellen Ereignissen wie das, daß eine Braut von ihrem Bräutigam als betrogen sich wähnt; es ist deshalb für den Autor etwas ganz Bedeutungsloses, wenn ein Leser etwa meint, diese Schilderung sei doch wol übertrieben. Ein Autor, namentlich wenn er Dichter ist, schreibt nicht, um von Hinz und Kunz gelobt zu werden; und in unserer blutarmen, weichlichen Zeit kann es nicht geschehen, daß das Kräftige mit den Uebertreibenen verwechselt wird. Die Charaktere, welche Kürnberger uns vorführt, sind wirklich kernhafte Naturen. „Die Versuchungen der Armen", „Das große und das kleine Los", „Der Windfall", „Das Brautpaar in Polen", das sind Erzählungen, die, vermöge ihrer trefflichen Charakterstist nicht blos dem gewöhnlichen Leser, sondern auch dem Aesthetiker Interesse einflößen.

In „Graf d'Anethan d'Entraguis" von George Hesekiel haben wir einen Roman vor uns, welcher in die Gattung der historischen gehört. Diese Art von Romanen findet seit Jahren besonders in Frankreich ein großes Publikum; die unglaublich detaillirte und umfangreiche Memoirenliteratur der Franzosen bietet den französischen Autoren noch für lange Zeit eine ergiebige Quelle. Die Franzosen behandeln ihre historischen Romane mit großer Freiheit: das eigentlich Historische ist hier meistens Nebensache, den Verfassern und dem Publikum ist die romanhafte Einkleidung und zusammenstellung das Wichtigste, die eigentlich historische Charaktermalerei gilt ihnen erst in zweiter Linie; von einer ethisch motivirten Darstellung schienen sie fast nichts wissen zu wollen. Anderes ist es bei andern Nationen. Ich erwähne namentlich die Schweden. Auch in der schwedischen Literatur gibt es historische Romane; die gediegensten sind geschrieben von dem Hauptmann Cruusenstolpe und behandeln die Zeit der Königin Ulrike, das Leben König Gustav's III., die Schicksale und Thaten König Karl Johann's XIV. Diesem schwedischen Romanschriftsteller kam es vonherschend auf Ermittelung und Feststellung von Thatsachen an, daher wurden seine Schriften von dem letztverstorbenen König von Schweden theils als regierungsfeindlich, theils als königsfeindlich angesehen und der Verfasser mußte durch lange und schwere Haft sein Unternehmen büßen. Auch in Deutschland werden historische Romane jetzt viel geschrieben und gelesen; der Büchermarkt bietet in dieser Richtung Bücher von verschiedenem Werth. Einige Autoren machen eine historische Persönlichkeit zum Mittelpunkt ihrer Erzählung; andere stellen eine fingirte Persönlichkeit auf, um welche sich die historischen Personen rangiren; die werthvollste Gattung des historischen Romans scheint mir diejenige zu sein, wo ein fester ethischer Grundgedanke das Centrum bildet, zu welchem alle Einzelheiten wie Radien in Beziehung stehen. „Graf d'Anethan d'Entraguis" gehört zu derjenigen Gattung, wo eine fingirte Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet oder bilden soll; in diesem vorliegenden Roman ist diese Persönlichkeit ein geheimer Agent Fouché's und Talleyrand's und die Erzählung beginnt mit Bonaparte's Consulat und endet mit den Vorbereitungen zum russischen Feldzuge. Man dürfte nach dieser Angabe vermuthen, daß das Werk etwa sechs bis acht Bände umfassen müsse; und wenn der Verfasser sich einen solchen Raum genommen hätte, so wäre es ohne Zweifel zum Vortheil seines Werks geschehen. Er hat aber die gedrängteste Darstellung vorgezogen und dadurch seine Aufgabe sich schwieriger gemacht. Es hat ihm nämlich nicht gelingen können, sein ungeheueres Material zu einem Ganzen zu concentriren; manches ist vereinzelt, manches unausgeführt geblieben, vieles nur andeutungsweise mitgetheilt; nicht jedes einzelne Moment ist in Zusammenhang mit dem Mittelpunkt gebracht. Dennoch ist das Werk eine angenehme Lectüre; nachdem man einige Kapitel gelesen hat, läßt man sich den oben bezeichneten Mangel gefallen und gibt sich den kräftigen Zügen der Darstellung willig hin. Man muß es anerkennen, daß der Verfasser gegebene historische Personen und Zustände mit voller Wahrheit darzustellen versteht; die innern Verhältnisse der Familie Bonaparte's, das Verhältniß der Brüder und Schwestern Bonaparte's zu einander; das Verhältniß dieser Familie zu den Mitgliedern der Familie Beauharnais, Josephine, Hortense und Eugène Beauharnais ist klar und scharf gefaßt; der Charakter des Cardinals Maury, die Büste der Königin bei Napoleon in Erfurt, die Intriguen Fouché's und Talleyrand's, der Charakter Schill's: das alles sind höchst gelungene Momente. Auch diejenigen Partien des Buchs, welche des Verfassers eigene Erfindung sind, müssen als gelungen bezeichnet werden. „Si non è vero, eben trovato" darf man bei jeder Scene sagen; das kleine Kapitel, betitelt: „Der Junker und sein Haus", worin eine altpreußische Offiziersfamilie aus dem Jahre 1809 geschildert wird, ist ein kleines Meisterstück.

Wenn wir oben von den schwedischen Hauptmann Cruusenstolpe erzählten, daß seine historischen Romane Tendenzschriften waren, oder vielmehr daß sie dafür angesehen wurden, so ist das Buch Hesekiel's nicht in dem gleichen Fall. Eine Tendenzschrift ist das Werk unsers Verfassers nicht; aber seine Ansicht spricht er aus, wo es am Platz ist. So ist einmal von dem Haß der Engländer gegen die Franzosen die Rede, und Hesekiel nennt diesen Haß einen Rassehaß, einen Haß des Instincts, einen Bulldoggenhaß. Auf diesen Bulldoggenhaß", sagt unser Verfasser, „hastete Pitt sein System, an diesem Haß scheiterten die liberalen Versuche der Fox und Sheridan, an diesem Haß stumpfte sich das Schwert Napoleon's. Jetzt scheint er todt zu sein, aber es gibt Scheintode, die plötzlich auferstehen und dann erst recht gefund und kräftig weiter leben."

Kenner schreibt Hesekiel über das Unglück Preußens im Jahre 1806: „Es ist empörend, daß diejenigen, die damals nichts thaten, das Gericht, das über ein ganzes Volk gekommen war, als die Verschuldung eines Theils des Volks dar-

Digitized by Google

stellten, und zwar der Theil, der mit dem Schwert in der Hand unter Hunger und Kummer, Frost und Elend selbst da noch seine Pflicht that, als die Richtsthuer meist schon überzeugt waren, daß Preußen aufhören werde zu existiren. Das ist empörend; aber das Empörendste ist es nicht: das ist erst das, daß diese Leute die Geschichte gefälscht haben bis auf unsere Zeit, daß noch heute die Feigheit und der Verrath der Junker von 1806 als Kampfruf gegen den Adel dienen muß, jetzt, wo man es lange weit besser weiß, was damals Preußen stürzte. Die Feldherren und Führer der preußischen Armee, welche die Fahnen zweimal siegreich bis Paris führten, es waren lauter Junker von 1806. Was von einzelnen Individuen von adeliger Geburt in jener furchtbaren Zeit gefehlt und gesündigt, man möge es tadeln so scharf und so derb, wie man es verantworten zu können meint, aber es ist schändlich und verächtlich, damit noch immer — und es geschieht fast täglich noch — einen ganzen Stand verunglimpfen zu wollen. Bürgerliche, von musikalischen Maurermeistern in Berlin an bis zu königlichen Cabinetsräthen hinauf, alle Dikaterien der Beamtenwelt hindurch, könnte man genug anführen, um eine gewaltige Schar von Verräthern und Feiglingen daraus zu bilden: dem Adel ist es nie eingefallen aus diesen Individuen dem ganzen Bürgerstande ein Verbrechen zu machen."

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß der Roman „Graf d'Anethan d'Entraquie" Separatabdruck ist aus der in Berlin erscheinenden von Clemens Graf Pinto redigirten socialpolitischen Wochenschrift „Berliner Revue". 10.

Reiseliteratur.

1. Aus dem Weichselbelta. Reiseskizzen von Louis Passarge. Mit einer Karte. Berlin, Decker. 1867. 8. 1 Thlr.

Je mehr man selbst gereist ist und der Reiseliteratur deshalb auch ein specielles Interesse abgewinnt, um so mehr wird man den Werth derartiger Bücher bemessen können. Gibt der Reisende uns seine individuellen Eindrücke zum besten, so verlangen wir, daß dieselben mit dem Erlebten in Beziehung stehen und theils durch Witz, theils durch geistreiche Aperçus Anspruch auf ein allgemeines Interesse haben. Sind die Schilderungen rein objectiv gehalten, so ist es vor allen Dingen Klarheit der Darstellung und Kunst des Gruppirens, was derartigen Werken Werth verleiht und sie auf eine höhere Stufe stellt, als auf die ordinärer Fabrikarbeiten.

Louis Passarge hat uns ein musterhaftes Buch objectiver Darstellung gegeben. Der Verfasser ist eine liebenswürdige Natur, geistreich, sehr gebildet, ein wenig zaghaft manchmal mit seiner Meinung, aber mit tüchtigen Kenntnissen im Gebiet der Architektur und der Kunstgeschichte ausgerüstet, er sieht klar und erzählt frisch, lebendig und mit vieler Liebe; der Ernst überwiegt den harmlosen, heitern Schertz; ein poetisches Gemüth steht ihm immer zur Seite und erhöht das Interesse an den wertvollen Studien, die theils historisch, theils kunstgeschichtlich, theils culturhistorisch sind. Das Einfachste ist interessant geschildert und das Verwickelste klar zergliedert. Demjenigen, den die Weichselgegend am wenigsten interessiren würde, stößt der Verfasser Vorliebe und Sympathie für sein Vaterland ein: so gediegen ist der Inhalt den er bietet, so beschrend ist das was er schreibt, so interessant ist das was er erzählt. Ich meinte den braven Gregorovius an der Weichsel zu sehen, und dachte immer daran, wie dieser liebenswürdige Schriftsteller von den Wüsten und Steppen der Romagna, von den Eigenthümlichkeiten des Meeres, von den Banditen, den Städten und Inseln Italiens gar nicht anders erzählen könnte, als Passarge von den Dünen und Deichen, von der Weichsel und ihrer Bosheit, von den Niederungen, den Küsten, Städten und Bauten in jenem profaischen Norden. Alles lebt vor unsern Blicken auf, wenn man diese Seiten liest, und kein Danziger noch Dirschauer kann sein Land besser kennen, seine Eigenthümlichkeiten lebhafter empfinden, als der Leser nach der Lectüre dieses Buches es zu thun im Stande sein wird. Das sind einerseits des Verfassers weite und gründliche Kenntnisse, die ihm sein Material vollständig beherrschen lassen, andererseits sein reiches und vollkräftiges Erzählertalent, welches spielend und angenehm belehrt.

Der erste Abschnitt dieses vortrefflichen Buchs behandelt Dirschau. Der Verfasser macht von diesem traurigen Rest eine herrliche Schilderung, denn es ist heute einer der wichtigsten Punkte für Preußen, das Centrum des ganzen östlichen Eisenbahnnetzes. Die dämonische Gewalt der Weichsel, die man dort seit Jahrhunderten zu überbrücken liebte, ist meisterhaft geschildert, und der nun vollendete Bau der großen, imposanten Eisenbahnbrücke ersteht förmlich vor unsern Augen; man sieht die kolossalen Werkhäuten längs des Flusses, die Taulente von rüstigen Arbeitern, den prüfenden Ingenieur, die riesigen Bogen der großartigen Brücke, welche ein ewiges Joch für die wilden Fluten bilden wird, die Schienen und Pfeiler, die durchbrechenen Ballenlagen: ein plastisches Bild steht vor und da, würdig der Bewunderung seines Stoffs und seines Malers.

Danzig ist der zweite Abschnitt des Werks zugetheilt und nach einer interessanten, oft mit den finnigsten Abwechselungen vollführten Wanderung durch die alte Architektur der einstigen stolzen Hansestadt, die noch heute ihren stolzen, trotzigen, patriarchalischen Charakter bewahrt hat, durch die Kirchen und öffentlichen Bauwerke, macht uns Passarge mit dem Wichtigsten aus der Geschichte Danzigs bekannt. Die dazwischen eingewebten Beschreibungen der städtischen Sitten und Eigenthümlichkeiten und das Porträt des genius loci, Rudolf Breitag's, welcher das alte Baudenkmal des Frauenklosters Nonnenhof aus den Händen unserer modernen Barbaren durch die sturkräftigste Manier entzog; die Darstellung von der Dünenbildung und den Weichselwindungen, beleben gewissermaßen das starre imposante Architekturbild dieser Stadt, einer der interessantesten des ganzen deutschen Nordens.

Die Kunst der Malerei im dritten Abschnitt, „Die Werder", findet im Charakter der Niederunger ihre vollste und natürlichste Entfaltung. Der Verfasser entwirft ein Bild à la van Dyck; die Figuren sind lebendig, ihr ganzer Charakter schillert förmlich aus den Farben heraus. Die Niederunger sind aber auch ein Volk, welches zu beharrlichem einem Künstler Vergnügen machen muß: zäh, stämmig und mit einer starren Trotzigkeit an den alten Sitten festhaltend, „wämisch", wie der Verfasser sagt, nordische Lazzaroni, die nicht zu arbeiten nöthig haben; Grundbesitzer, die ihre Knechte wie die alten Slawen behandeln, raub und stolz; Ehemänner, die Herren im Hause sind und in der Volkskraft ihrer Würde ihr „Hausgesinde" hüten und regieren, keinen Deut von den alten hundertjährigen Grundsätzen ablassen und die Reinheit der Sitten bis zwischen die „Nichtenschaft" hinein aufrecht erhalten. Ein interessantes Bild entwirft der Verfasser von den Beerenmonaten einer Hochzeit dieses kräftigen starken Volks:

„Wenn das «Schinkenschneiden» zu einer ernstlichen Neigung geführt hat, von dem Hause des Bräutigams auch eine leise Andeutung zu dem Hause der Braut gekommen und hier nicht zurückgewiesen ist, so sattelt er an einem — nicht schönen Morgen, sondern an einem — Dienstag oder Donnerstag (wo mit euphemistisch gleich das ganze künftige Schicksal des Ehemanns angedeutet zu sein scheint) der Knecht einen Hengst. Der Herr in seinem besten Rocke besteigt denselben und reitet zu dem Hause der Braut. Dort empfängt ihn niemand; er selbst bindet das Pferd an, tritt hinein und wird weder, wenn er sich entfernen will, zum längern Verweilen genöthigt, noch erhält er — was sonst sofort geschehen würde — Speise und Trank. Nach kurzem Zwiegespräch empfiehlt er sich; niemand begleitet ihn über die Schwelle. Acht Tage später reitet er nochmals vor Liebchens Haus, nun wird er empfangen, sein Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er selbst bleibt

Digitized by Google

bis zum Abend und wird trefflich bewirthet. Hiermit ist er in den Schos der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung statt, zu welcher der Bräutigam jetzt mit dem schönsten Wagen, den prächtigsten Pferden, neuem Geschirr und in den besten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben diesem Wagen ihre Visiten. Bald folgt auch die Hochzeit."

Der letzte Abschnitt behandelt die Marienburg, dieses herrlichste Denkmal der deutschen Ordensritterzeit und schließt in einer würdigen Weise ein Werk ab, für welches dem Verfasser ebenso viel Lob als Dank gebührt.

---

2. Die Reise nach Juliusthal. Von L. Wittmaack, Verfasser der „Geschichte der Seelengefühle". Leipzig, Kollmann. 1857. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser, wie er uns im Eingange mittheilt, ein Arzt aus Altona, ist nicht ohne Humor, aber er scheint vielfach forcirt zu sein und sucht häufig den von Heinrich Heine zu copiren. Die kleine Reise von Hamburg nach Harzburg und Juliusthal ist weiter nicht bedeutungsvoll für den Jünger Aesculap's ausgefallen, als daß sie ihm Gelegenheit zu einigen harmlosen Gedichten gab und zu einer Anzahl von metaphysischen und moralisirenden Reflexionen, die vorher vielleicht schon die Seele des sonst ganz interessanten Touristen gedrückt haben. Von einer Reisebeschreibung ist wenig da; es ist, als sei sie nur Mittel zum Zweck gewesen, um einige gute und viele schlechte Witze, einige artige und viele forcirte Gedanken loszulassen. Was der Verfasser Gutes sagt, geht nicht besonders tief, noch hoch, noch weit; nur daß er eine unserer Dichternaturen de providentia ist, das ist das Tiefste, Höchste und Weiteste in seinem Büchelchen; auch beweist er dies durch allerlei Verslein, die er sogar im Eisenbahncoupé einer holden Schönheit, die seine Gefährtin der Reise war, irgendeiner Gräfin B...., zu Ehren dichtet. Das Dichten geht flink, wie es de providentia immer geht, z. B.:

Der Smaragd der grünen Tannen
Hätt' gepasset gar zu gut
Zu den blauen Liebesaugen u. s. w.

Wir schlagen vielleicht zwei Fliegen mit einem Schlage, wenn wir einen Satz citiren, um die Reflexionswuth, die Witzigkeit und die vernünftigen Gedanken des dichtenden Aesculap gegenüber unsern Lyrikern zu beweisen, wobei wir noch bemerken, daß Wittmaack keinen Commis leiden kann und eine Glosse darüber gemacht hat, daß sich einer dieser armen Teufel auf dem Dampfboot langweilte: „Ueberhaupt ist Toleranz (er meinte eben, daß man gegen Commis auch tolerant sein müsse) eine der vorzüglichsten Seelentugenden, um gewisse Partien im Leben erträglich zu finden, so z. B. heutigen Tags da, wo die Stecklinge der lyrischen Poesie aufschießen. Die Juden sind fruchtbar, aber gegen unsere jetzigen Lyriker müssen sie zurückstehen. Ich möchte wissen, wodurch diese Minnesänger in Verlegenheit zu bringen wären; das dürfte selbst der Mond nicht vermögen, wenn er mit vollem Angesicht über Schöppenstedt leuchtet. Ach! wenn von dieser Goldschnittsangerei nur nicht die Folge wäre, daß jetzt die kleinen Nachtigallen so traurig verstummten! .... Die Zeiten sind dahin, man will absolut keine Privilegien mehr, auch die des Genius nicht, die Stimmen sind für «Gewerbe»-Freiheit und die Nachtigallenaccorde sind von der gepreßten Zierde eleganter Einbände zum Schweigen gebracht. Also Toleranz! erhalte sie dir, liebe Seele ..." Also — Toleranz! Wittmaack ist auch ein Dichter!

---

3. Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. Von August Corrodi. Luzern, Kaiser. 1857. 8. 1 Thlr.

Schon nach der Lectüre der ersten Seiten ist man mit dem Verfasser vertraut und macht mit ihm gern die wildklüftige Tour von Appenzell über den Rigi, die Gotthardstraße, Lugano nach dem stolzen Mailand. Corrodi macht diesen Ausflug eben nicht als einer jener Touristen, die sich von vornherein vornehmen, alles was sie sehen und hören und alles was sie nicht sehen zu einem Buche zusammenzuschreiben, um damit die Welt zu beglücken; sondern er macht so wie jemand, der sich so recht auslabt zwischen dem Steingeklüft, der so recht gottvergnügt mit seinem Humor fortwandert und mit einer vollen, frischerquickten Seele sich dann hinsetzt, um von den Alpensitten an die bangende Gattin, Mutter oder wen sonst Liebes in der Heimat zu schreiben. Aus diesen Briefen, die wol ohne Absicht auf Druck und Veröffentlichung verfaßt sein mögen, spricht eine so üppige Seelenlust, ein so frischer Humor heraus, wie man selten heute in den Büchern und gar in Reisebeschreibungen findet. Nichts Gesuchtes, Manierirtes und forcirt Geistreiches, aber ein unverwüstlicher, froher Lebenssinn, eine Heiterkeit, die dem Leser frisch wie Alpenluft, oder, wie Corrodi sagen würde, „alpin" entgegenweht. Was er sieht und hört und denkt, was er erlebt und erräth, plaudert er mit einer Herzenslust heraus, daß einem ordentlich „heimelich" wird und nicht selten sind die Stellen, wo ein geistreicher Witz wie eine Petarde von Humor losplatzt. Diese sprudelnde lebenskräftige Heiterkeit, die süße Lust, welche so selten im Tornister deutscher Wandersmänner eingepackt ist, erstreckt sich bis auf die Wortbildungen, in denen Corrodi eine ganz bedeutende Force besitzt. Es klingt gar zu drollig, wenn man ihn sagen hört: ich benitt statt ich beneidete; trinkabel für trinkbar; Schumannite für Verehrer von Schumann'scher Musik. Man denkt dabei den Teufel an Meidinger und sündigt am liebsten mit; denn solche humoristische Arabesken, die lebhaft an Heinrich Heine's Bezeichnung seines Empfangs bei Rothschild mahnen, der sehr „familionairement" war, verfehlen ihre heitere Wirkung nicht, besonders wenn sie entfernt von der Absicht sind, damit das Ganze humoristisch zu spicken. Es scheinen vielmehr jene humoristischen Points zu sein, die wie Knoten dem Gewebe Festigkeit geben. Dieser Scherz und frohe Uebermuth des Verfassers ist um so wohlthuender, als sich darunter ein deutsches, biederes Herz verbirgt, und es gibt Stellen genug, wie z. B. die Sehnsucht nach den deutschen Tannen, die in Italien verschwinden, oder bei Gelegenheit der Wanderung durch den mailänder Dom, wo das am deutschen Vaterlande wie an einer kranken Geliebten hangende Herz sich in beredten Worten Luft macht.

---

4. Reiseskizzen. Von Ida von Düringsfeld. Dritter Band. — A. u. d. T.: Aus Dalmatien, nebst einem Prologe: Aus Kärnten. Mit Anmerkungen von Otto Freih. von Reinsberg-Düringsfeld. Prag, Bellmann. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Vor allem fällt bei diesem neuesten Buche der Frau von Düringsfeld auf, daß es gewissermaßen eine eheliche Compagniearbeit ist. Baronin Ida wußte nicht, wie sie uns selbst sagt, ob sie ein zehnbändiges Werk von interessanten Erlebnissen in Dalmatien, oder ob sie ein streng wissenschaftliches Buch über jenes Land schreiben sollte, bis ihr „Otto" sagte, sie möge erzählen und er wolle die Wissenschaft hintenanbinden, was denn auch in „Anmerkungen" aus des Herrn Barons Feder geschieht.

Es kann unsereinem, der kein Destillateur von Profession ist, wol sauer werden, das eigentlich Objective, Thatsächliche, Vernünftige möchte ich sagen, aus dem Werke herauszuziehen. Nicht als wäre so vieles darin unvernünftig, Gott bewahre! Es ist im Gegentheil alles so interessant, so geistvoll, so ausnehmend liebenswürdig, daß man gar nicht dazu kommen kann, sich einen Gedanken von dem Buche festzunehmen. Es ist ein Malheur, wenn man zu liebenswürdig ist, das sagte schon Frau von Staël. Wie die Baronin in Breslau gewohnt hat, wie sie ihre Möbel verauctionirte, um ohne Hindernisse

Digitized by Google

ins Land der Citronen zu gehen; wie sie „so verblüht“ war, als ein junger Mensch sich ein altes Schreibzeug „zum Andenken an sie“ kaufte; wie sie angezogen war, welche Kleider sie besaß; wer alles ihr als berühmte Schriftstellerin die Cour machte, wen ihr Gemahl in jeder fremden Stadt „heranschleppte“ von literarischen Geistern, um mit ihr genußreiche Stunden zu verleben; was sie mit dem Grafen Pulo gesprochen und was der Graf von Pulo von ihr gesagt; wie sie logirt, gegessen, getrunken, gesprochen und sich gelangweilt hat: genug, mit solchen nüchternen Geschichten einen großen Theil des Buchs höchst interessant auszufüllen, das ist eine ganz außerordentliche Kunst. Aber die Verfasserin ist auch eine Schriftstellerin von Profession; alles was sie thut, hat literarisches Gewicht; alles was sie denkt, ist ein literarisches Memorial; alles was sie träumt, hat literarischen Zweck und immer wenn sie reist, ist es der Literatur wegen. „Ich hätte“, schreibt sie, „auch gern nach Neapel gewollt; doch sogleich wieder ein Buch von Italien schreiben, nachdem ich deren schon drei geschrieben; es ging nicht gut.“ Um Gottes willen, dachte ich, wenn die Verfasserin noch das vierte Buch über Italien schreibt, dann bleibt für andere gar nichts übrig. Die Reise ging aber zum Glück, des Buchs wegen, nach Dalmatien; denn, schreibt sie wieder, „eine Reise machen, ohne eine Reise zu schreiben, das ging doch ganz und gar nicht“.

In der eben schon angedeuteten, geistvollen und für jeden Leser anziehenden Weise verlieh die fleißige Schriftstellerin Breslau, ging nach Wien, fand dies sehr interessant, weil sie einige literarische Geister fand, die ihre Freundschaft begehrten, blieb einige Zeit in Klagenfurt, und dann dann nach Triest, wo sie nichts gesehen hat und sehen wollte. Ende des ersten Theils. Flugs wir noch hinzu, daß die ihre Mission, slawische und kärntnische Sagen, Volkslieder und Märchen zu sammeln, mit einer wahren literarischen Buth hier auszurichten begann, und deren in Menge nebst Gedichten eigener Fabrik zum Erbauen der Kenner und zum Hochgenuß ihrer Verehrer niedergelegt hat. Der Leser hat dem Mission schon förmlich die edle Baronesse, besonders in Dalmatien. So steht sie einmal im fürchterlichsten Regen, als sie einen von Wasser triefenden Morlaken singen hört; sogleich wittert sie Volkslied, nimmt Bleistift und Papier und läßt von einer Magd unbemerkt niederschreiben, was der Morlake ohne Ahnung seiner literarischen Beschäftigung vor sich hinsummt. Im dritten Theile oder vielmehr im ersten „Aus Dalmatien“ verwebt die Verfasserin aus Liebenswürdigste die Kenntnissen von jenem halbbarbarischen Lande mit den Ereignissen ihres dortigen Aufenthalts, wie das Essen schlecht war, wie ihr Gemahl Feuer machte, wie die Schriftsteller Dalmatiens ihr die Cour machen, wie die Morlaken leben, dichten und stehlen, wie der Scirocco und die Bora weht, wie .... wie interessant und geistreich dies alles geschrieben ist, das zu verrathen wäre unserseelen Indiscretion. Und wie die Verfasserin erzählt, o, das ist schon reizend! Man höre z. B. die Schilderung von Luigia's Kopf: „Ihr Kopf! so, was thut er denn, ihr Kopf! Ja, wenn ich es wüßte! Aber ich weiß es nicht. Ich habe mir meinen Kopf darüber zerbrochen, was Luigia's Kopf arbeitete, während ihre Finger Hüte machten; denn Luigia war eine kleine Modistin, machte Hüte für sich und für die Mutter und für alle Schwestern auch. Herrlich Kleider. Aber was that ihr Kopf? Nichts? Schwerlich! Es war nicht nur ein hübscher, sondern auch ein geschickter Kopf“ u. s. w. Vergessen wir nicht als eine der interessantesten Seiten die Kehrseite des Titels zu bezeichnen, wo sich die Verfasserin das Recht der Uebersetzung vorbehält. Frau von Reinsberg-Düringsfeld, die soll den letzten Roman in dem nun eingegangenen „Monsquetaire“ von Alexandre Dumas geschrieben hatte, würde unserer Meinung nach auch sicherlich niemand finden, der die Schätze dieses Buchs zu würdigen verstände, oder der im Französischen so geistvoll und liebenswürdig wiedergeben könnte, was ihre Feder drastisch niedergeschrieben hat. Keine Schriftstellerin versteht wie die Verfasserin von „Schloß Gozun“, von „Clotilde“ u. s. w. so viel zu plaudern, ohne eigentlich etwas zu sagen; keine zählt so ehrlich ihre neuen Bekanntschaften her; keine entwirft schalkhaft ein so interessantes Bild von ihrem Gemahl und dessen Bemühungen, Schriftsteller und Verleger einzuladen; keine weiß aus einem harmlosen Gartengespräch, bei Rührei und Schinken acht bis zehn Druckseiten niederzuschreiben und keine endlich ist so wenig eingebildet von sich, so bescheiden, gemüthlich und weiblich, wie die unermüdliche Reisende, die der Himmel noch lange bei Kräften erhalten möge.*)

---

5. Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. Von Julius Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegendes Buch hat im Grunde zwei verschiedene Grundtöne, einen literarhistorischen und einen erzählenden, ein Umstand, der unserer Meinung nach dem Werke nicht zum Vortheil gereicht. Für jemand, der lebhafte Schilderungen erwartet, besonders wenn er sich an Rodenberg's „Pariser Bilderbuch“ erinnert, würde dies Buch nur Enttäuschungen bieten, mindestens würde er dergleichen oft nach vielem Suchen finden. Das novellistische Element ist so gering, das Erzählte so trocken, daß wir das mehr literar- und Culturhistorische des Buchs für das Werthvollste desselben halten. Der kleine Abriß der Geschichte von Wales und seiner Bewohner, die sich als Abkömmlinge der alten Trojaner und des Enkels von Aeneas betrachten: eine Tradition, die vielfach aus ihren Namen leuchtet; die Skizze über die walliſische Poesie und die alte privilegirte Bardenzunft daselbst, die Notenbeilagen zu walliſischen Liedern, die Lieder selbst und einzelne Sittenschilderungen bieten mancherlei Interesse dar, ohne jedoch für vieles Uninteressante zu entschädigen. Auch rechnen wir zu diesem literarhistorischen Theil eine Sammlung von Märchen, sogenannten kymrischen Mabinogis; aber gerade diese verspüssche den ganzen Charakter des Buchs, weil sie eine lose Sammlung nüchterner, ganz gewöhnlicher Märchen ist, die mehr als ein Drittheil des ganzen Werks einnimmt. Diese Vollständigkeit mag in einem dazu bestimmten Sammelwerk werthvoll sein, aber nicht in einem solchen Buche, in dem sie niemand suchen wird. Fünf bis sechs von ihnen hätten vollauf genügt; aber Rodenberg scheint über hundert von diesen kleinen Feen- und Elfenmärchen, die schwerlich ein Leser für sehr interessant halten wird.

Ueberhaupt erkennen wir Julius Rodenberg in diesem Buche gar nicht wieder. Nichts von jener Frische, jener Lebendigkeit und wipigen Darstellung ist darin, die gerade seinem „Pariser Bilderbuch“ Reize verlieh! Es ist von allen das Gegentheil da und man weiß nicht weshalb. Er macht doch, wie uns sein Buch lehrte, noch immer Gedichte und schmunzelte nicht sichtlich, als der Schulmeister von Glansairfechan in ihm einen „wandernden Barden“ begrüßte. Wenn man nicht hier und da läse, daß er noch jung sei, daß er ganz liebliche Verse mache und daß er als Dichter reife, man würde den Verfasser dieses Buchs nie für einen Poeten halten, sondern für einen

*) Unser Berichterstatter hat sich bei der Beurtheilung dieser Bücher sofort auf den Standpunkt ironischer Auffassung gestellt, was nichts ist schwerer, als aus der Ironie zu einer objectiv ernsten, rein sachlichen Betrachtung den Weg wieder zurückzufinden. Es konnte uns nicht einfallen, seine Recension in eine andere Tonart umzuschreiben, aber der Gerechtigkeit wegen wollen wir doch bemerken, daß das Buch der Frau von Düringsfeld so manche tatsächlich werthvolle Mittheilungen über die gegenwärtigen socialen, materiellen und geistigen Zustände des von den Touristen noch nicht sehr ausgebeuteten dalmatinischen Landes enthält. Wen den zahlreichen Anmerkungen des durch mehrere schätzbare Beiträge zur slawischen Literatur bekannten Freiherrn von Reinsberg sagt das „Magazin für die Literatur des Auslandes“, sie seien „recht erschöpfende wissenschaftliche Erörterungen zur Erläuterung aus Belehrung“. D. Red.

Digitized by Google

gravitätischen Touristen. Rodenberg erscheint darin wie ein alter Mann, der sich so leidlich noch über die liebe Jugend freut; fast gnädig herablassend läßt er manch frisches Stück Leben an sich vorüberziehen und begrüßt es mit der Würde eines englischen Kapitäns der horse-guards. Mag auch hin und wieder ein malerisches Landschaftsbild hinein in diese trockene Darstellung, so wird sie gleich todt und steril, wie alles was sie umgibt, kommt ja einmal der alte Rodenberg wieder hervor, wie er leicht und lebenswarm schreibt, so zieht er bald wieder sein Gesicht in wohlwollend-herablassende Mienen und spricht von dem Land und von den Leuten, als habe er nicht darinnen gelebt. Wie gestehen, daß solche Nüchternheit von uns gar nicht erwartet wurde und daß das Buch zehnmal, hundertmal mehr werth sein würde, wenn es lebhafter, frischer und weniger ceremonis geschrieben wäre. Nur einmal gehorcht Rodenberg seinem Naturell mehr wie seiner angenommenen „Gesetztheit", das ist bei Schilderung von „Zarah's Hochzeit". Dieses Leben und Rennen darin, dieses ganze Frauenleben ist so bunt und lebhaft geschildert, wie es Rodenberg durchgehends hätte thun sollen; alle seine ausführlichen Sittenschilderungen gehen nicht so weit und tief als jene von den absonderlichen Hochzeitsgebräuchen in dieser kleinen Skizze. Sie ist daher auch das einzige Kapitel, dem wir ein unbedingtes Lob ertheilen können, weil es und das einzige zu sein scheint, welches der Verfasser mit Liebe und in lebhaftem Tone geschrieben hat. Denn in welcher Stimmung ein Autor sein Buch schreibt, das merkt der Leser sehr bald; es ermüdet ihn, wenn es mit Liebe, es verursacht ihm Frösteln, wenn es mit Unlust oder Anstrengung geschrieben ist.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Wohlthätigkeitsliteratur.

Drei Albums liegen uns vor, deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist, von denen wir zuvörderst folgendes nennen:

1. Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.

Dieses Album ist bekanntlich durch die Bemühungen des gegenwärtig in Graz wohnhaften Karl von Holtei zu Stande gebracht worden, dessen persönlichen Beziehungen zu Meyerbeer man es auch verdankt, daß der Sammlung ein von letzterm eigens für diesen Zweck componirter Kanon beigegeben ist. Der Titel deutet den Zweck des Buchs an; sein Ertrag soll zu der Instandsetzung eines Gottesackers für die evangelische Gemeinde in Graz verwandt werden. Leider erfuhr man aus einem jüngst in Umlauf gesetzten und von dem Vorstand der evangelischen grazer Gemeinde unterzeichneten Rundschreiben, daß der bisher erzielte Ablaß zwar die Kosten gedeckt, aber noch keinen irgend nennenswerthen Ueberschuß gewährt habe, daß, während in Steiermark nahe an 500 Exemplare verkauft wurden, in vielen deutschen Staaten nicht einmal ein einziges auch nur verlangt worden sei. Möchten die evangelischen Christen in Deutschland doch bedenken, daß es sich hierbei um die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen in Graz handelt, deren Gemeinde zu mittellos ist, um selbst nur die Kosten für den Ankauf eines Platzes zu einem eigenen Friedhof zu erschwingen! In reicher bunter Mischung enthält die Sammlung Beiträge von 126 Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern, deren Namen zum Theil zu den ersten und glänzendsten Deutschlands gehören. Unter den Beiträgen in Prosa machen wir namentlich auf die hier mitgetheilte, auf der Universität zu Berlin am 15. October 1856 gehaltene festrede August Böckh's aufmerksam, vorzüglich aber auf die Mahnung, daß die deutschen Universitäten nur dann ihren innern Werth bewahren könnten, „indem sie die höhere Einheit des Wissens nicht gegen das enge Fachstudium und die Rücksicht auf den einzelnen Beruf, die freilich nicht fehlen darf, zurücksetzen lassen, und das Ideale nicht gegen das Reale und Materielle". Unser Wächter erzählt in ihrer sehr anziehenden Mittheilung: „Ein Winter in Hyeres", folgendes Curiosum: ein Directeur de Douanes aus einer nordfranzösischen Hafenstadt habe sie, als von Berlin die Rede war, gefragt: „N'est-ce pas, c'est du côté de Venise?" Der Lehrer von der besten Schule in Hyeres habe geglaubt, daß der Sund mit dem Adriatischen Meere durch eine Straße verbunden sei und in der baltique und la mer arctique seien immer für gleichbedeutend gehalten worden. Rennenswerth ist ferner der Aufsatz von Heinrich Zeise: „Die „Gräber zu Ottensen", wegen der darin enthaltenen Erinnerungen an Klopstock und seine Meta, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Schmidt von Lübeck, den Oberften Keller, an die Tausende von Hamburgern, welche Darvust im härtesten Winter erbarmungslos hinaustrieb und von denen 1813, Opfer ihrer Vergwistung und ansteckender Seuchen, unter einer gemeinsamen Grabschrift ruhen. Unter den Beiträgen in Prosa erwähnen wir ferner noch die auf einem praktischen Moralsatz hinauslaufende Reiseerinnerung von W. Grimm: „Der Segen des Vaters und der Mutter", Kahlert's Mittheilung: „Die Lebensrettung", die einen eigenthümlichen Vorfall aus K. M. von Weber's Leben betrifft, Karl Scherer's Skizzen aus seinem Aufenthalt in Mittelamerika, Feodor Wehl's „Flatternde Gedanken" und einen Besuch von Steinbüchel-Rheinwall auf dem Friedhofe bei Aspern. Unter den in dieser Sammlung vertretenen Dichtern nennen wir Eduard von Bauernfeld, Castelli, E. Geibel, Anastasius Grün, F. Hebbel, August Kahlert, C. G. von Leitner, Betty Paoli, Aloys Schreiber, J. N. Vogl und Holtei selbst als die bekanntesten; auch G. Kühne, M. J. Schleiden, der berühmte Naturforscher, F. Gerstäcker, letzterer mit einem sehr gläubigen Gedichte: „Für den Friedhof", und Karl Rosenkranz haben ihr Scherflein diesmal in Versen beigesteuert. Vorzugsweise Beachtung verdient wol der Beitrag des verstorbenen Josseph von Eichendorff, weil er ohne Zweifel zu den letzten poetischen Arbeiten des Dichters gehört. Er faßt darin in recht lustige Weise einen deutschen Auswanderer seine Schicksale erzählen und mit dem Ausrufe beginnen:

Europa, du falscher Creatur!
Man quält sich ab mit der Cultur,
Spannt vorn die Vorsmeister an,
Gleich hängen sie hinten ein anderer dran,
Die eine schiebt vorwärts, die andere retour,
So bleibt man stecken mit der ganzen Cultur u. s. w.

Gleich nach seiner Landung geräth er in die Gesellschaft einer deutschen Komödiantenbande; und er schließt:

Und der Director thut alsdann
Als Student mich engagiren,
Um bei den Panken im Urwald
Die Bildung einzuführen.

Im übrigen verzichten wir auf die Detailkritik der poetischen Beiträge, weil wir der Meinung sind, daß einem wohlthätigen Zweck gegenüber der Kupferdrucker des Kernstein mit dem Goldstück des Reichsten den gleichen Werth hat.

---

2. Johannes-Album. Dichtung und Prosa in Originalbeiträgen verschiedener Verfasser herausgegeben von Friedrich Müller. Chemnitz, Starke. 1857. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieses dem regierenden König von Sachsen Johann gewidmeten Albums, der Bürgermeister zu Chemnitz, Friedrich Müller, erklärt im Vorworte den Zweck, den er mit der Herausgabe verband. Am 26. August 1855 habe ein in Chemnitz in stiller Beschiedenheit lebender Privatmann „in einem Augenblicke, wo die Verehrung gegen den geliebten, um das Wohl seines Volkes so besorgten Königs sich besonders kund

Digitized by Google

zu geben Veranlassung fand, „eine Rettungsanstalt für verwahrloste oder der Gefahr der Verwahrlosung preisgegebene Kinder gegründet. Es sei beabsichtigt, auf einem eigenen geschlossenen Grundstückscomplexe nach und nach eine Anzahl kleiner Familienwohnungen zu erbauen, in diese zur Kindererziehung geeignete Familien aufzunehmen und diesen die verwahrlosten Kinder zur Bildung und Besserung zu übergeben, das Ganze aber durch eigene Aufsicht überwachen zu lassen. Es ist nun der Wunsch des Bürgermeisters Friedrich Müller, welchen der Gründer an die Spitze der mit der Verwaltung betrauten Männer gestellt hat, für diese Anstalt oder das Johanneum im Laufe der Zeit ein eigenes Kirchlein oder wenigstens eine Kapelle zu schaffen. Zur Erreichung dieses Wunsches hat er den „von andern mehrmals mit Erfolg betretenen" Weg der Herausgabe eines Albums gewählt, und die Worte einer auswärtigen Zeitschrift: „Es gibt keine Kunst, die immer gleich bereit und fertig stände, der leidenden Menschheit mit Rath und That unter allen nur möglichen Verhältnissen und Umständen zu Hülfe zu kommen als die Literatur", hätten sich herrlich bewährt, indem ihm von allen Seiten, von nah und fern, Beiträge zugeflossen seien. In der That ist der Inhalt des Buchs ein sehr reichhaltiger und mannichfaltiger. Poetische Beiträge lieferten, um nur die bekannteren Namen zu nennen (und durch eine möglichst lange Reihe glänzender Namen glauben die Herausgeber solchee Albums den Erfolg ihres Unternehmens am besten gesichert), unter anderm E. M. Arndt (dieser ein Gedicht „An den König von Sachsen"), Theodor Apel, Anastasius Grün, Adolf Böttger, Adolf Bube, J. F. Castelli, Deinhardstein, Ida von Düringsfeld, L. A. Frankl, E. Geibel, Amara George, Friedrich Halm, Julius Hammer, Moritz Heydrich, Moritz Horn, E. Kauffer, A. Kaufmann, J. Kerner, Hermann Kingg, Elfriede von Mühlenfels, Julius Rodenberg, O. Roquette, L. Scheser, F. Stolle, J. Sturm, J. N. Vogl, F. Wehl u. s. w. Unter den Beitragenden in Prosa befinden sich Amalie Alexandra, Prinzessin und Herzogin in Baiern, Amalie, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderbueg-Augustenburg, C. Bursian, K. G. Carus, L. Choulant, Staatsminister von Falkenstein, K. Fortlage, Jakob Grimm, Heinrich Koenig, Geheimrath von Langenn, von Martius, F. von Raumer, L. Reichenbach, Karl Ritter, von Schubert, J. Sturm, Konstantin Tischendorf, Varnhagen von Ense und andere, deren Namen ebenfalls einen guten Klang haben und deren Mittheilungen schätzbar sind. So theilt Johannes Gustav Klemm, Sohn des Hofraths und Culturhistorikers Gustav Klemm, interessante Reiseberichte unter der Ueberschrift: „Aus Venezuela", A. Ziegler Erinnerungen aus einer Reise in Schweden, der Director des historischen Museums in Dresden, K. C. Kraukling, allerlei Reliquien, meist freilich Kleinigkeiten von berühmten Männern und Frauen, darunter von Goethe, Herder, Gleim, Pestalozzi, Jean Paul, dem Dichter Schubart mit und gedenkt dabei auch der „inhaltreichen und sehr interessanten" Selbstbiographie der Dichterin Helmine von Chézy, „welche nach einer voehergegangenen Durchsicht und anerkennenden Prüfung Varnhagen's von Ense ihre Nichte Beetha Bornträger zur Herausgabe vorbereitet", und deren Druck, wie wir hinzufügen können, bereits in vollem Gange ist. Von besonderm Interesse unter den von Kraukling mitgetheilten Reliquien sind die von dem Naturforscher Geafen J. E. von Hoffmannsegg, in dessen literarischem Nachlaß, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, sich auch eine von Kennern als trefflich gepriesene noch ungedruckte italienische Uebersetzung von Schiller's „Braut von Messina" befindet. Von seinen hier mitgetheilten nachgelassenen Xenien führen wir folgende zwei an:

Eine einzige Handlung beraubt dich des Zutrauns der Menschen,
Viele reichen kaum hin, daß du es wiedergewinnst.

Und:

Einige Opfer der menschlichen Thorheit verlangt unerbittlich
Nemesis stets. Sieh zu, deren nicht eines zu sein!

Manche beherzigenswerthe Winke gibt der ehemalige dresdener Geheime Archivrath Littmann in seinem Aufsatz: „Gellert und Klopstock", und Emil Müller eine dankenswerthe literaehistorische Skizze über Rabener. Doch scheint uns Müller die Verdienste Rabener's fast zu gering anzuschlagen. Er bemerkt zwar mit Recht, daß Rabener nur das Unverfänglichste angegriffen habe, daß sich bei ihm nirgends ein Zug jener tiefen Melancholie finde, „wie er allen großen wahren Humoristen und Satirikern eigen sein muß, die aus innerster Ueberzeugung die Mängel und Gebrechen der Gesellschaft angreifen". Indeß hat Rabener auch sehr viel dazu beigetragen, gewissen höchst lächerlichen Formen deutscher Pedanterie ein Ende zu machen, und daß er das Richtige, wenn auch in beschränkter Sphäre, getroffen, beweist das für unsere Generation freilich auffällige Aufsehen, welche seine Satiren machten. Man muß ihn eben vom Standpunkt seiner Zeit, nicht von dem der unsern auffassen und beurtheilen. Von Saphir, dem es wol ähnlich wie Rabener gehen wird, befindet sich in diesem Album eine humoristische Vorlesung: „Einige Zukunftsfragen an die Naturforscher im Paradiese", worin man auf folgenden, gewiß drolligen Gedanken stößt: „Wenn Sie sich überzeugen wollen, ob die Mehrzahl der Menschen gescheidt oder dumm ist, belieben Sie gefälligst folgenden Versuch zu machen: Gehen Sie hinter einem Haufen Menschen her, und rufen Sie vor sich hin: «Sie gescheidter Mann!» Es wird sich kein Mensch umsehen; rufen Sie aber aus: «Sie dummer Kerl!» Da werden Sie sehen, wie viele sich umschauen werden."

---

3. Album lyrischer Originalien. Aus Deutschland, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz. Zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein-Tunnel Verunglückten herausgegeben von Friedrich Oser. Mit einem Titelbilde nach Julius Schnorr von Karolsfeld und einer Musikbeilage von Wilhelm Speyer. Basel, Schweighauser. 1858. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Herausgeber dieses Albums, Friedrich Oser, ist Pfarrer in Waldenburg, Canton Basellandschaft, und glaubte für die Hinterlassenen der durch die bekannte Katastrophe im Hauenstein-Tunnel Verunglückten etwas thun zu müssen. Auch er griff zu dem in einzelnen, wenn auch gewiß nur sehr seltenen Fällen mit gutem Erfolg gekrönten Mittel, ein Album zu veranstalten. Niemand kann prompter und bereitwilligee sein, als unsere lyrischen Mannschaften, die sich auf den Trommelruf jedes neuen Führees alsbald in Colonnen formiren. Auch dem Pfarrer Oser flossen Beiträge von allen Ecken und Enden zu. Außer Deutschland und Oesterreich leisteten ihm auch die Schweiz und das Elsaß zahlreiche Contingente, und dieser Umstand ist es, welcher sein Album von den beiden andern oben angezeigten besonders unterscheidet. Es sind nicht blos Nationalschweizer in ihm repräsentirt, wie die beiden Fröhlich, Hagenbach, Konrad Meyer, Balthasar Reber, J. J. Reithard, F. Oser u. s. w., sondern auch aus dem Auslande Zugezogene wie Ludwig Eckardt, German Mäurer u. a., ja wir begegnen unter ihnen einem geborenen Franzosen, dem Pariser Louis Constantin Lieutaud, welcher gegenwärtig als Privatlehrer der französischen Sprache in Bern lebt und die Bearbeitung einer Sage aus den Pyeenäen: „Die goldgelbe Fliege", in gewandten deutschen Versen beigesteuert hat. Unter den elsaßischen Dichtern begegnet man den beiden Brüdern Parmentier, von denen der jüngere, seit dem April 1857 mit der berühmten Violinvirtuosin Therese Milanollo vermählt, als Adjutant des Generals Niel den Feldzug von Bomarsund und mit seinem ältern Bruder auch die Belagerung von Sewastopol mitmachte. Mehrere einer Gedichte, z. B. das „An eine Blume auf dem Schlachtfelde von Malachoff", erinnern an den Krimfeldzug. Unter den Dichtern aus Deutschland und Oesterreich begegnen wir manchem sehr geachteten Namen. Dankenswerth sind auch die beigegebenen biographischen Notizen, aus denen wir z. B. erfahren, daß dee pseudonyme

Digitized by Google

Lyriker Robert Waldmüller, dessen Talent Beachtung gefunden hat und verdient, Charles Edouard Duboc heißt, von väterlicher Seite normannischen Ursprungs und 1822 zu Hamburg geboren ist. Auf eine Detailkritik des Buchs können wir uns auch hier nicht einlassen. Es scheint — um ein schon weiter oben gebrauchtes Gleichniß zu variiren — nicht schicklich, das Scherflein, welches eine arme Witwe in die Armenbüchse warf, wegen seines geringen Metallgehalts zu bespötteln, oder die Perlenschnur, welche eine vornehme Person vom Halse löste und einer Schar Bedürftiger zuwarf, wegen ihrer Façon hoch zu preisen, und wir müssen annehmen, daß es allen Dichtern, welche zu einem Wohlthätigkeitsalbum beitragen, nur um den edeln Zweck, nicht um Ehre und Lob zu thun ist.

H. M.

Notiz.

Oehlenschläger's „Aladdin" in englischer Uebersetzung.

Eine englische Uebersetzung von Oehlenschläger's „Aladdin", die unter dem Titel erschien: „Aladdin; or the wonderful Lamp. A dramatic Poem in two Parts. By *Adam Oehlenschlaeger*. Translated by *Theodore Martin*" gibt der „Literary Gazette" zu folgender Bemerkung Anlaß: „Bei uns in England spricht man so viel von Shakspeare, aber es scheint, als ob es unsern deutschen Vettern besser gelungen ist, wenigstens ein großes Geheimniß seiner Kunst sich anzueignen, das Geheimniß, Humor und Pathos, Tragödie und Posse zu vermengen und so die Wirkungen beider zu steigern." Doch scheint diese Mischung von tragischen und komischen Contrasten, die man übrigens nirgends in so greller Gegeneinanderstellung findet als bei manchen neuern englischen Romanschriftstellern, besonders bei Dickens, bei uns nur literarischer Hautgout zu sein; das gebildete Publikum besitzt, wie es scheint, gegenwärtig für diese allerdings echt humoristische Mischung von Gegensätzen gerade nicht viel Empfänglichkeit, obschon die burlesken Hanswurst- und Kasperleintermezzos, wie sie früher auch in den ernsthaftesten Stücken gebräuchlich waren, und auf Puppentheatern noch sind, ein ursprünglich im deutschen Volke vorhandenes sympathisches Verhältniß zu dieser den Contrasten im wirklichen Leben so sehr entsprechenden Mischgattung deutlich genug bekunden. Der englische Berichterstatter der „Literary Gazette" ist überhaupt ein großer Verehrer der deutschen Romantik; er sagt z. B.: „Der Uebersetzer ist ganz und gar durchtränkt mit jener wunderlichen und launigen Phantasie, welche sowol mit einem tiefen Einblick in die mysteriösen Abgründe des Gemüths der Männer — und auch der Frauen — verbunden ist als daraus entspringt und die Schriften der großen deutschen Romantiker beseelt." Er fährt dann fort: „Kunst ist für alle, und die ist die höchste, welche den Cultivirten und Uncultivirten der deutschen Schule eigen ist. Sie appellirt an die Gefühle der allgemeinen Menschheit; und deshalb halten wir sie für ein heilsames Gegenmittel gegen den zu verfeinerten, sowol sentimentalen als aristokratischen Geschmack, um so zu sagen, welcher allein bei uns in Gunst steht." Die Uebersetzung wird sehr gerühmt. „Es ist kein Zweifel", sagt der Berichterstatter, „daß Martin's edle Uebertragung des frühesten und glücklichsten Erzeugnisses Oehlenschläger's in weiten Kreisen gelesen und bewundert werden wird. Seine vollständige Meisterschaft über unser der Sprache des Originals so nahe verwandtes, gutes kräftiges Angelsächsisches und die glückliche Furchtlosigkeit, womit er in den Geschmack seines Autors eindringt und das Erhabene mit dem Grotesken mischt, befähigen ihn in hohem Grade zu seiner Aufgabe." Oehlenschläger's „Aladdin" ist ein dramatisirtes Märchen, und so möge hier noch folgende Bemerkung angeführt sein, welche wir bei anderer Gelegenheit in derselben Zeitschrift lasen: „Die Länge der deutschen Dichtungen steht mit ihrem Verdienst gewöhnlich in umgekehrtem Verhältniß. Keine Nation kommt den Deutschen gleich oder nähert sich ihnen auch nur in ihren Märchen oder kurzen Erzählungen von übernatürlichem Gepräge. Man verdoppele die Länge der Märchen, fülle sie mit menschlichen Personen und menschlichen Angelegenheiten, nenne sie nun Novellen, und man wird Compositionen haben, die in ihrer Art immer noch alles übertreffen, was Frankreich und England aufzuweisen haben. Aber man dehne diese Gattung noch weiter zu einem Roman oder einer Erzählung aus, und ach, welcher traurige Ocean unendlicher Plattheiten; welcher Mangel an Handlung, Charakteristik und allem erdenklichen Interesse!"

H. M.

Bibliographie.

Carion, F., Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Catull's Gedichte übersetzt von L. Stromberg. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Dusenschön, H., Hausknechten-Drievwark. En Rymels to'n Pläseer. Altona, Verlags-Bureau. 1857. 8. 2 Ngr.

Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung von einem katholischen Geistlichen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fürst, J., Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. 2te, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Herz. Br. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Geyer, H., Die christlichen Dienstboten und Dienstleute, ihre Stellung und Dienstpflichten, dargestellt im Lichte der zehn Gebote Gottes. Berlin, Heinicke. 8. 10 Ngr.

Geyser, G. W., Geschichte der Malerei in Leipzig von frühester Zeit bis zu dem Jahre 1813. Nebst alphabetischem Künstlerverzeichniss. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 25 Ngr.

Heyse, P., Neue Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller, F., Siebenbürgische Sagen, gesammelt und mitgetheilt. Kronstadt. 1857. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Ngr.

Ring, M., Der Geheimrath. Ein Lebensbild. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Schalk. Illustrirte Wochenschrift. 1ster Jahrgang. 1858. 52 Nummern. Berlin, Behrend. Hoch 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Schuster, L., Herbstblüten. Gedichte. Leipzig, Wengler. 16. 12 Ngr.

Waldau, A., Blätter und Blüten im Winde. Dichtungen. Brür, Friede. 1857. 16. 16 Ngr.

Wessely, F., Berlins historische Erinnerungen, Merkwürdigkeiten und Volkssagen. Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen. Berlin, Litfaß. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Hartmann, A., Ueber die kirchlichen Zustände in Indien. Augsburg, Schmid. 8. 2 Ngr.

Der Kredit des ländlichen Grundbesitzes in den östlichen Provinzen. Vom praktischen Standpunkte. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Ngr.

Petersen, F., Sind Aufruhr und Meineid im Dänischen oder im Schleswig-Holsteinischen Feldlager zu suchen? Sendschreiben an den Bischof Thomander zu Lund in Schweden, veranlaßt durch dessen Vota auf dem skandinavischen Kirchentage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Waitz, T., Zur Frage über die Vereinfachung des Gymnasialunterrichtes, zunächst in Kurhessen. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Gebührende Zurückweisung der ungebührlichen Misdeutungen des Herrn Dr. Hermann Alexander Müller in seinen Irrlehren über plastische Denkmale in Bremen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1857. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

4. Sect. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1857 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Vierundsechzigster bis sechsundsechzigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter anderm nachstehende wichtige Artikel: Gesenius, Gesner von *Eckstein*; Gesetz, Gesetzbücher, Geständniss, Gewährleistung, Gewalt, Gewissheit (juristisch) von *Heimbach*; Gesetzrolle von *Harbrücker*; Gesicht oder Gesichtssinn (physiologisch), Gesicht (facies), Gesichtserscheinung, Gicht von *Theile*; Gesicht und Gesichtssinn (psychologisch und physiognomisch), Gesinnung, Gespenst, Gespräch, Gewalt (sprachlich), Gewohnheit von *Scheidler*; Gesinde, Gespilde und Gespilderecht, Gewissensehe, Gewissensvertretung von *Emminghaus*; Gespinnstpflanzen, Gewerbspflanzen, Gewürzpflanzen von *Garcke*; Gesser-Khân von *Schott*; Conrad Gessner, Salomon Gessner, Geyler von Kaisersberg von *Escher*; Gesta, Gesta Romanorum von *Zacher*, Gestüt, Gestütkunde, Gestütwissenschaft von *Dieterichs*; Geten von *Müllenhoff*; Getreide, Getreidehandel, Getreidepolitik etc. von *Garcke*, *Hasemann* und *Löbe*; Geusen von *Brandes*; Gevatter, Gewerbe, Gewissen von *Hasemann*; Gewächshaus von *Löbe*; Gewehr, Gewehrfabrik, Gibraltar von *Bær*; Gewere von *Stobbe*; Gewicht, Gewitter von *Weiske*; Gewissener, Gichtel und Gichtelianer von *Lipsius*; Gewissheit (philosophisch) von *Weisse*; Gewölbe (in der Baukunst) von *Stabel*; Gewohnheitsrecht von *Wirk*; Ghaznewiden von *Nöldeke*; Ghazzali von *Schmölders*; Ghika von *Stramberg*; Ghisi von *Hopf*; Gibbon von *Röse*; Gibellinen von *Brandes*.

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Bürgschaft.

Eine germanistische Abhandlung

von Dr. Victor Platner.

8. Geh. 24 Ngr.

Diese durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Monographie behandelt die wichtige und echt germanische Rechtsinstitution der Bürgschaft. Sie ist einerseits ein schätzenswerther Beitrag zur germanistischen Forschung und Rechtswissenschaft, hat aber auch andererseits durch die fortwährende Bezugnahme auf das römische Recht und dessen spätere Gestaltung das Verdienst, daß sie den schwierigen Gegenstand für das praktisch-juristische Bedürfniß wesentlich erläutert. Die Schrift wird daher nicht nur den Freunden der deutschen Rechtswissenschaft, sondern auch den praktischen Juristen und denen, welche diesen Gegenstand auf dem Gebiete unserer neuesten Gesetzgebung zu fördern haben, willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von **Karl Maria Kertbeny.**

Mit einem Vorwort von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste vollständige Uebersetzung des ungarischen Nationaldichters, der in seinem Vaterlande bereits einen großen und wohlverdienten Ruhm genoß, bevor man in Deutschland seinen Werth einigermaßen schätzte. Das deutsche Publikum hat hier Gelegenheit, die höchst bedeutenden und originellen Dichtungen Petöfi's kennen zu lernen, und das der Uebersetzung beigefügte „Lebensbild" Petöfi's befördert sowol die Kenntniß der ungarischen Literatur überhaupt als speciell die des Dichters. Als besondere Empfehlung für diese Uebertragung ist noch zu erwähnen, daß Friedrich Bodenstedt, ohne den Eigenthümlichkeiten des Dichters irgendwie nahe zu treten, die Uebersetzung revidirt und mit einem, den Werth Petöfi's sehr anerkennenden Vorwort bei dem deutschen Publikum eingeführt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Seit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt hat dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern viele neue Freunde gewonnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten fünf Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (I.—III. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.; IV. und V. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 20 Ngr., elegant gebunden 3 Thlr. 2 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 8. — 18. Februar 1858.

Inhalt: Dorfgeſchichte und Weltgeſchichte in novelliſtiſcher Einkleidung. Von Hermann Marggraff. — Der öſterreichiſche Feldmarſchallieutenant Bianchi. Von Karl Guſtav von Berneck. — Aus den Bergen, aus den Wäldern. Von Emanuel Rauff. — Zur Fauſt-Literatur. — Brandrupp, Der räthſelhafte Gaſt. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Dorfgeſchichte und Weltgeſchichte in novelliſtiſcher Einkleidung.

1. Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erſter Band. — A. u. d. T.: Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Zwei Erzählungen. Erſter Theil. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 2 Thlr.
2. Graf Mirabeau. Von Theodor Mundt. Vier Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Ein ſtiller Winkel in Thüringen und das gewaltige Frankreich, das Städtchen Luckenbach und das gigantiſche Paris, der Holders-Fritz und der Graf Mirabeau, ein gemüthliches Liebesgeſchichtchen und eine welterſchütternde Revolution, eine Verſammlung klatſchhafter Baſen, welche den guten Ruf einer Nachbarin zu Grunde richten, und eine franzöſiſche Nationalverſammlung, welche über die Geſchicke Frankreichs abſtimmt, eine wüſte Wirthshausſchlägerei und ein Sturm auf die Baſtille — kann es grellere Contraſte geben? Dieſe Gegenſätze aber werden in Otto Ludwig's „Heiterethei" und in Theodor Mundt's „Graf Mirabeau" repräſentirt, und nicht ohne Abſicht haben wir beide Producte, wie der Leſer auch gleich vermuthet haben wird, hier nebeneinander geſtellt, um ſo den qualitativen Unterſchied zwiſchen Dorfgeſchichte und hiſtoriſchem Roman (obſchon das Mundt'ſche Werk, wie wir gleich hier vorläufig bemerken wollen, nur bedingt den hiſtoriſchen Romanen zugezählt werden kann) und das ſpecifiſche Gewicht einer jeden der beiden Gattungen am beſten beſtimmen und an ſchlagenden Beiſpielen nachweiſen zu können.

Zuerſt die Dorfgeſchichte! Schon der alte Rabener machte in der Vorrede zu ſeinen „Satiren" die richtige Bemerkung:

> Es iſt vielen unter unſern Deutſchen ſehr gewöhnlich, daß ihr Witz langſam und ſpät erwacht; erwacht er aber auch einmal, ſo ſind ſie bis zum Ekel witzig. Der Beifall, den einige anakreontiſche Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontiſch. Man ſang von Wein und Liebe, man tändelte bei Wein und Liebe, und die Leſer gähnten bei Wein und Liebe.

So kann man heutzutage ſagen, daß der Beifall, den einige Dorfgeſchichten verdienten, das halbe Land dorfgeſchichtlich gemacht habe. Man ſchreibt Dorfgeſchichten, man tändelt mit Dorfgeſchichten, und die Leſer gähnen bei Dorfgeſchichten. Wenigſtens fangen ſie bereits an zu gähnen, ſeit der Reiz des Neuen vorüber iſt. Das Publikum ſteht mit etwas verdroſſenen Mienen vor dem dorfgeſchichtlichen Guckkaſten und ruft nach einem „andern Bild". Dieſes neu ſich kund gebende Bedürfniß begriffen auch diejenigen, welche in neueſter Zeit den Commis- und Kaufmannsroman mit Erfolg cultivirten, die Poeſie aus der Atmoſphäre der Kuh- und Schafſtälle in die Atmoſphäre der Herings- und Talgfäſſer verlegten und damit nur neue Gerüche einführten.

Im ganzen iſt es nur ein Wechſel der Odeurs, nachdem das Publikum der parfümirten Boudoir- und Salonnovelliſtik ein und für allemal überdrüßig geworden war. Einige ſagen, die Dorfgeſchichte ſei aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Romanliteratur von dem ſteifen Zwange der Salongeſetze zu befreien und ſie wieder auf den Boden ungebundener Natur und Leidenſchaft zu ſtellen. Dagegen ſagen die andern, die Sitte ſei nirgends ſo ungebunden als unter den höhern Ständen, und nirgends ſo gebunden als unter dem Landvolke. Beides iſt richtig. Das Landvolk hängt viel mehr an Traditionen und Althergebrachtem als die höhern und gebildeten Stände, deren Lebensgewohnheiten dem ewigen Wechſel unterworfen ſind. Auf der andern Seite muß aber unter den höhern Ständen die jeweilige äußere Façon aufs pünktlichſte und mit möglichſter Verleugnung des Individuellen beobachtet und jede leidenſchaftliche Regung im geſelligen Verkehr zurückgehalten und unterdrückt werden. Die Heuchelei, die Lüge iſt geſtattet, aber kein Verſtoß gegen die conventionelle Umgangsregel. Man kann gegen das höchſte Moralgeſetz ſündigen, wenn dabei nur der äußere Anſtand beobachtet wird, ja, die Sünde in graziöſer Form kann hier für intereſſant gelten; aber ein Verbrechen iſt es, ſich lächerlich zu machen und Unkenntniß des vorgeſchriebenen Geſellſchaftsceremoniells darzulegen. Die Sitten des Landvolks bewegen ſich viel mehr im ausgefahrenen Gleiſe des Hergebrachten, aber zu dieſem Hergebrachten gehört auch die Aeußerung

Digitized by Google

von Kraft und Leidenschaft. Man muß ein richtiger Kerl sein, um sein Ansehen zu behaupten; man darf im Falle eines Conflicts kein Blatt vor den Mund nehmen, man muß nöthigenfalls den Gegner die Kraft und Schwere seines Arms fühlen lassen. So geht auch die Liebe, wie die Feindschaft, direct auf ihr Ziel los. Zärtere Gefühle sind diesem Geschlecht fremd, oder sie nehmen einen kräftig leidenschaftlichen, sinnlichen Ausdruck an. Sentimentale Motive, wie sie ihnen von so manchen Dorfnovellisten untergelegt werden, kennen sie nicht. Ein richtiger Bauer wird selber über ein gefallenes Stück Vieh meist einen derbern Schmerz empfinden als über den Tod einer ihm nahestehenden Person. Versinkt er in Liebertrichkeit und dadurch in Noth, so bleibt an ihm vom Menschen nicht viel mehr übrig. Mit äußerstem Trotz hält der Bauer auf sein wirkliches oder vermeintliches Recht; er ist streit- und proceßsüchtig, und er wird bei dem Vorkommen eines Streitfalls kein Mittel für unerlaubt halten, seinem Gegner zu schaden. Er ist hart gegen seinen Nächsten und wird ihn mitleidslos vorkommen sehen; dagegen mag bei großen elementarischen Unglücksfällen wol seine Menschenliebe augenblicklich erwachen, er wird seinen Arm bei dem Rettungswerke aufs äußerste anspannen, vielleicht sein Leben mit keckem Muth einsetzen. Aber mit der Gefahr wird auch die leidenschaftliche Aufwallung meist vorüber sein; hat er mit der Kraft seines Arms das Seinige gethan, so wird er in seinen alten Egoismus wieder zurückkehren, doch auch auf Dankbarkeit weiter keinen Anspruch machen. Vom Geben und Spenden aus seinem Beutel ist der Bauer im allgemeinen kein Freund; er wird aber auch nicht leicht verlangen, daß man ihm ohne Gegenleistung gebe und spende; er ist zu stolz zum feinen wie zum groben Betteln. Von abstracten Freiheitstheorien und höherm Patriotismus weiß der Bauer nichts, nur sein Eigenthum, sein altväterliches Recht will er respectirt wissen und dies wird er vorkommendenfalls mit Blut und Leben vertheidigen. Daher kümmert ihn auch der auswärtige Feind wenig, solange er außerhalb seiner Hufe tobt; wenn er sich aber bei ihm in Einquartierung legt und seine Hühner und Gänse stiehlt, so wird er den Tag segnen, wo er auf den Vaterlandsfeind, der ihm nun ein persönlicher geworden ist, mit der Kolbe dreinschlagen kann. Wie exclusiv der Adel auch sein mag, so ist der Bauer noch exclusiver; er verachtet meist alle andern Stände und hält sich von ihnen fern. Besonders haßt er den Städter und alles fahrende Volk. Wissen, Kunst und Gelehrsamkeit sind ihm verächtliche Dinge. Der reiche Bauer heirathet nur in aristokratische Bauernfamilien. Die Gemeinde, der er angehört, ist ihm eine abgeschlossene Welt; daher auch die vielen Grenzstreitigkeiten. Wir dürfen uns Glück dazu wünschen, in Deutschland keine Bauernrepubliken zu haben, wie sie die Schweiz hat; denn der bäuerliche Gemeindedespotismus ist die schlimmste aller Arten des Despotismus und stempelt jeden zu einem Heimatlosen, der nicht Gemeindemitglied ist und dann oft von Gemeinde zu Gemeinde hin- und hergeschoben wird wie ein gehetztes Thier. Dieser Sondergeist, diese egoistische Härte mögen in einzelnen Landstrichen eine gemäßigtere Form annehmen, im ganzen aber sind sie dem Landvolke überall mehr oder weniger eigen, wie dies auch durch die Geschichte eines wirklichen Mannes aus dem Bauernstande, des Schweizers Ulrich Bräker, dessen Schriften E. von Bülow 1852 unter dem Titel „Der arme Mann im Tockenburg“ herausgab, vollständig bestätigt wird. Daß hier Urboden für charaktervolle Darstellung ist, wer wollte es leugnen? Und daß man ihn weidlich bracket hat, wer wollte dies nicht erklärlich finden? Nur gegen die vielfachen Entstellungen des bäuerlichen Charakters und die eingetretene Ueberproduction auf diesem Gebiete muß man Protest einlegen.

Zu der Vorliebe für Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben kommt bei denen, welche es nur von der vortheilhaften Seite auffassen, noch ein von ihnen kaum eingestandenes Motiv, welches mit einer Lieblingsneigung unserer Zeit zusammenhängt. Der rechte Bauer weiß vortrefflich zu erwerben, seine Producte zu den höchsten Preisen loszuschlagen, seden sich ihm bietenden Handelsvortheil aufs klügste wahrzunehmen und das Erworbene und Ersparte trefflich zusammenzuhalten. Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit gehören zu den Tugenden des deutschen Bauern. Vor diesem Erwerbssinn und Egoismus hat man nun in unsern Tagen einen gewaltigen Respect, und da ersterer sich häufig in den verwerflichsten Ausartungen und Schwindeleien zeigt, so hat es einer Anzahl von Schriftstellern scheinen wollen, als sei es ihre Pflicht, der Welt an Musterbeispielen zu zeigen, wie man erwerben solle ohne zu schwindeln. Der Bauer, der es sich sauer werden läßt, der Kaufmann, der mit Producten handelt und nicht mit Scheinkäufen und Papieren schwindelt, mußten zu diesem Zwecke Modell stehen. Das alte goldene Sprüchlein: „Ora et labora!“ wird dabei nur auf das „Labora!“ eingeschränkt. Das Beten wäre ja auch wol nur unnütze Zeitverschwendung. Von einer idealern Weihe, von einer Verwendung des Gewinnstes zur Erreichung höherer geistiger Zwecke ist dabei überall nicht viel die Rede; im Gegentheil, Philanthropie im höhern Sinne, Vaterland, Freiheit, Kunst, Literatur, Wissen und Wissenschaft spielen in dieser Gattung der Literatur meist eine sehr klägliche Rolle oder werden gänzlich ignorirt, oft sogar lächerlich gemacht. Insofern gehen die Erzählungen dieses Genre gar sehr mit der materiell-reactionären Strömung unserer Tage Hand in Hand. Wir wollen damit nicht einen directen Vorwurf aussprechen, wir führen dies nur als ein charakteristisches Kennzeichen der ganzen Gattung an. Diese Bauern, Schulzen, Landwirthe und Handelsherren erwerben ausschließlich für sich, ihre Familien, ihre Kinder, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Sie sind die solidesten Staatsbürger, die es geben kann; sie scharren zusammen, sie machen keine Schulden, sie bezahlen redlich ihre Rechnungen und Abgaben; sie begehen keine Excesse; sie murren nicht; sie sind weder kalt noch warm,

Digitized by Google

außer wo es ihr eigenes specielles Interesse betrifft; sie stehen auf der höchsten Höhe des Indifferentismus in politischen wie in religiösen Angelegenheiten. Staat und Kirche sind für sie gleichgültige Dinge, insofern sie durch sie nur nicht genirt und für besondere Opfer in Anspruch genommen werden. Sie sind moralisch, weil sie nicht geradezu unmoralisch sind. Kunstwerke, gesellige Zusammenkünfte höherer Art, Zeitschriften und Bücher existiren für sie nicht, unter den letztern selbst die nicht, in denen sie als die Idealtypen unserer Zeit gefeiert werden. Alle jene hohen geistigen Güter und Geschichtspunkte, womit der Fleiß und das Genie unserer großen Denker und Dichter die Nation ausgerüstet haben, sind abgethaner Firlefanz. Und warum nicht? Schreit doch alle Welt nach Realismus. „Schrei bis du berstest, Schurke!" möchte man mit Droysen in „Wallenstein's Tod" ausrufen. Und es ist möglich, daß dieses Bersten noch früher eintritt, als wir selbst jetzt ahnen.

Auch in den beiden Erzählungen „Die Heiterethei" und „Aus dem Regen in die Traufe", welche Otto Ludwig in dem vorliegenden ersten Bande seiner „Thüringer Naturen" zusammengestellt hat, stoßt man nirgends auf einen die Seele erhebenden und erweiternden Durchblick auf höhere und allgemeinere Verhältnisse. Kirche, Schule, Vaterland, Gesellschaft, Geschichte, Wissenschaft, Fortbewegung des Menschengeistes — alle diese Dinge fallen auch nicht an einem einzigen Punkte in den Kreis dieser Erzählungen. Alle tiefern und räthselhaften Fragen, worüber der menschliche Geist seit Jahrtausenden gebrütet hat, stören den Verfasser nicht. Der Inhalt der ersten Erzählung ist einfach der, daß der Holders-Fritz sich aus einem etwas wilden Leben durch sich selbst rettet und ein ordentlicher arbeitsamer Büttner wird, und daß es ihm hierauf gelingt, einer eigensinnigen, übermüthigen Dirne, der Tagelöhnerin Heiterethei, das unwirsche Köpfchen zurecht zu setzen, sodaß wir am Schlusse die gegründete Hoffnung haben, daß beide ein gutes Ehepaar abgeben und durch Fleiß und Sparsamkeit etwas vor sich bringen werden. Ohne Zweifel eine sehr löbliche, aber nicht gerade sehr erhabene und poetische Tendenz, und dazu zu einer übermäßig gedehnten Erzählung im Umfange von nicht weniger als 400 Seiten ausgesponnen! Shakspeare brauchte nicht mehr als etwa ein Drittel desselben Raums, um in diesem Umfange seine gewaltigen Tragödien, einen „Lear", einen „Macbeth", einen „Hamlet", einen „Richard III." mit ihren menschheitbewegenden Fragen und Katastrophen zum Abschluß zu bringen.

Die Erzählung „Die Heiterethei" spielt in einem thüringischen Landstädtchen, dessen Einwohner halb Handwerker, halb Gärtner und Landleute sind, während die Frauen sich fast ganz der Acker- und Gartenwirthschaft widmen. Bis S. 44 handelt es sich im Grunde nur um die Fortbewegung eines Karrens. Die Heiterethei, so von ihrem heitern, eigentlich aber doch mehr übermüthig trotzigem und etwas melancholisch gefärbten Charakter so genannt, obschon sie eigentlich Annedorle heißt, schiebt den Karren vor sich her, als er plötzlich in einer „Pfütze" sitzen bleibt. Der Weber „spuckte in die Hände" (S. 26), nochmals „spuckt' er in die Hände" (S. 28), auch der Schmied „spuckte in die Hände", aber nur so „beiläufig, als wär's nur um den Gebrauch nicht zu umgehen" (S. 29), wie auch später einmal der Adams-Lieb „wichtig ausspuckt". Die Männer, selbst der Schmied, bemühen sich vergebens, den Karren aus der Pfütze zu heben; sie ernten nur Schande ein, während es der Heiterethei, wenn auch mit Anstrengung gelingt, den Karren aus dem Schmutz zu bringen. Später begegnet sie mit ihrem Karren dem wilden Holders-Fritz in Gesellschaft gleich wüster Burschen. Der Holders-Fritz macht sich den Spaß, sich vor den Karren zu stellen und ihn aufzuhalten. Sie gerathen in Wortwechsel und die Heiterethei hält ihm eine lange moralische Vorlesung, die er ruhig mit anhört: „Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hättest, du könntest vielleicht noch einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eierschalen am Schnabel hängen hat." Und weiter: „Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gib mit dein' Kappen, so gibst du sie; bezahl' mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz, so machst du größere Sprünge wie der Spitz, wenn's heißt, das ist ein geschickter Hund!" Man erkennt bald, daß sich die beiden im Herzen zugethan sind, sowenig sie selbst es noch wissen, und daß der Verfasser sie dazu ausersehen hat, ein Paar zu werden, trotz der Grobheiten, die sie sich zuschleudern. Zugleich ist der ökonomische Sinn der Heiterethei in dieser Strafrede genugsam angedeutet, denn was sie an dem Holders-Fritz besonders auszusetzen hat, ist seine Gewohnheit, für seine lustigen Zechbrüder das Bier zu bezahlen. Zuletzt ruft sie: „Mach' du nur Augen wie du willst, ich fürcht' mich schon lange nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun laße los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!" Damit hebt sie den Schiebkarren, „und vorwärts ging's durch den Knäuel der Burschе hindurch, die fluchend beiseite sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf". Noch aus der Ferne hört man aber die Heiterethei rufen: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!" Sehr zart und liebenswürdig ist, wie man sieht, diese Heiterethei gerade nicht, und man muß sich alle Mühe geben, um ein Goethe'sches Clärchen oder Gretchen zu vergessen, wenn man an dieser überderben Person Geschmack finden soll.

Natürlich wird der Holders-Fritz von seinen Kumpanen verhöhnt, daß er sich von einem Mädchen so übel mitspielen lassen mußte, und so kommt es später zu einer Wirthshausschlägerei, die uns in folgender etwas wunderlichen Weise geschildert wird:

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tobacksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen,

Digitized by Google

die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel (!) darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase auszuhalten im Stande sei.

Der Holders-Fritz bleibt Sieger in der wüsten Nacht. Zugleich aber fühlt er Reue über sein Treiben, Abscheu vor sich selbst. „In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabacksrauchs, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel." Damit wir es kurz machen: der Holders-Fritz geht in sich und bessert sich; er wird ein fleißiger und geschickter Arbeiter; ja, er wird so stolz auf sein Handwerk, die Büttnerei, daß er folgendergestalt darüber reflectirt:

Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran sehen, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfirt er das Werk, ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt' seine Freud' haben, oder ein Kaufmann; denn die Thaler, die er erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen.

Das klingt so verlockend, daß man gleich Büttner werden möchte, selbst wenn man zufällig Schreiber oder gar Dorfgeschichtenschreiber wäre.

Der Holders-Fritz ist nun geläutert und reif genug, um die Heiterethei ehelichen zu können; er wird fortan für seine Zechbrüder gewiß keinen Krug Bier mehr bezahlen und durch seine Freigebigkeit der Heiterethei kein Aergerniß mehr geben. Leider ist diese ein trotziges Ding, und da man ihr eingeredet hat, der Holders-Fritz lauere ihr wegen des frühern Vorfalls auf, und sie ihn einmal in der Finsterniß auf dem Ulrichssteg trifft, drängt sie den auf eine solche Begegnung nicht Gefaßten, der in ganz anderer als gewaltthätiger Absicht auf sie wartet, mit ihrem verhängnißvollen Schiebkarren in raschem Anlauf in den Zehntbach, daß die Wellen über ihm zusammenschlagen: „Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrothes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag" u. s. w. Er wäre auch wirklich ertrunken, wenn nicht Instinct und Todesangst ihm Kraft gegeben, sich aus der Flut emporzuarbeiten. Diese Heiterethei ist, wie man sieht, eine ganz verteufelte Person, und es gehört gewiß einiger Muth und Entschluß von seiten des Holders-Fritz dazu, sie zu ehelichen, wozu es am Ende doch kommt. Freilich erst, nachdem er ihr den vertrackten Kopf einmal durch eine ordentliche Moralpredigt zurecht gesetzt hat. Er spricht zu ihr:

Ich will dir sagen, was du bist: ein albernes Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Rechts, wenn du nur immer was anders willst als andere Leut'. Armuth ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't, aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machst. ... Das ist Vernunft, daß einer sucht die Welt zu verstehn und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. ... Das was die Vernünftigern von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so könnten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Besseres ansehen, er mag sich geberden und sagen was er will. Du meinst, das ist was Rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selbst hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken u. s. w.

Das sind zum Theil ganz treffliche Gedanken, nur freilich in dem etwas absonderlichen Dorfgeschichtenstil ausgedrückt und im Grunde doch nur die eigenen Reflexionen des Verfassers, nicht aber Reflexionen, wie man sie bei Leuten dieses Standes anzutreffen gewohnt ist. Indeß müssen wir doch zugeben, daß dieser überhaupt stark reflectirende Büttner uns im ganzen menschlich wahrer aufgefaßt zu sein scheint als die unwirsche, auch auf ihre Körperkraft trotzende, allzu sehr ins realistische Gewicht fallende Heiterethei, die uns daher eine wirkliche Theilnahme kaum abgewinnt.

An einzelnen Tiefblicken in das menschliche Herz fehlt es der Erzählung nicht, auch nicht an einzelnen schönen Schilderungen, zu denen wir die eigenthümliche, eine nahe Katastrophe ahnungsvoll vorbereitende Beschreibung des nächtlichen Waldgangs der Heiterethei kurz vor ihrem Attentat auf den Holders-Fritz und die erste Liebesbegegnung und Liebeserklärung zwischen beiden rechnen. Sie stehen jedes auf einer andern Seite eines Zauns; Fritz, kaum von einem Wundfieber wiederhergestellt, hält das Kind ihrer Schwester, das die Heiterethei verpflegt, auf dem Arme:

Sie will ihm das Kind vom Arme reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläßer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: wenn es jemand sähe! beherrscht ihr Aeußeres. Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wäre sie mit umgesunken. In einem Arm hat sie das Kind, den andern stützt sie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert vom Athem beider.

Die hier und da hervortretende Energie in den Schilderungen darf uns jedoch nicht darüber täuschen, daß an ihnen mehr der Verstand, ja ein raffinirter, und der Scharfsinn, als das ursprüngliche Anschauungsvermögen und die Phantasie gearbeitet haben. Von jener einfachen unreflectirten Naturwahrheit wie von jener ungesuchten Anmuth selbst in der Schilderung mächtiger Leidenschaf-

Digitized by Google

ten und Naturereigniſſe, wodurch Goethe's „Werther“ — um nicht bis auf den unſterblichen Homer zurückzugehen — noch bis auf den heutigen Tag in der deutſchen Literatur unübertroffen daſteht, iſt in der „Heiterethei“ keine Rede. Manches iſt ſchrecklich geſucht und gekünſtelt; ſo die Beſchreibung der Heiterethei ſelbſt:

Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um dieſe und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Geſichts gewichen. Das Mädchen hatte ſo pralles Fleiſch, daß jede Bewegung vorübergehend ſolche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, ſowie der Druck aufhörte, einer deſto dunklern Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und Erröthen der Kraft.

Wir wollen mit dem Verfaſſer über ſeinen Geſchmack nicht rechten; wenn er eine „goldbraune“ Geſichtsfarbe für ſchön hält, ſo iſt das ſeine Sache. Die „weißen Druckflecke“ ſpielen überhaupt in dieſer Erzählung eine bedeutende Rolle. Einmal zagt auf den Backen der Heiterethei „ein weißer Druckflecken den andern“, ein andermal erblaßt ſogar der Heiterethei der ganze Arm, während die Menſchen im Augenblicke des Zorns oder Schreckens ſonſt doch nur im Geſicht blaß zu werden pflegen. Dann heißt es wieder: „So ſtrotzte jede Fiber an ihr von Kraft“, und der kleine Schneider fühlt einmal „die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihm zugewandten Seite“. Es liegt in ſolchen Beſchreibungen ein ſinnliches Raffinement, an dem Geſchmack zu finden nur Zeiten eigen iſt, welche ſich von der geſunden Natur verirrt und in die künſtlichen Gelüſte einer krankhaften Hypercivilisation verloren haben. An den verderbteſten Höfen führte man im vorigen Jahrhundert unſchuldige Schäferſpiele auf, heutzutage ſchreibt und lieſt man Dorfgeſchichten. Der Unterſchied iſt, dünkt uns, kein irgend nennenswerther.

Wie geſucht iſt folgende Schilderung einer lauen Sommernacht:

Was unter dem weichen Mantel der Nacht lebendiges ſein Weſen treibt, das raſchelte am Boden hin oder durchſchnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der Stachelgeharniſchte, ſich ſelber zu ſeinem Marſche den Takt; die Nachtfalter rannten mit ungeſchickter Galanterie die Blumen an, denen das Fräulein galt, das ſie mit ſchweren Flügeln abſummten. Die Grillen durchſtachen der Nacht die ſchwarzen Ohren mit ihrem ſpitzigen Geſange u. ſ. w.

Welch ein Vergleich: „ſchwarze Ohren“ der Nacht, welche von dem „ſpitzigen Geſange“ der Grillen „durchſtochen“ werden! Was würden wir ſagen, wenn wir dergleichen bei Lohenſtein oder Hoffmann von Hoffmannswaldau anträfen? Ueberhaupt leiſtet der Verfaſſer Unglaubliches in falſchen und geſuchten Gleichniſſen, auch im Komiſchen. So ſagt einmal die Heiterethei: „Wenn's ſo ein drei Stunden geregnet hat, iſt da außen ein Lehm, als ſollt' der Schloßthurm gekocht werden und man braucht' einen Topf dazu.“ Die würdige „Mozenſchmiedin“ wird mit einer „rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr“ verglichen, „an der das Haubenſteckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte und die lange ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellte“. Damit wäre es ſchon mehr als genug, aber der Vergleich wird noch weiter ausgeführt: „Der kurze, ſpitz ausgezackte Kragen des in Lucknbach unentrinnbaren engen, ärmelloſen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodiſch verziertes Geſimſe gelten.“ Die „kleine Baderin auf der Weidengaſſe“, heißt es S. 115, „beſteht blos aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen eingewickelt“, und als die geiſtige Wiedergeburt in der Heiterethei beginnt, ſagt der Verfaſſer: „Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit ſchwächern Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen angedeutet ſind.“ Wer, der natürlich fühlt, geräth bei der Schilderung geiſtiger Vorgänge auf den Vergleich mit „topographiſchen Plänen“? Von dem provinziellen Jargon, in welchem ſich die Perſonen unterhalten, wollen wir gar nicht ſprechen, aber das Publikum wird ſich gewöhnen müſſen, für „Arbeit“ fortan „Aerbet“ zu ſagen, Spitzname wie „Schlenkerleisörg“ ſehr komiſch zu finden und für Ausdrücke wie „Stubenehren“, „Meſſe“, „buchſich“, „getüt“ u. ſ. w. ein Idiotikon zu Rathe zu ziehen. Wozu hat der Aeſthetiker Viſcher vor dem „fühlbaren Erdgeſchmack“ und dem „ſchweren Bodenſatz des Stoffartigen“ in Romanen gewarnt? Wozu gibt es überhaupt ſo unbequeme Geſellen wie Aeſthetiker und Kritiker? Die Muſikanten blaſen „ihre Sach'“ in die Luft und die Aeſthetiker auch!

Aber trotz der dürftigen Verhältniſſe, in denen ſie ſich bewegt, und trotz der durch Kunſt und Raffinement erzielten Roheit in der Ausführung iſt die Erzählung von der Heiterethei und dem Holdert-Fritz doch wenigſtens in der Anlage bedeutend zu nennen. Das darin vorgehende Drama gewährt jedenfalls ein nicht gewöhnliches Intereſſe: ein Drama zwiſchen zwei von Kraft und Feuer ſprudelnden Perſonen, die ſich in eigenartiger Weiſe bald abſtoßen, bald anziehen und erſt zur Vereinigung gelangen, nachdem ſie einander alles mögliche Leid zugefügt und ſich gerade dadurch zur Selbſterkenntniß und Reinigung durchgerungen haben. Minder bedeutend angelegt, aber gerundeter in der Ausführung iſt die zweite kleinere Erzählung: „Aus dem Regen in die Traufe“, die jenes Hauchs von Humoriſtik nicht entbehrt, wodurch allein ſolche Genrebilder aus dem Kleinleben des Volks erträglich und genießbar werden. Der kleine zwerghafte Schneider, der ſich einbildet, ein rechter Held zu ſein und alle Mädels in ſich verliebt oder vor ſich zittern zu machen und der nach einer Frau von gehörigem Körpervolumen ſpeculirt; die Frau Bügel, ſeine Mutter, die ihn unter der Fuchtel hält; die „Schwarze“, die er als ſein Ideal von corpulentem Frauenzimmer zu ſeiner Braut erhebt und die durch ihr materialiſches, alles von oberſt zu unterſt kehrendes Auftreten ſelbſt die Frau Bügel in Schrecken ſetzt, bis dieſe durch das Anſchauen einer ſolchen Uebertreibung ihres eigenen Weſens ſich zur Sanftmuth bekehrt; die herzige ſchüchterne Sannel, die den

Digitized by Google

kleinen Mann im Stillen lieb hat und zum Schlusse seine glückliche Frau wird: das sind sämmtlich trefflich erfundene und gezeichnete Figuren und dabei von echt deutschem Gepräge. An Wirkung würde freilich auch diese Erzählung gewonnen haben, wenn sie weniger in die Breite ausgesponnen wäre. Auch vermißt man an ihr jenen bedeutsamen Hintergrund, jenes Durchleuchten einer höhern idealen Welt, jene Werthsteigerung des Rohmaterials durch eingeflochtene gewichtige oder lyrischschwunghafte Gedanken, wodurch die Kleinmalereien Jean Paul's für die Dürftigkeit der darin behandelten Lebensverhältnisse Ersatz bieten.

Wenn nun die künstlerische Bedeutung dieser wie der meisten Dorfgeschichten im ganzen nur eine sehr geringe ist, so sind sie doch als Beiträge zur „Naturgeschichte des Volks" und als Schilderungen provinzieller Eigenthümlichkeiten von einigem Werth. Dieser aber würde noch unbedrittener sein, wenn sie von Männern aus dem Volke selbst und nicht von Schriftstellern verfaßt wären, die von je oder doch seit Decennien in ganz andern Kreisen als in eigentlichen Volkskreisen leben, sich zum Volk nur wie vornehme Herren herablassen und sich nur auf künstlichem Wege in seine Begriffssphäre zu versetzen vermögend sind. Entweder idealisiren unsere Dorfnovellisten das Volk, wodurch zwar die Kunst gewinnt, der Wahrheit aber empfindlicher Abbruch gethan wird, oder sie stellen es in allen seinen Roheiten dar, wodurch der Majestät der Kunst Schaden zugefügt und den Gesetzen der Schönheit wie den Errungenschaften der höhern Bildung offener Krieg erklärt wird. Beide Klippen sind in Erzählungen dieser Gattung schwer zu umgehen. Aber selbst die Naturwahrheit, die hier und da erreicht zu sein scheint, ist zweifelhaften Werthes, da an ihr mehr das Raffinement als die Unmittelbarkeit naiver Auffassung Antheil hat, und wir besorgen sehr, daß wenn die Luckenbacher selbst die Ludwig'schen Erzählungen lesen sollten, sie sich schwerlich in diesem Bilde wiedererkennen und die Tendenzen des Verfassers kaum verstehen würden, namentlich die jedes eigentlich erheiternde und erhebende poetische Element abweisende allzubeschränkte Hausmoral. Das Volk hält es freilich ganz in der Ordnung, daß man zwar arbeite und zusammenscharre, sich aber auch von Zeit zu Zeit zur nothwendigen Erholung einen guten Tag mache und etwas daraufgehen lasse. Es liebt Geselligkeit, Munterkeit und muntere Burschen, und hält die für seine Feinde und für pietistische Schleicher, welche es in seinen Vergnügungen beschränken wollen.

Im ganzen kann man es nur bedauern, daß Otto Ludwig aus dem Lager der dramatischen Production zur Fahne der Dorfnovellistik übergelaufen ist. Dorfnovellen haben wir im Ueberfluß, aber wir haben Mangel an guten und wirksamen dramatischen Productionen, und man muß die Jämmerlichkeit des einheimischen Bühnenwesens nur bedauern, wenn es nicht im Stande war, ein dramatisches Talent wie Ludwig festzuhalten und Nutzen von ihm zu ziehen. Auch sein „Erbförster" leidet wol an einer zu raffinirten Berechnung, die selbst den blinden täppischen Zufall zu einem dramatischen Factor erhebt, und an zu advocatischer und dialektischer Durchführung, aber die Charaktere im „Erbförster" (die weiblichen ausgenommen) sind energisch und wahr gezeichnet, die Sprache voll dramatischer Schlagkraft, der Gang der Handlung lebendig, die Situationen, um einen Chamisso'schen Lieblingsausdruck zu brauchen, „packend". Wir glauben dieses dramatische Talent auch in den vorliegenden Erzählungen durch das Grau des breiten epischen Vortrags oft blitzartig hindurchleuchten zu sehen.

In welche ganz andere Verhältnisse versetzt uns Theodor Mundt's „Graf Mirabeau". Hier handelt es sich nicht mehr darum, ob und wie ein Schiebkarren aus einer Pfütze, sondern ob und wie Frankreich aus einem Blutstrom emporgehoben wird; nicht mehr darum, ob sich ein Bursche wie der Holders-Fritz aus dem Zehntbach, sondern ob sich der König von Frankreich aus den Wogen der Revolution rettet; nicht mehr darum, ob sich Fritz und die Heiterethei verständigen, heirathen und Kinder zeugen, sondern ob sich der Graf Mirabeau und die Königin verständigen; nicht mehr darum, ob „die Schwarze" oder Frau Bügel im Hause das Regiment, sondern ob die Nationalversammlung oder der absolute Monarch im Staate das Heft behalten. Die Schmiede, Weber und Schneider haben hier etwas anderes zu thun als blos „in die Hände zu spucken". Wenigstens so viel wird auch der eingefleischteste Liebhaber der Dorfnovellistik zugeben, daß er sich hier größern Verhältnissen und bedeutendern Personen gegenübergestellt sieht und daß man aus den Reflexionen, welche diesen Personen in den Mund gelegt sind, mehr lernen kann als aus den Reflexionen des Holders-Fritz über die Unübertrefflichkeit des Büttnerhandwerks.

Theodor Mundt hat zu seiner Darstellung einen Mittelweg zwischen Geschichtschreibung und historischem Roman gewählt. Es ist kein historischer Roman, denn es fehlt eine durchgehende Romanintrigue, es fehlt überhaupt die Erdichtung von Ereignissen und Personen, welche nur darauf berechnet wären, den Leser zu spannen und geschähe es selbst auf Kosten der historischen Wahrheit. Aber die Behandlung nähert sich dadurch dem historischen Roman, daß über die Personen und ihre Handlungen nicht in dem referirenden Tone eines Geschichtschreibers berichtet wird, sondern daß die Personen leibhaft vor uns auf- und abwandeln, handeln und reden wie in einem Drama, und daß ein Stück des Autors selbst in ihnen steckt, wie ein Stück des Dichters in seiner Dichtung. Diese romanartige Behandlung bedingt denn auch, daß große Sorgfalt auf die genrerartige Ausmalung, auf die genaue Beschreibung der Personen, ihrer Costüme und ihres äußern Betragens, auf Hervorhebung kleiner familiärer Vorgänge und anekdotenähnlicher Züge verwandt ist, was alles den strengen Historiker weniger kümmert. An den Roman erinnert auch die oft etwas überraschende Weise, womit der Verfasser seine Personen zum Zweck der Action oder Conversation

Digitized by Google

zusammenzubringen weiß. Andererseits ist der Vorwurf, den man wol öfters dem historischen Roman gemacht, daß nämlich Wahrheit und Dichtung darin zu willkürlich gemengt seien und der Leser niemals wisse, was historisch wahr sei und was nicht, auf vorliegendes Werk weniger zutreffend. Es findet sich darin keine Person, welche nicht gelebt hätte, kein Ereigniß, welches nicht geschehen, kaum ein Ausspruch, der nicht gethan worden wäre. Die Personen sind nach dem Leben porträtirt, höchstens mit einiger subjectiven Färbung, wie sie sich auch in den meisten Geschichtswerken findet. Wohl aber hat sich Mundt erlaubt, charakteristische Ansichten, Behauptungen und Grundsätze, die in Briefen oder Denkschriften angetroffen werden, dadurch flüssig zu machen, daß er sie in unmittelbarer Conversation der handelnden Personen aussprechen läßt, oder doch zuweilen bei anderer Gelegenheit, als bei der sie geäußert wurden. Auch hat er diese Ansichten wol öfters weiter ausgesponnen und ausgeführt, um dies oder jenes zu motiviren und zu beleuchten, vielleicht auch einen verschlossen Seitenblick auf analoge Zustände der Gegenwart zu werfen. Doch sind diese weitern Ausführungen, die sich ja selbst die Geschichtschreiber der Alten, Thucydides, Livius, Polybius u. s. w., erlaubten, nie im Widerspruch mit dem Charakter der Zeit und der betreffenden Personen gehalten. Die Geschichte der Französischen Revolution war immer ein Lieblingsstudium unsers Verfassers und im vorliegenden Werke haben wir eine ausgetragene Frucht dieses Versenkens in den bevorzugten Gegenstand seiner Studien.

Es ließe sich nun allerdings fragen, ob der Verfasser nicht besser daran gethan hätte, das Kapital seines Fleißes in einer vielleicht sicherern und dauerhaftern Hypothek, nämlich in der Ausarbeitung eines streng regelmäßigen Geschichtsbuchs zu verwenden; indeß hat auch diese allerdings mehr belletristische Form ihre mancherlei Vorzüge, und wenngleich das Werk den Zunftgelehrten nicht imponiren sollte, obschon auch sie manches daraus lernen könnten, so ist es um so mehr geeignet, das große Publikum derer, welche Geschichte lieben aber nicht studiren, zu befriedigen und in zugleich instructivster wie ansprechendster Weise mit den großen Ereignissen und Persönlichkeiten der Französischen Revolution genauer vertraut zu machen. Die handelnden Individuen treten uns hier viel persönlicher entgegen, als dies in irgendeinem Geschichtswerk strengern Stils der Fall sein könnte, und manche culturhistorisch wichtigen Züge, welche das Entstehen und Wachsen des großen Ereignisses, ja überhaupt die Möglichkeit desselben erklären helfen, sind hier zu Buch gebracht, die der methodische Historiker mit Unrecht zu ignoriren pflegt.

Der Verfasser führt uns im Beginn des ersten Bandes nach Auteuil in den gesellschaftlichen Cirkel der Madame Helvetius, deren Salon der bedeutendste und geistreichste war seit dem Salon der Madame Geoffrin in Paris, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch alle einheimischen und fremden Größen in sich gesammelt und gepflegt hatte. Bei Madame Helvetius lernen wir Benjamin Franklin, welcher sich in der Mundt'schen Zeichnung vielleicht etwas anders, wir möchten sagen etwas weniger würdig darstellt, als man sich ihn gewöhnlich denkt, Chamfort, Cabanis, Condorcet und Mirabeau selbst kennen. Außer ihnen auch den Erfinder des Luftballons, Etienne Montgolfier; denn dieser soll gerade eine neue Auffsteigung seines Ballons dem gesammten Hofe vorführen, und zwar will der berüchtigte Herzog von Chartres ihm bei seiner kühnen Luftfahrt Gesellschaft leisten. So machen wir auch aufs schnellste und ungezwungenste die Bekanntschaft des Hofes und seiner einzelnen Mitglieder. Als Franklin an der Brüstung der Tribüne erscheint, wird er von allen Seiten mit stürmischen Lebehochs empfangen, wie später Lafayette, der zum Dank dafür den ihm vom Congreß der Vereinigten Staaten geschenkten goldenen Degen mit einer bedeutsamen Handbewegung aus dem Gefäße zog und ihn, auf beiden Händen in die Höhe hebend, nach allen Seiten hin dem Publikum entgegenstreckte. Dieser vielleicht etwas theatralische Gestus rief donnernden Beifall hervor, welcher von allen Seiten her die Luft erschütterte. Die schöne Königin, die bei der Begrüßung Franklin's nur spöttische und verächtliche Blicke dem Publikum zugeworfen hatte, schien in diesem Augenblicke kaum noch ihre Haltung bewahren zu können, während der König mehr betroffen als erzürnt dreinschaute. So fühlt man sich gleich anfangs in jene unheilschwangere königs- und noch mehr königinfeindliche Atmosphäre versetzt, welche den Hof bereits von allen Seiten umgab und ihn vom Volke isolirte. Zugleich zeigt sich aber Mirabeau schon jetzt als ritterlicher Verehrer der Königin, wogegen er sich über Lafayette spöttisch äußert und seine Gesinnung in Zweifel zieht, da derselbe sich nicht gescheut habe, bei den Mummereien und Carnevalsspäßen mitzuwirken, welche sich der Hof erlaubte, um dadurch die alten Parlamente zu parodiren und zu verspotten. Was die Luftfahrt des hier in all seiner moralischen Widerwärtigkeit gezeichneten Herzogs von Chartres betrifft, so endet diese tragikomisch. Furcht und Unwohlsein befallen ihn, kaum nachdem der Ballon aufgestiegen; Montgolfier muß ihn aufs schleunigste herablassen, und als die Flugmaschine den Erdboden erreichte, befand sich der Prinz so leidend, daß Montgolfier ihn aus dem Ballon heben und hinter den Vorhang ziehen mußte, während das Publikum rücksichtslos pfiff und zischte. Die ganze Versammlung löste sich in einen allgemeinen Tumult auf, nachdem sich die Logen des Hofs schon früher geleert hatten, sobald der König und die Königin wahrnahmen, daß es zu einem Skandal kommen werde.

Die folgenden Abschnitte machen uns mit dem Verhältniß Mirabeau's mit Henriette von Haren bekannt, der natürlichen Tochter des holländischen Dichters Onno Zwier van Haren, die in einem unsern der Kirche Saint-Germain-des-Près in Paris gelegenen Kloster erzogen und von hier durch Mirabeau entführt wurde, was nach Mundt's Darstellung etwas schnell vor sich ging. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir in einem Rückblick auch

Digitized by Google

das Nothwendigste über das frühere bekannte Verhältniß Mirabeau's zu Sophie von Monnier, zur Prinzessin Lamballe, zu seiner eigenen Gemahlin und zu seinem Vater, dem Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, welcher trotz der humanen Ansichten, die er in seinen Schriften ausgesprochen, sich doch der berüchtigten Lettres de cachet bedient und deren 24 gegen seinen Sohn ausgewirkt hatte, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die unbändige Sinnlichkeit und Verschwendungssucht des letztern der Familie viel zu schaffen machte und ein ärgerliches Beispiel gab. Henriette van Haren, um auf diese wieder zurückzukommen, folgt ihrem Entführer wie ein Schlachtopfer in dessen Wohnung, und der Bund ist, ohne alles Widerstreben von ihrer Seite, zwischen beiden nun geschlossen. Redensarten werden darüber keine gemacht. Sie nimmt den Namen Mirabeau natürlich nicht an, legt aber den ihrigen ab oder vielmehr kehrt ihn nur um und nennt sich jetzt Frau von Nehra. Indessen hat der Verfasser verstanden, uns wegen dieses Fehltritts mit Henriette zu versöhnen, indem er sie als einen Engel von Liebenswürdigkeit erscheinen läßt. Sie steht dem leidenschaftlichen Liebhaber wie sein guter Genius zur Seite, dient ihm mit aller seiner Aufopferung, deren nur das liebende Weib fähig ist, folgt ihm, wohin er sie haben will, nach Loudon, nach Berlin, in die Provinzen, nach Paris wieder zurück, bringt ihm eine Erbschaft zum Opfer, um die derangirten Verhältnisse des Grafen auszubessern, wirkt für ihn, tröstet ihn im Unglück, glättet seine sorgenvolle Stirn, bewahrt ihn vor zu heftigen Ausbrüchen seiner vulkanischen Leidenschaften. Mirabeau schrieb über sie an Chamfort:

Durch ihre Schönheit allein müßte sie sich einen Platz auf einem Königsthron haben gewinnen können, wenn sie es nicht vorziehen wollte, das unberechendare Los des unsterben Mirabeau zu theilen. Henriette ist aber auch die Güte, die Milde, die Sanftmuth selbst, sie ist eine jener hohen rechtschaffenen Seelen, bei denen man sich wohl behütet und wie in der Heimat fühlt, und ich schwöre es dir, daß ich sie nicht verdiene, aber mich ihres Besitzes werth zu machen gedenke.

Ein interessantes Kapitel des ersten Bandes betrifft die Aufführung des Lustspiels von Beaumarchais „Die Hochzeit des Figaro“ im Hotel des Marquis von Baudreuil, wobei der Verfasser Gelegenheit nimmt, dieses Beaumarchais'sche Sittenbild der damaligen frivolen Gesellschaft Scene für Scene zu zergliedern und es durch die Randbemerkungen hervortragender Personen, welche der Aufführung beiwohnten, in allen Schlupfwinkeln und versteckten Beziehungen beleuchten zu lassen. Besonders wurden, wie der Verfasser erzählt, die Stellen, welche gegen die Aristokratie gerichtet waren, gerade von den vornehmsten Personen der Gesellschaft mit einem wahrhaft stürmischen Händeklatschen ausgezeichnet. Die Aristokratie hatte schon den Glaubin an sich verloren und tastete gegen sich selbst. Wir lernen bei diesem Anlaß auch den durch Krankheit schon schwer mitgenommenen Diderot kennen, der unter anderm erklärt:

Glaubt mir, einem alten Wahrsager, der bald sein letztes Wort ausgespielt haben wird, die Politik wird bald nur eine gleichgültige Nebensache bei den neuen Ideen sein, welche sich jetzt durch die Welt hervordrängen. Es kommt bei allem einzig und allein auf das soziale Wesen der Menschheit an, und das höchste Gut, wonach die Menschen streben, wird in seiner blos politischen Verwirklichung immer nur zweideutig und trügerisch erscheinen. Die Frage der Könige wird an die Reihe kommen, aber sie wird vielleicht nicht eher entschieden werden, als bis die Frage über die Gemeinschaft der Güter, die viel wichtiger ist, gelöst sein wird.

Diderot hörte sich selbst sehr gern sprechen, und Mundt läßt Chamfort folgende Anekdote erzählen:

Ich erinnere mich noch, wie dies einst den Abbé Raynal in einer Gesellschaft bei Madame Geoffrin zur Verzweiflung brachte. Der Abbé hatte auch den Kopf, fortwährend zu sprechen, und als er den unaufhörlich wogenden Redestrom Diderot's nicht mehr aushalten konnte, sagte er, mich beißend ziehend, mit pfiffiger Behmuth: „Wenn er nur ein einziges mal speien, husten oder schnauben muß, dann ist er verloren, denn dann ergreife ich das Wort.“

Am Schlusse des ersten Bandes erblicken wir Mirabeau in London, wohin er in Begleitung der Frau von Nehra gegangen war, um dort sein Glück zu versuchen.

Hier ist mehr wie pariser Boulevards, äußert Mirabeau zu seiner Begleiterin, hier sieht man Volk, hier sieht man eine Nation, die in frischen sichern Zügen einen gewaltigen Lebensaufwand bestreitet und sich in ihrer Masse dahinwälzt wie ein Strom, der nur seinen eigenen Gesetzen der Bewegung gehorcht. In Paris gibt es noch kein Volk, und es wird erst darauf ankommen, daß wir aus der trüben physiognomielosen Masse, die sich dort tief unten an den Stufen des absoluten Throns zusammengekrümpt hat, erst ein Volk machen, ein Volk, das seine Rechte kennt und durch diese Erkenntniß erst ein lebendiges und lebensfähiges Wesen geworden ist. Was du auf den Boulevards siehst, ist kein Volk, sondern nur die bunte blitzende Haut der Schlange, die auf der Lauer liegt, um Paris einst mit einer einzigen Bewegung ihres Schweifes umzuwerfen. Was treibt sich ferilich nicht alles auf den pariser Boulevards umher, aber anstatt der Nation sieht du Intriguants und Prostituirte und uns mißorganisirte vornehme Herumtreiber, die wir in unsern Gedanken schon darauf spekulirten, daß Frankreich einmal ein Volk haben wird, und die mein Freund Chamfort einmal die „philosophischen Marquis“ der Epoche genannt hat.

Mundt bringt Mirabeau auch mit William Pitt zusammen, wenn auch in etwas wunderlicher Weise. Seine Begleiterin ist wegen ihrer französischen Tracht und namentlich wegen ihres ungeheuern Federhuts nach pariser Muster von einem trunkenen Haufen londoner Pöbels und einem ihn anführenden Spaßmacher, Lord Trumpeter genannt (welchen Vorfall übrigens Mirabeau selbst in seinen Briefen an Chamfort erzählt), verspottet worden; gleich darauf kommt Pitt gefahren, erblickt Mirabeau und läßt nicht eher nach, bis dieser und seine Begleiterin die Ehrenplätze ihm gegenüber im Wagen einnehmen. Später erfahren wir noch, daß William Pitt der Geliebten Mirabeau's in einem Magazine einen kleidsamen Hut nach englischer Façon ausgesucht habe. Wir wissen nicht, ob dieses Factum ein historisches ist, zweifeln jedoch daran, daß je ein britischer Premierminister sich zu solchen Dienstleistungen namentlich gegen eine Dame von der zweifelhaften Stellung der Frau von Nehra herbeilassen würde. Indeß thut diese Episode auch nichts zur Sache, und wichtiger sind uns jedenfalls die politischen

Digitized by Google

Gespräche zwischen Pitt und Mirabeau. Pitt äußert unter anderm:

Wir sind Engländer, und die Freiheit soll unserer Nation nicht blos die Köpfe, sondern auch die Taschen füllen. Wir müssen durchaus reich werden, das ist unsere Bestimmung, und davon hänge alles Uebrige bei uns ab. Diese echte und ausschließliche Grundlage unserer Politik müssen wir hier festhalten, wenn überhaupt etwas aus uns werden soll. Der Geist ist es nicht allein, der die Blüte der Nationen ausmacht. Der Reichthum ist die andere und solidere Seite der Volkskraft. Die Politik Pitt wird dem Reichthum auf diesee grünen Insel Altäre bauen, und unser Kampf mit den übrigen Völkern soll dann fortan nur ein Wettkampf sein.

Ob dies urkundliche Worte Pitt's sind, wissen wir nicht; aber die eine Tendenz der englischen Politik und zwar vielleicht ihre Haupttendenz drückt sich allerdings darin aus. Dieses einseitige Trachten nach Reichthum hat freilich bei Völkern wie bei Individuen auch seine sehr bedenkliche Seite, nur daß sich die traurigen Folgen davon nicht sofort in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen pflegen und im vollen Maße erst bei spätern Generationen zur Erscheinung kommen. Der praktische Pitt warnt weiter Mirabeau vor der in Frankreich umgehenden Sucht, für die politische Freiheit ein Universalmittel finden zu wollen u. s. w. Mirabeau seinerseits kommt auf den Grafen Chatam, den Vater von William Pitt, zu sprechen, und bemerkt, daß dessen Haß gegen Frankreich ein fast physischer gewesen, denn es sei wie ein elektrisches Zucken durch seine Glieder gefahren, wenn er nur den Namen Franzose aussprechen gehört habe. Aehnlich ging es Coleridge, der Gott auf den Knien dafür zu danken pflegte, daß er ihn nicht als einen Franzosen habe geboren werden lassen. Obschon Mirabeau diese nationalen Antipathien sehr wohl kannte, war es doch sein oberster politischer Grundsatz, daß Frankreich dahin streben müsse, die engste und innigste Verbindung mit England zu knüpfen; in dieser Allianz erblickte er, wie auch Mundt anführt, „die einzige Gewährleistung für die Freiheit und Civilisation der heutigen Völker". Aber jene moralische und in gewissem Sinne auch physische Antipathie besteht gewiß auch noch heutzutage, trotz der schon von Ludwig Philipp angestrebten und jetzt von einem Glücklichern ins Werk gerichteten politischen Allianz, die aber ohne Zweifel auf schwachen Füßen steht und um so sicherer ihrer Auflösung entgegengeht, je mehr Frankreich sich in die Abgründe des Absolutismus, Prätorianismus und Ultramontanismus verliert. Die jüngste heftige Journalpolemik in England scheint ein deutliches Symptom dieser drohenden Auflösung des Bündnisses zu sein. Frankreich in seiner jetzigen Gestalt und England sind polare Gegensätze, und es scheint allen natürlichen Gesetzen der Geschichtsphysik zu widersprechen, daß zwei so verschieden organisirte und constituirte Staaten und Völker auf die Dauer Arm in Arm gehen könnten. Und daß Frankreich je fähig sein werde, ein freies Gemeinwesen wie England zu werden, möchte nach so vielen mislungenen Versuchen fraglich sein, obschon man freilich an nichts verzweifeln soll.

Im zweiten Bande sind die hervortretenden Partien die Darstellung der berüchtigten Halsbandgeschichte; die sehr pikante Schilderung eines Geisterdiners bei Cagliostro, die den Leser unwillkürlich an ähnliche Charlatanerien und Klopfgeistergeschichten in unsern Tagen erinnern wird, obschon letztere dem Charakter unserer Zeit gemäß weniger amusant erscheinen; Mittheilungen über das Leben der Königin in St.-Cloud und namentlich das Referat über eine Sitzung des amerikanischen Clubs, der uns unter anderm auch den Baron Holbach kennen lehrt, welcher bei dieser Gelegenheit seine materialistische Philosophie ziemlich im Sinne der heutigen Stoffwechseldoctrin vorträgt. Er behauptet unter anderm, daß die sich selbst denkende Materie, und das sei der Mensch, nur durch einen Verdauungsfehler auf den von „arglistigen Theologen erfundenen" Begriff Gottes kommen könne, weshalb man sich vor dem ersten Verdauungsfehler sorglichst zu hüten habe. Hier weeden wir auch in die finanziellen Krankheiten des damaligen Frankreich eingeführt, und es hört sich fast possirlich an, wenn Clavière, der später, im Jahre 1792, wirklich durch die Partei Brissot Finanzminister wurde, die Deficits vertheidigt und die Finanzverwaltung die „Kunst des Deficits" nennt. Dagegen thut Mirabeau einmal folgenden beziehungsreichen Ausspruch:

Das Rennen nach Geld und Gewinn, das jetzt alle Stände gleichmäßig fortreißt, wird zuletzt ein Rennen nach der Freiheit werden müssen. Denn wenn alles Eigenthum in die Kanäle der Speculation hineingejagt worden, und darin seine Verflüchtigung erhalten hat, so wird sich die Nation ein neues Eigenthum erschaffen müssen, und das wird nur auf dem Boden der politischen und gesellschaftlichen Freiheit möglich sein. Die Agiotage ist immer nur der sichere Vorbote eines gefährlichen Sturms.

Inzwischen hatte sich Mirabeau mit der Gattin des Finanzministers Calonne, über dessen Spielwuth hier eine pikante Anekdote mitgetheilt wird, in ein Verhältniß eingelassen, sodaß Calonne es für zweckmäßig erachtet, ihn aus Paris zu entfernen. Er bewirkt, daß Mirabeau eine Sendung nach Berlin erhält, um von hier authentische Berichte über Preußen, seinen Hof und seine Landes- und Volksverhältnisse einzusenden. Der dritte Band spielt zur Hälfte in der preußischen Hauptstadt und ist für deutsche Leser von besonderm Interesse, namentlich die Audienz Mirabeau's bei dem seiner Auflösung entgegengehenden großen Friedrich, dem in dieser Unterredung auch die berühmten Worte in den Mund gelegt werden, daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen. Wir müssen den Leser auf die Lectüre des Buchs verweisen, können uns jedoch nicht versagen, einiges über das Aussehen des alten Königs daraus mitzutheilen:

Durch diesen bizarr und schmuzig gekleideten, engbrüstig athmenden, mit seinen letzten Kräften ängstlich haushaltenden Körper grüßte ihn der Feuerstrahl der großen Seele, die darin noch keineswegs matter zu glühen schien. Mirabeau sah, daß der König, dessen schmerzlich hallender Husten sich seinem Ende zuzuneigen begann, jetzt wieder seinen wunderbar herausfordernden und stechenden Blick zu ihm herübersandte. Dieser durchdringende Blick des blauen Königsauges, der alles in den andern

Digitized by Google

ergründen zu können schien, vereinigte in seinem scharfen Lichte so viel Güte und Bosheit, so viel wohlwollende Milde und beißende Ironie zu gleicher Zeit, daß seiner bezaubernden und beherrschenden Macht Mirabeau sich auf eine unwiderstehliche Weise hingegeben fühlte.

Diese sehr charakteristische Unterredung mußte jedoch abgebrochen werden, da der altersschwache König, wie ihm dies in der letzten Zeit sehr häufig während des Tags und bei allen Gelegenheiten begegnete, plötzlich in seinem Lehnsessel einschlummerte. Der Verfasser erzählt:

Das Haupt war ihm tief auf die Brust herabgesunken und sein Athem ging in schweren, tiefen Zügen, die ihm auch während des Schlummers Schmerz zu bereiten schienen, in ihm auf und ab. Mirabeau schlich sich leise und mit der größten Behutsamkeit aus dem Cabinet, um den kranken König nicht zu erwecken. Indem er die Thür hinter sich anlehnen wollte, trieb es ihn, sein Auge noch einmal auf die machtlos zusammengesunkene Gestalt des großen Monarchen zurückzuwenden. Es erschütterte ihn, daß der kleine Klumpen, der dort im Sessel ineinander gekauert lag und so peinlich und schmerzlich athmete, Friedrich der Große hieß.

Ergreifend sind dann auch der bald darauf erfolgende Tod des großen Königs und die Vorgänge dabei geschildert, von vielem Interesse die Mittheilungen über die Eidesleistung, womit unter dem Commando des in Thränen zerfließenden Generals Möllendorf die Truppen dem neuen Könige huldigten und ganz besonders die Unterredung Mirabeau's mit dem General von Bischofswerder, der, obschon ein sehr corpulenter, doch auch ein sehr pietistischer Herr war und alleelei Gaukeleien mit Verjüngungselixiren, Geisterseherei u. s. w. trieb. Der Verfasser erzählt:

Das Uebermaß der Beleibtheit, das er (Mirabeau) sich gegenüber wahrnahm, und welches der Gestalt des Generals zuerst den Anblick eines räthselhaften und unheimlichen Klumpens gab, erregte im höchsten Grade das Erstaunen Mirabeau's. Bald erheiterte ihn aber auch wieder dieses Bild eines dicken Leibes, wie er ihn noch nie gesehen zu haben sich erinnerte, und er sagte sich zu seinem Troste, daß jede Situation sich erleichtere, in der man es mit einem ungeheuerlich wohlbeleibten Manne zu thun habe, weil in diesem Behagen des Fettes leicht jede bösartige Absicht verschwimmen müsse. Der General that aber jetzt einige Schritte ihm entgegen und entfaltete dabei eine Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegung, die mit seinem starken Körper in dem überraschendsten Contrast stand und Mirabeau erinnerte, wie er oft gehört habe, daß Herr von Bischofswerder nicht blos ein frommer und mit Geistern verkehrender Mann, sondern auch ein gewandter Jäger und einer der kühnsten Reiter und Pferdebändiger sei.

Bischofswerder's Anrede geschah in französischer Sprache und Mirabeau stutzte, „als dieser Accent sein Ohr berührte. Er erinnerte sich jedoch zugleich daran, daß Herr von Bischofswerder von Geburt ein Sachse war, und man hatte ihm oft gesagt, daß es gerade diesem Volksstamme der Deutschen am schwersten werde, das Französische rein und verständlich zu sprechen." So viel über das Aeußere Bischofswerder's; was seine merkwürdigen Geständnisse über die künftig einzuhaltende Politik Preußens betrifft, so wollen wir auch hier auf das Werk selbst verweisen, dessen Lectüre für deutsche Leser sich schon wegen dieser Schilderungen aus Mirabeau's Aufenthalt in Berlin verlohnen würde. Mundt hat dabei auch Mirabeau's Denkschrift „Lettre remise à Frédéric Guillaume II. roi régnant de Prusse le jour même de son avénement au trône" mit großem Vortheil benutzt. Folgende an eine Aeußerung Mirabeau's (in dessen Schrift „Sur Moses Mendelssohn") angeknüpfte Bemerkung ist ohne Zweifel Mundt'sche Zuthat:

Die Hauptstadt Preußens hat an dieser jüdischen Colonie ein so bedeutendes und unwiderstehliches Element der Bevölkerung in sich aufgenommen, daß ich prophezeie, Berlin wird nicht als Königsstadt, sondern als Judenstadt dereinst seine höchste Bestimmung erreichen, und jeder anständige Mensch wird hier noch zuletzt Jude werden müssen, wenn er seine richtige Stelle in der Gesellschaft einnehmen will.

Die zweite Hälfte des dritten Bandes versetzt den Leser bereits in die qualmige Atmosphäre des Jahres 1789. Dem allgemeinen Revolutionsausbruch gingen wie unheimliche Detonationen die Brotunruhen in Aix und Marseille vorher, bei denen Mirabeau beschwichtigend wirkte, wozu ihm seine unbegrenzte Popularität und seine wunderbare moralische Gewalt über die Gemüther des Volks behülflich waren. Er allein unter allen Adelichen wird zum Abgeordneten des dritten Standes gewählt und wir sehen ihn bei der Procession der drei Stände in Versailles am 4. Mai 1789 mitten unter den schwarzröckigen Deputirten des sogenannten dritten Standes in seinem gewöhnlichen Cavaliercostüm daherschreiten. Ganze Scharen Volks waren aus Paris nach Versailles herübergekommen, und schon sah man auf den Straßen bereits viele jener unheimlichen und wilden Gestalten, „die seit der Bewegung der Wahlen plötzlich auf den Straßen von Paris erschienen waren und deren Hervortreten dort so überrascht hatte, als wenn sie aus verborgenen Höhlen und Abgründen, in denen sie früher jahrhundertelang gehaust, heraufgestiegen wären".

Doch wir müssen zum Schluß eilen, obschon der vierte Band wegen der Mächtigkeit und zum Theil Furchtbarkeit der darin geschilderten Ereignisse der inhaltreichste und interessanteste ist. Der Verfasser schildert uns darin in den lebhaftesten Farben und mit großer Energie der Darstellung die Eröffnung der Nationalversammlung, den Tod und das Begräbniß Mirabeau's des Vaters, mit dem sich der jüngere Mirabeau vorher versöhnt hatte, die mörderische Attake der freilich dazu herausgeforderten deutschen Regimenter auf das Volk, den Kampf um die Bastille u. s. w. Wir machen nacheinander die Bekanntschaft Barnave's, Camille Desmoulin's, Marat's, Gouchon's, des „Mirabeau des Faubourg" u. s. w. Wir erblicken den ersten Sansculotten:

Er war ein riesenhaft großer, fast nackter Mann, den niemand kannte und von dem niemand zu sagen wußte, woher er plötzlich gekommen sei. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, die Beine waren vollständig nackt, keine Schuhe auf den Füßen. Aber über seiner Schulter trug er ein Gewehr, mit dem er in feierlicher und würdiger Haltung auf- und niederging und den Wachtdienst vor dem Stadthause versah.

Mundt stützt sich bei dieser Schilderung auf den „Procès-verbal de l'assemblée nationale". Dann sitzen wir mit Mirabeau bei dem Grafen de Lamarck zu Tisch

Digitized by Google

und lernten hier mehrere Aristokraten vom reinsten Vollblut und ihre Ansichten kennen. Der Graf d'Escars äußert unter anderm:

Nein, meine Herren, ein Rassenkampf ist es, der unter uns auszubrechen droht, es sind zwei verschiedene Völkerschaften, die sich aufeinander stürzen wollen, um sich die Herrschaft streitig zu machen. Sind wir denn nicht eine ganz andere Menschenrasse wie die Leute des Volks? Wir haben andere Gesichter, andere Riechwerkzeuge, andere Hände, andere Füße. Der Schnitt unserer ganzen Gestalt ist ein anderer, und wir sollten nicht andere Ansprüche, andere Rechte haben?

Mundt schildert uns sodann den Zug der Poissarden, der Damen der Halle, nach Versailles:

Die Zahl dieser Damen, von deren Lippen Schreie und Verwünschungen aller Art ertönten, mochte sich auf mehr als tausend belaufen, doch zwischen ihren Reihen und unmittelbar hinter ihnen erblickte man noch eine bedeutende Menge seltsamer und nie gesehener Männergestalten, die das vollständige Aussehen von wilden Männern hatten und mit hohen spitzen Mützen, lang herabrollenden Haarlocken und Bärten, Piken und eisenbeschlagene Stöcke in der Hand, oder auch mit andern bizarren Waffen, die man kaum zu nennen wußte, versehen, einherzogen. Diese Männer schleppten zugleich fünf Stück Kanonen in ihrer Mitte fort, durch deren leichte Fortschaffung sie zugleich spielende Proben ihrer ungeheuern Körperkraft an den Tag legen zu wollen schienen.

Aber „am tollsten und unheimlichsten klang das Geschrei der Weiber nach Brot, das sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlich heulenden Klage- und Wuthtönen, die oft wie eine einzige vibrirende Saite vom Anfang bis zum Ende des Zugs nachschwirrten, vermischten". Mirabeau hatte wol recht, bei dem Erblicken dieser „Generatio aequivoca der Revolution" entsetzt auszurufen: „Die Lieder des Hungers tönen schauerlich!" Es half dem König nichts, daß er die Deputation mit der ihm gewöhnlichen einfachen und rührenden, fast mehr als menschlichen Güte empfing; die Haufen stürmten gegen Morgen das Schloß, drangen in das Schlafzimmer der Königin, sodaß sie kaum Zeit hatte, im Nachthemd durch eine Seitenthür nach den Zimmern ihres Gemahls zu flüchten, und nun warfen sich die Pikenmänner über das Bett hin, rissen die Kissen herunter und durchbohrten sie mit ihren Waffen. Pétion, Robespierre, der elende Herzog von Orleans, Marat, Danton, diese zum Theil in Masken, hetzten das Volk, während sich Lafayette als Führer der Nationalgarde höchst zweideutig oder mindestens fahrlässig benahm. Der Hof erkennt nun, daß nur noch einer die Monarchie zu retten im Stande sei, der unerschrockene und einflußreiche, zwar constitutionell aber treu monarchisch gesinnte Graf Mirabeau, dessen stille Schwärmerei für die Königin wol kein Geheimniß war. Auch waren Mirabeau's Finanzen wie immer in Unordnung; seine Schulden beliefen sich auf 208000 Fr. Diese sollten aus der Chatoulle des Königs getilgt und dem Grafen monatlich die Summe von 6000 Fr. ausgezahlt werden. Außerdem übergab der König dem Grafen Lamarck vier von seiner eigenen Hand ausgestellte Wechsel, deren jeder sich auf 250000 Fr. belief, und die er in seinem Portefeuille bis zum Schluß der Sitzungen der Nationalversammlung aufzubewahren hatte. Da rief Mirabeau: „Nun, meinetwegen! Der Hof hat stets so viel Geld für seine Verräther gezahlt, er kann nun auch einmal seine Mittel an einen wahren Freund der Monarchie ausschütten!" Auch Marie Antoinette überwand ihre Furcht und Abneigung gegen Mirabeau und gewährte ihm im Pavillon des Parks von St.-Cloud die sehnlichst gewünschte Audienz, die mit dem berühmten Handkuß und dem Rufe Mirabeau's: „Dieser Kuß rettet die Monarchie!" ihr dramatisches Ende hatte. Mirabeau muß sich wegen seiner zuletzt offenbarten Gesinnungen vor dem Club der Jakobiner verantworten, thut dies aber mit solcher Geschicklichkeit, daß er mit großer Mehrheit zu seinem Präsidenten gewählt wird. Die beiden letzten Kapitel schildern in rührender und ergreifender Weise Mirabeau's nun plötzlich eintretendes Siechthum und seinen Tod. Vier von acht Aerzten erklärten nach der Oeffnung der Leiche Mirabeau's, daß er Gift empfangen habe. Auch machte Mirabeau's Schreiber, der junge Camps, auf dem Boden des Hauses den Versuch, sich zu erhängen, nachdem er vorher schon in größter Aufregung unaufhörlich gerufen hatte: „Gift! Gift! welch eine Schandthat!" Zum Leben zurückgebracht, stellte er sich irrsinnig. Camps hatte mit den Jakobinern und besonders mit Alexandre Lambeth heimlichen Umgang gepflogen. So viel als Andeutung über den Inhalt dieses biographischen Romans, der an politischen Ideen und Gesichtspunkten überaus reich ist.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf einige der Hauptcharaktere, namentlich Ludwig XVI., Marie Antoinette und Mirabeau selbst. Was die beiden ersten betrifft, so sind sie mit derselben Klarheit und Schärfe gezeichnet, mit welcher der Verfasser fast alle handelnden Personen hingestellt hat. Es ist ihm gelungen, die innigste Sympathie für das unglückliche Königspaar zu erwecken, ohne deshalb ihre Schwächen und Fehler zu bemänteln. Gegen beide verschworen sich selbst ihre persönlichen Vorzüge, gegen den König seine Gutmüthigkeit und wohlwollende Gesinnung, mit der er es allen zu Dank machen wollte; gegen die Königin ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit und jene echt deutsche Naivetät, womit sie sich fast wie ein Kind gehen ließ. Die Franzosen, die sich so gern das chevalereskeste Volk nennen, haben sich gegen ihn ebenso undankbar, wie gegen seine Gemahlin unritterlich bewiesen. Ueberhaupt lieferte die Französische Revolution nur zu viele Belege zu der alten Wahrnehmung, daß die höchste Civilisation in ihrer Exuberanz mit der Barbarei zusammenfällt. Die Franzosen, die gebildeten selbst, schonten weder die weibliche Würde, noch die Gefühle der Mutter, die selbst der Kannibale achtet. Der König spendete Zugeständnisse mit vollen Händen; höchstens kann man ihm vorwerfen, daß er nicht im rechten Augenblick die aufrichtigen Constitutionellen um seinen Thron scharte und durch eine festverbriefte und unzweideutige Charte diesen sicherte, daß er Freiheiten und Volksgerechtsame, die er aus Menschenfreundlichkeit und um Bürgerblut zu scho-

Digitized by Google

nen gewährte, aus Schwäche zu gewähren schien. Es macht einen schmerzlichen Eindruck, zu sehen, wie übel der Thron von seinen wenigen wirklichen Freunden berathen war und durch welche infame Mittel er von seinen zahlreichen Feinden untergraben wurde. Jede unbehütete Aeußerung oder Miene wurde der Königin zum Verbrechen ausgelegt, und über den König verbreitete man die ungegründetsten Gerüchte, er sei ein Trunkenbold (während er der mäßigste Mensch von der Welt war), er habe das Parlament unterminiren lassen u. s. w. Je unglaublicher solche Gerüchte waren, um so mehr wurden sie geglaubt. Auch für Mirabeau, der doch, ehrlich gestanden, bei aller glänzenden Begabung namentlich im Anfang seiner öffentlichen Laufbahn etwas von einem genußsüchtigen Don Juan und politischen Abenteurer hatte, welcher Fortune zu machen sucht, weiß der Verfasser allmählich die lebhaftesten Sympathien des Lesers zu gewinnen. Tadeln möchten wir, was den Stil betrifft, hier und da eine gewisse Bequemlichkeit und Vulgarität des Ausdrucks, die gerade im Gegensatz zu der stilistischen Eleganz des Ganzen um so mehr auffällt und vielleicht durch die überwiegende Gesprächsform hervorgerufen ist. Wir sind dem geachteten Verfasser schuldig, unsern Tadel durch einige Belegstellen zu begründen. Chamfort sagt (II, 75): „Wer die Luft von Versailles zu riechen gewohnt ist, muß es hier schon auf den Schloßhöfen herausschnoppern können" u. s. w.; Henriette sagt zu Mirabeau (III, 14): „Ich für mein Theil beklage mich nicht, denn ich kann einen guten Puff vertragen"; Mirabeau sagt zu Henriette (III, 84): „Nein, Pet-Lie, in kurzer Zeit ist ein großes Thier aus mir geworden, und dann faulenzen wir wieder zusammen um die Wette in unserm köstlichen Beieinandersein Tag und Nacht. Schon jetzt bin ich im Begriff, ein reicher Mann zu werden; ich verdiene ja Geld wie Heu"; derselbe sagt zu Abbé Sieyès (IV, 9): „Das Gouvernement wünscht, daß wir uns erst die Köpfe einrennen oder die Zähne wackelig stoßen", und so noch an manchen andern Stellen. Indeß werden dieser salopen Redensarten im Fortgange der Erzählung immer weniger und verschwinden fast ganz im letzten Bande, in welchem, wie schon im dritten, die Darstellung überhaupt einen immer höhern Aufschwung nimmt und mit den Ereignissen selbst zu wachsen scheint.

Hermann Marggraff.

Der österreichische Feldmarschallieutenant Bianchi.

Friedrich Freiherr von Bianchi, Duca di Casatanza, k. k. österreichischer Feldmarschallieutenant. Wien, Sommer. 1857. Lex.-8. 4 Thlr. 10 Ngr.

„Das Leben und die Thaten großer Männer sind ein Eigenthum der Geschichte." Mit diesen Worten eines alten Classikers leitet der ungenannte Verfasser der vorliegenden Biographie eines der ausgezeichnetsten Generale der österreichischen Armee sein Vorwort ein, in welchem er den Anlaß und die Materialien zu seiner schwierigen Arbeit darstellt. Wir heißen sie, wie jedes Lebensbild aus der großen Zeit, deren Theilnehmer unter uns allmählich aussterben, willkommen. Eigene Memoiren in geordneter Reihenfolge hat Bianchi leider nicht hinterlassen, sondern nur einzelne Blätter und Blättchen mit Notizen. Diese, sowie die mündlichen Mittheilungen des Verstorbenen gegen den Verfasser, der zu Padua in seinem Hause freien Zutritt hatte, sind gewissenhaft benutzt und durch Beiträge aus den Familienschriften und dem ausgebreiteten Briefwechsel Bianchi's ergänzt worden, sodaß nun ein Werk vor uns liegt, welches das Motto gewählt hat: „L'histoire doit tout dire, parcequ'elle a pour principal but l'experience et la leçon des peuples." Bianchi's eigenen Wahlspruch: „Wahrheit und Freimüthigkeit!" im Auge, hat der Verfasser nichts übersehen, nichts bemänteln oder gar verschweigen wollen.

Das Lebensbild berichtet zuerst die Abstammung Bianchi's aus einer savoyischen Patricierfamilie, die sich später in der Lombardei niedergelassen hatte, von wo der Vater unsers Helden, ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, nach Deutschland ausgewandert war. Dieser besaß eine fast fieberhafte Thätigkeit, die ihn trieb, sich in den verschiedensten Richtungen zu versuchen, die auch das Glück seiner Ehe mit dem schönen und geistreichen Fräulein von Mayer störte. Er verließ dieselbe endlich mit vier Kindern, die fünfte Niederkunft erwartend, zu Wien und ging nach Paris, wo er als Professor der Physik und Chemie angestellt wurde und 1785 starb. Friedrich von Bianchi, geboren am 1. Februar 1768, der älteste Sohn aus dieser Ehe, verlor seine Mutter schon 1779 und wurde durch einen wackern Bürger, Namens Rudolf, welcher, zum Vormund ernannt, wahrhaft Vaterstelle an seinen Mündeln vertrat, anfangs zum Handelsstande bestimmt, bis die Vorliebe für den Militärstand bei dem heranwachsenden Knaben so mächtig hervortrat, daß der Vormund, den Beruf dazu in ihm erkennend, ihm eine Stelle in der Ingenieurakademie verschaffte. Der redliche Mann hat noch das Glück gehabt, seinen Pflegesohn als Feldmarschallieutenant zu erblicken, und dieser ehrte ihn stets durch Dankbarkeit und Anhänglichkeit.

Im Jahre 1787 trat Bianchi als Ingenieurcorps-Cadet in die Armee, und wurde beim Ausbruch des Kriegs gegen die Pforte 1788 zum Unterlieutenant ernannt. Er nahm rühmlichen Antheil an der Belagerung von Novi und Czettin, deren Details für Leser von Fach sehr interessant erzählt sind, wie denn auch das ganze Werk den Schriftsteller von Fach bekundet. Der Verfasser bemerkt, Bianchi habe hier als Ingenieur eine Schule durchgemacht, wie sie dem Offizier dieser Waffe eben nur in einem Türkenkriege möglich sei. Im zweiten Buche begleiten wir den jungen Helden in die Feldzüge von 1792—95 gegen die Franzosen, wo er den Krieg erst nach einem größern Rahmen zu erfassen begann. Wir lesen von der Geschichte dieser Feldzüge ganz zweckmäßig hier nur das, was Bianchi selbst beobachten konnte, auch ist sie bekannt genug. Die Uebelstände der Coalition, die wir überall in der Kriegführung wiederfinden, und die auch in andern Werken berührt sind, z. B. in der Biographie Hotze's (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1854), veranlassen den Verfasser zu der treffenden Bemerkung: „Sonderinteressen haben zu allen Zeiten den Verbündeten mehr geschadet als Niederlagen." Für den Feldzug von 1794 hatte der Prinz von Koburg seiner Armee in gediegener Weise die Art an die Hand gegeben, wie sie sich in Zukunft gegen die republikanischen Heere, deren neue Taktik man erkannte, zu benehmen habe. Wir sehen hier schon die Aufstellung entsprechender Reserven befehlen, schon bei der Infanterie und Cavalerie aus dem dritten Gliede eigene Compagnien und Escadrons formirt (die österreichische Cavalerie rangirte damals noch in drei Gliedern, während die preußische schon seit der Schlacht von Roßbach 1757 nur zwei hatte), und finden auch für das Verhalten der Artillerie bestimmte Regeln: alles so praktisch und bündig, daß es in die spätern reglementarischen Vorschriften der k. k. Armee übergegangen ist. Bianchi wurde nach den ersten glänzenden Erfolgen des Feldzugs, als er, ohne specielle Beschäftigung, dem Herkommen gemäß zur Reserve verwiesen

Digitized by Google

werden sollte, durch Mack's Verwendung dem Generalquartiermeisterstab zugetheilt, wo sich ihm eine Bahn zu neuen Erfahrungen und einem erweiterten Wirkungskreise eröffnete. Die Erfahrungen waren aber keine erfreulichen. Die schlechten Erfolge der mit bewundernswürdiger Tapferkeit geschlagenen und siegreichen Sambrefschlachten geben dem Verfasser wieder Gelegenheit zu wichtigen Bemerkungen über das moralische Element, jenen mächtigsten Factor bei allen Kriegsunternehmungen, welcher bei den Franzosen herrschte, ihren Gegnern aber schon durch einen halben Sieg entrissen wurde. Daher kam, daß sich nun „der große Riß in der ohnehin nie überschwenglichen gegenseitigen Einigkeit bis zur breiten Kluft erweiterte". Bianchi wurde im folgenden Feldzuge zu der Armee an den Oberrhein versetzt, wo er die ruhmvollen Ereignisse von Manheim sah. Dann zog er mit Wurmser nach Italien. Von den denkwürdigen Feldzuge lesen wir manches interessante Ereignis, manche Persönlichkeit tritt uns entgegen, die später bedeutend geworden ist. Der tapfere Sandwirth Hofer commandirte schon 1796 eine der 34 Compagnien Landesschützen, welche in Tirol aufgeboten wurden. Mucat, damals Obrist, lag krank in Brescia, als es die Oesterreicher überrumpelten. Bianchi nahm hier persönlich den Mann gefangen, den er 19 Jahre später bei Tolentino aufs Haupt schlug und der Krone von Neapel beraubte! Die auf diesen ersten Glücksanfang folgenden Unglücksfälle bespricht der Verfasser seinem Motto gemäß mit Freimuth. „Mein Gefühl hatte der tapferen österreichischen Armee in Italien zum Theil solche Anführer gegeben, welche nichts von alledem besaßen, was den Sieg anzubahnen vermag." Er hebt besonders den Mangel an militärischen Kenntnissen hervor, und wahrlich, es kann in unserer Zeit, welche bei den tollsten Forschritten neuer Kriegselemente noch meist größere Anspruchslosigkeit der Truppenführer macht, oft genug wiederholt werden, daß es mit einem bloßen beherzten Draufgehen nicht mehr abgethan ist. Wir verweisen unsern Leser auf das Werk selbst, wo er vortreffliche Belege dazu finden wird. Die Charakteristik der handelnden Personen ist scharf und nicht ohne einen bittern Humor, die Schilderung der Gefechtsverhältnisse und der innern Zustände der Truppen von einer Naturwahrheit, wie sie eben nur ein Soldat so treu und lebendig geben kann. Das Werk ist somit ein werthvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte, wenn auch zum Theil nur eine Sammlung dessen, was anderwärts zerstreut und darum nicht leicht zu finden ist. Neu war Lesenswerth sind Bianchi's eigene Worte über die erste Unternehmung Wurmser's in Tirol und die entsetzliche Zerrüttung des moralischen Elements in der Armee durch die Schuld seiner Führer, „welche aber sicher sein durften, deshalb bei der nächsten Beförderung doch nicht übergangen zu werden". Unterschlauf ist ferner seine Bemerkung über den Mißgriff, die Kroaten geschlossen wie Linientruppen fechten zu lassen, wodurch bald ein Mangel an leichten Truppen und kühnen Partheigängern fühlbar wurde. Wir erfahren auch von ihm einen Fall, der vielleicht einzig dasteht. Der österreichische Commandant in Mantua, Graf Canto d'Irles, verweigerte im August, als der Platz infolge der Wurmser'schen Operationen nicht blokirt war, einigen venetianischen Schiffen, die mit Lebensmitteln beschaftet aus dem Po in den Mincio kamen, die Einfuhr in Mantua ohne vorhergegangene Entrichtung des Zolles. Die Eigenthümer, augenblicklich nicht mit Geld versehen, hatten sich feierlich anheischig gemacht, gleich nach erfolgter Löschung die Abgabe zu entrichten. Vergebens! Sie wurden mit ihren Lebensmitteln abgewiesen!!

Bianchi, nach der Schlacht von Rivoli gefangen, bald aber aufgewechselt, wurde nun wegen seiner ausgezeichneten Dienste in den Generalquartiermeisterstab versetzt, und kann kurz vor dem Ausbruch des neuen Kriegs nach Wien zum Kaiser beordert, der ihn zum Major und militärischen Begleiter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este ernannte, welcher dem Feldzuge in Deutschland unter den Augen des Erzherzogs Karl beiwohnen sollte. Im Verkehr mit den ersten der handelnden Personen erhielt Bianchi das Wesen des Kriegs hier im Großen und erwarb sich bald ein gereiftes Urtheil. Der Erzherzog Karl schenkte ihm ein seltenes Vertrauen und hörte zuweilen selbst auf seinen Rath. Er rückte zum Oberstlieutenant und bald zum Obersten auf, als welcher er nach dem Frieden auf seinen Wunsch der Dienststellung bei dem Erzherzog Ferdinand enthoben und zum Commandanten des Regiments Bukassowich Infanterie ernannt wurde, das in Terviso garnisonirte. Hier gefiel es ihm so wohl, daß er schon damals mehrmals geäußert hat, sich in dieser Gegend niederlassen zu wollen, wie er es später nach seinem ruhmvollen Kriegsleben auch gethan. Sein Wirken als Regimentscommandant wurde ihm so lieb, daß er schmerzlich durch seine Ernennung zum Generaladjutanten des Erzherzogs Ferdinand beim Ausbruch des Kriegs von 1805 überrascht wurde. Wir erhalten in dem Abschnitte des Werks, das diesen unglücklichen Krieg behandelt, neue Aufschlüsse über das Verhältniß im Hauptquartier, wo die abnorme Stellung Mack's zu dem nominellen Oberbefehlshaber, der laut kaiserlichen Handbillets ohne Mack's Bestimmung nichts unternehmen durfte, alle Operationen lähmte. Die Beiträge, welche hier zu den bekannten Thatsachen, besonders zur Charakteristik Mack's geliefert werden, sind höchst interessant, vor allem der Bericht des Erzherzogs vom 12. October an den Kaiser, in welchem die Lage der Armee und die Fehler Mack's in so übergreifender und doch rücksichtsvoller Weise dargestellt sind, daß dies Actenstück ein sehr wichtiges genannt werden muß. Mack's raftlose Thätigkeit, bewundernswerth an sich, vermehrte die Unsicherheit. In einem Tage, wie der Bericht sagt, entwarf er drei verschiedene Dispositionen und gab sie zur Ausführung hin. Die Schilderung des Kriegsrathes, in welchem Bianchi den Vorschlag zum Durchbrechen machte, ist höchst charakteristisch; im ganzen wurde der Bericht Mack bekanntlich vorworfen und nur der Erzherzog selbst mit 10 Escadrons, zu welchen noch etwa 1200 Mann Infanterie und 800 Pferde stießen, führte ihn aus und schlug sich glücklich nach Böhmen durch. Bianchi begleitete ihn und wurde nach Wien an den Kaiser mit der Meldung davon gesendet; er erhielt dann, schon selber Generalmajor, das Commando einer leichten Brigade, mit welcher er nach der Schlacht von Austerlitz die Verbindung zwischen Olmütz und der Armee bis zum Frieden erhielt. Im Jahre 1806 trat er wieder an die Spitze seines Regiments, das nun in Kornneuburg stand. Hier verlebte er sich mit Henila von Liebstraut, die ihm 1807 nach Ueberungen als seine Gemahlin folgte. Zum Brigadier erhielt er nach, kehrte er 1808 mit seinem ungarischen Regimente nach Unterösterreich zurück, wo er in Mistelbach cantonnirte. Die Unterkunft war hier so schlecht, daß sich der General mit einem einzigen Zimmer begnügen mußte, von welchem ein Theil durch eine spanische Wand für seine Gemahlin abgesondert war. Wenn man damit den Luxus und Comfort der häuslichen Einrichtung selbst unserer Subalternoffiziere, vergleicht!

Den Feldzug von 1809 machte Bianchi mit seiner Brigade bei dem 5. Armeecorps des Erzherzogs Ludwig mit und zeichnete sich bei vielen Gelegenheiten aus, namentlich bei Vertheidigung des Dorfes von Kirchdorf in den Arrièregardegefechten bei Schwabruck und Aicha, welche Bianchi, nicht der Divisionär Fürst Reuß, wie in Stutterheim's Werke angegeben ist, leitete; ferner bei Neumarkt, wo ein französisches reitendes Jägerregiment, allerdings im ungünstigen Terrain, von österreichischer Infanterie mit dem Bajonnet angegriffen und fast vernichtet wurde, bei Aspern in dem Kampfe um dieses Dorf, und zum ersten male in einem selbstständigen Commando als Vertheidiger des Brückenkopfes von Pressburg mit 10 Bataillonen, 7 Escadrons, 22 Geschützen, wofür er den Maria-Theresia-Orden und von der Stadt Pressburg das Ehrenbürgerrecht erhielt. Nach dem Frieden wurde er zum Feldmarschallieutenant ernannt, und bekleidete während der folgenden Jahre den Posten eines Inspectors der Infanterie und einiger Cavallerieregimenter in Ungarn, Slawonien und im Banat, erhielt auch

Digitized by Google

1811 als Inhaber das Regiment Nr. 63. Im Feldzuge von 1812 führte er bei dem Hülfscorps des Fürsten Schwarzenberg die Reservedivision aus sechs ungarischen Infanterieregimentern und zwei Grenadierbataillonen bestehend; er selbst bezeichnet ihn als den beschwerlichsten aller von ihm mitgemachten Feldzüge. Was die Flügelcorps gethan, pflegt bei dem allgemeinen Interesse, mit welchem der Weg der großen Armee verfolgt werden ist, weniger beachtet zu werden, wir empfehlen daher unsern Lesern diesen Abschnitt, in welchem sie manche schöne Waffenthat finden werden, die den braven österreichischen und sächsischen Truppen zur hohen Ehre gereicht.

Wir betreten jetzt Kriegsschauplätze, die wir auch bei der jüngern Generation als wohlbekannte voraussetzen dürfen und kennen uns daher mit kürzern Andeutungen begnügen, so reichhaltig auch das Material ist, welches uns in dem Werke gerade hier geboten wird. Als Oesterreich sich den Verbündeten angeschlossen hatte, war Bianchi's Division zur zweiten Armeedivision der Armee bestimmt worden. Sie kämpfte ruhmvoll bei Dresden und Kulm. Der Antheil Bianchi's an dem letztern Siege wird hier mit Recht in Anspruch genommen, da die erschienenen Schriften darüber, wie über das Verdienst des Herzogs Eugen von Würtemberg geschwiegen haben. Was Bianchi bei Leipzig in einem der wichtigsten Momente der Schlacht geleistet, ist in den meisten andern Darstellungen hervorgehoben worden. Er wohnte dann in besonderer Auszeichnung für ihn dem Kriegsrathe bei, der am 17. October gehalten wurde; wir erfahren durch ihn den wahren Hergang. Wie ruhmvoll Bianchi's Division kämpfte, beweist ihr Verlust von 100 Offizieren und 3600 Mann, und die Verleihung des Maria-Theresia-Ordens an ihre sämmtlichen Obersten, was in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte weder früher noch später jemals vorgekommen ist. Auch in Frankreich 1814 zeichnete sie sich bei Montereau aus, dann erhielt Bianchi das Commando der bedeutenden Streitmacht, welche nach dem südlichen Frankreich gegen Augereau entsendet wurde, 45 Bataillone, 40 Escadrons, 120 Geschütze, er erkämpfte den Sieg bei Maron, mußte aber dann den Oberbefehl an den im Range ältern Erbprinzen von Hessen-Homburg abtreten. Nach Einstellung der feindseligkeiten erhielt Bianchi Befehl, von Savoyen, Piemont und Nizza militärisch Besitz zu nehmen und wurde hierauf zum Hofkriegsrath ernannt, sehr gegen seine Wünsche, da er voraussah, daß im Frieden doch wieder die reinsten und höchsten Bestrebungen durch tausend Hemmnisse, kleinliche Rücksichten, Bedächtigkeit und Eifersucht vereitelt würden. Es lag in Bianchi's Charakter, mehr offenherzig als klug seine Ansichten auszusprechen, oft ließ er dabei auch sarkstische Schärfe, deren er genug besaß, vorwalten. Dennoch blieb er, den kurzen Feldzug nach Neapel abgerechnet, sieben Jahre auf dem Posten, der ihn anwiderte, und wo er, wie der Verfasser sagt, gar nichts für das Wohl der Armee in seinem Sinne zu wirken vermochte. Ob das in solchem Maße der Fall gewesen, lassen wir, da wir darüber kein Urtheil haben, dahingestellt; ebenso ob diese Periode auch den Keim zu der schweren Krankheit gelegt hat, welche später seine Kräfte aufrieb. Gewiß ist aber, daß dieser ausgezeichnete Mann, wenn er an die Spitze eines Generalcommandos gestellt worden wäre, seinem Monarchen und dem Staate noch lange Zeit die wichtigsten Dienste hätte leisten können, während ihm die Erfahrungen einer Periode, die er freimüthig die widrigste seines Lebens nannte, den Lenk so eisernen Willen brachen und ihm alle Lust zu fernern Dienstleistungen raubten.

Noch hatte er diese Erfahrungen nicht gemacht, nur die erwähnte Krankheit hatte ihn während des Wiener Congresses überfallen, wo die Souveräne von Rußland und Preußen ihn persönlich besuchten, als er, kaum genesen, durch die Ereignisse von 1815 wieder zu kriegerischer Thätigkeit berufen wurde. Bianchi erhielt den Oberbefehl in Italien gegen Murat, nachdem er anfangs den Weisungen des commandirenden Generals Frimont untergeben gewesen. Er hatte wieder gut zu machen, was im Kriegsrathe verdorben war. Der Feldzug, welchen Bianchi nun als Feldherr so glänzend führte, ist, wie sich von selbst versteht, ausführlich dargestellt, namentlich die Schlacht von Tolentino, in welcher der Verfasser auch den Neapolitanern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Im Hauptquartier, das Bianchi in der Casa Lanza (dieser Familie gehörig) aufgeschlagen, wurde die Capitulation abgeschlossen, durch welche dem König Ferdinand IV. (I.) das Königreich Neapel wieder übergeben wurde. Den Murat war in der Verhandlung keine Rede mehr; Lord Burghersh (später Lord Westmorland, Gesandter zu Berlin und Wien), der im österreichischen Hauptquartier den ganzen Feldzug mitgemacht, hatte in allen seinen officiellen Schriftstücken den König Joachim nur Marschall Murat genannt. Das Schicksal des Entthronten ist bekannt. Seine Gemahlin mit ihren Kindern schiffte sich auf einem britischen Fahrzeuge ein und begegnete in den sicilischen Gewässern der Fregatte, welche den heimkehrenden Bourbonen nach Neapel trug. Beide Schiffe salutirten sich.

Für den schnellen und glänzend beendigten Feldzug wurden Bianchi die höchste Anerkennung und viele Belohnungen zu Theil. Er war der erste, welchem der neugestiftete Orden der eisernen Krone und zwar das Großkreuz erhielt, außerdem eine Personalzulage von 10000 Fl.; König Ferdinand, der ihm die Wiederherstellung seines Thrones verdankte, erhob ihn zum erblichen Duca di Casalanza und verlieh ihm eine Dotation von 15000 Fl. Ehrenklingen, anderer Decorationen und Auszeichnungen zu geschweigen. Im Juni 1815 erhielt er Befehl, mit einem neuaebildeten Armeecorps aus Italien nach Südfrankreich zu marschiren und das Land zwischen den Seealpen und der Rhone zu besetzen. Der Friede rief ihn dann wieder nach Wien in sein Amt als Hofkriegsrath zurück, wo wir ihn 1816, als Maler die Veranlassung zum Salzburg verzogerte, an die Spitze eines Corps berufen wurde, das an der Grenze aufgestellt, die Erfüllung der Tractate unterstützen sollte. Die Unruhe waren aber bald beseitigt. Bianchi, nun in den Freiherrnstand der Monarchie erhoben, worüber das seine Waffenthaten ehrende Diplom mitgetheilt ist, widmete sich fortan mit Eifer seinen Pflichten im Hofkriegsrath. Die angestrengten Arbeiten bei ungewohnter Lebensweise zerrütteten aber seine Gesundheit und er kam endlich zu dem Entschlusse, seine Versetzung in Pensionsstand nachzusuchen. Diese wurde ihm gewährt, jedoch nicht mit der Charakterserhöhung, die er wol beanspruchen konnte. In einigen Biographien Bianchi's ist zu lesen, daß er wegen Zurücksetzung den Abschied genommen habe, welcher Irrthum wahrscheinlich aus dieser nachträglichen Verweigerung des Feldzeugmeister-Charakters entstanden ist.

Das Lebensbild schließt mit einer Schilderung von Bianchi's Privatleben in der dreißigjährigen Ruhe, die er nach seiner Entlassung noch genossen hat. Er wohnte auf dem Landsitze Megliono bei Treviso, den er gekauft hatte, brachte aber den Winter gewöhnlich in Padua zu. Statt der Kriegsscenen leben wir nun Familienscenen von rein menschlichem Interesse. Dieser nahm der alte Soldat aber noch gern thätig theil und auf eine Verbesserung des Heerwesens und erhöhte Schlagfertigkeit zielte, so an den schwunghaft betriebenen großen Truppenübungen 1832 unter Radetzky und dessen genialem Generalstabschef Hess. Seine Gesundheit besserte sich wieder und es wurde ihm 1834 ein Generalcommando zugedacht, das er jedoch, weil er seine Kräfte nicht mehr dazu fähig fühlte, ablehnte. Im Jahre 1838 verlor er seine Gemahlin. Die Schilderung seines Schmerzes ist ergreifend und der Brief, den er an seinen Sohn schrieb, ein rührendes Zeugniß seiner innigen Liebe. Zehn Jahre später, als die Revolution in Italien ausbrach, sprach sich der Greis so rücksichtslos aus, daß er den Mitgliedern der provisorischen Regierung gefährlich schien und den einer Horde von 400 Mann auf seinem Gute im Bette überfallen und nach Treviso geschleppt wurde, wo er, mit dem Tode bedroht, vom Straßenpöbel verhöhnt, gefangen blieb, bis Welden's Angriff

Digitized by Google

ihn befreite. Mehrere Bomben hatten dabei das Haus getroffen, in welchem man ihn festhielt. Die Siege der kaiserlichen Heere begleitete er, auf sein stilles Landgut zurückgekehrt, mit regem Interesse, unternahm noch 1852 und 1855 Reisen nach Ungarn zu seinem jüngern Sohne und starb am 21. August 1855 an der Cholera. Auf die an ihn gestellte Frage wegen geistlichen Zuspruchs antwortete der alte Soldat, indem er, der Sprache nicht mehr mächtig, auf ein dargereichtes Papier ein einziges Wort schrieb, den Inbegriff seines Denkens und Wirkens, seines ganzen Lebens, das einzige Wort: „Pflicht!“ Karl Gustav von Bernuth.

Aus den Bergen, aus den Wäldern.

Wenn wir in der Bücherbarrikade, die fast fortwährend unsern Tisch verschanzt, nach langem Suchen endlich ein paar Poeten entdecken, welche noch nicht den Sinn für die Natur und ihre Verhältnisverjüngungen verloren haben, da überkommt uns, wenigstens für Stunden, ein verjüngendes Gefühl, das sich in den Gedanken auflöst: es gibt doch noch in unserer durch Luxus entnervten schriftstellernden Gesellschaft einzelne, die einen gesunden Kern in sich tragen, die zu einer tiefer gehenden Interpretation des Naturlebens befähigt sind, weil sie noch nicht verlernt, sich als einen integrirenden Theil des Schöpfungsganzen zu betrachten. Was sollte, was könnte auch einem echten Dichter näher stehen, als die Natur? Sie ist eben die Wiege seiner Lieder. Das ihn feierlich umrauschende All ist der unsterbliche Barde, dem er ein kleines Liedchen ablauscht, dem er nachdichtend eine Zunge verleiht, um sie auf dem Widerhall des Zeitgeistes seinem Volke zu reflectiren. Wie wahr ist Novalis' Ausspruch: „Naturforscher und Dichter haben durch eine Sprache sich immer wie ein Volk gezeigt. Indem der Mensch zu sich selbst kam, kam er nothwendig von der Mutter ab, wie das entwöhnte Kind.“ Die Schöpfung ist das Leibhaus der Gedanken! Schimm steht es mit einem Poeten, der sich dieses Gelichen-Werdens nicht bewußt wird, der sich im Dämonendünkel des Zehstelzes aufbläht, der da meint, er sei der Menschheit gegenüber das Leibhaus! Eine Dichterseele hat zarte Saiten, sie klingen mit bei den Zubelschreen des im Frühling auferstehenden Planetenlebens; sie klingen mit bei den herbstlichen Grabchorälen der sturmdurchbrausten Eichenwälder! Und was da kommt, und was da geht, wiegt sich in Freude und Wehmuth, in Liebe und Haß, in Licht und Dunkel, im eigenliebenden Alleben! An den größten Künstlern und Dichtern sieht man die Naturlichkeit am klarsten. Die Entäußerungen und Abnormitäten der Kultur berühren sie wenig oder gar nicht; sie folgen instinctartig jenem mächtigen Triebe, den der Allgeist in ihr Inneres pflanzte. Die nicht an Ursprünglichkeit so reichen Individuen sollten mit heiliger Scheu zu ihnen emporblicken, sich demüthig beugen, wie man in alten Zeiten sich vor Propheten beugte.

Betrachten wir einige der Neuern:

1. Aus den Bergen. Lieder von Friedrich Baltzer. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Neue Gedichte. Epigrammatisches und Sprüchliches. Von Johann Nepomuk Vogl. Leipzig, Kollmann. 1856. 16. 25 Ngr.
3. Passiflora. Ein Sagenzyklus von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Sommer. 1854. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Hymnen von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1855. 16. 5 Ngr.
5. Gedichte von Friedrich Grimm. Leipzig, Serig. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ein kühner Flug der Phantasie, ein offener Blick in die Hallen des Universums zeigt sich in Baltzer's Gedichten „Aus den Bergen“. Daß auch die Lyrik noch zur Stunde die hohe Würde der Poesie zu repräsentiren im Stande sei, wurde uns neuerdings an diesem gehaltreichen Buche klar. Wir begrüßen mit Freuden den Dichter, der von sich selbst sagt, daß „er weder Lieder singe wie die Nachtigall, noch wie das Spätchen, doch gern eine Lerche sein wollte“, und wenn es erlaubt ist im Vergleiche fortzufahren, so nennen wir ihn eine frühlingstrunkene, fast aus voller Brust schmetternde Lerche, die hoch über Alpenfirnen in den Himmel klettert. Gleich zu Anfang begegnen wir zwei frischen Frühlingsliedern: „Der Lenz“ und „Der Baum“. Ein anderes, „Das Licht“, zeichnet sich durch erhabene Stimmung aus, die der Sänger glücklich bis zum Schlusse festzuhalten wußte. „Bedeima, die Griechenmutter“ gewinnt noch unsterelig durch Abkürzung, weil dann der einfach-schöne Schluß mehr imponirte. Im „Wanderlied“ spricht sich, wenn auch die Idee nicht neu ist, die Lust des Wanderns trefflich aus. „Vollmondnacht am Rhein“ ist unsers Erachtens eins der besten Gedichte der Sammlung; wir wollen diese echt poetischen Strophen citiren:

Schöne Nacht, lichtumflossen
Von des Mondes Silberpracht,
Der sein Strahlermeer ergossen
Durch die Fernenreiche Nacht.
O, wie lieb' ich euer Schweigen,
O, wie lockt es Herz und Sinn
In den stummen Geisterreigen,
Wo die Nacht durchschwebt, bin bin

Wie die Beeni im Blütenkranze
Zagend den Geliebten naht,
Tritt die Nacht im Sternenglanze
In des Sonnengetten Pfad.
Da entzückt dem Silberschleier
Ihrer locken dunkle Pracht,
Ihre Krone trägt sie freier,
Königin ist jetzt die Nacht.

Heil'ge Nacht, ein süßer Friede
Waltet durch dein weites Reich!
Jeder Arme, jeder Müde
Ist durch sich dem König gleich.
Froher noch erwacht er wieder,
Weil er keine Krone trägt,
Wenn auf seine matten Glieder
Schlummerbalsam sie gelegt.

Heil'ge Nacht, mit weichem Flügel
Deckst du rings das weite Land!
Ruhig schwimmt der Mond am Hügel,
Glänzt dort um die Felsenwand.
Dunkle Berge stehn und träumen,
Und die Thäler schliefen ein,
Und der Wogen fernes Schäumen
Scheint ihr Schlummerlied zu sein.

Und der Wanderer kann nicht scheiden
Von der stillen, heil'gen Pracht;
Mach der Tages Glanz und Freuden
Dünkt ihm schöner noch die Nacht.
Auf dem Söller steht und schauet
Er dem Schlummern noch nach,
Und von fernen Hügeln grauet
Roßig schon der junge Tag.

Der sich stets im Menschen schaukelnde Gegensatz von Makro-Mikrokosmos wird dem Leser in dem sinnigen Gedichte: „Das Weltall“, lebendig ins Bewußtsein gerufen. Eine männlich-freie Gesinnung offenbart sich, um viele mit Stillschweigen zu übergehen, in den Gedichten: „Der Verbannte“, „Die Alpenrose“, in der kräftigen Apostrophe: „Bittre Sewastopol“ (16. October 1854) und „Am Vierwaldstätterse“. In dem ebenfalls gelungenen „Der Alpenknabe“ störte uns der überschwengliche Vergleich „das Herze der Berge“. Unter den erotischen Gesängen hat uns am meisten angesprochen: „Der

Digitized by Google

Brief." In dem Gedichte: „Am Meer bei Ostende", nehmen die zwei letzten Strophen einen episch-großartigen Aufschwung. Unter den „Reisedistichen" zeichnen sich vortheilhaft aus: „Die Statue des Columbus", „Carrara", „Rom". Wir empfehlen das Buch dem Publikum auf das wärmste.

J. N. Vogl ist einer jener mit natürlicher Anlage begabten Dichter, die zu viel schreiben und keinen Anstand nehmen, alles wenn auch nur flüchtig Hingeworfene zu publiciren. Es fehlt ihm an Ernst und Beharrlichkeit, das Material zu sichten; entweder traut er sich nicht so viel Selbstkenntniß zu, die eigenen Productionen gehörig abzuschätzen, in welchem Falle ihm doch Freunde an die Hand gehen könnten; oder, was um so schlimmer wäre, er gibt, von Selbstliebe geblendet, jede Zeile seines Pultes dem Publikum in die Hand. Eine zweite Schwäche an ihm ist, daß dem sich im Schaffungsdrang Ueberstürzenden, wenn er sich nicht an einen interessanten Balladenstoff anhält, Gedankentiefe und aller höhere dichterische Schwung mangelt. Vogl hat nie sich selbst gesammelt, nur seine Werke; käme er nur einmal aus dieser fortwährenden Unruhe, in die ihn Almanache, Volkskalender, Journale und die Herausgabe seiner eigenen Dichtungen versetzen, zu einer klaren Selbstschau, er müßte sich eingestehen, daß er zuweilen mit seinem schönen Talente leichtsinnig verfahren sei. Wir erkennen trotz der angedeuteten Schwäche auf der andern Seite sehr gern seine Vorzüge an; vor allem andern seine volksthümliche Sangesweise, worin es ihm unter den Dichtern der Neuzeit wenige gleich oder zuvorthun dürften. Dies allein ist in unsern Tagen, wo der Volksgeist rege geworden, viel, sehr viel werth. Dann weiß er sich in die Stimmung einer Wald- oder Gebirgsscene einzuleben und sie in melodischem Rhythmus poetisch abzuspiegeln. Solche glücklich erfaßte Naturbilder sind in seinen „Neuen Gedichten" z. B.: „Auf ein Grashälmchen", „Im Regen" und „Genug", in denen sich manchmal eine Unschuld, eine wohlthuende Einfachheit offenbart, wie sie heutzutage nur noch selten in der Poetenwelt zu finden ist. Läßt er sich jedoch bei solchen idyllenartigen Ergüssen zu Uebertreibungen hinreißen, so springt dem Leser augenblicklich die Ironie entgegen, von der sich der Dichter selbst nichts träumen ließ; so in folgender Strophe aus dem kurzen Gedichte „Der Tannenbaum":

Ihr Tannen seid die schwarze (?) Garde,
Die nie auf Gnade sich ergibt (?),
Und, aufgepflanzt die Hellebarde,
Die Pflicht des treuen Wächters übt.

Die „schwarze Garde" ergibt sich augenblicklich, wenn die Holzfäller in den Wald kommen, und die Tannen niederhauen. Lächerlich sogar wird diese Waldsympathie in dem Gedichte „Schließliche Besorgniß". An österreichischen Provinzialismen fehlt es auch nicht.

Auf dem Distelfelde der Epigramme kann sich Vogl nicht mit Saphir und Bauernfeld messen; Epigramme müssen stechen, sonst verleugnen sie ihre Wespennatur, die schlankleibig und stachelig auftritt. Dagegen finden sich im Buche einige recht hübsche Waldlieder, wie: „Das letzte Blatt", „Der sterbende Wald" und

Waldlied im Winter.

Der Mond steht überm Walde
In seiner vollsten Pracht,
Wie Silber glänzt die Halde
Aus des Gehölzes Nacht.

Und rings im weiten Kreise
Vom Leben keine Spur,
Es ist, als hör' man leise
Den Athem Gottes nur.

Als wie verzaubert stehen,
In Glanz und Mondenschein,
Die Bäume rings und sehen
Ins lichte Thal hinein.

So stehen sie und träumen
Von künft'ger Frühlingszeit,
Von grünen Bachesäumen
Und Blumenherrlichkeit.

Sie schütteln ihre Locken
Mit heimlichem Erfreun,
Und wähnen statt der Flocken
Schon Blüten zu verstreun.

Besondere Erwähnung verdient auch noch ein ungemein einfaches schönes „Serbisches Hochzeitlied". Wir nehmen keinen Anstand, das Buch allen Freunden der Natur zu empfehlen.

Leider dürfen wir uns dies mit dem Sagencyklus „Passiflore", einem schwachen Producte desselben Dichters, nicht erlauben. Wie sich ein Poet, der wenigstens in Oesterreich sich weit und breit seines Rufs erfreut, zu solchen dem Zeitgeist ins Gesicht schlagenden Verseleien hergeben kann, ist uns ein Räthsel. Es bleibt uns nichts übrig, als zu bedauern, daß die schönen Illustrationen, die wol die Mängel des Buchs in ihren Arabeskenfalten verstecken sollen, nicht einem gediegenern Werke zu Theil wurden.

Adolf Pichler, der Dichter der „Hymnen" nimmt unter den Musensöhnen des herrlichen Tirolerlandes einen ehrenwerthen Platz ein. Man erkennt aus seinen neuen Dichtungen, daß die heimatlichen Alpen auf seine Phantasie keinen geringen Einfluß ausüben. Andererseits beweisen diese Hymnen ein fleißiges Studium altgriechischer Muster. Eine den erhabenen Objecten angemessene Sprache, eine würdevolle, zuweilen imponirende Ruhe, ein sich in das große Naturleben poetisch versenkender Menschengeist tritt uns hier wohlthuend entgegen. Wir nehmen hier etwas aus dem innersten Gemüthe des Dichters Hervorgewachsenes in uns auf, und wettert auch einmal plötzlich eine Dissonanz von einer Gletscherpyramide lawinenartig herab, und zeigen sich dennoch die Wolkenschatten der Melancholie, so schlägt der Dichter doch stets einen versöhnenden Schlußaccord an. Man höre:

Ich höre deine Stimme
Du Geist der Alpen! Mit grellem Schrei
Klingst du im Gebirge, zerreißest wild
Dein Nebelgewand an zackiger Klippe
Aus Schmerz, daß er schon starb
Der herrliche Frühling.

Und gern horch' ich dir zu
Im Herzen Trauer. Vergebens irrt,
Aehnlich dem ermattenden Pilgersmann,
Mein Aug' durch das Dunkel; Trümmer des Tempels
Nur findet es, fern mich
Die rettende Gottheit.

Ich will mich die vereinen! Du singst
Brausend deine Lieder und ich will stehen
Mit stolzem Leid, wo am Abgrund
Im Eise des Winters der rauschende Bach stockt.
Kommt der Frühling, so reichst auch du mir wieder
Den Kranz aus duftigen Alpenblumen
Und lächelst im Morgenthau freundlich mich an.

Aehnliche Schwermuth äußert sich zu oft und verräth uns dadurch, daß doch noch eine gewisse moderne Kränklichkeit in der Seele des Dichters Wurzel geschlagen; wer diese reinen seligen Höhen der noch unentweihten, jungfräulichen Gletscherwelt erklimmt, der lasse den Gedanken an die Menschlein und ihr Misère tief drunten in den Thälern. Ruft sich der Sänger doch selbst trefflich zu:

Was ich verloren, mag es ruhen
Wie die Perle tief im Meeresgrund,
Hier ziemt nicht Seufzer der Wehmuth'
Wo uralt in unentweihtem Glanz
Die Diademe der Alpen leuchten und der Fels
Die rauhe Brust mit goldenen Dolden schmückt,
Da sei die Seele klar, ruhig und still!

Digitized by Google

Oder noch schöner:

Entsagung lehrt das Leben, den ehernen Zwang
Schwerlich zereißt ihn die mächtigste Faust:
Ihr aber, erhabene Griechen,
Habt ruhigen Muth gelegt in das Herz mir:
Stolz und neidlos habt ihr auf Land und Meer,
Noch einmal auf zur Feste des Himmels,
Und schiedet hinab zu Acherons Fluten!

In einem trefflichen Schlußgedichte feiert der Sänger sein höchstes Vorbild, den unsterblichen Pindar. Gewiß, diese Hymnen werden alle tiefer denkenden Köpfe ansprechen, und es wird kein unverdienstliches Unternehmen des Verfassers gewesen sein, in dieser Art und Weise, die nur von pedantischen Krinkern misbilligt werden dürfte, auf die altgriechische Humanität hingewiesen zu haben.*)

Friedrich Grimm, zweifelsohne noch ein sehr junges Blut, scheint sich doch schon zu fühlen. Es spricht sich z. B. in dem Gedichte auf S. 21, worin er seine Persönlichkeit etwas sonderbar zudringlich der Natur gegenüberstellt, kein unbedeutender Eigendünkel aus; wir unsererseits glauben, daß weder der „See" noch die „Bäume" den Verfasser vermissen werden, daß weder die „Vöglein" um ihn „Trauerlieder" singen und am allerwenigsten die „Schwäne" ihm nachrufen werden: „O Knabe, bleib zurück!" Der große Erdorganismus vermißt den Menschen nicht — eitler Dichterwahn! — er hat Millionen Jahre ohne Menschen bestanden, und wer maßte sich an zu entscheiden, ob er sich in seinen ungestörten Wäldern und Bergen nicht wohler befunden habe als jetzt? Der Verfasser gibt sich Blößen, die kein Aesthetiker ungerügt ließe, so singt er z. B.:

Ich wollt', ich wär' das Röschen,
An das sie sinnend riecht.

In den erotischen Liedern wimmelt es von Gemeinplätzen. Zu den bessern Producten zählen wir das „Bundeslied", worin sich ein jugendlich-kühner Burschengeist in heiterm Zechertone Luft macht, und das ganz gut klingende Lied:

Der Rheingott.

Es hat in seinen Fluten
Ein Schloß der Vater Rhein.
Ein Schloß mit hoher Kuppel
Aus grün-smaragdnem Stein

Es halten schlanke Nymphen
Am gold'nen Thore Wacht,
Und eine Demantsonne
Erhellt die Wassernacht.

Das ist ein Haus der Hoheit,
Das ist ein Götterhaus,
Denn hier geht Vater Bacchus
Seit Jahren ein und aus.

Das ist der einz'ge Tempel,
Der ihm jetzt noch geweiht;
Der wird geweiht ihm bleiben
In alle Ewigkeit.

Er schützt von hier die Reben
Und segnet einzig den Gau,
Macht, daß die Sonne freundlich,
Und daß der Himmel blau.

Und folgt ein kühler Abend
Dem heißen Sommertag,
So steigt er auf die Berge
Mit seinem Lustgelag.

Dann eingetum Lärm und Lachen,
Die Rebe wird zum Tisch,
Das Blatt rollt sich zum Becher,
Der Wein ist klar und frisch.

Und trank der Bacchus dreimal
Im Jahre Rebenblut
Da oben auf den Bergen,
So wird der Wein erst gut.

Drum, hoher Gott, wir flehen
Beim Weine just dich an:
„Steig' dreimal auf die Berge
In jedem Jahr hinan!"

So haben wir denn heute aus den Bergen und aus den Wäldern so manches schöne Lied heimgebracht. Möchten doch alle Dichter wieder die Blicke von den verdorrten und staubigen Verhältnissen unsers verkünstelten Culturlebens auf das frische Grün, das ins Freie lockt, hinlenken! Da gibt es immer Neues zu lesen, wenn man lesen kann; da stehen auf tausend und tausend Blättern wundervolle Geschichten, nur mögen die Musensohne dabei Baco's von Verulam geniales Wort nicht vergessen: „Die Natur ist ein gewaltiger Foliant; um ihn zu lesen, muß man jedoch mit dem A-B-C anfangen."

Emanuel Raulf.

*) Von Pichler's „Hymnen" erschien im vorigen Jahre eine zweite vermehrte Auflage. D. Red.

Zur Faust-Literatur.

Faust und kein Ende! Neuerdings erschien, als besonderer Abdruck aus der „Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich", eine kleine Schrift von F. Vischer unter dem Titel: „Kritische Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel" (Zürich, Meyer u. Zeller, 1857). Der berühmte Aesthetiker zergliedert darin die noch berühmtere Dichtung und weist mit dem unerbittlichen Scharfsinn, der ihm eigen, die mancherlei innern Widersprüche, die Heterogenität zwischen den aus dem Volksbuche herübergenommenen Motiven und den modernen philosophisch-skeptischen Zuthaten des Dichters, die Abweichungen von der Grundidee und der ursprünglichen Conception nach, an denen der erste Theil des „Faust" allerdings leidet. Er hebt unter anderm das Verdienst Weiße's hervor, der zuerst entdeckt habe, daß Goethe früher die Absicht gehabt haben müsse, den Mephistopheles als Diener und Werkzeug des Erdgeistes einzuführen, und „entschieden" greift er das Motiv an, daß Faust durch den Kirchengesang von seinem Selbstmordplan abgehalten und ins Leben zurückgerufen wird. Gewiß hat aber Goethe auch hier eine an sich selbst gemachte Erfahrung ähnlicher Art als Motiv benutzt, und so gewinnt die ganze Situation die Ueberzeugungskraft innerer Wahrheit, die jeden ergreifen wird, welcher überhaupt dem Dichter nachzuempfinden fähig ist. Wo gäbe es auch ein poetisches Gemüth, das, so skeptisch es sei, nicht doch ein Bedürfniß nach der Sättigung durch positiven Glauben empfinden sollte! Und welcher zugleich fühlende Zweifler möchte sich der Mahnung, die ihm in stiller Nacht durch feierliches Ostergeläut zugerufen wird, und der dadurch erweckten Erinnerung an den Paradiesesglauben der Jugend verschließen? Ueberhaupt mag ein Kritiker in allem recht haben, aber der Dichter, wohlverstanden der wahre Dichter, bleibt gegen ihn doch meist im Vortheil; und an allen jenen schönen Stellen, welche das Publikum aus dem ersten Theile des „Faust" im Gedächtniß hat, möchte wol niemand auch nur ein Wort anders wünschen, selbst wenn er sie in Bezug auf das Ganze als zu isolirt erkennen sollte. Ausgenommen freilich den Walpurgisnachtstraum und das Intermezzo, jenes Embroglio von Xenien meist ephemeren satirischen Inhalts, von denen Vischer mit Recht sagt, daß sie „ihren Ort überall besser als in dieser ernsten tiefen Tragödie gefunden hätten". Vischer fügt hinzu: „Hier kann uns keine Verehrung Goethe's abhalten, einen strengen Tadel auszusprechen;

Digitized by Google

diese Willkür ist es am meisten, welche das Vorspiel auf dem Theater mit tarem Humar der Selbstauflösung zu entschuldigen sucht." Wir stimmen Vischer vollkommen bei, wenn er am Schluß seiner Betrachtung bemerkt: „Daß wahre Pietät die Kritik nicht ausschließt, bedarf für Kündige seines Bereiches." Schon Hippel bemerkt in seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie": „Große Köpfe stiften viel Gutes; allein auch wahrlich viel Unheil: denn sie werden verehrt, und niemand unterfteht sich weiter zu gehen"; und wir setzen hinzu: niemand unterfteht sich so leicht, ihre Fehler als das anzuerkennen, was sie sind. Und doch sollten gerade die Fehler und Verirrungen großer Dichter aufs rücksichtsloseste aufgedeckt werden, damit sie nicht durch ihr verführerisches Beispiel sanctionirt werden, und sich wie eine ewige Krankheit forterben. In diesem Sinne und dieser Absicht übt auch Vischer gegen Goethe's „Faust" eine strenge Kritik, ohne dethalb die „unendliche Genialität" dieser von Goethe selbst „barbarisch" genannten Dichtung irgend zu verkennen. „Kein Dichter", bemerkt er gegen den Schluß, „hat noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit gezeigt, in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber zu schweben."

Wenn wir nicht alle wüßten, welch ein unerschöpflicher Vorrath von vortrefflichen Gedanken und Lebensmarimen im Goethe'schen „Faust" und zwar in beiden Theilen aufgespeichert ist, so würde uns dies ein zierliches Bändchen von neuem ins Gedächtniß rufen, welches unter dem Titel erschien: „Beauté's livres de Faust par Goethe. Pensées traduites par les meilleurs auteurs et publiées par *J. J. Morrin*" (Grimma, Wert, 1857). Der Herausgeber sagt in der französisch geschriebenen Vorrede: „Der Unterzeichnete, seit langen Jahren ein großer Bewunderer des «Faust», bietet hier eine Auswahl von Gedanken dar, die diejenigen seiner Landsleute, welche sich für deutsche Sprache und Literatur interessiren, mit dieser Dichtung bekannt zu machen. Die ausgezogenen Stellen sind aus den besten französischen Uebersetzungen entnommen oder von dem Herausgeber selbst übertragen." Die Sentenzen sind unter bezeichnende Ueberschriften gebracht, welche allein schon erkennen lassen, daß es kaum eine Lebens- und Herzensfrage gibt, über die Goethe nicht in eigenthümlicher Weise nachgedacht und sich darüber im „Faust" ausgesprochen hätte. Auch deutschen Verehrern des „Faust" wird das Büchlein eine werthe und interessante Gabe sein. **H. M.**

Der räthselhafte Gast. Historischer Roman von A. H. Brandrupp. Zwei Bände. Berlin, Ferdinand Jun. 1857. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Es gehört allerdings wedre viel Bildung noch viel Kunst dazu, eine Erzählung, wie die vorliegende, zu schreiben, die nach dem Uebergewicht kriegerischer Scenen zu schließen für den speciellen Lesekreis invalider Militärs berechnet ist, und die zu dem Gedankenvorrath im deutschen Publikum eben wenig oder nichts beiträgt. Die Kritik hat mit solchen, das „ringende" Bedürfniß der Leihbibliotheken ins Auge fassenden Arbeiten nichts zu thun, und die literarische Besprechung hat mehr als das Ihrige gethan, wenn sie vom Dasein und von dem Inhalte solcher Bücher eine kurze Notiz gibt. Dies möge hiermit geschehen.

Ein rüstiger Fußwanderer kehrt bei einem jovialen Pfarrer ein, der unendlich viel Pfeifen raucht und Cigarren verbraucht. Er gewinnt das Herz seiner schönen Tochter, und da er die Familie malt, sich mit dem Gutsherrn duellirt, zu einer Bauernhochzeit die Bagatelle spielt, den verwundeten Gegner ärztlich behandelt, in Holz drechselt und viel Geld zu haben scheint, so zerbricht man sich den Kopf darüber, was und wer der räthselhafte Gast eigentlich sei, ohne ihn jedoch selbst ernsthaft danach zu fragen. Natürlich, denn geschähe dies, so erfuhrte der Roman gar nicht! Allmählich zeigt sich jedoch, daß er ein tapferer Soldat sein müsse, der in Spanien und Polen Liebesabenteuer, in Rußland die Schlacht von Borodino mitgekämpft haben muß, und da uns diese Kampfscenen speciell ausgemalt werden, so nimmt die Arbeit hiervon den Namen eines historischen Romans an, mit welchem Recht oder Unrecht sieht jedem leicht ein. Jene Kriegsscenen aber zeichnen sich durch Unklarheit und Unmöglichkeiten aller Art höchlich aus, sodaß die sachverständige Hand gänzlich vermißt wird; ja, es gibt Auftritte darunter, die an den berühmten Schlachtbericht Falstaff's erinnern, wo der Held allein ganze Massen von Feinden umzingelt und sie zu Paaren treibt. Nichtsdestoweniger gelangen wir im zweiten Bande nach Moskau, dessen Brand uns aus bekannten Quellen umständlich geschildert wird und wo die so bekannte Figur mit dem kleinen dreieckigen Hut sehr komisch in den Vordergrund des Romans tritt. Auch der Uebergang über die Bereſina wird uns keineswegs geschenkt, denn hier geschehen Wunderdinge, von welchen sich der ehrliche Ségur nichts träumen läßt. Endlich erfahren wir denn nun, daß der räthselhafte Gast, der Retter so vieler Menschen, der reiche Graf von Steinau ist, der sein Kindchen von dem verhaften Ehewunde mit seinem Gegner Eichholz zu rechter Zeit erkennt, um sie selbst auf seine Güter heimzuführen, wo denn auch der jovialе Pastor und der alte Invalide Krusch eine behagliche Versorgung finden.

Dies ist der kurze Inhalt einer eben lesbar geschriebenen Geschichte, die keine andere Aufgabe verfolgt, als einige wüßige Stunden müßig langweilig hinwegzuplaudern, hierbei zwar mitunter in Geschmacklosigkeiten verfällt, im ganzen aber ihren bescheidenen Zweck erfüllen würde, wenn nur dergleichen Bücher nicht den Raum auf dem Markte beengten und so der eigentlichen Literatur Nachtheil brächten. Neues, Durchdachtes, Anregendes enthalten diese Blätter nicht; die einzige wirklich originelle Figur des Romans ist der neunzigjährige Invalid Krusch, der noch immer von dem Gedanken brunnubigt wird, einen vierundzwanzigstündigen Arrest nicht abgebüßt zu haben, zu dem er im Siebenjährigen Kriege verurtheilt worden war und der nicht ruhen kann, bis dies gesichehen ist. Da aber sonst weder die Phantasie noch die Wirklichkeit ihre Rechnung dabei finden, wie die Fabel und die Geschichte in diesem Roman behandelt sind, so thut die Kritik ihr Bestes, wenn sie über das Verdienst des Verfassers das strengste Schweigen beobachtet und ihm überläßt, seine Empfehlung bei dem Leser selbst anzubringen. **4.**

Notizen.

Das Plattdeutsche.

Während unser Berichterstatter über plattdeutsche Literatur in Nr. 6 d. Bl. der plattdeutschen Mundart ein Loblied gesungen und ihr in sehr wesentlichen Punkten den Vorrang vor dem Hochdeutschen eingeräumt hat, macht sich in einer Correspondenz aus Holstein in Nr. 5 des „Morgenblatt" eine ganz andere Ansicht geltend. Wir erkennen es als Pflicht, auch von dieser Gegenansicht Notiz zu nehmen, da in einer noch nicht zum Abschluß gekommenen Streitfrage beide Parteien gehört werden müssen. Der Verfasser klagt zuvörderst über das plötzliche Hereinbrechen einer Sündflut von plattdeutschen Schriften und meint dann ironisch: „Ist es so leicht, auf plattdeutsch unsterblich zu werden, so wäre man ein Thor, wollte man es auf dem schwierigen Wege des Hochdeutschen versuchen. Wird irgendeine Phrase einzig und allein schon deshalb beklatscht, weil sie auf plattdeutsch gesprochen wird, während sie auf hochdeutsch ungehört verhallen würde, so müßte man ein sehr unpraktischer Mensch sein, wollte man sie dennoch auf hochdeutsch sagen." Der Verfasser bemerkt dann weiter, daß zwar Klaus Groth's Schriften höchst populäre Schriften sein wollten, welche die Volkssprache treu und unverfälscht wiedergäben, daß sie aber in Wirklichkeit dies durchaus nicht seien. Auch Groth habe sich große sprachliche Willkürlichkeiten erlaubt. Plattdeutsch und Niederdeutsch seien nicht einerlei, das

Digitized by Google

Niederdeutsche (Sächsische) sei ausgestorben, und wollte man vom Hochdeutschen nichts mehr wissen, so bliebe in Wahrheit nichts anderes übrig, als das Holländische als eine bereits ausgebildete und für Wissenschaft und Literatur befähigte Mundart anzunehmen. Das Plattdeutsche eigne sich seiner Naivetät, Körnigkeit und Derbheit wegen wol zu burlesken und komischen Dichtungen, zu kleinen aus Scherz geschriebenen Reimereien, aber nicht zu Dingen, die einer höhern Sphäre der Literatur angehören; es sei für eigentliche literarische Zwecke durchaus ungeeignet. Der Verfasser behauptet weiterhin, daß das eigentlich plattdeutsch redende Volk von all diesen poetischen Ergüssen in plattdeutscher Mundart gar keine Notiz nähme, daß sie nichts anderes seien als künstleeische Erzeugnisse der Unnatur und Treibhausgewächse; der ganze durch sie hervorgerufene Enthusiasmus sei nichts weiter als eine „neue Art von Blasirtheit, worin sich gewisse gebildete Kreise der Gesellschaft gefallen". Es wird dann noch aufmerksam gemacht auf einen eigentlichen Volksdichter, Franz Bokel, früher Schmied, danach Seifensieder, später Wirth; dieser sei seiner theils in hochdeutscher theils plattdeutscher Sprache geschriebenen Gedichte wegen so bekannt im Lande, daß es fast kein Dorf im Holsteinischen gäbe, wo sein Name nicht genannt worden wäre. Seine Gedichte pflege er in Lokalblättern zu veröffentlichen. Dieser Mann, der viel Humor aber gar keine Poesie besitze, sei der wahre Volksdichter, nicht aber Klaus Groth.

Castil Blaze.

Unter den jüngst in Frankreich verstorbenen Notabilitäten verdient in d. Bl. besonders Castil Blaze (eigentlich Henri François Joseph Blaze, denn Castil Blaze war, wie die Franzosen dies nennen, nur sein nom de guerre oder nom de plume, übrigens nicht mit Henri Blaze de Bury, dem Uebersetzer des Goethe'schen „Faust", zu verwechseln) genannt zu werden, weil er ein Bewunderer der deutschen Musik und der erste war, welcher Weber's „Freischütz" für die französische Bühne einrichtete, freilich auch ein wenig verballhornte. Sein Arrangement kam 1822 oder 1828 unter dem Titel „Robin des bois" in Paris mit Beifall zur Aufführung, während seine Arrangements des „Oberon", der im vorigen Jahre in Paris so viel Enthusiasmus erregte, und der „Euryanthe" damals keinen Erfolg hatten oder nur auf Provinzialbühnen zur Aufführung kamen. Auch mit „Fidelio" und „Don Juan" machte er dasselbe Experiment, erlaubte sich aber namentlich am letztern die willkürlichsten und ärgsten Verstümmelungen und Zusätze. In der letztern Zeit war er namentlich als musikalischer Tagesreferent bekannt. Die „Allgemeine Zeitung" brachte über ihn einen Nekrolog, aus dem wir hier folgende bemerkenswerthe Stelle mittheilen: „Castil Blaze zeigte als Literat und Künstler ungemein Verwandtes mit deutschen Naturen, wie wir sie auf diesem Gebiete antreffen: Beharrlichkeit bis zum Eigensinn, Ungeschick bei anzuerkennenden Mitteln, übertriebene Reizbarkeit auf der einen, Gleichgültigkeit auf der andern Seite, Fleiß und Unverdrossenheit, Liebe zum Wechsel der äußern Stellung, kurz alles dasjenige, was manchem reichbegabten Manne in Deutschland zum Fluch wird, der ihn in jeder Lage verfolgt und seine besten Plane zum Scheitern bringt. Eine unglückselige Mischung von Vorzügen und Mängeln, wie sie selbst bei den Franzosen flatterhaften Gelichters höchst selten, bei den ausgezeichnetsten Charakteren dort fast nie anzutreffen sind." Castil Blaze war sein eigener Verleger, hielt keinen Commis, verfaßte, arrangirte, ließ den Stich und Druck unter seiner eigenen Aufsicht besorgen, wählte das Papier selbst, führte seine Bücher, seine ausgebreitete Correspondenz, las Correcturen. Durch diese concentrirte Thätigkeit erwarb sich Castil Blaze ein ansehnliches Vermögen, on dem er jedoch in seinen letzten Lebensjahren beträchtliche Einbuße litt, und trachtete fortan, obschon hochbetagt und leidend, nach nichts weiter, als den Schaden auszubessern und seine Verluste einzubringen. Er bezog ein enges niederes Zimmer, dessen drückende Atmosphäre er fast nie verließ, obschon ihm der Arzt Bewegung in freier Luft anrieth, und schrieb und schrieb, bis ihn ein plötzlicher Tod ereilte. Er brachte es zwar bis auf 73 Jahre, hätte aber bei anderer Lebensart noch länger leben können. Dieser Industrialismus bei einem Künstler und Schriftsteller ist nun freilich gar nicht deutsch; auch würde es ein blos mittleres Talent, wie Castil Blaze eins war, in Deutschland niemals durch bloße Federarbeit zu einem ansehnlichen Vermögen bringen, zumal da sich der Selbstverlag in Deutschland von selbst verbietet oder doch nur sehr schlecht lohnen würde. H. M.

Bibliographie.

Arnobius, Sieben Bücher gegen die Heiden, ins Deutsche übersetzt von J. Alleker. Trier, Braun. 8. 1 Thlr.

Bensen, H. W., Das Verhängniß Magdeburgs. Eine Geschichte aus dem großen Zwiespalt der teutschen Nation im 16. und 17. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Chowanetz, J., Das Landhaus. Oder vertrauliche Gespräche über den päpstlichen Primat, und Beantwortung der gegen denselben vorgebrachten Einwürfe. Aachen, Henfen u. Comp. 1857. 12. 15 Ngr.

Chrysander, F., G. F. Händel. 1ster Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dorer, E., Roswitha, die Nonne von Gandersheim. Aarau, Sauerländer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Hiemer, K., Die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr.

Merz, Karl S. v., Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach. Historisches Drama in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythologische Naturgeschichte. Iserlohn, Bädeker. 4. 22½ Ngr.

Psalmen Davids allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von E. Koller. Mit Parallelstellen aus dem neuen Testamente. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 12 Ngr.

Rieß, F., Die württembergische Convention. Eine Studie. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Steudel, Elise, Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter. Aarau, Sauerländer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tautphoeus, Baronin J., geb. Montgomery, Quitt. Eine Novelle. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, Festspiel zur Vermählungsfeier Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß Royal Victoria von England. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Emsmann, H., Wo kommt der Wind her? und Wo geht er hin? Ein populärer Vortrag. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Ngr.

Engeln, E., Was soll das Gotteshaus für uns sein? Predigt zum Kirchweihfest gehalten im October 1857. Langensalza, Klinghammer. 8. 2½ Ngr.

Widerlegung der Vorwürfe, welche das königl. Dänische Ministerium der Holsteinischen Ständeversammlung gemacht hat. Von einem Sachkundigen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Giseke (R.), Die beiden Cagliostro.
Drama in fünf Acten. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. 16 Ngr.

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein zweiter Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen" ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und hat sich in der vorliegenden zweiten Auflage in Miniaturformat noch zahlreiche neue Freunde erworben.

Zum Besten der Schiller-Stiftung!

Von der Schiller-Nummer des im Verlage von **Hugo Scheube** in Gotha erscheinenden Volks- und Familienblattes „**Feierabend**" ist als „**Gruß zum 11. November!**" eine Separatausgabe in elegantem illustrirtem Umschlage zum Preise von 2½ **Ngr.** vom Verleger veranstaltet worden, und soll der Ertrag derselben, ohne Kostenabzug, der dresdener Schiller-Stiftung zufallen.

Die Nummer enthält: Friedrich Schiller. — Ein Besuch in Schiller's Geburtsort von J. Gihr. — Zur Geschichte des Schillerhauses in Weimar von J. Eberwein. — Schiller und Herzog Karl von Wurtemberg. — Schiller und Lotte. — Schiller und Karl August von Sachsen-Weimar. — Schiller's Freundinnen in Sachsen. — Schiller und Körner. — Schiller und Goethe. — Ferner 14 vorzügliche Illustrationen: Die Porträts von Schiller, Lotte von Lengefeld und Karl August, sämmtliche Schillerhäuser, Körner's Weinberg, Schiller's Arbeitszimmer, Schiller's Garten in Jena, Schiller's Wappen und die Fürstengruft in Weimar.

Es bedarf wol keiner weitern Empfehlung dieser Erinnerungsblätter. Sie bieten auch dem Unbemitteltsten Gelegenheit, sich durch eine äußerst geringe Ausgabe in anständiger Weise an einer nationalen Stiftung zu betheiligen, welche berufen ist, dem edelsten deutschen Dichter ein unvergängliches Denkmal aus lebendigen Geistern und Herzen zu errichten.

(Gegen baare Zahlung zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen von **F. Müller.** Nebst einem Anhang: **Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden.** Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 12 Ngr.

Müller's „Geometrische Formeln" entsprechen einem entschiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem sie ein Mittel bieten, die in der Bauprazis vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln; die Brauchbarkeit und Faßlichkeit dieser Formeln wird dadurch noch wesentlich erhöht, daß denselben meist praktische Beispiele beigefügt sind. In Betreff der Festigkeit der Materialien, dieses wichtigen Factors der Bauprazis, hat der Verfasser alles gegeben, was das gewöhnliche Bedürfniß erfordert; der dem Werke angefügte Anhang, welcher die Verhältnisse angibt, nach denen die Materialien zu Landbauten zu berechnen sind, wird den Bauprakticern eine sehr erwünschte und nützliche Beigabe sein.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Döderlein, L., Homerisches Glossarium. III. Band. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Sgr., oder 4 Fl.

Mit diesem dritten Bande ist das Werk nun complet, und kosten alle drei Bände zusammen 6 Thlr. 2 Sgr., oder 10 Fl. 22 Kr.

Zucker-Rüben-Samen ꝛc.

Ich offerire echtesten veritablen **Zucker-Rüben-Samen** Prima-Qualität 1857er eigener Cultur und von anerkannt zuckerreichsten Rüben gewonnen unter vollster Garantie für Echtheit und Keimfähigkeit bei **billigster** Preisnotirung.

Ebenso empfehle ich mich zu werthen Aufträgen auf alle **Gemüse-, Oekonomie-, Gras-, Holz-, Blumen-Sämereien** ꝛc. eigener Cultur, wovon ich das reichhaltige Preisverzeichniß auf Verlangen gratis verabreiche.

Heinrich Mette,
Samen-Cultivateur en gros in Quedlinburg im Königreich Preußen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 25. Februar 1858.

Inhalt: Die classische Periode der deutschen Literatur. Von Hermann Marggraff. — Moriz Hartmann. — Die Grabmäler der römischen Päpste. — Eine Gruppe von Schriften münchener Gelehrten. — Eine Verherrlichung der Börse. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die classische Periode der deutschen Literatur.

Haben wir die eigentliche classische Periode unserer Literatur bereits hinter uns? Sind wir Epigonen derselben, oder Vorläufer einer künftigen? War es vielleicht nur eine gelehrte deutsche Grille, welche die Elite der deutschen Nation bewog, ein halbes Dutzend von Schriftstellern und Dichtern, die unter sich sehr verschiedener Art und Gattung sind, von der Gesammtheit der Autoren auszuscheiden und aus ihnen eine Selecta von Musterschriftstellern zu bilden? Können wir jetzt schon mit demselben Recht von deutschen Classikern sprechen, wie wir von griechischen und lateinischen Classikern sprechen? Darf sich überhaupt ein Volk herausnehmen, eine Anzahl von Autoren noch zu ihren Lebzeiten oder sofort nach ihrem Ableben zu seinen permanenten Classikern zu erklären?

Wollen wir ehrlich sein, so wird diese Frage verneint werden müssen; allermindestens ist sie eine Streitfrage, für welche und gegen welche sich Argumente aufbringen lassen. Im 17. Jahrhundert galt Opitz für einen Classiker, und künftige Jahrhunderte werden vielleicht andere Classiker haben, als die gegenwärtig dafür gelten. Wir nehmen schon jetzt die Erscheinung wahr, daß Klopstock, Wieland und Herder, obschon sie zu den Classikern geschlagen sind, wenig mehr gelesen werden, einige ihrer Hauptwerke, wie der „Messias", „Agathon" u. s. w., sogar höchstens nur als Muster aller Langenweile angesehen werden. Ob mit Recht oder Unrecht, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort; wir bezeichnen nur ein allbekanntes Factum. Sonderbare Erscheinung, daß man Dichter, die man der Nation als classisch octroyirt hat, trotzdem nicht liest! Da ist es ja viel wünschenswerther, nicht zu den Classikern zu gehören und doch gelesen zu werden. Auch J. G. Findel bemerkt in einer Schrift *), über die wir uns noch weiter unten einige Worte erlauben werden: „Wenn wir die Linie der Classicität scharf ziehen wollten, so verdiente vielleicht neben Schiller und Goethe weiter kein Name genannt zu werden, als der Name Lessing." Es ist nun ganz richtig, daß Lessing wirklich eine classische Prosa schrieb, an der wir alle noch zu studiren und zu lernen haben, aber von seinen dichterischen Werken möchten sich doch nur sehr wenige jetzt noch als durchaus classisch behaupten können. Und wenn wir an unsere Leser die Aufforderung richten wollten, uns von Goethe und Schiller diejenigen Werke zu nennen, die sie für alle Zeiten classisch halten, so würden sie ohne Zweifel sehr in Verlegenheit kommen. „Wallenstein", „Wilhem Tell", ein großer Theil der Gedichte Schiller's — nun ja! aber auch die „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe"? Oder die „Jungfrau von Orleans", die trotz der classischen Sprache auf der Bühne die heutige Generation doch etwas gespenstisch oder doch fremdartig anmuthet? Oder die allerdings hochtragisch wirkende, mit den herrlichsten Chören ausgestattete „Braut von Messina", die aber in ihren desperaten christlich-heidnischen, fatalistisch-philosophischen, antik-mittelalterlich-modernen Elementen doch im Grunde ein Gemenge darstellt, welches dem Begriff der auf Einheit hinzielenden Classicität schnurstracks widerspricht? Vieles, sehr vieles von Goethe trägt den Stempel der Classicität, aber auch sehr vieles nicht. Nannte er doch selbst, um nicht von „Clavigo", „Stella" u. s. w. zu sprechen, seinen „Faust" ein „barbarisches Product", und auch „Götz von Berlichingen" ist ein wenig barbarisch. Beide, wie „Werther", sind eben eigenartige Producte, nur mit dem Maßstab ihrer eigenen Größe und Originalität zu messen, aber in dem Sinne classisch, daß sie zur Nachahmung empfohlen werden könnten, sind sie nicht.

Unsere Leser kennen uns, wie wir hoffen, zu genau, um uns in Verdacht zu haben, daß wir die unermeßlichen Verdienste und die hohe Bedeutung dieser Männer irgend unterschätzten. Sie haben mit einer Ausdauer, einem heiligen Ernst, einem Eifer sondergleichen an ihrer Vervollkommnung wie an der der Literatur gearbeitet, sie opferten (freilich mit Ausnahmen) alles Gemeine und

*) Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von J. G. Findel. Leipzig, Graul. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Niedrige an dem Altar eines faſt nur zu ſublimen Idealismus, der alles unter das Geſetz einer heitern Schönheit beugen wollte, für die im Leben der modernen Völker und unter unſerm nordiſchen Himmel faſt jede Grundbedingung fehlt; ſie haben im Bunde mit andern Denkern den deutſchen Geiſt auf eine Höhe gehoben, auf der ihn nur zu erhalten den Nachkommen ſchon ſchwer fällt; ſie haben ihre Nation wie die Menſchheit mit Ideen befruchtet, von denen beide noch lange Zeit zu zehren haben werden; und während Klopſtock das Gefäß der Poeſie wieder mit dem Inhalt erhabener Freiheits- und Vaterlandsgefühle und dem Stolz des Nationalbewußtſeins füllte, haben die andern die Fahne der höchſten und reinſten Humanität und einer die ganze Menſchheit umfaſſenden geiſtigen Freiheit und univerſalen Bildung entfaltet. Niemals hat ſich eine ſo große Zahl von Dichtern und Denkern gleichzeitig zuſammengefunden, die mit gleicher Energie und gleichem Erfolge einem ſo hohen Ziele entgegengeſtrebt und dabei eine ſo außerordentliche Productivität und Vielſeitigkeit des Schaffens offenbart hätten. Freilich kam ihnen die ganze Stimmung der Zeit, die gewonnene Maſſe von Bildungsſtoffen, das Trachten aller civiliſirten Völker nach Humanität und geiſtiger Freiheit und die Bourtheilsloſigkeit und liberale Geſinnung der Fürſten und Regierenden ſelbſt dabei zu Hülfe, und mit Recht war jüngſt in einem im „Morgenblatt“ mitgetheilten Aufſatze: „Ueber das Verhältniß der modernen zur claſſiſchen Poeſie“, bemerkt: „Die Zeit der claſſiſchen Literatur iſt bei jedem Volke nicht eine zufällige, literariſche Erſcheinung; ſie hängt nicht davon ab, daß in einer beſtimmten Zeit eine beſonders große Zahl poetiſcher Talente geboren wird, ſondern die Claſſicität iſt eine gewiſſe Periode in der Entwicklung im ganzen geiſtigen Leben der Völker.“ Und ebenſo wahr bemerkt der Verfaſſer weiter, daß die Gegenwart kein Recht habe, ihre Poeten zu ſchelten und ihnen Impotenz vorzuwerfen; ſie habe ſich vielmehr ſelbſt anzuklagen, denn jede Zeit bringe ihrer Dichter hervor, wie ſie es könne.

Aber bei dieſem hohen Trachten, bei dieſem Herausarbeiten des deutſchen Geiſtes aus dem Rohen haben unſere claſſiſchen Dichter begreiflicherweiſe auch vielfach geirrt und fehlgegriffen, und dieſe Irrthümer, Fehlgriffe, ſchwächern Jugendverſuche und mißlungenen Experimente wollen wir uns nicht mit ihren vollendeten Dichtungen zugleich als claſſiſch octroyiren laſſen. Wir wollen nicht, daß, weil Wieland ſeinen claſſiſchen „Oberon“ dichtete und die in ihrer Art ausgezeichneten „Abderiten“ ſchrieb, auch ſeine leichtfertigen Dichtungen wie „Sitz und Lärchen“, „Die Waſſerkuſe“ u. ſ. w. ebenfalls als claſſiſch gelten müßten. Wie mancher Gymnaſiaſt hat bei der Lectüre von Wieland's ſogenanntem Epos, „Der geprüfte Abraham“, ſeines langweiligen Lehrgedichts „Von der Natur der Dinge“ und ſeines traurigen Trauerſpiels „Johanna Grey“ ſeine Zeit verloren und ſeinen Geſchmack verdorben; aber er glaube ſie doch leſen zu ſollen, weil man eben von einem „Claſſiker“ möglichſt alles geleſen haben müſſe.

Es hat allerdings auch gewiſſe, vielleicht ſogar große Vortheile, wenn eine Nation aus ihren Autoren und Dichtern eine Anzahl als muſtergültige ausſcheidet, aber die Nachtheile möchten, dünkt uns, noch viel beträchtlicher ſein, inſofern die Nation noch eine geiſtig nicht erſchöpfte, noch rüſtig vorwärts ſtrebende iſt. Auf den ſpätern Talenten liegt eine ſolche Selecta von Claſſikern wie ein ſchwerer Druck. Mögen ſie auch das Beſte und Schönſte in ihrer Art leiſten, ſie ſind doch immer keine „Claſſiker“. Gewiß haben auch andere eine claſſiſche Proſa geſchrieben: Möſer, Lichtenberg, Heinſe, Georg Forſter, Gentz, die beiden Humboldt, A. W. von Schlegel, Tieck, Schelling u. ſ. w., mancher Neuern nicht zu gedenken; auch ſind noch nach und neben Schiller und Goethe gewiß Dichtungen von reinſtem Inhalt und reinſter Form oder wenigſtens in ihrer Art charakteriſtiſche und originelle geſchrieben worden; aber es ſpricht gegen ſie das Bourtheil, welches den Cyclopen anzuhaften pflegt, nachdem eine Nation ſich verleiten ließ, ſich ſelbſt die Autorität und das Joch eines claſſiſchen Ausſchuſſes von Dichtern und Schriftſtellern aufzulegen. Eine Fülle der frucht-barſten Ideen dringt vielleicht deshalb weniger in das Volk, weil ſie nicht von Männern herrühren, deren Werke als claſſiſche wieder und immer wieder aufgelegt werden. Wenn man ferner einerſeits den Begriff der Claſſicität nicht eng genug faſſen kann, ſo kann man ihn auch andererſeits nicht weit genug faſſen; denn es kann vorkommen, daß irgendein humoriſtiſches Werk in ſeiner Art ebenſo claſſiſch iſt als ein hochpathetiſches Gedicht. Abraham a Sancta Clara, Jean Paul, Lichtenberg, Heine u. ſ. w. ſind zum Theil in ihrem Genre ebenfalls claſſiſch. Auch hat keine andere moderne Nation die Grille gehabt, „Claſſiker“ im Sinne der unſern zu creiren und ſich dadurch das Armuthszeugniß auszuſtellen, daß ſie ihre Entwickelung für abgeſchloſſen, ihre höchſte Höhe für erreicht hielte. Die praktiſchen Engländer verſtehen unter ihren Standard authors etwas ganz anderes; jedes Jahr kann bei ihnen einen oder mehrere Standard authors hervorbringen; jedes Jahr kann auch einen oder den andern von ihnen vergeſſen machen.

Solange eine Nation lebt und ſich fortentwickelt, hat ſie auch gar kein Recht zu befehlen: dieſe oder jene Dichter ſind für alle Zeiten claſſiſch. Welche unter den altgriechiſchen und lateiniſchen Autoren claſſiſch ſind, können wir allerdings wiſſen; denn die Sprachen, in denen ſie dachten, dichteten und ſchrieben, haben ſchon längſt ihren Kreislauf vollendet. Aber wie können nicht wiſſen, ob der deutſche Gedanke und die deutſche Sprache nicht noch einer weitern unendlichen Fortentwickelung fähig ſind und ob demnach der Stern unſerer jetzigen Claſſiker nicht vor dem Stern der Claſſiker der Zukunft erbleichen wird. Schiller ſelbſt bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe: „Wenn man überlegt, daß das Schickſal dichteriſcher Werke an das Schickſal der Sprache gebunden iſt, die ſchwerlich auf dem jetzigen Punkte ſtehen bleibt, ſo iſt ein unſterblicher Name in der Wiſſenſchaft etwas ſehr Wünſchenswerthes.“ Und hat ſich

Digitized by Google

nicht unſere Sprache ſeit Leſſing, Schiller und Goethe unermeßlich ausgedehnt und weiter entwickelt? Nicht ſowol in Bezug auf Grammatik und Syntax, aber um ſo mehr in begrifflicher Hinſicht, in der Aneignung und Neuſchaffung von Ausdrücken und Wendungen für die Einkleidung neuer Begriffe und Vorſtellungen, die uns ſeitdem zugefloſſen ſind. Sie haben ſich durch unſere weitern geiſtigen und materiellen Entwickelungen, durch die zahlreichen Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, durch unſere innern und äußern Schickſale von ſelbſt erzeugt. Wir mußten dieſe neuen Bereicherungen unſerer Sprache haben, weil ſie uns nothwendig waren. Die Philoſophie, die Geſchichtſchreibung, die Naturwiſſenſchaften, die Chemie, die Phyſiologie, die politiſche Journaliſtik, die theologiſche und ſprachliche Forſchung, die Handels- und Finanzwiſſenſchaft, die Geſellſchaftswiſſenſchaft u. ſ. w. haben ſich mit einer Fülle neuer Thatſachen, Begriffe und Anſchauungen bereichert, zu denen die Sprache wohl oder übel neue Ausdrücke und Wendungen liefern mußte. Auch die poetiſche Sprache hat an dieſer allgemeinen Gährung und Fortentwickelung nicht wenig theilgenommen und größere Dehnbarkeit und Beweglichkeit gewonnen. Mit wie vielen, zum Theil trefenden neuen Nuancen iſt ſie nicht z. B. durch unſere romantiſchen Dichter, durch die zahlreichen Ueberſetzer von Dichterwerken des Orients und Occidents bereichert worden!

Zu dieſen Bemerkungen veranlaßte uns J. G. Findel's obenerwähnte Schrift, in welcher der Verfaſſer es ſich ſo recht zur Aufgabe gemacht hat, die Autoren in verherrlichen, welche man unſere claſſiſchen zu nennen gewohnt iſt, obſchon er, wie bemerkt, im Grunde nur drei derſelben, Leſſing, Goethe und Schiller, als ſolche gelten läßt, denen er auch, „um nun auch den Abend zu genießen, nachdem wir der Sonne vom Aufgang bis zum Hochmittage gefolgt ſind", Jean Paul als einen ſeiner erklärten Lieblinge anſchließt. Träte das Buch mit literariſchen Prätenſionen auf, ſo würde es kaum einer ernſten Erwähnung würdig ſein und in mancher Hinſicht ſtrengen Tadel verdienen; aber der Verfaſſer, welcher ſich auf dem Titel als Herausgeber von K. Barthel's „Nationalliteratur im Mittelalter" und im Vorworte auch als Bearbeiter dieſes Werks bezeichnet, hat dabei nur einen populären Zweck vor Augen, wie er dies ſelbſt in der Vorrede in folgenden beſcheidenen Worten bekennt: „Ich wollte nicht Gefahr laufen, originell zu ſein auf Koſten der Wahrheit und ich bin vollkommen zufrieden, wenn ich den populären Zweck, den ich verfolge, durch überſichtliche Gruppirung des Stoffs, durch taktvolles Herausgreifen des Charakteriſtiſchen, durch richtiges Hervorheben des Bedeutenden und durch eine dem Gegenſtande anpaſſende, den Leſer nicht abſtoßende Darſtellung nur einigermaßen erreicht habe." Die Schrift trägt ſowol in der Lebendigkeit der Darſtellung, die keineswegs „abſtoßend", vielmehr recht anziehend iſt, wie in der ſtellenweiſe ſtark hervortretenden Flüchtigkeit und Ungleichmäßigkeit der Behandlung und ganz beſonders in der Hervorhebung perſönlicher Momente den Stempel ihres Urſprungs. Sie beſteht nämlich aus Vorleſungen, die der Verfaſſer vor vier Jahren in Heidelberg vor einem kleinen Kreiſe von Freunden und deren Bekannten gehalten hat und zu deren weiterer Ausführung er ſich durch den Beifall, den ſie fanden, aufgemuntert fühlte. In ſeiner Schrift bekundet ſich eine wohlthuende Liebe und Wärme, eine lautere Geſinnung, eine jetzt ſelten noch zu findende Begeiſterung für alles Ideale, Wahre, Edle und Schöne wie für die von ihm geſchilderten Heroen, deren Werke für und, um mit ſeinen Worten zu ſprechen, eine „Vorrathskammer der höchſten Ideen, der reinſten und erhebendſten Gefühle, der fruchtbarſten Keime zu großen Thaten, der ſegensreichſten Anregungen ſind", und ſo dürfte ſeine Schrift gerade der Jugend, der weiblichen und männlichen, wie namentlich bildungseifrigen jungen Leuten aus dem Handelsſtande und verwandten Ständen als geiſtiges Anregungsmittel, wie als wirkſames Schutzmittel gegen die Gefahren materieller Genußſucht, blaſirter Suffiſance und geiſtiger Stumpfheit und Roheit wohl zu empfehlen ſein, zumal der Verfaſſer verſtanden hat, manche der beredteſten und geiſtreichſten Ausſprüche von Wachler, Bilmar, W. Menzel, Gervinus u. ſ. w. geeigneten Orts gehörig zu verwerthen. Von letzterm hat er auch die Neigung zu Parallelen, die zur Zeit, als Gervinus ſeine berühmte Literaturgeſchichte ſchrieb, überhaupt beliebt waren, und um ſo beliebter ſe gewagter und kunſtvoller ſie waren. Sie ſind jedoch meiſt nur ein raffinirtes wenn auch intereſſantes Spiel des Eſprit und Scharfſinns auf Koſten der Wahrheit und Objectivität.

Indeß wenn wir auch Findel's Schrift trotz des darin hervortretenden Mangels an gründlicher Kritik und tieferer Kenntniß des Gegenſtandes als eine populäre im allgemeinen gutheißen und empfehlen können, ſo enthält ſie doch in großer Zahl blos hingeworfene Phraſen, die man, weil ſie entweder zu viel oder zu wenig ſagen, ſelbſt in einem populären Werke nicht billigen kann. Es würde zu weit führen, ſie alle hier hervorzuheben; wir wollen nur auf ein paar der auffallendern hinweiſen. Findel nennt z. B. „Emilia Galotti" trotz „Nathan dem Weiſen" Leſſing's „großartigſtes" dramatiſches Werk, während er aus deſſen mislungenſtem Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon" eine Probeſtelle mittheilt; „Antigone" hat nach ihm für uns Deutſche dieſelbe Bedeutung, welche die berühmten Juniusbriefe für England hatten; den Beifall, welchen Gellert's Fabeln fanden, führt er zum größten Theil auf die edle und milde Perſönlichkeit ihres Verfaſſers zurück; Heinſe, der ſeine Hauptwerke erſt in den achtziger Jahren ſchrieb, gilt ihm als ein „Vorläufer der Sturm- und Drangperiode" u. ſ. w.; auch wird die alte ſchon an ſich unglaubliche und, irren wir nicht, ſchon von Goethe in Abrede geſtellte Anekdote wieder aufgewärmt, daß der Herzog und Goethe ſich auf den Markt von Weimar geſtellt und ſtundenlang mit großen Heppeiſchen gehalten hätten. Von der Flüchtigkeit der Ausarbeitung zeugt z. B. folgende Stelle: „Von den übrigen Män-

Digitized by Google

nenn, welche die treffliche Fürstin an sich zu ziehen wußte, nennen wir von Einsiedel, den Erfinder und Ausführer der Festlichkeiten; Corona Schröter, die erste Darstellerin der Iphigenia" — wo wir also Corona, die allerdings vielleicht eine und die andere „Hofenrolle" gegeben haben mag, zu den Männern gezählt finden. Ueber Gottsched, von dem die wenigsten, die ihn jetzt ohne weiteres verwerfen, etwas gelesen haben, hören wir auch hier nur die gewöhnlichen Phrasen; Findel nennt ihn kurzweg einen „literarischen Gaukler" und seine poetischen Versuche „elende dürre Reimereien". Wir fragen einfach, ob z. B. folgende Strophen aus Gottsched's „Jubelode" bloße „elende dürre Reimereien" sind:

Seht! Babel wankt, und sinkt, und fällt,
Daß Grund und Katakomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreies Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht.
Die Mehre schmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha, stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsternis!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten rief.
Man hört die Jubelstimmen schallen.
Sie fällt! Sie fällt! Sie ist gefallen!
Gefallen ist die große Wunderstadt.
Die durch den Wein der Schwelgereien,
Bei List und Zwang und Schmeicheleien
Die Völker aller Welt bisher begaubert hat u. s. w.

Man wird diesen Strophen, so veraltet ihr Prunk auch sein mag, einen gewissen oratorischen Schwung und altprotestantischen Trotz nicht absprechen können; jedenfalls hat die deutsche Lyrik, auch die neuere, Reimereien aufzuweisen, die noch elender und dürrer sind. Von Matthias Claudius, dem wandsbecker Boten, weiß der Verfasser nichts weiter zu sagen, als daß er ein „liebenswürdiger, biederer und frommer" Mann gewesen und noch heute durch sein Rheinweinlied im Munde aller „Heitern" lebe. Lichtenberg finden wir nur gelegentlich citirt. Aber Lichtenberg, obwol von dem verstorbenen Feuchtersleben mit Recht in seine Sammlung „Geist deutscher Classiker" aufgenommen, gehört nicht zu den officiell sogenannten Classikern; seine Werke gehen nicht in der Form von Taschenausgaben von Hand zu Hand; er schrieb auch keine Bühnenstücke wie Schiller, Gothe und Lessing, die man schon bei wiederholtem Theaterbesuch bequem kennen lernen kann; und so muß er es sich schon gefallen lassen, in gelehrten und ungelehrten Literaturgeschichten eine nur secundäre Rolle zu spielen, obschon er durch Geist und Charakter eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur bildet und in Bezug auf gewisse hochwichtige Lebens- und Culturfragen mehr anregt und zu denken gibt als mancher Classiker. Ueberhaupt geräth unsere allermodernste Literaturgeschichtsschreibung immer mehr auf den ganz unliterarischen Abweg, daß in ihr die Geliebten, Bräute und Gattinen unserer berühmtesten Dichter: eine **Molly**, eine Anna Schönkopf, eine Friederike von Sesenheim, das wetzlarsche Lottchen, Elisabeth Schönemann, Christiane Vulpius, eine Frau von Stein, Frau von Kalb u. s. w. größere Beachtung finden und ein ausgedehnteres Terrain in Beschlag nehmen, als so manche bedeutende Dichter und Schriftsteller, die, wenn sie auch nur Dii minorum gentium sind, sich doch um den Haushalt der deutschen Literatur große Verdienste erworben und zuweilen einzelnes von classischem Werth hervorgebracht haben.

Hermann Marggraff.

Moriz Hartmann.

Erzählungen eines Unsteten. Von Moriz Hartmann. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Ordnung und Zusammenhang sind dem Menschen ein so unabweisbares Bedürfniß, daß er sie gern auch zwischen Dingen herzustellen sucht, die ursprünglich Gelegenheit und Zufall zusammengewürfelt haben. Hat sich auf unserm Tisch von da und dort ein buntes Allerlei von Tändeleien und Nippsächelchen zusammengefunden, wir werden nicht eher ruhen, als bis wir sie so zusammengestellt haben, daß es scheint, als seien sie wirklich von vornherein nach einem gewissen Plan füreinander bestimmt worden. Ebenso verfahren wir bei der Aufhängung von Gemälden, Kupferstichen u. s. w. Wissen wir gleich, daß gar keine Beziehung zwischen ihnen besteht, wir versuchen doch, ob wir nicht zum Stück ein Seitenstück finden, ob sich nicht ein anderes zum Mittelstück eigne, ob ein drittes passend darüber, ein viertes besser darunter gehängt werden könne, und sind nicht eher zufrieden, als bis ein wenn auch noch so lockerer Zusammenhang hergestellt ist. Dasselbe Bedürfniß regt sich nicht selten auch in Dichtern denjenigen ihrer Productionen gegenüber, welche zu klein sind, um allein ein Buch zu füllen, die also in Gesellschaft mit andern in die Welt geschickt werden müssen. Mögen dieselben auch in weit auseinander liegenden Zeiten und unter den verschiedenartigsten Anregungen entstanden sein und der Dichter bei der Schöpfung des einen Werks mit keinem Gedanken an das andere gedacht haben: in dem Augenblicke, wo er darangeht, sie zu sammeln und in Gemeinschaft der Oeffentlichkeit zu überliefern, wird gar leicht der Wunsch in ihm auftauchen, sie nicht blos durch den Heftfaden des Buchbinders, sondern durch den Faden einer leitenden Idee miteinander zu verknüpfen, und er wird sich angelegt fühlen, das ursprünglich Getrennte durch Einfassung in einen zusammenfassenden Rahmen noch nachträglich in irgendeine Beziehung zu setzen, welche ihm geeignet scheint, die Wirkung des Einzelbildes zu erhöhen. In solcher Weise sind Goethe's „Erzählungen deutscher Ausgewanderter", Hoffmann's „Serapionsbrüder", Tieck's „Phantasus" und anderes der Art entstanden, und einem ähnlichen Bedürfniß verdankt jedenfalls auch die Einkleidung der uns hier vorliegenden Erzählungen ihren Ursprung.

Digitized by Google

Daß es unter Umständen zweckmäßig sein kann, solchem Verlangen nachzugeben, gestehen wir gern zu. Trotzdem möchten wir die Dichter warnen, sich früher darauf einzulassen, als sie sich auch über Fortsetzung und Ende einen ganz bestimmten Plan gemacht haben: denn so leicht der Anfang derartiger Compositionen ist, so schwer und lästig ist in der Regel die Durchführung. Man kommt nur allzu bald zu dem Gefühl, daß die Beziehungen im Grunde doch nur künstlich erfundene, vielleicht gesuchte sind; man vermag ihnen nicht den Werth und die Bedeutung beizulegen, die man anfangs von ihnen erwartete; man setzt sie mit Widerwillen fort, behandelt sie immer nachlässiger und läßt sie zuletzt auch wol ganz fallen. Dies ist fast regelmäßig das Geschick derartiger Collectiverzählungen, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch Moritz Hartmann nicht Stetigkeit genug besessen hat, die leinigen vor diesem Geschick zu bewahren, zumal er vom Geschick nicht blos als Dichter, sondern auch als Mensch zum Los eines Unsteten verurtheilt ist. Er ist sich dieser Inconsequenz wohl bewußt geworden und schreibt daher in der Vorrede: „Der geneigte Leser wird schon nach Durchlesung der beiden ersten Bücher dieser Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derselben unter verschiedenen Absichten begonnen, weiter geführt und beschlossen worden, daß der Verfasser mit einem Worte im Verlauf der Arbeit den ursprünglichen Plan geändert hat.“ Für diese Aus-der-Rolle-Fallen glaubt er dem Publikum Rechenschaft schuldig zu sein, was er aber in dieser Hinsicht anführt, bezieht sich weniger auf die Aenderung der Gesammtform, als auf den Wechsel in der Einkleidung der einzelnen Erzählungen; er zeigt nur, wie es gekommen, daß die ersten Erzählungen mehr subjectiv gehaltene „Reisememoiren“ sind, aber er gibt keinen Grund dafür an, warum er seine Erzählungen anfangs als aufgereihte, verknüpfte, zuletzt als isolirte, unzusammenhängende Perlen gibt. Möchte er immerhin, um nicht irgendjemand zu compromittiren, seine und seiner Freunde Persönlichkeit als historisch mittheilig aus den Geschichten streichen, dabei ließ sich die einmal angenommene Grundform dennoch festhalten. Dadurch daß er dies nicht gethan, hat er jedenfalls dem Totaleindruck seines Buchs etwas geschadet, denn er hat ein Bedürfniß nach Zusammenhang angeregt, ohne es zu befriedigen.

Was die einzelnen Erzählungen als solche betrifft, so dürfen sie mit wenigen Ausnahmen nicht blos als flofflich anziehend und unterhaltend, sondern auch als mehr oder minder gut vorgetragen und von einem poetischen Geiste durchhaucht bezeichnet werden. Man fühlt sofort aus allen heraus, daß der Verfasser einerseits ein Mann ist, der vielfach erlebt und erlitten, noch mehr beobachtet und „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat“, andererseits ein Auge besitzt, in welchem sich auch die gewöhnlichen Erscheinungen der Welt und des Lebens in eigenthümlichem Lichte widerspiegeln. Im ganzen ist seine Auffassung mehr den trüben als den heitern Seiten des Daseins zugewandt; es regen ihn mehr die Leiden als die Freuden des Lebens zur poetischen Nachbildung an. Die Art und Weise aber, wie er sie anschaut und zeichnet, ist frei von jener Bitterkeit und Zerrissenheit, die nicht selten die Folge solcher Erfahrungen, wie er sie gemacht hat, zu sein pflegen; wenigstens zeigen sich nur hie und da einzelne Spuren davon. Im ganzen neigt er mehr zu einer elegischen oder humoristischen Auffassung, ähnlich jener, wie wir sie in Yorick's „Empfindsamen Reisen“ finden, nur daß er dabei objectiver verfährt, seine Empfindungen mehr in die Gegenstände selbst hineinverarbeitet. Der elegische Ton scheint mehr seiner Neigung, dagegen der humoristische mehr seinem Talent zu entsprechen. Dort läßt er sich mehr gehen, hier nimmt er sich mehr zusammen. Daher verfällt er in den sentimentalen Partien zuweilen ins Breite, Zerfließene, während er in den launig oder pikant gehaltenen Partien stets knapp und maßhaltend bleibt. Die von ihm geschilderten Conflicte sind mehr dem Seelen- als dem äußern Leben entnommen. Die Herzensgeschichten spielen die hervorragendste Rolle; daneben haben aber auch die Kämpfe des Gewissens, des Glaubens, der Heimats- und Vaterlandsliebe, des Kunstenthusiasmus, der Rang- und Vermögensunterschiede die Stoffe zu seinen Bildern liefern müssen. Von der Politik hat er sich möglichst fern gehalten. In seinen Charakterzeichnungen ist er glücklicher, wenn er Personen der gebildeten Stände als wenn er volksthümliche Naturen schildert. Für eine ausbreitend treue Zeichnung der letztern fehlt ihm die Fähigkeit, sich mit möglichster Verleugnung der eigenen Vorstellungsweise ganz in die Denk- und Sprachweise der zu Schildernden zu versenken. Einige seiner Gestalten, z. B. die von Prosper und Miß Ellen, tragen noch das Gepräge einer sehr jugendlichen, idealistisch-schwärmerischen Weltanschauung; andere dagegen, z. B. Ottilie, die Gebrüder Trippi u. s. w., zeugen von einer unmittelbaren Naturbeobachtung.

Nun noch eine kurze Uebersicht des Inhalt. Eröffnet wird das Buch durch eine längere Vorrede oder richtiger Vorerzählung („Le mie prigioni“), worin der Autor nicht ohne einige Koketterie, sonst aber sehr interessant erzählt, zuerst, wie er zu Paris durch das Polizeiministerium Maupas ohne Grund und Ursache verhaftet und einige Wochen im Zellengefängniß von Mazas eingekerkert gewesen ist, sodann wie er einem ähnlichen Loos, das ihm infolge eines Befehls von Omer-Pascha in Bukarest zugedacht war, glücklich entrann, aber unmittelbar darauf in eine schwere Krankheit verfiel, die er unter den widerwärtigsten Verhältnissen zu bestehen hatte. Seine Lage zu Giurgewo schildert er in der That mit Hoffmann'schem Humor. Er schreibt:

So lag ich da in großen Schmerzen und in Einsamkeit den Tod erwartend. Mit den türkischen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäische Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gastfreund (Grach, der tapfere Vertheidiger Silistrias) führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber sie waren nur auf dem Durchmarsch, und ich sah so eine Reihe nutzloser Dualen über mich dahingehen, da doch jeder seinen guten Willen be-

Digitized by Google

zeugen wollte. Der eine hüllte mich in eiskalte, naſſe Tücher, goß mehrere Eimer Waſſer über mich, ließ mich liegen und marſchirte weiter; der zweite beſtrich mich mit Magneten und marſchirte weiter; der dritte reckte und ſtreckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marſchirte weiter; der vierte brannte mich mit Sublimat und marſchirte weiter; der fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Restchen Blut ab und marſchirte weiter.

In dieſer Vorerzählung theilt er auch einige Ueberſetzungen bulgariſcher Volksliedet mit, für die man ihm dankbar ſein wird. So z. B. das folgende aus dem bulgariſchen Räuberleben:

Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen,
Und im Dorf mit Fäuſten ihn erſchlagen;
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawaſſen, der mich vor den Kadi
Schleppen ſollte, hab' ich mit dem kleinen
Meſſerchen die Gurgel abgeſchnitten.
Zwei Piſtolen trug er in dem Gürtel,
Und ein Schwert und einen Dolch daneben;
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten ſchlechten Flinte
Hab' ich einen Aga aus der Mitte
Seiner funfzehn trefflichen Arabanten
Wie ein Vöglein von dem Aſt geſchoſſen,
Daß noch heut' drob die Haiducken jubeln
Und die Blinden heut noch davon ſingen.
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Aber dieſes iſt mein größter Ruhm,
Daß ich meiner ſchönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich ſie auf ewig meiden ſollte,
Daß ich ihr mein Meſſer, dieſes Meſſer,
Ohne Zucken in die ſchöne Bruſt ſtieß,
Ob ſie gleich dabei ſo traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawaſſen ich erſchlagen,
Als da ich den Aga niederſtreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht ſchreckte,
Dieſes iſt mein allergrößter Ruhm.

Die in vier Bücher und einen Anhang vertheilten Erzählungen ſind der Reihe nach folgende:

1) „Die Samaritanerin und die Patrioten“: ein Reiſebild aus dem vom Verfaſſer auf einer Jugendreiſe beſuchten Engadin von wohlthuender Friſche und Geſundheit, in welchem uns der Dichter mit zwei wackern Schweizerpatrioten, den Signori Trippi, von denen der eine ſeinem Vaterlande Graubünden als Landammann, der andere als Kapitän unvergeßliche Dienſte geleiſtet, bekannt macht und ſie uns in ihrem ſchlichten patriarchaliſchen Leben ſchildert.

2) „Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe“: eigentlich zwei Erzählungen, die erſte eine humoriſtiſche Ausmalung eines heiter anklingenden und wehmüthig ausklingenden Reiſeerlebniſſes aus der guten alten Zeit, wo man zu einer Reiſe von Leipzig nach Dresden noch zwei Tage nöthig hatte, alſo Zeit genug für einen Studioſus und ein „ungezogenes Ottilchen“, um ſich für das ganze Leben wenn auch nicht unentbehrlich, doch unvergeßlich zu werden; die zweite eine elegiſche Erinnerung aus den Schreckenstagen von Wien im October 1848, jedoch nicht politiſchen, ſondern privaten Charakters.

3) „Miß Ellen“: eine allzu weit ausgeſponnene Herzensgeſchichte zwiſchen Prosper, einem jungen Schweizer, mit dem der Autor am Comerſee ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, und Miß Ellen, einer krankhaft ſchwärmeriſchen Engländerin aus Hindoſtan, die ſich in die Erinnerung Lord Byron's verliebt hat; eine dem geſunden Geſchmack und einer reifern Lebensanſchauung wenig zuſagende Gabe.

4) „Eine indo-germaniſche Geſchichte“: entſchieden werthvoller als die vorige, das rührende Lebensbild eines geborenen Indiers, der aus Anhänglichkeit einem Profeſſer der Botanik nach Europa folgt, auf der Reiſe das Unglück hat, dieſen ſeinen Schützer durch den Tod zu verlieren, hierauf, weil er treu ſeinem Glauben mit Beharrlichkeit den Bekehrungsverſuchen eines Miſſionars widerſteht, zu London in die traurigſte Lage geräth und ſich entſchließen muß, als Gaſſenkehrer ſein Leben zu friſten, als ſolcher ein junges deutſches Mädchen ihrem Elend entreißt, ſpäter ſie zu ſeinem Weibe macht, und aus Liebe zu ihr, die ſich von Europa nicht trennen mag, das Anerbieten eines indiſchen Fürſten, ihn als einen ſeiner Würdenträger wieder nach Hindoſtan zurückzuführen, mit zwar ſchwerem aber entſagungsmuthigem Herzen zurückweiſt, um auch fernerhin in London als armer Gaſſenkehrer zu leben.

5) „Gloria und eine Sage von Johannes Parricida“: die Geſchichte einer gefallenen, aber nach Jahren der Reue und Buße doch noch zu Glück und Achtung gelangenden Schönheit von Arles; nicht ohne wirklich ergreifende Momente, aber auch nicht frei von einer etwas manierirten Empfindſamkeit.

6) „Der blinde Wilhelm“: eine gleichfalls im ſüdlichen Frankreich ſpielende Geſchichte, recht friſch beginnend, aber ſehr bald in eine ermüdende Breite übergehend; für den Verfaſſer, weil ſie die Sehnſucht eines aus ſeinem Vaterlande gebannten böhmiſchen Muſikanten ſchildert, jedenfalls intereſſanter als für den Leſer.

7) „Der Verbannte“: Schilderung einer Einſehe im Hauſe eines Reſchtſasny oder Unglücklichen, d. h. eines wegen einer im Zorn verübten Mordthat nach Sibirien Verbannten; kurz, eigenthümlich und von guter Wirkung.

8) „Das Reſſuskleid“: eine trefflich gelungene, mit glücklichem Humor durchgeführte Ausmalung der Folterqualen, die ein junger Mann unter den von einem edeln polniſchen Grafen ihm auf das Haupt geſchütteten feurigen Kohlen auszuſtehen hat, nachdem er die Geliebte deſſelben, eine ſchöne Venetianerin, zu einer Pflichtvergeſſenheit verleitet. Die Rolle des Reſſuskleides iſt hier einem Paletot zugetheilt.

9) „Das Wort einer Frau“: ein mislungenes Gegenſtück zu der vorigen Geſchichte; wenn wahr, traurig genug, aber ſo, wie ſie hier gegeben, ohne jeden poetiſchen Eindruck.

10) „Ein frommer Betrug“; ein Bild aus den Re-

Digitized by Google

gionen der Gebaristokratie, die hier einmal von der Liebe durch kluge Benutzung eines von der Natur gebotenen Vortheils überlistet wird; wie die vorige Erzählung von ironischem Beigeschmack, doch minder verletzend.

11) „Contraste“: charakteristische Zeichnung einer irischen Bettlerin aus dem Königsgeschlecht der O'Neil und eines in Eleganz und Fülle lebenden schottischen Grafen.

12) „Dur und Moll“: Geschichte der Leiden und Freuden eines musikalischen Künstlerpaares, hier und da etwas hyperbolisch ausgemalt, aber im ganzen reich an theils ergötzlichen, theils Theilnahme erweckenden Situationen und neuen Wendungen, zugleich ein interessanter Ausschnitt aus dem wiener und österreichischen Musik- und Musikantenleben.

13) „Die Frau Consulin“: die erste der den Anfang bildenden „West-östlichen Geschichten“, mehr als alle vorangegangenen rein objectiv und novellistisch gehalten, auf eigenthümlichen, etwas unwahrscheinlichen Voraussetzungen beruhend, übrigens aber von spannenden Conflicten, die eine überraschende und im wesentlichen auch befriedigende Lösung finden. Der Schauplatz der Handlung ist eine Stadt der asiatischen Türkei in der Nähe der Wüste.

14) „Der Pantoffel“: eine scherzhafte Nachbildung des Schiller'schen „Handschuh“, worin ein junger Deutscher von seiner Geliebten, einer nach Romantik lüsternen Engländerin, in den Garten eines türkischen Harem geschickt wird, um ihr einen Pantoffel der darin lustwandelnden Frauen zu holen, er aber nach glücklicher Ausführung des Wagstücks sie dadurch zu strafen sucht, daß er ihr gegenüber den Ritter Delorges ein Weilchen wenigstens spielt.

15) „Abdallah“: Episoden aus dem Leben eines heldenhaften Kurdenhäuptlings und zugleich ein Bild von dem Räuberleben der Baschi-Bozuks an der Donau und im Balkan; eine Geschichte der Gegenwart, die an die Sagen der Vergangenheit erinnert.

Man sieht hieraus, daß es den Gaben, durch die sich der in die Fremde geschleuderte Dichter seinem Vaterlande in Erinnerung zu bringen sucht, an Fülle und Mannichfaltigkeit nicht fehlt und daß gar manches darunter ist, wofür wir ihm von Herzen Dank wissen müssen. Mögen sich dieselben auch in demjenigen Regionen Freunde erwerben, in denen man die Macht besitzt, ihm einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie er dem „blinden Wilhelm“ geleistet hat, damit die Worte, die er diesem einst gelagt: „Ich könnte die gar viele und junge nennen, die sich in dieser Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erst mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu sehen!“ bei ihm sich nicht erfüllen mögen.

11.

Die Grabmäler der römischen Päpste.

Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die theils geschmackvollen, theils ernsten und tiefgedenken Studien, mit welchen der Verfasser einen vieljährigen Aufenthalt in Italien ausfüllt, verdienen als willkommene Früchte von Geist und Fleiß eine mehr als gewöhnliche Anerkennung von unserer Seite. Nachdem er in seiner Monographie über Corsica ein seltenes Talent der Erfindung und der Veranschaulichung des Erforschten kund gegeben, dann in seinen „Figuren“ eine Reihe von Lücken in unserer Kenntniß der Geschichte, des Lebens und der Scenerie Italiens ausgefüllt, endlich mit seiner Uebersetzung der Lieder des Sicilianers Meli, welche diesen „süßesten“ aller Volksdichter bei uns einbürgert, von Geschmack und Grazie ein sprechendes Zeugniß gegeben hat, vertieft er sich in den vor uns liegenden „Grabmälern der römischen Päpste“ in historische Studien so eigenthümlicher Art, daß er selbst den ersten Kennern der Geschichte Italiens zu ihrer Ueberraschung ein neues und vielfach nutzbares Material der politischen wie der Culturgeschichte des Landes zuführen muß. Angeregt von der bekannten gewaltigen Erscheinung des Papstes Paul III. auf seinem Grabmal in St.-Peter, hat er diesen Denkmalen des Todes, von der ältesten bis auf die jüngste Zeit herab, viele Stunden ernstester Arbeit gewidmet, den Spuren der Geschichte nachgehend und ihre Bemerkt entbüllend, um sich selbst, wie er sagt, von diesen Todten zu beseren, und aber einen abermaligen Beweis dafür zu geben, wie unerschöpflich diese einzige Roma ist an anregenden Schätzen der Völker- und der Kunstgeschichte, auch dann noch, wenn man mit ihnen schon zum Abschluß gekommen zu sein glaubt.

„Es lebt in der Menschheit“, sagt der Verfasser, „eine tiefe und ursprüngliche, ich möchte sagen, elementarische Sehnsucht nach der Einheit. Wenn man auf die Geschichte Acht gibt, vernimmt man die unablässigen Strömungen dieser Sehnsucht, ihre Harmonie, ihre Disharmonie. Diese ideelle Einheit des Menschengeschlechts hat der römische Papst dargestellt: dies war der Zauberschlüssel seiner Gewalt. Er hat die Weltgemeinde auf sich bezogen, wie Leib und Glieder auf eine lenkende Seele. Die Harmonie des Lebens, welche er in der Kirche zusammenfaßte und ergierte, hat er auf das Universum ausgedehnt, Erde und Himmel damit umschlossen und so jene Einheit in die Ewigkeit selbst fortgesetzt.“ So wird ein in der Regel schwacher Greis das Ebbild Gottes! Wunderbare Wesen, diese Alten vom St.-Petee, in deren zitternden Händen die Blitze des Himmels lagen! Es reicht nicht aus, daß sie, schwach und wehrlos wie sie waren, kriegerische Fürsten unterwarfen, Könige ablegten und die Steigbügel ihres Zelters von ihren Händen halten ließen; daß sie in Armuth und Niedrigkeit geboren, noch gestern unbekannt, heute den Völkerschicksalen geboten, in der Kutte des Bettlers die Welt Gesetze gaben und über ganze Länder die Oede des Kirchhofs verbreiteten, Reiche stiftenten, Krieg und Frieden verkündeten, Länder und Meere verschenkten, Küsten vertheilten, die noch nicht entdeckt waren — sie, die nichts besaßen! Nein, sie thaten mehr als dies! Auf ihr Gebot stand der menschliche Gedanke still oder bewegte sich nach dem Maß der Freiheit, das sie ihm gestatteten. Durch Hoffnung und Furcht machten sie sich zu Herren des Gemüths der Welt, hatten Gewalt über die Zeit und beherrschten die fernste Zukunft durch ihren Ausspruch, als Richter über Lebende und Todte. So war das mythische Wesen der Päpste eine Himmel und Erde vermählende Dichtung!

Wie verwundert wird ein fernes Menschengeschlecht einst diese große Erscheinung betrachten! Denn diese Päpste sind todt, ihre Denkmale aber rufen uns jene merkwürdige Epoche einer beispiellosen Macht ins Gedächtniß zurück. Betrachten wir diese Reste mit nachdenkender Muße.

Von 264 Päpsten, welche gezählt werden, sind in Rom

Digitized by Google

kaum 60, im übrigen Italien kaum 20 Denkmale vorhanden. Frankreich besitzt mehrere, Deutschland nur eins, in Bamberg. Bis zur Mitte der Päpste aus Avignon, mit Anfang des 14. Jahrhunderts, fanden diese meistens in der Vorhalle der alten Basilika Konstantin's ihre Ruhestätte; hier sollen deren allein 150 bestattet worden sein, die durch den Umbau des St.-Peter und des Lateran, wohin sie theilweise gebracht waren, zu Grunde gingen. Vom 14. Jahrhundert ab beginnt erst die fast ununterbrochene Reihe päpstlicher Grabmonumente, die der Verfasser betrachtet. Die ältesten Päpste bestattete man in den Katakomben oder längs der appischen, aurelischen und sabarischen Landstraße. Kaiser Honorius erhielt das erste Grab im Atrium der Basilika Konstantin's und fortan wurde dieser Ort die Ruhestätte der römischen Bischöfe, wo sie, mit Laien vermischt, bis 4. und 5. Jahrhundert hindurch versammelt wurden. In den Kirchen selbst widersprechen Grabstätten noch dem Sinne der Zeit, auch hätte die Idee der persönlichen Darstellung der Todten noch keinen Raum gewonnen. Inschriften in schlichter Prosa, Sarkophage mit heidnischer Bildnerei oder ganz einfache Grabsteine genügten bis ins 7. Jahrhundert hinein. Die Reihe der poetischen Grabschriften beginnt mit Pelagius I. 560, wenigstens entdehnten die ältern Inschriften (z. B. Coelestin's I.) der historischen Beglaubigung. Kein Denkmal erinnert an die Zeiten der Gothen, des Belisar und der byzantinischen Kaiser, welche Rom seinem Elende und der Herrschaft der Päpste überließen, bis auf Gregor den Großen, dem eine Kirche erbaut wurde, S.-Gregorio am Clivus Scauri, wo ihm die spätere Zeit ein Denkmal errichtete. Sein Leib selbst ruhte in der Vorhalle von St.-Peter, unter einer noch ganz in antiken Vorstellungen befangenen Grabschrift, die Beda überliefert hat, und neben drei Königen von Wessex, Offsachsen und dem König Coenred. Vom 7. Jahrhundert ab fing man an, besonders verehrte Päpste im Schiff der Basilika im St.-Peter zu bestatten. Der erste Todte, der so in das Heiligthum selbst eindrang, war Leo der Heilige (688), für den später Algardi sein berühmtes Relief in der Capella Colonna arbeitete. Neben ihm ruhte Hadrian I., der Freund Karl's des Großen, der ihm durch Alcuin seine bewegte Grabschrift setzen ließ, die jetzt auf einer Marmorplatte in der heutigen Vorhalle von St.-Peter zu lesen ist, und aus der wir folgende Verse anführen wollen:

Hic pater ecclesiae, Romae decus, inclytus auctor
Hadrianus requiem, Papa beatus habet:
Vir cui vita Deus, pietas lex, gloria Christus,
Pastor apostolicus, promptus ad omne bonum. ...
Post patrem lacrymans Carolus haec carmina scripsi,
Tu mihi dulcis ame, te modo plango Pater. ...

Worte, welche in der That von einem warmen Freundschaftsgefühl Zeugniß geben mögen und den religiösen Sinn des Glaubensfelden Karl, der ja mit Konstantin und Mathilde von Tuszien der wahre Stifter der päpstlichen Macht wurde, bekunden. Von Leo III., welcher Karl krönte, ist kein Denkmal vorhanden als die alte Inschrift:

Beate Petres Dona
Vita Leoni PPe. Bieto
Ria Carulo Regi Dona.

in einer Kapelle im Lateran. Ein unzweifelhaft echtes Porträt Paschalis' I. (gest. 824) ist dagegen dreifach vorhanden in den von diesem Papst erbauten Kirchen Sta.-Prassede, Sta.-Cecilia und Sta.-Maria in Dominica. Das Atrium des St.-Peter, Paradies der Päpste genannt, füllte sich nun mit Denkmalen, bis Pius II. diese sämmtlich an der rechten Seitenmauer der Kirche selbst aufstellen ließ, von wo sie bei dem Umbau der Kirche in die unterirdischen Grüfte der Basilika gelangten, wo sie sich nur in Bruchstücken bis auf uns erhalten haben; meist schmucklose viereckige Kisten, mit rohen Grabfiguren, die Tiara auf dem Haupte, Stola, Planeta und Handschuhen, alles Proben des tiefsten Verfalls der Kunst. Ja, in der furchtbaren Zerrüttung des 10. Jahrhunderts verschwinden selbst diese letzten Spuren der Kunst in der allgemeinen Barbarei, und man nahm antike Sarkophage, Urnen und Badewannen zu Grabmälern der Statthalter Christi, wie man sie fand. Einen solchen Sarg erhielt auch Kaiser Otto II., der jugendliche Held, dessen Gebeine man 1609 unversehrt, klein und zierlich, vorfand, und dessen Sargdeckel vom schönsten Porphyr jetzt als Taufbecken in St.-Peter dient, nachdem ihn einst die Thränen der schönen und geistvollen Theophania von Byzanz, Otto's Gemahlin, benetzt hatten. Ihm zur Seite ruhte Gregor V., den Otto III. jung auf den päpstlichen Stuhl erhob und der 27 Jahre alt starb: der erste deutsche Papst, mit dem das barbarische Mittelalter schließt und die Zeit der Reformen im Geiste Gregor VII., der „majestätische Epoche" der Päpste, beginnt. Seine Grabschrift leiten folgende Verse ein:

Den hier hüllet die Erde, von Anfang schön und von Auszen,
Wor Gregorius einst, Fünfter des Namens genannt:
Bruno hieß er zuvor, von dem fürstlichen Stamme der Franken,
Welchen sich Otto erzeugt. Jubilt die Mutter gebar.
Deutschen von Sprache, in Bangior (Worms) Stadt in der Schule gebildet,

Sah er, ein Jüngling, schon auf apostolischen Thron u. s. w.

Auch der als Zauberer und Vorgänger des Faust in der Sage umgethende Sylvester II. Gerbert, ein Franzose von Geburt, ward hier bestattet, und die Sage erzählt, daß seine Gebeine durch Rassella den jedesmaligen Tod eines Papstes verkünden sollen. Seine Grabschrift ist uns im Lateran erhalten, vom Papst Sergius bestellt, und vom Verfasser mitgetheilt. Von nun an war der Lateran die gewöhnliche Grabstätte der Päpste aus keinem andern Grunde, als weil sich der St.-Peter während des 11. und 12. Jahrhunderts in der Regel in den Händen der Gegenpäpste und der republikanischen Partei befand.

Aber auch im Lateran übte die Verwüstung ihr Werk: Sergius' Tempel ward 1308 vom Feuer zerstört und Clemens' V. Neubau im Jahre 1360 verwüstet, sodaß der heutige Lateran, von Urban V. hergestellt, nur dürftige Bruchstücke alter Denkmale aufzuweisen hat. Clemens II., der erste der vier deutschen Päpste, mit denen Heinrich III. den päpstlichen Stuhl besetzte, ist in Bamberg begraben, Damasus II. in S.-Lorenzo, Leo IX., kräftig wie alle seine Namensträger, hat seine kurze und treffliche Grabschrift im Vatican:

Victrix Roma dolet sono viduata Leone,
Ex multis talem non habitura Patrem.

Der „Vater der Päpste" aber, der Gründer ihrer Weltherrschaft, der größte Geist seiner Zeit, Gregor VII. Hildebrand, liegt in dem Dom zu Salerno, wo er bei seinem Beschützer Robert Guiscard am 25. Mai 1085 starb, begraben. Eine unscheinbare Marmorfigur aus späterer Zeit verunziert dies Grab des größten der Päpste, der einen Weltepunkt der Geschichte der menschlichen Cultur bezeichnete während manchem seiner unbedeutenden Nachtrachfolger ein prahlendes Denkmal errichtet wurde. Keine Inschrift bezeichnete die Grabstätte eines Mannes, der, obwol er sein eigenes Rom nie bezwingen konnte, doch wie ein läuterndes Gewitter durch die Welt zog. Seine sterblichen Reste fand man 1578 noch ziemlich wohl erhalten. Merkwürdig sind die Schicksale seines Nachfolgers Victor III., der, wider seinen Willen erwählt, immer wieder in sein stilles Monte Casino zurückkehrte, von Rom entfloh und fern von ihm starb. Eine Grabschrift im besten Latein ward ihm von den Mönchen des Klosters gesetzt. Die folgenden Päpste bis zum 12. Jahrhundert nahm der Lateran auf, auch den unsteten Wanderer Innocenz I., der die Zeiten des Arnold von Brescia und der römischen Republik erlebte, um endlich in einem Theile der Porphyrurne Kaiser Hadrian's seine Ruhe zu finden. Aus dieser blutigen Zeit ist nur Hadrian's IV. Sarkophag verschont geblieben, des einzigen Engländers auf dem Stuhle Petri. Er verbrannte den Arnold von Brescia

Digitized by Google

und krönte den Kaiser Friedrich Barbarossa, „seine Grabinschrift aber gibt blos den Namen: Hadrianus Papa". Barbarossa's erbitterter Feind, Alexander III., war im Lateran bestattet; sein Grab ist zerstört, aber ein geschmackloses Ehrendenkmal, von Alexander VII. gesetzt, und ein Gemälde von Vasari in der Scala regia des Vatican erhalten sein Andenken. Seinen Nachfolger Lucius III. verjagten die Römer; im Dom zu Verona hat er eine kurze poetische Grabschrift:

Luci Lucа tibi dedit ortum, Pontificatum
Ostia, Papatum Roma, Verona mori.
Immò Verona dedit verum tibi vivere, Roma
Exilium, curas Ostia, Luca mori.

In Rom selbst erinnert kein Monument an den großen Kampf der Hohenstaufen mit dem Papstthum, die alte Bildsäule Karl's von Anjou im Capitol ausgenommen, die ihm als Senator von Rom gesetzt wurde; denn von Urban III. bis Martin IV. (1216) starb kein Papst in Rom selbst. Honorius III. wurde in Sta.-Maria maggiore und der Todfeind Friedrich II., Gregor IX. (1241), im Vatican bestattet; Innocenz IV. aber, der den Kaiser entsetzte, hat zu S.-Gennaro in Neapel ein pomphaftes Denkmal mit zweifacher Grabschrift, in Versen und Prosa. Den folgenden Päpsten diente Viterbo zur Residenz, dann folgte die französische Vasallenschaft, welche nach Beendigung des tragischen Kampfes der Hohenstaufen, Clemens IV. eindrückte. Die letzte Erscheinungen dieses Honorius IV. (gest. 1287), dessen altes Grabmal in Aracoeli uns erhalten ist, das älteste ganz erhaltene Papstdenkmal in Rom, die volle Gestalt des Todten darstellend. Nach Nikolaus' IV. Tode, der zu Aquila ruht, blieb der Stuhl Petri zwei Jahre drei Monate lang unbesetzt. Nachdem alle Wahlen mißglückt, schlug der Cardinalprälat von Ostia einen in der apulischen Wildniß verschollenen Einsiedler, Pietro, eines Bauern Sohn aus Molisi, zum Papst vor. Als die Abgesandten in der Wildniß von Majella erschienen, ihm seine Erhebung zu verkünden, erschrak Pietro und unter Seufzen und Thränen gab er erst nach, als der Königs Karl II. und Andreas III. von Ungarn, erschienen und ihre Knie vor ihm beugten. Zu Esel, die Könige neben sich zu Fuß, hielt er seinen Einzug zu Aquila; dies war 1294 und Pietro nannte sich Cölestin V. „Die verwitterte Taube, von nächtlichen Stimmen gängstigt, dankte noch in demselben Jahre ab und verschwand wieder in der Wüste von Majella; verfolgt und eingeholt, starb er 1296 als Gefangener in Aquila und ward heilig gesprochen. Welch ein Geschick!" Fast gleiche Theilnahme erweckt Bonifazius VIII., der im Vatican als Gefangener der Orsini (1303) in einem Anfalle von Rasen über die erlittene Schmach starb, der letzte im Geiste Gregor's VII. gewaltige mittelalterliche Charakter unter den Päpsten. Ein prachtvolles Denkmal wurde ihm in St.-Peter errichtet, dessen Reste noch in den Grotten uns erhalten sind; aber seine Grabschrift spricht von ihm: nur seine schöne und riesige Gestalt ist voll dargestellt, mit zwiefacher Krone gegürtet, die er zuerst annahm und der Urban V. eine dritte hinzufügte. Mit ihm wurden die „weltherrschenden" Ideen des Papstthums für immer begraben.

Hiermit schließt der Verfasser die erste Reihe der Grabmäler der Päpste. Das Papstthum, zunächst in die Vasallenschaft Frankreichs verfallen, hatte seine größte Zeit hinter sich; die Staatspolitik überwucherte nun an die Kirchenpolitik; Rom war während des avignonischen Exils sich selbst überlassen; Gregor XI. exkehrte 1377 in die unkenntlich gewordene Residenz, in deren Sumpf etwa noch 20,000 Menschen vegetirten, zurück. Mit Urban VI. begannen die Zeiten des Schisma, aus welchem eine völlig veränderte Stellung des Papstthums: der innere Kampf gegen die Ketzerei, hervorging. Urban starb 1389 und erhielt in St.-Peter ein Epitaph, das Platina „rusticum et ineptum" nennt, und das diese Bezeichnung in der That verdient. Am Schluß jener Epoche starb Johann XXIII. Cossa, Huß und Savonarola's Verfolger, zu Florenz, und war der letzte der Päpste, die außerhalb Roms ein Denkmal erhielten. Von Martin V. ab — *felicitas temporum suorum* —, der vor dem Hauptaltar von Lateran von Filarete ein Bronzedenkmal erhielt, sind alle Päpste in Rom bestattet. Eugen IV., der, „im Kriege unverdrossen", die Römer endlich bändigte, liegt in St.-Peter begraben; eine edle und kurze Inschrift in S.-Salvatore erinnert an ihn:

In pace gravis, in bellis pro Christi Ecclesia
Impiger ... in eruditos vivos munificus.

und gedenkt, daß der Kaiser Johannes Paläologus sich ihm anerkennend zu Füßen warf. In der folgenden Zeit waren Künstler wie Mino da Fiesole, P. Romano, Filarete, Pallajuolo an Grabdenkmalen thätig, welche Nikolaus V., Calixtus III., Pius II. gesetzt wurden, wie wir an ihren Bruchstücken in den Grotten erkennen. Nikolaus V., der Beschützer der flüchtigen Griechen und der deutschen Buchdruckte Schweinheim und Pannarz in Rom, der Freund Bessarion's, leitete die neue Richtung des Papstthums auf Kunst, humane Bildung und Philosophie ein, welche fortan herrschend wurde. Vespasio Strozzi's Epitaph auf ihn ist das letzte bekannte in Versen. Pius II. Aeneas Sylvius hochgethürmtes Marmordenkmal ist wohl erhalten in S.-Andrea della Valle, ein architektonisches Ungeheuer, mit einer langen und nüchternen Inschrift, wie sie von jetzt an Mode wurde. Paul's II. Grabmal von Mino stellt sich in seinen Fragmenten anmuthig dar: er rühmte zuerst die Cosmische Krone, triumgnum. Sixtus IV., der zuerst seine Neveten zu Fürsten zu erheben wagte, hat eine Grabplatte aus Bronze von Pallajuolo in der Kapelle del Sacramento, eine meerkrüzige, doch etwas manierirte Arbeit. Innocenz VIII., der die neuentdeckte Welt verbreite, erhielt in der Chorkapelle des St.-Peter von demselben Künstler ein Denkmal. Ein lorrer Sarkophag von roher Arbeit ist alles, was von Alexander VI. Borgia übrig ist: ein schöner bedeutender Kopf mit starren Zügen, ohne Inschrift auf diesen Repräsentanten eines entsittlichten Zeit, den Roscoe umsonst zu rechfertigen trachtet. Dem männlichen Geiste Papst Julius' II., der im schroffen Gegensatz Alexanders erstürmte, konnte nur Michel Angelo ein würdiges Denkmal setzen. In diesem größten Meisterwerke der Sculptur seit den Griechen ist alles bewunderungswürdig: der Gedanke, die Allegorie, die Ausführung; 18 Fuß hoch und 12 Fuß breit, stellt das Denkmal nicht weniger als 30 Gestalten dar, und doch ist das Ganze nur ein Textes des ersten Entwurfs.

Doch wir kommen nun zu den Denkmalen, die uns meist vollständig erhalten sind und von jedem geprüft werden können. Der historische und antiquarische Theil der Arbeit des Verfassers ist beendet und wir erwähnen daher nur noch einige Züge aus seiner Leistung, die uns bis hierher wichtig genug schien, um sie im kurzen Auszuge wiederzugeben, doppelt sich unter Zustimmung unserer Leser. Die Zeit Leo's X. Medici ist genugsam charakterisirt, um das Niederstehen des Papstthums in das Weltliche, welches auch durch sein Denkmal in Mara. sopra Minerva ausgedrückt wird, zu begreifen; seine Grabstatue ist ein mittelmäßiges Werk Monteviepo's, das Ganze von S.-Gallo entworfen, von Bandinelli ausgeführt. Der letzte Ausländer auf dem Stuhle Petri, Hadrian VI., ein Verächter aller Kunst, erhielt von Perugia ein überaus künstliches Denkmal voll heidnischer Ideen, die er im Leben haßte. Clemens VII. ruht hier N. gegenüber unter einem schmalen Grabmal von S.-Galle, sehr ungleich dem schönen Monument Paul's III. (gest. 1549) von Porta in St.-Peter, das großartigste Papstdenkmal in Rom, das mit 24000 Scudi bezahlt wurde. Mit diesem Papste schließt die classische Periode der Päpste. Von dem neuen Geiste, der seitdem über das Papstthum kam, die dritte Reihe der Päpste, sagt der Verfasser: „Das Papstthum hatte seine Beziehung auf die allgemeine Sphäre des Geistigen durch den großen Riß, den die Reformation durch die Menschheit zog, verloren. Es war nun nur noch ein Theil des Ganzen, nicht das Ganze selbst, und seine Kirche eine Sekte. Auf diesem Punkte zog es sich innerlich

Digitized by Google

zuſammen, ſtieß Feindliches aus, kämpfte, kryſtalliſirte ſich in der Disciplin, reformirte ſich und griff in neuer Schlachtordnung und mit neuen Waffen an (Bluthochzeit und Jeſuiten). Paul IV. Carafa beginnt dieſe neue Reihe der Päpſte: P. Ligorio fertigte ihm ein werthloſes Denkmal mit prahleriſcher Inſchrift. Pius IV., weltlich und lebensfroh, ſchloß das Tridentinum und ruht in Sta.-Maria maggiore, wo auch Pius V., lang und hager, ſchattenhaft, ein prunkendes Monument hat. Gregor XIII., der Reformator des Kalenders, erhielt von Ruſconi ein Denkmal im nach-Bernini'ſchen Stil; Sixtus V. aber, der einſt ſeines Vaters Schweine hütete, hat ein wunderliches Denkmal in Sta.-Maria maggiore mit ſeltſamen hiſtoriſchen Reliefs, welche ſich ſchon weit von dem feinen Geiſte Leo's X. und Julius' II. entfernen. Die nächſten Denkmale Clemens' VIII. und Paul's V. verſinnlichen noch mehr die proſaiſche Nüchternheit der Epoche. Unter Paul V. wurde das letzte große römiſche Werk vollendet, der St.-Peter; ſein Neffe erbaute die Villa Borgheſe. Algardi's Denkmal Leo's XI. und Gros' Monument Gregor's XV. bei den Jeſuiten gehören dem verfallenden Stile an, der in Bernini (Monument Urban's VIII.) ſeinen Meiſter fand. Merkwürdig iſt das Schickſal Innocenz' X. Pamfili, der, nach demer ſeine Nepoten maßlos bereichert hatte, niemand fand, der ihn beſtatten wollte. Seine Schwägerin Donna Olympia Maldachini entſchuldigte ſich als Witwe mit ihrer Armuth und von den andern Verwandten rührte ſich keiner. So ſtand die Leiche des Papſtes drei Tage lang in einer Rumpelkammer, ein einziges brennendes Talglicht zu Häupten, von einem Wächter gegen die Mäuſe gehütet, bis endlich ein Kanonikus von St.-Peter fünf Thaler hergab, um den Papſt zu beſtatten! Sic transit gloria! Das Vollmaß von Unnatur erreichte Bernini im Grabmal Alexander's VII. an der Sakriſtei von St.-Petee; den letzten Papſt mit dem Barte zeigt Innocenz' XII. Denkmal von F. Valle in St.-Peter. Das folgende 18. Jahehundert zeigt uns nur glatte Papſtgeſichter: es war eine Zeit der lyriſchen Stimmung, des ſchwächlichen Humanismus, der philoſophiſchen Halbweisheit. Clemens XI. Albani, mit einfacher Inſcheift im Chor, erinnert uns an Winckelmann; Innocenz XIII. hat gar kein Denkmal; Benedict XIII. ein barockes Monument von Bracci in Maria ſopra Minerva. Clemens XII. iſt der letzte im Lateran beſtattete Papſt, wo eine köſtliche antike Porphyrwanne ihn aufnahm. Benedict XIV. empfing von Bracci ein höchſt manieeirtes Grabmonument in St.-Peter; Clemens' XIII. Denkmal iſt ſchon von Canova, in dem zuerſt die Natur wieder den Sieg über die Manier errang. Als Abbate verkleidet ſtand der Meiſter und Schöpfer eines neuen Kunſtſtils ſelbſt neben dem enthüllten Monument und ſammelte die Urtheile der Beſchauer über dies wahrhaft crochemachende Denkmal der Zeit. In dem Monumente Clemens' XIV., des Feindes der Jeſuiten (geſt. 1774), das in der S.-Apoſtoli ſteht, huldigte Canova wieder mehr den Teaditionen: die Geſtalt des Papſtes erſcheint angeſtrengt und etwas ſchauſpielerhaft. Der unglückliche Pius VI. hat kein Monument in Rom, die Revolution verſchlug ihn nach Valence. Pius VII., der den neuen Cäſar krönte, richtete das gefallene Papſtthum zwar endlich wieder auf und ſtarb, nachdem er die Jeſuiten wiederhergeſtellt, ruhig im Quirinal; die weltbeherrſchende Majeſtät des Stuhles Petri konnte er jedoch nicht wiederherſtellen. Sein Denkmal von Thorwaldſen in St.-Peter gehört zu den feinſten und ſinnigſten Monumenten, einfach und ſtiller Grazie voll, allein faſt proteſtantiſch und zu den Umgebungen wenig paſſend. Leo XII. (1829) ward von Fabris in ganzer Figur, doch ſehr modern, dargeſtellt; Pius VIII. erwartet ſein Denkmal noch; Gregor XVI. erhielt ein ſolches von Amici nach Canova's Vorbild in St.-Peter.

Wir ſind zu Ende, wenn wir noch des „Memento mori" jedes Papſtes gedacht haben, das in Geſtalt eines weißen Marmorſaeges an der Chorkapelle von St.-Peter ſteht, leer und beſtimmt, den lebenden Papſt zunächſt aufzunehmen. Welche Zeit, ſo möchte man am Schluſſe fragen, wird einſt den letzten Papſt ſehen? Macaulay meint, daß Paris und London vorher zu Grunde gegangen ſein würden. Eine alte Prophezeiung aus dem 12. Jahrhundert rückt dieſen Zeitpunkt uns viel näher. Sie führt die Reihe der Päpſte auf und gelangt zu Peregrinus Apostolicus, was auf Pius VI. paßt; dann fähret ſie fort:

Aquila rapax — Pius VII.
Canis et coluber — Leo XII.
Vir religiosus — Pius VIII.
De balneis Hetruriae — Gregor XVI.
Crux de cruce — Pius IX.
Lumen in coelo —
Ignis ardens —
Religio depopulata —
Fides intrepida —
Pastor angelicus —
Pastor et nauta —
Flos florum —
De medietate Lunae —
De labore Solis —
Gloria olivae!

worauf der Judex tremendus Rom und ſein Volk zerſtören wird, wäheend der Römer Petrus II. auf dem Papſtſtuhle ſitzen wird. Zu bemerken iſt, daß den Namen Petri kein Papſt angenommen hat.

Indem wir hiermit von der vortrefflichen Arbeit des Verfaſſers Abſchied nehmen, kann ihm der Dank nicht vorenthalten werden, zu dem dieſe neue Frucht ſeiner italieniſchen Studien alle Freunde derſelben verpflichtet. Der innige Zuſammenhang, in welchem hier die Geſchichte des Papſtthums mit der Geſchichte der Kunſt und der Cultur überhaupt uns vorgeſtellt wird, iſt neu und überraſchend; eine reiche Ausbeute hiſtoriſchen Materials iſt leicht und faßlich überall ausgeſtreut und tiefe Gedanken übee Kern und Weſen der Menſchengeſchichte, hohe und ernſte Betrachtung findet ſich überall mit dem Factiſchen der Aufgabe naturgemäß verknüpft. So iſt unter der Hand des Verfaſſers ein ebenſo ernſtes und bedeutendes als elegantes und anziehendes Werk entſtanden, das von ſeiner vielſeitigen Begabung neues Zeugniß gibt. Stil und Ausdrucksweiſe des Verfaſſers ſind bekannt und ſchließlich bedarf es wol kaum der Verſicherung, daß die poetiſche Ueberſetzung der lateiniſchen Grabſchriften, 21 an der Zahl, zutreffend und gelungen iſt. Und ſo mag denn auch dieſe neue Leiſtung des teefflichen Autors unſern Leſern aufs beſte empfohlen ſein. 4.

Eine Gruppe von Schriften münchener Gelehrten.

Vielfach und nicht mit Unrecht beklagen ſich die Gelehrten Münchens, daß ſie von der Preſſe und namentlich der norddeutſchen nicht genugſam berückſichtigt würden. Um dieſen Vorwurf wenigſtens von den „Blättern für literariſche Unterhaltung" abzuwenden, möge es einem iheer Mitarbeiter geſtattet ſein, auf einige der bedeutendern neuern Publicationen, welche der Feder münchener Gelehrten und Univerſitätslehrer ihee Entſtehung verdanken, durch folgende meiſt kueze Hinweiſungen aufmerkſam zu machen.

Unter den ſtreng wiſſenſchaftlichen Werken, die Artikel des Akademiſchen Veelags mit inbegriffen, dürfte folgendes Werk:

Die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum, in iheem geſchichtlichen Verlauf quellenmäßig geſchildert von Konrad Maurer. Zwei Bände. München, Kaiſer. 1855—56. Gr. 8. 7 Thlr. 18 Ngr.

leicht die erſte Stelle verdienen. Der Verfaſſer, Profeſſor des deutſchen Rechts in München, ehrenvoll bekannt durch mehrere Arbeiten über das angelſächſiſche Recht und durch ſeinen vortrefflichen Nekrolog über Wilhelm Eduard Wilda, deſſen „Strafeecht der Germanen" für die vergleichende Rechtsgeſchichte

Digitized by Google

geschmackend geworden ist, und überhaupt gründlich vertraut mit alt- und neunordischer Sprache und Literatur, hat in dem vorliegenden Werke einen wichtigen Beitrag zur Kirchengeschichte von Normegen, Island, Grönland, Schottland und den normegischen Niederlassungen in Frankreich und England geliefert. Der erste Theil enthält die Geschichte der Bekehrung des heidnischen Volks von der ersten Berührung mit dem christlichen Glauben auf seinen Plünderungs- und Handelszügen bis zu der Zeit, wo die Kirche in der nordischen Heimat ihre bleibende Begründung fand, was in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts geschah. Die Prüfung des innern Hergangs bei der Bekehrung und der hiebei obwaltenden Motive bringt der zweite Band, in welchem dann auch die Feldzüge der deutschen Otonen in Dänemark und die Reisen der Bischöfe zur Sprache gebracht sind.

Ein mit Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn geschriebenes Buch ist folgendes:

Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. Von Johann Joseph Ignaz Döllinger. Regensburg, Manz. 1857. Lex.-8. 4 Thlr.

Worin vom katholischen Standpunkt aus ein Thema behandelt ist, das in den letzten Jahren auch von seiten protestantischer Gelehrten schon mehrfach gründliche Bearbeitung gefunden hat, und es ist somit hier eine in psychologischer und historischer Hinsicht anziehende Gelegenheit geboten, zu vergleichen, wie die dem Christenthum vorangegangenen Religionsformen sich beurtheilen im Geiste der beiden christlichen Confessionen spiegeln.

Unter dem Titel:

Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte von Ernst von Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1856. Lex.-8. 1 Thlr.

erschien ein Büchlein, das wir als einen sehr willkommenen und erheblichen Beitrag zu der wol schon mehrfach auch von andern besprochenen Frage begrüßen, was wir von der nächsten Zukunft der europäischen Menschheit zu erwarten haben. Lasaulx Prophezeiungen lauten ziemlich düster, aber wir sind seine melancholischen Anschauungen über das Endziel des geschichtlichen Lebens der Menschheit schon von seinem akademischen Vortrage „Ueber den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens“ (München 1847) her gewohnt. Lasaulx dogmatisirt und, was eine Folge davon ist, schematisirt und analogisirt gern, was an sich sehr fördernden Reizes wäre, aber nicht so vertrieben wie dieser, eher karg und streng. Leben und Geschichte sind jedoch zu beweglich und mannichfaltig, um sich in allen Fällen unter bestimmte Formeln neigen und beugen zu lassen. Der Titel des Buchs sagt voraus, daß die bisherigen Versuche, Philosophien der Geschichte zu schreiben, nicht auf fer „Wahrheit der Thatsachen“ beruhten, ein Ausdruck, der eigentlich einen Pleonasmus in sich schließt. Es wäre indessen ein Leichtes, darzuthun, daß es auch der vorliegende nicht ist. Der Verfasser geht von einer Menge nicht kritisch gewonnener, sondern mit dogmatischer Entschiedenheit aufgestellter Annahmen aus, deren Richtigkeit aber noch erst zu bemessen wäre, und schöpft seine Ueberzeugungen sehr häufig nicht sowol aus der eigenen unmittelbaren Anschauung der geschichtlichen Thatsachen selbst als vielmehr aus den Aussprüchen von Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern darüber, die er als Autoritäten verehrt. Es liegt nicht in der geistigen Beschaffenheit eines Mannes wie Lasaulx, kritisch zu sichten, zu gruppiren, zusammenzufassen und zu schließen; er ist zu sehr Gefühlsmensch und dabei zu sehr Charakter, als daß er Ueberzeugungen, die sich durch das Gefühl mit Hülfe combinirender Phantasie in seiner Seele bildeten, nicht als unumstößliche annehmen und ihnen, was etwa sonst noch über Menschen und Dinge zu denken wäre, unterordnen sollte. Man wird daher auch nur den wenigsten seiner Resultate unbedingt beistimmen können. Es mag in der Ordnung sein, daß er das Leben der Völker in der Zeit, ihr Entstehen, Aufstreben und Untergehen nach dem Maßstabe seiner religiösen Ansicht von der Bestimmung der Menschheit und ihrer Glieder, der Völker, mißt; aber das Ergebniß wird dadurch ein bedenkliches, daß er diesen Maßstab wesentlich nur von zwei Völkern, und zwar heidnischen, entlehnt, von den Griechen und Römern, deren Geschicke allerdings vollständig sich abgeschlossen haben, aber unter andern Bedingungen als die find, unter welchen die neuern christlichen Völker ihre Lebensentfaltung zu vollenden bestimmt sind. Die Religion ist mehr als man glaubt innerster Quell und Kern des Lebens der Völker. Die Naturreligionen haben nur die zu einem gewissen Grade unendliche Dauer; sie sind überwindbar und darauf angelegt, überwunden zu werden. Mit ihnen gehen früher oder später die Völker unter, die ihnen anhingen, um zuletzt zu einem erneuerten und dann ewig sich verjüngenden Leben im Christenthum wieder zu erstehen, das als die Religion der Wahrheit und des echten Menschenthums die Kraft unvergänglicher Dauer in ewiger Selbstverjüngung in sich trägt und diese dem Leben der Völker mittheilt, die sich zu ihm bekennen. Die Wellenbewegung des geschichtlichen Lebens der Völker aber bildet keine Spirale, wie behauptet wird, sie strebt, solange das gegenwärtige Geschlecht besteht, aufwärts zu unbrechender vielen äußerlichen Hohenpunkten mit progressiv wachsender Erhebung der einzelnen auf- und niedersteigenden Wellen. Entweder ist das gegenwärtige Menschengeschlecht bestimmt, das letzte auf dieser Erde zu sein — was aber nicht das Wahrscheinlichere —: dann müssen wir annehmen, daß es veraltet und verschrt, oder in der blühenden Fülle seiner Entwicklung dereinst mit der Erde vertilgt wird; oder es soll noch eine große Erdrevolution folgen, dann wird aus den Trümmern eine höher organisirte Erde und demgemäß ein geistig wie physisch höher organisirtes Menschengeschlecht hervorgehen, das so weit von dem gegenwärtigen abstehe als dieses von den Thiergeschlechtern der Urwelt. Dies ist unsere Ueberzeugung. Beachtenswerth bleibt es jedenfalls, daß gerade unter den Völkern, welche die Civilisation repräsentiren, eine zunehmende physische Verkümmerung wahrnehmbar ist, wie die Aushebungslisten ausweisen, daß z. B. in Sachsen im Laufe von etwa zwei Decennien die Zahl der für den Kriegsdienst Tüchtigen von 40 auf 22 Procent gefallen ist, daß man in gewissen preußischen Provinzen dieselbe Thatsache zu beklagen hat, daß nach der Versicherung des Arztes Berti-Delisle in seiner Schrift „De la dégénérence physique et morale de l'espèce humaine“ es in Frankreich jetzt unmöglich ist, wie früher Compagnien auf lauter Leuten von 5 Fuß 6 Zoll zu bilden. Man möge uns diese statistische Einschaltung hier zugute halten. Uebrigens wird man sich aus der vorliegenden Schrift noch mehr wie aus der Abhandlung des nämlichen Verfassers über den Untergang des Heidenthums überzeugen können, daß derselbe ein Ultramontaner ist, wozu man ihn so gern stempeln möchte. Er stellt Christus mit Moses, Orpheus, Zoroaster, Buddha und Mohammed in eine und dieselbe Reihe großer Persönlichkeiten, durch welche die göttlichen Ideen menschwerden, und nimmt somit keine specifische, keine qualitative Verschiedenheit in der göttlichen Offenbarung an, sondern nur eine quantitative, was dem katholischen Dogma schnurstracks zuwiderläuft und Lasaulx' Lehre in die nämliche Kategorie mit derjenigen stellt, die Carriere in seinem Gedicht „Allen Heiligen“ bekennt.

Freunden der Mystik und mystischer Lectüre ist folgende Schrift zu empfehlen:

Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. Für Freunde des innern Lebens und der tiefern Erkenntniß der göttlichen Dinge gesammelt und herausgegeben von Julius Hamberger. Zwei Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Julius Hamberger, bekannt durch seine geistvolle Schrift „Gott und seine Offenbarungen in Natur und Geschichte“

(München 1839), noch mehr durch seine Darstellung der Lehre Jakob Böhme's (München 1846) und der Theologie des würtembergischen Prälaten und tiefsinnigen Philosophen Oetinger (Stuttgart 1854), sowie als Mitherausgeber der Baader'schen Schriften, hat in dem vorliegenden Buche aus 86 oft wenig bekannten und fast vergessenen Autoren, Männer und Frauen, größere und kleinere Auszüge aus sieben Sprachen mitgetheilt. Fünfzehnhundert Jahre umfassend, beginnen sie mit Tertullian und schließen mit einem Fragment aus Bob's „Theophanie". Der Verfasser verzichtet selbst auf den Ruhm, ein vollständiges Urkundenbuch zu einer Geschichte der Mystik geliefert zu haben, und Kenner haben bereits manche Namen nachgetragen, die darin nicht vertreten sind. Doch wird ihm niemand das Verdienst streitig machen, die Belegstellen mit großer Umsicht und Kenntniß gewählt und, wo es nöthig, durch erläuternde Bemerkungen dem Verständniß näher gebracht zu haben.

Bei dem großen Interesse, das in unsern Tagen die Fragen über kirchliche Disciplin und Lebensordnung erlangt haben, verdient nachstehende Schrift:

Die Geschichte der Lehre vom geistlichen Amte auf Grund der Rechtfertigungslehre. Von W. Prager. Nördlingen, Beck. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

kurz erwähnt zu werden. W. Prager, Professor der protestantischen Religionslehre und der Geschichte zu München, behandelt darin die Geschichte und Lehre vom geistlichen Amte und behauptet das allgemeine Priester- und Königthum der Gemeinde. Von dem jetzt auch protestantischerseits geforderten sakramentalen Charakter des geistlichen Amtes will der Verfasser nichts wissen, ebenso wenig von der unbedingten göttlichen Berechtigung der Kirchenordnung, die man zwischen die Kirche und das Laienthum zu stellen versucht hat. Der kirchlichen Disciplin legt er nur einen bedingten Werth als Heilsmittel bei, doch verlangt er festbestimmte Schranken und Normen kirchlicher Disciplin und Ordnung, denen das gläubige Leben sich zu unterwerfen habe. Die Herausgabe dieser Schrift fiel in die Zeit, wo lebhaft darüber gestritten wurde, wie die protestantische Generalsynode in Baiern zusammengesetzt sein solle, ob aus einer bestimmten gleichen Anzahl Laien und Geistlichen, oder ob es dem Ermessen der Wähler überlassen werden solle, nur Laien und keine Geistlichen zu wählen, wie die Radicalen verlangten, denen die an sich wohlbegründete und unverwerfliche Lehre von dem absoluten Priester- und Königthum der Gemeinde und die Verwerfung des sakramentalen Charakters des geistlichen Amtes sehr zu statten kommen mußte.

Am füglichsten läßt sich hier die Erwähnung zweier Schriften anreihen, die, wie alles, was aus der Feder des mittheilsamen, kenntnißreichen und gemüthvollen Verfassers kommt, sowol in Wahl wie Auffassung der Personen und Dinge von dem milden Geist einer gottinnigen Welt- und Lebensanschauung tief durchdrungen sind; wir meinen:

Die Landpartien des alten Weichgemuth. Von G. H. von Schubert. Ludwigslust, Riehm. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.
Vermischte Schriften von G. H. von Schubert. Mit Nachträgen zu des Verfassers Selbstbiographie. Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Erlangen, Palm und Enke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die „Landpartien des alten Weichgemuth", die der greise Verfasser in Ludwigslust zum Besten der dortigen Kleinkinderbewahranstalt für 1858 erscheinen ließ, machen auf literarische Bedeutung keinen Anspruch; doch gewähren sie eine anziehende und in mehrfacher Hinsicht geistig anregende Lectüre. Wichtiger für uns ist der etwas früher erschienene erste Band seiner „Vermischten Schriften", welcher theils Ergänzungen, theils Fortsetzungen und weitere Ausführungen zu einzelnen Stellen seiner Selbstbiographie, namentlich zu dem achtundvierzigsten Kapitel enthält, das von den im Titel der Biographie angedeuteten „Erwartungen von einem zukünftigen Leben" handelt. In sechs Kapiteln verbreitet sich hier der Verfasser über Fragen, die das Leben des Diesseits und Jenseits betreffen, und in denen Beantwortung er einen großen Reichthum tiefsinniger, durch Thatsachen auf dem Leben der Natur und einzelner frommgläubiger Menschen in ihrer Wahrheit nachgewiesener Ideen über die Welt des Unsichtbaren und Zukünftigen vor uns entfaltet, indem er sie an die wol nur zum Theil fictive Krankheitsgeschichte eines vom Glauben zum Schauen hindurchgedrungenen Mädchens knüpft, was dem lebendigen Interesse daran zugute kommt. Schön ist die begeisterungsvolle Wärme, mit der Schubert in der Betrachtung über den Vorhof der Heiden und Israels Tempel die Herrlichkeit der „aus dem verstäubenden Glanz des untergehenden Heidenthums zum Besitz eines neuen unvergänglichen Lebens umgeschaffenen Basilika" feiert, aber nicht zu billigen die Anmendung, die er davon auf das Leben eines Mannes macht, der immerhin in seinen Augen ein „Gerechter" vor dem Herrn, ein Muster männlicher Vollkommenheit sein mag, über dessen Wirkungsweise im Einzelnen jedoch auch noch andere Urtheile gestattet sein müssen: wir meinen den 1852 verstorbenen Präsidenten des protestantischen Oberconsistoriums in München, Dr. Johann Friedrich von Roth, dem er (von S. 204—248) anziehende „Erinnerungen" widmet, die den Anfang zu den in der Selbstbiographie angekündigten biographischen Schilderungen verschiedener Freunde bilden. Daß Roth ein ausgezeichneter Geschirter, Rechtskundiger und Geschäftsmann, daß er ebenso ein treuer Bekenner und Anhänger seiner Kirche war, der ihr bibelgläubige Tüchtigkeit in Amt und Leben gelten ließ, daß er auch reich war an häuslichen und allgemein menschlichen Tugenden, und seine äußere Erscheinung ehrfurchtseinflößend, werden selbst seine Feinde zugestehen; aber das vorliegende Lebensbild hat beerhrende Freundesband doch wol zu unbedingt und allseitig selbst da ins Helle gezeichnet, wo eine einseitige Gemüths- und Willensrichtung zu einem Verhalten besonders im Amte führte, in welchem auch Gutgesinnte eine zu weit gehende Nachgiebigkeit gegen Maßregeln der höhern Bevormundung erblicken und das weder vom principiellen noch praktischen Standpunkte aus mit der „Staatsämtlichen" Weisheit des Mannes entschuldigt werden darf, die stets gewußt, was „unter gewissen Umständen" zu erreichen möglich war. Im Gegentheil liegt selbst ein Theil seiner Freunde die Ueberzeugung, daß unter diesen Umständen bei weniger Nachgiebigkeits, nach einem heilsamen Zwingherr Furcht vor den Gefahren der Volksaufklärung, deren Ideal er buchstäblich in einer gewissen Vollkommenheit des Lesens, Schreibens und Rechnens fand, jedenfalls mehr für das äußere und innere Wohl der protestantischen Kirche Baierns schon damals sich hätte gewinnen lassen, und wenn letztere noch heute an einer gewissen Zaghaftigkeit nach außen leidet, so haben wir dies unzweifelhaft als eine Frucht und Gebschaft des Roth'schen Kirchenregiments anzusehen. Aber diese Seite seines Lebens und Wirkens entwindet sich der unparteiischen Auffassung eines so liebevollen und begeisterten Verehrers, wie Schubert es ist, sie gehört der Geschichte, einer höhern objectiven Wahrheit an, und diese wird früher oder später ihr Licht darübergießen und zeigen, wie sehr Roth nur das Organ seiner Zeit war, wenn er den Supranaturalismus in Lehre und Leben zurückzuführen suchte. Wenn Schubert bemerkt, daß die Offenheit, womit Roth seine „ungetheilten" Ansichten in der Kammer der Reichsräthe auszusprechen pflegte, ihm viele Feinde und Verdächtigungen zugezogen, so rechnet er dazu vor allem seine Aeußerungen über die deutsche Bewegung vom Jahre 1848. Dabei erfahren wir zugleich, wie Schubert selbst hierüber denkt, denn er faßt seine Ansicht kurz und bündig genug zusammen, wenn er sie einfach „den großen deutschen Zusammenkauf in Frankfurt a. M." nennt. Ob diese ihrer entsprechend und würdig, ob dies überhaupt nur patriotisch gedacht sei, bleibe dahingestellt; wenn aber Roth's unstreitig gleichlautende Ueber-

Digitized by Google

zeugungen darüber als sich von selbst verstehend auf einen frühern Ausspruch von ihm in seiner akademischen Rede über den Nationalcharakter der Deutschen zurückgeführt werden, welche „vielstämmig und jedem Stamme sein Recht und Wesen gönnend, aller unnatürlichen Einheit abhold, einheimischer, uralter Fürstenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan waren", so könnte, wer die altdeutsche Geschichte nur einigermaßen mit unparteiischem Auge zu betrachten gelernt hat, versucht sein, fast so viele Fragezeichen zu diesem Ausspruch zu stellen, als Worte darin sind. Uns wenigstens erscheint nicht die gewünschte Einheit der verschiedenen deutschen Stämme, sondern der von Roth gepriesene Haß der Stämme gegen diese Einheit unnatürlich, da die natürliche Verschiedenheit doch keinenfalls eine höhere Einheit in politischer Einigung und Einigkeit, wie sie das allgemeine und gegenseitige Interesse verwandter und lokal wie geschichtlich zusammengehöriger Stämme fordert, von sich ausschließt. Lehren dieser Art, noch heutzutage wiederholt, sind so recht geeignet, jenen noch immerfort bestehenden unnatürlichen und daher verabscheuungswürdigen Haß der deutschen Stämme untereinander zu nähren. Wie jedoch Schubert berichtet, zweifelte Roth nicht an der Möglichkeit der Einheit des deutschen Volks in einem höhern Sinne, „wenn einst seine Gesammtmasse von dem echten deutschen Geiste, dem Inbegriffe aller deutschen Tugenden, durchdrungen und beherrscht sein werde", und in dieser Hinsicht theilte er Westenrieder's Ansicht, daß „jede andere Einheit als eine solche eine bloße Erdichtung sei, wie das vorgebliche Hochdeutsch, das gar nicht existire, und im Widerspruch mit Deutschlands und insbesondere Baierns ursprünglicher (?!) Verfassung, die eine angeborene (!), auf dem Boden selbst geborene sei". Aber alles dies sind nichts als unverstandene, es sind der von Natur und Vernunft geforderten national-politischen Einheit des deutschen Volks gegenüber gefährliche Worte, um so gefährlicher, als ein so glaubhafter, unparteiischer und einsichtsvoller Mann wie Schubert in ihnen offenbar zugleich sein eigenes Bekenntniß ausgesprochen hat. Beschränkte provinzielle Gesinnungen dieser Art standen noch allezeit in der Gefahr, zum Verrath des gemeinsamen großen Vaterlandes an die Fremden misbraucht zu werden, wie es vor 50 Jahren geschah und in den nächsten 50 Jahren abermals geschehen kann. Das Erfreulichste in den vorliegenden „Erinnerungen" an Roth sind offenbar die Schilderungen seines häuslichen Glücks, das auf dem sichern Fundament altväterlicher Sitte und Frömmigkeit ruhte, und seiner bis zum letzten Athemzuge nicht verlöschenden Liebe zu den Meisterwerken des classischen Alterthums, die er zum Theil mit wörtlicher Treue in seinem Gedächtniß bewahrte. Schubert nennt ihn deshalb etwas emphatisch „eine geistige Basilika altclassischer Gelehrsamkeit". Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, im Mai 1801, promovirte er in Tübingen mit einer von Heeren, Johannes von Müller, Eichstedt und andern als vorzüglich anerkannten Abhandlung: „De re Romanorum municipali". In München, wohin er 1810 aus Nürnberg als Oberfinanzrath versetzt worden war, schrieb er in vollendeter, vielbewunderter Latinität: „De bello borussico" und als Akademiemitglied außerdem eine Anzahl geschichtlicher, literarhistorischer und biographischer Abhandlungen, die unter dem Titel „Sammlung der akademischen Vorträge des Präsidenten von Roth" im Jahre 1851 zu Erlangen erschienen sind. Schubert erwähnt davon insbesondere die über die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der classischen Gelehrsamkeit: ein Gegenstand, der auch in andern von Roth's akademischen Reden, namentlich in der über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar, sowie in der über Heinrich Schenk mehr oder weniger ausführlich besprochen ist. Als Zeuge für die Wahrheit der protestantischen Kirche trat Roth im Jahre 1816 gelegentlich des Reformationsjubiläums in einer anonymen und von seinem Freunde Niethammer bevorworteten Schrift auf, die unter dem Titel „Die Weisheit Dr. Martin Luther's" den Kern der Lehren des großen Reformators zusammenfaßt. Eine „Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in der ersten Kammer der bairischen Ständeversammlung von 1828—47" erschien später bei Franz in München. Höchst verdient machte sich aber Roth durch die Herausgabe des letzten Bandes von Fr. H. Jacobi's Werken (1824), zweier Bände von dessen Briefwechsel (1825—27) und der J. G. Hamann'schen Schriften in sieben Bänden (1821—25). Für die vielen schriftlichen Aeußerungen, die namentlich seit seiner Quiescirung im Jahre 1848 aus seiner Feder flossen, untersagte er auf immer die Veröffentlichung; ebenso befahl er, ein schon in den dreißiger Jahren vollständig ausgearbeitetes Manuscript über die Geschichte der Deutschen von der Völkerwanderung bis Karl dem Großen der Vernichtung zu übergeben. Roth war ein die Oeffentlichkeit, zumal in der Literatur, scheuender Mann; die Bitterkeiten, die er im Leben gekostet, gingen hauptsächlich von ihr aus, und die Censur fand daher an ihm einen warmen Vertheidiger. Rechnen wir zu den oben angeführten Publicationen Roth'scher Reden und Schriften den vorliegenden Aufsatz Schubert's und die „Erinnerungen", die früher sein Bruder Karl Friedrich Roth über ihn veröffentlicht, und vergleichen wir damit, was der Oberconsistorialrath D. G. von Grupen in einer vor längerer Zeit bei Franz in München erschienenen Schrift über sein Verhalten und Thun als Präsident des protestantischen Oberconsistoriums zur Mittheilung gebracht hat, so gibt dies zusammen ein Material, aus welchem sich ein ziemlich vollständiges und in manchen Stücken wol auch richtigeres Bild von diesem merkwürdigen Manne würde herstellen lassen, als es Schubert's Freundeshand hier vor uns von ihm entworfen hat. 12.

Eine Verherrlichung der Börse.

Einer in Paris erschienenen wunderlichen Schrift „L'argent, par un homme de lettres devenu homme de bourse" halten wir für Pflicht als eines sprechenden Zeichens der Zeit auch in d. Bl. zu gedenken. Dem Inhalt nach im Grunde unbedeutend, der Form nach roh und outrirt, dem paradoren und phrasenhaften Charakter nach specifisch französisch, ist doch ihre Tendenz eine wirklich schreckhafte, eine um so schreckhaftere, da sie in allen Ländern zahlreiche Anhänger zählt. Der Verfasser bezweckt nämlich mit seiner Schrift eine Verherrlichung des Reichthums und der Geldwirthschaft, der „ère de l'egoisme civilisé", die nach seiner Meinung bereits begonnen habe. Schon auf dem Umschlag des Buchs kündigt sich diese Tendenz durch das Abbild eines Fünffrankenstücks mit folgender Umschrift an: „J'en vaux *cinq* au contrôle et *cent* dans la coulisse." Hier einige bezeichnende Stellen aus dieser merkwürdigen Schrift: „So viel ist gewiß, Tugend, Liebenswürdigkeit und Distinction kann man nur bei reichen Leuten finden. Ich möchte bersten vor Langeweile in diesen Haushaltungen eines ehrbaren Beamten, eines Professors mit jährlich 1500 Francs Besoldung, eines Buchhalters, wo der Brei in der Pfanne schmort. Die Armuth ist es, welche die Kräftigen erschöpft und die Schwachen verdirbt. Hat man nicht zu Mittag gespeist, so ist man bestialisch und grausam. Ist man schlecht gekleidet, so ist man linkisch, gemein, lächerlich. Die Armuth ist es, welche undankbare Söhne, boshafte Schriftsteller, verbissene Dichter erzeugt; sie ist es, welche die schmuzigen Kellerlöcher, die Freudenhäuser, die Morgue und den Bagno bevölkert. Es lebe das Geld! Wo kann es eine völligere und heiligere Unabhängigkeit geben als bei dem Mann der Börse?" Die Welt, meint der Verfasser, müsse erneuert werden, jedermann müsse einsehen, daß „tout rentre dans le commerce" und er fährt dann fort: „Die Börse ist das Hôtel-de-Ville der neuen Republik! Hier ist es, wo wir uns mit dem heiligen Werkzeug der Unabhängigkeit, dem Glück, versorgen können! Hier ist es, wo fern von Volkstribünen und Soldaten fortan das Genie Frankreichs

Digitized by Google

leuchtet! Hier ist es, wo eine entmuthigte Generation, mürrisch in der Ruhe, begierig nach Aufregung, ihr Herz erquicken kann. In diesem Kriege der Interessen erblicke ich eine ergreifende, ernste und tiefe Poesie, die ich, Gott verdamme mich, die «poésie sacrée» des 19. Jahrhunderts nennen möchte." Der Verfasser zweifelt durchaus nicht an dem Triumph der Börse: „On défait pour elles les vieilles lois, on en fait de nouvelles, le législateur s'incline: comme l'athlète antique, elle fait craquer les cordes qui ceignent son front; il faut bien qu'elle soit maîtresse en France." Man könnte diese Phrasen für Ironie halten, so auch wenn der Verfasser über die „poëtes finis" und „philosophes tombés" spottet, wenn er weiter versichert, daß der „homme de notre temps" gegen den Ruhm des Vaterlandes gleichgültig sei, daß er auf die beredte Stimme der „maîtres de parole" nur ein Lächeln zur Antwort habe u. s. w.; aber ironisch scheint die Schrift, die ohnehin auch manches nur zu Wahre enthält („Mater criminum necessitas" sagt schon Cassiodorus), doch durchaus nicht gemeint zu sein, wie dies auch die Ansicht der „Revue de l'instruction publique" ist, welche Auszüge daraus bringt. In solchen Dingen geht man in Frankreich eben ungescheuter heraus als anderwärts; haben Balzac und andere Schriftsteller die moralischen Vorzüge der Maitressenwirthschaft vor der Ehe offen vertheidigt, warum sollte sich nicht auch jemand finden, der für die Segnungen der Börse das Wort ergreift? Die Börse ist ja das Pandämonium der modernen Völker und, Hand aufs Herz, Millionen denken im Stillen gerade wie dieser homme de lettres devenu homme de bourse. Nicht der weise sondern der reiche Jude hat in unsern Tagen überall den Vortritt; die „pauvreté" ist heutzutage kein Unglück mehr, sondern ein Verbrechen; aus allen Waarenlagern und Schaufenstern liebäugelt die Ueppigkeit mit der Menge; alle officiellen und nichtofficiellen Feste sind Schaustellungen des Luxus, des „innern Fressers und Bürgerkriegers", wie ihn schon Hippel nannte. Man muß dem Verfasser für seine Offenheit sogar noch dankbar sein, denn wenn noch etwas, so kann allein diese impertinente Offenheit helfen und uns den Abgrund zeigen, vor dem wir stehen. Seine Schrift ist daher auch viel weniger bedenklich als so manche Romane, in denen unter der Maske bürgerlicher Sittlichkeit mit gefährlicher blendender Sophistik Erwerb und Kapital als die alleinigen Zielpunkte bürgerlicher Arbeit und bürgerlichen Fleißes empfohlen werden.

H. M.

Notizen.

Der Schriftstellerstand.

F. Süpke in Braunschweig hat sich durch unsere Bemerkungen über das Wort „Schriftsteller" (vgl. Nr. 20, 24 und 38 d. Bl. f. 1857) veranlaßt gefühlt, auch seinerseits mit Bemerkungen und Vorschlägen hervorzutreten, und zwar in Nr. 3 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter", nachdem er sich mit diesem Gegenstande noch früher als wir, schon seit Jahren im Stillen beschäftigt hatte. Bekanntlich war auch F. L. Jahn mit dem in Frage stehenden Worte nicht zufrieden und suchte dafür das Wort „Schriftner" in Umlauf zu bringen. Auch Süpke ist der Ansicht, es müsse für eine rein geistige Arbeit ein weniger materielles Wort gefunden werden; er nimmt daher ein Zeitwort „schriften" (für „schriftstellern") an und leitet davon „Schrifter", wie „Rechner" von „rechnen", „Stifter" von „stiften" u. s. w. und „Schrifterei" (für „Schriftstellerei"), wie „Försterei" von „forsten" ab. Man hat also die Wahl zwischen dem von uns vorgeschlagenen „Schriftverfasser", dem „Schriftkünstler" Glaßbrenner's, dem „Schriftner" Jahn's und dem „Schrifter" Süpke's. Wir glauben nun zwar nicht, daß eins dieser Wörter sofort von der literarischen Welt adoptirt werden wird, sind aber überzeugt, daß das Wort „Schriftsteller" in einiger Frist so gut veraltet sein wird wie das jetzt nur noch selten gebrauchte Wort „Briefsteller". Man „stellt" ja auch nicht einen Brief, sondern man schreibt oder verfaßt ihn, wie man ja auch eine Schrift oder ein Buch nicht „stelle", sondern schreibt oder verfaßt. Außer dem Umstande, daß der Schriftsteller von der Menge leicht mit dem Schriftsetzer in eins zusammengeworfen wird, spricht gegen das Wort „Schriftsteller" auch sein durch Häufung harter Consonanten bewirkter Mißklang, der es Ausländern schwer machen möchte, das Wort geläufig von der Zunge gleiten zu lassen. Immer noch lieber würden wir mit Glaßbrenner, wenn man keinen genügenden Ersatz dafür fände, in Fällen, wo es ein Standesinteresse betrifft, das Wort „Autor" als gewissermaßen officiellen Ausdruck adoptirt sehen, z. B. „Autorenverein", „Autorenversammlung" u. s. w. „Autor" ist zwar ein importirtes Wort, aber es läßt sich nicht einsehen, warum wir nicht auch „Autoren" haben sollten, solange wir noch im größten Ueberfluß Directoren, Rectoren, Correctoren, Doctoren, Correctoren, Regisstrateren, Auscultatoren, Procuratoren u. s. w. haben. Außerordentlich gefreut hat uns die ehrenvolle Anerkennung, welche Süpke bei dieser Gelegenheit für die Schriftstellerklasse ausspricht, wenn er sagt: „Die Zahl der Schriftsteller Deutschlands vermehrte sich nicht nur — und sicher nicht zum Nachtheile der Bildung und des Wissens — beträchtlich, sondern unter den verschiedenen Ständen konnte eine wachsende Klasse, die der eigentlichen «Literaten», stets mehr anerkannt werden. Sie wirkt und nützt durch Schriften, strebt nach ehrenvollen Zielen, und wer würde behaupten können, daß sie im allgemeinen nicht zu einer ehrenwerthen Klasse sich hervorgehoben und unter den Berufenen die Zahl der Auserwählten sich nicht ansehnlich vermehrt habe?" u. s. w. Diese Anerkennung kommt um so gelegener, da jetzt sogar in Prospecten, wo diese Polemik am wenigsten hingehört, von Buchhändlern, die hierzu vielleicht am wenigsten die Befugniß haben, gegen den Stand der Schriftsteller losgezogen wird, als ob er mit wenigen Ausnahmen aus nichtsnutzigen, unwürdigen und ignoranten Subjecten, die es ja unter allen Ständen gibt, zusammengesetzt sei. Und doch besteht er gewiß zur überwiegend großen Mehrheit aus Leuten, die wenigstens ihre Gymnasial- und Universitätsstudien absolvirt, zum großen Theil auch Doctor- und Oberlehrerexamina und andere Prüfungen mit Ehren bestanden haben, und auch manche auf mehr autodidaktischem Wege gebildete Mitglieder desselben haben dargethan, daß sie nicht nur Talent und Geist, sondern auch einen schätzbaren Vorrath von Kenntnissen besitzen, den sie sich durch ehrlichen Privatfleiß erworben haben. Die Schriftsteller oder „Literaten" sind ohnehin in sehr maßgebenden Regionen nicht eben gut angeschrieben, als daß es besonders nöthig wäre, sie sogar von liberaler Seite aus noch mehr herabzuwürdigen. Noch auffallender erscheint es freilich, wenn einflußreiche Schriftsteller, die selbst recht eigentlich aus dem Literatenstande hervorgegangen sind und ihm zur Ehre gereichen, wie z. B. Riehl, mit so großer Vorliebe von „nichtsnutzigen Literaten" sprechen und ihnen unter den Proletariern des Geistes neben den „verschrobenen Dorfschulmeistern" eine der niedrigsten Stellen anweisen, und zwar in einem Augenblicke, wo auf der andern Seite das Dankbarkeitsgefühl der Nation in Anspruch genommen wird, der Schiller-Stiftung zu Hülfe zu kommen. Was will man mit solchen Herabsetzungen erreichen? Solange die Gesellschafts- und Bildungszustände bleiben, wie sie sind, solange das Bedürfniß zu lesen und damit die Zahl der Journalunternehmer und Buchhändler wächst, solange wird sich auch die Zahl der Schriftsteller eher vermehren als vermindern. Höchstens werden sie, wenn man ihr Standesansehen und ihre bürgerliche Ehre zu discreditiren fortfährt wie bisher, einen Titel, einen Orden, eine zwitterhafte officiöse Stellung u. s. w. zu erlangen trachten, wodurch das Uebel in moralischer Hinsicht wahrlich nicht besser wird.

Digitized by Google

Englische Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Die reizende und sinnvolle Erzählung „Deutsche Liebe", bald Rhapsodie oder lyrischer Dithyrambus, bald theosophische Betrachtung, bald Roman, ist jetzt, nachdem sie sich schon früher der lebhaftesten Zustimmung von seiten der englischen Journale zu erfreuen hatte, von Susanna Winkworth unter dem Titel „German Love. From the Papers of an Alien" aus Englische übersetzt worden und in dieser Bearbeitung bei Chapman und Hall in London erschienen, „with the sanction of the author". In bessere Hände konnte die Uebersetzung der Erzählung schwerlich gerathen. Susanna Winkworth hat ihre Befähigung hierzu bereits durch mehrfache vortreffliche Uebersetzungen aus dem Deutschen, durch ihr Werk „Niebuhr's life and letters" und namentlich durch ihre ganz ausgezeichnete Bearbeitung deutscher Kirchenlieder, die unter dem Titel „Lyra Germanica" erschien, aufs glänzendste documentirt. Der „Leader" in seiner Nummer vom 30. Januar bemerkt: „Dieses wunderbar reizende Bruchstück ist von einer unserer besten Uebersetzerinnen in geistesverwandtes Englisch übersetzt worden. Den englischen Publikum ist diese Erzählung schon bekannt, und wir finden es für überflüssig zu versichern, daß diese «Papers of an alien», die auf jeder Seite die keusche Zartheit eines feinfühlenden Herzens und den discursiven Gedankenreichthum eines ausgebildeten Verstandes verrathen, sich kaum im Original besser lesen lassen als in der Miß Winkworth Uebersetzung." Bei dem Durchfliegen dieser englischen Bearbeitung stießen wir noch auf eine Stelle, die uns anzog und die wir im Englischen hier citiren wollen: „I, too, love Wordsworth as a poet, I replied, and still more as a man; I often feel with his poetry as we do with a little hill that one climber without effort, yet from which we obtain a more lovely, complete, living view, than if we had made a toilsome and painful ascent of Mont Blanc." Diese sinnige Bemerkung mögen sich auch diejenigen Literaturgeschichtschreiber gefagt sein lassen, die immer nur den höchsten Gipfeln der Poesie ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und darüber die anspruchslosern Höhen vernachlässigen, die, weil sie nicht gerade in der aristokratischen Mode sind, aufgesucht werden müssen, die aber, wenn auch in beschränkterm Umkreise, oft eine deutlichere, anziehendere und belohnendere Umschau über gewisse Partien menschlichen Empfindens und Denkens gewähren als die allerhöchsten, die in die Augen fallenden Hochgipfel. „Deutsche Liebe" ist eine anspruchslose Höhe und Hegel's „Philosophie der Geschichte" eine hervorragende Hochalpe, und doch wird die englische Uebersetzung der ersteren ohne Zweifel großeres Glück in England machen, als die von J. Sibree verfaßte englische Uebersetzung des Hegel'schen Werks, die einen Bestandtheil von Bohn's bekannter Collection bildet. Der „Spectator" nennt das Werk Hegel's „dreadfully out of date", und meint, ein Dritteljahrhundert lang hätten die Deutschen nichts gegessen, nichts getrunken und nichts gedacht als Hegel, nach ihm hätten sie ihre Ideen gestaltet, ihre Gedanken gefärbt, und Hegel sei es, der sie in dem Zustande von „obfuscation" erhalte, welcher sie vom übrigen Europa unterscheide und daran hindere, ein großes Volk zu sein, was sie doch sein könnten; Hegel namentlich sei schuld an der „politischen Unbeweglichkeit" der Deutschen. Es ist daran trotz der Uebertreibung vielleicht etwas Wahres; aber die Frage ist immer noch die, ob die Hegel'sche Philosophie unsere „politische Unbeweglichkeit" oder diese die Hegel'sche Philosophie verschuldet hat. **H. M.**

Bibliographie.

Hartmann, O., Der königl. hannoversche General Sir Julius von Hartmann. Eine Lebensskizze mit besonderer Berücksichtigung der von ihm nachgelassenen Erinnerungen aus den Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel u. s. w. 1808 bis 1815. Mit einer Uebersichtskarte. Hannover, Helwing. Lex.-8. 25 Ngr.

Hesse, W., Ländliche Erzählungen. Bezlar, Rathgeber. 1857. 16. 10 Ngr.

Preußische Jahrbücher. Herausgegeben von R. Haym. 1stes Heft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Band 3 Thlr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 10ter und 11ter Band. — A. u. d. T.: Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zwei Theile. 2te, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Des Sokrates Leben, Lehre und Tod. Nach den Zeugnissen der Alten dargestellt. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1857. Lex.-8. 22 Ngr.

Laura. Ein erzähltendes Gedicht. Berlin, Jonas. Gr. 8. 1 Thlr.

Kurzer Lebensabriß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Joseph Grafen von Radetzky. Nach authentischen Quellen. Wien, Sommer. Lex.-8. 20 Ngr.

Martens, Elisabeth, Was ist das Leben? Eine Erzählung frei nach dem Dänischen von Adele M.... Hamburg, Harder. Gr. 16. 1 Thlr.

Mörier, D. N., Photo, der Sulist. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pfyche. Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Herausgegeben von L. Noack. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die drei Reiche der Natur. In drei Abtheilungen. Mit 8000 Abbildungen in Holzschnitt. 1ste Abtheilung. 1stes Heft: Die Naturgeschichte des Thierreichs. Von C. G. Giebel. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. Hoch 4. 10 Ngr.

Wittmack, L., Licht und Geist oder die Lehre von den belebenden Prinzipien in der organischen Natur. Nebst einem Anhange. Den Freunden der Naturwissenschaften und Philosophie im Interesse einer vernunftgemäßen Aufklärung gewidmet. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wiener Wochenblatt. Herausgegeben und redigirt von D. W. Friedmann. Wien, von Waldheim's xylographische Anstalt. Gr. 4. Vierteljährlich 25 Ngr.

Zur Reform des deutschen Buchhandels. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Offene Briefe über den heutigen Zustand der Philosophie und Theologie, folgeweise der gesammten Bildung unseres Zeitalters. 1ster bis 3ter Brief. Mismar. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerhard, A., Victoria regia. Festspiel zur Feier der Vermählung Gr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit Ihrer königl. Hoheit der Prinzeß Victoria von Großbritannien. Mit dem Preise gekrönt. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 7½ Ngr.

Maaß, M., Zwei Gespräche über den Austritt aus dem Judenthume. Veranlaßt durch den über diese Frage herausgegebenen Briefwechsel des Dr. Abraham Geiger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zacharid, H. A., Der Coburger Untersuchungsprozeß wider Dr. Laurenz Hannibal Fischer Fürstlich Hippe'schen Geh. Rath a. D. wegen Majestätsbeleidigung mit Actenstücken, insbesondere den beiden in der Sache ergangenen gerichtlichen Erkenntnissen. Göttingen, Dieterich. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene dreizehnte Heft (Bogen 1—4 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Marinen Englands und Frankreichs. — **Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55.** Zweiter Artikel. — **Don Leopoldo O'Donnell.** — **August Wenzel.** — Kleinere Mittheilungen: Auffenberg (Joseph, Freiherr von). — Bartholdi (Friedrich Wilhelm). — Hausleit (Sir Henry). — Perin — Perthes (Bernhard Wilhelm). — Reden (Friedrich Wilhelm Otto Ludwig, Freiherr von). — Schomburgk (Otto). — Spencer (Frederick, Graf). — Winsdom (Charles Asht). — Wright (Joseph Albert).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Manchen hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind dieselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.

Von **Washington Irving.**

Aus dem Englischen. Vier Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaften Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen vierten Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden. Die Biographie umfaßt das ganze militärische Leben Washington's und seine öffentliche Wirksamkeit bis zu seiner Wahl zum Präsidenten. Der Verfasser verspricht zwar, vielleicht später in einem weitern Bande noch die Präsidentenlaufbahn und das Lebensende Washington's schildern zu wollen, erklärt aber vorläufig das Werk für abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's Leben

in Haus und Welt.

Von **Heinrich Loenig.**

Zweite, sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese geschichtsgetreue Biographie Georg Forster's aus der Feder Heinrich Loenig's, eines unserer beliebtesten Schriftsteller, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als „eine Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in Einem Ton, aus Einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, übersichtliches, mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Dieses Werk bildet zugleich den 10. und 11. Band der **Gesammelten Schriften Heinrich Loenig's**, deren frühere Bände Folgendes enthalten:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerome's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 4. März 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Erster Artikel. — Stimmen aus dem Judenthum. Von David Asher. — Adolf Böttger's „Buch der Sachsen". — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Erster Artikel.

Jakob Grimm ist auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur ein wahrer Columbus, er hat eine neue Welt erschlossen, von der man früher kaum eine Ahnung hatte; was von ihr bekannt geworden, das waren, um das Bild fortzuführen, nur einzelne Inseln, die kaum des Anbaues fähig und werth erschienen. Als er aber einmal die Richtung gezeigt hatte, in welcher neue Entdeckungen zu machen waren, da erstanden, wie einst nach dem Vorgange des Columbus, unzählige Nachfolger, die das bis dahin unbekannte Meer nach allen Richtungen durchstreiften und bald mehr bald weniger reiche und glückliche Ausbeute zurückbrachten. Und wie erst seit der Entdeckung von Amerika die Geographie größere Entwickelung gewann und sich wissenschaftlich gestalten konnte, so konnte auch die Geschichte der heimatlichen Literatur erst seit Grimm zur lebendigen Entfaltung gelangen, weil erst durch ihn und seine Nachfolger der Stoff in solcher Fülle und solchem Zusammenhang gewonnen worden war, daß eine historische Auffassung desselben möglich wurde. Der seit einigen Jahrzehnden gegebene Anstoß hat noch nichts von seiner Kraft verloren, vielmehr nimmt derselbe von Tag zu Tag mehr zu, weil jede auch noch so geringfügige Entdeckung die Aussicht auf bedeutendere eröffnet und einen neuen Standpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung gewährt. So sind auch die letzten Jahre in dieser Beziehung fruchtbar gewesen und wir freuen uns, es aussprechen zu können, nicht blos fruchtbar an Stoff, sondern auch an Gehalt. Es liegt uns eine große Zahl von größern und kleinern Schriften vor, über welche wir zu berichten haben. Wir wollen sie in der nachfolgenden Betrachtung nach ihrem Inhalt ordnen, und zuerst diejenigen Schriften besprechen, welche die Geschichte der Literatur betreffen, und sodann auf diejenigen übergehen, in welchen die Werke der Schriftsteller selbst mitgetheilt werden. Und so wollen wir auch bei Betrachtung der historischen Werke verfahren: wir werden in erster Linie die Schriften vorführen, welche die Geschichte der Literatur, sei es in ihrer Gesammtheit, sei es nach einzelnen Perioden oder nach einzelnen Gattungen behandeln, und an diese die Werke anreihen, welche sich mit der historischen und kritischen Betrachtung einzelner Erscheinungen beschäftigen.

---

1. Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Goedeke. Erste Hälfte und zweite Hälfte, erste bis dritte Lieferung. Hannover, L. Ehlermann. 1856—57. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir freuen uns, unsern Bericht mit einem Werke beginnen zu können, das nicht nur in Anlage und Ausführung meist gleich vortrefflich ist, sondern auch als ein solches bezeichnet werden kann, das einem längst gefühlten Bedürfnisse abhilft, ein Ausdruck, der hier keineswegs bloße Redensart ist, wie es sich sogleich ergeben wird. Der Verfasser des vorliegenden Werks, der sich schon durch eine größere Anzahl literar-historischer Werke rühmlichst bekannt gemacht hat, will nämlich nicht eine eigentliche Geschichte der deutschen Dichtung geben, sondern einfach einen Grundriß zu einer solchen entwerfen. Er bietet in demselben das unter einfache Gesichtspunkte geordnete Material, auf dem eine geschichtliche Darstellung fußen kann. Vom allgemeinen Charakter ausgehend will der Verfasser in seinem Werke die einzelnen Entwickelungsmomente vor Augen stellen, in diesen wieder die einzelnen Richtungen unterscheiden, die Erscheinungen derselben, die Dichtungen und Dichter nachweisen, und die Hülfsmittel anzeigen, aus denen genauere Kunde zu schöpfen ist. Es soll durch den Grundriß somit ein vollständiger Apparat zum Studium der Geschichte der deutschen Dichtung gegeben und ein Werk her-

Digitized by Google

gestellt werden, welches für unsere Zeit das leisten soll, was vor ungefähr 70 Jahren der fleißige C. J. Koch in seinem „Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod" (zweite Auflage, 2 Bde., Berlin 1795—98) geleistet hat. Wenn wir das Werk einen vollständigen Apparat genannt haben, so haben wir ihm eine Eigenschaft beigelegt, auf die es nicht in dem Umfang Anspruch macht, den wir nach obigem Ausdrucke erwarten könnten. Der Verfasser sagt ausdrücklich, daß Vollständigkeit nur so weit in seinem Plane liege, als sie erforderlich sei, um die Richtungen der einzelnen Entwickelungsmomente des Gesammtcharakters kennen zu lehren; er habe, fügt er hinzu, eine vollständige Nachweisung der Dichter und Dichtungen, oder gar eine vollständige Anzeige der Hülfsmittel nicht beabsichtigt, noch halte er dies überhaupt für möglich.

Ob letztere Behauptung richtig sei, wollen wir nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß wenn der Verfasser die größtmöglichste Vollständigkeit hätte erreichen wollen, er ohne Zweifel noch einen weit reichern Stoff hätte darbieten können. Nun fragt es sich aber, ob er Recht gehabt hat, sich selbst zu beschränken, und wir müssen bekennen, daß er es nach unserer Ansicht nicht hätte thun sollen. Die Gründe, welche er angibt, um den von ihm eingeschlagenen Weg zu rechtfertigen, erscheinen uns als ungenügend. Er meint, daß das allgemeiner in die Kenntniß der Mitlebenden Uebergegangene nur erwähnende Behandlung bedürfe, indem hierfür Verweisung auf verbreitete Vorarbeiten genügten. Wir theilen diese Ansicht deshalb nicht, weil hier schon der Willkür Raum gegeben wird, da der Verfasser unmöglich bei jedem einzelnen Punkte mit Sicherheit bestimmen kann, ob er zum wirklichen Gemeingut der Mitwelt geworden ist oder nicht, und er hier sicher oft genug seinen eigenen Maßstab anlegt, der für eine große Zahl Studierender und Strebender nicht paßt. Noch schlimmer aber ist die Erscheinung, die übrigens schon an den frühern Büchern Godeke's hat bemerkt werden können, daß derselbe sich nicht selten von Vorliebe und Abneigung zu einzelnen Schriftstellern leiten läßt, und seine Abneigung geht so weit, daß er selbst Belehrung von diesen nicht annimmt oder wenigstens nicht anzunehmen scheint: eine Erscheinung, welche mit einer andern eng zusammenhängt, nämlich der, daß Godeke mit einem sehr großen Selbstbewußtsein auftritt, welches sich nur zu häufig vordrängt, selbst da, wo er eine bescheidene Miene annimmt, die jedoch nie lange anhält. Oder zeugt nicht folgende Stelle deutlich genug von der Wahrheit unserer Behauptung?

Das bisher Grundrißartige Verbesserungen aus den Quellen und Berichtigungen aus ähnlichen Arbeiten erfahren kann und wird, ist von selbst verständlich. Für jede werde ich dankbar sein, auch für die, welche ich vielleicht schon selbst vorgenommen, wenn das Buch in die Hände der Leser kommt.

Es ist von selbst verständlich, um die Redeweise des Verfassers zu wiederholen, daß er sich durch den unterstrichenen Zusatz die Möglichkeit sichern will, fremde Belehrung abzuweisen. Wir bedauern, daß Godeke diese Schwäche offenbart, wir bedauern es um so mehr, als er so reich ist, daß sein Reichthum durch diesen oder jenen Zufluß von außen in keiner Weise beeinträchtigt würde. Auch würden wir dies nicht hervorgehoben haben, wenn es nicht von schädlichem Einflusse auf sein Werk und dessen Bearbeitung wäre, wie jedem Unparteiischen ohne weitere Auseinandersetzung einleuchten muß.

Um die Willkür zu rechtfertigen, in die der Verfasser nothwendig verfallen mußte, sagt er, es hätten ungebührlich vernachlässigte Abschnitte klarer vorgeführt werden müssen. Wir sind ihm von Herzen dankbar, daß er es gethan, und wir heben unter diesen Abschnitten diejenigen hervor, in welchen er das Schauspiel, das Volkslied und die prosaische Volkslitteratur behandelt, und die nichts oder nur wenig zu wünschen übrig lassen; aber eben diese treffliche Bearbeitung läßt und um so mehr bedauern, daß er andern nicht auch die nämliche Ausführlichkeit gewidmet hat. Ebenso müssen wir bedauern, daß er die Geschichte der Form nicht in das Bereich seiner Darstellung gezogen hat; es ist irrig, wenn behauptet wird, daß sie der Geschichte der Dichtung untergeordnet ist, sie hängt vielmehr mit derselben auf das innigste zusammen und darf um so weniger übersehen werden, als die Form gerade oft das Wesentlichste einer dichterischen Erscheinung ist, ja ganze Perioden unserer Poesie vorzugsweise formellen Werth haben.

Das vorliegende Werk hat einen hohen bibliographischen Werth, aber es läßt auch in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig. Godeke hat vortreffliche und reiche Bibliotheken zur Verfügung, und er hat, wie aus seinen frühern Schriften erhellt, nicht blos öffentliche Sammlungen, wie die zu Wolfenbüttel, Hannover, Berlin u. s. w., sondern auch reiche Privatsammlungen, z. B. die von Heyse benutzt. Er hat somit eine große Anzahl von den seltensten Werken in Händen gehabt, und es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, daß er auch genauere bibliographische Beschreibungen derselben gegeben hätte, wie z. B. Ph. Wackernagel in der später zu besprechenden Bibliographie des Kirchenliedes gethan hat. Vielleicht wird man einwenden, daß Godeke eben keine Bibliographie geben wollte; allein es ist doch nicht zu leugnen, daß sein Werk ganz hauptsächlich aus Büchertiteln bestehe und bestehen muß. Wenn er diese auch durch Einleitungen verband, welche sich auf den Gang der Poesie und ihrer Entwickelung beziehen, so können diese doch den Charakter des Werks nicht verändern, und erscheinen nur als eine Zugabe, und zwar als eine jedenfalls erfreuliche, denn sie sind meist sehr wohl gerathen und sprechen bei all ihrer Präcision den Charakter der jedesmaligen Erscheinungen klar und vollständig aus. Ebenso könnte man einwenden, daß das Buch bei dieser Ausführlichkeit einen viel zu großen Umfang gewonnen haben würde. Allerdings würde es bedeutender, größer geworden sein, allein es wäre dies kein Unglück, es hätte dessenungeachtet ebenso viele Käufer

Digitized by Google

gefunden als jetzt. Nun iſt aber wohl zu beachten, daß ein Buch in dem angedeuteten Umfang doch mit der Zeit erſcheinen muß: möchte Goedeke ſelbſt es bald unternehmen, er hat wie wenige die Kenntniſſe und den dazu gehörigen ausdauernden Fleiß! Dann wird aber vorliegendes rein überflüſſig, und dies könnte eher ein Unglück genannt werden.

Wir könnten noch eine oder die andere Ausſetzung machen, aber auch dieſe würden wie die vorhergehenden dahin ausgehen, daß Goedeke ſein Buch nicht ſo vollſtändig und nicht ſo brauchbar gemacht hat, als er es hätte machen können, wenn er gewollt hätte, und hierin unterſcheidet er ſich freilich von vielen andern Schriftſtellern, deren Werke nicht ſo vollſtändig und ſo brauchbar ausfallen als es wünſchenswerth wäre, weil ſie es nicht beſſer machen können.

Dieſe letzterſchienene dritte Lieferung der zweiten Hälfte des Goedeke'ſchen Werks beſtätigt das in vollem Maße, was wir eben geſagt haben, dadurch nämlich, daß es recht deutlich macht, was der Verfaſſer leiſten kann, wenn er will. Das hat er in dem Abſchnitte über Goethe gezeigt, der mit einer ſeltenen Sachkenntniß und erfreulichen Kritik geſchrieben iſt. Man muß die außerordentliche Beleſenheit des Verfaſſers bewundern, noch mehr die Sicherheit, mit welcher er dieſelbe verarbeitet. Hohes Intereſſe gewährt die ausführliche Biographie Goethe's, in welcher mancherlei Angaben berichtigt werden, die auf den Grund von „Dichtung und Wahrheit", der „Tages- und Jahreshefte" u. ſ. w. ſich allgemein verbreitet und feſtgeſetzt haben. Aus Goedeke's Darſtellung wird es klar, daß Goethe ſich in der Chronologie ſeiner Werke und ſelbſt in den Berichten über Veranlaſſung und Beziehungen derſelben oft getäuſcht hat, was natürlich dahin führen muß, ſeine Angaben ſo lange für zweifelhaft zu halten, als ſie nicht durch anderweitige Quellen beſtätigt werden, und dieſe, wenn ſie gleichzeitig und ſonſt glaubwürdig ſind, im allgemeinen den Angaben Goethe's vorzuziehen, wenn ſie ihnen widerſprechen. Das übrigens den von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und andern Schriften gegebenen Mittheilungen nicht unbedingt zu glauben ſei, haben auch andere vor Goedeke bemerkt, hier erwähnen wir nur Dünzer und Koberſtein. Ohne Zweifel iſt dies ein großer Uebelſtand, der den betreffenden Schriften viel von ihrem äußern, hiſtoriſchen Werthe raubt; trotzdem wird „Dichtung und Wahrheit" nichts von ſeiner ſonſtigen hohen Bedeutung verlieren; und niemand wird dem großen Manne dieſe kleinen Mängel hoch anrechnen. Doch iſt es gut, daß man ſie kennt und dem trefflichen Buch einen Werth nicht beilegt, den es nicht hat, und wie der Titel ja ſchon beſagt, auch nicht haben will. Es ſcheint, daß Goethe „Dichtung und Wahrheit", ſowie die „Tages- und Jahreshefte" entweder aus dem Gedächtniß oder nach ganz unzulänglichen Notizen ausgearbeitet hat und daß er oft von ſeinem Gedächtniß getäuſcht worden iſt.

So große Anerkennung Goedeke's Werk verdient, ſo können wir uns doch eines weitern Bedenkens nicht erwehren. Der Verfaſſer hat durch die Biographie Goethe's dargethan, wie nothwendig in Betreff mancher Schriftſteller die genauere Kenntniß ihres Lebens zum Verſtändniß ihrer Werke, wie unentbehrlich insbeſondere dieſe Kenntniß ſei, um den Entwicklungsgang derſelben richtig aufzufaſſen. Wer nun fragen wir, warum hat er nur Goethe's Leben ſo ſorgfältig und ausführlich bearbeitet? Warum nicht auch Klopſtock, Leſſing, Herder u. ſ. w. Er hätte auch bei dieſen und andern gar manches aufklären oder richtiger darſtellen können, als es bisjetzt geſchehen iſt. Wir wollen übrigens nicht davon reden, daß es immer einen übeln Eindruck macht, wenn der Verfaſſer eines Buchs rinen, wenn auch noch ſo bedeutenden, doch mit Rückſicht auf das Ganze immerhin untergeordneten Theil deſſelben mit ſo auffallender Vorliebe bearbeitet, und ihm einen übermäßigen Umfang gibt. Es drückt ein ſolches Verfahren die andern Abſchnitte allzu ſehr herab und läßt ſie beinahe ganz verſchwinden.

Unſere Bemerkung, daß der Verfaſſer ſeinem Werke noch weit größere Brauchbarkeit hätte geben, und daß er namentlich noch viel mehr Stoff hätte mittheilen können, hat eine andere ſeitdem erſchienene Beurtheilung in Pfeiffer's „Germania" ebenfalls ausgeſprochen. Der Verfaſſer beſchränken (es iſt der Herausgeber ſelbſt) macht auf eine nicht geringe Zahl von Verſtößen, Auslaſſungen und andern Mängeln aufmerkſam, die ſich in den erſten Lieferungen vorfinden, und denen ſich wol manche anreihen ließen, wenn d. Bi. den Zweck haben könnten, ſo in das Detail einzugehen wie jene Zeitſchrift. Uebrigens iſt auch dieſe dritte Lieferung, ob ſie gleich weit vollſtändiger durchgearbeitet iſt als die erſten, auch nicht von ſolchen Mängeln frei. Wir vermiſſen z. B. bei Leſſing die Anführung der neuen Geſammtausgabe von Maltzahn, die wol hätte erwähnt werden ſollen, wenn ſie auch, ſoviel wir wiſſen, noch nicht vollſtändig erſchienen iſt; ebenſo fehlt „Leſſing's Dramen, erklärt von Rodnagel". Wichtiger iſt, daß bei Schubart die neueſte Biographie von David Friedrich Strauß, bei Lenz die intereſſante Schrift von Dorer-Egloff nicht erwähnt iſt. Selbſt die Goethe-Literatur iſt keineswegs vollſtändig. Es fehlt unter anderm der Nachtrag zum „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" von S. Hitzel, ſowie die von demſelben herausgegebenen „Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins". Selbſt die Erklärungsſchriften über die einzelnen Werke Goethe's ſind nicht vollſtändig angeführt; wir vermiſſen des geſchmackvollen Weber Schrift über die „Iphigenia", Viehoff's Commentar und Byrm's Abhandlung über „Hermann und Dorothea", ſowie Timm's Ausgabe des nämlichen Gedichts mit der beachtenswerthen Einleitung und dem freilich ungenügenden fortlaufenden Commentar, während manche andere weit bedeutungsloſere Schriften angeführt ſind.

Wir wiederholen daher den Wunſch, es möchte Goedeke vergönnt ſein, uns recht bald eine neue, ſeinen Kräften und Kenntniſſen wirklich entſprechende Ausgabe ſeines „Grundriſſes" zu geben.

Digitized by Google

2. Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Karl Barthel. Bearbeitet und herausgegeben von J. G. Findel. Mit dem Porträt des Verfassers nach einer Zeichnung seines Bruders G. A. Barthel, in Holz geschnitten von G. Mezger. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Der jung verstorbene Karl Barthel ist durch seine „Geschichte der deutschen Literatur der Neuzeit" allgemein bekannt; hat dieselbe doch schon vier Auflagen erlebt, ein Erfolg, der, wenn wir nicht irren, nur Vilmar's noch öfter aufgelegten „Geschichte der deutschen Literatur" zu Theil geworden ist, mit der sie auch äußerlich darin ähnlich ist, daß sie aus öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Publikum erwachsen ist. Aber auch innerlich haben beide Bücher eine große Familienähnlichkeit, indem beide eine gewisse religiöse und politische Färbung zur Schau tragen. Dagegen sind sich beide Werke in allen übrigen und den wesentlichsten Stücken vollkommen unähnlich; das von Vilmar beruht auf den gründlichsten Studien und ist äußerst geistvoll behandelt; von Barthel's „Geschichte der Literatur der Neuzeit" läßt sich weder das eine noch das andere behaupten. Die große Theilnahme, die es gefunden, kann daher nur aus jener erwähnten Färbung und der süßlichen, oft mädchenhaften Haltung erklärt werden, die allerdings ein großes Publikum um sich zu scharen fähig ist. Das vorliegende Werk theilt nun diese Eigenschaften in vollem Grade und es darf ihm daher ebenfalls eine freundliche Aufnahme prophezeit werden.

Karl Barthel gehörte zu den retrogradesten Naturen unserer Zeit; ihm war es nur in der Erinnerung an die Vergangenheit wohl, die er sich denn auch gar schön ausmalte. Ob diese Phantasiegebilde mit der Wahrheit übereinstimmten, daran lag ihm wenig; es ließ sich gar zu angenehm träumen und schwärmen, und er ließ sich in dieser behaglichen Stimmung nicht leicht stören. Wie herrlich war es nicht im Mittelalter, da das Papstthum noch „seine volle Mission in der sittlichen Zucht der Völker hatte! Da wurde vom Lateran aus die ganze große christliche Volksmasse beherrscht, und während das Papstthum, das die Herrschaft Gottes auf Erden versinnbildlichen sollte, der Sonne glich, glich das Königthum dem Monde, der von ihr sein Licht trägt." Zwar erwacht das protestantische Gewissen des Verfassers, das ihm überhaupt oft lästig fällt, und er fügt hinzu, daß die kolossale Festigkeit der Hierarchie in anderer Beziehung von „unserm evangelischen Standpunkte aus zu beklagen sei"; aber er weiß es doch bald zu beruhigen, denn, fährt er fort, es war doch ein Hauptmittel, „die Kirche auch äußerlich zu dem ihr gebührenden Ansehen zu bringen und alle mit ihr in Zwiespalt Gerathene machtvoll mit ihr zu vereinigen, sodaß die Völker alle, durch die Ehrfurcht mit dem Heiligen verbunden, eine große Familie Gottes ausmachten". Hat der Verfasser, indem er diese Kraft der Hierarchie lobte und nachdem er kurz vorher den Papst Innocenz III. gepriesen, daran gedacht, daß dieser hab- und herrschsüchtige Priester das Kreuz gegen die Albigenser predigen ließ? Hat er an die Greuel gedacht, die damals zur größern Ehre Gottes verübt wurden, und die man auch zu unserer Zeit so gern wiederholen möchte? Wie das Papstthum, so ist ihm auch das Ritterthum, so auch das Mönchsthum etwas Herrliches; aber wenn er sich über diese Institutionen noch so phrasenreich ergießt, wird er doch keinen Sehenden überzeugen. Selbst die Literatur, die er darstellt, hätte ihn eines Bessern belehren sollen; sie zeigt deutlich genug, wie frech und sittenlos Ritter und Mönche jener Zeit waren, wie die christliche Religion zum heidnischen Aberglauben entartet war. Es ist wirklich unbegreiflich, wie derselbe Mann, der nachfolgende Zeilen geschrieben hat, sich in der angegebenen Weise über das Papstthum und dessen Herrlichkeit aussprechen konnte. Indem er nämlich die politisch-religiösen Gedichte Walther's von der Vogelweide charakterisirt, und nachdem er zwei Sprüche des großen Dichters angeführt hat, fährt er fort:

So und in ähnlicher Weise tritt er mit Freimüthigkeit den Lastern des päpstlichen Stuhls und der Wollust der Pfaffen entgegen, ohne doch, wie wir wissen, von seiner Kirche abgefallen zu sein. Mit großer Entrüstung hält er ihnen vor, daß sie, die andere bekehren sollten, selbst aller Tugend bar und ganz in Sünde und Genußsucht versunken seien.

Und welchen Papst kann Walther verstanden haben, als Innocenz III., den der Verfasser so überaus hoch stellt. So kommt Barthel mit seinen einmal vorgefaßten Ansichten nicht selten in Verlegenheit; aber wie wäre es ihm erst zu Muthe geworden, wenn er die löblichen Erzählungen von Rittern und Pfaffen erwähnt hätte, die H. von der Hagen in seinen „Gesammtabenteuern" zusammengestellt hat? Aber das hat er wohlweislich unterlassen, wie denn das Buch überhaupt sich nur mit den hervorragenden dichterischen Erscheinungen der Zeit beschäftigt. Wir wollen ihm dies in keiner Weise zum Vorwurf machen; er hatte bei seinem Zwecke, die Hauptgestalten der poetischen Literatur des Mittelalters einem gemischten Publikum vorzuführen (denn auch dieses Werk ist aus Vorlesungen entstanden), das vollste Recht, sich auf diese zu beschränken. Aber wenn er in der allgemeinen Charakteristik der Zeit alles unberücksichtigt läßt, was er nicht speciell behandelt, wenn er sogar auf Erscheinungen, wie Walther, Reinmar, Gottfried von Strasburg, die er doch ausführlicher behandelt, kein Gewicht legt, so darf man tröstlich behaupten, daß diese allgemeine Charakteristik nicht aus der Betrachtung der Literatur selbst hervorgegangen ist, sondern ein willkürliches den persönlichen Ansichten des Verfassers entsprechendes Gemälde ist. Ist das aber ehrlich? Sollte man es von einem Manne erwarten, der auf jeder Zeile mit Religion und Moral um sich wirft?

So widrig uns die Einleitung und die ihr entsprechenden Stellen im Buche selbst erscheinen, so geben wir doch gern zu, daß die Ausführung desselben nicht ohne Verdienst ist. Das Verdienstliche liegt aber nicht in den Urtheilen, die zum Theil verfehlt, zum Theil nicht eigenthümlich und zum Theil sehr gewöhnlich sind, sondern in der klaren Entwickelung der größern Gedichte,

Digitized by Google

z. B. des Parcival, des Tristan, des Nibelungenliedes, der Gudrun u. s. w.; diese Entwicklungen sind ganz gut gegeben, dem Leser ein hinreichendes Bild dieser trefflichen Dichtungen zu geben. Eine erfreuliche Zugabe bilden die metrischen Uebersetzungen einzelner Lieder der bedeutendsten Lyriker und ausgewählter Stellen aus den größern epischen Gedichten: Uebertragungen, welche zum Theil vom Verfasser selbst herrühren, theils aus andern Uebersetzungen, namentlich denen von Simrock entnommen sind.

---

3. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert. Von G. Krause. — A. u. d. T.: Der Fruchtbringenden Gesellschaft Aeltester Erzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von den Fürsten Ludwig, Christian, August, Johann Kasimir und Ernst Gottlieb zu Anhalt; Friedrich Wilhelm, Kurfürst zu Brandenburg; den Herzögen August, Christian Ludwig und Friedrich Ulrich zu Braunschweig; Wilhelm, Landgraf zu Hessen; Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg; Pfalzgraf Ludwig Philipp; den Herzögen Wilhelm, Friedrich, Ernst, August zu Sachsen-Weimar und Franz Albrecht zu Sachsen-Lauenburg; Friedrich, Herzog zu Schleswig-Holstein; den Grafen zur Lippe, zu Nassau, Reuß, Schwarzburg, Solms, Starkenberg, Waldeck, Bieder; Andreä; von Bodenhausen; von Borstell; Buchner; von Bülow; von Dißkau; von Dietrichstein; von Einsiedell; von Glasenapp; Gueinditius; Harsdörffer; von Hille; Hortledev; von Kalckhein (Lehausen); von der Knesebeck; von Kospoth; von Kroszigk; von Langken; von Logau; Mikagius; Moscherosch; von Rostitz; Opitz; von Pappenheim; Pist; von Rechow; Schnauber; Schottelius; von Stukenberg; von Trotha; von dem Werder; von Werthern; von Zesen u. a. Herausgegeben nach den Originalien der herzoglichen Bibliothek zu Köthen. Mit Facsimiles. Leipzig, Dyck. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

So unerquicklich die Geschichte der deutschen Literatur zur Zeit des unglücklichen Religionskriegs ist, so ist die Aufhellung derselben doch immerhin äußerst dankenswerth, weil sich ohne eine genaue Kenntniß dieser Zeit der Entwickelungsgang der deutschen Poesie nicht mit Sicherheit verfolgen läßt. Bekanntlich haben die sogenannten Sprachgesellschaften damals eine große Rolle gespielt, und wenn ihr Einfluß auch vorzüglich nur formeller Natur war, wenn er auch selbst in dieser Richtung oft nur zu beschränkt blieb, so bilden sie doch den Mittelpunkt der literarischen und poetischen Thätigkeit, und alle die Persönlichkeiten, welche die neue Gestaltung der deutschen Poesie vornehmlich bestimmten, standen mit jenen Gesellschaften in mehr oder weniger enger Verbindung und waren Mitglieder einer oder mehrerer derselben. Der erste Verein dieser Art war die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, der 1617 (24. August) auf dem Schloß Hornstein von dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Köthen und einigen andern Fürsten und Edelleuten unter dem Vorsitz Kaspar's von Teutleben gestiftet wurde. Die Fruchtbringende Gesellschaft war jedoch nicht blos der erste, sondern auch ohne Vergleich der bedeutendste Verein dieser Art und diente den spätern beinahe in allen Punkten zum Vorbild. Sie wurde daher auch häufig zum Gegenstand historischer und kritischer Forschungen, aber weder der „Teutsche Palmbaum" von G. Neumark (Nürnberg 1668), noch die letzte ausführliche Schrift über diesen Gegenstand: „Die Fruchtbringende Gesellschaft" von Bartholb (Berlin 1848), reichen hin, eine klare und vollständige Anschauung derselben zu geben, da Neumark's Schrift „minder ein treues Bild von der Gesellschaft ernstem Streben in ihrer bessern Periode, als vielmehr das später allmählich in leere Formen zerfließende Wesen derselben zurückspiegelt", und Barthold mehr die politischen und überhaupt die äußern Verhältnisse der Mitglieder und besonders der Vorsteher des Vereins darstellt, als die literarischen Elemente berücksichtigt, wie er denn von der poetischen Thätigkeit der Gesellschaft wenig zu sagen weiß.

In dem vorliegenden Buche wird uns nun eine bisher noch unbekannte und zwar die älteste Urkundenquelle eröffnet, durch welche wesentliche Lücken in der Geschichte des Vereins ausgefüllt werden. Sie besteht nämlich in einer reichen Zahl von Geschäftsbriefen, Vollmachten, Erlassen, Gutachten, poetischen und andern Arbeiten, aus denen sich ergibt, „daß Fürst Ludwig zu Anhalt der wesentlichste Träger der dem Verein zum Grunde liegenden Idee und der eifrigste wie der glücklichste Beförderer des Werks war, daß er, mitten in einer ruhelosen und gewaltthätigen Zeit beharrlich und im Stillen fortwirkend, den Zweck des Vereins fortwährend im Auge behielt, und ihm mit den geistig bedeutendsten und einflußreichsten Mitgliedern zu genügen strebte". Der Zweck der Gesellschaft schloß ritterliche Thaten mit ein, war jedoch vorzugsweise auf Erhaltung, Ausbildung und Verbreitung der hochdeutschen Sprache und Literatur gegenüber dem frech um sich greifenden Einfluß fremder Sitte und Sprache, sowie auf Förderung löblicher Sitte und Tugend gerichtet. Es ist kein Zweifel, daß die Fruchtbringende Gesellschaft sich die italienische Akademie della Crusca in vielen Punkten zum Vorbilde nahm; Fürst Ludwig hatte sie nicht blos bei seinem längern Aufenthalt in Italien kennen gelernt, er war sogar im Jahre 1600 Mitglied derselben geworden. Allein manche, wenn auch nicht äußere, doch bedeutsame innere Gründe lassen vermuthen, daß den Stiftern des Vereins nicht blos die italienischen Akademien vorschwebten, als sie ihre neue Gesellschaft gründeten, daß sie vielmehr durch dieselbe die alten Meistersängerschulen in zeitgemäßer und dem Stande der Mitglieder entsprechender Form wiederzugeben suchten. Ist diese Ansicht richtig, so müßten sich in den Briefen der Gesellschaftsmitglieder und andern Urkunden wol auch bestimmte Andeutungen hierüber finden, allein es hat über dem schriftlichen Nachlaß der Gesellschaft leider ein Unstern gewaltet: außer zwei Briefen vom Jahre 1622 und 1629 sind erst die mit dem Jahre 1637 beginnenden Zeugnisse ihrer Thätigkeit zu ermitteln gewesen.

Diese Urkunden werden nun in dem vorliegenden Buche in chronologischer Ordnung mitgetheilt, doch so, daß die umfangreichern Briefwechsel der einzelnen Mitglieder nicht aufgelöst und zerstreut werden. So werden uns in der ersten Abtheilung die Correspondenzen der

Digitized by Google

Fürſten Ludwig, Chriſtian II., dann die von Opitz, Dietrich, von dem Werder, Karl Guſtav von Hille, Auguſt Buchner, Chriſtian Gueindtius, Juſtus Georg Schottelius, Georg Philipp Harsdörfer, Johann Riſt und Philipp von Zeſen mitgetheilt, worauf in einer zweiten Abtheilung zuerſt die „Reimgeſetze“ und dann die „Sinnſprüche“ einer großen Anzahl Mitglieder gegeben werden. Bei der Anordnung der erſten Abtheilung konnte nicht überſichtlich erſchienen, was gleichzeitig auf dem Felde der deutſchen Sprache von der Geſellſchaft geleiſtet wurde; um dieſem Mangel abzuhelfen, hat der Herausgeber in der Einleitung eine ſehr dankenswerthe chronologiſche Ueberſicht der Thätigkeit der Vereinsmitglieder gegeben, wie ſie ſich aus den abgedruckten Urkunden ergibt; dieſe Ueberſicht umfaßt daher die Jahre von 1637—49. Ebenſo dankenswerth iſt es, daß von den Mitgliedern, deren Briefwechſel mitgetheilt wird, eine zwar kurze aber genügende und hier das Bekannte ergänzende Biographie und ein wohlgelungenes Facſimile beigelegt wird.

Es iſt nun freilich keine geringe und keine ſehr ergötzliche Aufgabe, ſich durch die 320 Briefe u. ſ. w., die hier geboten werden, durchzuarbeiten, zumal die meiſten in einer überaus widerlichen Sprache geſchrieben ſind, aus welcher der unbeholfene Pedantismus der Zeit hervorleuchtet, eine Sprache, deren angeborene Unbeholfenheit durch das Streben, alle fremden Wörter zu vermeiden, noch außerordentlich geſteigert wird; denn man ſieht es den fürſtlichen, adelichen und bürgerlichen Briefſchreibern an, daß ihnen die fremden Ausdrücke doch eigentlich zur Natur geworden ſind, daß ſie ihnen fortwährend auf den Lippen ſchweben, daß ſie nur mit der höchſten Anſtrengung dieſelben los werden und ſie mit deutſchen vertauſchen können, die nun freilich oft merkwürdig genug ausfallen. Und wir müſſen geſtehen, daß die Frucht der mühſeligen Arbeit nicht gar ſehr groß iſt, daß das wichtigſte Reſultat derſelben von dem Herausgeber der Urkunden in der obenerwähnten Ueberſicht ſchon zuſammengeſtellt iſt. Die bisher geltende Anſicht, daß auch die Fruchtbringende Geſellſchaft ſelbſt „in ihrer beſſern Periode“ ſich in zweckloſe Spielerei verlor, wird durch den Briefwechſel keineswegs entkräftet, vielmehr beſtätigt. Ein ſolches Zeugniß iſt z. B. die vom Fürſten Ludwig gegebene „Anleitung und nachricht wie der geſellſchaft gemählde und wappen pflegen geſtiftet Zu werden“, was, wie wir erfahren, zehn Reichsthaler koſtete, den Atlas ungerechnet, den der „Erzſchreiber“ unentgeltlich lieferte.

Unter den mitgetheilten Arbeiten der Mitglieder (es ſind meiſt Gelegenheitsgedichte) iſt wol die intereſſanteſte die gereimte „Anleitung Zu der deutſchen Reimkunſt“ vom „Nährenden“, d. h. vom Fürſten Ludwig. Sie beſteht aus zwölf ſechszeiligen Strophen und es ſind ihr elf Proben oder Muſterbeiſpiele zur Erklärung beigegeben. Freilich iſt die „Anleitung“ weder in Bezug auf den Inhalt, noch rückſichtlich der Darſtellung im geringſten genügend, und es wird einem etwas übel zu Muthe, wenn man dabei an den nicht viel ſpätern Boileau und deſſen „Art poétique“ denkt, dieſes in Deutſchland ſo ſehr verläſterte Gedicht. Wir geben die Schilderung des Sonnets zur Probe; ſie bildet die achte Strophe der „Anleitung“:

Die Klinggedichte ſind von Vierzehn vollen Zeilen,
Die man dermaſſen ſoll ausbuzen und befeilen,
Wie auch iſt vorgelagt: Im Anfang findet man
Geſetze, deren Zwey gleich folgen in acht reyen,
Darauf ſich können wohl die ſechſe ſo verneuen,
Wie man bloß nach der Luſt ſie nur will ſetzen an.

Ferner iſt „Des Schottelius Gutachten über des Ordnenden (Chriſtian Gueindtius) deutſche Sprachlehre“ und die „Entgegnung von Gueindtius“ nicht ohne Wichtigkeit für die Geſchichte der deutſchen Philologie, und in dieſer Beziehung iſt der ganze Briefwechſel des „Suchenden“ (Schottelius, der auf jeden Fall zu jener Zeit einer der gründlichſten Kenner der deutſchen Sprache war) von nicht geringem Intereſſe. Merkwürdig, ſo auffallend, daß Schottel's Auseinanderſetzungen gewöhnlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind; er mochte wol fühlen, daß die deutſche damals noch viel zu unbeholfen und unentwickelt war, um grammatiſche und proſodiſche Unterſuchungen klar und bündig darſtellen zu können; und in der That, obgleich des „Suchenden“ lateiniſcher Stil eben nicht viel von Cicero hat, ſo erſcheint er im Vergleich zu den deutſchen Briefen und andern Stücken wirklich fein und anmuthig.

Wenn auch, wie geſagt, die Ausbeute, die man für die Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur aus den dargebotenen Briefen und Urkunden erhält, nicht eben ſehr groß ſein kann, ſo wird eine genauere Betrachtung derſelben doch wol noch manches intereſſante Reſultat daraus entnehmen können, und ſo iſt die Mittheilung derſelben immerhin dankenswerth.

4. Das deutſche Volk, dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. Zweiundzwanzigſter bis zweiundzwanzigſter Band. — A. u. d. T.: Geſchichte der deutſchen Literatur des 18. Jahrhunderts. In überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen von Johann Wilhelm Schäfer. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1855—57. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schäfer in Bremen hat ſich auf dem Gebiete der deutſchen Literaturgeſchichte ſchon ſehr vortheilhaft bekannt gemacht; ſein „Grundriß der Geſchichte der deutſchen Literatur“ hat bereits ſieben Auflagen, ſein „Handbuch der Geſchichte der deutſchen Literatur“ eine zweite erlebt. Beide zeichnen ſich namentlich durch Klarheit der Darſtellung und richtige, dabei milde Beurtheilung aus, eine Eigenſchaft, die an Büchern, welche zunächſt der Jugend in die Hände gegeben werden ſollen, nicht genug geſchätzt werden kann. Beide Eigenſchaften vereinigt auch das vorliegende Werk, welches übrigens zunächſt für das größere gebildete Publikum beſtimmt iſt. Es iſt ein ſehr glücklicher Gedanke, die Geſchichte unſerer Literatur während des 18. Jahrhunderts zu dieſem Zweck zu bearbeiten, und es muß ein ſolches Unternehmen, wenn es glücklich ausgeführt wird, weit beſſer wirken, als die in unſerm ſo häufig auftauchenden Geſchichten

Digitized by Google

der romantischen Poesie des 19. Jahrhunderts oder gar der neuesten Zeit. Denn das 18. Jahrhundert ist nicht nur die Periode des neuen Aufschwungs unserer Literatur, es ist auch die Zeit ihrer höchsten Blüte, so zwar, daß die spätern Erscheinungen entweder nur als Ausläufer oder, was noch schlimmer ist, als Entartung derselben angesehen werden können. Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller werden doch insofern immer die Glanzpunkte bleiben, auf welche wir stets zurückschauen müssen, weil sie die unvidersprechlichen Grundlagen der poetischen Bildung in Deutschland sind. Wir halten es zwar für ganz gut, wenn das größere Publikum mit den großen Gestalten und Dichtungen des Mittelalters, der Reformationszeit und selbst des Dreißigjährigen Kriegs bekannt gemacht wird, und wir erkennen gern, daß die Literatur jener Zeiten auch nicht wenig bildende Elemente hat; allein es stehen uns diese Elemente zu entfernt, als daß sie von großer Wirkung sein könnten, während unsere ganze ästhetische, ja selbst sittliche und politische Bildung unmittelbar aus der Literatur des 18. Jahrhunderts hervorgegangen ist, und daher nichts geeigneter sein kann, dieselbe zu kräftigen und fortzuentwickeln, als der fortgesetzte Rückblick auf diese große Zeit.

Wie der Gedanke, der den Verfasser zur Abfassung seines Buchs geleitet hat, so verdient auch die Ausführung unsere vollste Anerkennung; er hat darin ein neues Zeugniß seines gebildeten Geschmacks, seiner gründlichen Kenntniß der vaterländischen Literatur und zugleich seines unablässigen Strebens und Forschens gegeben; denn wenn sein Werk auch, wie es dessen Zweck mit sich brachte, keine Citate, Nachweisungen und dergleichen enthält, so findet der Kundige doch bald, daß der Verfasser die Quellen, die jetzt so reichlich fließen, getreu und gewissenhaft benutzt hat. Die meisten Literaturen bekümmern sich wenig oder nichts um die Persönlichkeit der von ihnen vorgeführten Schriftsteller, sie haben es lediglich mit ihren Werken zu thun. Schaefer hat dagegen die Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt, und zwar bei seinem Zweck mit vollem Recht. Hören wir seine eigene Begründung:

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Theilnahme der Gebildeten an der Geschichte unserer neuen Literatur sich lebhaft der Schilderung des Lebens unserer ausgezeichnetsten Dichter zuwendet, und nicht allein das Verhältniß ihrer Werke zu dem Ganzen der nationalen Geistesbildung, sondern auch das Entstehen derselben aus der geistigen Individualität sich zu veranschaulichen sucht. Das Verlangen nach biographischen Darstellungen ist in dem Wesen der poetischen Literatur, die in so hohem Maße durch die Subjectivität ihrer Factoren bedingt ist, begründet; es ist vor allem berechtigt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts, in welchem der Persönlichkeit der Autoren ein weiter Spielraum vergönnt war und die geistige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftsteller bestimmt und geleitet ward, als diese ja sich herangog und beherrschte.

So hat uns denn der Verfasser in seinem Buche eine Reihe von biographischen Schilderungen gegeben (Hagedorn, Haller, die vorzüglichsten Dichter der leipziger Schule, Klopstock, die bedeutendsten Dichter der Vereine zu Halle, Halberstadt und Berlin, Lessing, Wieland, die einflußreichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes, Herder, Goethe, Schiller); um aber die Stellung dieser Persönlichkeiten zur Gesammtentwickelung der Literatur und ihren Einfluß auf dieselbe hervortreten zu lassen, hat er die zwei Hauptabschnitte des Werks mit Einleitungen eröffnet, welche in kurzen, aber klaren und vollkommen genügenden Zügen den Entwicklungsgang der Literatur darstellen, worauf dann er dann zu den Biographien übergeht.

Was diese nun betrifft, so verdienen sie alle Beachtung, indem der Verfasser mit seinem Takt aus seinen Quellen alles ausgezählt hat, was wirklich bedeutend war und zugleich ein richtiges Bild von den Persönlichkeiten zu geben vermochte. So hat er z. B. im Leben Gellert's die ganze Unterredung desselben mit Friedrich II. mit wenigen unbedeutenden Auslassungen mitgetheilt: eine Unterredung, die so bezeichnend und nach so vielen Seiten hin so wichtig ist, daß wir sie gern hier wiederholen würden, wenn der Raum es erlaubte. Doch können wir nicht umhin, wenigstens zwei Stellen daraus mitzutheilen, die uns für Friedrich's Beurtheilung höchst wichtig erscheinen:

Gellert. Ueberhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und Ludwigs XIV. gefehlt.

König. Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.

Gellert. Ja, Sire, und Wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht.

König. Will Er denn Einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert. Nicht eben das. Ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

Wir möchten gern wissen, was Lessing auf die letzte Frage des Königs geantwortet hätte, noch lieber aber, was Friedrich wol gesagt haben möchte, wenn der gute Gellert seine Frage verstanden hätte. Denn diese Frage, die von ihm ohne allen äußern Grund plötzlich in das Gespräch geworfen wurde, läßt wol vermuthen, daß der König daran gedacht haben mag, es würde besser für Deutschland sein, wenn statt der 1200 Herrscher — so hoch mag sich damals die Zahl der deutschen Souveräne und Souveränlein belaufen haben — ein einziger das Heilige römische Reich deutscher Nation regiere.

Die andere Stelle läßt erkennen, warum der König einen solchen Widerwillen gegen alle deutsche Schriftstellerei hatte. Nachdem er erfahren, daß Gellert auch über den deutschen Briefstil geschrieben habe, frug er ihn:

Hat Er denn auch wider den Stilum curiae geschrieben?

Gellert. Ach ja, Ihro Majestät.

König. Und warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern kann, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

König. Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

Digitized by Google

Nachdem Gellert die Fabel „Ein kluger Maler in Athen" vorgetragen, ſagte der König:

Das iſt recht ſchön, kurz und leicht; das habe ich nicht gedacht. Er hat ſo etwas Coulantes in ſeinen Verſen; das verſtehe ich alles. Da hat mir aber Gottſched eine Ueberſetzung der „Iphigenia" vorgeleſen; ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt und kein Wort verſtanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

---

5. Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In kritiſch-biographiſchen Umriſſen. Ein vervollſtändigender Beitrag zur Nationalliteratur von J. A. M. Brühl. Erſter Band. Leipzig, Hübner. 1852—54. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wüßte jemand nicht, daß unſere Zeit krank ſei, ſo dürfte man ihm noch das vorliegende Buch geben, um ihn davon zu überzeugen, und er würde auch bald kennen lernen, worin dieſe Krankheit beſtehe. Sie beſteht in der Unwahrheit und Heuchelei und in dem damit verbundenen religiöſen und politiſchen Serviliſmus, der eine leider nur allzu große Zahl von jüngern und ältern Perſonen ergriffen hat. Nur in einer ſolchen Zeit konnte der Gedanke entſtehen, eine „Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands" zu ſchreiben. Was iſt denn „katholiſche Literatur"? Jeder Vernünftige wird darunter einfach alle die religiöſen und pädagogiſchen Schriften verſtehen, welche mit Rückſicht auf die katholiſche Kirche geſchrieben ſind; Brühl verſteht es aber anders: er meint darunter alles, was von Katholiken geſchrieben worden iſt. Aber hat denn alles, was von Katholiken herrührt, einen ausſchließlich kirchlichen Charakter? Spricht ſich darin das katholiſche Element im Gegenſatz zum Proteſtantismus aus? Nur wenn die ſchöne Literatur, die von Katholiken herrührt, dieſen ausſchließlichen Charakter hätte, wenn ſie wenigſtens vorzugsweiſe religiöſer Natur wäre, dann könnte man von einer katholiſchen Literatur reden. Wenn wir die Muſterſtücke überblicken, welche der Verfaſſer mittheilt, ſo könnte man allerdings glauben, daß die Schriftſteller, die er behandelt, eine ausgeſprochene katholiſche oder doch wenigſtens religiöſe Richtung hätten. Aber da zeigt ſich eben jener Geiſt der Verfälſchung, jener Grundzug des Jeſuitismus in ſeiner nackteſten Geſtalt. Der Verfaſſer wählt aus allen Schriften der Dichter nur ſolche aus, welche ſeine Anſicht unterſtützen, und wenn ein Dichter unter tauſend Dichtungen neunhundertneunundneunzig verfaßt hat, aus denen eine ſpecifiſch katholiſche Richtung ebenſo wenig zu erkennen iſt als aus Klopſtock's Oden oder Wieland's Epopöen, aber wenn er ein einziges Lied gedichtet hat, das an dieſe Richtung ſtreift oder zu ſtreifen ſcheint, ſo wird natürlich dieſes Gedicht ausgewählt, um dadurch das katholiſche Element im Weſen des Dichters zu beweiſen.

Der Verfaſſer beklagt ſich in ſeiner Vorrede darüber, daß die meiſten Literaturgeſchichten, weil ſie von Proteſtanten verfaßt ſeien, die Leiſtungen der Katholiken nicht würdigten; auch dies iſt eine Unwahrheit. Er nenne uns eine Literaturgeſchichte, in welcher nicht Fr. von Spee, Balde und Angelus Sileſius, Denis und Maſtalier, die Apoſtaten Leopold von Stolberg, Zacharias Werner, Fr. Schlegel und Wilhelm von Schütz, oder Clemens Brentano, Eichendorff, der Erzbiſchof Pyrker, die beiden Collin, und ſofern ſie ſich über die neueſte Zeit verbreiten, auch Seidl, Vogl, Zedlitz, Schenk, Oskar von Redwitz, die Gräfin Hahn-Hahn, die Freiin von Droſte-Hülshoff, und natürlich auch Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün genannt würden, die er mit zwei Zeilen abfertigt, weil ſie nicht in ſeinen Kram paſſen und die er gern gänzlich ignorirt hätte, wenn es nur menſchenmöglich geweſen wäre. Wenn die Literaturgeſchichten dagegen gar manche obſcure katholiſche Dichter nicht nennen, ſo geſchieht es nicht deshalb, weil ſie katholiſch ſind, ſondern weil ihre Erzeugniſſe keinen Werth haben. Brühl ſchenkt uns dagegen keinen, der nur ein paar Verſe gedudelt hat, und beſonders, wenn dieſe Verſe recht litaneimäßig klingen.

Die Art und Weiſe, wie der Verfaſſer einen Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün abfertigt, beweiſt jedoch, daß er noch nicht auf der Höhe des Jeſuitismus ſteht; wir wollen ihm an einem Beiſpiele zeigen, wie er eigentlich hätte verfahren ſollen. Als Napoleon I. geſtürzt war und die Bourbonen den Thron ihrer Ahnen wieder beſtiegen hatten, da ließen die Jeſuiten eine Geſchichte drucken, in welcher zu leſen war, daß Ludwig XVIII. unter ſeinen Generalen den Marquis Bonaparte vorzüglich begünſtigte, daß dieſer auf Befehl Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät die ſämmtlichen Länder Europas dem Scepter des allergnädigſten Königs unterwarf, daß er aber endlich aus verbrecheriſchem Ehrgeiz Rußland, den getreuen Verbündeten Sr. Majeſtät, gegen allerhöchſtdero Willen angriff, aber zur wohlverdienten Strafe von den Ruſſen beſiegt wurde, daß ſich auch die Preußen und Oeſterreicher aus Auftrag Ludwig's XVIII. gegen den Verbrecher erhoben, der ſogar nach der Krone ſtrebte, und daß er endlich von ſeinem König nach St.-Helena verbannt wurde. Hätte Brühl nicht ebenſo gut Leſſing und Herder, Goethe und Schiller zu Katholiken erklären können? Hat Leſſing nicht gegen Götze, den Repräſentanten des Lutherthums gekämpft? Iſt nicht ſchon mancher proteſtantiſche Geiſtliche katholiſch geworden, ohne ſeine fette Pfründe aufzugeben? Hätte ein Proteſtant die ſchöne Scene im Dom beim „Fauſt" dichten können? Hat Schiller in der „Maria Stuart", im „Gang nach dem Eiſenhammer" nicht deutlich genug ſeine Neigung für den Katholicismus beurkundet? Sind nicht ſogar „Die Götter Griechenlands" der lebendigſte überzeugendſte Beweis, daß er die glühendſte Sehnſucht hatte, in den Schos der alleinſeligmachenden Kirche zurückzukehren? Denn was hat er unter den Göttern Griechenlands anders verſtanden, als die römiſch-katholiſchen Heiligen? Nun durfte er ſeine Sehnſucht dieſelben anzubeten im ketzeriſchen Thüringen nicht laut werden laſſen, und daher hat er, weil er doch ſeinem innern Drang nicht widerſtehen konnte, ſeine Sehnſucht nach der Anbetung der Heiligen in allegoriſche Form gekleidet.

Wenn Brühl auch noch kein vollendeter Jeſuit iſt,

Digitized by Google

so hat er doch gute Anlagen dazu. Denn auch ihm ist das Papstthum die einzig wahre Form des Christenthums; er ist nicht katholisch, sondern römisch. Daher finden auch diejenigen Katholiken keine Gnade vor seinen Augen, die des Glaubens sind, daß das Christenthum eine so unendliche Tiefe, einen so mächtigen Umfang hat, daß dasselbe nicht an eine Form gebunden sein kann, daß diese vielmehr wechseln muß, sobald man sein Wesen tiefer ergründet. Daher wird namentlich dem ehrwürdigen Wessenberg, dessen Name allen echten Deutschen, zu welcher Confession sie sich auch bekennen, theuer ist, wahres Christenthum abgesprochen. Es wird ihm unter anderm vorgeworfen, daß manche seiner Lieder „mit gleicher Auferbauung von Juden und Heiden benützt werden können". Also das ist eine unverzeihliche Sünde, eine solche Sprache zu reden, daß selbst Juden und Heiden sich davon erbaut, zu Gott erhoben fühlen?

Haben wir den Geist bezeichnet, in welchem das vorliegende Buch geschrieben ist, so erscheint es beinahe unnöthig, auch die Ausführung zu beleuchten, denn es geht aus dem Obigen deutlich genug hervor, wie das Einzelne beschaffen sein mag. Doch wird es nicht überflüssig sein, auch diesen Punkt durch einige Bemerkungen zu beleuchten. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile: Dichtung und wissenschaftliche, zunächst geschichtliche Literatur. Der Verfasser hat nämlich die Absicht, das ganze Gebiet der Literatur auf die nämliche Weise zu bearbeiten, und so dürfen wir der angenehmen Hoffnung leben, daß uns künftige Bände eine Geschichte der katholischen Philosophie, der katholischen Naturwissenschaften, der katholischen Mathematik, der katholischen Kriegskunst u. s. w. bringen werden. Im vorliegenden Band beschränkt er sich auf die geschichtliche Literatur, die er in zwei Abschnitten, „Welt- und Culturgeschichte im Allgemeinen und Besondern" und „Literatur- und Kunstgeschichte" behandelt. Wir lernen da auch gar manche bedeutende Historiker kennen, einen J. Sporschil, Krebs, Scharold, einen Mastiaux, Scherer u. s. w., suchen unter den Literaturhistorikern aber vergeblich nach den Namen Gervinus und Schmeller.

Der wichtigste Theil ist aber derjenige, welcher die „Katholische Dichtung" behandelt; er beträgt fünf Sechstel des Ganzen. Und doch, wie hat sich der Verfasser beschränkt! Statt mit den Anfängen der Literatur zu beginnen, mit jener herrlichen Zeit, wo alles katholisch war, fängt er erst mit dem 17. Jahrhundert an. Aber freilich damals gab es auch gewaltige Ketzer; schon Walther von der Vogelweide war ein geheimer Anhänger Luther's, denn nur ein Lutheraner konnte solche Gottes-, oder was das nämliche ist Papstlästerungen ausstoßen wie folgende:

Zuchtet! Wie christlich mag der Papst nun lachen,
Wenn er seinen Welschen sagt: „Ei, seht, so kann ich's machen!"
Was er da sagt, er hätt' es besser nicht gedacht,
Er prahlt: „Ich hab' zwei Schwaben unter eine Kron' gebracht,
Damit das Reich sie stören und belasten,
Und mittlerweile füllen wir die Kasten;
Hab' sie zum Opferstock gedrängt, ihr Gut ist alles mein:
Ihr deutsches Silber führt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und lasse die Deutschen — — — fasten!"

Mit den zwei Jahrhunderten unmittelbar vor der Reformation stand es noch schlimmer, da hätte Brühl keinen Schritt gehen können, ohne sich über die entschiedensten Ketzereien der katholischen Schriftsteller ärgern zu müssen; es war daher ganz klug von ihm, ihnen selbst aus dem Wege zu gehen, vorausgesetzt, daß er sie kennt, was wir billig bezweifeln möchten. Die Reformationszeit ist natürlich ganz untröstlich; denn welche Schriftsteller hätte man einem Luther, Zwingli, Matthesius, Hutten, Hans Sachs, Fischart, Waldis, Agricola, F. Arnd, Sebastian Frank entgegensetzen können? Etwa einen Eck, Johann Nas, G. Wigel, Jakob Feuchtly, Johann Wild u. s. w. Freilich wäre der große Aventinus zu nennen, aber man weiß, daß die bairische Geistlichkeit nicht eben gut auf ihn zu sprechen war, und so ist auch Tschudi nicht besonders zu rühmen, denn er war zwar katholisch, aber doch abscheulich tolerant, und das Wort Toleranz ist schon hinreichend, unsere heutigen Jesuiter mit Fieberschauer zu erfüllen.

Brühl beginnt, wie gesagt, mit dem 17. Jahrhundert, dieser herrlichen Zeit des Religions- und Bürgerkriegs, in welcher der Jesuitismus eine so großartige Rolle spielt und Deutschland nicht blos an den Rand des Verderbens brachte, sondern vollständig vernichtete. Aber es ist ihm auch da nicht ganz behaglich, denn außer dem Jesuiten Fr. von Spee, der so ganz aus der Art geschlagen war, daß er gegen die Hexenprocesse eiferte, Johann Scheffler, der doch gar zu pantheistisch ist, dem Jesuiten Balde, der zwar vortreffliche lateinische Gedichte schrieb, aber die erbärmlichsten deutschen Verse verfertigte, sodaß er in einer Geschichte der deutschen Literatur, und wäre sie noch so erzkatholisch, keinen Platz finden kann, weiß Brühl niemand zu nennen. Des Spaßmachers Abraham a Sancta Clara, der doch noch heutigen Tags weitverbreiteten Ruhms unter den Katholiken sich erfreut, und dessen Possen bald in Passau, bald in Regensburg immer wieder aufgelegt werden, scheint sich der Verfasser zu schämen, und doch war derselbe ein Katholik, wie man sie jetzt gern hat. Wahrscheinlich wußte Brühl nicht, daß der treffliche Samuel von Butschky aus Breslau zum Katholicismus übergetreten war, oder noch wahrscheinlicher ist es, daß er ihn gar nicht kannte, denn sonst würde er bei seiner großen Vorliebe für die Convertiten die Gelegenheit nicht haben vorübergehen lassen, einen so bedeutenden Mann zu nennen.

Auch das 18. Jahrthundert behagt dem Verfasser nicht. Von dieser herrlichsten Zeit in der deutschen Literatur waren ja nur Michael Denis und Mastalier und der sonst wol niemand bekannte Mönch J. Anton Sulzer als katholische Dichter zu nennen, und noch dazu waren die beiden ersten — Gott sei ihrer Seele gnädig! — Nach-

Digitized by Google

ahmer und, was noch schlimmer ist, Bewunderer des Exprotestanten Klopstock; ja, sie haben es auf ihrem Gewissen, daß die lutherische Literatur und lutherisch-hochdeutsche Sprache nach Oesterreich und Baiern drang, wo man bis dahin echt katholisch-abrahamisch sprach und schrieb. Der Jesuit Blumauer, der sich in seiner „Travestirten Aeneis“ in so abscheulicher Weise über das Papstthum lustig gemacht hat, wird natürlich ignorirt. Armer Blumauer! Oder sollten wir nicht lieber sagen glücklicher Blumauer! Das rechte Feuer beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert, mit dem Aufflackern des Romantismus. Leopold von Stolberg wird natürlich in das 19. Jahrhundert versetzt, weil er im 18. ja noch ein Ketzer war und arge Ketzereien schrieb und erst mit dem Jahre 1800 in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrte. Jetzt geht die rechte Freude für Brühl an, die Zeit der Heiligen ist angebrochen. Zwar war Zacharias Werner ein arger Wüstling, aber er wurde katholisch; zwar hat Friedrich Schlegel eine „Lucinde“ geschrieben, aber er wurde katholisch: Grund genug, beide unter die Heiligen zu zählen; hat ja doch selbst der heilige Vater Pius II. einen „Curiosus und Lucretio“ geschrieben. Doch wir wollen uns nicht weiter in das papistische Labyrinth verlieren, das Brühl vor unsern Augen eröffnet; es genügt zu sagen, daß das Buch sich durch breite Geschwätzigkeit auszeichnet, die es schon an sich ungenießbar machen würde, wenn es nicht schon durch den Inhalt widerlich wäre, und daß er in allen seinen Urtheilen kein anderes Maß anlegt als das beschränkt römisch-katholische. Um die historische Wahrheit bekümmert sich der Verfasser begreiflicherweise wenig, und so ist auch sein Buch durch mancherlei Irrthümer verunstaltet. Wir bemerken nur als Probe des Leichtsinns, mit dem Brühl verfährt, daß er auf S. 187 erzählt, daß Fr. Schlegel 1803 zur katholischen Kirche übergetreten sei, und zwei Seiten weiter von ihm Folgendes sagt: „Das Wesen des Protestantismus hatte er schon früher umgeändert. Im Jahre 1804, noch selbst dieser Confession zugethan, schreibt er“ u. s. w.*)

*) Moritz Brühl, gegenwärtig Redacteur des „Westfälischen Mercur“, hat sich infolge unserer Notiz „Schiller's Jungfrau von Orleans vom Standpunkt katholischer Auffassung“ in Nr. 45 d. Bl. f. 1857 veranlaßt gefunden, an uns ein Schreiben zu richten, aus dem wir folgende Stelle entnehmen: „Wenn es auf der Fassung der betreffenden Stelle den Anschein gewinnt, als fassten sie dieses Buch (»Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands«) als eine vom katholischen Standpunkt aus geschriebene Literaturgeschichte auf, so ist dies ein Mißverständniß. Ich verfolgte eine Monographie, worin in einer gewissen systematischen Verbindung die literarischen Leistungen deutscher Katholiken charakterisirt werden sollen. Es werden hier nur Katholiken besprochen und das Buch ist keine allgemeine Geschichte der Literatur, folglich paßt auch jene Auffassung nicht entfernt. Mein schwacher Versuch — den ich übrigens demnächst in einem zweiten Band für Philosophie und Geschichte fortzusetzen gedenke — wäre lediglich als Supplement, vielleicht auch als Berichtigung der vordenkenden allgemeinen Darstellungen der deutschen Literatur zu betrachten. Das ergibt übrigens schon der Titel, sowie ich auch in der Vorrede erklärt, daß ich mit diesem Buche nur literargeschichtlichen, nicht religiösen Zwecken zu dienen vermeine. Die letztern wären allerdings in der Literaturgeschichte wie in jeder Wissenschaft nur insofern zu tolerieren, als überall

6. **Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit.** Von F. A. Cunz. Zwei Theile. Leipzig, Teschke. 1855. Br. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs geht von dem Satze aus, daß das Kirchenlied anfänglich ein Volkslied im eigentlichsten Sinne des Wortes, daß es das Eigenthum des Volkes war, daß es aufgehört hat, ein solches zu sein, und daß es die Aufgabe der neuern Zeit ist oder doch sein sollte, es wieder zu seinem ursprünglichen Charakter zurückzuführen. Wir theilen diese Ansicht ebenfalls, aber wir gestehen, daß es uns kaum möglich scheint, diesen schönen Zweck, wie wollen nicht sagen in der nächsten Zeit, sondern in einem halben Jahrhundert zu erreichen. Jedenfalls muß erst die zerspaltende und auflösende Bewegung wieder verschwinden, die sich der protestantischen Kirche bemächtigt hat, es müssen die herrschsüchtigen Absichten, die sich hier und da kund geben, zurückgedrängt, es müssen die katholisirenden und andern krampfhaften Richtungen, die immer greller auftreten, vollkommen besiegt werden, damit statt der pietistischen Schwärmerei und ähnlicher Auswüchse wieder ruhiges, christliches Bewußtsein das Volk durchdringe. Aber es ist immer an der Zeit, diesem schönen Zwecke vorzuarbeiten, wenn es auch erst nach langen Jahren erreicht werden sollte, und dies kann allerdings zunächst dadurch geschehen, daß das Volk mit der geschichtlichen Entwickelung des Kirchenliedes bekannt gemacht werde. Dies ist nun die Absicht des vorliegenden Werks; sie ist vollkommen berechtigt und gut; aber wir zweifeln, daß es dem Verfasser gelingen wird, seinem Buche Eingang bei dem größern Publikum zu verschaffen. Es ist dazu viel zu viel mit Einzelheiten überladen, die wol für den Forscher, für den Theologen von Interesse und mannichfaltigem Nutzen sein mögen, dagegen aber für das größere Publikum ohne allen Werth sind und ihm das Buch verleiden müssen. Auch hat das Buch eine viel zu stark ausgesprochene polemische Richtung gegen den Rationalismus. Wir stimmen zwar mit dem Verfasser vollständig darin überein, daß die alten herrlichen Kirchenlieder, die im vorigen und diesem Jahrhundert in den Gesangbüchern oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden sind, wieder auf ihre alte, naive und glaubenstiefe Gestalt zurückgeführt werden müssen: insofern es nämlich möglich ist; denn es ist bei manchen nicht thunlich, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die Andacht der singenden Gemeinde zu stören, weil die darin gebrauchten Ausdrücke nicht blos veraltet sind, sondern auch eine ganz andere, oft entgegengesetzte Bedeutung angenommen haben u. dgl.; aber wenn wir hierin auch des Verfassers Ansicht theilen, so glauben wir, daß es hinlänglich ist, sie einmal zu begründen und mit allen möglichen Beweismitteln zu unterstützen, daß es

irreligiöse Tendenzen entschieden bekämpft und zurückgewiesen werden sollen.“ Wir müssen dem Urtheil oder Instinct unserer Leser überlassen zu entscheiden, ob durch diese Erklärung irgendetwas in dem vorstehenden Urtheil unsers Berichterstatters alterirt werde.

D. Red.

Digitized by Google

aber zuletzt ermüdet, sie bei jedem einzelnen Dichter, bei jedem einzelnen Liede wieder vorbringen zu sehen.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser fleißig, gewissenhaft und auch glücklich geforscht hat, und so enthält das Buch manche literarisch oder historisch wichtige Thatsache; allein er führt viele an, die wir, warum sollten wir es nicht offen aussprechen, gern vermissen würden. Es ist nämlich gewiß schön und gut, daß auch, wo es möglich ist, die Geschichte der Entstehung eines Liedes, ja selbst Sagen mitgetheilt werden, die sich an die Entstehung geknüpft haben; es sind diese ein Zeichen, daß das Lied mit dem Volke verwachsen, ihm sozusagen zur Persönlichkeit geworden ist. Allein der Verfasser nimmt keinen Anstand, Erzählungen wie folgende in sein Buch aufzunehmen. Es handelt sich um Paul Flemming's berühmtes Reiselied „In allen meinen Thaten".

Eine arme Witwe zu Schmalkalden, die keinen Groschen mehr hatte, war einem Kaufmann 32 Thaler schuldig. Eben hatte sie ihren Mann begraben, als der Gläubiger unter Androhung harter Strafe zu der Bezahlung sie aufforderte. Darüber gerieth sie in große Angst und Bangigkeit. Sie ging mit ihren Kindern zu Bette, nachdem sie mit ihnen andächtig gebetet hatte. Nach langem Sorgen, Grämen, Bekümmern, woher sie Geld nähme in der Wüste, war sie endlich eingeschlummert. Da war es ihr, als ob ein Jüngling im weißen glänzenden Kleide vor ihrem Bette stände. Mit lieblicher Stimme sang er die letzte Strophe des Liedes „In allen meinen Thaten":

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich erschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Weiß allen Sachen Rath.

Früh des Morgens, als sie kaum noch den wunderbaren Traum ihren Kindern erzählt hatte, klopfte Jemand an die Stubenthür. Ein Bote brachte ihr die Nachricht, daß ihr Schuldherr diese Nacht gestorben sei. Vor seinem Ende habe er ihr noch die ganze Schuldsumme erlassen. Darüber fing sie vor Freuden zu weinen an und sang mit den Kindern den Schlußvers: „So sei nun, Seele, deine" u. s. w.

Nun fragen wir, was soll diese Anekdote in einer Geschichte des Kirchenliedes? In welchem Bezug steht sie zu dem Liede, um das es sich handelt? Die Geschichte kann wahr sein, dergleichen Träume sind eben keine Seltenheit; aber wenn sie auch wahr ist, so gehört sie in eine Anekdotensammlung, aber in kein historisches Werk. Es ist uns aber vorzüglich daran anstößig, daß durch solche Erzählungen eine protestantische Legendensammlung angebahnt wird, die mit der Zeit höchst verderblich wirken könnte. Uebrigens ist Cunz nicht der erste, der solche Legenden sammelt, auch hat er in der Mittheilung einige Mäßigung bewahrt, während andere Geschichtschreiber des Kirchenliedes, z. B. Koch, ihre Bücher vorzüglich mit solchen Geschichtchen anfüllen, von denen die allerwenigsten historischen, moralischen oder auch poetischen Werth haben. Uns scheint solches Treiben gerade nicht sehr christlich und dem Wesen des Protestantismus widerstrebend, da solche Anekdoten doch keinen andern Zweck haben können, als den Dichtern oder sogar den Liedern einen Heiligenschein zu geben. Wenn die Kapuzinee kleine Gebetlein drucken lassen und dabei die Versicherung geben, daß, wer sie betet, Ablaß erhalte, treiben sie in der That keinen ärgern Götzendienst, als die protestantischen Erzähler solcher Geschichten.

Heinrich Kurz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Stimmen aus dem Judenthum.

1. Die Geheimnisse der Juden von Herrmann Reckendorf. Fünf Theile. Leipzig, Gerhard. 1856—57. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart, nebst einer einleitenden Uebersicht der ältern Religions- und Culturgeschichte von S. Stern. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
3. Jüdische Literaturbriefe von B. Beer. Leipzig, Hunger. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie man auch das Judenthum auffassen mag, ob mit Lessing als die Religion der Kindheit des Menschengeschlechts und somit als Vorbereitungsstufe zum Christenthum, ob mit Hegel als Religion der Erhabenheit, ob mit Formstecher als die Religion des Geistes, oder mit Hirsch, dem Hegelianer, als die Religion der Freiheit, gleichviel, es bleibt eine der bedeutendsten Erscheinungen für die gesammte Menschheit. Ins höchste Alterthum hinaufragend hat es im Laufe der Jahrhunderte zwar verschiedene Phasen angenommen, dennoch aber bis auf den heutigen Tag in seiner ganzen Lebensfülle und Frische sich erhalten, und mit Recht darf man von ihm sagen, es habe nichts vom Alter als dessen Würde. Bei seinem Entstehen auf einen sehr begrenzten Raum beschränkt, hat es über alle vier Enden der Erde sich verbreitet, war Zeuge aller aufeinander folgenden Epochen der Geschichte, hat Nationen und Reiche entstehen und untergehen sehen, hat allerlei Umwälzungen in den Staaten und Kirchen erlebt, hat die heftigsten Stürme und Ungewitter über sich ergehen sehen, nichts aber vermochte seinen Lebenskeim zu zerstören, keiner Macht gelang es, es völlig zu unterdrücken oder gar zu vertilgen. Je gewaltiger die Stürme, desto fester schlossen sich seine Bekenner ihm an, desto höher stieg der Glaubensmuth und die Opferbereitwilligkeit, mit der sie sich um das gemeinsame Panier scharten; doch selbst in günstigern Momenten, wenn die Sonne der Humanität sie erwärmte und die Fackel der Civilisation ihre leuchtenden Strahlen auf sie fallen ließ, erkalteten sie nur selten in ihrer Anhänglichkeit an den angestammten Glauben, an das überkommene Erbtheil, die Lehre Moses', und war der Abfall immer nur vereinzelt. Wohl durfte daher der geistreiche Salvador diesen Moses sagen lassen: „Je veux former un peuple durable qui, loin d'être anéanti par les nations, agisse puissamment sur leur propre existence. De même que je construis au milieu de ce peuple une arche précieuse où je dépose mes principes sacrés, je les constituerai comme un vaisseau jeté au milieu des peuples; je me servirai du bois le plus dur, j'en resserrerai avec force tous les points, les vents et les tempêtes pourront l'agiter, le réduire à l'état le plus misérable, mais ils ne l'engloutiront jamais, et il survivra pour porter à leur destination les richesses que j'aurai confiées à ses flancs." Mag Moses, wie Schiller es will, diesen Reichthum — die Lehre von einem Gotte — den Aegyptern entlehnt haben, oder mag sie ihm im Dornbusch geoffenbart worden sein, auf welchen von beiden Standpunkten man auch sich stelle, man wird nicht umhin können, die kühne That, einem Sklavenvolke mitten unter ihren Bedrückern und unter den Augen ihrer

Digitized by Google

Zuchtmeister jene Lehre zu verkünden, zu bewundern; man wird ihm die höchste Anerkennung dafür nicht versagen können, daß er es gewagt, jenem verschleierten Bilde zu Sais sein Geheimniß zu entreißen und es seinen im Joche schwer seufzenden Brüdern zu ihrem Trost und Heile mitzutheilen. Kommt auch nach Jahrtausenden ein deutscher Philosoph und versucht es, um seine Hypothese zu stützen und ein System zu erbauen, und vorzudemonstriren, daß der mosaische Menotheismus nur ein relativer war, so lassen wir uns dadurch nicht beirren; wir betrachten vielmehr einen solchen Versuch als bloße Spielerei, als müßiges Hirngespinst und gehen lächelnd darüber hinweg. Es ist übrigens zu bedauern, daß Schelling — denn von ihm reden wir — in seinen sonstenfalls sehr anregenden Untersuchungen über die Mythologie, da, wo er von der Sprachverwirrung handelt, nicht tiefer in die Sache eingegangen ist und, von der neuern Sprachwissenschaft geleitet, seine Forschungen nicht nach dieser Richtung hin angestellt hat. Es liegt nicht in meiner Absicht, hier die Frage näher erörtern oder auch nur ihre Erledigung anbahnen zu wollen. Ein bloßer Fingerzeig möge genügen, dem Leser anzudeuten, was ich eigentlich sagen will. Es ist allbekannt, daß die civilisirten Sprachen Europas und Asiens in die zwei großen Hauptfamilien, die indoteutonische und semitische, zerfallen. Ich könnte darauf hinweisen, wie die Wurzeln jener mehrsilbig, diese hingegen (wenigstens nach der Ansicht einiger Philologen) einsilbig sind und diesen Unterschied zu Gunsten meiner Hypothese geltend machen. Dies dürfte jedoch, wie aus dem eben Gesagten erhellt, ein streitiger Punkt sein. Mit mehr Sicherheit aber läßt sich die Behauptung aufstellen, daß jene Eintheilung auf das Gebiet der Religionsgeschichte anzuwenden sei und die Verschiedenheit auch hier scharf hervortritt. Bei den indischen Völkerschaften nämlich, und ich zähle zu diesen die europäischen, welche sprachverwandt mit ihnen sind, sehen wir den Polytheismus, bei den semitischen hingegen den Monotheismus vorwalten. Ich glaube, eine Berücksichtigung dieses auch dem oberflächlichsten Blicke sich darbietenden und nicht wegzuleugnenden Phänomens müßte hinreichen, die Ansicht einer gewissen Schule, welche das Judenthum als der Eendreligion entsprungen erklärt, siegreich zu widerlegen.

Es leuchtet zugleich ein, wie viel näher die Beziehung zu Aegypten liegt, freilich nur zur dortigen esoterischen Lehre. Unmittelbar von ihr herstammend oder doch verwandt mit dieser, denn man hat in neuerer Zeit viel über diesen Punkt gestritten, sind auch die griechischen Mysterien, und so sehen wir in Plato, der in dieselbe Schule gegangen wie Moses, griechische und orientalische Weisheit verbunden, so nämlich, daß beide, der Pantheismus (im Volksglauben Polytheismus) und der Monotheismus zu gleicher Zeit in seinen Schriften vertreten sind. Bekanntlich will das Christenthum schon in ihm einen Anhaltspunkt für die Dreinitätslehre finden; wir wollen auch auf diese Frage hier nicht näher eingehen, so viel aber steht fest, daß die Lehre von einem Mittler bei keinem Philosophen deutlicher hervortritt und schärfer ausgeprägt ist als gerade bei Plato. Um jedoch auf das Judenthum zurückzukommen, welches auch sein Ursprung, seine hohe Bedeutung für die gesammte Menschheit muß stets anerkannt werden. Hat auch das Christenthum die große Aufgabe übernommen, das Licht, welches vom Sinai ausging, über die Welt zu verbreiten, so hat es doch die Fackel der Aufklärung, die es in die fernen Regionen trägt, um sie zu erleuchten, an jener „Lampe" angezündet, welche beständig im Tempel Israels erhalten und von „lauterm, ausgepreßten Olivenöl" genährt wird. Das Licht, welches von dieser Lampe strahlt, mag der hellern Flamme gegenüber, mit welcher die Fackel lodert, unscheinbar geworden sein; sie mag jetzt nur düster brennen, wie sie zu Zeiten schwer umwölkt war, doch erlöschen konnte sie nicht und wird sie nicht, denn seitdem der Tempel in Asche daniederliegt, strömt ihr stets neue Nahrung aus den Herzen der Bekenner zu; ihnen hat sie auch in den dunkelsten Zeiten zur Erleuchtung und Erwärmung gedient. Und so sehen wir das uralte Judenthum, einer felsigen lebensvollen Eiche gleich, in immer wiederkehrender Jugend sich erneuen und frische Lebenszeichen von sich geben. Die Stürme, welche über ihr Haupt gezogen, haben nicht vermocht, sie zu entwurzeln; der Stamm ist, wenn auch äußerlich entstellt und vielfache Spuren des Alters an sich tragend, im Innern kernhaft und gesund, und selbst die Zweige strotzen von Leben.

Zu diesen Betrachtungen bin ich durch vorliegende Bücher veranlaßt worden, die nun einzeln etwas näher zu besprechen sind. Ich fange mit den „Geheimnissen" von Hermann Redenborf an. „Geheimnisse des Juden", welcher verlockende Titel! Haben wir hier ein aufgedecktes Judenthum" von einem Juden? Werden wir hier in die geheimen Verbindungen eingeweiht, welche, nach einer volksthümlichen Sage, die über den ganzen Erdball zerstreuten Juden miteinander unterhalten sollen? Erfahren wir endlich, was sie für Plane gegen Staat und Kirche schmieden? Belehrt uns der Verfasser endlich doch darüber, wie sie zu Ostern Christenkinder schlachten, um deren Blut als Sühnopfer zu verspritzen? Wie sie die Christen verwünschen und ihren Heiland lästern? Nichts von alledem, und kauft du, Leser, das Werk in dieser Hoffnung, so würdest du arg enttäuscht werden; denn du wirst weiter nichts finden als die Geschichte der Juden von der babylonischen Gefangenschaft bis auf das Zeitalter Mendelssohn's, wie solche ausführlicher in größern Geschichtswerken von Christen und Juden zu finden, nur daß die Darstellung bei Neckendorf in novellistischer Form gehalten ist. Er erzählt uns am Schlusse, daß er durch die Lectüre der „Mysteres du peuple" von Eugene Sue zu einer ähnlichen Bearbeitung der Geschichte seines Volks angeregt worden, und versucht es, den Titel „Geheimnisse" dadurch zu rechtfertigen, daß er „das innere und religiöse Leben seiner Nation, deren Licht- und Schattenseiten, ihre Kämpfe und Verirrungen" dem Auge des andersgläubigen Publikums vorgeführt habe. Ich kann diese Entschuldigung, selbst nach der hinzugefügten Erklärung, daß der Inhalt des Werks „theils historisch, theils romantisch" ist, nicht gelten lassen, und muß dem Autor vielmehr sagen, qui s'excuse, s'accuse. Hätte er übrigens das Urtheil gekannt, welches ein neuer deutscher Kritiker über jenes von ihm bewunderte Werk gefällt hat, er würde wol Anstand genommen haben, seine Leistung beim Publikum unter einem solchen Ausbängeschild einzuführen. Ob diese Art der Darstellung überhaupt eine berechtigte ist, will ich dahingestellt sein lassen, auch will ich dem Urtheile jenes Kritikers über das Werk ist wie er erklärt „die Erklingsfrucht seiner belletristischen Thätigkeit") gern das Zugeständniß machen, daß er das Material im ganzen recht hübsch verarbeitet hat und ein ziemlich gutes Quellenstudium gemacht zu haben scheint. Allein abgesehen davon, daß z. B. fast der ganze dritte Theil von Dingen handelt, die nicht in die Geschichte der Juden gehören oder nur sehr entfernte Beziehungen zu ihr haben, möchte ich fragen, was für Leser der Autor eigentlich bei der Verfassung des Werks im Auge gehabt. Im „Schlußwort" beantwortet er zwar diese Frage selbst, indem er sich sowol ans jüdische als auch ans christliche Publikum wendet, „hier hast du, lieber Jude und Glaubensgenosse", heißt es dort, „einen Auszug der Geschichte deiner Nation" und „hier hast du, lieber Christ und Nebenmensch, die Geschichte eines Volks" u. s. w. ich glaube jedoch, daß der Christ, der sich speciell über die Geschichte der Juden belehren will, sich kaum mit einer Bearbeitung derselben begnügen kenne, wo er erst Dichtung von Wahrheit zu sichten hat, was trotz der durch Quellenangabe bei letzterer hervorgehobenen Unterscheidung nicht immer deutlich ist; der Jude aber wird, nach meinem Dafürhalten, wenn er das Werk auch mehr zur Unterhaltung als Belehrung benutzt, mit den Ansichten des Verfassers nicht immer zufrieden sein können, ja oft von ihnen ire geleitet werden. Für das

Digitized by Google

weibliche Geschlecht und die Jugend dürfte eine novellistische Darstellung der Geschichte ihres Volkes, wenigstens um zunächst ein Interesse für dieselbe bei ihnen wach zu rufen, ganz geeignet sein; aber wie soll der Vater seinem Sohne ein Buch in die Hand geben, wo solche verwerfliche Grundsätze ausgesprochen werden, wie die, welche der Verfasser am Ende des ersten Theils in den Mund des Hohepriesters Kaiphas legt? War es nöthig, in einem Werke, wo dem Plane nach so vieles nur oberflächlich berührt werden konnte und so vieles weggelassen werden mußte, bei einem Heuchler und Betrüger gerade so lange zu verweilen und ihn gleichsam mit einem gewissen Wohlgefallen zu charakterisiren? Diese Mühe hätte der Verfasser sich ersparen können, und durchaus nicht zum Nachtheil des Werks. Ebenso überflüssig, wenn auch von einem ganz andern Gesichtspunkte aus, scheint mir die Fortsetzung des „Fünften Sabbats" (denn so sind die verschiedenen Stücke überschrieben) am Anfange des zweiten Theils, wo gleichsam im Gegensatz zum Kaiphas die Lebensgeschichte und Charakterschilderung des Stifters des Christenthums gegeben wird. Es werden dabei viele Citate aus dem Neuen Testament angebracht, was leicht zur Vermuthung Anlaß gibt, daß der Verfasser damit nur seine Vertrautheit mit den Urkunden der christlichen Religionsstehre documentiren wollte. Wenn ein Salvador ein „Leben Jesu Christi" schreibt, von dem jüdisch-gesetzlichen Standpunkte aus dessen Verurtheilung in Schutz zu nehmen, oder ein Jost in neuester Zeit demselben Gegenstande in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten" mehrere Kapitel widmet, um seinerseits das Synedrium von aller Schuld an der Kreuzigung freizusprechen, so finden wir das ganz in der Ordnung und vollständig gerechtfertigt, wenn auch die Auffassung Jost's von vielen Seiten gemißbilligt und seine Darstellung der Thatsachen vor einer strengern Kritik nicht stichhaltig befunden werden dürfte. Wenn aber Reckendorf in den letztern Fußstapfen tritt, und am Schlusse seines Berichts den Ezechiel Zobias (beiläufig ein unglücklich gewählter Name) sagen läßt: „Dies war das Ende eines der edelsten und vortrefflichsten Männer, die je auf dem Erdboden gewandelt haben. Er kannte die Gebrechen seiner Nation und wollte ihnen abhelfen, seine Zeitgenossen aber verstanden ihn nicht; die Nachwelt wird ihn zu würdigen wissen", so hat es den Anschein, als wollte der Verfasser mit dem Christenthum liebäugeln, und, wir müssen es offen aussprechen, selbst auf die Gefahr hin der Engherzigkeit bezichtigt zu werden, hat er sich als Jude compromittirt. Denn, um consequent zu sein, hätte er die ganze folgende Geschichte der Juden, ihre unsäglichen Leiden, die bittern Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, als Folge ihres hartnäckigen Unglaubens, und ihre Bemühungen, das alte Erbtheil durch allerlei Umsäumungen aufrecht zu erhalten, und die Starrheit, mit welcher sie demselben zugethan blieben, als unglückselige Verirrung darstellen müssen. So sagt er ja selbst, (I, 110): „Die spätern Weisen aber konservirten diese Umzäunung, als göttliche Lehre, umgaben diese wieder mit einer Umzäunung, und so ging es fort. Ein altes Erbgebäude niederreißen oder durch Aufführung neuer Stockwerke zum Sturze bringen, läuft beinahe auf eins hinaus." Ist dem aber wirklich so? Wir werden später sehen, daß der consequenteren Stern die Sache ganz anders auffaßt.

Ebenso auffallend ist es, daß Reckendorf, der, nach andern Stellen zu urtheilen, im Talmud kein Fremdling ist (II, 79), eine mit einem Juden verheirathete Christin „das schöne, von dem Nazarener Jesus verfaßte Gebet" mit „Belehrung der Sitten und Brust" beten läßt, ohne auf dessen Quelle hinzuweisen. War es ihm unbekannt, was der verdienstvolle B. Beer in seinem „Denkschreiben an Johannes Ronge" („Die freie christliche Kirche und das Judenthum", Leipzig 1848) über das Vaterunser gesagt? Wußte er nicht, was dort nachgewiesen wird, daß der Inhalt dieses Gebets sich fast in ähnlichen, zum Theil gemüthvollern Ausdrücken bereits als Gebetsformel im Talmud Berachot (I, 6 fg.) vorfindet? Der Verfasser geht aber noch weiter in seinen Zugeständnissen. Er läßt aus dieser finstern Wüsteney Söhne und Töchter hervorgehen, und als der Vater darüber befragt worden, wie er es „mit der Erziehung seiner Kinder in Hinsicht des Glaubensbekenntnisses" gehalten, antwortet er: „Hierin verfuhr ich auf folgende Art: ich brachte meinen Kindern bis zu ihrem vierzehnten Jahre die Bücher der Alten und Neuen Bundes bei; nachdem sie diese Alter überschritten hatten, sagte ich zu ihnen: „Meine Lieben! Ihr habt nun schon den nöthigen Verstand, das Gute zu wählen; hier habt ihr zwei gute, von Gott geoffenbarte Religionen; wählt, welche euch beliebig ist!" Die Söhne folgten mir nach; die Mädchen, welche von Natur der Mutter mehr anhängen, zogen es vor, Nazarenerinnen zu sein." Muß man nicht nach dieser Erzählung an dem Standpunkte des Verfassers selbst irre werden? Wohl wissen wir, daß er als Berichterstatter der Vergangenheit nicht seine eigenen Ansichten vorträgt, sondern vielmehr den Geist der verschiedenen Zeitalter schildern will; allein bei dem didaktischen Gewande, in welchen er seine Erzählungen eingekleidet, hätten solche Klippen vermieden und jede Zweideutigkeit fern gehalten werden sollen. Oder könnte es Reckendorf selbst seinen jungen Glaubensgenossen verargen, wenn er bei jener Stelle über Jesus stutzig würde und sich sagte: „Wahrlich, meine Vorfahren waren mit Blindheit geschlagen, sie wußten nicht, was sie thaten. Ich will es besser machen und weiser sein als sie, ich will der zweiten Offenbarung Gehör schenken und zu dem Glauben der bei weitem größern Zahl meiner Nebenmenschen übertreten. Der Verkünder derselben ist von meinen Glaubensbrüdern nur zu lange mißachtet worden; sie fangen endlich an, seine hohe Bedeutung zu erkennen; die Augen sind ihnen endlich geöffnet; wohlan denn, so will ich der erste sein, diese Anerkennung in die That zu übertragen und Christ werden. Es spricht ja alles zu Gunsten eines solchen Entschlusses, auch meine zeitlichen Interessen werden ja dadurch aufs beste gefördert, warum also zögern?" Freilich kann dann die Frage, „aber welchem Zweig des Christenthums soll ich mich anschließen?" Doch diese wäre bald erledigt; der Fragende würde wahrscheinlich zu der zufällig in seinem Vaterlande herrschenden Kirche übergehen. Daß ich selbst keinen engherzigen Standpunkt einnehme, wird aus den vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen deutlich genug hervorgegangen sein; und ich bin fern davon zu behaupten, daß eine feste Ueberzeugung als Jude sich nicht mit Anerkennung des Christenthums vertrage; bei einem Werke aber, das zunächst an das Volk, namentlich an die Jugend gerichtet ist, verlangt man strengere Grundsätze, wenigstens sollen die Gränze nicht verwischt und durchmischt, gewissen, besonders ihnen eine bestimmte Richtung gegeben werden, ohne daß man deshalb dem Geiste Verurtheile einzuflößen braucht, oder ihn mit Fanatismus erfülle. Besinnungstüchtigkeit wird auch in religiösen Dingen stets Achtung gebieten, während Halbheit und Unentschiedenheit vom Gegentheil getroffen wird und nur Unheil stiftet.

Sehr unklar ist übrigens des Verfassers Auffassung über Religion im allgemeinen, wenn er (II, 82) Abner sagen läßt: „Was ist euere Religion anders als die Art und Weise, wie man dem allerhöchsten Wesen seine Liebe und Ehrfurcht beweiget?" Ich meine vielmehr, es bestehe die Religion in dieser Liebe und Ehrfurcht selbst, nicht in der Art und Weise, wie man sie bezeigt. Welche Mißbräuche könnten sich sonst mit dem Namen Religion verherrlichen; ja, welche Greuel hat man nicht unter ihrer Aegide verübt und durch das bekannte in majorem Dei gloriam bemäntelt? Gerade die Geschichte der Juden, d. h. ihrer Leiden und Verfolgungen, bietet ja den schlagendsten Beleg dafür, zu welchen Verirrungen eine solche Auffassung zu führen vermag. Indessen wollen wir hier dem Erguß unsers Unwillens Einhalt thun, denn die Beurtheilung liegt nahe, daß hier nicht sowol eine falsche Definition und Ansicht als vielmehr ein stilistischer Fehler, eine unglückliche Ausdrucksweise und Wendung zu rügen ist. In dieser Beziehung läßt

Digitized by Google

das Werk überhaupt noch manches zu wünschen übrig, und möchte ich dem Verfasser rathen, bei einer etwaigen zweiten Auflage die Feile, bei seiner Prosa nicht minder als bei den metrischen Versuchen, mit denen das Werk reichlich ausgestattet ist und wovon, ich räume es gern ein, einige recht niedlich und nicht ohne Schwung sind, etwas häufiger anzulegen. Auch dürfte eine gleichmäßigere Raumvertheilung bei den verschiedenen Erzählungen zu beobachten sein, namentlich könnte das Extrane und mit der Geschichte der Juden nur im entferntern Zusammenhange Stehende, wie die Episode von der Jenobia im zweiten Theil und fast der ganze Inhalt des dritten Theils um ein Bedeutendes abgekürzt werden. Die nämliche Procedur wäre auch bei der sehr ausführlichen oder unerquicklichen Schilderung der Chassidim im sinsten Theil — einer im ganzen sehr unbedeutenden, wenn auch ziemlich zahlreichen Sekte — nur vortheilhaft für die Abrundung des Werks. Schließlich kann ich die beiläufige Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wäre der Verfasser von einem richtigeren Takte geleitet worden, er gewiß eingesehen hätte, wie anstößig es für seine jüdischen Leser sein muß und wie unpassend es ist, in einem solchen Buche, das noch obendrein nach Sabbaten eingetheilt ist, die verschiedenen Stücke mit den Worten „In Jahre — nach Christus" überschrieben zu sehen. Manches streng Orthodoxe könnte leicht einen verkappten Missionar in unserm Verfasser wittern; ich selbst bin weit davon entfernt, einer solchen Verdächtigung Raum zu geben, im Gegentheil glaube ich, daß es sein Patriotismus ihn bei seiner Arbeit beseelt hat; um so mehr aber halte ich es für eine Pflicht, ihn auf die Gefahren, die ihn bedrohen, aufmerksam zu machen und ihn auf den rechten Weg zu leiten. Er verspricht eine Fortsetzung des Werks, um uns auch die Geschichte der Juden seit Mendelssohn's Tode vorzuführen.

In S. Stern, dem Verfasser der „Geschichte des Judenthums", tritt uns ein kampfgeübter Schriftsteller entgegen, der sich dem deutschen Publikum bereits durch andere historische und sprachwissenschaftliche Leistungen vortheilhaft bekannt gemacht hat, und welcher bei der Bewegung im Judenthum, die im vorliegenden Werke den Grundzug bildet und uns in größerer Ausführlichkeit vor Augen geführt wird, selbst eine bedeutende Rolle gespielt hat. Er war demnach zu der Aufgabe, die er sich gestellt, wenigstens nach dieser Richtung hin, ganz besonders befähigt; wie er sie gelöst, will ich jetzt näher prüfen. Vor allem muß ich die warme und schwungvolle Darstellung rühmen, welche diese Schrift auszeichnet, und die ihr gewiß ebenso viel Beifall von ihren Lesern erringen wird, wie die Vorlesungen, von denen sie ein Abdruck ist, ihn bei den Zuhörern (im Wintersemester 1856/57 in Frankfurt a. M.) sich erworben haben. Weit mehr Gewicht aber als auf die Darstellung lege ich auf die Gesinnungslüchtigkeit, die der Verfasser bekundet und die man, auch bei abweichender Meinung, wird anerkennen müssen. Er vertheilt nicht, daß er einen Parteistandpunkt einnimmt, doch wird auch das nicht abhalten, seine Schrift von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Dazu berechtigt er die Kritiker selbst, wenn er am Schlusse sagt: „Wahrlich, ich bin mit diesen Vorlesungen nicht aufgetreten, um für meine Ueberzeugungen oder gar für meine Bestrebungen in weiteren oder engern Kreisen Propaganda zu machen. Ich habe nicht die Absicht und nicht den Wunsch gehabt, mir in meinen Zuhörern oder Lesern Anhänger für meine Ansichten zu gewinnen. Ja, es würde mich schmerzen, wenn ich glauben müßte, daß sie diese meine Ansichten ohne weiteres zu den ihrigen machen." Er kann sich also nicht beklagen, daß ihm Unrecht geschehe, wenn der Beurtheiler seinen eigenen Maßstab anlegt und den Parteistandpunkt des Verfassers aus den Augen läßt. Daß dieser dem ganzen Buche eine entsprechende Färbung gibt und daß die in demselben ausgesprochenen Auffassungen eine einseitige Richtung annehmen mußten, sodaß es trotz des eben angeführten Protestes den Charakter einer Plaidoyer, einer oratio pro domo, an sich trägt, wird nicht bestreiten, aber gerade aus diesem Grunde erhebe ich mein Bedenken gegen den Titel: „Geschichte des Judenthums" u. s. w., der jedenfalls eine Beschränkung fordern müssen. Der Verfasser hat das selbst gefühlt, wenn er in der Vorrede sagt: „Ich nenne diese Vorlesungen «Geschichte des Judenthums», nicht als ob ich nur die Geschichte der religiösen Entwickelung zu geben beabsichtigte, sondern weil ich glaube, daß der gerade in dieser Zeit unter den Bekennern des Judenthums allgemein und allmählich hervortretende Umschwung der gesammten Lebensgestaltung nicht so sehr auf äußern Ursachen als auf einer innern Entwickelung des Judenthums selbst beruht" u. s. w.; allein damit hat er nicht das Rechte getroffen und kann ich diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Es handelt sich gar nicht darum, daß er die Worte „des Judenthums" statt „der Juden" gebraucht hat, das ändert an der Sache nichts, denn in beiden Fällen werden wir zu andern Erwartungen berechtigt. Das „Judenthum" erstreckt sich nämlich ebenso wie die „Juden" über alle Zonen, die Bewegung aber, von welcher uns hier berichtet wird, hat doch vorzugsweise und fast ausschließlich ihren Ausgangspunkt in Deutschland gehabt, während die angrenzenden Länder nur schwach davon berührt worden sind, entfernetere gar nicht, und selbst im Vaterlande die eigentliche Reform, wie Stern und Gleichgesinnte sie angestrebt, nur in sporadischen Erscheinungen zum Durchbruch gekommen und aufgetreten ist. Die Bewegung im Judenthum Frankreichs z. B. verhielt nach des Verfassers eigener Darstellung nicht auf innerer Entwickelung, sondern kam von außen; in England, wo das deutsche Element so stark vertreten ist, ging die segensreiche Wirkung Mendelssohn's und seiner Nachfolger spurlos vorüber, und der Anstoß zur Reform, der jedoch auch dort nur ein vorübergehender war, ist bekanntlich rief, kam von ganz anderer Seite her. Ja, sagt nicht der Verfasser selbst (S. 298): „So hatte diese fürgte religiöse Bewegung an dem Orte ihres Ursprungs ihre gemeindebildende Kraft (es ist dabei die zu Berlin von Stern 1845 gegründete Gemeinschaft für Reform im Judenthume, die seit 1847 unter der geistlichen Leitung des Rabbinerd Holdheim steht, gemeint) in vollem Maße bekundet. Aber ihre nach außen auf eine allgemeine Neugestaltung des Judenthums gerichteten Bestrebungen mußten als gescheitert angesehen werden. Die Verbindung mit sogenannten auswärtigen Genossenschaften führte nur in Pesth zur Einführung der bei deutscher Gottesdienst, sonst aber nirgends zu ähnlichen Schöpfungen." Wäre es daher nicht viel angemessener gewesen, den Titel „Geschichte der Reformbestrebungen unter den Juden (oder im Judenthum) Deutschlands" zu wählen? Es ist leicht begreiflich, daß es im Grunde nicht auf den Titel ankommt, das hieße um des Kaisers Bart streiten, sondern lediglich darauf, ob er dem Inhalte entspricht und umgekehrt. Hätte man nicht den Kopf geschüttelt, wenn z. B., um ein ähnliches Wort zu nennen, F. Schwarz seine verdienstvollen vielgerühmte Schrift: „Zur Geschichte der neuesten Theologie" den Titelkam als „Geschichte des Christenthums" gehoben hätte? Das hat er wohlweislich unterlassen, weil er wußte, daß ein solcher Titel zu ganz andern Erwartungen berechtigt, und daß man es für eine unverantwortliche Anmaßung gehalten haben würde, das Christenthum in so enge Grenzen zu fassen und dessen Geschichte auf die kirchlichen Bewegungen in Deutschland, sei es auf die reactionären oder liberalen Bestrebungen der verschiedenen namhaft gemachten Theologen, zu beschränken. Stern hat, gestissentlich oder nicht, den umfassenden Titel für seine Schrift vorgezogen; ich meinerseits lehne es jedoch ab, sein Buch als eine Geschichte des Judenthums gelten zu lassen, und harte der Fortsetzung des Josi'schen Werks als eines, welches, soweit es uns vorliegt und nach den frühern Leistungen des berühmten Historikers zu urtheilen, den Anforderungen, die man an ein solches Unternehmen stellt, weit mehr zu genügen versprichs. Ist so die richtige Perspective für Stern's Schrift gefunden, so kann ich ihm um so bereitwilliger das

Digitized by Google

wohlverdiente Lob zuerkennen, daß er die Thatsachen selbst wahrheitsgetreu dargestellt und die verschiedenen hervorragenden Männer, die nach- und nebeneinander den Schauplatz der Handlung betreten haben, als da sind: die Rabbiner Abraham Geiger, Samson Hirsch, L. Philippsohn, J. Frankel, Holdheim, Sachs u. a., mit Scharfblick und Gewandtheit charakterisirt hat. Daß die Darstellung immer eine mehr oder minder starke Parteifärbung hat, ist bereits erwähnt worden, dennoch wird man ihn nicht beschuldigen können, die segensreiche Thätigkeit eines Mendelssohn, Wessely, Israel Jacobsohn und Gabriel Rießer, sei es als Reformatoren des Cultus oder als Vorkämpfer für die politische Gleichstellung der Juden — in welcher letztern Sphäre besonders Rießer als helleuchtender Stern glänzt und vom Verfasser mit hingebender Wärme und Bewunderung geschildert ist —, nicht nach Verdienst gewürdigt zu haben. Die schwächste und mangelhafteste Partie des Buchs ist wol die, wo er die Wissenschaft des Judenthums, als deren Hauptvertreter Rapoport, Zunz (diese beiden sind mit Recht als die Begründer der neuern wissenschaftlichen Schule bezeichnet), Jost, Reggio, Luzzato, Salvador, Steinheim, Frankel, Dukes, Sachs, Fürst, Lebrecht u. a. genannt werden, behandelt. Indessen hat er hier jedem Tadel durch die liebenswürdige Bescheidenheit, mit der er in der Vorrede sagt: „Wer mir Gelehrsamkeit abspricht, mag meiner Zustimmung im voraus gewiß sein", vorgebeugt. Freilich, erwägt man, daß gerade diese neueste wissenschaftliche Regsamkeit im Judenthum eins der wichtigsten Momente in dessen jüngster Geschichte bildet, so dürfte gerade dieses offene Geständniß seine Befähigung zu der Aufgabe, die er sich gestellt, fraglich erscheinen und Zweifel auftauchen lassen. Allein, ich will ebenso offen gestehen, daß dem weitverbreiteten Indifferentismus gegenüber ein Mann, der seine „Liebe und Treue zum Judenthum" durch Wort und Schrift und That zu erkennen gegeben hat, immerhin zu einer Stimme berechtigt ist und daß ich für meinen Theil ihm gern ein aufmerksames Ohr leihe. Nun wird er mir aber auch erlauben, meine Einwendungen vorzubringen.

Zuvörderst denn muß ich bemerken, daß seine Auffassung des Judenthums als „eine geschichtliche Erscheinung" eine zwar sehr gäng und gebe, der Ausdruck selbst aber ein sehr vager ist. Ich vermisse bei einem Werke, dessen Autor solche wesentliche Eingriffe ins Judenthum gewagt — denn die Gemeinde, die vorzugsweise seine Schöpfung ist, hat die Grenzen einer bloßen Reform des Gottesdienstes weit überschritten und sich erlaubt, selbst den Sabbat und die Beschneidung beiseite zu setzen —, die Darlegung des eigentlichen religiösen Standpunktes des Verfassers. Mit einem Worte, es liegt hier ein petitio principii vor. Dieses Gebrechen kann allerdings nicht befremden, wenn man folgende Stelle liest (S. 291): „Am 15. Februar 1845 waren die (von Stern gehaltenen) Vorlesungen über «Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart» geschlossen worden, und in den ersten Tagen des März begannen bereits in engerm Kreise die Berathungen über die Mittel und Wege, die zu einer Vereinigung in dem Sinne derselben führen konnten. Man gelangte schon in diesem engern Kreise zu der Ueberzeugung, daß die Vereinigung Gleichgesinnter nicht zu einem gemeinsamen Bekenntniß, sondern zu einem gemeinsamen Thun führen solle, und daß man daher nicht mit der Kundgebung von Ansichten über Lehr- und Glaubenssätze im Judenthum, sondern mit der Darlegung des religiösen Bedürfnisses hervortreten müsse, deren Befriedigung man im Judenthum suche und vom Judenthum fordere." Gleichwol heißt es in dem darauffolgenden Auszug aus dem von Rebenstein verfaßten „Aufruf an unsere deutschen Glaubensbrüder", welches in der Anmerkung ein „bedeutungsvolles Actenstück" genannt wird: „Wir wollen Glauben, wir wollen positive Religion, wir wollen Judenthum. Wir halten fest an dem Geiste der Heiligen Schrift, die wir als ein Zeugniß der göttlichen Offenbarung anerkennen, von welcher der Geist unserer Väter erleuchtet wurde." Den Commentar hierzu muß man in der Vorrede zum Gebetbuche der Genossenschaft für Reform suchen, wo es heißt: „Sie (die Offenbarung) wird als der lebendige Ausdruck eines subjectiven Glaubensgefühls, welches unsere Väter mit der vollen Kraft der Ueberzeugung beseelte, betrachtet (ich citire nach einer englischen Uebersetzung); ihr Dasein jedoch als eine objective Thatsache müssen wir leugnen." Man sieht deutlich, daß diese widerspruchsvollen Glaubensbekenntnisse zu dem, was wir Stern haben eben aussprechen hören, nicht stimmen. Der Hegelianismus, der sich augenscheinlich in die Vorstellungen der Verfasser jener Stücke eingeschlichen, hat eine arge Begriffsverwirrung erzeugt. Oder wie soll man sich eine positive Religion erklären, die auf bloßer Subjectivität, und noch dazu nicht der eigenen, sondern der längst verblichener Vorahnen, beruht? Das heißt den Worten einen beliebigen Sinn unterschieben, ein Verfahren, das zu allerlei Willkür führen muß und dieser Thür und Thor öffnet. Doch ich habe es mit Stern allein zu thun, und, ich sage es ohne irgendwelche böse Absicht, er hat sich, in der vorliegenden Schrift wenigstens, weislich aus der Schlinge gezogen und ist der Klippe geschickt ausgewichen. Wo aber die feste Basis fehlt, da droht der Umsturz, und wo von unrichtigen Prämissen ausgegangen wird, da kann auch in den Consequenzen nur Verwirrung sein. Das Fehlerhafte, das im Princip liegt, hat sich daran erwiesen, daß es unfruchtbar geblieben und keinen neuen Sprößling zu Tage gefördert hat. Auch die Logik hat ihre Nemesis, die nicht dulden will, daß man ihrem Schützling eine Ohrfeige gibt. Und nun einige Einzelheiten.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Pharisäismus bei Stern besser wegkommt als bei Reckendorf. „Die Pharisäer aber", sagt er (S. 28), „haben offenbar als ein zweites, ebenfalls nicht zurückzuweisendes Princip den jedesmaligen Geist und das jedesmalige Bedürfniß der Zeit erkannt, und waren darauf bedacht, auch diesem Geltung zu verschaffen, ohne darum jenes (das Princip der Unwandelbarkeit und Unumstößlichkeit der göttlichen Lehre) umzustoßen." Köstliche Sophistik! Arme Rabbiner! Werdet ihr euch nicht in euern Gräbern umwälzen ob solcher Misdeutung? Doch der Teufel, sagt man, kann die Heilige Schrift citiren, und — verzeihen Sie, Herr Stern daß ich Sie in so schlechte Gesellschaft bringe — unser Verfasser brauchte ein Argument zur Stütze seiner Theorie, und so mußten die Rabbiner herhalten. Wenn er ferner (S. 169) von „einer freien Vereinigung von Gleichgesinnten" redet, die der „Gesammtheit ein neues Gesetz vorzuschreiben weder das Recht noch den Willen hatten", so muß ich ihn fragen, wie er es denn mit der heranwachsenden Generation halte, die bei dieser freien Vereinigung nicht betheiligt war? Wenn die „Genossenschaft für Reform" der Jugend ihre religiösen Grundsätze beibringt, erhebt sie sich da nicht wieder ihrerseits zur Autorität und maßt sich an Norm zu sein? Und bei dieser Gelegenheit will ich eine spätere Stelle anführen, um, wie mir scheint, eine sehr wichtige Bemerkung daran zu knüpfen. Nachdem der Verfasser das Wirken Abraham Geiger's, als Repräsentanten des „reformatorischen", und Samson Hirsch's, als des Hauptvertreters des „orthodoxen Neurabbinenthums", specieller gewürdigt, wobei er nicht unterläßt, uns darauf aufmerksam zu machen, wie selbst dieser „entschiedenste Gegner der Reform ausdrücklich die Thatsache anerkennt, daß das Judenthum eine geschichtliche Erscheinung ist (S. 244) und als solche erkannt und begriffen werden muß" (haben wir hier nicht, was man in der Logik als eine ignoratio elenchii zu bezeichnen pflegt?), schließt er in folgenden Worten: „Ihre (der jungorthodoxen Partei, an deren Spitze eben ihr Gründer Samson Hirsch, Rabbiner zu Frankfurt a. M., steht) Anhänger und Vertreter sind zum Theil geistvolle und gewiß an sich selbst ehrliche Männer, die mit Begeisterung und Hingebung für ihre Ansicht zu wirken bemüht sind." (Durch diese Anerkennung hat sich Stern selbst geehrt, und ohne Bedenken kann man dieselben Worte auf ihn anwenden.) „Aber

Digitized by Google

eben diese", fährt er fort, „können wir meist auf den ersten Blick als schwärmerische Romantiker erkennen, die es für löblich und für möglich halten, das Wesen der hohen Frau einer in der Erinnerung lieblichen Kindheit auch in der Wirklichkeit des selbstbewußten Mannesalters festzuhalten oder wiederherzustellen, denen nur das Außerordentliche Achtung, das Alterthümliche Ehrfurcht, die Selbstverleugnung Begeisterung einflößt, und die sich dagegen der fahrenden alltäglichen Wirklichkeit mit eigensinniger Behartnäckigkeit verschließen." Wahrlich, ein schönes und beneidenswertheres Denkmal hätte er diesen Männern nicht errichten können. Sie werden es ihm sicher Dank wissen und mit dem alten Dichter werden sie sich sagen:

— — — — — — — — — —
usque ego postera
Crescam laude recens; dum capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex!

Stern und seine Anhänger scheinen eben vergessen zu haben, um was es sich bei der Religion eigentlich handelt. Sie haben eben die Jugend aus den Augen gelassen, sie haben übersehen, daß neben dem reifen, selbstständigen Manne die unreife glaubensbedürftige Kindheit einhergeht, der man etwas festes und Positives bieten muß, wenn auch der denkende Mann sich seine eigenen Ansichten bildet und seine Religion sich gestaltet. Verbessert wie ihr wollt, es wird euch doch nicht gelingen, die verschiedenen Bildungsstufen der in reifen Alter Stehenden gleichmäßig zu befriedigen. Ist es schon schwierig, die vom Verfasser zugestandene Autonomie des Einzelnen mit der nothwendigen Autorität der Gemeinde, der er sich anschließt, in Einklang zu bringen, so wird das Problem, der Jugend gegenüber, noch schwerer zu lösen sein. Es ist überhaupt eine eigene Sache um diese reformatorischen Bestrebungen. Wer soll die Grenzlinie ziehen, wie weit sie sich erstrecken dürfen? Eine Religion, die sich der Zeit accomodiren soll, scheint mir ein sehr unhaltbares Ding. Ebenso wenig wie eine Musik der Zukunft, gibt es eine Religion der Zukunft. Es ist ganz richtig, wenn Madame Staël sagt: „Il y a dans l'esprit humain deux forces très distinctes, l'une inspire le désoin de croire, l'autre celui d'examiner. Le protestantisme et le catholicisme existent dans le coeur humain, ce sont des puissances morales qui se developpent dans les nations, parceque'elles existent dans chaque homme." Ja wohl, jeder denkende Mensch hat seine Periode des Skepticismus; ist es ihm Ernst um die Wahrheit, so wird er auf dem einen oder dem andern Wege mit sich selbst ins Reine zu kommen suchen: aber während der gereifte Mann philosophirt und sich sein System zurecht legt, der Reformator sich bemüht, seine Religion zu läutern und ihre Formen umzugestalten, ja selbst während man den alten Gott vom Altar stürzt und „die neue Göttin Vernunft" an seine Stelle setzt — ein Verfahren, das auch außerhalb Frankreich Nachahmung gefunden hat —, wird die Mutter ihrem Kinde den Namen Gottes nennen, wird sie, auf den Himmel deutend, ihm dessen Wohnung zeigen, und zu ihm beten lehren, wird sie ihm das heilige Buch als die Offenbarung seines Willens darreichen, wird die echte Religion im Herzen der Kleinen ihren Thron errichten und befestigen. „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir den Sieg gegründet", ruft der Psalmist aus. Hier wird man das wahre und wärmste religiöse Bedürfniß finden. Wie aber bei so schwankenden Grundsätzen es befriedigen? Die echte Religion ist wie die echte Kunst, zu allen Zeiten eine und dieselbe; nebenbei aber gibt es ein religiöses Institut, einen Cultus. Sollte dieser, wie Stern verlangt, jedergeit dem Leben und seinen Forderungen angepaßt werden müssen, nun dann freilich würden alle Scheidewände fallen, dann hörte alle Religionsverschiedenheit auf, und würde eine in die andere verschwimmen, oder vielmehr die, deren Bekenner die geringere Zahl bildet, der herrschenden sich fügen und ihr unterliegen müssen. Eine „Genossenschaft für Reform im Judenthum" in der Türkei z. B. würde dann ihren Sabbat nicht Sonntag, wie in Berlin, sondern Freitag zu feiern haben; hingegen würde sie freilich sich bequemen müssen, die Beschneidung, die man doch abzuschaffen sich erlaubt, im mohammedanischen Reiche wieder aufzunehmen. Wahrlich, ein hübsches Dilemma! Freilich, könnte man es dahin bringen, daß es auf der ganzen Erde nur eine Religion, d. h. einen Cultus gäbe, es wäre „ein Ziel aufs innigste zu wünschen"! Daß dies aber je zu erreichen, wird wol kein Vernünftiger erwarten. Einstweilen überlasse ich es dem Verfasser, dem Dilemma, in welches ich ihn versetzt, sich zu entwinden. Er kann es mit Muße versuchen.

Ich habe noch eine Unzahl von Stellen notirt, die Bedenken bei mir erregt, doch der Raum gestattet mir nicht, länger dabei zu verweilen.

Den Verfasser der „Jüdischen Literaturbriefe", B. Beer, haben wir bereits oben rühmend zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Dieses neueste Erzeugniß seiner Feder ist zwar nur von geringem Umfange (es ist ein Abdruck aus Frankel's „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums"), aber dennoch reich an Inhalt. Allseitig bewandert in dem weiten Gebiete der jüdischen Wissenschaft, zu deren Förderung er selbst so eifrig mitwirkt, will er hier dem Leser den richtigen Standpunkt anweisen, von dem aus sie zu beurtheilen ist, und ihr Verständniß erleichtern. In den ersten vier Briefen schildert er uns in raschen aber kräftigen Zügen die Entwickelung der Literatur des Judenthums vom talmudischen Zeitalter bis herab auf die bereits genannten Begründer der neuen jüdischen Wissenschaft, Rapoport und Zunz. Er bemüht sich besonders den Zusammenhang dieser Wissenschaft mit der allgemeinen Culturgeschichte nachzuweisen, und dringt auf die Nothwendigkeit ihrer Pflege seitens seiner Glaubensgenossen, denn nach ihm beruht das Judenthum lediglich auf Wissen und Erkenntniß. Diesen Grundsatz findet er ebenso deutlich in der Heiligen Schrift selbst, wie im Maimonides, auf dessen Standpunkte, wie aus allem hervorgeht, was auf der Feder des Verfassers geflossen, er selbst steht, aufgesprochen. Aber eben wegen jenes Zusammenhangs der jüdischen mit der allgemeinen Wissenschaft, meint er, dürfe auch der Andersgläubige sie nicht außer Acht lassen. Diese Forderung kann jedoch, nach meinem Dafürhalten, nur in sehr beschränkter Ausdehnung gestellt werden; denn mit nur sehr wenigen und nicht ins Gewicht fallenden Ausnahmen sind doch alle Schriften, die vorzugsweise die jüdische Wissenschaft bilden, wie das aus dieser Bezeichnung von selbst sich ergibt, theologischen Inhalts. In den drei letzten Briefen handelt der Verfasser von dem jüdischen Unterrichtswesen des talmudischen Zeitalters. Um zu den Bestrebungen der jüdischen Literatur nach Rapoport und Zunz zu gelangen, mußte über den Geist des Unterrichts bei den Juden, der eine neue Gestalt gewonnen, gesprochen werden. Hierdurch ward als Prolegomen der Abriß der Geschichte des Jugendunterrichts bei den alten Juden veranlaßt. Bei seiner Vertrautheit mit den Quellen ist es ihm gelungen, trotz aller Kürze ein ziemlich vollständiges Bild von dem Schulunterricht jener Zeiten zu liefern, und gewiß wird sich wenigstens diese Seite der rabbinischen Thätigkeit der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen haben und manchen ihrer Verhöhner Achtung abnöthigen. Ich sehe gespannt der Fortsetzung dieser sehr belehrenden Briefe entgegen und wünsche ihnen einen recht zahlreichen Lesekreis.

David Asher.

Adolf Böttger's „Buch der Sachsen".

Buch der Sachsen. Originalschilderungen aus der sächsischen Geschichte von Adolf Böttger. Mit einem Titelbild nach Kretschmer gestochen von Lämmel. Leipzig, Siegfried und Trowient. 1858. Gr. 8. 5 Thlr.

Leipziger Lerchen und Kritiker sind berühmt, leipziger Dichter weniger, wiewol unsere grossen Dichter fast sämmtlich

Digitized by Google

in dem „kleinen Paris" einmal vorübergehend Station gemacht haben: Klopstock, Goethe, Leſſing, Schiller, Jean Paul u. ſ. w. Das Eigentliche von der Sache iſt aber, daß weder die leipziger Lerchen noch die leipziger Kritiker von der leipziger Feldmark ſtammen; Gottſched z. B. war ein Oſtpreuße, und auch die ſpätern leipziger Gottſchede waren meiſt von weit her, obſchon ſie nicht immer weither ſein mochten. Nun ſind zwar einige frühere Dichter in Leipzig geboren worden: J. A. Apel, Friedrich Kind, Auguſt Mahlmann, andere waren in Leipzig eingebürgert und wenigſtens geborene Sachſen, wie Gellert und Chriſtian Felix Weiße; aber ſie waren, außer Gellert, nicht von der Bedeutung, daß ſich die Stadt Leipzig dazu angeregt gefühlt hätte, ihr Andenken durch ein öffentliches Denkmal zu verherrlichen und zu verewigen. Dabei wollen wir die Verdienſte der genannten Dichter keineswegs unter ihrem Werthe anſchlagen. Gellert's Fabeln haben europäiſchen Ruf, ſeine Kirchenlieder ſind von entſchiedenem Werth; Weiße, unglücklich als Tragödiendichter, hat doch allerliebſte und lehrreiche Lieder für die Kinderwelt gedichtet, die wir erſt jüngſt in dem holländiſchen Blatte „Allgemeene Konst- en Letterbode" als Vorbilder der bekannten van Alphen'ſchen Kinderlieder genannt fanden, und da die zarte Jugend ein für allemal nicht an Goethe's oder gar Nikolaus Lenau's „Fauſt" großen Geſchmack finden dürfte, ſo iſt es gewiß preiswürdig, wenn ſich von Zeit zu Zeit verſtändige und kinderfreundliche Männer finden, welche mit dem beſtimmten Zweck dichten, auf die Herzen der Jugend in erbauendem und bildendem Sinne zu wirken. Das „Geſpenſterbuch" von J. A. Apel, Vater des Dichters Theodor Apel, Kind's Text zum „Freiſchütz" und einige ſeiner poetiſchen Erzählungen und Balladen ſind nicht zu verachten, und Mahlmann hat einzelne ſchöne Lieder voll humaner oder fröhlicher Stimmung gedichtet, die ſich in das Herz des Volks eingelebt und eingeſungen haben, während ſeine bekannte Parodie „Herodes vor Bethlehem" partienweiſe einen ganz ergötzlichen Humor entwickelt.

Aber das deutſche Volk iſt verwöhnt, und da ſich unter den aus der Bevölkerung Leipzigs unmittelbar hervorgegangenen Dichtern gerade kein Leſſing, Goethe oder Schiller befindet, die Kritik dagegen hier immer in Flor geſtanden hat, ſo richtet ſich, glaube ich, eine Art Vorurtheil gegen alle aus Leipzig gebürtigen Poeten. Auch Adolf Böttger ſcheint unter dieſem Vorurtheil zu leiden und, obſchon er ſich Ruf zu verſchaffen gewußt hat, doch gegenwärtig ſchon nicht mehr nach Verdienſt gewürdigt zu werden. Die Norddeutſchen halten überhaupt nicht ſo zuſammen wie die Süddeutſchen. Die Schwaben, Schleſier, Oeſterreicher, Baiern ſtehen wie ein Mann da, wenn es gilt, einen der Ihrigen in die Höhe zu bringen. Das landsmannſchaftliche Bewußtſein iſt bei ihnen in viel höherm Grade ausgebildet als in Norddeutſchland, wo ſich das poetiſche Talent ſtets mehr oder weniger iſolirt und mit der kritiſchen Allgemeinatmoſphäre im Widerſpruch befinden wird. Hierzu kommt, was Leipzig ſpeciell betrifft, der Mangel an täglicher poetiſcher Nahrung. Man wird nicht behaupten wollen, daß der architektoniſche Charakter der Stadt, ſo freundlich und zum Theil ſtattlich er iſt, und der landſchaftliche der Umgegend, ſo blutgetränkt dieſe von weltgeſchichtlichen Schlachten auch ſein mag, auf die Phantaſie ſehr belebend wirke, und ſo liebenswürdige Seiten der Charakter der leipziger Bevölkerung auch bietet, ſo beruhen ſie doch vorzugsweiſe auf den gefälligen Formen des äußern Geſellſchaftsverkehrs; denn das Volksleben hat nichts oder wenig Eigenthümliches und Friſches; das urſprüngliche Colorit iſt verblaßt und verwiſcht und kaum noch kenntlich, wie dies freilich in den meiſten Städten von vorwiegend commerciellem Charakter der Fall iſt.

Daher auch wol die Erſcheinung, daß Adolf Böttger bisjetzt ſeine Phantaſie meiſt in ferne Länder und Zeiten ſpazieren führte, bald nach Sparta, wo eine ſeiner beſten Dichtungen, „Pauſanias", ſpielt, bald nach Paläſtina, oder nach Babylon, nach Havana, nach Schottland, Holland u. ſ. w. Wo er directer auf die Kämpfe ſeiner Zeit Bezug nahm, wie in dem reizenden Frühlingsmärchen „Hyacinth und Lilialide", mußten ihm meiſt Nixen, Kobolde und allerlei wunderliche Geiſter und Geiſterchen zu Trägern ſeiner Ideen dienen, die Gnomen

Wolfram, Aſphalt,
Chrom, Unke, Mergel und Storax,
Gebrüder Zinnober, Titan, Kobalt,
Sardonix, Nickel und Borax;

ferner die Elfchen Hiolde, Viola, Similde, Terzette, Kameliabell, Blandilde, oder der komiſche Fürſt von Berberitz und der Graf Rauprich von Raupenherz. Dieſe Dichtung iſt, beiläufig geſagt, eins der ſchönſten Erzeugniſſe der Böttger'ſchen Muſe, durchweg in der glücklichſten poetiſchen Stimmung geſchrieben, was man vielleicht nicht von allen ſeinen Dichtungen in gleichem Maße ſagen kann, und ein Beweis, daß ſich auch politiſche und ſociale Tendenzen in die reinſte Poeſie auflöſen laſſen; denn man kann ſich alle Bezugnahmen auf die Zeit fortdenken und man wird die Dichtung als eine rein auf ſich ſelbſt geſtellte Schöpfung mit gleichem Vergnügen leſen. Wenn hier der Ort wäre, Böttger's frühere Erzeugniſſe zu beleuchten, ſo würden wir in dieſem Zuſammenhange noch beſonders ſeine in keck conſtruirten achtzeiligen Stanzen verfaßte ſatiriſche Dichtung „Eulenſpiegel" zu nennen haben, in welcher die Polemik allerdings directer auftritt und ſelbſt manche perſönliche und lokale Reminiſtenzen zu verarbeiten ſcheint. Sie iſt zugleich ein Beweis, wie ſehr die Satire unſern Poeten im Blute liegt. Im übrigen ſind Böttger's frühere Dichtungen gleich nach ihrem Erſcheinen ſchon in d. Bl. charakteriſirt worden, und namentlich hat Emanuel Raulf in Nr. 40 für 1852 eine Charakteriſtik Böttger's gegeben, wie ſie ſich ein Dichter nur wünſchen kann. Auf dieſe wollen wir hiermit verwieſen haben, die Bemerkung hinzufügend, daß erſt jüngſt Jegór von Sivers, wie wir in den „Jahreszeiten" laſen, unſern Dichter in einem ausführlichen Aufſatz der „Rigaſchen Zeitung" aufs anerkennendſte gewürdigt hat.

In der vorliegenden, in typographiſcher Hinſicht vortrefflich ausgeſtatteten Sammlung hat ſich Böttger endlich ganz auf vaterländiſchen Boden geſtellt. In Balladen und Erzählungen, denen er noch eine gedrängte geſchichtliche Ueberſicht mit Hinweis auf die bezüglichen Gedichte und erläuternde Anmerkungen folgen läßt, feiert er hier die Hauptmomente aus der Geſchichte Sachſens, ſeiner Fürſten und berühmten Männer, unter denen freilich z. B. Leibniz fehlt, deſſen Leben ihm wahrſcheinlich kein für poetiſche Behandlung geeignetes Ereigniß bot. Dem Patriotismus, aus dem dieſe Dichtungen hervorgegangen ſind, wollen auch wir mit Freuden unſere Anerkennung zollen, obſchon wir geſtehen, daß wir principiell gerade kein großer Verehrer ſolcher poetiſchen Ergüſſe ſind, durch welche einſeitig ein einzelner deutſcher Stamm verherrlicht wird. Selten wird dies geſchehen können, ohne daß das auf den einen Stamm und das eine Land geworfene Licht gewiſſe Schattenpartien der deutſchen Geſchichte in um ſo grellerm Schwarz hervortreten läßt. Die berühmte „deutſche Treue" erſcheint nur zu leicht als ein Märchen, wenn wir in jenes Chaos innerer Fehden blicken, durch welches Deutſchland in lauter atomiſtiſche Theile zerſpalten und der Reichsverband gelöſt wurde. Man müßte in der That eine ganz neue Definition des Begriffs Treue verſuchen, um zu erklären, wie trotz der vielgefeierten deutſchen Treue ein ſolcher Reichthum innerer Fehden, ein ſolcher Wechſel der Territorien, ein ſolcher Zerfall möglich war. Mit Recht rühmt man die Genialität des Kurfürſten Moritz, doch kann man ſich auch für ſeinen Charakter nicht ſo erwärmen, wie man gern möchte, wenn man ſich erinnert, in welcher Weiſe er erſt im Bunde mit dem Kaiſer gegen ſeinen Vetter Johann Friedrich und dann plötzlich wieder gegen den Kaiſer auftrat. Wenn uns Böttger in ſeiner Ballade „Die Jagd bei Weißenburg" erzählt, wie Ludwig, genannt der Springer, den Pfalzgrafen Friedrich meuchelmörderiſch umbrachte und dann mit „heißem Mund" der Witwe „lüſterne Lippen" küßte,

Digitized by Google

und wie die falſche Adelheid in Ludwig's Arm von der „jungen Ehe Wonneduft" berauſcht geweſen, ſo fällt es uns ſchwer, uns für ſeine Rettung von der Feſte Giebichenſtein, wäre ſie auch wirklich in der von der Sage erzählten wunderbaren, im Grunde aber unmöglichen Weiſe geſchehen, lebhaft zu intereſſiren, wenn es zum Schluß der zweiten Ballade heißt:

Nach Sangerhauſen ruft mein Stern,
Der Stern der Sehnſucht, Adelheid!

Andererſeits müſſen wir aber dem Verfaſſer auch die Anerkennung zollen, daß er es verſtanden hat, Sachſens Land und Volk zu preiſen, ohne einem andern Stamme wehe zu thun. Mit vorzüglichem Glück hat er ſich durch dieſe Schwierigkeiten hindurchgewunden, obſchon es einem patriotiſchen Sachſen nahe gelegt war, ſeinem Groll über gewiſſe Vorgänge, durch welche Sachſen beeinträchtigt und beſchädigt wurde, Luft zu machen. Mit gleichem Glück hat er es ferner verſtanden, zu einem großen Theile ſolche Perſönlichkeiten hervorzuheben und ſolche Ereigniſſe zu feiern, für die ſich auch jeder Deutſche intereſſiren kann und ſoll. Wir rechnen dahin einzelne Hauptmomente der Reformation, durch welche Sachſen jene welthiſtoriſche Miſſion erfüllte, die ihm ein ewiges Andenken in der Geſchichte ſichern wird, ferner perſönliche Verhältniſſe, die durch ihren allgemein menſchlichen Inhalt rühren, ganz beſonders aber Erinnerungen an berühmte künſtleriſche oder literariſche Perſonen aus neuerer Zeit, wie ſie in den Gedichten: „Chriſtian Thomaſius", „Sebaſtian Bach vor Auguſt dem Starken", „Ludwig Graf von Zinzendorf", „Karoline Friederike Neuber", „Schiller's Freundinnen in Sachſen", „In Auerbach's Keller zu Leipzig", „Karl Auguſt's, Herzogs von Weimar, Blumenliebe" u. ſ. w., enthalten ſind, denen man aus älterer Zeit noch das in lebhaften Farben ausgeführte Gemälde „Gründung der Univerſität Leipzig" u. a. wegen ihres culturgeſchichtlichen Inhalts beizählen darf. Eine weitere Ausdehnung über die Grenzen Kurſachſens hinaus hat der Verfaſſer ſeinen Darſtellungen noch dadurch gegeben, daß er auch die Geſchichten der alten Sachſen bis auf Wittekind und die namhafteſten Fürſten Thüringens in ſie verflochten hat, wobei man freilich nicht vergeſſen darf, daß jene Urſachſen, die jenſeit der Elbe ſaßen, mit den Sachſen im meißniſch-leipziger Kreiſe wenig mehr als den Namen gemein hatten. Der im jetzigen Königreich Sachſen geſprochene Dialekt und der Charakter der Bewohner zeigen wol deutlich genug, daß das jetzige Sachſen zumeiſt von Ober- oder doch Mitteldeutſchen (Franken, Thüringern u. ſ. w.) bevölkert wurde, nicht aber von Abkömmlingen der eigentlichen Niederſachſen oder gar der Angeln, die hier ebenfalls in dem in kräftigen Rhythmen einherſchreitenden Gedicht „Hengſt und Horſa" als Eroberer Britanniens eine Rolle ſpielen.

Doch wir wollen uns weiterer kritiſcher Bemerkungen enthalten und lieber noch einige Proben geben, und zwar zuvörderſt eine Stelle aus dem Prolog als Beweis, mit welcher Meiſterſchaft Böttger Sprache und Vers zu handhaben verſteht, wenn dieſer Beweis überhaupt noch nöthig wäre. Volltönendere Anapäſten ſind im Deutſchen wol ſelten geſchrieben worden als dieſe:

Ob klein das Gebiet, hell leuchtet der Ruhm der väterlich waltenden Fürſten,
Die der Willkür Schwert umwandelten ſtets in das wonnige Scepter der Milde.
Sie lohnten gerecht das gerechte Verdienſt Selbſtſucht nicht kennender Treue,
Sie hoben die Kunſt und des Genius Flug, ſich wiegend im Aether der Schönheit,
In des Thrones Zenith und verherrlichten ſtolz die Kron' im Bekrönen der Dichtkunſt.
Hoch preiſt Deutſchtum den verklärten Auguſt in dem wohllautathmenden Ilmthal,
Wo Wieland geſtrebt, wo Herder gelebet, wo Schiller gewaltet und Goethe.
Noch ſchwingt ſich empor mit geſtaltender Kraft melodiſch die Muſe zu Koburg,
Und königlich rauſcht an der Elbe Geſtad die prophetiſche Harfe des Dante.
Rings hebt dankbar ſich der freudige Blick zum gewaltigen Lenker des Weltalls,
Und erbittet von ihm allſegnendes Glück für die Häupter der ſächſiſchen Lande,
Daß feſten Vertrauns ſie beſchirmen das Volk in des Friedens belebender Freiheit.
Denn der tägliche Kampf mit dem Leben, er droht dem Weiſeſten ſelber Gefahren.
O! die Städte, ſie blühn in dem regſten Verkehr,
Gold trägt des Gewerks thatkräftige Fleiß,
Und der forſchende Geiſt wie die ſchaffende Kunſt
Scheucht lächelnd hinweg die Gewölke des Wahns
Wenn der Friede ausſteeut auf jeglichen Herd
Und in jegliches Herz
Die beglückenden Roſen der Liebe.

Man wird ein ſolches rhythmiſches Prachtſtück wol bewundern dürfen, ſelbſt wenn man ſich geſtehen wollte, daß das deutſche Gemüth, um ſich in eigenſter Weiſe auszuſprechen, nicht ſolcher prächtiger Formen bedarf; aber man wird ſich über dieſen neuen Beweis von der Bildungsfähigkeit der deutſchen Sprache und dem bildneriſchen Sinne unſerer Dichter immerhin freuen dürfen. Ohne dieſe Virtuoſität, dieſe Sicherheit in Handhabung des Verſes würde auch Böttger ſchwerlich im Stande ſein, ſo viel und ſo raſch zu produciren.

Das charakteriſtiſche Gedicht über den traurigen Lebensausgang der berühmten Schauſpielerin Neuber theilen wir mit als ein im Künſtlerleben nur zu häufig wiederkehrendes tragiſches Bild:

Es fand bei einem Bauer
Im Doefe Laubegaſt
Das arme Weib voll Trauer
Des Lebens letzte Raſt.

Krank liegt ſie in der Hütte,
Der deutſchen Bühne Stolz,
Auf dürft'ger Binſenſchütte,
Auf moeſcher Diele Holz!

Verblaßt des Auges Sonnen,
Die eine Welt gelenkt;
Verſiegt der Worte Bronnen,
Der Seelen Troſt geſchenkt!

Das Haupt, um Kunſtalter
Verklärt vom Lorbeerglanz,
Beugt jetzt im Silberhaare
Der Sorge Dornenkranz.

Die des Hanswurſt Parade
Belegt mit Fluch und Bann,
Sieht jetzt als Hanswurſtinde
Das ganze Leben an.

Die fürſtlich einſt im Prunke
Auf dem Kothurn ſich trug,
Ihr winkt zum Labetrunke
Jetzt nur der Waſſerkrug.

Die tauſend im Vereine
Zu Thränen einſt bewegt,
Hat keinen jetzt, der e i n e
Des Mitleids für ſie hegt.

Einſam, doch nicht bekümmert
Fühlt ſie das Leben fliehn:
Ein Tempel, der zertrümmert,
Groß bleibt noch im Ruin.

Digitized by Google

Die Maske fällt — nicht kettet
Dir Seele mehr der Schmerz, —
Kranzlos, doch süß gebettet
Ruht ihr geprüftes Herz.

Aus einem ganz andern Tone geht die Schilderung der Schlacht bei Merseburg:

Heuschreckenwolken gleich,
Furchtbar gewaltig
Nahte die Heerflut
Blutlechzender Hunnen
Deutschen Gefilden.
Von schnaubenden Hengsten
Schwirrten sie Pfeile,
Hui! hui! erbrauste
Dämonisch ihr Schlachtruf.
In Moor und Gekklüfte
Flüchtete Hermann's
Bedrängtes Geschlecht sich. —
Auf Leichen Erschlagner
Lagerte grinsend
Der ungrische Vampyr!
Wild kreiste der Becher
Rothschäumenden Bluts u. s. w.

Das Gedicht „Gellert vor Friedrich dem Großen" erwähnen wir noch schließlich, weil man davon Veranlassung genommen hat, zwischen der Schilderung, wie sie Auerbach's Erzählung „Gellert's letzte Weihnacht" in Auerbach's „Deutschem Volkskalender" von Gellert enthält, und der Böttger'schen Auffassung einen Vergleich zu ziehen, welcher der letztern nicht günstig ausgefallen ist. Indessen läßt sich hierüber streiten. Auerbach läßt Gellert allerdings in den schönsten Wendungen viel zarter, idealer und philosophischer, aber durchaus nicht im Tone seiner Zeit sprechen; Böttger hält ihn und Friedrich den Großen den Mittheilungen völlig getreu, die uns über beider Gespräch überliefert worden sind, und er hat, dünkt uns, einen glücklichen Griff gethan, daß er ihre Unterhaltung (auf deren eigenthümliche Bedeutung weiter oben in dieser Nummer selbst durch Heinrich Kurz hingewiesen worden) in die damals beliebte und dem Charakter der Zeit angemessene Form des Alexandriners gekleidet hat. Daß der „Rhabarber" dabei nicht fehlt, vermögen wir nicht zu tadeln, da er einen der charakteristischen Züge in ihrer Unterhaltung bildet. Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß der Dorfnovellist seinen Gellert in eine ideale Sphäre gehoben, der lyrische Dichter ihn aus Respect vor der Geschichte realistisch, aber historisch treu gehalten hat.

H. M.

Notiz.

Novalis und Fouqué.

Man hat es den Romantikern häufig vorgeworfen, daß ihre zur Schau getragene und mit ihren übrigen Tendenzen allerdings oft in wunderlichem Gegensatz stehende Hinneigung zur religiösen Mystik nur Koketterie, sinnliches Raffinement und poetischer Aufputz gewesen. Aber wenigstens zwei, wenn nicht außer ihnen noch Joseph von Eichendorff, wird man von diesem Vorwurf ausnehmen müssen: Friedrich von Hardenberg (Novalis) und Friedrich de la Motte Fouqué. Was den erstern betrifft, so bildete die christliche Mystik und Symbolik eigentlich das Grundwesen sowol seiner Poesie als seiner Philosophie, und man wird es nur gutheißen können, daß die Buchhandlung von Georg Reimer jetzt in einem zierlichen, mit dem Bildniß des tiefsinnigen Dichters geschmückten Bändchen eine Separatausgabe seiner geistlichen und nichtgeistlichen Gedichte unter dem einfachen Titel „Gedichte von Novalis" (Berlin 1857) veranstaltet hat. Dieses Bändchen umfaßt seine „Geistlichen Lieder", die „Hymnen der Nacht", „Vermischte Gedichte" und die lyrischen Stücke aus „Heinrich von Ofterdingen". So manche dieser Gedichte, wie die mit den Anfängen: „Was wär' ich ohne dich gewesen?" „Wenn ich ihn nur habe", „Wenn alle untreu werden", „Was paßt, das muß sich ründen", „Es färbte sich die Wiese grün", „Der Sänger geht auf rauhen Pfaden", „Das Grab steht unter wilden Heiden", „Der ist der Herr der Erde", „Auf grünen Bergen wird geboren" u. s. w., gehören zu den schönsten, duftigsten Blüten deutscher Lyrik. Man kann sie sicherlich den Gedichten Goethe's oder Schiller's nicht unterordnen; sie sprechen eben ganz andere Gemüthszustände aus und gehören einer ganz andern Region des Anschauens und Empfindens an. Ein Vergleich ist hier nicht zulässig; wer aber möchte sagen, welche Welt die höhere sei? — Weniger dichterisch, aber vielleicht noch ehrlicher christlich sind Fouqué's „Geistliche Gedichte", die, mit einem Vorwort von H. Kletke versehen, kürzlich in zweiter vermehrter Auflage (Berlin, Adolf und Comp., 1858) erschienen sind. Wie H. Kletke im Vorwort bemerkt, ist die vorliegende Sammlung aus einem Manuscript mehrerer tausend Gedichte entstanden, sodaß in diesem Falle nicht, wie wol zuweilen anderwärts, die Armuth, sondern der Reichthum es war, der die Auswahl schwierig machte. Der Umstand, daß Fouqué's „Geistliche Gedichte" eine zweite vermehrte Auflage erlebten, scheint einer der Beweise zu sein, daß dem großen Heerbund der weltlich Gesinnten selbst noch in unsern Tagen ein ansehnlicher Heerbund geistlich Gesinnter gegenübersteht. Wir treffen hier auch Fouqué's letzte Worte:

Heil, ich fühl' es: der Herr ist mir nah, zwar nah auch der Tod mir;
Doch noch weit näher der Herr: Heil mir der seligen Nähe!

Fouqué schrieb oder dichtete diese Worte am 21. Januar 1843; am 23. starb er. Man heuchelt nicht mehr in der Nähe einer solchen Stunde, wenn man nicht Heuchler von Profession ist.

H. M.

Bibliographie.

Bechstein, R., Die Aussprache des Mittelhochdeutschen. Halle, Pfeffer. 8. 16 Ngr.

Duttenhofer, Die acht Sinne des Menschen, nach ihren körperlichen und geistigen Beziehungen für denkende Leser jeder Art in Briefen dargestellt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Gistel, J., Literatur-Historisches. Straubing, Schorner. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Harleß, A. v., Das Buch von den ägyptischen Mysterien. Zur Geschichte der Selbstauflösung des heidnischen Hellenenthums. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 22 Ngr.

Herbst, Paula, Die Speculanten. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Das Schöppmännchen bi Nordhusen. Ån Lobbgedichte in Nordhüsscher Mundort zu sinnen 300jährigen Jubeleum. Allen d'r Nordhüschen Schprochr Kunnigen ähberkänn von án Nordhüschen Börger. 2. Uflage. Nordhausen, Förstemann. 8. 1½ Ngr.

Tagesliteratur.

Begrüßung der Victoria auf dem Brandenburger Thore an die Victoria von England am 8. Februar 1858. Berlin, Lassar. Fol. 2½ Ngr.

Guss, W., Die Theologie als Pflegerin der Wissenschaften. Rede gehalten zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. Greifswald. Gr. 8. 6 Ngr.

Rechte Holsteins in Schleswig. Nach der Königlichen Allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Salingré, H., Abenteuer des Herrn Friedrich Gottlieb Knickebein aus Beeskow bei der Einholung am 8. Februar 1858. Berlin, Lassar. Br. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch
für
Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.
Von
Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.
Dritte Auflage,
bearbeitet und herausgegeben
von
Johann Jakob von Tschudi.
Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.
Zwei Bände.
Erste bis vierte Lieferung.
8. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht das „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Dietrich aus dem Winckell noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und ihm jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die Veranstaltung einer neuen dritten Auflage des Winckell'schen Werks war, da auch die zweite Auflage seit einiger Zeit fehlte, schon längst ein dringendes Bedürfniß; für dieselbe wurde in Herrn Dr. Johann Jakob von Tschudi ein zu dieser Aufgabe in vollem Grade befähigter Mann gewonnen, der die Bearbeitung mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erheischt, ausgeführt hat. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren; die Grundsätze, welche den Bearbeiter dabei geleitet haben, sind in seiner Vorrede ausführlich dargelegt.

Das Werk erscheint in 12 Lieferungen zu etwa 8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung beträgt 15 Ngr., des ganzen Werkes mithin 6 Thlr. Die Verlagshandlung glaubt durch den verminderten Umfang der dritten Auflage dieses Werkes, welches früher aus 3 Bänden zum Preise von 11 Thlr. bestand, sich den Dank aller Jäger und Freunde der Jagd erworben zu haben, indem sie ihnen so ein treffliches und unentbehrliches Handbuch in verbesserter Form zu einem weit mäßigern Preise bietet.

Auf die artistische und typographische Ausstattung ist dabei die größte Sorgfalt verwendet worden, sodaß den in dieser Beziehung zu stellenden Anforderungen vollkommen Genüge geschieht.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein getheiltes Herz,
oder
Karl Theodor und seine Zeit.
Historischer Roman von **Franz Carion.**
Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der Verfasser schildert in diesem Roman das zügellose Treiben am Hofe des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und die diplomatischen Kämpfe zwischen der österreichischen und bairischen Partei in München, nach sorgfältigen historischen Studien. In diese historischen Momente ist sehr geschickt die zum großen Theil im Bairischen Gebirge spielende Romanintrigue verflochten.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman.
Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ueber diesen historischen Roman, in dem Maria Thereña, Joseph II. und viele andere historische Persönlichkeiten auftreten, heißt es in einer Besprechung in den „Jahreszeiten" unter der Ueberschrift „Ein empfehlenswerther Roman": „Unsern gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen und sonstigen Wirren gegenüber bietet dieser Roman ein Spiegelbild jener großen Zeit, deren Nachhall in dem Namen Maria Theresia der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben wird. War die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, Maria Theresia und ihre Zeit mit treuen Farben zu schildern, eine wahrhaft deutsche, so dürfte auch der Wunsch gerechtfertigt sein, diesen bis zum Ende spannenden, und den literarischen Schöpfungen von Luise Mühlbach sich anreihenden Roman der deutschen Lesewelt ein liebes Buch werden zu sehen. Vorzüglich sind die mit Innigkeit und Wahrheit darin geschilderten weiblichen Charaktere ganz geeignet, Herz und Gemüth deutscher Frauen und Jungfrauen wohlthuend anzusprechen. Wie dieser Roman das Gepräge hoher Sittlichkeit in allen seinen Schilderungen trägt, so auch den Stempel historischer Treue und Wahrheit."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythoterpe.
Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch.
Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann.
Herausgegeben von **Amara George.**
8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Eine höchst interessante Sammlung aus dem Sagenschatz sowol der alten als der neuen Völker in Uebersetzungen von Amara George, Daumer und Kaufmann. Die Dichter beabsichtigten das Reich der Mythe und Sage, von ihrer Entstehung an bis zu den noch heute im Volksmunde lebenden Nachklängen, zu ergründen und dem deutschen Volke aus jeder Literatur das Beste darzubieten. Ihr Werk ist das Resultat gewissenhafter Forschungen in geschmackvollster Auswahl.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 11. März 1858.

Inhalt: Neuere Werke über die deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Erster Artikel. (Beschluß.) — Deutsche Museumsalmanache. — Die „Revue germanique". Von Gustav Liebert. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 10.)

7. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Von Philipp Wackernagel. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1855. Lex.-8. 5 Thlr.

Ein Buch, welches von unvergleichlichem Fleiß, unübertrefflicher Genauigkeit und wunderbarer Hingebung für das unternommene Werk zeugt! Ein Werk, das in allen diesen Beziehungen, soviel wir wissen, seinesgleichen nicht hat, und selbst das vielbelobte „Repertorium bibliographicum" von L. Hain weit hinter sich läßt! Philipp Wackernagel hat sich schon durch eine im Jahre 1841 erschienene Arbeit über das deutsche Kirchenlied höchst rühmlich bekannt gemacht; allein so vortrefflich dieses Buch ist, so ist er am wenigsten damit zufrieden, und er hat nun begonnen, es in neuer verbesserter Gestalt herauszugeben. Das Werk soll aus drei Bänden bestehen, von denen der vorliegende der erste ist und die Bibliographie des Kirchenliedes enthält; der zweite soll die Lieder selbst, der dritte die Geschichte des Kirchenliedes enthalten. Wir hoffen und wünschen, daß es dem gelehrten und treufleißigen Manne nicht an Muße, Kraft und Gesundheit fehlen möge, seinen großen Plan auszuführen.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster „Die Beschreibung der alten Gesangbücher und Liederdrucke", der zweite „Die Vorreden zu den Gesangbüchern des 16. Jahrhunderts" enthält.

Wie der Haupttheil des Buchs, der eigentliche bibliographische, hintereinander gelesen, den Eindruck macht, als sähen wir die große Thatsache, das neue kirchliche Lebenselement, sich vor unsern Augen entwickeln und gestalten, in allen seinen Verbindungen, in seiner Reinerhaltung durch alle Verbinderungen und Verirrungen hindurch, so fesseln das Interesse in einem ebenso hohen Grade aber in anderer Weise die Reihen der Vorreden, die uns sehen lassen, wie von den ersten Wurzeln der Gedanken an, welche in den Vorreden zu den wittenberger und erfurter Gesangbüchern liegen, diese Zeugnisse einem Baume gleich sich entfalten, bis sie ihre Krone in den abhandelnden Vorreden Chr. Spangenberg's und Nikolaus Selnecker's finden.

Mit diesen Worten begründet der Verfasser seine Eintheilung und erklärt, warum er die Vorreden nicht sogleich im bibliographischen Theile bei den betreffenden Gesangbüchern mitgetheilt hat; wir sind mit ihm der Ueberzeugung, daß sein Buch dadurch wesentlich gewonnen hat.

Der bibliographische Theil ist, wir wiederholen es, mit der größten Meisterschaft ausgeführt, die nur der recht zu schätzen vermag, der selbst schon bibliographische Arbeiten zu machen Gelegenheit oder den Beruf hatte. Nur wer aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, in einer solchen Arbeit, die sich über zahllose Einzelheiten verbreitet, ein sich über alle diese Einzelheiten verbreitendes, alle zusammenfassendes, für alle passendes System festzuhalten, der wird mit uns die Sicherheit bewundern, mit welcher der Verfasser sein Werk ausgeführt hat. Es gibt dasselbe eine vollständige Beschreibung von 1149 alten Gesangbüchern (zwei Handschriften inbegriffen) und einzelnen Liederdrucken, von denen 40 zur niederländischen Hymnologie gehören, die der Verfasser mit Recht in den Kreis seiner Darstellung gezogen hat. Abgesehen von den wissenschaftlichen Gründen ist dies der einzige Weg, die Niederlande wieder zu erobern, daß wir uns seiner Literatur wieder annähern, die innere und geistige Verwandtschaft wieder zum lebendigen Bewußtsein bringen, die seit so langer Zeit in Vergessenheit gerathen ist. Dies wäre aber gewiß eine der herrlichsten Eroberungen, deren sich die deutsche Wissenschaft zu rühmen hätte, und gäbe ihr die Gelegenheit, nochmals an einem großartigen Beispiel zu zeigen, daß sie mächtiger ist als die Politik, von der wir freilich in dieser Beziehung nichts zu hoffen, eher alles zu fürchten haben.

In der bibliographischen Beschreibung der Gesangbücher und Liederdrucke gibt der Verfasser zuerst eine genaue Copie des Titels, den er sogar nach seiner äußern Form reproducirt, indem er die Vertheilung desselben auf die einzelnen Linien angibt und die verschiedenen Gattungen der dabei verwendeten Typen, sowie endlich die besondern Zeichen nachbildet, die auf demselben vorkommen mögen. Auch vergißt er es nicht, anzugeben, wenn Theile

Digitized by Google

des Titels in verschiedener Farbe gedruckt, oder wenn Verzierungen u. s. w. auf demselben angebracht sind. Hierauf folgt die Angabe des Formats und der Bogenzahl, der Signaturen, der Blatt- oder Seitenzahlen; ferner die Beschreibung der Vorrede, der Dedication, der Holzschnitte, überhaupt alles dessen, was dem eigentlichen Text des Buchs vorangeht, wobei genau angegeben wird, auf welcher Seite und in welcher Linie und mit welchen Worten diese oder jene Einzelheit beginnt oder aufhört. Wenn das Buch in mehrere Theile zerfällt, so werden auch diese mit der nämlichen Genauigkeit angegeben, worauf die Beschreibung des Schlusses folgt. Endlich wird die weitere Notiz beigefügt, wo sich das beschriebene Buch findet, und wie müssen wirklich über die Menge von Bibliotheken oder andern Sammlungen erstaunen, welche der Verfasser benutzt hat. Uebrigens haben wir mit obiger Darstellung nur die allgemeine Haltung der Beschreibungen angegeben; beinahe jedes Buch aus jener Zeit hat seine besondern Merkmale, die denn auch mit nicht genug zu preisender Sorgfalt beschrieben werden, sodaß wir eine vollständige Anschauung des jedesmaligen Drucks erhalten.

Ueber die gewissenhaften Bemühungen des Verfassers spricht sich derselbe in einer Weise aus, die es uns zur Pflicht macht, seine sehr zu beherzigenden Worte mitzutheilen:

Zum Schluß thut es mir wohl, noch einen Blick auf die Mühseligkeiten dieser Arbeiten zurückzuwerfen. Wie vieler Reisen nach großen und kleinen Bibliotheken, nach berühmten und noch verborgenen, hat es bedurft, wie manchen oft langen Aufenthaltes bald hier und da, der mir seit 1841 alle meine Ferien gekostet, und wie vieler Correspondenzen, um den Büchern und Blättern auf die Spur zu kommen, deren Beschreibung sich nun so einfach liest und deren Fundort so ehrlich angegeben steht. Und war nun endlich gefunden, was ich gesucht, oft nach Jahren erst gefunden, wie viel alter Fleiß mußte rückwärts gehend umgearbeitet werden, wie viel Zeit erforderte die Ausarbeitung der Beschreibungen: du liefest wol manche in wenigen Minuten, die mir Tage und Wochen gekostet. Was ist der Gewinn? An Gelde habe ich keinen. Erst müßte ich die Kosten, welche mir meine Reisen, der Aufenthalt an so vielen Orten, die Abschriften und Correspondenzen gemacht, gedeckt sehen. Und was wird der Gewinn des Herrn Verlegers sein? Auch er hat frisch gewagt; ob er auch halb gewonnen? Man wird das Buch loben, vielleicht meinen Fleiß, vielleicht nicht mehr; aber man sollte es vor allen Dingen kaufen. Das ist ein sehr ordinärer Wunsch und eine sehr ordinäre Bitte, aber eine sehr dringende, mit welcher ich mich und mein mühseliges Werk dem Leser empfehle.

Leider werden derartige Bücher nur von denen gekauft, die sich speciell mit dem darin behandelten Gegenstande beschäftigen, und deren sind wenige. Freilich sollte man glauben, daß alle wissenschaftlich gebildeten Theologen für ein solches Werk nicht blos vorübergehendes Interesse haben sollten; aber es lehrt die Erfahrung, erstens, daß nicht alle Theologen wissenschaftlich gebildet sind, und zweitens, daß sich die, welche es sind, theils mit fremdartigen Dingen beschäftigen, theils sich auf ein ganz specielles Fach werfen, über das sie den allgemeinen Ueberblick vergessen und verlieren und ein Werk wie das vorliegende kaum eines flüchtigen Blickes würdigen. Außer den Theologen sollten es aber auch alle die anschaffen, welche sich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen, und deren Zahl ist bekanntlich jetzt wie Sand am Meer; das Buch wird ihnen viele und kaum geahnte Ausbeute gewähren. Einen Punkt hat der Verfasser selbst in der Vorrede berührt: es wird das Wörterbuch nämlich einen nicht geringen Beitrag aus den mitgetheilten Vorreden und Dedicationen gewinnen können, die an sich schon ein solches Buch bilden, daß sie 172 zweispaltige enggedruckte Seiten in Großoctav einnehmen.

Alles im vorliegenden Buche macht den besten Eindruck, von der selbstbewußten und doch keineswegs in eitle Ueberschätzung ausartenden Vorrede an bis zu den letzten Seiten, auf welchen die Druckfehler verzeichnet werden, und zwar sowol die Druckfehler der Originaltexte, welche der Herausgeber billigerweise in seiner Reproduction nicht verbessert hat, als auch der wirklichen Druckfehler des Werks, die bei einem so schwierigen Drucke in merkwürdig geringer Anzahl vorkommen, und wiederum von dem eisernen Fleiß des Herausgebers zeugen: alles, sagen wir, macht den günstigsten Eindruck. Nur der Schluß der Vorrede hat uns unangenehm berührt, und wir müssen offen gestehen, daß wir ihn zur Ehre des Verfassers entfernt wünschten. Er lautet:

Ich schließe diese Vorrede an dem Tage, da vor 41 Jahren Friede gemacht ward mit der verbrecherischen Nation, deren Ränke jetzt wieder Meister zu sein scheinen.

Es scheint uns, daß, abgesehen von der beschränkten politischen Anschauungsweise, die in den Jahren vor und bis 1815 vollkommen gerechtfertigt war, aber jetzt kaum noch gerechtfertigt werden kann, ein solches Urtheil schon deswegen vermieden werden müßte, weil es zugleich die härteste Anklage gegen das eigene Volk enthält. Denn wie wäre das Volk wol zu bezeichnen, das sich mit vollem Bewußtsein von den Ränken einer verbrecherischen Nation leiten läßt?

---

8. Die deutsche Heldensage und ihre Heimat von August Ra[illegible]smann. Erster Band. — u. u. d. T.: Die Sage von den Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga. Hannover, Rümpler. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die älteste Gestalt der deutschen Heldensage ist uns in nordischen Ueberlieferungen aufbewahrt und die Sage selbst beruht auf wirklichen Thatsachen: dies zu beweisen ist der Zweck der klaren, süffigen und geschickten Untersuchung des Verfassers. Es ist freilich nicht zu leugnen, sagt er, daß die Sage in diesen Ueberlieferungen mit mythologischen Anschauungen verschmolz; aber es ist ebenso sicher, daß die Ansicht derer, welche dieselbe aus diesen Anschauungen erwachsen lassen, falsch ist. Ebenso wenig darf geleugnet werden, daß einzelne Züge aus verwandten Erinnerungen, welche die Germanen aus der asiatischen Heimat mitgebracht haben, sich an die Sage ansetzten; ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß allmählich einzelne Theile unter diesem Einfluß umgebildet sind und dadurch ein märchenhaftes Gepräge erhalten

Digitized by Google

haben, wie z. B. die Erzählung des Nibelungenliedes von der Erwerbung des Hortes; allein man darf daraus ebenso wenig auf ihren Ursprung zurückschließen wie bei der eben erwähnten Ansicht. Der Verfasser ist der wohlbegründeten Meinung, daß die nordischen Ueberlieferungen der Sage von den Wölsungen und Niflungen ursprünglich ein einziges großes Ganzes, ja sogar ein vollständiges Epos gebildet haben, das sich mit Leichtigkeit wieder zusammenfügen lasse, was er auf dem Wege der Uebersetzung versucht hat. Ist dies aber richtig, so geht auch daraus am sichersten hervor, daß der Ursprung des nordischen Epos auf deutschem Boden zu suchen ist, wie es sich auch ferner ergibt, daß ganze Theile der Sage, welche man bisher als spätere Anwüchse zu betrachten pflegte, wie z. B. die Helgilieder, ursprünglich dazu gehört haben.

Die Uebersetzung der eddischen Lieder ist in Prosa abgefaßt, und auch hierin können wir dem Verfasser nur beistimmen. Er konnte auf diese Weise dem Urtexte näher kommen, als wenn er die Alliteration beibehalten hätte, welche schwer einzuhalten ist, ohne dem Text Gewalt anzuthun. Da er sich jedoch möglichst streng an das Original gehalten hat, so hat die tief poetische Sprache auch in dieser Form wenig oder nichts verloren. Bei den altdänischen Heldenliedern und den faröischen Sigurdsliedern suchte er dagegen das Versmaß des Originals beizubehalten, sah jedoch von dem Reim ab, wo sich derselbe nicht von selbst ergab, da ihm diese Einbuße geringer erschien als der dadurch herbeigeführte Verlust der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten dieser Lieder. Darin können wir aber dem Uebersetzer nicht beipflichten; er hätte entweder den Reim durchführen sollen, weil es unbedingt nothwendig ist, um die Form lebendig hervortreten zu lassen, oder er hätte auch diese Lieder in Prosa wiedergeben sollen, was nach unserer Ansicht aus den vom Uebersetzer selbst für die Edda geltend gemachten Gründen und außerdem wegen der gleichförmigen Haltung des Ganzen nöthig gewesen wäre. An die einzelnen Abschnitte der Uebersetzungen schließen sich Bemerkungen an, welche vorzüglich den Zweck haben, den deutschen Ursprung der Sage zu beweisen, indem sie aus der Sprache oder den in Deutschland selbst verbreiteten oder jetzt noch vorhandenen Sagen, Märchen oder andern Ueberlieferungen Einzelheiten der nordischen Dichtungen erklären, die nur auf diesem Wege aufgehellt werden können. Sehr bedeutend ist in dieser Beziehung der Nachweis, daß die nordischen Dichtungen stets die nämlichen Lokalitäten angeben, welche sich im Nibelungenliede finden. Es wäre aber gewiß unmöglich, daß altnordische Gedichte die besungenen Begebenheiten an den Rhein u. s. w. versetzten, wenn sie nicht ursprünglich deutsche Ueberlieferung behandelten.

Dieser also mit einem fortlaufenden Commentar begleiteten Uebersetzung der nordischen Texte hat der Verfasser eine Einleitung vorausgeschickt, welche sich durch den Reichthum ihres Inhalts, durch die gelehrte und geistvolle Ausführung, sowie durch eine im ganzen erfreuliche Klarheit auszeichnet. Er berichtet zuvörderst, unter welchen Umständen die alten germanischen Ueberlieferungen sich in Island erhalten haben, wobei er darstellt, wie die christlichen Geistlichen dieser Insel sich um die Erhaltung und Pflege der Nationalüberlieferungen verdient gemacht haben. Diese Erscheinung erklärt er ganz richtig aus dem Umstande, daß die isländische Geistlichkeit meist aus Eingeborenen bestand, während in den übrigen germanischen Ländern fremde Priester das Christenthum verkündigten, die für die nationale Entwickelung des Volks keinen Sinn hatten und „mit einem von allzu glücklichem Erfolg gekrönten Glaubenseifer alles heidnische Leben vernichteten". Hierauf geht der Verfasser zur Betrachtung der Edda und Wölsungasaga über, in denen sich die ursprüngliche, wenigstens rein heidnische Gestalt der deutschen nach Island gewanderten Wölsungen- und Nibelungensage erhalten hat. So höchst interessant diese Auseinandersetzung ist, weil sie den deutschen Ursprung dieser Dichtungen auf das überzeugendste nachweist, so dürfen wir ihr doch nicht folgen, weil es nur in längerer Darstellung geschehen könnte. Ebenso wenig ist es uns gestattet, über das ausführlich zu berichten, was er von den altdänischen Heldenliedern mittheilt; dagegen können wir der Versuchung nicht widerstehen, eine Stelle aus dem Abschnitt über die faröischen Sigurdslieder auszuschreiben, und wir hoffen, daß unsere Leser es uns danken werden:

Je länger die dänischen Lieder im Munde des Volks erloschen sind, eine desto wunderbarere, und gleichsam die uralte dem Sigurd gegebene Verheißung: „Solange Menschen leben, wird, Schlachtgebieter, dein Name in Ehren sein!" erfüllende Erscheinung ist es, daß auf den einsamen faröischen Inseln die Lieder von Sigurd, wie einst in der gesammten germanischen Welt, noch bis auf diesen Tag erschallen, und zugleich die von Dietrich von Bern und Wittich, sammt den gefeiertsten Helden des Nordens. ..... Die Jugend lernt sie unter Wollarbeiten an den langen Winterabenden durch Hörensagen auswendig. Wenn aber die allgemeine, zwischen Weihnachten und Fastnacht fallende Tanzzeit kommt, versammelt sich jung und alt, man stimmt die alten Heldenlieder an und schlingt den Reigen, wie es der Väter Sitte war. Vor allen erschallt das Lied von Sigurd, und auf fast allen Hochzeiten tönt es wieder. Ja, die Lieder leben noch so tief im Volke, daß man einem ungetreuen Arbeiter zuruft: „Du bist nicht besser als Regin", den jungen Mädchen die Worte, welche Gudrun zu ihrer Mutter spricht: „Es fromme selten, den Mann einer andern zu lieben", ans Herz legt, und zur sorgsamen Pflege der Thiere dadurch ermuntert, daß man an Gudrun's Pflege für Gerni erinnert. Nach einer Sage sollen die Lieder in einem oder zwei großen Büchern von Island auf die Insel gekommen sein.

Wie diese dänischen und faröischen Lieder das Fortleben der deutschen Heldensage im Norden beweisen, so kann ihr Fortleben und ihre Fortentwickelung in Deutschland ebenfalls dargethan werden, wenn diese Entwickelung auch nur eine immer weiter gehende Abschwächung ist. Die ältesten deutschen Lieder und Sagen, welche der Edda und der Wölsungasaga entsprächen, sind schon früh gänzlich verschollen. Einzelne Züge davon haben sich, wie Raßmann nachweist, in unser Nibelungenlied gerettet. Die sicherste Freistätte aber fanden sie in den Volksüberlieferungen und zwar im „hörnen Siegfriedslied" und

Digitized by Google

insbesondere in den Märchen, „in denen sich das Volk noch heute mit dem innigsten Behagen die großen Thaten Siegfried's erzählt, wenn auch sein Name darin nicht mehr genannt wird". Die älteste Gestalt unserer Sage, wie sie die nordischen Dichtungen aufbewahrt haben, ist auf einem mythischen Grundgedanken aufgebaut; in den epischen Gedichten des Mittelalters hat die Sage ihr mythisches Gewand abgelegt und sich mit welthistorischen Völkern und Personen zu verschmelzen gesucht. Im Munde des Volks dagegen wurde nicht nur der mythische Grundgedanke bewahrt, es wurden noch manche andere mythische Anschauungen in die Sage verflochten; „denn das mit dem Sturze der Götter nicht auf einmal vernichtete heidnische Leben übte noch lange seine Macht aus, und lebt noch bis auf den heutigen Tag hundertfältig im Volke fort". Die Siegfriedmärchen sind von den Brüdern Grimm in den „Kinder- und Hausmärchen" gesammelt und erläutert worden; sie betreffen Siegfried's Heldennatur, seinen Aufenthalt bei dem Schmied, die Befreiung der Chriemhild vom Drachenstein, die Erlösung der Brunhild aus dem Zauberschlaf und die Theilung und Erwerbung des Hortes. Der Verfasser theilt diese Märchen, wie billig, mit, da sie für die Vollständigkeit seines Werks unerläßlich sind; den Erläuterungen der Brüder Grimm fügt er die seinigen bei, welche die Sache nicht wenig aufhellen. Diesen der Grimm'schen Sammlung entnommenen Märchen schickt er eins voraus, „Ferdinand der Drachentödter", das ihm in Wehrshausen bei Marburg von einem Zimmermann erzählt worden. Da sich in demselben die Beziehungen auf Siegfried zum Theil weit bestimmter und reiner erhalten haben als in den von den Brüdern Grimm gesammelten Märchen, so bedauern wir sehr, es des zu großen Umfangs wegen nicht mittheilen zu können. Wir dürfen die Mittheilung aber um so eher unterlassen, als wir hoffen, daß unsere Leser sich mit dem trefflichen Buche selbst bekannt machen werden, welches noch auf seinen letzten Blättern die auf Panzer entlehnte interessante Mittheilung macht, daß man zu Fürth in der Oberpfalz alljährlich am Sonntage nach dem Fronleichnamsfest ein Volksfest, der Drachenritsch genannt, feiert, das höchst wahrscheinlich zum Andenken an die Befreiung Chriemhildens vom Drachen durch den Helden Siegfried begangen wird. Die ausführliche Beschreibung dieses Festes enthält Züge, die eine solche Annahme allerdings unterstützen. Zum Schluß unsers Berichts theilen wir noch das folgende kleine Märchen (S. 410) mit, aus dem recht sichtbar wird, erstens wie lange die alten Sagen sich im Volke erhalten, zweitens aber auch, wie weit die allmähliche Umgestaltung gehen kann, wenn das rechte Verständniß verloren geht:

Der hörnen Säufritz.

Ein Schweinhirtenbube, mit Vornamen Fritz, fand einst beim Schwemmen seiner Heerde etwas in der Saale. Er rieb sich damit und wurde fest gegen Hieb und Schuß. Nachdem er unter die Soldaten gegangen war, erwarb er sich im Kriege durch seine Tapferkeit Reichthum und Adel, und erhielt die Erlaubniß, sich ein Schloß zu bauen, wo er wolle. Da erwählte er seine Heimat und ließ unterhalb seines Geburtsorts auf demselben Berg eine stattliche Burg erbauen. Dieses Schloß wurde nebst dem Dorfe „Säufritzburg" benannt, weil er in seiner Jugend „Säufritz" geheißen worden. — Viele Jahre hatte die Burg gestanden, als einmal in der Heuernte ein schweres Gewitter kam. Fast alle die Leute, welche auf der an das Schloß gremgenden Wiese beschäftigt waren, wollten nach Hause; eine Magd aber rief: „Ich mag donnern oder blitzen, so muß ich meinen Heuhaufen fertig!" Kaum war dies gesagt, so fuhr ein gewaltiger Blitz herab und zerstörte das Schloß, und erschlug die Magd, und riß Heu und Wiese ins Thal hinunter. — Seit dieser Zeit liegt die Burg in Trümmern; das Dorf Seyfritzsburg aber steht noch heute.

Mone, aus dessen Anzeiger dieses Märchen entnommen ist, bemerkt hierzu:

Da ist nun der hörnen Siegfried in seiner letzten Verwandlung als Säuhirtenbube — quantum diversus ab illo! — und doch noch erkenntlich durch seinen geringen Stand (Schmiedejunge und Hirtenbube, gleichviel), durch seinen Raum, den das Volk nicht in Wahnwitz durch die Säue erklärt, sondern aus einer dunkeln, aber festen Erinnerung, daß er in seiner Jugend nie dere Arbeit verrichtet hat. Auch die Zerstörung der Burg durch ein Ungewitter und Feuer, sowie der Tod der Magd ist verirrte Erinnerung an die Nibelungennot.

Wir möchten einen andern Punkt anders erklären als Mone. Wir glauben nämlich nicht, daß in dem Namen und Beruf des Hirtenbuben eine Erinnerung daran liegt, daß Siegfried in seiner Jugend eine niedere Arbeit verrichtet habe. Dieser Zug ist an sich sehr unwesentlich, und zudem war das Schmieden auch im Sinne der Sage keine niedere Arbeit und ist es auch jetzt in der Anschauungsweise des Landvolks noch keineswegs. Vielmehr ist der Name „Säufritz" offenbar aus dem nicht mehr verstandenen „Seyfried" entstanden, wie Siegfried schon in dem oben erwähnten Liede aus dem 15. Jahrhundert heißt. Das ist recht ersichtlich aus dem Zusatz „hörnen", der dem Namen in dem Titel des Märchens beigefügt ist, obgleich in der Erzählung selbst keine Spur von dieser Eigenschaft vorkommt. Denn daß Säufritz fest gegen Hieb und Schuß war, setzt in keiner Weise eine Hornhaut voraus, wie denn dieser Zug tausendfach vorkommt, ohne daß dabei von einer Hornhaut die Rede wäre. Da der Name sich aber einmal festgesetzt hatte (Seufried, Saufritz, Säufritz), so wurde die Sage mit demselben in Uebereinstimmung gebracht, und aus dem Schmied wurde ein Hirtenbube. Die Einwirkung des unverstandenen Namens auf die Gestaltung der Sagen (sind ja sogar Sagen auf diesem Wege entstanden) ist zu bekannt, als daß wir weiter einzugehen brauchten.

---

9. Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide. Von Anton Daffis. Berlin, Herz. 1864. Gr. 12. 12 Ngr.

Diese recht erfreuliche kleine Schrift, in welcher der Verfasser eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit entwickelt, welche er sehr verständig zu benutzen weiß, behandelt einzelne Lebensverhältnisse des größten lyrischen Dichters aus der Zeit der ersten Blüte der deutschen Poesie. Diejenigen Lebensjahre Walther's, für die er Lachmann's Bemerkungen nichts beizufügen hat, das ist

Digitized by Google

die Zeit von 1198 bis zum Sommer des Jahres 1201, überzeugt er demgemäß. Wir bedauern dies; wir hätten gewünscht, daß er wenigstens seine Ansicht, daß Oesterreich Walther's Heimat sei, begründet hätte. Die Richtigkeit dieser Meinung, welche bekanntlich Lachmann ebenfalls theilte, ist so überzeugend noch nicht dargethan, daß man sie unbedingt annehmen müßte; es sprechen manchertlei und zum Theil gewichtige Gründe dagegen, und so wäre es jedenfalls gerechtfertigt gewesen, wenn sich der Verfasser ausführlicher darüber ausgesprochen hätte. Wir sind überzeugt und die vorliegende Schrift beweist es hinlänglich, daß er nicht auf des Meisters Wort schwört und Lachmann's Ansicht ohne weitere Untersuchung und Prüfung angenommen hat; es wäre daher sehr erwünscht gewesen, wenn er seine Ueberzeugung ebenfalls begründet hätte. Den interessantesten und wichtigsten Theil des Schriftchens bildet der Beweis, daß Walther, nachdem er vom Kaiser Friedrich II. ein Lehen erhalten hatte, von demselben auch unter Leitung des Erzbischofs Engelbrecht von Köln zum besondern Erzieher und Lehrer seines Sohnes, des nachmaligen Kaisers Heinrich VII., bestellt worden ist. Dieser Beweis ist mit solcher Gründlichkeit und mit solchem Scharfsinn geführt, daß er wol jeden überzeugen muß.

---

10. Ueber die Kaiserchronik, ein Gedicht des 12. Jahrhunderts. Einige Theile derselben mit neuhochdeutscher Uebertragung und Anmerkungen von Fr. M. Gredy. Mainz, Faber. 1854. Gr. 4. 10 Ngr.

Die sogenannte „Kaiserchronik" hat sich schon früh eines hohen Ansehens erfreut, da sie bereits im 12. Jahrhundert in mehrfachen Ueberarbeitungen durch ganz Deutschland verbreitet war, später aber fortgesetzt, in andern Werken vielfach benutzt und sogar noch im Jahre 1594 umgereimt worden ist. Es ist jedenfalls ein sehr merkwürdiges Werk, das auch in der neuern Zeit schon deshalb alle Beachtung verdient, weil sich aus demselben, wie Maßmann's dreibändige Arbeit über das Gedicht dargethan, gar manche historische, besonders aber literarische und sagenhafte Punkte erklären lassen. Die vorliegende kleine Schrift kann sich begreiflicherweise in derartige Untersuchungen nicht einlassen, welche einen unverhältnißmäßig größern Raum erheischen, als ein Programm darbieten kann (denn als solches ist sie ursprünglich erschienen). Aber die Arbeit ist keineswegs überflüssig, vielmehr muß sie als erfreulich bezeichnet werden. Der Verfasser entwickelt darin nämlich den Gang des Gedichts auf einschtsvolle Weise, indem er einzelne Theile, die vorzüglich geeignet waren die Eigenthümlichkeiten des Dichters ins Licht zu stellen, vollständig aufnimmt und sie durch kurze aber treffende Bemerkungen erläutert. Auch gibt er von diesen Stellen eine recht gute neuhochdeutsche Uebersetzung.

---

11 Untersuchungen über die Repgowsche Chronik von Friedrich Pfeiffer. Breslau, Gosohorsky. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Die „Repegowsche Chronik" ist wahrscheinlich die älteste Chronik in deutscher Sprache und war bis tief ins 17. Jahrhundert beliebt, daher dieselbe auch in zahlreichen Handschriften vorhanden ist. Pfeiffer zählt 23 auf und vermuthet noch mehrere. Aber die große Zahl der Handschriften erschwert gerade die Untersuchung über das Werk, denn sie weichen oft sehr bedeutend voneinander ab. Es gibt nämlich solche, welche eine getreimte Vorrede haben und andere, die gleich mit der Erzählung beginnen; es gibt solche, die Verse (aus der „Kaiserchronik") in den Text mischen; es gibt niederdeutsche und oberdeutsche; und endlich gibt es solche, welche in der Mitte des Werks eine ausführliche Betrachtung über die Sittenverderbniß der Geistlichen haben, und solche, denen sie fehlt, sodaß die Handschriften in sieben verschiedene Klassen fallen. Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, die sämmtlichen Codices zu vergleichen; sondern nur die zwei berliner, und von den übrigen 21 sind die Beschreibungen zum größten Theile so ungenau, daß man sogar oft zweifeln muß, ob diese oder jene, z. B. die heidelberger, die „Repegowsche Chronik" enthält. Uebrigens werden jene sieben Klassen noch dadurch vermehrt, daß die verschiedenen Handschriften auch eigenthümliche Zusätze haben, welche fast immer die Geschichte eines bestimmten Landes betreffen, sodaß man daraus meistentheils auf die Heimat des Abschreibers schließen kann. Eigenthümlich ist die gothaer Handschrift dadurch, daß sie viele Sagen und Legenden mittheilt, so z. B. die in neuerer Zeit durch Ettmüller's treffliches episches Gedicht „Karl der Große und das Jungfrauenheer" allgemeiner bekannt gewordene Sage vom Lanzenwald der Jungefrauen.

Die Chronik wird allgemein die Repgausche genannt, weil man lange dafür hielt, daß Eike von Repgow, der Sammler des „Sachsenspiegel", ihr Verfasser sei. Aber schon Homeyer hat in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Sachsenspiegel" nachgewiesen, daß diese Annahme auf unrichtigen Gründen beruhe; auch Pfeiffer schließt sich, und ohne Zweifel mit vollem Recht, dieser Ansicht an, für welche er die schlagendsten Gründe entwickelt, die man in seiner Schrift nachlesen mag. Wenn seine Beweisführung zum Theil polemisch ist und sich auf andere Schriften bezieht, namentlich die bekannte von A. von Daniels über den „Sachsenspiegel", so würde uns eine klare Auseinandersetzung hier zu weit führen. Wenn aber die Chronik dem Eike von Repgow nicht zuzuschreiben ist, wer ist denn ihr Verfasser? Leider ist es auch Pfeiffer bisjetzt nicht gegückt, denselben zu ermitteln; wir bedauern es mit ihm, da „sein Name in unserer Literaturgeschichte einen sehr ehrenvollen Platz einnehmen würde". Das Einzige, was mit Sicherheit feststeht, ist, daß der Verfasser ein Geistlicher war, was wiederum beweist, daß die Chronik dem Eike von Repgow nicht zugeschrieben werden kann, der nie als Geistlicher genannt wird.

Auch die Zeit der Abfassung ist schwer zu bestimmen. So sagt der Verfasser der Chronik in der Vorrede, daß er sein Werk bis auf seine Zeit fortgeführt habe; allein während die eine Handschrift mit dem Jahre 1228 schließt,

Digitized by Google

führt eine andere die Erzählung bis zum Jahre 1395 fort, sodaß zwischen dem Ende der ersten und letzten ein Zeitraum von 167 Jahren liegt, und zudem keine einzige einen eigentlichen Schluß darbietet. Der Umstand, daß keine der niederdeutschen Handschriften über das Jahr 1260 hinausgehe, möchte zunächst dafür sprechen, daß die niederdeutsche Abfassung die ursprüngliche sei, das Werk daher im 13. Jahrhundert entstanden sein müßte, welche Ansicht noch dadurch unterstützt wird, daß der Verfasser des „Lohengrin", der die Chronik benutzt hat, um 1300 lebte. Aus einigen Stellen gelangt Pfeiffer zu dem Schluß, daß die Abfassung des Buchs um die Jahre 1229 — 30 fällt.

Sehr interessant und belehrend ist der vierte Abschnitt der vorliegenden Untersuchung, in dem der Verfasser die Quellen der Chronik bespricht, als welche die Bibel, Gregorius, Hieronymus, Ekkehard von Urach, der Annalist Saxo, Helmold u. s. w. bezeichnet und gründlich nachgewiesen werden. Noch wichtiger ist der folgende Abschnitt über den historischen und stilistischen Werth der Chronik. Der Verfasser derselben behandelt die Geschichte seines Volks mit großer Ausführlichkeit und Theilnahme, während die Zeit bis zu Karl dem Großen sehr kurz und knapp dargestellt ist. Er strebt offenbar nach Wahrheit, und dieses Streben geht so weit, daß sogar die Darstellung oft darunter leidet. Doch gibt es auch vortreffliche Stellen genug, in denen der Verfasser lebendig und warm wird. Sehr schön ist z. B. die schon erwähnte Betrachtung über den Sittenverfall der Geistlichen, das Leben Heinrich's IV. u. a. m. In Bezug auf den Inhalt macht Pfeiffer noch darauf aufmerksam, daß die Völkerwanderung mit einer gewissen Vorliebe behandelt ist, daß der Verfasser die deutsche Heldensage kannte, aus derselben jedoch nichts Wunderbares aufnahm, daß er sich zwar von unglaublichen und fabelhaften Erzählungen nicht frei gehalten, aber nur wenige Legenden mitgetheilt hat und sogar an der einen zweifelt, an der nämlich, daß wenn das Grab Sylvester's II. schwitzt, der Tod des lebenden Papstes bevorsteht (wande it is manighes stenes sede, dat he nat werd — es ist manchen Steines Sitte, daß er naß wird). Sowie der Verfasser der Chronik endlich in Hinsicht auf Zuverlässigkeit den besten Chronisten jener Zeit an die Seite zu setzen ist, so zeigt er auch überall eine ehrenhafte und parteilose Gesinnung, welche Pfeiffer an einer interessanten Stelle nachweist. Bei Gelegenheit des Berichts, daß die Fürsten, welche die Herrschaft Heinrich's IV. nicht ertragen wollten und daher dessen Sohn als Gegenkaiser aufstellten, sagt nämlich der Chronist (wir übersetzen die Stelle):

Also ward der Sohn gegen den Vater gewählt. Als der Papst diese Märe vernahm, entband er die Fürsten alle und auch den jungen König des Eides vor Gott. Diese Wahl gereichte dem Reiche nimmermehr zum Heil. Es war offenbar gegen Gott; Gott gebot selbst und schrieb mit seinen Händen: Ehre deinen Vater, auf daß du lange lebest auf Erden! Es war ein böses Beispiel den Kindern gegen den Vater.

Der Verfasser wagt, ob er gleich selbst ein Geistlicher war, also hier den Papst zu tadeln. Noch bezeichnender ist folgende Stelle aus der Betrachtung über den Sittenverfall der Geistlichen, die man heutzutage besonders beherzigen sollte:

Wir geistlichen Leute, die zeitlich leben sollten, wir haben unter ihren Namen (der Heiligen) große Güter und viele Höfe, Burgen und Länder und viele Dienstmannen und unermeßliche Schätze und viele Leibeigene. In ihrem Namen haben wir reichen Tisch an Meth und an Wein, an diesem Bier und an manchem Gericht; wir haben der schönen Kleider viele und stolzer Pferde genug. Zudem wollen wir weltlichen Ruhm haben und Lob von falschen Lorbern. Wir entziehen auch den Witwen und Waisen, damit wir es den Rittern geben können. ... Die Märtyrer haben mehr gefördert mit ihrer großen Geduld als wir mit großer Unduldsamkeit. ... Als Constantinus Christ ward, gewann die heilige Kirche große Sicherheit und tiefen Frieden. Da geschah es auch, wie man in der „Ecclesiastica historia" liest, daß die große Sicherheit große Ausgelassenheit erzeugt. Die weisen Pfaffen trübten sie durch ihren Hochmuth, sie verstießen in manche Irrthümer, und was sie zuerst mit Furcht gethan hatten, das thaten sie seitdem offen.

Die vortreffliche Abhandlung schließt mit der Uebersicht derjenigen Werke, welche aus der Chronik geschöpft haben.

12. Ueber Heinrich den Teichner von Th. G. von Karajan. Wien, Braumüller. 1855. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Was die Literarhistoriker seit Gottsched über Heinrich den Teichner sagen, behauptet der Verfasser nicht mit Unrecht, ist weder zuverlässig genug noch zureichend. Es fehlt ihnen an genügender Kenntniß des umfangreichen, zudem meist ungedruckten Stoffs. Diesem Uebelstande sucht er nun durch vorliegende Schrift abzuhelfen.

Er bespricht zuerst den Namen, ohne jedoch zu einem bestimmten Schluß über dessen Bedeutung zu gelangen. Dann untersucht er, wann der Dichter gelebt haben möge, eine Untersuchung, die allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist, da des Teichners Gedichte, obwol der bei weitem überwiegende Theil derselben nur wirkliche Verhältnisse und Zustände schildert und beurtheilt, dennoch selten Anhaltspunkte gewähren, aus denen man auf die Zeit der Abfassung schließen könnte. Denn er liebte es nicht, wie er es selbst bestimmt ausspricht, die Namen derjenigen zu nennen, über welche er sprach; und so findet sich, daß in den mehr als 700 Gedichten und 70000 Versen, die sich von ihm erhalten haben, kaum zwei oder drei Eigennamen von Personen vorkommen. Er ist darin ganz das Gegentheil seines Zeitgenossen und Landsmanns Suchenwirt, und beide unterscheiden sich auch darin, daß während dieser überall zu preisen und zu jubeln findet, der Teichner sich überall veranlaßt sieht zu rügen und zu tadeln. Aus zehn Gedichten, die allein bestimmte Andeutungen gewähren, weist nun der Verfasser nach, daß die dichterische Thätigkeit des Teichners in die Jahre 1328 oder 1330 bis ungefähr 1375 falle, wodurch die Angabe der Literaturgeschichten wesentlich verbessert wird, nach denen der Teichner in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt haben soll.

Digitized by Google

Was ferner seine Heimat betrifft, so gehört seine Sprache ohne Zweifel der österreichisch-bairischen Mundart an, und der Inhalt seiner Gedichte, die sich vorzugsweise mit österreichischen Zuständen beschäftigen (denn es lassen sich diese erkennen, ohne daß der Dichter sie ausdrücklich als solche bezeichnet), läßt keinen Zweifel übrig, daß der Teichner wirklich ein Oesterreicher war. Dagegen läßt sich nicht nachweisen, daß er meist in Wien gelebt habe, wie die meisten Literaturgeschichten behaupten. Sehr gründlich handelt sodann der Verfasser von der Bildung des Teichners ab; er beweist, daß derselbe lesen und wahrscheinlich auch schreiben konnte, und daß er vielseitige Kenntnisse besaß, daß er namentlich mit der vaterländischen poetischen Literatur ziemlich genau vertraut war. Die deutsche Heldensage erwähnt er merkwürdigerweise in seinen Gedichten nicht, dagegen weiß er viele Histörchen und Sagen zu erzählen, was wol Bekanntschaft mit der „Kaiserchronik", den „Gesta Romanorum", den sogenannten „Vitae patrum" u. a. m. voraussetzen läßt. Seine Gedichte sind außerdem eine reiche Fundgrube für Sprichwörter, woraus sich auch seine große Vorliebe für Freidank erklärt. Am vertrautesten aber war er mit der Bibel, die er unzähligemal citirt, und deren Lehren er häufig zum Gegenstand seiner dichterischen Betrachtungen macht.

Höchst interessant und inhaltsreich ist der folgende Abschnitt „Ergebnisse der Bildung", in welchem der Verfasser zuerst des Dichters Verhältniß zu Gott, dann seine ascetische Richtung und zuletzt seinen Charakter bespricht; wir müssen unsere Leser aber auf die inhaltreiche Schrift selbst verweisen, weil sich diese verschiedenen Beziehungen nur in längerer Entwicklung darstellen lassen. Aus dem Abschnitt über Heinrich's Lebensverhältnisse theilen wir nur mit, daß derselbe nach der überzeugenden Beweisführung Karajan's in seiner Jugend in Dienstverhältnissen zu einem mächtigen, wahrscheinlich österreichischen Herrn stand, später aber im Wohlstand gelebt haben muß und daß er unverheirathet war.

Der wichtigste Abschnitt ist derjenige, der den Teichner als Dichter charakterisirt. Er hatte eine vorwiegend didaktische Richtung, wie er es denn für die Aufgabe eines jeden Christen hielt, die Mitmenschen zu belehren. Auch zeigt er sich in seinen zahlreichen Gedichten geschäftig, auf gestellte Anfragen Auskunft und Belehrung zu ertheilen. Bald ist es ein Herr, bald ein Knecht, bald ein Bauer, ein Bürger, eine Braut, ein Jüngling u. s. w., die ihn um Rath fragen. Im allgemeinen erschien ihm nur Edles und Gutes im strengsten Sinne des Worts als allein würdiger Stoff der Dichtkunst. Mit der Belehrung allein gibt er sich so wenig als mit dem Gebete und Kirchenbesuche zufrieden; er dringt entschieden auf sittlich-reines Leben, daher seine Gedichte von Rügen und Klagen erfüllt sind. Wie es uns erzählt, ist er oft seines unumwundenen Tadels wegen zur Rede gestellt worden, namentlich deßhalb, weil er auch Geistliche, Ritter und Frauen übel angelassen habe. Er könne sich aber darüber keinen Vorwurf machen, sagt er, denn diese Stände seien verpflichtet, mit gutem sittlichen Beispiel voranzuziehen und ihrem Stand gemäß zu leben.

An die ebenso gründliche als klare Darstellung des Teichners als Dichter, von der wir nur einige wenige Punkte herausheben konnten, schließt sich die Betrachtung seines Verhältnisses zur Außenwelt an, wodurch wir noch genauere Einsicht in den Stoff und die Behandlungsweise des Dichters erhalten. Karajan stellt nämlich alles zusammen, was der Teichner über einzelne Stände der bürgerlichen Gesellschaft äußert und fügt daran die allgemeinen Bemerkungen des Dichters über seine Zeit, ihren geistigen und sittlichen Charakter. Wir wünschten, alle Aeußerungen des Teichners über den geistlichen Stand mittheilen zu können, welche der Verfasser in übersichtlicher Darstellung zusammengestellt hat; es würde sich manchen Freund der guten alten Zeit darob verwundern und hoffentlich auch entsetzen. Doch wird auch eine Stelle hinreichen, einen Begriff von dem damaligen sittlichen Zustand der Geistlichkeit zu geben; wir müssen jedoch die Bemerkung voranschicken, daß der Teichner bei seiner, wir möchten sagen, unverwüstlichen Anhänglichkeit an die Kirche, ihre Gebräuche und Einrichtungen von der tiefsten Ehrfurcht gegen den geistlichen Stand als solchen durchdrungen war, wie er denn stets verlangt, daß man die Person von der Würde trenne, was freilich eine schwere Aufgabe ist, und was unsere heutigen „Dicken und Dünnen", wie sie Anastasius Grün nennt, auch in keiner Weise gestatten wollen *):

Die Geistlichen sollten strenge Keuschheit beobachten, und mußten sich von Ehebrechern und Buchterern dergleichen Verbrechens anklagen lassen, ohne sich rechtfertigen zu können. Mancher Pfarrer büßte die sittlichen Gebrechen seiner Pfarrkinder nicht, weil er dann selbst der Sünden des Spiels, der Unkeuschheit und des Wuchers angeklagt würde. Das Uebelste an der Sache sei aber noch das Aergernis und böse Beispiel, daß sie gäben; ja die Laien berufen sich sogar zu ihrer Entschuldigung auf den Borgang der Bischöfe, Prälaten und Pfarrer. Es könne niemand die Geistlichen werth halten, die sich selbst durch ihr verwerfliches Leben zum Gespötte machten. Unkeuschheit, Völlerei, ausgelassene Reden, Raufen und Stechen in Weinhäusern, das sei ihr Leben. Wenn sie selbst nicht mehr könnten, zahlten sie fercke Männer und Weiber, daß sie an ihrer Statt die rohesten Dinge in Worten und Handlungen trieben. Sie zögen mit den Rittern in Waffen umher, und benähmen sich doch nicht so, wie es sich für edle Ritter gezieme. Auf alten Gemälden sehe man den Priester überall mit einem Buche in der Hand dargestellt. Wenn jetzt einer einen Weltlichen malen sollte nach seinem Treiben, so müßte ihm zur Seite ein Weib erscheinen, in dessen Hand ein Spielbret, um die Lenden ein Schwert und langes Messer.

Allerdings paßt dieses Bild nicht mehr für unsere Zeiten, und wenn auch manches Ueble, ja Verbrecherische geschieht (die Zeitungen bringen oft genug Schreckliches zur Kenntniß), so sind es, wir wollen es gern gestehen, nur Ausnahmen. Aber was ist denn die Ursache, daß es nur Ausnahmen geworden und nicht mehr allgemeine Regel ist, wie zu des Teichners Zeit? Doch nichts anderes als die Reformation, die von der Gegen-

*) Selbst der treffliche Vinçlen sagte: „S'il arrive que le prêtre fasse une faute, on doit modestement baisser les yeux et se taire."

Digitized by Google

seite her oft so arg verlästert wird, und gegen die jeder redliche Katholik dankbar sein sollte, weil sie seine Kirche von so mancher Unsauberkeit gereinigt hat.

So ungern wir uns von der trefflichen Abhandlung Karajan's trennen, so zwingt uns doch der beschränkte Raum, von ihr zu scheiden, und wir müssen unsern Lesern überlassen, in ihr selbst nachzulesen, was der Teichner noch über die Mönchs- und Nonnenklöster, über die Fürsten und Großen, die mittlern und untern Stände, über das Ritterwesen und über seine Zeit im allgemeinen sagt. Die Mittheilungen Karajan's sind so trefflich ausgewählt, daß man ein reiches und klares Bild von den Zuständen jenes Jahrhunderts erhält und zugleich den Dichter lieb gewinnt, der so scharf beobachtete und selbst das edelste Gemüth offenbarte. Möchte uns Karajan noch oft ältere deutsche Dichter in ähnlicher Weise vorführen!

13. Sebastian Frank und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Hermann Bischof. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen, Riecker. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Diese Erstlingsschrift eines jungen Mannes, der sie in den ersten Jahren seines Universitätslebens und Studiums bearbeitete, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen in der wissenschaftlichen Literatur, erfreulich sowol wegen des höchst anziehenden und bedeutenden Stoffs als wegen der gründlichen und geschmackvollen Ausführung desselben.*) Wir erinnern, daß ein anderer großer Geschichtschreiber der nämlichen Zeit, Aegidius Tschudi, in neuerer Zeit ebenfalls von einem jungen Manne, H. Vogel, in gleich erfreulicher Weise behandelt wurde. Bischof's Schrift beginnt mit der Darstellung von Frank's Lebensgeschichte, was um so dankenswerther ist, als die Literaturgeschichten im ganzen nur sehr Unzusammenhängendes und Dürftiges von dem merkwürdigen Manne zu erzählen wußten und dieses nicht einmal beglaubigt war. Bischof hat nun alles, was sich irgend gewinnen ließ, zusammengestellt und zum ersten male ein ausführliches Bild von dem Leben Sebastian Frank's gegeben, das zwar hier und da noch der Vollständigkeit und Sicherheit ermangelt, weil die nothwendigsten Quellen fehlten, aber doch genügt, um den Zusammenhang der Lebensschicksale des geobaetigen Schriftstellers mit seinen Werken zu begreifen. Und so ist es dem Verfasser auch gelungen, zum klaren Bewußtsein zu bringen, daß Sebastian Frank der eigentliche wahre Geschichtschreiber der Reformation ist, was freilich nicht so zu verstehen ist, als ob er eine Geschichte dieser welthistorischen Begebenheit geschrieben hätte, sondern daß er die Geschichte im Sinne der Reformation vorgetragen hat und seine Bücher von dem Geiste derselben durchdrungen sind.

*) Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich der neumodischen Phraseologie mehr enthalten hätte, die allerdings oft der Darstellung einen vornehmen oder philosophischen Schein gibt, aber der Klarheit und einfachen Schönheit derselben wesentlich schadet.

Sebastian Frank faßte die Geschichtschreibung in ganz anderer und viel tieferer Weise auf als alle seine Vorgänger; ihm lag nicht zunächst daran, mit den Begebenheiten bekannt zu machen, er hatte unverkennbar den höhern Zweck, die Geschichte als eine Offenbarung des göttlichen Willens darzustellen und eben dadurch den Leser zu höherer Anschauung des Lebens zu führen. Denn ein wesentlicher Grundzug der geschichtlichen Werke Frank's ist, daß er durch sie auf sein Volk zu wirken suchte und überhaupt wie die innigste Liebe zu demselben, so auch volksthümliche und echt vaterländische Gesinnung entwickelte. Man hat ihm häufig den Vorwurf gemacht, er sei ein bloßer Compilator gewesen; der Verfasser stellt dies nicht in Abrede, zeigt aber auch zugleich, wie er den gesammelten Stoff selbständig und mit steter Rücksicht auf seine bildenden und reformatorischen Zwecke behandelte, sodaß allerdings zwischen ihm und den frühern Chronisten des Mittelalters ein wesentlicher Unterschied besteht und er, wenn er auch mit einem Fuße noch auf der Bildungsstufe des Mittelalters steht, mit dem andern die Bahn eröffnet, auf welcher sich die neue Geschichtschreibung foetenwickelte. Fremer, wenn auch Frank's Kritik in der Benutzung seiner Quellen vorzugsweise subjectiv ist, so übte er sie doch, während dies von wenigen seiner Vorgänger gesagt werden kann. Da ihm die Mittel und wol auch die Gelehrsamkeit fehlten, seine Quellen in mehr objectiver Weise kritisch zu prüfen, so mußte er sich zunächst auf sein Gefühl verlassen, das übrigens so fein und schee war, als man es unter den damaligen Umständen nur wünschen konnte. Der Verfasser bemerkt:

Mit höchstem Rechte ist Frank's psychologische Kritik zu beurtheilen; durch sein eigenes Herz hindurch fand er den Weg in fremde Herzen: Selbsterkenntniß erweiterte sich ihm zur Menschenkenntniß, und wir schauen oft zurück vor der erbarmungslosen Ironie, womit er menschliche Verkehrtheit züchtigt und bis in die geheimsten Falten des eigenen Selbst verfolgt.

Eine der höchsten Tugenden eines Geschichtschreibers ist die Wahrheitsliebe und Treue; der Verfasser widmet dem Beweis, daß Frank diese Eigenschaften in hohem Maße besessen, mit Recht ein eigenes Kapitel. Er zeigt, daß Frank durch die äußere Unabhängigkeit, in welcher er lebte (er besaß nie ein öffentliches Amt, er war durch Vermögensverhältnisse nicht genöthigt, um fremde Gunst zu buhlen und zudem zeichnete er sich durch eine wirklich staunenswerthe Genügsamkeit aus), vorzüglich geeignet war, mit unparteiischer Feder Geschichte zu schreiben. Zudem beweisen die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, daß er für seine Ueberzeugung einzustehen wußte. Mit welcher Unparteilichkeit er seine Quellen benutzte, beweist folgende schöne Stelle aus der Vorrede zu seiner Chronik, deren Anführung Bischof nicht hätte unterlassen sollen:

Ich kan, Gott hab lob, als ein unparteiischer, ungfangner, ein jeden lesen, und bin keiner Secte oder menschen auch eeben also gefangen, daß mir nit zugleich alle frumme zu herzen gefallen, ob sie schon in nil unnötigen stucken ein sälzarlt thunde, und bin in keines menschen wort geschworen, denn Christi, meines Gotts und mittlers, in des gehorsam ich mein vernunft allein gefangen nimm. Za, ich wurff auch kein ketzer also hin,

Digitized by Google

daß ich das kind mit dem bad ausschütt, das ist, die wahrheit von der lügen wegscheuber, sondern scheide das gold von dem kat. Denn es ist kaum ein heid, Philosophus oder ketzer, der nicht etwa ein guts stuck verheret hab, das ich nicht darumb verwürff, sondern als sein gold anher, und gleich etwas auch mein Gott in heiden und ketzern find, lieb und ehre, der, wie er sein Sunne läst schainen über gut und böß, also schüt er sein güte aus über alle menschenkinder, daß jedermann von seiner güt zu sagen wiß. Darumb ist mir ein warheit ein warheit, Gott geb, wer sie sag, auch in ketzern, und bitt Gott für die übrigen irrthumb, daß er sie zubeck, verzeich oder entdeck, daß sie die erkennen und absehen.

Wir folgen dem Verfasser in seiner weitern Ausführung, worin er zunächst die historische Kunst und die Sprache Frank's behandelt, nicht, so sehr er dafür zu interessiren weiß. Noch mehr bedauern wir, von dem zweiten Haupttheile „Frank und die Geschichte der Wissenschaft" keinen ausführlichern Bericht geben zu können — eine kurze Darstellung wäre geradezu unmöglich —, wir beschränken uns darauf, das Verhältniß Frank's zu den Reformatoren anzudeuten. Er stand mit ihnen, namentlich mit Luther, in genauem und selbst freundschaftlichem Verhältniß. Später löste sich dieses, und Luther wurde sogar Frank's unerbittlichster Gegner. Allein hier kann dem großen Reformator nicht Recht gegeben werden: das Recht steht ganz auf der Seite Frank's. Dieser hatte die Einfältigkeit des starren Protestantismus mit ehrenswerther Rücksichtslosigkeit in seinen Schwächen und innern Widersprüchen aufgedeckt, und das konnte ihm Luther nicht verzeihen, der, wie er den Grund zur Reformation legte und ihr einen so glänzenden Sieg verschaffte, doch auch wieder das Seinige dazu beitrug, daß sie sich nicht fröhlich entwickeln konnte, und daß ein Jahrhundert nach seinem Tod mehr als die Hälfte der reformirten Länder wieder zum Katholicismus zurückgeführt worden waren. So sicher Frank dieses voraussah, so guten Grund er daher auch hatte, die falsche Richtung des Protestantismus zu bekämpfen, so zeigt er doch seine wahrhaft edle Natur darin, daß er noch in seinen letzten Werken das ursprüngliche Princip der Reformation und die Persönlichkeiten seiner Vertreter, besonders Luther's, mit Begeisterung und Verehrung erwähnt und an die reine Entwicklung jener christlichen Ideen das Heil der Zukunft anknüpfe.

Wir wünschen der schönen und gründlichen Schrift viele Leser *), besonders unter den protestantischen Theologen, die sich vielleicht dadurch könnten bewegen lassen, Frank's Werke selbst kennen zu lernen; sie könnten aus denselben entnehmen, daß in unsern Tagen etwas ganz anderes noth thut, als die Welt wieder in die düstern und an Verderben reichen Zeiten der zweiten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts zurückzuführen. Denn was noth thut, und was allein den Protestantismus vor den gegen ihn heimlich und offen gesponnenen Umtrieben nicht blos sicher stellen, sondern retten kann, das ist das redliche Zurückgehen auf das Princip der Reformation.

14. Martin Opitz. Eine Monographie von Friedrich Strehlke. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 24 Sgr.

Der Verfasser schildert zunächst in einer mit Klarheit und Gewandtheit geschriebenen Einleitung die literarischen Zustände in Holland, Frankreich und Deutschland zur Zeit, als Opitz seine dichterisch-reformatorische Laufbahn begann. Es war dies nothwendig, um die folgende Entwickelung seiner Thätigkeit zu verstehen. Die darauffolgende Lebensgeschichte des Dichters ist sorgfältig nach den fleißig benutzten Quellen bearbeitet; der Verfasser bemüht sich, in derselben nicht blos die einzelnen Ereignisse im Leben Opitz' anschaulich darzustellen, sondern uns auch mit dem Fortgang der schriftstellerischen Thätigkeit desselben bekannt zu machen. Mit Recht wird auf die Darstellung der Verhältnisse zu den Personen Gewicht gelegt, die auf den Dichter und den Gang seiner Entwickelung von Einfluß waren. Der Biographie folgt eine dankenswerthe bibliographische Uebersicht der Opitz'schen Schriften, sowie die Angabe der Schriften über Opitz bis zu Gottsched.

In den folgenden Kapiteln betrachtet der Verfasser die verschiedenen Werke desselben: zuerst die didaktischen und die beschreibenden Gedichte, dann die lyrischen Dichtungen nebst der „Schäferei von der Nymphe Hercynia", und endlich spricht er von Opitz als Gelehrten und Prosaiker. Indem der Verfasser von den einzelnen Dichtungen und andern Schriften gedrängte, aber recht gut abgefaßte Inhaltsübersichten gibt, gelingt es ihm auf ganz vorzügliche Weise, uns ein Bild derselben zu geben. Die kleine Schrift schließt mit einer Uebersicht der Schriften über Opitz und einem Gesammturtheil über denselben. In diesem Kapitel betrachtet der Verfasser zuerst die Verdienste des Dichters um die Sprache; er zeigt, daß derselbe in dieser Beziehung auf Luther's Wegen fortschritt; daß ihm der Ruhm gebührt, den ersten Versuch gemacht zu haben, Begriffe und Anschauungen des Alterthums der deutschen Sprache homogen zu machen, und daß er den Grund zu der später so ausgebildeten Uebersetzungskunst legte. Zu den Verdiensten Opitz' um die deutsche Metrik übergehend, sagt der Verfasser und niemand wird es leugnen, daß Opitz mit größerm Recht als der Begründer derselben angesehen werden kann, denn als der der deutschen Poesie. Es ist ihm zwar, fügt der Verfasser hinzu, nicht immer gelungen, und Opitz selbst gesteht ein, daß seine Kraft nicht ausreiche, den Anforderungen, die er in seinem Buch „Von der deutschen Poeterey" aufstellte, nachzukommen, aber an redlichem Willen hat es ihm jedenfalls nicht gefehlt, und was in neuerer Zeit Platen und Rückert oder A. W. von Schlegel in metrischer Beziehung geleistet haben, liegt in seinem Streben vorbereitet.

Ebenso verständig ist das Bild, welches der Verfasser von Opitz' Bedeutung als Dichter gibt. Wir fassen die Hauptzüge kurz zusammen. Ein Hauptfehler

*) Zugleich möchten wir den Wunsch aussprechen, das Bischof auch die übrigen Seiten der schriftstellerischen Thätigkeit des trefflichen Sebastian Frank einer ebenso gründlichen Besprechung unterwerfe; er würde sich dadurch ein neues Verdienst um den allzu sehr vergessenen Mann erwerben.

Opitz' ist die gewaltsame Nachahmung des Alterthums; da dieselbe nur äußerlich war, veranlaßte sie ihn, das Wesen der Poesie vorzugsweise in poetischem Schmucke, in Nachbildung eigenthümlicher Wendungen u. s. w. zu suchen, was denn von seinen Nachahmern bis zum Uebermaß gesteigert wurde. Dazu kommt, daß Opitz gänzlich ohne Phantasie war, und der reflectirende Verstand überall nicht blos durchbricht, sondern allen seinen Dichtungen beinahe ohne Ausnahme zum Grunde liegt. Andere Fehler sind Schwäche in der Composition, Unterdrückung seiner Originalität durch die Alten, Geschmacklosigkeit im Einzelnen. Aus alledem würde sich ergeben, daß Opitz kein Dichter gewesen ist; aber die Berücksichtigung der Zeit, in der er lebte, und die eigenthümliche Richtung, die er einschlug, muß dieses Urtheil modificiren.

Während manche seiner ältern Gedichte in der That aus dichterischer Erregung ihren Ursprung genommen haben, wurde er später dadurch, daß er die Holländer zu Mustern nahm und seinen Geist mit antikem Stoff anfüllte, wenn auch nicht auf einen an sich falschen Weg geführt, so doch in seiner freien Ausbildung als Dichter gehemmt. ... Dasjenige, was auf der einen Seite seinen Ruhm begründet hatte, hinderte seine Entwickelung nach der andern hin.

Alles dies ist vollkommen richtig und charakterisirt in wenigen Worten das ganze Verhältniß sehr treffend. Nicht so können wir dem Verfasser beistimmen, wenn er hinzufügt:

Daß Opitz aber nicht die Voraussetzungen und Bedingungen vermieden hat, die ihn als Dichter klein machten, läßt sich nur als ein Glück betrachten. Mit der Ansicht, als wenn in rein nationaler Gestaltung die deutsche Poesie eine größere Höhe erreicht hätte, können wir uns nicht befreunden, einfach aus dem Grunde, weil sie unwahr ist. Eine einseitig volksthümliche Entwickelung konnte nie zu der Höhe führen, wie es durch die Aufnahme der Bildungselemente der ganzen Vergangenheit möglich war, und die Kunst und Wissenschaft aller Culturvölker beruht auf dem Alterthum, und wird dieses Fundament nie entbehren können.

Die Geschichte unserer Literatur zeigt, wie falsch die Folgerung aus dem letzten an sich wahren Satze ist. Die deutsche Poesie ist nur dann groß gewesen, wenn sie sich auf nationaler Grundlage entwickelt, sie ist immer versunken, wenn sie diese verloren hat. Die Bestrebungen im 18. Jahrhundert gingen sämmtlich dahin, diese Grundlage zu gewinnen; selbst von Gottsched läßt es sich behaupten, wie viel mehr noch von Lessing und Goethe! Und erst als diese errungen war, konnte sich die hohe Blüte entfalten, auf die wir mit Recht stolz sind. Ohne den „Götz von Berlichingen", dieser durch und durch nationalen Dichtung, ist „Iphigenia" nicht denkbar, und sollte diese etwa nicht deutsch sein, nicht auf der nationalsten Grundlage beruhen?

Heinrich Kurz.

Deutsche Musenalmanache.

1. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Mit dem Bildniß Hermann Lingg's und einer Musikbeilage von Ludwig Spohr. Achter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1858. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Königsberg, Nürmberger. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Norddeutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Emil Weber. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 24 Ngr.
4. Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildniß Karl Gutzkow's in Stahlstich. Prag, Bellmann. 1857. 8. 1 Thlr.

Da uns einige neuere Gedichtsammlungen von besonderm Werth oder eigenthümlichem Gepräge Gelegenheit geben werden, das, was wir etwa in Bezug auf die neueste deutsche Lyrik auf dem Herzen haben, demnächst in d. Bl. auszusprechen, so ziehen es wir vor, uns sofort in medias res zu stürzen, d. h. mitten in das lyrische Blütengewimmel, womit Christian Schad im achten Jahrgange des „Deutschen Musenalmanach" den Leser überschüttet, ähnlich jenem römischen Kaiser, der auf seine Gäste einen förmlichen Sturzregen von Blumen und Blumenkränzen herabschütten ließ, bis ihnen unter diesem überreichen Blumensegen der Athem verging.

Der diesmalige Jahrgang des Schad'schen „Musenalmanach" liegt uns in einem schönen Prachtbande und mit Goldschnitt vor, sodaß er sich zu Fest- und Liebesgeschenken aller Art aufs beste empfiehlt. Aber obschon sein Musenalmanach von dem allgemeinen Charakter des Schad'schen als eine Paradeaufstellung der zur Zeit verfügbaren lyrischen Hauptkräfte und der verschiedenen sich gerade geltend machenden Richtungen unter allen Umständen seinen Werth und sein Interesse behaupten wird, so scheint uns doch die schöne Seele, die in dem schönen Einbande des achten Jahrgangs verborgen ist, offen gestanden, nicht ganz so schön zu sein, als diejenige war, welche unter der meist bescheidenern Hülle früherer Jahrgänge verborgen war. Den Herausgeber kann deshalb begreiflicherweise kein Vorwurf treffen. Er hängt von seinen Lieferanten ab, und es ist sicher anzunehmen, daß er unter dem reichen Vorrath von Beiträgen, welche ihm zuflossen, das Beste ausgewählt habe. Der Wein geräth nicht jedes Jahr gleich gut, und die Winzer können keinen bessern vom Fasse verkaufen, als er auf dem Stock wuchs. Aehnlich kann man sagen, daß der letzte lyrische Jahrgang nicht ganz gut gerathen sei, wenigstens nicht zu den Jahrgängen erster und bester Qualität gehöre, obschon er an Quantität nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei enthält der vorliegende Fascikel doch auch sehr viel Schönes und Beachtenswerthes, und was man von der neuern Lyrik auch denken mag, so wird man zugeben müssen, daß auch der „Deutsche Musenalmanach" für 1858 immer noch ein feurigeres Gewächs ist als irgendeiner der alten Voß-Boye'schen Musenalmanache. Damals gab es einzelnes Vorzügliche unter sehr vielem Schlechten und Geschmacklosen, heutzutage gibt es vielleicht des Vorzüglichen nicht mehr, aber auch des wirklich Schlechten und Geschmacklosen weniger. Die Virtuosität und der Geschmack sind, wenigstens unter den Heerscharen der Lyriker, allgemeiner geworden, so allgemein, daß es um so mehr auffällt, wenn man trotzdem auf einzelnes doch wirklich in eminentem Grade Schlechtes und Geschmackloses stößt. In einem jedoch hat man gegen die Zeit selbst des Hainbundes Rückschritte gemacht. Die Poesie hat im allgemeinen ihren Zusammenhang mit dem Volksbedürfniß und dem Volkselement verloren; gesunde Moral, die man fürs Leben brauchen kann, ist im allgemeinen wenig anzutreffen; die Gefühle und Anschauungen sind meist zu sublimirt,

Digitized by Google

ohne deshalb immer sehr idealistisch zu sein, der Ausdruck zu raffinirt, selbst wo er salop ist. Im ganzen hat der selbstgefällige Cultus des Ich in neuerer Zeit wol einen zu hohen Grad erreicht; er scheint unter den verschiedensten Formen fast in eine epidemische Krankheit ausgeartet zu sein. Wir dürfen dies als Warnung aussprechen, so geneigt und bereitwillig man uns auch immer finden wird, das Schöne, was der neuern Lyrik eigenthümlich ist, von Herzen anzuerkennen.

Dieser verderbte Schad besonders Anerkennung, daß er in seinem „Deutschen Musenalmanach“ einen Mittelpunkt für die Dichter des deutschen Norden und Süden, Westen und Osten geschaffen hat, keinen Gau bevorzugt und keinen vernachlässigt. Ein Oesterreicher, ein Baier, ein Schwabe, ein Sachse, ein Märker, ein Niederrheinischer würden als Herausgeber eines Musenalmanachs ohne Zweifel ihre Landsleute besonders berücksichtigen; aber Schad ist ein Franke, und der Franke bildet das Mittelglied zwischen den nördlichen und südlichen, westlichen und östlichen Stämmen des deutschen Volks. Durch eine ähnliche Unparteilichkeit zeichnet sich auch seines Landsmanns Zyklus Hub Balladensammlung aus, die beste, die wir bisher besitzen. So finden wir in diesem neuesten Jahrgang des Schad'schen „Musenalmanach“ Preußen durch 10, Oesterreich durch 5 (worunter ein Berstorbener, Hammer-Purgstall), das Rheinland durch 6 (worunter ein Verstorbener, August Schneckenburger), Niedersachsen und Thüringen durch je 4, Baiern, Hessen, Schwaben, Tirol durch je 3, Böhmen, Franken, Nordalbingien, Westfalen, Schweiz durch je 2, Elsaß, Ehstland, Galizien, Holland, Kärnten, Siebenbürgen, Ungarn, Schleswig durch je 1 Dichter vertreten. Doch möchten wir fragen, warum der Herausgeber z. B. Kärnten von Oesterreich und Schleswig von Nordalbingien abgesondert hat? Es ist doch gewiß nicht anzunehmen, daß der Herausgeber zu der Partei der Eiderdänen gehört. Endlich finden wir sogar noch die Lombardei durch den Mailänder Cajetan Cerri repräsentirt, der in einem an Bendel gerichteten Sonett den wunderbaren Gedanken ausspricht, daß er, seit er Hebbel gesehen, wieder geglaubt

An einen Gott, der einfens Mensch geworden.

Das Buch ist mit dem Bildniß Hermann Lingg's geziert, den auch Bodenstedt in einem Sonett besungen hat, worin es unter anderm heißt:

Man klagt, als ob die Könige des Gesanges
Gestorben wären und ihr Reich zunichte,
Derweil ein Unquell ewiger Gesichte
Aus seinem Busen quillt gewaltgen Dranges u. s. w.

Aber die hier mitgetheilten Gedichte Lingg's dürften schwerlich „ewige“ sein, und wenn Lingg nichts Besseres, nichts ganz Vollkommenes zu geben hatte, so würde er besser gethan haben, gar nichts beizusteuern. Wir wissen recht gut, daß man Gedichte wie „Der schwarze Tod“, „Remadengug“ u. s. w. nicht alle Tage dichten kann und daß gerade die namhaftesten Dichter in Musenalmanachen oft schlechter vertreten sind, als minder genannte um selbst bloße Notizen, welche in der Regel einen großen Vorrath ungedruckter Sachen haben, aus denen sie das Beste auswählen können; aber von einem Dichter wie Lingg haben wir in einem Musenalmanach, an dessen Eingang sein Bildniß prangt, nur Beiträge zu erwarten, welche ihn dieser Auszeichnung würdig erscheinen lassen. Dies kann man nun von seinen Beiträgen zu dem gegenwärtigen Jahrgang nicht sagen. Die Gedichte „Testament der Fledermaus“ und „Die beiden Hechte“ entwickeln einen verfehlten geschmacklosen Humor, wie denn überhaupt die Komik Lingg's Sache nicht zu sein scheint. In dem letztgenannten Gedichte räth der alte Hecht seinem Sohn, zur Forelle zu schwimmen; Hecht, der Sohn, bemerkt dagegen, sie sei lachend fortgeschlüpft und lebe nun verborgen, worauf das Gedicht schließt:

Ach! rief der Alte erbaufsen,
Sie hält sich zu den Fischen,
Es schemt, sie ist mit uns brouillirt,
Sie liebt, ich weiß schon welchen.

Gegen solche und andere im „Deutschen Musenalmanach“ befindliche Proben modernen deutschen Humors verhalten sich die jetzt so arrig geschätzten Fabeln Gellert's, Lichtwer's, Michaelis', Göckingk's und Pfeffel's in der That als wahre Meisterwerke an Geschmack, treffendem Witz und gesundem Menschenverstand. Auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete erblicken wir Lingg dagegen in dem ansprechenden Gedicht „Alpenglühen an der Jungfrau“ und besonders in „Besseres Los“. Sehr schön ist in letzterm z. B. folgende Strophe:

O glücklich, wer inmitten
Von bunkert Kämpfen steht
Und, wenn es ausgekämpft,
Im Kampf nicht untergeht,
Wer nicht die eignen Wunden
Im Kinde wiederfieht,
Die Narben jener Stunden,
In die uns fesselbanden
Der Gram hinunterzieht!

Aber leider wird dieses tief und wahr gefühlte Gedicht durch einige harte und dißhonnische Satzfügungen entstellt, vor denen Lingg überhaupt zu warnen ist, z. B.:

Es sucht auf Gregefferen
Mein Herz ein in den Sternen
Verlornes Paradies.

Oder noch schlimmer:

Doch nie kannt' ich's ertragen,
Wenn mein auch stumm nur Klagen
Ein Herz, das mich liebt, schmerzt.

Zwei preußische Veteranen, Phänomene in ihrer Art, ziehen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich: Ernst Moritz Arndt und Leopold Schefer. Ersterer, der nun bereits die Geschicke von drei Menschenaltern als Augenzeuge erzählen kann, dichtet noch immer mit jünglinghaftem Feuer, so in dem Gedicht „Auf Karl Bollertzen's Grab“, mit dem in den drei letzten Strophen wiederkehrenden Refrain:

Streut Blumen, vergeßt nicht Thränen,
Und auch: vergeßet nicht die Bäume! —

in „Des alten Nachtwächters Gegenruf“ und in „Muth und Trost“, worin er sich gegen die neueste materialistische Naturauffassung richtet:

Weg mit dem Elementensturm,
Wodurch der Seraph und der Wurm
Aus gleicher Standfut Daseine entsteht.
In gleicher Sündfut untergeht!

In dem in etwas losen Distichen verfaßten Gedichte „Die Lenzlockung“ stellt Arndt in sinnreicher Weise die Poesie, die ihm aus seinen alten Folianten entgegenhaucht, der Poesie der Natur gegenüber, zu der man ihn verlocken will, und in der That muß man sagen, daß mit dieser ewigen Lenzpoesie zuweilen auch viel dürftige und gedankenleere Gefühlsschwelgerei verbunden ist. Auch bei Leopold Schefer verspürt man noch keine große Ermattung; denn das Lehreiche war ihm stets eigen, und auch früher ging seine Originalität häufig in Bizarrerie über. Schefer ist diesmal durch zahlreiche Proben vertreten, die nicht von gleichem Werth, oft blos sonderbar, oft aber auch originell und sinnig sind. In der didaktischen Erzählung „Diogenes und Dionysius“ bringt Schefer mit glücklicher Erfindung den landflüchtigen Dionys, der nun statt Unterthanen arme Schulkinder tyrannisirt, mit dem cynischen Menschenfreund Diogenes zusammen. Ein dritter schon betagter Dichter, Karl von Holtei, lehrt:

Werke, wenn auch spät, im Alter weise,
Rein von Eitle, Herzen und Gemüth;
Hoffen darfst du dann, daß noch dem Greise
Eine Jugend sanfter Träume blüht.

Digitized by Google

Adolf Böttger erinnert in seinem „Prolog zu Fiesko" daran, daß es zwar schön sei, „ein schon bekränztes Haupt neu zu bekränzen", aber noch verdienstlicher:

aus des Tags erbarmungsloser Acht
Das stille, keimende Talent zu retten.

Karl Beck, der seit langem nichts von sich hören ließ, bringt sich seinen Freunden durch ein zart gefühltes Gedicht „Trostende Stimmen" in Erinnerung, in welchem wir unter andern folgender schönen und wahr empfundenen Strophe begegnen:

Der Strom hat seinen letzten Tropfen,
Das Herz hat keine letzte Birke.
Kein Herz, das bis zum letzten Klopfen
Der Liebe nicht bewährtig bliebe.

Indeß wir gebieten in d. Bl. nicht über den unendlichen Raum Kant's und wir können unmöglich in dieser Weise fortfahren, auch nur alle die Dichter, selbst sehr angesehene, zu nennen, welche Schon rein lyrischer Art breiteuten; wir können namentlich nicht zu viel Raum auf eine wenn auch noch so interessante literarische Erscheinung verwenden, welche alljährlich wiederkehrt und alljährlich Anspruch auf erneute Berücksichtigung macht. Wir wollen aber noch diejenigen nennen, welche Balladen, Bearbeitungen von Sagen und Geschichtsbilder aus älterer und neuester Zeit breiteuten: Zuskuns Kerner („Kornilen's Tod"), Friedrich Beck, J. N. Vogl, Balthasar Reber, unter den schweizer Dichtern im historischen Genre wol der beachtenswertheste, der hier in kerniger, wenn auch etwas breiter Weise Erinnerungen aus den Kriegen der Eidgenossen mit Burgund behandelt, A. Bube, der unter anderm auch den berühmten Reiterstreich Heinrich Barth feiert, Julius Sturm, Rudolf Gottschall, der jüngst verstorbene talentvolle Günther Kieb, Julius Rodenberg, der in dem Gedicht „Die Brautnacht" ein tragisches Ereignis mit vielem Feuer behandelt, Heinrich Zeise, welcher eine Episode aus der Schlacht von Borodyodde schildert und in dem eigenthümlichen Gedicht „Das Schiff der Wüste" das Lieblingskamel Mirabeau's in einen Gegenstand der Poesie verwandelt, Chr. Schad, Bernhard Endrulat, der in seinem Gedicht „Des Kaisers Grenzscheide" in kräftiger Darstellung an Otto's I. Siegeszug gegen die Dänen erinnert. Wir sind hiermit auf jenes vaterländische Element gerathen, durch dessen Pflege die neuere Lyrik ohne Zweifel gegen die Lyrik einiger der großen Dichter, die wir vorzugsweise unsere Classiker nennen, einen erheblichen Fortschritt gemacht hat. Wenn irgendwo gedäuert wurde, die Sammlung enthalte, einige Rothrufe für Schleswig-Holstein ausgenommen, wenig politische Anklänge, mit dem Hinzufügen „und das ist gut", so würden wir unsererseits in diesem Mangel ein trauriges Symptom der Erschlaffung erkennen, wenn dem wirklich so wäre; aber es fehlt keineswegs an patriotischen Klängen und Anklängen aus Vergangenheit und Gegenwart, und die deutsche Gesinnung des Herausgebers läßt uns nicht zu Schanden werden.

Auch dem Humor geschieht sein Recht, obschon der verstorbene Schnezler, aus dessen Nachlaß Ignaz Hub einiges mittheilt, in dem Gedichte „Klebruf" aus dem Jahre 1853 klagt:

O gesunder Humor, o gesträgter Witz,
Wie seid ihr so selten geworden!
Wie selten noch nehmt ihr geflügelten Sitz
In unserm verwüsteten Norden!

Außer Lingg haben Ignaz Hub, Graf Reichdinder, Heinrich Pröhle, Julius Große, der freilich nicht immer blos komisch ist und in seinen Genrebildern zum Theil einen originellen Realismus offenbart, J. V. Scheffel, G. Keller und der Herausgeber einiges Humoristische beigetragen. Freilich ist nicht alles in diesem Genre Gebotene stichhaltig oder sehr geschmackvoll. Noch schlimmer verhält es sich mit der unwillkürlichen Komik, in die z. B. Reichlein von Stollerloch verfällt, wenn sie ihr Gedicht „Bekenntniß" mit der Strophe beginnt:

Kein Kochrock hab' ich getragen,
Auch ein Geburtsbuch nicht,
Und viele Tausend Gramme
Hab' ich zeitlebt auch nicht.

Hätte sich die Dichterin statt für Versfüße lieber für die nackten Füße armer Leute angestrengt, sie würde ein verdienstlicheres Werk gethan haben. Auch eine Probe dramatischer Poesie enthält dieser Musenalmanach: „Kain", eine Tragödie in drei Scenen von Otto Roquette. An Mannichfaltigkeit fehlt es, wie man sieht, dem Jahrgang 1858 ebenso wenig, wie an achtbaren Namen und achtbaren Gaben.

Wir fürchten, daß wir es den meisten Dichtern mit unserm Bericht schwerlich zu Dank gemacht haben. Aber man habe Nachsicht mit uns und bedenke, daß es eine nicht wenig beschwerliche Arbeit ist, Sammlungen dieser Art zu besprechen. Mögen es die Dichter, welche beisteuerten, alle der Reihe nach versuchen und einen Bericht über diesen Musenalmanach abfassen, und sie werden sehen, daß sie es ihren Collegen ebenso wenig recht machen werden als wir.

Ueber den „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" ziehen wir vor, einen Bericht mitzutheilen, der uns aus jenen Ostmarken deutscher Zunge eingesandt worden ist; es ist folgender: „Die beifällige Aufnahme, welche diesem Musenalmanach bei seinem ersten Erscheinen (1856) zu Theil geworden, hat nicht nur die Fortsetzung desselben, sondern auch die Bildung eines Altpreußischen Dichtervereins hervorgerufen. Da es nun, wie der Almanach beweist, in der Provinz Preußen nicht an Dichtern mangelt und da der Verein zweckmäßig organisirt ist, so steht dessen Wirksamkeit für weitere Jahre zu erwarten, vorausgesetzt, daß die Theilnahme des Publikums sich für das Unternehmen warm erhält. Wir glauben, daß diese Voraussetzung zutreffen wird, da der Inhalt beider Jahrgänge großentheils den Anforderungen entspricht, die man an gute Dichtungen zu machen berechtigt ist. Etwas stehen in dem altpreußischen Dichterhaine nur wenige Riesenbäume, die durch gewaltige Form in Staunen setzen und deren kühne Wipfel sich in unabsehbare Höhe verlieren; doch ist er reich an Blumen, die uns durch anmuthige Farben und lieblichen Duft erfreuen. An dem Kranze, der hier aus diesen Blumen geflochten ist, haben zarte Hände mitgeholfen; wir zählen in dem zweiten Jahrgange nicht weniger als 16 Dichterinnen und müssen anerkennen, daß dieselben an Tiefe des Gefühls, Schönheit der Sprache, kunstgerechter und gewandter Versstication hinter den besten männlichen Mitgliedern des Vereins nicht zurückstehen.

„Wie es bei solchen Musenalmanachen fast immer der Fall, so ist auch hier die Lyrik räumlich am stärksten vertreten, und zwar am häufigsten in den Klagen, Seufzern und Träumen eines unbefriedigten Verlangens. Wir dagegen zahlreichen Variationen von

Ich hab' dich lieb, und darf's nicht sagen:
Wem sollt' ich auch mein Leis wei klagen?
Den Sternen in der lichten Höh',
Dem tief verschwiegnen dunkeln Eee?

Oder:

Immer höher, immer weiter
Möchte meine Seele ziehn,
In den Sternen, die so heiter
An der Himmelsbreite glühn.

„Mögen auch derglichen Sehnsuchtsklänge durch weiche Harmonie dem Ohre schmeicheln, so gerathen sie doch zu leicht in matte oder hundertmal verbrauchte Melodien und müssen jedenfalls ermüden, wenn sie zu massenhaft auftreten. Doch bietet der Almanach auch manches lyrische Product von kräftigerm Ton und festerm Gepräge; wir finden mehrere gelungene Gedichte, in welchen die ideale Empfindung einen realen Kern umschließt und statt des ziellosen Schwebens zwischen Himmel

Digitized by Google

und Erde von einem festen Punkt ausgeht, an einem bestimmten Gedanken haftet und unsere Sympathie für einen des Interesse würdigen Gegenstand erweckt. Wir rechnen hierher die «Arktischen Bilder» von A. Lehmann, «Sommerfaden — Herbstfaden» von Heinel, «Der sterbende Müller» von Emanuel, «Die Greifin» von Franziska Gräfin Schwerin.

„Von den auch in weitern Kreisen bekannten Namen begegnen wir Rudolf Gottschall und O. F. Gruppe, beide nicht in der Provinz Preußen lebend, aber daselbst geboren. Der erstere hat den Untergang John Franklin's besungen; in tief ergreifender Weise schildert er die Bedrängnisse und das Verderben des furchtlosen Entdeckers und seiner Begleiter; das geheimnißvolle Dunkel ihres Schicksals liefert dem Dichter einen reichen Stoff zu glühenden Phantasiegebilden und erschütternden Scenen. Gruppe vergegenwärtigt mit lebendigen Zügen und in knapper markiger Sprache ein Heldenstück des ritterlichen Kaisers Maximilian. Auch andere, z. B. Bröde, Prowe, A. Müller, Auguste Peetsch, haben ansprechende Beiträge im Fache der erzählenden Poesie gespendet. R. Reusch und A. Lehmann ergötzen die Freunde des Plattdeutschen wiederum mit einigen naturkräftigen Gaben in dieser Mundart.

„Somit bringt das Buch vieles von vielen und darunter eine nicht unbeträchtliche Anzahl recht guter Sachen. Wir zweifeln daher nicht, daß bei dem Zusammenwirken so achtbarer Talente und unter so tüchtiger Leitung auch die fernern Jahrgänge dieses Musenalmanachs eine willkommene Erscheinung in der poetischen Literatur sein werden."

Wir für unsern Theil haben gegen solche Provinzialmusenalmanache manches einzuwenden, wie gegen alle zu partikularistischen Tendenzen, an denen wir in Deutschland ohnehin genug zu leiden haben. Wozu diese itio in partes auch in lyrischen Angelegenheiten? Ohne Zweifel taucht in solchen Districtsalmanachen hier und da ein frisches verheißendes Talent auf, der Mehrzahl nach werden sie aber aus lyrischen Producten bestehen, denen man das Zeugniß der Reife nicht ausstellen kann. Dies gilt auch im allgemeinen von dem „Norddeutschen Musenalmanach", dessen zweiter Jahrgang uns zur Besprechung vorliegt. Der Herausgeber erklärt in der Vorrede, daß er den Almanach gegründet habe, „um den Sinn für deutsche Poesie zu wecken und neu zu beleben und dem schriftstellerischen Talente, das in ewiger Fehde mit Engherzigkeiten und Vorurtheilen aller Art liegt, Gelegenheit zu geben, sich dem Publikum bekannt zu machen". Nun an solchen Gelegenheiten fehlt es doch in Deutschland nicht. Der Herausgeber klagt zugleich über die „Gehässigkeit verschiedener literarischer Coterien". Wenn wir für unsere Person Bedenken gegen Erscheinungen dieser Art haben, so geschieht dies eben im Interesse der Allgemeinheit und aus Abneigung gegen alle provinziellen Coterien. Die Beiträge, unter denen sich auch novellistische befinden, sind unter die Rubriken Poesie, Natur, Leben, Liebe und Religion geordnet, wozu noch ein Nachtrag kommt. Dichter und Dichterinnen von allgemeiner bekannten Namen gibt es darunter nur wenige: Heinrich Zeise, dem wir als einen mit allen Erfordernissen echt lyrischen Talents Begabten immer gern begegnen, F. Brunold, Pauline Schanz, Dr. Eggers. Unter den Beiträgen unbekannter Dichter hat uns besonders das Gedicht „Ein Abend in Amerika" von G. Dörrien wegen der lebendigen Auffassung und Darstellung nordamerikanischer Natur lebhafter interessirt. Zartgefühltes und Gutgemeintes gibt es außerdem manches, Reifes begreiflicherweise nur weniges. W. Buchholz nimmt in einem Sonett an seinen Freund Volkmar Kühns den Mund etwas voll. Nachdem er beklagt, daß der „Schönheit Tempelhallen" zertrümmert seien und nach „der Dichtung fürstlichen Vasallen" vergebens gefragt werde, ruft er aus:

Rächt diese That mit scharfen Schwertesstreichen!
Und er schließt:

Mein Freund, du denkst wie ich und ich wie du,
Drum faß uns beide nach dem Ziele ringen!
Und freudig jauchzt mein Herz dem deinen zu;
Wenn's auch im Tode erst den Sieg vernommen —
Wird auf die Nachwelt doch der Segen kommen.

Ein das Merkwürdigste verheißender Prospect! Die Erfüllung der Zusage müssen wir — oder die Nachwelt abwarten.

Das von Siegfried Kapper herausgegebene „Jahrbuch deutscher Belletristik", mit einem schön ausgeführten Bildniß Karl Gutzkow's geschmückt, besteht zum größern Theile aus novellistischen Beiträgen: „Blanche", von Hieronymus Lorm, „Der Spieltisch Peter's des Großen", von Alfred Meißner, „Nino", georgische Sage von Friedrich Bodenstedt, „Zwei Nächte bei einem Seher", von A. v. Sternberg, und „Durch Schein zum Sein", von Theodor Herzog. Diese liegen uns hier außer dem Wege; doch denken wir auf die Sternberg'sche Novelle bei anderer Gelegenheit mit einigen Worten zurückzukommen. Sodann folgen die lyrischen Beiträge, fast sämmtlich von Dichtern geachteten Namens, wie G. F. Daumer, Hermann Lingg, Emanuel Geibel (der eine Scene aus der Tragödie „Die Albigenser" mittheilt, aus welcher sich jedoch auf das Ganze nicht schließen läßt), Otto Roquette, Leopold Schefer, Moritz Hartmann, J. G. Fischer, Moritz Horn, F. Loewe, L. Pfau, K. Seeger, A. von Tschabuschnigg u. s. w. Der Herausgeber selbst hat „Erzgebirgische Lieder" beigesteuert. Hermann Lingg ist hier besser vertreten als im Schad'schen Musenalmanach. Zwar ist „Traumbild" selbst für ein Traumbild zu nebelig und räthselhaft, „Greisenalter" etwas trist, „Herbst" schließt mit dem ein wenig sonderbaren Gedanken, daß der Dichter dem Himmel alles freudig verzeihen wolle, weil er im Herbste die Rebe blühen lasse; dagegen entwickelt das Gedicht „Elephantenwanderung" große Macht in der Schilderung, obschon es zu sehr dem blos descriptiven Genre angehört und der Palmzweig, den die Elefanten als „theures Angedenken des zu Grund gegangenen Eden" im Rüssel mit forttragen, störend ist. Sehr schön ist das von tiefer und sinniger Naturanschauung durchhauchte Gedicht „An die Stechpalme" mit dem Schluß:

In die Fluten, Lichtgott, milder,
Taucht dein hold Gestirn den Lauf,
Leuchtende Gemälde, Bilder
Aus der Jugend dämmern auf.

Und ein heilig Schweigen dunkelt
Um der Berge stille Pracht,
Und der Stern der Liebe funkelt
Auf der Welle dunkler Nacht.

In dem Ausdruck melancholischer Stimmungen, tiefsten Seelenschmerzes ist Lingg fast immer eigenthümlich, wie in folgendem kleinen Gedicht:

Beelust.

Je dunkler, je schattiger ein Baum,
Um so lieber singt ein Vogel drauf,
Je schwermüthiger, je düstrer ein Traum,
Um so lieber wacht man auf.

Je härter, um so edler der Stein,
Je müder, je mehr gebrochen
Ein edles Herz von Pein,
Um so tiefer und stiller sein Pochen.

Wem ein großes Leid geschehen,
Der wird ewig elend sein.
Blumen kann man wieder säen,
Herzen bringt man nicht mehr ein,
Herzen, die uns recht verstehen.

Schefer feiert unter anderm in trefflichen Worten das Vaterland:

Digitized by Google

Wohl dem, der in dem Land der Väter blieb!
Heil, wer in das zum Unglück nun verlassne
Zurückkehrt, wär' es lieber selbst als Bettler,
Als draußen in der weiten Fremde ein König
Wo über Todte, ewig sehnsuchtsbang!
Denn in der Heimat stirbt er nicht — er schläft
Nur wie ein Kind in seiner Wiege ein.

Wer nicht ein Vaterland im Herzen fühlt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben.

Auch das Gedicht „Graue Haare" ist bei aller düstern Färbung schön und eigenthümlich; doch bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß unsere modernen Dichter, von Chamisso an bis auf Lingg und Schefer, vor dem Alterstein und Alstein ein so großes Grauen empfinden. Mögen sie sich aus den alten Heiden Cicero „De senectute" Rath und Trost und vielleicht auch einige Beschämung holen. H. M.

Die „Revue germanique".

Der erste Napoleon war den Ideen nicht hold, er haßte und verpönte ihre freie Bewegung. Das werden selbst die Inhaber der Helenamedaille zugestehen; ja, sie werden es ganz in der Ordnung finden, daß der Kleine Corporal die Ideologen und Federfuchser nicht leiden konnte. Wir vereinigen uns mit den tapfern Veteranen in derselben Ansicht, wenn auch aus andern Gründen. Denn der Feind einer gedankenvollen Literatur ward zum Beförderer derselben. Den Schriftstellern fehlten die hohen Mäcene, die für das schlechteste Werk durch eine geschickte Vorrede zu gewinnen sind; sie mußten sich unter den Leuten Freunde suchen, die für ein Buch nicht mehr bezahlen als den Buchhändlerpreis. Das Publikum, das, wie viel Schlimmes man ihm nachsagen mag, doch weit schwerer zu befriedigen ist als große Herren, ward alleiniger Richter in literarischen Dingen. Dazu kam, daß am Kaiserhofe, wo man doch anständshalber nicht ganz ohne alle Schöngeisterei sein konnte, die äußerste akademische Langweiligkeit defolet und betitelt wurde; so ward man über den alten Geschmack durch die Krahe desselben gründlich aufgeklärt; man warf das dürre armselige Formelnwesen desselben, das man bis dahin Poesie genannt, und rang nach tiefdenkendem Inhalt; man entsagte der nationalen Selbstgenügsamkeit, welche vier Menschenalter hindurch in beständiger Nachahmung zweifelhafter Vorbilder vom Mittelmäßigen zum Schlechten herabgesteigen war; fremden Mustern, die der französische Dünkel sonst gering schätzte und verspottete, wandte man sich zu, um sie mit dem eigenen, verjüngten Geiste zu durchdringen. Eine neue Richtung der Literatur kündigte sich an, deren Erstlinge, was die Kritik dagegen einwende, doch höchst vortheilhaft abstachen gegen die dürftigen blutlosen Spätlinge der alten Schule.

Das zweite Kaiserreich ist allerdings von dem ersten in vielen Beziehungen sehr verschieden (wir könnten uns hier, wenn es nöthig wäre, ebenfalls auf vortreffliche Autoritäten, auf die Berehrer des „Times", auf die „libralen Katholiken" des Rheinlandes u. s. w. berufen). In der Stellung zur Literatur ist aber der Neffe dem Beispiel seines Oheims ganz getreu. Die vorzüglichste „idée napoléonienne" ist und bleibt — die Ueberwachung der Ideen, namentlich sofern sie in die Fragen des Tages sich zu mischen, in Zeitungen und gelegegenden Körpern auftreten versucht (vgl. die letzte Thronrede). Die ähnliche Ursache scheint eine ähnliche Wirkung äußern zu wollen. Der Geist, dem es untersagt ist, mit schnell fertigem Wort aus sich herauszugehen, zieht sich in sich selbst zurück, um eine Form der Offenbarung zu suchen, welche der Ueberwachung zu hoch liegt; sind ihm die Angelegenheiten der Stunde entzogen, so bleiben ihm ja die der Ewigkeit; das ist eine Ironie, aber keine traurige. Wenn der politischen Zeitungspresse nichts übrig gelassen ist als Stillübungen, der politischen Beredsamkeit nichts als ein bedeutsames Kopfnicken (es bedeutet in der Regel Millionen), so werden die Freunde des französischen Geistes durch eine glänzende Reihe eleganter Denker und Geschichtsforscher entschädigt, die an Fleiß und Eifer dem Vergleich mit den Fremden aushalten. Nie studirten französische Gelehrte eifriger als jetzt, nie strebten sie mit größerm Glück nach dem überrheinischen Ruhme der Gründlichkeit. Zur Zeit des ersten Kaiserreichs schrieb Frau von Staël ihr Buch über Deutschland; zur Zeit des zweiten unternehmen die Herren Dollfus und Nefftzer ihre „Revue germanique". *)

Die Herausgeber eröffnen ihre empfehlungswerthe Zeitschrift mit einer Abhandlung über den deutschen und französischen Geist. Die Parallele wird in der Weise gezogen, welche zuerst und am schärfsten Hegel (in seiner „Geschichte der Philosophie") festgestellt hat. „Deutschland ist vorzugsweise die Heimat der wissenschaftlichen Freiheit." Daran knüpft sich zunächst das aufrichtige Geständniß: „Der französische Geist sucht die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen." Wenn die Herausgeber, nach Hegel'scher Art, hinzusetzen: „Die Tagesordnung herrscht bei uns", und die unruhige Beweglichkeit des französischen Volks" sei nichts anderes als „die Ungeduld des Fortschritts", so klingt das freilich jetzt beinahe wie Selbstverhohnung. Es ist aber bei allen solchen Unterscheidungen hervorzuheben, daß eine Nation sich nicht mit ihren einseitigen Vorzügen und Tugenden begnügen soll, denen denn so viele einseitige Fehler und Verschuldungen gegenüberstehen. Ueber ihre eigenthümliche Aufgabe hinaus, welche der Geschichtsphilosoph ergründet, soll ihr Streben gehen, ein Ganzes menschlicher Vollkommenheit darzustellen; sie soll deshalb eifersüchtig sein auf jeden wahren Ruhm des Auslandes und es den Fremden gleichzuthun suchen auf allen Gebieten des Guten und Großen. Diese Arbeit der Ausgleichung, welche sich bei allen Culturvölkern kund gibt, erscheint uns als der wichtigste Zug im Leben der Gegenwart, als die einzige Entschädigung für vieles, was wie Stillstand, Verkümmerung, Verfall aussieht. Eine solche treffliche Auffassung der Zeit kann den Herausgebern der „Revue germanique" eigen. Sie betrachten z. B. die Wendung, welche die deutsche Bildung in den letzten Jahren genommen und deren Stichwort der Materialismus ist, nicht als einen Rückschritt zur Rohheit, sondern als eine Verbreitung des Geistes zu neuen Siegen und Eroberungen: „Die Deutschen unternehmen jetzt der Jugd strenger Beobachtung, und sie thun wohl daran; aber der Tag wird kommen, wo die Thatsachen, welche die sorgfältigste Forschung auffammelt, der Vernunft die Möglichkeit bieten werden zu einer neuen solgen Erhebung in das Allgemeine. Einstweilen müssen wir der Bewegung folgen, die das Bedürfniß und den Trieb des Tages ausspricht, und wenn sie in Uebertreibungen verfällt, so wollen wir uns erinnern, daß der Widerspruch gegen das Geltende niemals Maß zu halten pflegt." Diese Stelle bezeichnet den wohlwollenden Sinn der Herausgeber, die es mit ihrem Berufe recht ernstlich meinen, keine andere Partei nehmen zu wollen als die der Unparteilichkeit.

An die Einleitung schließt sich ein Brief des Akademikers Ernst Renan über die philosophischen Studien, über ein Feld also, wo die deutsche Gelehrsamkeit der ausländischen bis zum Unerträglichen überlegen ist. Das wird von Renan mit schöner Wärme anerkannt, und er kann bei dieser Gelegenheit auf das deutsche Erziehungswesen zu sprechen, dem er ein begeistertes Lob zollt. „Sie werden", schreibt er, „ohne Zweifel Berichterstatter auf den verschiedenen deutschen Hochschulen zu gewinnen suchen. Dort fließt die Quelle der mächtigen Entwickelung des Gedankens, die den Deutschen im Reiche der reinen Vernunft die unbestreitbare Herrschaft verleiht. Der Unterricht ist in Deutschland nicht, wie in andern Ländern, eine beschränkte Schulmeisterei, welche neidisch auf die Wissen-

*) Revue germanique fondée par M. Dollfus et A. Nefftzer. Erstes Heft. Paris 1858.

Digitized by Google

schaft blickt. Die öffentlichen Lehranstalten sind hier zugleich Pflegestätten der Wissenschaft selbst; sie empfangen ihre Richtung nicht von einer Staatsgewalt, die in der Regel nicht auf der Höhe des Geistes steht und die sich gleichgültig oder feindlich verhält gegen das, was sie nicht begreift, vielmehr werden sie von Gelehrten und Denkern geleitet, denen es Ernst ist um die Angelegenheiten des Geistes. Daraus entspringt ein freier, fruchtbarer Unterricht, der mit der Bewegung der Wissenschaft gleichen Schritt hält, sodaß dem Schüler deutlich der Punkt bezeichnet wird, von dem er ausgehen muß, um durch eigene Thätigkeit Neues zu entdecken." Diese Worte mögen alle diejenigen unserer Landsleute beschämen, welche das edelste Gut ihres Volks, den höchsten Erwerb des deutschen Protestantismus, die Freiheit der Schule, gering schätzen. Leider fühlt sich Renan gedrungen, auf die Verschwörung des Materialismus mit der reactionären Theologie gegen die Ehre der deutschen Bildung hinzuweisen, und wir übersetzen noch eine Stelle seines Briefs, die recht sehr zu beherzigen ist: „Sie werden die Pflicht haben, gegen die Richtung zur Oberflächlichkeit streng zu sein, welche die Arbeit eines halben Jahrhunderts taufen möchte: die der teutschen, selbstlosen Wissenschaft." Dieser Tag bittet denn auch die nothwendige Ergänzung zu dem freundlichen Beurtheilung des Empirismus und Naturalismus, die wir oben angeführt.

Das erste Heft der „Revue germanique" gibt dann Auszüge aus Mommsen's „Römischer Geschichte" und aus der afiatischen Reiseschreibung des Prinzen Waldemar; ferner eine Probe aus dem vierten Bande des „Kosmos"; endlich Uebersetzungen der drei ersten Akte des „Fechter von Ravenna" und eine Novelle von Moritz Hartmann („Les cheveux d'or"). Daraus folgen kleine Besprechungen neuerer Bücher, die sich wie die beiden einleitenden Aufsätze durch große Bestimmtheit auszeichnen. In der französischen Literaturgeschichte von Julian Schmidt, die im ganzen empfohlen wird, tadelt der Beurtheiler „eine unerträgliche Einmischung französischer Wörter, die jedes vernünftigen Grundes entbehrt und welche die Geisel der deutschen Sprache ist". Müßte es dahin kommen, daß ein Franzose uns das sagte, was es allerdings, wenn es erschienen alle Wochen Bücher bei uns, die an die barbarische Strache des 17. Jahrhunderts erinnern, und der unsinnige Einfall, „man habe sonst zu viel auf die Form gegeben, man müsse jetzt nur auf die Sache sehen", bringt eine wahre Empörung gegen die Reinheit und den Adel der Sprache hervor, die schneller von einer sehr mäßigen Anzahl deutscher Schriftsteller erreicht und erobert worden sind.") Auch Haym's Buch über Hegel wird kurz angezeigt: „Der Verfasser huldigt vielleicht ein wenig mehr als nothig der Reaction gegen die speculative Philosophie." Das ist sehr mild ausgedrückt, in der That! Ohne unser Urtheil über Haym's Arbeit näher zu begründen die wir der Hauptsache nach nicht gutheißen können, begnügen wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß die „Revue germanique" eine selbständige Charakteristik des großen Denkers verspricht. Hoffen wir, daß der, welcher sie schreibt, selbst ein Philosoph ist, denn nur ein solcher kann über ein philosophisches System zu Gericht sitzen. Eine Uebertragung der wichtigsten Sätze und Ausführungen der „Logik" in eine fremde Cultursprache würde allerdings das Verständniß der Hegel'schen Weisheit wesentlich fördern können.

Das genüge für diesmal. Wir begrüßen diese neue Revue mit unsern besten Wünschen für sie selbst und für ihren Gegenstand. Wege für Veranlassung finden, weit mehr eine Chronik deutschen Wissens als ein deutsches Sündenregister zu werden. Doch auch das letztere, wenn es noth thut, soll willkommen sein. **Gustav Liebert.**

---

*) Es sei und dier erlaubt, auf einen Ausspruch Willen's zu verweisen: „Ich bin gezeugt zu glauben, daß, wenn die Volkssprache einer Zeugniß von Regel und Zucht ablegt, wie ein Verpolken ist der Verworfenheit oder der Erniedrigung für das Land; denn Wörter, die man ohne Sinn und Verstand anwendet, die man verstümmelt und mißbraucht, was bedeuten sie anders als ein träges, geistloses Volk, das zur Knechtschaft reif ist? Auf der andern Seite haben wir nie von einer Nation einer einem Staate gehört, die nicht einen gewissen Gebrauch fremd erlernt hätten, solange ihre Sprache Kraftheit und Sprachheit bewahrte." (Brief an den Florentiner Benvenuto Buonmattei.)

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Notizen.

Das Januarheft von Bentley's „Miscellany" enthält einen sehr ausführlich und gründlich abgefaßten Aufsatz über Julius Rodenberg's „Ein Herbst in Wales", mit vielen geschickt übersetzten Auszügen aus dem Buche selbst. „Es hat etwas entschieden Originelles", so beginnt der Bericht, „daß ein deutscher Dichter und Gentleman auf den Gedanken kommt, die schattige Einsamkeit von Hannover zu verlassen, um allein durch die Hochgebirge von Wales zu wandern und Feenmärchen und alte Lieder zu suchen. Julius Rodenberg indessen hat das Wagestück unternommen und, wie sein Buch uns zeigt, mit vollständigem Erfolg. Er hat das Ziel, das er sich steckte, mit echt deutscher Beharrlichkeit verfolgt und die Literatur seines Landes durch den Fleiß bereichert, welchen er auf den eeigentlichen und anziehenden Gegenstand seiner Forschungen verwandte. Wir glauben jedoch, daß für den englischen Leser die Eindrücke, welche das fremde Volk, unter welchem er seinen Herbst verlebte, auf den deutschen Wanderer gemacht hat, den interessantesten Theil seines Werks bilden werden, und wir wollen deshalb unsere Aufmerksamkeit auf die Schilderungen, die er von Land und Leuten gibt, richten." Der Aufsatz schließt mit dem Wunsch und der Hoffnung, den Verfasser von „Ein Herbst in Wales" zur Fortsetzung seiner Studien bald wieder in England zu sehen.

In Riga bei Kymmel erschien jüngst eine von Jegör von Sivers verfaßte Schrift: „Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte Livlands. Als Anhang sechs bisher ungedruckte Urkunden." Das Buch hat in vorerwähnter Reihe hauptsächlich inländisches Interesse und brandmarkt das Verfahren der Könige Polens und Schwedens gegenüber Livland, namentlich die verfassungswidrige Restauration des Katholicismus durch Stephan Bathori und die berüchtigte Güterreduction durch Karl IX., welche die Grundbesitzer an den Bettelstab brachte. Das Buch ist mit Benutzung sämmtlicher Chroniken Livlands und aller vorhandenen Originalurkunden und Urkundensammlungen verfaßt und ein gründliches Stück Arbeit. 13.

Bibliographie.

Der Bazazzo. Illustrirte Blätter für Humor und Satire. Ister Band. 48 Lieferungen. Berlin, Preußisches Literaturcomtoir. Gr. 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gutschmid, A. v., Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Zur Würdigung von Bunsen's Aegypten Band IV und V. Leipzig. Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Freiweg, M., Soldatenlos. Leipzig, Schlick. 12. 6 Ngr.

Hackländer, F. W., Der neue Don Quixote. In 20 Lieferungen. Ifte Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rosenkranz, K., Apologie Hegels gegen Dr. R. Haym. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Rumpf, J. W., Bibel und Christus. Beleuchtung der Gründe für den Kirchenglauben. Straßburg, Noiriel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung. Die zahlreichen Freunde, die sich Ferdinand Gregorovius durch seine frühern Schriften erworben, werden durch diese neue poetische Gabe, die er aus Italien, seiner zweiten Heimat, nach Deutschland gesendet, gewiß in hohem Grade befriedigt werden.

Wolfgang Menzel sagt darüber: „Ein kleines, aber meisterhaftes Epos in schönem antikem Versmaß auf antikem Boden entsprungen. Der Dichter athmet griechische Luft und den Zauber des plastisch Schönen. Die classische marmorweiße Reinlichkeit dieser Dichtung thut dem Auge und Gefühl wohl."

Von dem Verfasser erschien frühre ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß ebenso diese italienischen Schilderungen desselben auf die freundlichste Theilnahme rechnen konnten, die ihnen auch bereits in vollem Maße zutheil wurde. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) ist in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift bietet nicht blos den Historikern, sondern allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die „Ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Nun complet!

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker,

mit besonderer Beziehung auf

Cultur und Sitten.

Ein Handbuch

für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung

von

Friedrich Körner,

Professor an der Handelsakademie in Pesth.

Drei Bände. 50 Bogen. Complet 2 Thlr. 20 Ngr.

Dies Werk wird die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung behandeln, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung veranschaulichen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der bildenden Künste

im neunzehnten Jahrhundert.

Von Anton Springer.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser hat auf vielseitig geäußerten Wunsch seinen im zwölften Bande der „Gegenwart" befindlichen Aufsatz über die bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert in diesem Werke wesentlich ergänzt und verbessert. Es soll dasselbe jeden mit den Kunstbestrebungen und Leistungen in den verschiedenen Ländern leicht vertraut machen und eine Anschauung über die künstlerischen Richtungen und Strömungen der Gegenwart geben. Das am Schluß befindliche „Künstlerverzeichniß" ist eine sehr werthvolle Beigabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rig-Veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen.

Herausgegeben von **Max Müller.**

Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtisâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend. Dritte Lieferung.

4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit dieser dritten Lieferung ist der erste Theil dieses für alle Orientalisten sehr wichtigen Werkes geschlossen und kostet derselbe 10 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 18. März 1858.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Von Karl Forklage. Vierter Artikel. — Zur Jagd und ihrer Literatur. — Volksthümliches. Von Emanuel Rauff. — Künstlernovellen. — Zur musikalischen Literatur. — Ein Album des berner literarischen Vereins. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

Vierter Artikel.*)

1. Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft. Sendschreiben an Herrn Leibarzt Dr. Beneke in Oldenburg von Rudolf Wagner. Göttingen, Dieterich. 1857. 8. 1 Thlr.

Naturwissenschaft ohne Philosophie gleicht einem feuchten und dumpfen Anger, welcher zwar wohl bewässert ist, aber so in Thalschluchten versenkt liegt, daß das Sonnenlicht nur kurze Zeit des Tags und spärlich zu ihm dringen kann. Er treibt zwar eine Grasfülle von überreichen Säften, aber der Genuß des Grases ist der weidenden Heerde ungesund. Seine Bäume und Sträucher tragen saftreiche Früchte, aber es mangelt ihnen der Reiz des Duftes und das Feuer des Geschmacks. Damit soll den Naturforschern nicht zugemuthet werden, sich bis in die Gluten der reinen Speculation hinaufzubegeben, wo die Julisonne des sich selbst denkenden Gedankens jeden keimenden Halm verdorrt. Sondern es gibt zwischen beiden Extremen eine große Menge von Mittelstellungen. Und in ihnen eben liegt die Gesundheit und das fröhliche Gedeihen.

Der berühmte und in der Wissenschaft der Physiologie eine Autorität ersten Ranges darstellende Urheber des sich schon lange fortspinnenden Kampfes um die Seele Rudolf Wagner, geht in obiger Schrift zum ersten male mit gutem Beispiele voran, die Unentbehrlichkeit der philosophischen Studien für den Naturforscher laut, offen und ohne Rückhalt auszusprechen. Diese Erklärung nimmt um so mehr die Aufmerksamkeit und das Interesse des Philosophen in Anspruch, als sie gegen frühere Erklärungen desselben Mannes gehalten einen bedeutenden Fortschritt bekundet, von welchem zu wünschen ist, daß er unter den Physiologen recht bald ein allgemeiner und übereinstimmender werden möge. Denn lange genug hat jetzt der prude Abscheu vor dem Schreckbilde der Naturphilosophie zum Deckmantel gedient für jede Denkträgheit, jedes rohe und principienlose Umhertappen im Chaos unverstandener Thatsachen. Und wenn auch eine auserlesene Schar von Großmeistern in der Physiologie, unter denen die Namen eines Johannes Müller und Huschke glänzen, nie mit einstimmte in das gegen alle Speculation gerichtete Verdammungsurtheil, so war es doch in der letzten Zeit dahin gekommen, daß beinahe die ganze jüngere Generation und alles, was mit zu ihr gerechnet sein wollte, die Verbindung irgendeines philosophischen Standpunktes mit der Physiologie für etwas ansah, das man, wenn es sich bei einem sonst verdienstvollen Manne fand, demselben als eine ihm noch aus der bereits überwundenen Bildungsperiode anklebende Schwäche oder Idiosynkrasie mit Billigkeit und Schonung nachzusehen habe. Rudolf Wagner erklärt mit Recht, daß diese Stellung der Physiologie, worin sie in Gefahr gerierd, sich an zwei bloße untergeordnete Hülfswissenschaften, nämlich an Physik und Chemie, wie auf Gnade und Ungnade zu ergeben, eine falsche und unwürdige gewesen sei. Er erklärt mit ebenso großem Recht, daß der Offenbarungsglaube, in welchem er in früherer Zeit einen hinreichenden Schutz vor den Widerwärtigkeiten des auf diesem Wege und bedrohenden Materialismus zu finden glaubte, diesen Schutz nur scheinbar verleihe, solange der Regulator der Philosophie fehlt, welcher jeden Conflict zwischen Glauben und Wissen von vornherein unmöglich macht. Er schreibt in dieser Beziehung (S. 211):

> So bedenklich es sein mag, für den zukünftigen Gang der Wissenschaft etwas voraussagen zu wollen, so dürfte doch mit großer Wahrscheinlichkeit demnächst für die gesammte Naturwissenschaft, insbesondere aber die Physiologie, eine neue philosophische Epoche nicht nur zu wünschen, sondern als voraussichtlich sich wieder entwickelnd zu erwarten sein. Der rohe Materialismus der Gegenwart ist nur der Gegenpol des chaotischen Zustandes am Ende der naturphilosophischen Periode, wo zuletzt die Phrase über die Thatsache siegte, während jetzt die Massen der bloßen Thatsachen die Begriffe verwirren und die einseitige Cultur der Specialfächer von seiten der Naturforscher dieselben jeder allgemeinen Bildung entfremdet und sie unfähig macht zu jeder universellen Betrachtung.

Zwar ist es sicher nicht die Schelling'sche Naturphilosophie, von welcher die Physiologie in Zukunft ihr Heil zu erwarten hat. Dennoch ist es gewiß eine wohl geziemende und den Naturforscher ehrende Achtungs-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 30 und 49 d. Bl. f. 1856, den dritten in Nr. 19 f. 1857. D. Red.

Digitized by Google

bezeigung gegen einen großen Mann, wenn der Verfasser schreibt (S. 106):

> Was diese Naturphilosophie leisten konnte, hat sie geleistet. Sie hat in ihrer Entwickelung die wahre Naturwissenschaft vielfach gehemmt; sie hat geschadet, aber auch genutzt. Die leichtfertige Mode, auf sie zu schelten, wird bald vorüber sein. Gewisse allgemeine Anschauungen, die sie geschaffen hat, werden nicht zu Grunde gehen.

Interessant ist es dabei zu vernehmen, daß der Verfasser selbst zu Schelling's Zuhörern gehörte, als er kaum das sechzehnte Jahr überschritten hatte, und daß er dessen mächtige Persönlichkeit nur mit der eines von ihm ganz verschiedenen Geistes, mit Gauß (dem berühmten Mathematiker und Astronomen) zu vergleichen weiß. Er führt dabei, als seinen eigenen Empfindungen verwandt, ein Sinngedicht an, welches vor 17 Jahren ein anderer, ebenfalls später gegen die Naturphilosophie scharf auftretender Mann als zweiundzwanzigjähriger Jüngling auf Schelling verfaßte, nämlich Lotze, der Philosoph und Naturforscher, und welches seiner innern Wahrheit wegen auch hier wol einen Platz verdient. Es lautet:

> Wie der Vogel besessen von himmlischen Melodien
> Singend sich selbst überfliegt, so überflog ich auch mich.
> Nicht ich besaß den Gesang; er besaß mich, führte mich unauf-
> Haltsam über die Nacht, auf in die farbige Welt.
> Und so schweb' ich da droben und werde wol ewiglich schweben;
> Ewig werden der Welt lauten verworrenen Lärm
> Meines Gesangs langathmige Wellen klingend durchbrechen,
> Lauschen und deuten wird jegliches sinnende Herz.

Rudolf Wagner nimmt keinen Anstand, Schelling neben Plato einen Platz in der Nähe der großen Dichter anzuweisen, welche das Dichten und Trachten der Menschheit in seinen tiefsten Tiefen, dann zugleich im Spiegel der großen Weltepochen, in denen sie lebten, poetisch darstellten, und dadurch seinen Namen der Kategorie der Phantasten, in welche ihn die Naturforscher eine Reihe von Jahren hindurch einzureihen liebten, zu entreißen. Denn der Dichter unterscheidet sich vom Phantasten eben dadurch, daß, während der letztere blos leere Phantasiespiele erzeugt, der erstere auf unmittelbare und instinctartige Weise Anschauungen hervorbringt, welche dasjenige vorläufig aus blindem Drange der Begeisterung herstellen, in welchem hinterher der kritische Verstand vollkommen begründbare Begriffe wiedererkennt. In diesem Sinne erklärt Wagner, daß gewisse allgemeine Anschauungen, welche die Naturphilosophie geschaffen hat, nicht zu Grunde gehen werden, und der neueste Zustand der philosophischen Bestrebungen in Deutschland bietet recht vielen Stoff, um diesen Ausspruch zu beglaubigen. Ein einziges Beispiel diene hier zur nähern Verdeutlichung. Die Schelling'sche Naturphilosophie behauptete eine sogenannte Identität zwischen Vernunft und animalischem Instinct oder Naturtrieb, womit gemeint war, daß dieselben Grundthätigkeiten oder Kräfte, welche im Lichte des Bewußtseins die Urtheile und Schlüsse zu Stande bringen, außerhalb des Bewußtseins in einem zwar blinden aber dennoch zweckmäßigen Wirken als Instincte thätig seien, sodaß einerseits der Instinct in seinem beschränkten Kreise bereits auf blinde und unbewußte Art denke, urtheile und schließe, sowie andererseits die Vernunft in ihrem erweiterten und erleuchteten Kreise doch auch noch immer untergeordneterweise die Gesetze des Instinctlebens in sich selbst befolge. Je weiter sich nun neuere psychologische Forschungen in die Zergliederung der hierher gehörigen Thatsachen vorurtheilslos versenkt haben, desto mehr haben sie die völlige Wahrheit jener naturphilosophischen Anschauung oder Poesie (im höhern Sinne des Worts) auf dem Wege der einfach zergliedernden Beobachtung bestätigt gefunden, also auf einem Wege, welcher dem Schelling'schen diametral entgegengesetzt ist. Der Schelling'sche oder poetische Weg fand also durch einen genialen Instinct in diesem Falle bereits ganz das Richtige, ohne daß er jedoch im Stande war, dem richtigen Funde diejenige Präcision und Schärfe zu geben, welche sich nicht mehr aus Genialität, sondern nur aus mühsamer Zergliederung schöpfen läßt, und welche allein den Fund für die empirische Naturwissenschaft brauchbar machen kann. Brauchbar wird er nämlich allein dadurch, daß diejenigen Anziehungs- und Abstoßungskräfte, welche auf ähnliche Art und nach gleichen Gesetzen einerseits in dem zweckmäßigen Thun blinder Instincte, andererseits in den Schlüssen der Vernunft ihr Spiel haben, genau beschrieben und in dem Ineinandergreifen ihrer innern Mechanik dargestellt und vorgezeigt werden. Solange man nicht mit derselben Deutlichkeit einen Einblick in dieses Getriebe gewinnt, wie man das Getriebe einer von Menschenhand construirten Web- oder Spinnmaschine begreift, ist nicht daran zu denken, von der Schelling'schen Grundanschauung eine irgendwie fruchtbare Anwendung auf die Physiologie zu machen. Denn es ist unmöglich, die an sich selbst deutlichen, aber beschränkten und mangelhaften Begriffe einer Erfahrungswissenschaft zu erweitern oder zu ergänzen durch hinzugebrachte undeutliche Begriffe, solange nicht ein Weg zur nähern Verdeutlichung der letztern gefunden ist. Hierin ganz allein bestand der der empirischen Naturforschung von seiten der Naturphilosophie zugeflossene Nachtheil, daß die erstere gar zu oft von der letztern verleitet wurde, sich bei unpräcisen Begriffen ein für allemal zu beruhigen, anstatt nach einem Wege zu forschen, auf welchem dieselben zu größerer Deutlichkeit zu bringen seien. Hierin, und nicht in der Annahme einer sich von Tage zu Tage mehr bewahrheitenden Identität von Vernunft und Natur, lag die wirkliche Gefahr, womit das naturwissenschaftliche Studium eine Zeit lang durch die Schelling'sche Naturphilosophie bedroht war. Diese Gefahr schwindet aber von Tage zu Tage in demselben Grade, in welchem neue Wege gefunden werden zur erfahrungsmäßigen Verdeutlichung derjenigen Ideen, welche, obgleich sie an sich richtig waren, die Naturphilosophie doch nur erst wie durch einen Nebelschleier zeigte. Ebendaher erscheint nun auch Wagner's Aufforderung, mit aller Anstrengung nach solchen Wegen naturphilo-

Digitized by Google

sophischer Aufklärung zu suchen, als wohlberechtigt und einem der dringendsten geistigen Bedürfnisse der Gegenwart entsprechend. Sie ist nichts weiter als die Aufforderung, in das quellenreiche, aber durch Absperrung verdumpfte und versumpfte Thal der Physiologie aufs neue erwärmende Sonnenstrahlen zu leiten und die Naturwissenschaft an der in den Ideen der Philosophie enthaltenen höhern Aufklärung theilnehmen zu lassen.

Aber Rudolf Wagner bleibt hier nicht bei bloßen hohlen Aufforderungen stehen, was wenig wäre, sondern er gibt sofort selbst Fingerzeige zur Ausführung des neuen Werks, welche als ein wohlwollendes Geschenk dankbar von seiten der philosophischen Forschung in Empfang zu nehmen sind. Er bestimmt nämlich vier verschiedene Gruppen von Phänomenen, innerhalb deren sich das organische Leben bewegt, und von denen eine jede verschiedene Entwickelungsprocesse und Entwickelungsgesetze zu erkennen gibt, und von denen daher eine jede auch nach eigenthümlicher, nur ihr allein zukommender wissenschaftlicher Methode behandelt sein will. Diese sind die morphologische, die chemische, die physikalische und die psychologische Gruppe der Phänomene. Die morphologische bezieht sich auf die organische Gestaltung, sowie auch auf die Zeugung und Entwicklung der Pflanzen-, Thier- und Menschenformen nach ihren Verhältnissen als Individuen und Arten. Die Gesetze und Normen, nach denen die Morphologie verfährt, können aus der physikalischen und chemischen Atomistik durchaus nicht erklärt werden. In die chemische Gruppe gehören alle die Erscheinungen, welche bei den zeitlich ablaufenden, aus der äußern Stoffwelt sich regenerirenden Processen der Pflanzen-, Thier- und Menschenleiber in Betracht kommen, und welche von den chemischen Grundstoffen als einfachen Elementen und ihren Verbindungen abhängen. Die physikalische Gruppe enthält die Einwirkungen der allgemeinen, der Materie inhärirenden Molecularkräfte, wie Schwerkraft, Elektricität u. s. w. Die psychologische Gruppe enthält Erscheinungen, welche in ihrem allgemeinsten Ausdrucke als klare oder unklare Vorstellungen, und vielleicht auch als entweder dunkle oder helle Bewußtseinsphänomene bezeichnet werden dürfen. Ob und inwieweit nun die seelischen Phänomene in einem solchen Causalitätsverhältnisse zu den morphologischen stehen, daß beide, als zusammengehörige, von einer gemeinsamen Ursache abzuleitende zu betrachten seien, kann zur Zeit noch nicht entschieden werden. Die vier genannten Gruppen von Phänomenen sind überhaupt nicht so zu denken, als wenn jede für sich ein unabhängiges Ganzes bildete, sondern vielmehr so, daß die physikalischen und chemischen Processe in die morphologischen und seelischen eingreifen, diese aber auch jene zu besondern Wirkungen anregen. Immer aber sind die morphologische und die psychologische Gruppe, weil bei der sorgfältigsten Zergliederung derselben ein Rest bleibt, welcher nicht in den uns bekannten Aeußerungen der chemischen und physikalischen Ursachen aufgeht, als gesonderte Reihen von Erscheinungen, welche den letztern Ursachen gegenüber auch von besondern Ursachen abhängen, aufzufassen (vgl. S. 211—213).

Wenn daher ein geachteter physiologischer Chemiker vor einigen Jahren die Hoffnung äußerte (nämlich Lehmann in seinem „Handbuch der physiologischen Chemie", 1854, S. 8): es werde die Zeit kommen, und sie sei nicht mehr fern, wo die gesammte Physiologie des Thierlebens in physiologische Physik und physiologische Chemie aufgehen werde, so spricht Wagner im völligen Gegensatze die Hoffnung aus, es werde eine Zeit kommen, und sie sei nicht mehr fern, wo man die Frage nach den seelischen Kräften und der Seelensubstanz neu aufnehmen und zur Ueberzeugung kommen werde, daß die Phänomene des Lebens der organischen Körper ohne dieses dritte, mit den chemischen und physikalischen Kräften zusammenwirkende Moment nicht werden verstanden werden. Er gründet aber diese Hoffnung auf folgende Beweisführung. Ist die Seele ein Etwas, eine wesenhafte Substanz besonderer Art, verschieden von den uns bekannten chemischen und physikalischen Kräften, so wird sie im Körper mit den chemischen und physikalischen Agentien in Wechselwirkung treten. Thut sie dies, so ist sie ein für physiologische und pathologische Erscheinungen mitwirkendes Moment; dann kann sie in der Lehre von den Lebenserscheinungen (Physiologie) nicht ausgeschlossen werden. Schon jetzt nehmen wir an, daß rein seelische Actionen, wie z. B. Gemüthsbewegungen, angestrengtes Denken, Kummer, Gram, Sorgen, ohne alle directen Erregungen der Sinne, ohne alle Muskelanstrengung die nachtheiligsten Folgen auf den Körper haben können. Sind dieses rein seelische Processe, so ist ein causales Wechselverhältniß mit dem Leibe die nothwendige Folge. Es ist daher jedenfalls die Aufgabe des Naturforschers, des Arztes, diesen seelischen Erscheinungen nachzugehen und sich deshalb auch für die Seelenfrage zu interessiren. Denn so viel wird jedermann zugeben, daß die psychischen Phänomene eine so eigenthümliche Gruppe von Erscheinungen bilden, daß wir sie so gut als elektrische, chemische u. s. w. abgesondert betrachten und für sich zusammenstellen können (vgl. S. 100—102). Auf dieser klaren Einsicht in die einfache Natur der Sache gründet sich bei Wagner die Ueberzeugung, daß die Abneigung der Naturforscher, welche dieselben der vielen erfahrenen Täuschungen wegen seit drei Decennien vor aller und jeder Philosophie, insbesondere der Naturphilosophie, gefaßt hatten, bereits ihren Höhepunkt erreicht habe, und allmählich einem erneuerten Bedürfniß nach philosophischen Forschungen weichen werde.

Besonders wichtig und reich an Aufschlüssen bei weiterer Verfolgung ist die Bemerkung Wagner's, daß es zwei ganz verschiedene Abschnitte der Physiologie sind, welche bei der Seelenfrage als gleich wichtig und gleich berechtigt zu Rathe gezogen sein wollen: nämlich die Lehre vom Nervensystem und die von der Zeugung. Mehr als billig habe man in unsern Zeiten den Schwerpunkt der Untersuchung in die Lehre vom Nervensystem gelegt, weil die Seelenthätigkeiten hier zur Erscheinung

Digitized by Google

kommen. Für eine philosophische Anknüpfung sei aber die Zeugungslehre viel wichtiger. Denn in Samen und Ei ruhe potentia das Seelenvermögen ganzer Geschlechter, welches im Nervensystem der Individuen actu auftrete. Jeder Philosoph, welcher die Schwierigkeit dieses Gegenstandes kennt, muß hier dem Physiologen beistimmen, und anerkennen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn nur allein in der Lehre von der Zeugung und an keinem andern Orte in der Physiologie bekommt der Philosoph Anhaltepunkte zur Beantwortung der Frage, welche ihm die wichtigste sein muß: ob die Seele eine Monade sei, von welcher nichts hinweggenommen und zu welcher nichts hinzugefügt werden könne, oder ob eine gewisse Mittheilbarkeit der Seelenkräfte vom erzeugenden Individuum ans erzeugte zuzulassen sei. Die gewöhnliche Meinung der Menschen oder der sogenannte gesunde Menschenverstand hegt in diesem Betreff mit gleicher Vorliebe zwei Vorurtheile, welche sich schlechterdings nicht miteinander vertragen, nämlich einerseits das Vorurtheil, daß aus der Seele der Aeltern gewisse Neigungen, Fähigkeiten und Triebe in die Seele der Kinder sich überpflanzen, und andererseits das Vorurtheil, daß die menschliche Seele eine schlechthin untheilbare Substanz sei. Ist die Seele schlechthin untheilbar, so kann sie keine Bestandtheile an eine andere Seele abgeben oder gar eine andere Seele aus sich selbst erzeugen. Denn was man an einen andern abgibt, um das wird man selbst ärmer. Theilt aber die Seele etwas von sich selbst an eine andere Seele mit, so muß man Theile in der Seele zulassen, wenn auch nicht als Theile eines Aggregats, was die Seele jedenfalls nicht ist, doch um so sicherer als bewegliche und untergeordnete Elemente niedern Ranges, welche von einem aus höherer Wesenordnung stammenden Organismus als Mittel seiner Selbstbethätigung in sich hineingenommen und wieder aus sich entlassen werden können. Man muß ganz besonders an diesem wichtigsten Punkte genau zu unterscheiden wissen zwischen dem, wodurch wirkliche religiöse Gefühle verletzt werden, und dem, was blos auf wohlthätige Weise alte Vorurtheile aus ihrem trägen Schlummer stört. Was wirklich religiöse Gefühle verletzt, enthält auch sicher wissenschaftliche Fehler. Und daher hat Wagner gewiß recht in seiner Behauptung, daß die Seelenfrage niemals von einem Philosophen, möge dessen physiologisches Wissen noch so groß sein, in ihrer wahren Tiefe erschöpfend gefaßt werden könne, der es verschmähe, sich der Religionsphilosophie zu bemächtigtn. Aber mit der Angabe dessen, was die religiösen Gefühle verletzen soll, verfährt man in der Regel ebenso leichtsinnig als mit der Angabe dessen, was gegen Christenthum und Heilige Schrift anstoßen soll, und auch in dieser Beziehung haben wir uns innig gefreut, bei Wagner folgender Erklärung zu begegnen (S. 217):

Die Lehren der Offenbarung sind im wesentlichen bei der Entscheidung dieser letztern Frage, ob die Seele ein materielles oder immaterielles Ens sei, ganz unbetheiligt. Die Heilige Schrift geht nur von dem Begriff einer creatürlichen und unsterblichen, d. h. von Gott geschaffenen und dann nicht mehr untergehenden menschlichen Seele aus, welche verschieden von dem irdischen phänomenalen Leibe ist, mit diesem aber im innigsten Zusammenhange steht. Nur der strenge Dualismus ist schriftmäßig, jedoch unbeschadet einer möglichen höhern monistischen Auffassung vom speculativen oder theosophischen Standpunkt, wonach die Seele in ihrem keimhaften Zustand, vor ihrer Entfaltung im Leiblichen, oder mit Rücksicht auf eine spätere höhere Leiblichkeit, den verklärten Leib, noch in einer andern als dem Dualismus unterworfenen Weise betrachtet werden kann.

Ihrer nächsten Veranlassung nach ist übrigens die Wagner'sche Schrift eine Gelegenheitsschrift, nämlich eine ins Große gewachsene Beurtheilung der „Physiologischen Vorträge" von F. W. Beneke, Medicinalrath und Leibarzt des Großherzogs von Oldenburg (1856), welchen er im weitern Sinne des Worts ebenfalls den Materialisten zuzählt, weil er die Bildung der organischen Körper, Pflanzen, Thiere und Menschen aus einer bloßen Steigerung der vorhandenen Kräfte, Licht, Wärme, Elektricität in ihrer Wechselwirkung mit den früher vorhandenen Grundstoffen erklärt. Denn die Nichtexistenz der Seelen sei die nothwendige Folgerung aus diesen Prämissen des Verfassers, und die von ihm doch angenommenen Seelen seien nur ein Postulat seines Glaubens, welches in directem Gegensatze mit dem Resultate seines naturhistorischen Wissens stehe. Obgleich Wagner ehemals selbst zu denen gehörte, welche diesen Standpunkt begünstigten, lehnt er ihn doch nun, und gewiß aus richtigerer Einsicht, ausdrücklich von sich ab und gibt vielmehr zu bedenken, ob es nicht jenen Experimentatoren, welche durch Oel- und Eiweißschüttelungen organische Zellensubstanz hervorzubringen suchten, solche auch in den Haptogenmembranen Aschersons bereits erzeugt zu haben glaubten, ergangen sei wie jenem Bauer vom Dorfe Kräutles bei Nürnberg, von dem der edle Schubert erzähle. Dieser Bauer dachte nach den Erfahrungen, daß Hennen aus Eiern Hühner ausbrüten, an die Möglichkeit, aus Kuhkäsen Kälber zu bekommen, machte sich ein Nest auf dem Heuboden, setzte sich über die Käse und freute sich, als er Würmer in den Käsen entdeckte, die er für junge Kälber hielt. Dies gibt dem Verfasser sodann weitere Veranlassung, sich über die Materialisten vom reinsten Wasser näher auszusprechen, was hier zwar mit großer Entschiedenheit, jedoch nicht ohne Anerkennung ihrer wirklichen Vorzüge geschieht. So z. B. heißt es hier unter anderm (S. 62):

Es ist schade, daß Moleschott in seinem Werke, welches so sehr viel Gutes enthält und schwierige Gegenstände mit reicher Detailkenntniß in klarer und präciser Darstellung behandelt, seine Ansicht über das Zustandekommen der Seelenerscheinungen vorzugsweise oratorisch und nicht eigentlich physiologisch behandelt hat. Seine ganze Darstellung ist mehr eine fortwährende Paraphrase eines Lieblingssatzes: „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs." Die strenge Nachweisung, wie es der Stoff anfängt, durch Bewegung sich in Gedanken zu transformiren, ist nirgends zu finden. Die schwierigste Frage, die Entstehung des Selbstbewußtseins, ist ganz umgangen. Bei dem Versuche, diese allgemein anerkannte Haupthatsache aus chemischen Prineipien zu erklären, würde er vielleicht zu einem ebenso naiven als ehrenwerthen Selbstbekenntniß gekommen

Digitized by Google

sein, wie Czolbe, dessen solide Kenntnisse und ernste Darstellungsweise niemand bestreiten wird.

An diese gemessene und durchaus sachliche Polemik schließt sich der Wunsch, daß die seit 1848 in Deutschland so mächtige Reaction keine künstliche Inhibition dieser Geisterschlacht veranlassen, d. h. nicht durch polizeiliche Verbote eingreifen, sondern die Geister fortwährend aufeinander platzen lassen möge.

Die Wagner'sche Schrift gibt einen Reichthum von hellen Gesichtspunkten, wenngleich keiner von ihnen ausgeführt ist. Vielleicht ist überhaupt jetzt noch nicht die Zeit, vom Standpunkte der Physiologie her hier weitere Ausführungen zu geben. Wenn wir auf hohem Berge stehen und zu unsern Füßen sich finstere Wolken thürmen, welche alle Aussicht benehmen, so ereignet es sich wol einmal auf ähnliche Art, daß der Wolkenschleier reißt, und uns die darunter in klarem Sonnenschein liegende blaue Ebene erblicken läßt, aber nur auf Augenblicke, um uns zu zeigen, was wir, wenn die finstern Schatten verzogen sein werden, als Aussicht zu erwarten haben. Alsbald aber finden wir uns wieder in Nebel eingehüllt.

Bewahren wir uns also die durch einen klaren Sonnenblick uns gewordene Hoffnung, und steigen wir, von ihr erwärmt, etwas tiefer hinein in den Hader der Parteien:

2. Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik. Von Anton Rée. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 8. 2 Thle.
3. Natur und Geist. Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart. In allgemein verständlicher Form von Louis Büchner. Erster Band: Makrokosmos. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 1 Thlr.
4. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene wichtige Gegenstände, vom religiös-politischen Standpunkte. Seinen Mitbürgern zum Nachdenken gewidmet von Moritz Müller. Dritte verbesserte Auflage mit Vorworten. Karlsruhe, Creuzbauer und Viereck. 1857. Ge. 8. 5 Ngr.
5. Kurze populäre Widerlegung der neuern materialistischen Behauptungen über Gott, Welt, Bestimmung des Menschen und angebliche Sterblichkeit des menschlichen Geistes. Für jedermann. Auch als Leitfaden beim Unterricht. Von einem Freunde der Menschen und der Religion. Berlin, Weber und Comp. 1857. Gr. 8. 6 Ngr.
6. Die entscheidende Frage im Streit über Leib und Seele von Th. Jacob. Berlin, G. Reimer. 1857. Ge. 8. 15 Ngr.
7. Der Materialismus und die christliche Weltanschauung. Von Otto Woysch. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.
8. Der moderne Materialismus und die evangelische Volksschule. Von D. A. Hansen. Oldenburg in Holstein, Fränckel. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rée's „Wanderungen auf dem Gebiete der Ethik" gehören insofern hierher, als ihr Grundstreben eine Bekämpfung der idealistischen Moral ist. Damit ist zwar noch nicht ausgesprochen, daß sie geradezu den Materialismus wollen. Denn es hat bekanntlich sensualistische Systeme gegeben, welche dieser Lehre sehr feindlich gesinnt waren. Aber in diesem Falle stehen die Sachen doch so, daß Moleschott sich keinen bessern Bundesgenossen wünschen darf als Rée. Denn die Ethik ist die feste Burg, von welcher aus der deutsche Idealismus seine Geschosse schleudert. Empfindlicher kann man ihn nicht angreifen als an diesem Punkte. Sobald es sich zeigt, daß der Standpunkt, von wo aus der Idealismus seine Sittengebote gibt, ein chimärischer ist, und sobald es sich zeigt, daß aus dem Hunger, dem Geselligkeitstriebe, der Furcht, oder mit gelindern Worten ausgedrückt aus der Sorge für das Auskommen, der Freude am Umgang, dem Misfallen am Streite die vollgültigen Normen des Pflichtbegriffs im Menschengeschlechte sich mit aller Strenge entwickeln lassen, so ist damit eingesehen, daß auf materialistische Principien eine vollständige, strenge und lautere Moral sich begründen läßt, und es ist für die Wirkung dieser Lehre gleichgültig, ob der, welcher sie aufstellt, auch in den sonstigen Punkten ein orthodoxer Anhänger der materialistischen Lehren ist oder nicht.

Die Ansichten Rée's bilden den diametralen Gegensatz zum Schopenhauer'schen Moralsystem als dem System einer Verleugnung des Naturwillens. Der Anhänger der Willensverleugnung ist genöthigt, jeden Satz bei Rée zu bestreiten. Denn seine ganze Moral bezieht sich auf die Bejahung des Naturwillens, auf ein gesichertes, anständiges und glückliches Leben. Daher denn auch das Princip der Willensverleugnung hier gar nicht zur Sprache kommt, als außerhalb des ganzen Gesichtskreises fallend.

Desto mehr macht er sich zu schaffen mit den Grundsätzen einer idealistischen Moral, welche die Principien der reinen Vernunft zu den alleinigen Beurtheilungswerkzeugen, sowie auch zu den alleinigen Triebfedern des Guten erhebt, weil sie einerseits allen Eudämonismus in der Moral als schwach und kraftlos verabscheut, andererseits zur klaren Einsicht gelangt ist, daß die freie Vernunft das ihr gebührende Gesetz ihres Thuns nirgends anderswoher empfangen dürfe als aus sich selbst, aus ihrem eigenen der Erfahrung vorausgehenden Inhalt. Die Polemik Rée's gegen diesen Idealismus der Vernunft ist freilich nur eine schwache. Er sucht den Eudämonismus in der Moral wiederherzustellen, und das moralische Handeln von den Triebfedern der Vernunft in die Triebfedern der schönen Gefühle, edeln Regungen und humanen Neigungen, also von dem sichern Boden auf einen weit unsicherern zurückzuverlegen. Dabei sehen seine Gründe gegen die Alleinherrschaft der Vernunft auf dem Gebiete der Moral eher scherzhaften Neckereien als ernsten Instanzen gleich, obwol sie ohne Zweifel ernsthaft gemeint sind. Er schiebt nämlich an die Stelle des richtigen Begriffs jener Alleinherrschaft immer sogleich ein Caricaturbild derselben unter, in dessen Bekämpfung er sich dann, was billig zugegeben werden muß, als einen unermüdlichen, scharfsinnigen, gewandten und geistreichen Dialektiker zeigt. Es ist wirklich recht schade um so viel verschwendete Mühe. Die casuistische Polemik gegen jede Aufstellung allgemeiner materieller Sittenregeln, z. B. nicht zu lügen, nicht zu tödten u. dgl.,

Digitized by Google

iſt mehrentheils ſehr glücklich durchgeführt und erinnert zuweilen an die geiſtvolle Dialektik, mit welcher Kant dergleichen behandelt hat. Aber aller dieſer Scharfſinn im kleinen ſchlägt dadurch in einen deſto größern Stumpfſinn um, daß uns zugemuthet wird, aus der Unſtatthaftigkeit ſolcher hölzernen Maximen auf die Unhaltbarkeit des lebendigen Idealismus ſelbſt zu ſchließen, welcher von jener Caſuiſtik ganz unberührt bleibt, weil er nicht in einzelnen Regeln und Maximen, ſondern in einem einzigen Sittenprincip beſteht. Es iſt das Princip des Sichfreiwiſſens des Willens von allen den Motiven, welche nicht in reiner Vernunft gewurzelt ſind, des Sichgebundenwiſſens an alle Motive der Vernunft und was ihnen entſpricht und entgegenkommt. Eſſen oder Hungern, Tödten oder Beleben, Lügen oder die Wahrheit reden ſind Handlungen, welche ihren moraliſchen Werth niemals aus ſich ſelbſt, ſondern immer allein nur aus ihrer Beziehung auf das Princip bekommen. Wie ſoll ſich nun für irgendeine dieſer Handlungen eine ausnahmsloſe Regel beſtimmen laſſen, wonach ſie zu geſchehen habe? Iſt doch die Anzahl aller möglichen Fälle unendlich und unüberſehbar. Es iſt ähnlich, wie wenn ich beim Schachſpiel allgemeine Regeln forderte für die Züge, welche ich thun müßte, abgeſehen von den Zügen des Gegners. Als Gegner gegen das idealiſtiſche Sittenprincip kann die in den animaliſchen Trieben enthaltene Gewalt der Trägheit oder des Sichgehenlaſſens betrachtet werden. Wie der Menſch in einem einzelnen Falle handeln ſoll, hängt davon ab, wieweit die beiden Gegner in ihrem Spiele vorgerückt ſind. Genüſſe z. B., denen ſich das eine Individuum ohne alle Gefahr überlaſſen darf, können dem andern moraliſch verderblich werden; eine kühne Art des Handelns, welche ſich der eine nach dem Maße ſeiner Geiſteskräfte ohne Gefahr zutrauen darf, kann bei dem ſchwächer Ausgerüſteten als eine Unſittlichkeit erſcheinen, durch welche er ſich die geſunde Wirkſamkeit und den thatkräftigen Einfluß, welchen er auf ſeine Mitwelt ausüben könnte, trübt und ſtört. So kann man denn in Beziehung auf ſolche Fälle immer nur Durchſchnittsregeln geben, welche mehr oder weniger Ausnahmen leiden, wie Kant, Fichte und die übrigen großen Lehrer des Idealismus gethan haben. Eine caſuiſtiſche Polemik gegen ſolche aus einem Bedürfniſſe der Veranſchaulichung aufgeſtellte Regeln zu führen, iſt nicht gerade ſchwer; nichtsdeſtoweniger iſt vom Verfaſſer zu rühmen, daß er eine ſolche geiſtvoll und gewandt durchgeführt hat, und daß ſein Buch von dieſer Seite her eine ſehr zum Denken anregende Lectüre bietet. Wenn er aber meint, daß dadurch das Princip des Idealismus angetaſtet werde, ſo iſt er aufmerkſam zu machen, daß dieſes Princip eben, in ſeiner ganzen Strenge genommen, alle materiellen Sittenvorſchriften als unmöglich ausſchließt, und dadurch ein für allemal den ſelbſtgewiſſen Geiſt über jenes unruhige und troſtloſe Suchen nach materiellen Sittenvorſchriften emporhebt in ein freieres Element, wo er in die Lage geſetzt wird, in jedem Augenblicke aufs neue, nach dem ſicherſten Grundſatze urtheilend, ſein eigener Geſetzgeber und Vollſtrecker ſeines eigenen Geſetzes zu ſein. Weil dieſer Freiheitsathem des aufgehobenen Geſetzes dem Verfaſſer verborgen blieb, war er verurtheilt, in den dumpfen Niederungen ſich mit ſo vielen unnützen Chimären herumzuſchlagen, wodurch ſeine Wanderungen gar zu häufig in Irrfahrten ohne Zweck und Ziel, ohne Licht und Hoffnung ausgeartet ſind.

Und ſo regt das Buch zwar überall angenehm an, bringt aber zu nichts Beſtimmtem vor, wenn man nicht die zuletzt aufgeſtellten drei Hauptgeſichtspunkte des moraliſchen Strebens, nämlich das Brot, die Liebe und den Frieden für wirkliche Reſultate will gelten laſſen. Man kann dieſes aber darum nicht, weil ſie blos die drei Grundkategorien des animaliſchen Trieborganismus wiedergeben, welche natürlich immer dort zur Sprache kommen müſſen, wo es ſich um Regulirung dieſes Organismus durch höhere Principien handelt, nämlich die Kategorien des Hungers, der Geſelligkeitstriebe und der Furcht. Denn Brot ſuchen die animaliſchen Weſen aus Hunger, der Liebe pflegen ſie aus Luſt, und Frieden halten ſie mit ihren Feinden aus Furcht. Wären dieſe Geſichtspunkte die Principien der Moral, ſo wäre das Leben der Thiere ebenſo wol mit in das Gebiet der Moral zu ziehen als das der Menſchen, wodurch alle Moral von Grund aus aufgehoben würde. Sind ſie aber bloße Geſichtspunkte zur Orientirung in dem durch moraliſche Principien zu verarbeitenden Material, ſo können ſie auf den Zweck, welchen mit ihnen auszuführen die Moral im Sinne hat, ebenſo wenig maßgebend einwirken, als die Farben der gelben, rothen und ſchwarzen Wolle einen Einfluß haben auf die Figur des Stickmuſters, welches durch ſie zur Ausführung gelangen ſoll. Wenn uns nun ein Mann wie Rée überall mit lobenswerther Offenheit geſteht, daß er mit ſeiner Anſchauungsweiſe niegends über das bloße Rangiren der Wollenfäden nach ihren mannichfachen Farbennuancen hinausgelangt und nirgends zu einer Erklärung der Figur des Stickmuſters vordringt, welchen Begriff gibt er uns da von der Fähigkeit ſenſualiſtiſcher Principien zur Erklärung der moraliſchen Erſcheinungen im Menſchenleben?

Unterdeſſen fährt Büchner fort, mit einer gewiſſen Unermüdlichkeit das Evangelium von Kraft und Stoff zu predigen. Und zwar diesmal in Geſpräch sform. Die Form des Dialogs iſt bei philoſophiſchen Gegenſtänden in den Fällen trefflich anwendbar, wo der Gegenſtand ſo abſtract und ſchwierig iſt, daß durch die Lebendigkeit, welche jedem Geſpräche als ſolchem beiwohnt, die Aufmerkſamkeit eine künſtliche Hülfe bekommt für die ſchweren Anſtrengungen, welche ihr zugemuthet werden. In dieſer Weiſe tritt die philoſophiſche Geſprächsform bei Plato auf. In ähnlicher Art und zu ähnlichem Zweck iſt dieſelbe von Schelling und Solger mit Glück gehandhabt worden. Jedoch für die Einprägung der Grundanſchauung des Materialismus, daß Kraft und Stoff thatſächlich immer beieinander gefunden werden, und daß der Menſch im Kreiſe ſeiner engen Erfahrung ebenſo wenig eine Kraft ohne Stoff als einen Stoff

Digitized by Google

ohne Kraft antrifft, scheint jene Form weniger passend. Die Anstrengung des Denkens, welche zur präcisen Auffassung jener Grundanschauung erfordert wird, ist offenbar nicht so groß, daß das Denken, um in der Schwierigkeit seiner Operationen unterstützt zu werden, nach einer solchen Hülfe verlangte. Dadurch bekommt hier die Gesprächsform einen wesentlich andern Charakter, nämlich den einer humanen Herablassung von seiten August's, um dem noch in den Vorstellungen des Katechismusglaubens befangenen Wilhelm mit möglichster Schonung seiner Vorurtheile die Grundsätze der Stoffkraftlehre so weit anzunähern, daß er nicht allein ohne zu ergrimmen sie anhören lernt, sondern auch ihnen in allen den Gebieten, welche nicht unmittelbar mit seinen Vorurtheilen zusammenhängen, eine ganz unumschränkte Gültigkeit zugesteht. Dies Verfahren ist offenbar viel klüger, als wenn August darauf bestände, dem Wilhelm seine Vorurtheile mit Stumpf und Stiel zu entreißen. Denn während hierdurch Wilhelm's Denkkräfte zu einer verzweifelten Gegenwehr aufgefordert würden, dient jenes klügere Verfahren vielmehr dazu, dieselben einzuschläfern. Er ist der gelehrigste Schüler, die Grundsätze des Materialismus überall mit der größten Folgerichtigkeit zuzugestehen, nur allein, und zwar inconsequenterweise, dort nicht, wo es der Katechismus geradezu verwehrt. Und August, anstatt darüber aus der Haut zu fahren, übt gegen diese liebenswürdige Herzensschwäche Wilhelm's die humanste Nachsicht, in Erwägung, daß das consequente Denken nicht jedermanns Sache und daß eine Dreiviertelsgrußstimmung immer besser ist als gar keine.

So z. B. sagt Wilhelm im vierten Gespräch, welches von der Bewegung handelt (S. 104):

Aber du wirst es doch dem Glauben nicht verbieten wollen, in einer Welt, in der er sich überall von Räthseln und der Wissenschaft unlöslichen Problemen umgeben sieht und den Menschen selbst als ein schwaches, den Naturkräften unterworfenes Wesen erblickt, an höhere übernatürliche Ursachen aller Dinge zu denken und sein menschliches Geschick vertrauensvoll in deren Hände zu legen! Wie wenige gibt es, welchen die Wissenschaft eine solche innere Befriedigung zu gewähren im Stande ist, daß sie darüber jenes Bedürfniß nach dem Uebernatürlichen und Unmittelbaren verlieren.

Und August erwidert hierauf:

Du beurtheilst mich falsch, wenn du glaubst, ich finde Vergnügen daran, einen Kreuzzug gegen Andersdenkende oder Andersfühlende zu machen. Ein gläubiges Gemüth ist mir am Ende lieber als theologischer oder philosophischer Hochmuth, und die echte Wissenschaft befreit sich zwar auf ihrem eigenen Gebiete durchaus von allen unklaren oder unlautern Vorstellungen, überläßt es aber einem jeden, sein philosophisches oder theologisches Gewissen mit ihr in Einklang zu bringen oder nicht.

So zeigt sich denn Büchner in diesen Gesprächen vollkommen bereitwillig, auch dem Glauben seine Geltung und Berechtigung im Leben zuzugestehen unter der Bedingung, daß er sich bescheide, nichts weiter sein zu wollen als ein harmloses Spiel der Phantasie, ein nichtssagender Traum, mit welchem sich schwache Gemüther gern beschwichtigen mögen, welche die Wahrheit zu ertragen noch nicht gereift sind. Ein solcher sentimentaler und schmelzender Glaube läßt sich sogar benutzen als ein zauberhafter Duft, mit welchem verbrämt und gerändert sich das Gemälde der ernsten Wissenschaft noch vortheilhafter ausnimmt. So erreicht man mit den religiösen Unarten, da sie dem Menschengeschlechte einmal nicht völlig abzugewöhnen sind, doch immer noch einen ästhetischen Zweck.

Es kann Büchner in unsern Tagen unmöglich die Erfahrung entgangen sein, daß das scharfe Vorgehen des Materialismus immer den Idealismus zu einem noch schärfern Vorgehen verlockt, welches dem Materialismus darum nicht willkommen sein kann, weil er sich zum consequenten Idealismus überall verhält wie die auf halbem Wege stehen bleibende Speculation zu der zu Ende dringenden. Der Materialismus läßt den Begriff der Materie unzergliedert, während der Idealismus in seine Bestandtheile eindringt. Der Materialismus läßt die Anschauungen des Raums, der Zeit und des Weltalls in ihrer rohen Unmittelbarkeit stehen, während der Idealismus dieselben näher untersucht und ihre Ursprünge nachweist. Der Materialismus begnügt sich in Beziehung auf die Natur der Seele mit bloßen Redensarten, während der Idealismus sich die Gesetze derselben zu einem sorgfältigen Studium macht und auf diesem Wege Schritt vor Schritt zu soliden Erkenntnissen gelangt. Kurz, der Materialismus bricht in allen diesen Gebieten die Untersuchungen kurz und voreilig übers Knie, wo der Idealismus mit kunstgerechter Präcision seine wissenschaftlichen Methoden handhabt. Gegen einen solchen Idealismus zieht der Materialismus nothwendig bald den kürzern, und es ist daher nicht gerathen, ihn zu sehr herauszufordern. Man hat dies auch nicht nöthig. Da er seiner Natur nach immer eine esoterische Lehre bleiben muß gleich der Theorie des Kreises oder der Kegelschnitte, so läßt er sich allenfalls ignoriren. Man bezeichnet ihn flüchtig als philosophischen Hochmuth und eilt vorüber. Es ist nicht recht geheuer an der Stelle. August spricht daher ein sehr inhaltschweres Wort aus, wenn er dem philosophischen Hochmuth ein gläubiges Gemüth vorzieht, besonders wenn es ein Gemüth ist von jenem sentimentalen, skeptischen und matten Gefühlsglauben voll, welcher sich seine Gefühle niemals zu verdeutlichen sucht und gleichsam die Katze im Sack anbetet. Gegen ein solches nebulöses Herzweh hat der Materialismus gegründete Ursache großmüthig zu sein. Ihm gegenüber kann er sich als eine männliche, unerschrockene und consequent zu Ende dringende Theorie empfinden, ein Gefühl, welches ihm überall, wo der philosophische Idealismus hindringt, nur gar zu schnell verbittert wird.

Um dieses bestechende Gefühl unerschrockener Consequenz und männlicher Wissenschaftlichkeit, welches den Materialismus beseelt, zu stärken, ist mit guter Berechnung der Gegensatz von Glauben und Unglauben hier einfach gefaßt als Gegensatz von wissenschaftlicher Inconsequenz und wissenschaftlicher Consequenz. Daß es auch consequente Glaubenssysteme gegeben hat und gibt, wird

Digitized by Google

mit Geſchick ignorirt. Und ſo zieht ſich denn der an Inhalt unfruchtbare, aber in ſeiner dramatiſchen Wirkung wohlberechnete Disput in erhabener Einförmigkeit durch die Gebiete des Stoffs, der Kraft, der Atome, der Bewegung, der Form, des Raums und der Zeit, der Naturgeſetze, der Schöpfung und des Zwecks wie eine Karavane durch ebenſo viele Stationen einer Sandſteppe. Jedes Geſpräch beginnt mit einem trockenen und abſtracten Widerſtreit, jedes endigt damit, daß die Parteien Frieden ſchließen auf dem Boden der Unwiſſenheit, in welcher alle Katzen grau ſind. Und wie es im erſten Bande in Beziehung auf den Makrokosmus angefangen, ſo ſoll es im zweiten auf dem Gebiete des Mikrokosmus fortgehen. Der Inhalt iſt überall der allbekannte, unveränderliche. Kein Grashalm irgendeines neuen Gedankens wächſt in dieſer Steppe, und die Gravität des Ernſtes, womit das oftmals Geſagte zur beſſern Einprägung immer von neuem geſagt wird, iſt groß.

Das Schriftchen von Moritz Müller, von welchem binnen ſechs Wochen eine zweite und wieder innerhalb drei Monaten eine dritte Auflage nöthig wurde, zeigt durch ſeinen Inhalt, daß es ſolche Gläubige, wie Büchner einen in ſeinem Wilhelm zeichnet, wirklich gibt, und durch ſeine ſchnelle Verbreitung, daß es ſogar ſehr viele Leute geben mag, zu deren Bildungszuſtand eine ſolche Gläubigkeit nicht übel zu paſſen ſcheint. Dadurch werden Büchner's Geſpräche allerdings noch um einen hohen Grad wichtiger und intereſſanter. Moritz Müller tritt uns in ſeinen „Betrachtungen und Gedanken" als ein Mann entgegen, welcher in ſeiner Art gläubig, ſogar ſtarkgläubig, vielgläubig iſt, an Gott und Unſterblichkeit. Aber dies iſt ein Glaube von eigenthümlicher Art. An Offenbarung glaubt er nicht; dieſe beſteht in Pfaffenbetrug. An angeborene Ideen der Vernunft glaubt er auch nicht; dieſe ſind durch die Geſchichte widerlegt. Auf Vernunft gründet ſich ſein Glaube überhaupt nicht; denn die Vernunft kann in dieſer Hinſicht weder etwas leugnen noch beweiſen. Aber auch nicht auf einem moraliſchen Poſtulat beruht ſein Glaube; denn ob man etwas glaubt, oder gar nichts glaubt, oder was man glaubt, das hat nach ſeiner Meinung mit den ethiſchen Principien nichts zu thun. Er glaubt alſo als gutmüthiger Menſch ſchlechtweg an Gott und Unſterblichkeit, obgleich keines dieſer Dinge irgendeinen raiſonnabeln Grund in der Natur des Menſchen habe. Will man nicht annehmen, daß hier eine Hinterliſt walte, unter dem Namen des Glaubens den Unglauben zu verbreiten — und eine ſolche anzunehmen finden wir doch nicht hinlängliche Berechtigung —, ſo ſehen wir hier in der That den Gipfel der Inconſequenz in Lebensgröße, erzeugt, wie es ſcheint, durch einen Widerwillen gegen alles ſtrenge und wiſſenſchaftliche Denken und genährt durch die davon unzertrennliche Unklarheit. Man wird in dieſem Urtheil beſonders beſtärkt, wenn man ſieht, wie dem Verfaſſer (S. 43) in ſeiner Polemik gegen den geiſtvollen „Froſchmäuſekrieg" von Schulz-Bodmer, gegen den er mit einem nicht völlig begreiflichen Zorn losbrennt, den Gedanken, welchen er beſtreitet, richtig aufzufaſſen durchaus nicht gelungen iſt, offenbar nicht aus böſem Willen, ſondern aus Ungeübtheit im wiſſenſchaftlichen Denken. Gegen einen ſolchen Wilhelm erſcheint der materialiſtiſche Auguſt immer als eine vornehme und edle Geſtalt.

Die übrigen Schriften enthalten Entgegnungen.

Die „Kurze populäre Widerlegung" iſt verunglückt. Es wird überall von Vernunftgründen des Glaubens ausgegangen, es wird aber überall eine Kleinigkeit mehr aus ihnen gefolgert, als in ihnen liegt. Die Vernunft intonirt, der Katechismus ſingt nach. Die Art, wie das Chriſtenthum herbeigezogen wird, erweckt kein Vertrauen. Will man wirklich Demonſtrationen aus reiner Vernunft, ſo ſchwächt eine ausdrückliche Berufung aufs Chriſtenthum ſolche nur, indem ſie nun nicht mehr alleinſtändig erſcheinen, ſowie wir auch kein Zutrauen gewinnen zur Feſtigkeit einer Leiter, ſobald der andere, während wir dieſelbe beſteigen, es für gerathen findet, dieſelbe noch außerdem mit beiden Händen feſtzudrücken. Für eine Demonſtration aus der Vernunft iſt hier zu viel, für eine erbauliche Glaubenspredigt zu wenig gegeben.

Um viele Grade beſſer ſteht es mit der „Entſcheidenden Frage im Streit über Leib und Seele" von Th. Jacob. Dieſe Schrift, welche dem Geheimen Regierungsrath Böckh zu ſeinem Jubiläum gewidmet iſt, enthält eine gründliche Unterſuchung darüber, ob der Ausſpruch, daß das Gehirn denke, einen vernünftigen Sinn einſchließe. Die Frage wird an der Hand phyſiologiſcher Thatſachen entſchieden verneint. Vorſtellungen, Begriffe und Gedanken werden als ortloſe innere Erſcheinungen aufgewieſen, durch welche der menſchliche Geiſt in ſeinem unräumlichen Daſein ſich ſelbſt offenbar wird; dem Materialismus aber wird Blindheit für die Thatſachen des innern Lebens ſchuld gegeben. So heißt es unter anderm auf S. 74 vortrefflich:

> Wie es ausſieht, wenn die nicht aufgehobene letzte Wirkung einer Wahrnehmung eine Zeit lang unbeachtet bleibt, das kann man weder malen, noch ſagen, noch vernünftigerweiſe fragen. Denn es ſieht gar nicht aus. Eine ſinnliche Vorſtellung vom Nichtſinnlichen iſt an ſich unmöglich. Die erſte Forderung muß überall die ſein, das Daß feſtzuſtellen. Das Wie und Warum wird ſich dann vielleicht beſtimmen laſſen, obgleich nie ſo, wie es mitunter von materialiſtiſcher Seite gefordert wird. Sind alſo die Thatſachen des geiſtigen Lebens dem materialiſtiſchen, unter die gewöhnliche Höhe etwas zurückgeſunkenen Denken unbequem, ſo läßt ſich doch das nicht zu ihrem Vortheil ändern, außer wenn ſie ſich bemühen wollen, ihr Denken über Geiſtiges den geiſtigen Thatſachen anzupaſſen, nicht umgekehrt. Ob ſie die Wahrheit in ihrem Sinne begreiflich finden oder nicht, das iſt gar nicht die Hauptſache, wenn ſie nur zunächſt einſehen und eingeſtehen, daß ſie unleugbar ſei.

Der Verfaſſer wendet die Aufmerkſamkeit des Leſers auf die Thätigkeiten des Bewußtſeins, des Erinnerns, der Wahrnehmung durch die Sinne, wobei beſonders dem Geſichtsſinn eine große Sorgfalt in der Ausführung gewidmet iſt, und weiſt hier überall nach, daß die wahrnehmenden, auffaſſenden, beobachtenden und denken-

Digitized by Google

den Thätigkeiten mit dem, was bei physikalischen Raumbewegungen vorkommt, nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Daß Denken eine Thätigkeit des Geistes sei, hält daher der Verfasser für eine Wahrheit, welche sich unmittelbar und ungesucht als die richtige Ueberzeugung dem Bewußtsein aufdränge, wo nicht ausnahmsweise eine mehr oder minder künstliche Begriffsverwirrung abweichende Erscheinungen hervorrufe. Dieser Ueberzeugung fast aller Völker zu allen Zeiten, die überall die erste Thatsache in der Geschichte der Menschheit sei, stehe der Materialismus wie ein schwächlicher Knabe gegenüber, der einen Mann befehden möchte. Daher solle man auch nicht einen folgenschweren Irrthum wie einen bloßen, bedeutungslosen Rechenfehler behandeln und den Tadel des gewissenlos oberflächlichen Verfahrens seiner Fürsprecher so ausdrücken, daß diese gar nicht dadurch mitgetroffen würden. Aber ein Verdienst um die gute Sache des Geistes sei selbst den entarteten Söhnen der Naturwissenschaft, sei sogar dem Dr. Büchner nicht abzusprechen. Sie seien alle vortreffliche Wecker und als solche willkommen. Sie müßten die Philosophie aufrütteln aus ihrem Todesschlaf, aus ihrer besinnungslosen Ohnmacht.

Demonstrationen, wie die hier gegebenen, bringen immer gute Frucht, ja sie sind viel bedeutender und wirksamer, als sie dem mit den Zuständen der heutigen Psychologie weniger Vertrauten auf den ersten Blick erscheinen dürften. Ihre Festigkeit und Sicherheit wächst fortwährend in demselben Grade, als die Genauigkeit in der Beobachtung der Gesetze zunimmt, welche die Processe des Vorstellungslebens beherrschen. Diese Gesetze, wie z. B. das Gesetz der völligen Verschmelzung gleichgearteter Vorstellungsbestandtheile, das Gesetz des Auseinandertretens gleicher Vorstellungselemente, während sie in anderer Beziehung geeinigt bleiben, das Gesetz der Frage, wonach zwei widerstrebende Kräfte, anstatt wie in der Physik eine Durchschnittswirkung hervorzubringen, einander so lange in ihrer Wirksamkeit hemmen, bis durch einen Reiz von außen die eine zur vollen Wirksamkeit entlassen, die andere aber völlig in die Latenz versenkt wird: diese und ähnliche Gesetze widersprechen so sehr den Thatbeständen der Physik, daß, könnte man sie ins Reich der Natur einführen, dieses durch sie sofort würde in ein Reich der unerhörtesten und fabelhaftesten Zusammenhänge verwandelt, sogar in seinen Grundfesten aufgelöst werden. Nimmermehr wird der Physiker, welcher die Integrität seiner Wissenschaft liebt, es zugeben, daß man ihm mit solchem Spuk ins Gehege fahre, wie man zu thun genöthigt ist, sobald man ernsthaft die Absicht hat, die Gesetze der Seele für Gesetze der Materie zu erklären, und dabei wirklich einsicht, was dieses bedeutet.

Mit der zunehmenden Genauigkeit in Ergründung der Gesetze des Vorstellungsorganismus nehmen folglich die sich um den Materialismus thürmenden wissenschaftlichen Schwierigkeiten zu. Jene zunehmende Genauigkeit ist aber darum sicher zu erwarten, weil es zu ihr nicht genialer Erfindungen, speculativer Ideen oder solcher Combinationen bedarf, deren wenige Menschen fähig sind, und auf deren Eintritt daher niemals sicherer Verlaß ist, sondern nur eines einfachen gesunden Zusehens, dessen jeder Mensch fähig ist, und zu welchem daher, da der Weg längst angebahnt ist, auch immer mehr unbefangene Menschen ihre natürliche und löbliche Wißbegierde treiben wird.

Was zuletzt die Schriften über den modernen Materialismus von Woysch und Hansen betrifft, so stehen diese auf dem specifisch-kirchlichen Standpunkte eines sich für wissenschaftliche Bestrebungen nur sehr mittelbar interessirenden Bekenntnisses. Ihnen ist es nicht um ein Eingehen auf die Probleme der materialistischen Denkweise, sondern ganz allein um praktische, sittliche, dann auch politische, vor allem aber kirchliche Interessen zu thun. Sie verbrauchen den Materialismus blos als Folie, als einen willkommenen Hintergrund, um auf ihm den Frieden der Kirche und ihrer Segnungen desto höher strahlen zu lassen. Ihnen thut es nicht leid, daß die Wissenschaft unserer Zeit in so vielen jugendlich strebenden Geistern sich in eine Sackgasse verrannt hat, wodurch nicht zu verachtende Bäche und Ströme derselben für den Augenblick dem allgemeinen Nutzen verloren gehen, sondern eben die großen Verkehrtheiten, worin die menschliche Wissenschaft sich verwickeln kann, nicht nur wenn sie sich der Autorität des Uebervernünftigen unterwirft, sondern auch wenn sie sich von derselben emancipiren möchte, sind es, welche ihre unverhohlene Freude erregen, indem sie darin nichts vernehmen als einen ernsten Mahnruf an die Wächter Zions: Seid wach und steht gerüstet, denn euere Zeit ist nahe herbeigekommen.

Die starre kirchliche Orthodoxie als eine Art von Grobfühligkeit in der Religion hat mit dem Materialismus als einer Grobfühligkeit in der Wissenschaft gewisse Berührungspunkte. Beide haben eine derbe und über die Bedenken eines allzu feinen Gewissens hinweggehobene Natur. Beide haben das lebhafte Gefühl davon, daß sie dem gröbern und rohern Getreibe des Lebens, wie es eine wachsende Noth der Zeit unausweichlich mit sich führt, besser entsprechen, als die dem Getreibe der Leidenschaften entgegengesetzte philosophische Selbstbesinnung, welche nicht jedermanns Sache ist. Wer dieser fähig ist, mag zu ihr gelangen; die Mittel dazu sind reichlich geboten. Dies reicht vollkommen hin. Wer ihrer nicht fähig ist, für den sind jene beiden derbern Gewalten, welche besser verstehen theils durch Lockungen, theils durch blinde Schrecken in die schwerer beweglichen Gemüther sich einzunisten mit klammernden Organen. Sie gleichen den beiden Platonischen Rossen am Wagen der Vernunft. Sie sind beide unentbehrlich durch ihre Muskelkräfte, nur darf keins Alleinherrscher sein wollen, was auch von selbst nicht möglich ist. Denn herrschen kann zuletzt doch niemand als nur allein die Vernunft, man mag sich nun stellen wie man will.

Dabei muß man jedoch, um billig zu sein, eins nicht vergessen. Der Theolog, welcher gegen den Materialis-

Digitized by Google

mus predigt, denkt dabei seiner Stellung nach fast nothwendig zuerst an den praktischen Materialismus, nämlich an die Wurzel alles Uebels, den Geiz, den krampfhaft gesteigerten Erwerbshunger, diese schmuzige, gegen alle bessern Freuden und Genüsse abstumpfende Seelenqual, welche die Feigheit gebiert und die Todesfurcht und den Kleinmuth und die Selbstverachtung. Der Theolog, von edelm Eifer glühend, gegen diese Pest der Seelen heilende Arznei zu reichen, sieht jeden, der ihm dabei unversehens in den Arm greift, gar zu leicht für einen Verbündeten des Geizes, einen Pfleger und Beförderer der Krankheit an, auf welche sein Heilverfahren geht. Dieses fast unvermeidliche blinde Urtheil trifft theils den wissenschaftlichen Materialisten, theils den idealistischen Philosophen, den erstern mit mehr äußerlicher Derbheit, den letztern mit mehr innerlicher Verbitterung. Beides freilich ist ungerecht. Denn die wissenschaftlichen Materialisten sind mit den praktischen in den wenigsten Fällen einverstanden, die Philosophen aber niemals. Indessen ist ein ungerechtes Urtheil, wenn es eine moralische Indignation von edler Natur zur Unterlage hat, immer nach einem andern Maßstabe zu messen als in andern Fällen.

Das Gesagte findet zunächst auf Otto Woysch seine reichliche Anwendung. In seiner Schrift, welche mit einem Vorwort von W. Hoffmann begleitet ist, wird der Materialismus nicht als eine vereinzelte Erscheinung aufgefaßt, sondern als eine historische Wirkung aus dem Idealismus der Philosophie, welcher in einen Pantheismus umschlug, aus dem wegen seiner Unfaßlichkeit für das große Publikum der faßlichere Materialismus hervorging. Eine solche Entwickelung hat stattgefunden, aber freilich nicht, wie es der Verfasser zu verstehen gibt, durch Consequenz der idealistischen Principien, sondern durch das Abweichen der schwachsinnigern Schüler von der Strenge der Meister, welches leider in der Geschichte unserer Philosophie ein unauslöschlicher Schandfleck bleiben wird. Schadenfreude aber verräth es, wenn ein Leiden und eine Schmach geflissentlich noch größer geschildert werden, als sie in Wirklichkeit sind, und es gehört wirklich eine eigenthümliche Dreistigkeit dazu, einen Satz wie den folgenden niederzuschreiben (S. 16 fg.):

> Gewiß wird man es niemand verargen, vor einem Gotte, der nichts als Proceß ist, nicht sonderlichen Respect zu haben, zumal wenn es als eine Haupterrungenschaft philosophischer Erkenntniß verkündet wird, daß dieser Gott des Processes durch den Proceß der Geschichte erst zu seiner Existenz kommt, wie Schelling wollte, oder allein im Menschen zum Bewußtsein persönlichen Lebens erwacht, wie die Hegel'sche Philosophie lehrt.

Hat Schelling jenes gewollt, und lehrt dieses die wirkliche Hegel'sche Philosophie? Sicherlich nicht. Sondern es befindet sich in Schelling's System des transscendentalen Idealismus (von 1799) eine Stelle, welche von einem der wahren Zusammenhänge dieses Systems nicht Mächtigen wol leicht so misverstanden werden kann, und es hat eine unechte, gegenwärtig immer mehr in den Materialismus auswandernde Schicht der Hegel'schen Schule gegeben, welche ihren Lehrer so misverstanden hat. Mit welchem Rechte darf nun jenes für den echten Willen Schelling's, dieses für die echte Lehre Hegel's ausgegeben werden? Mit welchem Rechte darf neben einer falsch gedeuteten Stelle ignorirt werden, was Schelling 50 Jahre hindurch im Widerspruch mit jener Beschuldigung vor aller Welt bekannt hat, was die eigentlichen Vertreter der Hegel'schen Philosophie, ein Erdmann und Rosenkranz an der Spitze, im Widerspruch gegen jene abgefallenen Jünger fortwährend vor aller Welt lehren und bekennen? Sieht dieses nicht weit mehr einer kecken Herausforderung gegen alle Philosophie gleich, als einer unbefangenen historischen Relation? Würde Woysch es wagen, die beiden im Grabe ruhenden Löwen so an der Mähne zu zupfen, wenn er sich nicht auf die schlechte Gesinnung der Gegenwart verließe, ihre Lehrer zu verleugnen um des eigenen Glanzes willen? Und sollten bei solcher Gelegenheit unter den Philosophen nicht alle Unterschiede vergessen sein, damit die verhöhnten Grabstätten ihrer großen Lehrer vor Entweihung geschützt werden möchten?

Doch wir wollen uns hierüber nicht weiter ereifern, sondern uns lieber daran erinnern, daß auch der Idealismus der Philosophie nicht die Geistesrichtung ist, welche zuletzt und eigentlich für das Auftreten des modernen Materialismus von Woysch verantwortlich gemacht wird, sondern vielmehr — der Pietismus. Dieses geht so zu. Der Idealismus der Philosophie war nichts weiter als die höchste Blüte eines genialen Aufschwungs, welchen der deutsche Geist nahm sowol in Poesie als in Philosophie gegen die Beschränktheit und das Philisterthum eines trockenen und bürgerlichen, gewissenhaften aber engherzigen Deismus, und wiederum war dieser ausgehöhlte rationalistische Deismus eine Folge von dem Miscredit, worin bei der Masse des Volks die alte kirchliche Orthodoxie gebracht wurde durch die die Religiosität ins Subject verlegenden Pietisten. Da es nun die Pietisten sind, welche den ganzen Proceß anfingen, so folgt, daß ein einfaches Zurückgehen auf den dürren Buchstaben der kirchlichen Orthodoxie das sicherste Mittel bietet, uns radical vom Materialismus und nebenbei auch zugleich mit vom Idealismus, von Kant und Hegel, Schiller und Goethe zu befreien. Denn wenn der Pietismus nicht den Philister von der altlutherischen Orthodoxie abwendig gemacht hätte, so hätte der Philister sich keinen gewissenhaften und penibeln Rationalismus angeeignet, so hätte keine Genialität der Sturm- und Drangperiode Gelegenheit gehabt, gegen den moralischen Formalismus des Philisters anzukämpfen, so wäre kein Idealismus und keine Romantik entstanden, so hätten die Materialisten nicht Gelegenheit bekommen, unter dem Beifalljauchzen einer brutalen Menge den Idealismus todt zu schlagen. Der Pietismus trägt also am Ende die Gesammtschuld, und die Religion darf nicht weiter den Gemüthern der Menschen als Privateigenthum anvertraut, sondern muß durch das Monopol einer die Wahrheit vorschreibenden Kirche als Schiedsrichterin der Gewissen streng verwaltet werden.

Digitized by Google

In diesem Raisonnement ist Methode. Nur finden wir, daß der Kettenschluß zu früh und ganz willkürlich abbricht. Offenbar waren noch weit mehr als die Pietisten die Reformatoren selbst schuld am heutigen Materialismus. Denn wären diese beim Papste geblieben, so hätte kein protestantischer Buchstabenglaube und folglich auch kein Pietismus entstehen können. Das schädliche Bibellesen wäre gar nicht ins Volk gedrungen, man hätte sich mit dem Studium des Griechischen und Hebräischen nicht nur alle schädlichen Zweifel an der Echtheit der Evangelien, sondern auch allen schädlichen Glauben an die Göttlichkeit des Homer und Plato erspart, und Voyschen könnte sich die Freude gönnen, alle seine Kettenschlüsse consequent bis zur Quelle auszudehnen, anstatt daß er jetzt genöthigt ist, einen derselben auf eine höchst geniete und rücksichtsvolle Weise bei einem wenig hervorspringenden Mittelgliede, nämlich bei den Pietisten, abzubrechen.

Was nun aber den praktischen Materialismus der Volksmassen betrifft als das eigentlich theologische Thema, so finden wir dieses in der Schrift „Ueber den modernen Materialismus und die evangelische Volksschule“ von D. H. Hansen am kräftigsten behandelt. Voyschen sieht seine Wurzel in der Genußsucht, in den ästhetischen Tendenzen unserer Zeit, ihre superfeine Geselligkeit und allen geistigen Luxus mit inbegriffen. Das sind theils Symptome, theils Nebeudinge. Hansen geht hier viel besser und derber auf den Grund. Es ist das Geld, das Haben und Erwerbenwollen, das Drängen und Stoßen, der Krieg aller gegen alle, welcher in einer so wachsenden Progression zunimmt, daß ein Nachdenkender wol darüber erstaunen darf, besonders aber dann darüber erschrecken muß, wenn er sich gewöhnt hat, das Walten Gottes auf Erden nur innerhalb gewisser einmal festgestellter kirchlicher und staatlicher Formen zu erblicken, und sich nicht zu der philosophischen Idee erheben kann, daß sich unter allen Formen und Bildungsstufen der Weltgeschichte ohne Ausnahme der Proceß des Universalgeistes als des göttlichen Willens vollzieht. Zu der Höhe dieses einzig wahren und richtigen Standpunktes erhebt sich freilich auch hier die Betrachtungsweise nicht, sondern wir sehen auch hier dieses immer weiter um sich fressende, unbarmherzige und respective bestiale Treiben mit Unrecht immer ganz allein dem bösen Willen der Menschen und seiner Aufstachelung durch den bösen Geist zugeschrieben, während man doch bei nüchterner Untersuchung entdeckt, daß das Uebel in nichts anderm liegt, als der mit einer gewissen Schleunigkeit zunehmenden Theuerung aller Lebensmittel und Lebensbedürfnisse, und folglich beinahe ganz außerhalb des guten Willens der Menschen gestellt ist, indem ein jeder ohne Ausnahme fortwährend einen stärkern Druck der Noth und der Concurrenz auf sich eindringen und eben dadurch sich selbst verpflichtet fühlt, mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte sich dagegen zu wehren, solange er kann. Daher entstehen denn im Ganzen und Großen (einzelne Auswüchse, worauf hier wenig ankommen kann, abgerechnet) diese unausgeglichenen Uebelstände der Gegenwart nicht allein auf natürlichem, sondern sogar dem größten Theile nach auf pflichtmäßigem Wege. Sieht der Theolog in diesem steigenden Kriege aller gegen alle etwas Satanisches (worin wir ihm, das Wort im figürlichen Sinne gefaßt, mit ganzer Ueberzeugung beistimmen), so wird er, wenn er ein Mann von Entschluß und Charakter ist, auf Mittel sinnen, wie man, durch eine Vermehrung von Brüdergemeinden oder ähnlichen Zufluchtsanstalten für bedrängte Seelen, die im Untergange Begriffenen vom Untergange erretten, den vergeblich Arbeitsuchenden Beschäftigung geben, hauptsächlich und vor allem aber die von Ueberhetzung und Wahnsinn bedrohten Gemüther zur Ruhe und Selbstbesinnung zurückführen kann. Denn wie ein verstimmtes Instrument keine Musik tönt, so preist ein in Nahrungsangst verquollenes Herz nicht seinen Schöpfer. Erst dann, wenn ein Mensch der scharfen Brosthese entnommen und zu Athem gebracht ist, läßt sich in ihm überhaupt der Sinn für höhere Interessen entwickeln. Dagegen behält ein Predigen und Schelten gegen die mit den Wellen Kämpfenden und Ringenden, daß sie sich nicht zu erbittert wehren, nicht etwa unverschens dabei ihrem Nebenmann mit den Fäusten ins Antlitz gerathen mögen, immer etwas Unzweckmäßiges an sich, weil es unbefehens sogleich dort Geiz, Bosheit und Leidenschaft unterlegt, wo doch in den meisten Fällen das, was so ungeherdig die Arme bewegt, nichts ist, als ein natürliches und unvermeidliches, häufig sogar ein gutes, tapferes und lobenswerthes Streben.

Man ist bisher allerdings von philosophischer Seite her zu sehr gewohnt gewesen, dieses kriegerische, von lauter Erwerbslust wie außer sich gesetzte und um alle ruhige Besinnung gebrachte Streben der Gegenwart nur allein von seiner moralischen und ertreulichen Seite her zu betrachten, wie es unter dem Gesichtspunkte einer erhöhten Anspannung der moralischen Arbeitskräfte erscheint. Diese Ansicht ist richtig, aber einseitig. Man wird nicht einzig bei ihr stehen bleiben dürfen. Man wird auf Mittel sinnen müssen, die schädlichen Folgen solcher Zustände zu verhüten, nicht blos durch Strafpredigern, welche gegen die Symptome entbrennen, aber die Wurzel des Uebels unberührt lassen, auch nicht blos durch Schulunterricht, welcher die Menschen für bessere Zustände erzieht, ohne sie in solche zu versetzen, sondern durch das Beispiel eines vernunftgemäßern Lebens, sodern einzelnen gegeben, von andern befolgt. Denn das organische Leben auf Erden kommt nie mit öffentlichem Getöse wie im Sturmesbrausen, sondern pflanzt sich immer in unscheinbaren aber lebensfähigen Keimen ganz in der Stille fort.

Karl Fortlage.

Digitized by Google

Zur Jagd und ihrer Literatur.

1. Jägerbrevier, Jagdalterthümer, Waidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender, Jägerkünste und Jägerabergläuben, Jägerlagen. Dresden, Schönfeld. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber von G. F. D. aus dem Winckell. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. In zwei Bänden oder zwölf Lieferungen. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Ngr.
3. Hubertusbilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde, gezeichnet und erzählt von Guido Hammer. Mit 65 Holzschnitten ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. 1856. Gr. 4. 2 Thlr.
4. Eine Gemsjagd in Tirol von Friedrich Gerstäcker. Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von E. Trost. Leipzig, Keil. 1857. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Als einen der frischesten und gesundesten Züge unserer Zeit müssen wir es betrachten, daß das edle Weidwerk, zu dessen Ruhm auch unser Dichterwald so manches schöne Lied vernommen hat, nach den vernichtenden Angriffen des Jahres 1848 auf dasselbe, wie mit neugewonnener Jugendkraft wieder zu Ehren und Ansehen emporgehoben, sich in frischer Lebensfülle und Freudigkeit geltend machen darf. Wer wollte dazu schel sehen oder die jugendliche Kraft des Geschlechts mürrisch in medische Grenzen einschließen? Aber solche an den wenn auch zuweilen übermüthigen Tönen, in welche die junge Jagdlust auffauchzt, nicht Beeanlgen finden oder ihnen mit Theilnahme zuhören? Auch die rechte Jagd ist eine Kunst und auch von ihr wird der alte Spruch: „Artem non odit, nisi qui ignorat", wol gelten müssen, um so mehr, als wer sie recht üben will, ihre launigen und complicirten Gesetze wohl kennen muß. Seit langer Zeit aber sind diese Gesetze nicht erneut und geschmackvoll vorgetragen worden und wir können daher eine Reihe von Schriften, wie die, welche gesammelt soeben vor uns liegt, mit dem alten Ruf „Auf Weidmannsheil!" nur freudig begrüßen.

Zierlich und geschmackvoll ausgestattet überliefert uns diese Reihe von Schriften jene eigenthümlichen Gesetze und Töne der Jagd, erzählt uns ihre Geschichte, lehrt ihre Bedeutung und weiht uns in ihre Geheimnisse, indem sie die Sagen und Historien berichtet, die Reimsprüche, Motten und Mythen, welche auf diese Bedeutung Bezug haben, erläutert und von ergötzlichen Dingen erzählt, wie sie das edle Weidwerk mit sich bringt. Wohlan denn, überblicken wir kurz, fröhlich und flüchtig diese bunte Schriftenreihe; ja, wäre selbst die goldene Zeit der Jagd für immer vorüber, freuen wir uns der Erinnerung an sie, die ja wie frischer Waldesduft die Sinne wie die Seele anmuthet! Den Preis unter den vorliegenden Schriften möchten wir, was Frische und Fülle der Ausführung betrifft, den „Hubertusbildern", was Mittheilung des Wissenswürdigsten und Belehrung angeht, dem „Handbuch für Jäger" von Winckell und Tschudi zuerkennen.

Das „Jägerbrevier" ist zunächst der Geschichte der Jagd und ihrer Sitten, Gebräuche und Ceremonien gewidmet. Das alte Jagdceremoniell und die alten Weidsprüche sind aus Dobell's und Flemming's bekannten Werken, aus Feyerabend's „Jagdbuch" und Leysdel's „Hausbuch", auf welche erst Prüfe und Schade in neuester Zeit wieder aufmerksam gemacht haben, entnommen, zusammengedrängt und vielfach vervollständigt. Eine zweite Abtheilung gibt einen unterhaltenden Jagdkalender und eine dritte enthält die im Mittelalter geltenden Jagdkünste, Schießregeln und spaßhaften Träumereien und Jagdstückchen unserer Vorfahren aller Form und Art. Den Schluß bilden Sagen und Mythen, auf den wilden Jäger, das Freischießen und anderes Bezug nehmend, und endlich eine musikalische Beilage, die Jagdsignale des 16. Jahrhunderts enthaltend, aus Feyerabend's „Neuem Jagd- und Waydwerk-Buch" (Frankfurt 1582) entlehnt. Aus diesem Buche wäre für unsern Zweck manches kernige Weidwort anzuführen, wenn wir den Platz dafür hätten. Damit indeß der alte Jagdspruch:

Ein Reitzgmans ohne Schwert,
Ein Reiter ohne Pferd,
Ein Jäger ohne Hund,
Sind schnlich schwere Pfund —

nicht auch auf unsere Recension passe, sei wenigstens angeführt, wie die Alten die Fische geschimpft haben:

Ein Gichling ist ein König,
Ein Salm ist ein Herr,
Der Karpf ist ein Schalm,
Der Hecht ist ein Räuber,
Der Barb ist ein Schneider.
Ein Aal ist ein Gaukler,
Ein Roß ist ein Schreiber,
Ein Rennang ist ein Kind,
Ein Lamprete ist ein Pfeifer,
Ein Forell ist ein Forster,
Ein Steinbiß ist ein Wachter,
Ein Rapfol (?) ist ein Dieb,
Ein Aal ist ein Bäscher u. s. w.

Doch: „Es ist allewog Jagetag, aber nicht allewog Fahetag!" und so geht auch manches gute Wort dieser Sammlung für uns verloren. Unter der großen Anzahl von Schießregeln und Jagdkünsten klingen uns viele doch so, daß sie selbst zu ihrer Zeit kaum ernstlich gemeint gewesen sein mögen. Z. B.: Einen zu schießen, daß er nicht stirbt: „Lade Bleischote statt der Kugel, so schießest du ihn gar blau, daß er eine ganze Stunde nichts von sich weiß, schadet ihm aber nichts am Leben." Oder: Schußfreie Rüstung zu durchschießen: „Geuß Kugeln und lösche sie ab in Jungfrauenwachs vom ersten Honig." Probatum est. Ebenso lauten die alten Regeln: Hunde und Falken an sich zu fesseln, oder sein Rohr vor Verderben zu schützen, oft höchst verwunderlich. Die alte Sage von den fehlenden Zauberpfeilen sind — selbst den Griechen nicht unbekannt — in der nordischen Mythologie, bei germanischen und finnischen Stämmen sehr verbreitet, im Mittelalter zu einem förmlichen Cultus ausgebildet, der von Freischützen, Freikugeln, Freijägern unendlich viel zu erzählen weiß. Ihnen zur Seite steht die in vielen Gauen Deutschlands mit geringen Abweichungen gleichmäßig verbreitete Sage vom ewigen oder wilden Jäger, über welche die dritte Abtheilung dieses Buches ausführlich berichtet. Der Rehberger, der Junker Kuenz (Konrade) in Schwaben, der ewige Jäger von Kreuderstadt gehören alle zu demselben Geschlechte. Der Schwertfeger, der schon im Parcival vorkommt, fand die vielfachste Anwendung auf das Feuerrohr und der Verfasser theilt eine solche Beschwörungsformel in einer breslauer Handschrift aus Hoffmann's von Fallersleben „Altdeutschen Blättern" wörtlich mit. So erfüllt dies elegant ausgestattete Buch seinen wesentlichen Zweck, und die Jagdalterthümer der ihrem nahen und gänzlichen Verschwinden noch einmal gesammelt vorzuführen, in würdiger und befriedigender Weise.

Das „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Winckell, von Tschudi neu bearbeitet, verfolgt einen ganz andern Zweck. Hier kommt es darauf an, Jägern und Jagdliebhabern über alle wissenswerthen Gegenstände des edeln Weidwerks Aufschluß zu geben; es ist eine neue Bearbeitung von Winckell's „Handbuch für Jäger", berichtet durch umfassende Zusätze aus den frühern Werken von Bechstein, Hartig, Hildebrandt, Laurop, Meilin, Mildungen und vielen andern, dergestalt, daß wir

Digitized by Google

in der That in diesem Werke ein gedrängtes Lehrbuch der gesammten edeln Jagdkunst vor uns haben. Der Einleitung, welche über Wildstand und Schonung, Klassenabtheilung und Proportion des Hegewildes alles Nöthige erörtert, folgt in den uns vorliegenden ersten Lieferungen zunächst die Lehre von der hohen Jagd. Das Edelwild wird vollständig charakterisirt, die Kunstsprache des Jägers erklärt und gedeutet, die verschiedenen Jagdarten (deutsche Jagd, Parforcejagd u. s. w.) vorgestellt, zum regelrechten Schießen, Treiben, Fangen im Zeug u. s. w. Anweisung ertheilt. Hier fehlt nichts von dem, was der Jäger zu beobachten hat. Wir sehen den Trupp Edelwild (unrichtig Rudel, was eigentlich nur vom Sauwild gebraucht werden sollte), wenn Hirsche und Thiere in gleicher Anzahl austreten, den Trupp Hirsche, wenn mehr Hirsche, den Trupp Wild, wenn mehr Thiere darunter sind. Wir sehen den Wechsel (Gang auf Aesung) des Hochwildes, wie es flüchtig ist, trollt (trabt), vertraut geht (sich im Schritt bewegt), über Vermachungen fällt, nicht springt, ins Garn fällt, nicht stürzt, wie es dann stürzt, zusammenbricht, nicht fällt, wie es klagt, nicht schreit, endet oder verendet, nicht stirbt, eingeht nicht absteht, wie man es aufbricht, nicht zerlegt, zerwirkt, nicht theilt, wie der Hirsch in der Brunstzeit orgelt, das Thier mahnt, ehe der Hirsch es beschlägt, das Thier ein Kalb setzt, nicht gebiert, sich meldet, hochbeschlagen (teagend) ist und das Wildkalb führt, was das Gelttbier, der Spießer, das geeckte Gehörn, die Steine und Rosen, die Augensprosse und der Gabler sei, was ein guter (braver), nicht schöner, Hirsch sei, wenn er schlecht am Leibe und wenn ein Kümmerer sei und wie er abzufangen ist. Das zweite Kapitel behandelt das Elennwild, jenes imposante Thier, das noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Sachsen, am Schluß desselben in ganz Preußen, jetzt nur noch in Kurland, Livland und Finnland in Rudeln und wild angetroffen wird, der stärkste der hirschartigen Wiederkäuer, bis zum Ural hin und in Nordamerika sehr verbreitet. Referent gedenkt hierbei, daß er selbst noch als Knabe in den ersten Jahren des Jahrhunderts auf einer Forsterei in der Neumark zwei jung eingefangene und fast gezähmte Elennthiere gesehen zu haben sich erinnert und fügt den hier gegebenen Notizen hinzu, daß dies Wild auf den Domänen in Preußen sorglich gehegt wird und an zwei Orten einen regelmäßigen Stand hat. Ein drittes Kapitel ist dem Dammwild gewidmet. Das Vorstehende aber wird dem Leser andeuten, was er in diesem Handbuche zu suchen hat und mit wie voller Belehrung es sich über alle Gegenstände des Weidwerks in den (in zwölf Lieferungen erscheinenden) zwei Bänden verbreitet, auf die es berechnet ist.

Elegant ausgestattet treten die „Hubertusbilder" Guido Hammer's vor uns auf. Hier ist der Zweck wiederum ein anderer; der specielle Jägerberuf, das Leben im Walde, der Haushalt und die Gewohnheiten der Jagdthiere geben den Stoff zu den 65 vortrefflichen Holzschnitten her, welche vor allen Dingen durch eine ungemein charakteristische Auffassung in der Zeichnung der Thiere hervorstechen, und bilden den Inhalt des Textes, der diese geistvollen Skizzen erläutert. Der malerische Werth dieser Zeichnungen beeinträchtigt jedoch einigermaßen den Text, welcher auf leidenschaftliche Jäger berechnet, etwas zu viel von der kernigen Ausdrucksweise des ungeschulten Weidmanns enthält, um jedem zuzufallen. Viele Abschnitte sind dagegen mit vorzüglicher Plastik geschrieben und die lebendige Veranschaulichung, mit der z. B. die Auerhahn-Balz, dieses an scherzhaften Intermezzos bekanntlich so reiche Jagdvergnügen, geschildert ist, gewinnt gewiß auch dem Sonntagsjäger ein befriedigtes Lächeln ab, an dem wir den Leser gern theilnehmen ließen, wenn es der Raum gestattete. Statt dessen wollen wir unter den vorzüglich gelungenen Skizzen, die den Meistern der niederländischen Thierzeichenschule Ehre machen würden, nur einige als überaus vortrefflich bezeichnen: Füchse auf Raub, Füchse vor dem Bau, Reh mit Kälbchen, Habicht am Horst, Hirsch im Kampfe u. a. m., und der unterhaltenden Schilderung einer Sauhetze König Friedrich August's in Moritzburg gedenken, wo dieser Herr, von dem man sagt, daß er nie das Pflaster von Dresden betreten habe, sich als der kühnste Jäger zeigt, dem das echte Jagdtemperament, Ruhe und Entschlossenheit, zur Seite steht. Doch genug von diesem Werke, daß sich vor allem zu einer Weihgabe für den eingefleischten Jäger empfiehlt, das der Jagdlust in allen ihren Fährlichkeiten und reizvollen Chancen die frischeste Nahrung bietet und in dem sich der Zeichner in Wahrheit ein Denkmal gestiftet haben wird.

„Die Gemsjagd in Tirol" von Friedrich Gerstäcker endlich behandelt zwar nur ihr specielles Object, gewährt jedoch in ihren trefflichen Illustrationen, wie in ihrem mit gewandter und feiner Feder geschriebenen Text voll anschaulicher und belebter Bilder, kühner und glücklicher Naturzeichnungen und gemüthvoller Episoden auch dem Nichtjäger ein dauerndes Interesse. Mit wahrem Vergnügen folgen wir den verschiedenen Phasen der Gemsjagd, die an Fährlichkeiten wie an Reiz durch überwundene Mühseligkeit und schwer eroberten Erfolg jede andere Jagdlust übertrifft, vom gefahrvollen „Aufsteigen" an bis zum noch gefährlichern „Niedersteigen" — beides durch treffliche Illustrationen versinnlicht —, durch den Aufbruch zur Jagd, das Riegeln, das Treiben am Joch, die Birsche, die Nebeljagd und die Nachsuche, bis zum Schluß. Es ist eine ununterbrochene Lust, dieser Kampf gegen die Elemente, gegen die Natur der Felsen, welche die Gemse zu ihrer Heimat wählt, gegen ihr scharfes Aeugen (Gesicht), ihre Witterung, ihr feines Gehör, gegen die Anstalten, die jeder Jäger für sich trifft, z. B. das Losbrechen des Gesteins ohne Rücksicht auf die Gefahr der Mitjäger, und gegen hundert andere Wechselfälle dieser Jagd. Diese Birschwege, dieses Anschleichen über Abgründe hinweg, das oft viel zu interessant ist, um angenehm zu sein, zu schildern, darin ist der vielgewanderte Autor, der ausgezeichnete Maler der Natur in Worten, Meister. „Es gibt", sagt er, „nichts Edleres, nichts Reineres als eine große Naturscenerie; wem der Sinn dafür gegeben ist, der hat ein Recht, sich zu den Glücklichen, zu den Bevorzugten zu zählen." Und wie versteht er, diese Scenen der Natur zusammenzustellen und aufeinander zu beziehen. „Mich erfaßte", heißt es an einer andern Stelle, „hier dasselbe Gefühl, wie damals, als ich das erste Rauschen der Palmen über mir hörte. Denn in jener heiligen Ruhe der Tropenwelt, unter den mächtigen Wunderbäumen, wußte ich mein Gefühl mit nichts anderm zu vergleichen, als mit dem Eindruck eines stillen Schneefalls im heimischen Fichtenwalde, wenn die großen Flocken so langsam und sanft herniederfinken und den Boden warm belegen. Dasselbe selige Gefühl zitterte jetzt in den trotzigen wilden Alpen durch mein Herz, das ich in Megamendong auf Java im herrlichen Preanger Thal mit seiner tropischen Pracht empfand." In dieser Weise belebtester Schilderung malt uns der Verfasser das „Ganze der Gemsjagd", eines Vergnügens, das allerdings nicht jedem, selbst nicht jedem Jäger zu empfehlen ist, und wobei wir nur noch auf die anziehende Erzählung Ragg's vom Wilderer als eine fesselnde Episode verweisen wollen. Das Ganze ist ein von so frischer Kraft belegtes, von so jubelnder Lust getragenes Gemälde, daß das Herz jedes Freundes des edeln Weidwerks davon ergriffen werden muß, und das durch die 34 sorgfältig ausgeführten Holzschnitten und 12 trefflichen Lithographien größern Umfangs an Werth nicht wenig gewinnt.

Die letzte Glanzepoche der Jagd, als eines fürstlichen Vergnügens, repräsentirten wol die großen Jagden König Friedrich August's von Sachsen, die dieser Fürst mit strengster Etikette, in der er Ludwig XIV. kaum nachstand, im moritzburger Revier abzuhalten pflegte. Und wahrlich, den alten Veteranen des Weidwerks muß noch jetzt das Herz vor Freude hüpfen,

Digitized by Google

wenn sie sich den stattlichen Fürsten vorstellen, wie er bei 10 Grad Kälte (bei 11 Grad wurde nicht mehr gejagt) mit glänzendem Gefolge, die Prinzen zur Seite, zwischen brennenden Holzhaufen von Dresden oder Pillnitz aus auf die Sauhatz nach dem Hallhause austritt, vor ihm her die auf dem alten Jägerhofe gehegten und verpflegten Meuten auserlesener Hunde, meist dänischer Race, unter welchen die schwarze Meute für unbesieglich galt, und von der der König jeden Namen kannte; mit massenhafter Bedienung, Reihen von Hofküchenwagen, Piqueurs, Jägern, Hundedoctoren und Jungen, zahlreich wie ein Kriegszug; wenn er dann, nachdem die Unüberwindlichen ihr Werk gethan, vom Pferde stieg, aus der Hand eines Pagen den Hirschfänger empfing, das umgeworfene Wildschwein selbst abfing, worauf der Page in weißem Glacéhandschuh die schweißtriefende Waffe durch die Hand gleiten ließ und nun das „Hallali!" aus hundert Hörnern in die Luft schallte; wenn zuletzt der königliche Jagdherr die vor dem Schlosse auf der Strecke liegenden Keiler musterte, gnädig lächelte und hierbei manche Bittschrift, die sonst nicht an ihn zu kommen wußte, entgegennahm und sich dann mit dem Hofe zur Tafel niedersetzte: wie alles dies der Verfasser von Nr. 3 uns ausführlich und lebendig vorzustellen weiß. Ja, es war dies der letzte Abglanz der altfürstlichen Jagdlust, bei deren Erinnerung dem verstimmten Veteranen der goldenen Weidmannszeit der Ausruf entfährt: „Auch dies gehört nun zu den Jagdalterthümern, zu den Antiquitäten einer sorglosern Zeit!"

Doch es ist an der Zeit, dies Referat zu schließen, denn den dargebotenen Werken werden zweifelsohne alle Jagdfreunde auch ohne unsere Empfehlung ein lebhaftes Interesse nicht versagen, wenn auch der Geist der Zeit sich darin geltend macht, der es beispielsweise nicht erlaubt, dem Vergnügen der Parforcejagd das Wort zu reden. 4.

Volksthümliches.

Unter allen jenen deutschen Gauen, wo sich das volksthümliche Element noch reiner erhalten hat, als dies bei dem fortwährenden Ueberhandnehmen unserer modernen Culturverhältnisse zu erwarten wäre, indem diese selbst den Bauer von heute Bedürfnisse kennen lehren, von denen die vorige Generation in ledernen Hosen sich nichts träumen ließ, unter allen diesen deutschen Gauen nimmt wol der Thüringerwald einen Ehrenplatz ein. Hier begegnet man noch Menschen von echtem Schrot und Korn, unbenagt von dem Wurm alles civilisirten Unsinns, naturwüchsig gleich den Pflanzenkindern ihres Waldes. Es gewährt dies noch einigen Trost. Es liefert den schlagenden Beweis, daß in der Kerntiefe des unverdorbenen Naturmenschen etwas stecke, das den Versuchungen, einer falschen Richtung zu folgen, den Verlockungen, dem eigenen Selbst ungetreu zu werden, kräftigen Widerstand zu leisten vermag. Solche Menschen treffend zu zeichnen, ist nicht so leicht als es sich gewöhnlich Autoren vorstellen. Jedes menschliche Wesen hat seinen Privatgenius, sein Eigenthümlichstes. Dies zu erkennen und sinnbildlich für den Leser hervorzuheben, ist Aufgabe des Schriftstellers, der sich leider heutzutage nur zu oft dem Glauben hingibt, er habe den ganzen Kerl silhouettirt, wenn er uns den Fall seines Scheitelhaars und den Vorsprung der großen Zehe unter dem Stiefelleder gewissenhaft andeutet. So mancher Schriftsteller hätte lieber Friseur oder Schuster werden sollen, vielleicht hätte er zum Verschwinden der Zopfzeit mehr beigetragen, als — durch seine „sämmtlichen Werke". Dieses Porträtiren, dieses Malen mit Worten ist so allgemein Mode geworden, daß es die Lesewelt nun ein für allemal geduldig hinzunehmen sich gewöhnt hat. Wir sind jedoch der Meinung, es handle sich vorzüglich bei volksthümlichen Producten mehr um eine plastische, concentrirte Vorführung der Gestalten, die ihr Charakteristisches im Laufe der Handlung selbst zeigen; das ist das Wahre, das ist auch schon bei Vater Homer zu finden, von dem selbst Prosaiker noch genug lernen können. Seitdem jedoch die Bandwurmromane Mode geworden, glauben die Novellisten diesem edeln Beispiele folgen zu müssen. Was hat nicht Goethe in seiner berühmten „Novelle" auf einigen dreißig Seiten alles ausgesprochen! Und heutzutage? Wie viel unnützes Schwatzwerk! Was man zu Heinrich von Kleist's Zeiten auf zwei Druckseiten sagte, dazu reichen jetzt kaum zwei Druckbogen hin. Es hat sich in der deutschen Literatur eine phrasenhafte Geschwätzigkeit eingebürgert, die jenen bekannten capitolinischen Thierchen alle Ehre machen würde. Die deutsche Sprache eignet sich sehr wenig zu Causerien; derartigen Zeitvertreib müssen wir den Autoren an der Seine überlassen. Ein Buch mit ausgefeilter Prosa ist fast eine Seltenheit geworden. Die Mehrzahl belletristischer Werke sind keine Bücher, sondern blos Conglomerate von Episoden. Es scheint uns diese Sucht zu individualisiren und der Parcelle zu huldigen um so bemerkenswerther, als auf dem großen Gebiete des Völkerlebens die Frage von der Vereinskraft an der Tagesordnung ist. Bekanntlich werden in Rußland alle freisinnigen Artikel westeuropäischer Zeitungen mit Druckerschwärze überzogen, ehe man sie dem Publikum in die Hand gibt; wir bedauern innig, daß dieses Mittel nicht an der deutschen Roman- und Novellenliteratur aus rein ästhetischen Rücksichten angewendet werde. Bei allen Musen! Manches dieser Bücher könnte dann in gute, reelle Waare verwandelt werden.

Wir haben es diesmal vorzugsweise mit Gotthardt Alfred Lurher, der dem Publikum bereits durch seine Erzählung „Kaiserglück" bekannt ist, zu thun. Jüngst erschienen von ihm:

Geschichten aus dem jetzigen Volksleben. Drei Bände. — A. u. d. Titeln: Der Gröbian und der Weingeb. — Der Hofbauer und der tolle Hannes. — Die alte Linde und Frieder. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Verfasser scheint, wenn uns nicht alles täuscht, in Thüringen geboren zu sein; denn er kennt die dortigen Verhältnisse ganz genau. Keineswegs ist ihm Talent abzusprechen; er besitzt einen offenen Blick für das Volksleben und versteht es mit realistischer Treue zu schildern. Wenn seine Erfindungsgabe auch keine große ist und seine Erzählungen in der Regel das nicht an sich haben, was man mit dem Worte „interessant" bezeichnet, so weiß er doch, wie gewöhnlich jene, die aus dem Leben schöpfen, mit einer gewissen derben Gewalt oder niederschlagenden Dreschflegel-Ironie, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, seine thüringer Bauern einzuführen. Im „Grobian" hat er sich die just nicht dankbare Aufgabe gestellt, den personificirten Egoismus in einer seltsamen Bettlergestalt dem Leser vorzumalen. Man wird sich annäherungsweise einen Begriff machen von der schmuzigen Gesinnung dieses Individuums, wenn wir die Worte jenes Kaufmanns citiren, der ihm nicht ferner borgen will: „Was denkst du denn? Du meinst wol, du würdest nach dem Tode begraben, Dicker? In Spiritus wirst du gesetzt und den Kindern in der Schule gezeigt!" Der Umstand, daß der Mann beinahe fortwährend um Eßwaaren bettelt, stempelt ihn zum gemeinen Vielfraß und macht die Geschichte eintönig und widerlich. Einzelne Momente aus dem Leben dieses Erzschmarotzers sind originell vom Verfasser mit Geschick erzählt. „Der Weingeb" hat zum Grundthema die Verliebe für Singvögel, insbesondere für Finken, welche sich bei den Bewohnern des Thüringerwaldes in dem Maße steigert, daß sie an Narrheit grenzt. Es gelang dem Verfasser, diese dort volksthümlich gewordene Passion selbst von ihren ersten Regungen im Knabenalter an bis hinauf zur ausgearteten Leidenschaft des Mannes oft mit kühnen Pinselstrichen darzustellen. Es dürften überhaupt nicht nur jene, die sich in ihrer Jugend mit Leimruthen und Netzen abgegeben, sondern auch jene, die in ihrer Stube einen Kanarienvogel oder Finken beherbergen, dieser Geschichte Geschmack

Digitized by Google

abgewinnen. Es zeigt sich eine gewisse Steigerung der Pointe, die dem Ganzen sehr wohl thut. Die Scene S. 209—214 ist mit erschütternder Wahrheit wiedergegeben; auch hat die Erzählung das Gute an sich, daß sie gegen die Mitte und gegen den Schluß hin immer besser wird. Außer jener in der Einleitung allgemein hingeworfenen Rüge, woran die heute von uns besprochenen Producte des Verfassers mehr oder weniger leiden, hat uns bei diesem „Weingeh" blos noch dies eine genirt, daß sich in allen Situationen, in welchen Kaufmann Engelmann und sein Sohn figuriren, das städtische Element stark bemerkbar macht, wodurch natürlich stellenweise die Geschichte ihre volksthümliche Haltung einbüßt. Dem wäre doch leicht abzuhelfen; denn es handelt sich ja bei jener andern Partei blos um Reichthum. Könnte sich der Verfasser nicht entschließen, diesen Herrn Engelmann in einen reichen Bauer zu verwandeln? Um dem Autor einen Beweis zu geben, daß wir seine Befähigung in dieser Richtung anerkennen, wollen wir über die besseen Erzählungen der folgenden Bände ein paar Worte fallen lassen und die schwächern mit Stillschweigen übergehen. Für den tollen Hannes, der „mit einer ungeheuern Heuladung im schärfsten Galop vierspännig angefahren kommt", weiß der Verfasser sogleich durch diese geniale Introduction den Leser zu gewinnen. Wir gestehen zwar unumwunden, daß uns für die consequente Durchführung eines so excentrischen Charakters ein bischen bange wurde, jedoch der Verfasser hat die Klippen glücklich umschifft. Aber bedünken will uns, der Satz: „Noch war er weit entfernt zu wissen, daß die Schulzenchristel ihn liebe, er ahnte es nicht einmal", enthalte eine psychologische Unrichtigkeit; denn nicht nur die Worte der Dirne, die kurz vorher ihren Lippen entschlüpfen, und noch mehr das Benehmen, das sie dabei entfaltet, sind von einer Art, daß ein Bauerbursche blind sein müßte, wenn er nicht merken sollte, das Mädchen sei in ihn verliebt. Der Verfasser wende uns nicht ein, daß derartige Scenen unter Gebirgsvölkern häufig vorkommen, ohne ernsthafte Folgen nach sich zu ziehen, daß sie blos den Anstrich einer halbkindischen Herzensneckerei haben. Wir behaupten im Gegentheil nach langjähriger Erfahrung, die wir auf Berg und Feld gesammelt: es ahnen und verstehen diese gesunden Söhne und Töchter des Waldes die leiseste Regung des mächtigsten Naturtriebes weit schneller als verfeinerte Culturwesen. Außer der Hauptfigur ist noch der Polizeidiener Häßler eine ergötzliche Erscheinung.

Aus dem letzten Bande heben wir „Friedee" hervor. Die Pointe dieser Novelle ist die Daestellung des Reizes, den eine junge, schöne Frau auf den Fleischergesellen Frieder, der ein festes Verhältniß mit einer Bauerdiene hat, nach und nach in so hohem Maße ausübt, daß er endlich sich entscheidet, die Witwe zu heirathen. Der Fall ist schon zu oft vorgekommen und verschiedenartig behandelt worden, als daß er Anspruch auf Neuheit machen könnte. Schöne Mädchen sind nicht im Stande mit schönen Frauen in die Schranken zu treten. Die Macht des Weibes ist größer als der Heiligenschein der Jungfräulichkeit. Der Verfasser hat sich die Sache bequem gemacht. Er läßt den jungen Mann nie das Kreuzfeuer der beiden Schönen zugleich aushalten; sie bewohnen nicht denselben Ort. Wenn er sie auch einmal zusammenführt, so geschieht dies zu einer Zeit, in der sich Frieder für die Frau noch sehr wenig interessirt. Man ersieht hieraus zur Genüge, daß der Witwe der Sieg sehr erleichtert wird, weil die Opposition fehlt. Der Verfasser wußte wol recht gut, daß die Frau, ein eheliches biederes Wesen, das Verhältniß gewiß nicht so weit getrieben hätte, wenn ihr bekannt gewesen wäre, mit welcher Herzinnigkeit das „Gretle" an ihrem Frieder hänge. Spielen die Herzen hinter Coulissen, da ist das „sie kriegen sich" ganz außerordentlich leicht; und wenn sich der große Haufe auch damit zufrieden gibt, so kann es doch die Kritik nicht. Das Beste an diesem Producte sind die Nebenscenen aus dem Soldatenleben. Der Feldwebel Legel macht der Feder des Verfassers alle Ehre. Auch ist der Schweinetreiber Schuhmann eine wie uns scheint gut aus dem Leben gegriffene Figur. Viehhandel und Metzgerhandwerk füllen so manche Seite in diesem Buche.

Noch finden wir heute auf unserm Büchertische:

Der Mädchensohn. Eine Volksgeschichte vom Verfasser des „Schulzen von Ettingrode". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 25 Ngr.

Wir machen vornweg das offenherzige Geständniß, daß wir aus der Vorrede nicht recht klug geworden sind. Was der Verfasser, der wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehört, damit will und meint, das wissen die Götter! Jedenfalls ist er ein sonderlicher Kauz. Der Leser wird uns wol beistimmen, wenn er folgende Probe überblickt (I, 106):

„Nachdem Lotte Säuerlich vor dem Potsdamer Thore alle geworden und in das Innere der Stadt verzogen war, hatte sie in dem neuen Viertel auch einen neuen Menschen angezogen. Und es war ihr damit ein gewaltiger Ernst. Denn alle Frauenzimmer suchen vor allen Dingen ein paar Hosen, vielleicht sehr grob, sehr geflickt oder abgetragen, aber doch ein paar Hosen; vielleicht kommen sie nie dahin, sie wirklich anzuziehen; indeß es handelt sich ja nur um den Besitz. Allein dieser Besitztitel muß auch noch vor dem fünfundzwanzigsten Jahre erworben sein; denn junge Mädchen werden einmal alte Jungfern und man will wissen, daß diese »heimliche Runzel« mit jenem Jahre sich einfinde und keine will selbst hinter ihrem Rücken — wo man doch keine Ohren hat — sich nachsagen lassen, daß sie schon eine Sprosse weiter geklettert sei. Wenn nun unter der weiblichen Jugend ein so augenscheinliches Wettrennen nach dem Haubenstock stattfindet: so liegt das einfach in der gräßlichen Wahrheit, daß die Jugend kein Stadtviertel ist, sondern ein Mondviertel. Und nun müssen sie rennen und doch soll niemand sagen können, ein Mädchen soll ja warten, bis es ein Jüngling zum Tanz auffordert; nun müssen sie eilen und doch soll es nicht so scheinen; sie müssen sich um den Ring — ihr goldenes Gefängniß — bemühen und doch den Schein annehmen, ihn zu fliehen. Haben sie aber endlich den rechten Finger eines Mannes erhascht, so werden ihnen gerade die süßesten Freuden der Ehe nur um die einschneidendsten Schmerzen verkauft ... ach, wenn ich all diese Plage um Plage betrachte, so gönne ich dem viel verleumdeten Geschlecht ihr bischen Schönheitsduft auf den Wangen, alle echten oder Bronzefpangen, Pommaden, Schminken und Schönheitserzeuger und Flicken im Nu und den ganzen Trau und Nuglisch dazu!"

Das ganze Buch ist eine Verbrechergeschichte, in der alles Mögliche passirt, was nur immerhin eine gewisse Sorte Leser wünschen kann. Der berliner Dialekt und das dort gewöhnliche Jagen nach Witzen spielt darin keine kleine Rolle. Grobe Verstöße gegen allen ästhetischen Geschmack sind häufig, ja man stößt hier und da auf Schilderungen, von denen man nicht begreift, wie man dergleichen zu Papier bringen kann. Der Roman schließt mit dem Knalleffect, daß der Vater, der Henkersdienste versieht, unwissend den eigenen Sohn köpft. Dies alles beweist dem Leser wol, daß es der Verfasser liebt, recht stark aufzutragen. Auf der andern Seite ist der Verfasser oft sentenziös und salbungsvoll und läßt es an Bibelsprüchen nicht fehlen.

Emanuel Raulf.

Digitized by Google

Künstlernovellen.

1. Die dresdener Galerie. Geschichten und Bilder. Von A. von Sternberg. Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus der Künstlerwelt. Von Elise Polko. 1. Mit Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Barth. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

In den Geschichten der Künstler älterer Zeit liegt ein eigenthümlicher Reiz. Man fühlt sich mit über die prosaische Wirklichkeit emporgehoben durch Schilderungen aus dem Treiben und Schaffen dieses Künstlervölkchens, welches nur im Reich idealer Gestalten, schöner Formen und reizender Farben lebte oder doch die Wirklichkeit in charakteristischen und humoristischen Gruppen auf der Leinwand festbannte. Hierzu kommt das oft geniale, mit zahlreichen romantischen Abenteuern durchflochtene Leben dieser Künstler und der Charakter ihrer Zeit, die wenigstens lebhaftern Ausdrucks und von glühenderm Colorit war als die unsrige, und in der die Leidenschaften, die gemeinen wie die edlern, noch nicht so verwildert und eingezwängt und nicht so einseitig auf den bloßen und doch oft nur kärglichen täglichen Erwerb gerichtet waren wie jetzt. Damals war es noch eine Ehre Künstler zu sein, wenigstens in den Ländern und Städten, wo die Kunst am schönsten blühte, in Italien, den Niederlanden, Nürnberg, und so gewann auch das Künstlerthum einen höhern Schwung, weil es sich durch die allgemeine und naive Theilnahme des Volks gehoben und gestützt fühlte. Da die Novellisten künftiger Jahrhunderte aus dem mehr nüchternen Leben der Künstler unserer Zeit gleich reichhaltigen Stoff schöpfen werden, als die unsern aus dem Leben der Künstler früherer Zeiten, ist schwer zu glauben.

Ueber das erste Bändchen des Novellenwerks von A. von Sternberg haben wir schon früher in Nr. 21 d. Bl. f. 1857 gesprochen, und was wir damals gesagt, paßt mehr oder weniger auch auf dieses zweite. Wir finden hier dieselbe oft bezaubernde Grazie der Darstellung, die elegante und ungekünstelte leichtgleitende Ironie, die feine oft schalkhafte Ironie, die tiefe Kenntniß des Wesens menschlicher Leidenschaften. Selbst dem Gewöhnlichsten weiß Sternberg einen pikanten Beigeschmack zu ertheilen und selbst das Unheimlichste in graziöse Formen zu kleiden. Die in diesem Bändchen enthaltenen Novellen sind nicht von gleichem Werth und Interesse, manche derselben etwas zu flüchtig skizzirt; aber sie bewiesen von neuem, daß Sternberg in der anscheinend so leichten und doch so schwierigen Kunst, Novellen der echten Art zu componiren, Meister und in alle ihre zarten und niedlichen Toilettengeheimnisse eingeweiht ist. Nach Lieb kann man ihn sicherlich unsern vorzüglichsten Novellisten nennen und, bis auf weiteres, vielleicht auch unsern letzten. Wir führen die Novellen des zweiten Bändchens mit ihren Titeln an: „Die Marquise von Pescara“ (Tizian), „Die Nacht“ (Correggio), „Die Freunde“ (Lukas von Leyden), „Die Dame im Schleier“ (van Dyck), „Die grüne Spinne“ (van Beurughel der Jüngere), „Die Kuh der Potter“ (Paul Potter), „Die büßende Magdalena“ (Ribera), „Die dicke Frau zu Mecheln“ (Jordaens), „Der Traum der Aebtissin“ (Holbein) und „Der alte Schulmeister“ (Gerhard Dow).

In diesen Novellen hat der Verfasser wie im ersten Bändchen den betreffenden Künstler stets in unmittelbare Verbindung mit seinem Bilde gebracht und dann die Geschichte des Ursprungs desselben erzählt; nur in der Novelle „Die Kuh des Potter“ (übrigens ein Bild, das sich nicht in der Galerie zu Dresden, sondern in der Eremitage zu Petersburg befindet, wie auch der Verfasser erwähnt) ist Sternberg von diesem Plane abgewichen, da ja, wie er bemerkt, „über die Motive, die den Künstler veranlaßten ein solches Bild zu malen, sich nichts sagen läßt“. Hier als eine kurze Probe folgende Bemerkung über Correggio: „Alles, was es Süßes gibt in dem Schwunge einer schönen Linie, in dem Anschwellen einer lieblichen Form, in dem Glanze eines Auges, das sich halb unter Entzücken und Lächeln schließt, wußte er aus dem Vorrath aufgehäufter Schätze der Schöpfung herauszufinden. Und der Himmel weiß, wer ihm dieses Colorit lehrte, das unter unsern Augen zu erröthen, zu erbleichen scheint! Wer lehrte es ihm? Sagt mir, ihr, die ihr täglich auf euerer stillen Kammer um Farbe bittet, die ihr das Klopfen des Pulses unter dem Alabaster der Haut wiedergebt, die ihr die zeugende Kraft anfleht, euch nur ein Theilchen jener Gabe zu schenken, warme Schatten über die lichte Röthe hinzuhauchen, so hinzuhauchen, daß es scheint, als würfe sie der nächste Moment wieder fort, sagt mir, worin bestand dieses Mannes Geheimniß? Ihr wißt es nicht.“ Dennoch erscheinen dem Verfasser, während er Ribera's ästetische Magdalena ungepriesen beschicht rühmt, Correggio's Madonnen, Heilige und Magdalenen zu weltlich und lächelnd: ihm, dem Weltkinde! Sternberg hat aber ein feines Gefühl für alles, was sich paßt und wohin und wozu es sich paßt: die Askese zu Gegenständen asketischer Natur, die lächelnde Weltlust zu Gegenständen weltlicher Art. Aus diesem Grunde steht ihm Correggio in seiner Art über Leda höher als in seiner Nacht und Büßenden Magdalena, trotz des auch von ihm empfundenen Zaubers dieser Gemälde. Des finstern Ribera obengenannte Magdalena gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einem ergreifenden Nachtstück und zugleich zu einer Darstellung der Intriguen und Kabalen, die in der Künstler- wie in der Poetenwelt einzutreten pflegen, sobald die eigentlich klassische Periode vorüber ist und die Eklektiker und Epigonen, einem schon erschöpften und abgestumpften Publikum gegenüber, einander den Rang abzugewinnen glauben, indem sie durch heimlich gesponnene Intriguen und boshaften Klatsch einer des andern Handwerk und Ruf untergraben. Sternberg erhebt sich in dieser Novelle zuweilen zu einem ergreifenden Pathos, z. B. bei dem nächtlichen Zusammentreffen des neidischen, eiteln, prachtliebenden, nun so schwer geprüften Ribera mit seiner entehrten schönen Tochter: „O der Wandlung! Habt Erbarmen, ihr Götter der Nacht, legt auf thränenleere Nacht Augen euere kühlenden Schatten, mildert den Feuerstrahl in den Vaterblicken, gießt Frost nieder von den ewig heitern Gestirnen auf diese bange Stunde, wo Vater und Tochter sich wiedersehen! Wenn irgend in euerm Schoß, Geister der Nacht, Quellen der Thränen vorhanden sind, laßt sie niederfließen hin auf ein unsinniges Menschenpaar, das, in innigster Liebesglut zusammenaufgewachsen, durch eine grausame That sich auf ewig geschieden sieht“ u. s. w. Ein Gegenstück voll Lust und Laune ist „Die dicke Frau von Mecheln“, das uns auch in lebendigster Weise in das heitere Treiben des Rubens'schen Ateliers einführt. Eine Gegenbemerkung möchten wir uns gegen des Verfassers Behauptung erlauben, daß Dürer sich nicht glücklich im Bildnißmalen gezeigt habe. Allerdings sind seine Porträts nicht immer von einer gewissen Trockenheit und Leblosigkeit freizusprechen, dieser Vorwurf gilt aber nicht von dem berühmten Porträt in der Holzschurr'schen Familie zu Nürnberg und von seinen eigenen in der münchner Galerie, welche zu den ersten Meisterwerken in dieser Gattung der Kunst gerechnet werden müssen.

Im Vorwort verheißt Sternberg, diesem zweiten Bändchen, „wenn die Theilnahme des Publikums dieselbe bleibt und nicht andernweitig künftigen Darstellungen zuwendet“, im Laufe dieses Jahres noch ein drittes und viertes Bändchen folgen zu lassen. Wir werden sie mit Freuden begrüßen; denn Darstellungen wie die Sternberg'schen tragen ohne zweifel unverhältnißmäßig mehr als hundert gelehrte Schriften dazu bei, in großen Publikum Sinn und Empfänglichkeit für die Kunst zu verbreiten.

Elise Polko, deren jüngst erschienenen Roman „Sabbathfeier“ wir demnächst noch besonders besprechen werden, behandelt in ihren Erzählungen „Aus der Künstlerwelt“ Hauptmomente aus dem Leben der beiden van Eyck, Hans Hem-

Digitized by Google

ling's, Rubens', Daniel Seghers', Jan Mabuse's, David Teniers', van Dyck's, Holbein's, Cranach's und Dürer's. Diese Erzählungen verhalten sich zu den Sternberg'schen wie weibliche zu männlicher Arbeit. Die geschlechtliche Liebe spielt darin das Hauptmotiv, und zwar in allen Erzählungen, so sehr, daß selbst der ernste Dürer in ein zartes sympathisches Verhältniß zu Pirkheimer's Töchterlein gebracht wird, damit er darin Schutz gegen sein Haustreuz und eine Quelle künstlerischer Erbauung finde. Die Verfasserin spricht dies Princip offen in den Worten aus: „Der allerschönste Trost, den der liebe Gott einem wackern, schwerbedrängten Künstlerherzen auf den Weg zu senden vermag, sind die Strahlen aus schönen Frauenaugen. Ihr Schein gibt erst das echte und rechte Licht zum Schaffen: dem Meister Dürer mußte wol solcher Trost fehlen, seine Tiroen verriethen es nicht, wol aber seine Bilder; ihnen fehlte jener heilige Sonnenglanz, den nichts anderes über eine Schöpfung auszugießen vermag als die Liebe. Denn je inbrünstiger ein Malerherz liebt, desto herrlicher werden ja die Gestalten, die sein Pinsel schafft; je wärmer die Seele, desto wärmer die Farben. Das ist zu allen Zeiten so gewesen, und wird es zu allen Zeiten so sein, solange es noch echte und rechte Maler gibt auf Erden — und edle Frauenherzen." Der weibliche Stolz will es also nicht dulden, daß ein Künstler das Höchste erreiche ohne den Zutritt des Weibes. Mag dem so sein; aber nicht immer ist es die Liebe, wie Verfasserin sie versteht, welche den Künstler begeistert und entflammte. Die Durchführung des von der Verfasserin aufgestellten Schemas durch alle Erzählungen verleiht ihnen allerdings etwas Monotones, besonders da die Verfasserin mit anzuerkennender weiblicher Scheu vermieden hat, die dämonischen Ausschenkungen sinnlicher Leidenschaft Hehl künstlerischer Inspiration oder besser Inflammation in Bewegung zu setzen. Sonst aber sind die hier vereinigten Erzählungen sehr ansprechend; die Darstellung ist frisch und lebendig, der Zeit- und Lokalton gut getroffen, die Charakteristik meist gelungen, und wenn der Verfasserin allerdings die künstlerische Beherrschung des Stoffs, wie sie Sternberg eigen ist, seine feine und zugleich scharfe Ironie, die unnachahmliche Grazie seines Stils und andere Eigenschaften abgehen, so ersetzt sie diesen Mangel bis zu einem gewissen Grade durch eine größere Fülle von Gemüth, Schwärmerei und gläubiger Naivetät. Bei einem auf Bücherschmuck berechneten Buche wie diesem müssen die Illustrationen wenigstens erwähnt werden. Sie sind der Mehrzahl nach recht hübsch, und manche gruppenreichere sind fast im Geiste historischer Compositionen aufgefaßt, voll Leben und Bewegung. Manche der in den Text eingedruckten Illustrationen schienen uns jedoch zu gesucht und modern elegant zu sein. Wenn uns Cranach's Gattin in der Novelle selbst als ein zwar grundgutes, aber pöbelhaftes und von Blattern entstelltes Geschöpf geschildert wird, während sie auf der Illustration als ein äußerst zierliches, hübsches, mädchenhaft blickendes Waßchen erscheint, so bedünkt uns dies ein Widerspruch zwischen Text und Bild doch gar zu grell. Indeß die Welt will es einmal nicht anders — „ruit de rejo".

A. M.

Zur musikalischen Literatur.

Oper, nicht Drama. Von E. Sobolewski. Bremen, Strack. 1857. 8. 6 Ngr.

Diese kleine Flugschrift sendet der Verfasser einer großen fünfaktigen Tondichtung voraus, die unter dem Namen „Gomala", jener schonen Figur Ossian's (oder Macpherson's) die übrigens auch in neuerer Zeit schon musikalisch behandelt worden ist, mit reformatorischen Tendenzen die Breter bestiegen wird. R. Wagner sagt: „Oper nicht, Drama." E. Sobolewski, sonst ein Anhänger der Wagner'schen Richtung, setzt nur das Komma anders und meint: „Oper, nicht Drama." Die Broschüre, in Briefform an „Herrn Hofkapellmeister Dr. Liszt" gerichtet, dem die „Gomala" zur Aufführung übergeben worden, bezweckt, die Principien anzudeuten, nach denen die Oper überhaupt und durch „Gomala" insbesondere umgestalten sei. Staat dieser Pluralien aber, nach denen ein so schweres Geschäft zu unternehmen wäre, finden wir anfänglich nur satirische Ausfälle gegen den noch immer herrschenden Zopf in der Musik, resp. Oper, mit sagen Ausfälle gegen das Festhalten an Formen in der Musik, die doch — so meint Referent wenigstens — nie und nimmer nur Erfindungen eines Einzelnen gewesen sind, sondern für Erscheinungen, und zwar mit einiger Pietät, angesehen werden sollten, die sich unwillkürlich aus gegebenen Kulturzuständen allmählich entwickelt haben. Anlangend dieses moderne Renommiren gegen den Zopf sei bemerkt, daß der Kometenschweif unserer nur der Zukunft zugekehrten Künstler nichts anderes als ein aufgebrezelter Zopf ist, an Bestandtheilen dem alten ganz gleich. Uebrigens gilt uns die Haartracht ganz gleich, wenn es nur ein tüchtiger Kopf ist, der seinen kräftigen Haarwuchs trägt. Alle nicht allzu sehr geräumt in diesen Musikzopfen ist etwas, daß wir heutzutage noch nicht umfrisiren werden, aus dem einfachen Grunde, weil es der Friseur gar nicht gemacht hat. Man wird mich verstehen. Der echte Künstler bleibt ein Zanuskopf, sonst geht es ihm, wie jenem Xerxiften, der in seine Nachtmütze hinauskaß und meinte, er sähe über die ganze Welt hinaus. Resterien und Phantasie sind geschworene Feinde. Form ist zur Offenbarung des Phantasiegehalts einmal nöthig und dennoch tritt die Form gar zu leicht feindselig und widersprechig gegen das flüssige Wesen der Phantasie auf. Es bleibt aber dennoch keine andere Hülfe, wenn wir uns verständlich machen wollen, als uns der Muttersprache zu bedienen und nicht irgendwelcher willkürlichen Consonanten und Vocalreihen.

Nach den satirischen Ausfällen folgt auf den noch übrigen Seiten ein Auszug aus Macpherson's Abhandlung über Ossian, ab ovo beginnend, ohne bis auf „Gomala" selbst zu kommen; diesen Zeilen werden dann einige Worte Liszt's aus einer Zeitschrift über die Tugenden Ossianischer Poesie beigegeben. Da auch Goethe's bei dieser Gelegenheit als Autorität für Ossian erwähnt wird, so bitte ich zu bedenken, in welcher Periode seines Lebens Goethe für Ossian eingenommen war. Es war dies eine Zeit der Gährung, subjectiver Willkürlichkeit, die geistvoll genug, aber dennoch unreif war.

Endlich gibt uns der Verfasser das Wichtigste auf den letzten vier Seiten, nämlich Nachricht von seiner „Gomala" selbst, aber auch nur Andeutungen, aus denen wir auf ein interessantes, effectvolles Ganzes schließen dürfen, indem der zweite und vierte Akt seiner „nordischen Einfachheit" und „des romischen und orientalischen Luxus" wegen, gegen die andern drei Akte contrastiren wird. Gute Musik begrüßen wir jederzeit mit wahrer Freude und so möge sich denn an diesem Werke, das wünschen wir aufrichtig, bestätigen, was so oft schon in Erfahrung gebracht wurde, der Satz nämlich, daß ein mit künstlerischer Vollendung geschaffenes Werk jedes Commentars, vor allem aus der seiner seines Schöpfers, entbehren kann. Der Verfasser hat auch in seiner kurzen Notiz über seine „Gomala" mehr das Gefühl für die uns fernliegende Zeit Ossian's stimmen, als seine Schöpfung erklären wollen. Ob aber die Flugschrift der „Flitze der Engländer" d. i. der Biene gleichen wird, die das baldige Nachkommen der kulturbringenden Weißen bekanntlich andeutet, erlauben wir uns vorläufig noch unentschieden zu lassen.

14.

Ein Album des berner literarischen Vereins.

In Nr. 7 d. Bl. ist eine Anzahl von Albums, die zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben worden, zur Anzeige gekommen. Einem wohlthätigen Zwecke huldigt auch das „Album des literarischen Vereins in Bern" (Bern, Blom, 1858), dessen Ertrag für die Blinden- und Mädchenaufstummenanstalt in Bern bestimmt ist. Was den berner literarischen Verein betrifft, um den sich namentlich Ludwig Eckardt große Verdienste erworben hat, so verfolgt derselbe die Aufgabe, ein tieferes Verständniß der Kunst und Poesie als Mittel und Spiegel nationaler Bildung in seiner Mitte anzubahnen und Theilnahme an geistigen Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen. Er tritt wöchentlich zu Vorträgen und ernster Besprechung zusammen, steht mit dem literarischen Verein in Nürnberg und dem Schillerverein in Leipzig in lebhaftem Verkehr (die Vereinsvorstände sind wechselseitig Ehrenmitglieder), veranstaltet jährlich auch eine Schillerfeier „an den südwestlichen Grenzmarken deutscher Zunge — ein vorgeschobener Posten derselben", wie es im Vorwort zu seinem Album heißt. Auch gibt er eine Monatschrift, „Die Schweiz", heraus. Im Jahre 1852 gestiftet, zählt er gegenwärtig 38 Mitglieder, von denen 10 außerhalb der Schweiz leben. Sämmtliche Mitarbeiter des genannten Albums sind Mitglieder des Vereins. Von den Beiträgen erwähnen wir hier nur einige, die uns besonders interessirten. Von Heinrich Wuttke in Leipzig finden wir einen instructiven Aufsatz „Die Ansichten der Völker von der Seele"; Barnhagen von Ense in Berlin steuerte unter der Ueberschrift „Kritische Stimmen" einige jedoch nur flüchtige Bemerkungen über die in Zena erscheinenden „Erläuterungen zu den deutschen Classikern", über H. Keller's Gedichten, „Der grüne Heinrich" und Herder's Nachlaß bei; Dünger in Köln einen Aufsatz über Goethe's „Wilhelm Tell", der bekanntlich nur Project, aber auf den Schiller'schen „Wilhelm Tell" nicht ohne Einfluß geblieben ist; Heinrich Kurz in Aarau eine biographische Skizze „Janus Cäsilius Frey" u. s. w. Als interessanter Nachtrag zu der Manuel'schen Schrift über Bitius ist ein Brief des letztern zu betrachten, welchen er an L. Eckardt auf dessen Bitte, ihm für seine literaturgeschichtlichen Vorträge einige biographische Notizen mitzutheilen, aus Lützelflüh unterm 26. Februar 1851 richtete. Bitius macht in seinem Briefe sogleich mit sich selbst sehr wenig Umstände und beschränkt darin unter anderm: „Beifügen hätte ich noch können, daß ich keinem Menschen geglaubt hätte, der mir Schriftstellerei vorausgesagt, denn das Sitzleder ging mir vollständig ab, das Leben im Freien war mein Glück und Jagen meine Liebhaberei." Auch die nachfolgenden Bemerkungen des Berner Sonnenwirth über Albert Bitius und dessen Erzählung „Geld und Geist" sind von Interesse, indem sie zur nähern Kenntniß des Mannes dienen. Ganz unähnlich so manchen andern Dorfgeschichtenschreibern und, sagen wir es leider, auch den meisten seiner Pfarrgenossen, lebte Bitius unmittelbar mit dem Volke, theilte seine Leiden und Freuden, zu verschmähte es nicht, mit den Bauern bei einem Glase am gleichen Wirthshaustisch zu sitzen und mit ihnen zu plaudern oder ihren Gesprächen zu lauschen. Zum Schluß weist Wirth auf die löbliche Tendenz der von ihm besprochenen Bitius'schen Erzählung hin; denn in einer Zeit des rohen Materialismus, wo man in allen Schichten laut als höchste Lebensweisheit predigen höre, daß man nach nichts weiter als nach irdischem Gut und äußerm Lebensgenuß zu trachten habe, thue es noth, laut und immer lauter zu verkünden: „Der Geist des Friedens, der Genügsamkeit, der Geist Christi ist die höchste Gabe, die Gott dem Menschen werden läßt." Unter den novellistischen Beiträgen nennen wir besonders Ludwig Eckardt's „Vater und Tochter", worin der tragische Lebensausgang des Grafen Malsch und seiner Tochter ergreifend geschildert ist. Uns war die Erzählung noch von der bannoverschen Preisnovellenausschreibung her bekannt. Wir erkannten ihr damals eine Auszeichnung zu, kennten ihr aber den ersten Preis, der bekanntlich der Erzählung Elfried's von Taura, „Die stille Mühle", zufiel, nicht ertheilen aus Gründen, die in dem nicht programmgemäßen zu düstern Stoff und nicht in der Behandlung lagen. Jedenfalls reicht man dieser Eckardt'sche Nachtgemälde aus dem modernen Leben mit tiefstem Interesse und Mitgefühl lesen. Unter den lyrischen Beiträgen nennen wir besonders das Gedicht „Das Bundeseathhaus" von Reithard, da der Dichter, der zu den besten Dichtern der jetzigen Schweiz gehören dürfte, leider verstorben ist. In seinem Nachlasse befindet sich, wie man aus einer beigefügten Note erfährt, ein neuer Band seiner Schweizersagen, ein Lustspiel „Pfeife und Schelle" und eine Novelle aus der Zeit des Eidgenossenkrieges. **H. M.**

Notizen.

Polterabendsposien.

Von dem beliebten Erzähler Edmund Hoefer erschien kürzlich: „Zur Feier des Polterabends" (Stuttgart, Krabbe, 1858). Im Vorwort spricht der Verfasser die Besorgniß aus, daß man es ihm vielleicht verdenken möchte, mit einem solchen Buche hervorgetreten zu sein. Was uns betrifft, so gehören wir nicht zu denjenigen, welche den Schriftstellern ihr saueres Brot dadurch noch sauerer machen möchten, daß sie von ihnen nur Productionen höherer Art erwarten und verlangen. Polterabendsgedichte sind ehrliche Arbeit, und da selbst Goethe eine große Menge von Gelegenheitsgedichten verfertigt hat und sie auch drucken zu lassen nicht unter seiner Würde hielt, so braucht sich ein Erzähler unserer Tage solcher Arbeit wahrlich nicht zu schämen, vielmehr diejenigen mit stillschweigender Verachtung zu strafen, die mit bekannter Suffisance und dem Bewußtsein literarischer Majestät spöttisch darüber die Nase rümpfen wollten. Ist es doch im Gegentheil ein Verdienst, wenn jemand, wie hier Edmund Hoefer, es unternimmt, die oft noch sehr triviale Polterabendspoesie auf eine höhere ideelere Stufe zu bringen. Dabei haben die hier mitgetheilten Gelegenheitsstücke das Verdienst, daß, wie der Verfasser versichert, jedes von ihnen seine eigene und bestimmte Veranlassung gehabt hat, dargestellt worden und bei der damaligen Gelegenheit von Erfolg gewesen ist. Das Buch enthält zugleich Bemerkungen über die Bedeutung und die Feier des Polterabends im allgemeinen, dann Andeutungen über die Einrichtung von Zimmerbühnen, sodann kurz fassere längere Stücke, worunter namentlich das Festspiel „Des Hauses Gründung" recht sinnreich durchgeführt ist; weiter Bemerkungen über lebende Bilder und einige Scherze und Spaß, sodann eine Reihe kürzerer Gedichte für einzelne Personen und schließlich einen Cyklus „Kranzgedichte", von denen der Verfasser mit Recht einen immer ernsten Inhalt fordert. Nur in Betreff der Ertheilung „lebende Bilder" möchten wir bemerken, daß für einige zu Grunde gelegte Gedichte, wie namentlich für Hens's „Begegnung", sich ohne Zweifel im Gebiete der deutschen Poesie eine große Zahl Gedichte hätte finden lassen, die für diesen Zweck noch geeigneter und ergiebiger gewesen wäre. Hoefer mag übrigens sehen, wie er sich mit dem sogenannten stuttgarter Kirchentage auseinandersetzt. Denn dieser erklärte, wie wir hier beiläufig bemerken, der Polterabend sei eine unchristliche Sitte, da durch ihn seine Sammlung und Andacht gewonnen werde; der Brauttag vor der Trauung sei ebenfalls Unsitte; Geistliche sollten nur solche Hochzeiten besuchen, auf denen nicht getanzt und gejubelt werde; beim Essen sollten keine „fatechetischen Witze" vorkommen; die Trauung unverbaurer Paare sollte von der der ehelaren Personen immer unterschieden werden; das Nothwendigste sei, daß man ihnen ins Gewissen rede; auch sollte man die Orgel nicht spielen, die Glocken nicht ziehen und höchstens nur ein Bußlied singen, ja schon das Aufgebot sei mit einem Bußgebet zu schließen u. s. w. Entweder sind aber Paare dieser Art für den Eindruck solcher

Digitized by Google

Schmachanstalten vollkommen abgehärtet, und dann sind diese zwecklos und geben vielleicht nur zu Spöttereien und Skandalen Anlaß, oder sie heften der Ehe einen schwarzen Fleck an, der ihren Frieden von vornherein untergräbt. Um aber die Leidenschaft, die nicht nach morgen fragt, abzuschrecken, dazu sind diese Maßregeln wieder nicht energisch genug. Man wird also wol wieder zu der burlesk-diabolischen Erfindung des Mittelalters, der öffentlichen Ausstellung mit dem Strohkränzel, seine Zuflucht nehmen müssen. Inzwischen dürften die Männer des stuttgarter Kirchentags schon genug zu thun bekommen, wenn sie auch nur versuchen wollten, die jetzt unter den Gebildeten so veredelte gemüthvolle Feier des Polterabends mit dem Interdict zu belegen. Hat er doch nicht verhindern können, daß an dem Orte, wo er, und in der Zeit, in welcher er tagte, Hoefer's Buch ins Leben trat! H. M.

Ein ungedruckter Brief Goethe's.

Bei der im Jahre 1821 erfolgenden Reorganisation der Rathsbibliothek zu Kamenz wandte sich der damalige Rathsbibliothekar Dr. Gräve mit der Bitte an Goethe, der Bibliothek eins seiner Werke zukommen zu lassen. Goethe kam dieser Bitte mit ebenso großer Bereitwilligkeit als Freigebigkeit nach und sandte seine sämmtlichen Werke mittels nachstehenden eigenhändigen Briefs, dessen Original noch jetzt im Besitz der kamenzer Rathsbibliothek ist, an den Bibliothekar:

„Ew. Wohlgeboren

verzeihen wenn ich Ihr zutrauliches Schreiben vom 8. November erst jetzt erwiedere, wo ich den ersten Monat des Jahrs zum Abtrag alter Schulden verwende.

„Das Gewünschte geht eben auch heute mit der fahrenden Post ab und ich darf Ihr Verlangen nach dem Besitz des Innhalts wohl zu den erfreulichen Belohnungen zählen, die mir für meine vieljährigen Bemühungen geworden sind.

„Möge das Gesendete immer gerade recht an Ort und Stelle wirken, immer zu rechter Zeit, auf die wahrhaft Empfänglichen. Dies ist eigentlich der einzige Seegen, den der Schriftsteller seinen vieldeutigen Arbeiten mitgeben darf wenn er sie versendet. Das Wenige, was Sie von Sinn und Zweck Ihrer Anstalt sagen, giebt mir deshalb die beste Zusicherung, weshalb ich denn auch sehr gern den eröffneten Wunsch erfülle. Alles Wohl und Gedeihen im Einzelnen und Ganzen wünschend, zu geneigtem Andenken mich Ihnen und Ihren werthen Mitgenoßen angelegentlich empfehlend ergebenst

Weimar, den 8. Januar 1821. J. W. Goethe."

15.

Bibliographie.

Adrien, E. G., Blüthen und Früchte. 212 Erzählungen, Beschreibungen und Gedichte, gesammelt und herausgegeben. Mit 8 colorirten Stahlstichen. Genf, Keßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus Ludwig Richter's Skizzenbuch. Landschaftliche Studien und Staffagen nach den Originalen auf Stein übertragen von W. Rau. 1ste Lieferung. Dresden, Gaber u. Richter. Qu. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Banck, O., Gedichte. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 2 Thlr.

Bastiat, F., Der classische Unterricht und der Socialismus. Nach dem Französischen bearbeitet. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Dittrich, A., Erinnerung an Mainz. Nach den besten Quellen bearbeitet. Wien, Seidel. Lex.-8. 15 Ngr.

Fröhlich, A. E., Die Verschüttung im Hauenstein. Eine Erzählung. Zürich, Schulthess. 8. 12 Ngr.

Hagen, K., Die Politik der Kaiser Rudolf von Habsburg und Albrecht I. und die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Rede bei der Stiftungsfeier der Hochschule in Bern gehalten. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.

Hiecke, Ueber die Einheit des ersten Gesanges der Ilias. Greifswald. Gr. 4. 6 Ngr.

Kamla, F., Gedichte. Kiel. 8. 24 Ngr.

Baslerische Kinder- und Volksreime aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt. Basel, Schweighauser. 1857. 16. 12 Ngr.

Kohl, J. G., Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. St.-Louis, Mo., Witter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kohn's, A., nachgelassene Schriften, mit einer Biographie desselben verfaßt von J. Kohn. Herausgegeben von J. Kobak. 1stes Heft. 1ste und 2te Lieferung. Lemberg. 1856, 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Lessing, T., Die Hoffnung des Christen gemäß der biblischen Hoffnungslehre dargestellt. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 12 Ngr.

Lohmann, P., Der Schmied in Ruhla. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Menzel, A., Forscherleben eines Gehörlosen. Zürich. 1857. Gr. 4. 18 Ngr.

Mousson, A., Die Physik auf Grundlage der Erfahrung. 1ste Abtheilung: Physik der Materie. Mit vielen gravirten Abbildungen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Pabst, C. E., Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Ehstlands, Livlands, Kurlands und der Nachbarlande. 1stes und 2tes Heft. Reval. 1856. 12. à 15 Ngr.

Nordhüsche Rieme un Biller. 5tes Heft d'r Verzietssagen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 4. 2½ Ngr.

St. John, J. A., Louis Napoleon Kaiser der Franzosen. Eine Biographie. Einzig rechtmäßig deutsche Ausgabe. Leipzig, Thenau. 8. 1 Thlr.

Schäfer, W., Deutsche Städtewahrzeichen. Ihre Entstehung, Geschichte und Deutung. 1ster Band. Mit 15 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Schmidt, L., Ueber die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier, Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon. Ein Vortrag. Bonn, Marcus. 8. 4 Ngr.

Schuegraf, J. M., Der Wäldler. Gedichte in der Mundart des bayerischen Waldes. Würzburg, Kellner. Gr. 16. 15 Ngr.

Magdeburger Theater-Zeitung. Zeitung für Kunst, Musik und Literatur. Redacteur: W. A. Geißler. 1ster Jahrgang 1858. 52 Nummern. Mit Beilagen. Magdeburg, Quednow. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr.

Tkalac, K. J. v., Das Staatsrecht des Fürstenthums Serbien. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Actenstücke, die Amtsentlassung des Professor der Theologie Dr. Baumgarten in Rostock betreffend. I. Entlassungsdecret. II. Erfordertes Erachten des Großherzoglich Mecklenburgischen Consistoriums, betreffend Lehrabweichungen des Professor Dr. Baumgarten. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr.

Geiger, A., Ueber den Austritt aus dem Judenthume. Ein aufgefundener Briefwechsel. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Holsteins Rechte in Schleswig. Mit einem Vorwort von E. M. Arndt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Quistorp, W., Ein Besuch im Zellengefängniß zu Moabit nebst einem Blick auf die gegenwärtige Lage der Gefangenenfrage in Pommern. Ein Vortrag. Stettin, Müller. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lewes (G. H.), The Life and Works of Goethe.

With Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources. Second edition, revised by the Author. Copyright edition.

In zwei Bänden. Erster Band.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Werk des Engländers Lewes über Goethe hat in England wie in Deutschland solches Aufsehen erregt, dass jeder Verehrer Goethe's dasselbe lesen sollte. Es ist nach allgemeinem Urtheile die beste Biographie und Charakteristik Goethe's. Gewiss aber werden alle des Englischen Kundigen vorziehen, das Werk im Original zu lesen, und die vorliegende, mit Zustimmung des Verfassers veranstaltete *Originalausgabe* darf deshalb wol auf rege Theilnahme rechnen. Sie ist viel billiger als die in England erschienene Ausgabe (die 10 Thlr. kostet) und zugleich eine zweite mannichfach berichtigte und verbesserte Auflage derselben. Der zweite Band ist bereits unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

In demselben Verlage erschienen folgende

Beiträge zur Goethe-Litteratur:

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Falk (J.), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint diese kleine Schrift: gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»".

Prutz (R.), Goethe. Eine biographische Schilderung. 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schäfer (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von G. E. Guhrauer herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenen „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlungen

der historisch-philosophischen Gesellschaft in Breslau

Erster Band. Gr. Lex.-Format. (21 Bog.)

Eleg. brosch. 3 Thlr.

Hieraus einzeln:

Bernays, Jac., Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. (4½ Bog.) Eleg. brosch. 25 Sgr.

Braniss, C. J., Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. (1⅝ Bog.) Eleg. brosch. 10 Sgr.

Haase, F., Die Athenische Stammverfassung. (4¼ Bog.) Eleg. brosch. 25 Sgr.

Mommsen, Th., Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat. (3¾ Bog.) Eleg. brosch. 20 Sgr.

Roepell, Rich., Ueber die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts im Gebiete des alten Polnischen Reichs ostwärts der Weichsel. (4 Bog.) Eleg. brosch. 20 Sgr.

Wattenbach, W., Die slawische Liturgie in Böhmen und die altrussische Legende vom heiligen Wenzel. (2½ Bog.) Eleg. brosch. 15 Sgr.

Breslau, Februar 1858.

Eduard Trewendt, Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen und Erzählungen aus Irland.

Von

A. Helfferich.

21 Bogen. Broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Skizzen aus Irland. Von Glasgow nach Belfast. — Von Belfast nach Londonderry. — Von Londonderry nach Sligo. — Von Sligo nach Westport. — Von Westport nach Galway. — Von Galway nach Limerick. — Von Limerick nach Killarney. — Von Killarney nach Glendalough. — Dublin. — Irische Erzählungen. Paddy, der Sackpfeifer. — Der arme Student. — Der Schiffscapitain. — Die Mitternachtsmesse.

Herz und Haupt.

Ein dramatisches Gedicht von C. Schwebemeyer.

31½ Bogen. Broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin 1858. Verlag von J. Springer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 25. März 1858.

Inhalt: Moderne Lyrik. Von Hermann Marggraff. — Ueber das Leben der Seele. Von Adolf Zeising. — Ein Sittenbild aus den letzten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Moderne Lyrik.

1. Gedichte von Otto Banck. Leipzig, C. F. Fleischer. 1858. 8. 2 Thlr.
2. Neue Gedichte von Rudolf Gottschall. Breslau, Trewendt. 1857. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Lohse. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.

In letzter Zeit ist es immer mehr Brauch geworden, unsere armen Lyriker nicht mehr den zehnten Mann um den zehnten Mann zu decimiren, sondern sie gleich bataillonsweise mit den Batterien der Kritik zu Boden zu schmettern und einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen sie zu führen. Nun ist es allerdings richtig, daß auf dem Felde der Lyrik eine sehr bedenkliche Ueberproduction stattfindet, sodaß selbst manches wirklich Gute unter dieser mehr als tropischen Vegetation von Schlingkraut und Schmarotzergewächsen erstickt wird und unbeachtet bleibt. Wir selbst als Herausgeber d. Bl. wissen am besten, welche Verlegenheit uns diese Ueberfülle bereitet und wie viel vielleicht besser zu verwendenden Raum wir opfern müssen, um über sie Buch zu führen. Aber findet dieselbe Ueberproduction nicht auch auf fast allen übrigen Gebieten statt? nicht auf dem der Roman- und Erzählungsliteratur, auf welchem sogar jährlich Hunderte von Pilzen und Fliegenschwämmen, theils ausländischen theils einheimischen Ursprungs emporschießen, die wir als durchaus unliterarisch gänzlich beiseite lassen müssen? nicht auf dem der Dorfgeschichte und Dialektpoesie? nicht auf dem der dramatischen Poesie? nicht auf dem der populär-wissenschaftlichen, der gemeinnützigen, der pädagogischen, der erbaulichen Literatur und andern Gebieten? Man weiß dies auch wohl, aber auf keine Gattung literarischer Producenten entladet sich der Zorn der Kritik in so fanatischer Weise als auf das gehetzte Volk der Lyriker.

An diesem Zorneifer hat allerdings die nicht unberechtigte Besorgniß, daß zu viel nationale Säfte in das lyrische Kraut schießen und ernsterer Arbeit entzogen werden, aber auch die minder ehrenwerthe und aus rohen materialistischen Impulsen hervorgehende Abneigung gegen alle Poesie und alles Talent überhaupt einen großen Antheil. In der Lyrik pflanzt sich doch wenigstens das deutsche Gemüthsleben fort, dessen Ausdruck sie ist, und es wäre immerhin ein bedenkliches Zeichen, wenn auf diesem Gebiete statt der bisherigen Ueberfülle plötzliche Oede und gänzliches Schweigen eintreten sollte. Ohnehin schreckt man durch diese mörderische Kritik und Polemik höchstens ein oder das andere zartfühlende wirkliche Talent zurück, und wir wissen von einem Dichter, der schon manche Proben eines echten lyrischen Talents abgelegt hat, daß er deshalb Anstand nimmt, seine besten lyrischen Erzeugnisse in Form eines Bandes zu sammeln und zu veröffentlichen, weil ja jetzt „ein allgemeines förmliches Treibjagen auf die Lyriker an der Tagesordnung sei". Keineswegs aber wird dadurch die arrogante Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit zurückgeschreckt; denn diese kennt keine Scham und nimmt keine Rücksichten. Wenn man übrigens behauptet hat, daß in unserer Zeit jeder Quartaner und Tertianer ein Dichter sei, weil sich jeder einmal im Versemachen versucht habe, so ist dies ebenso richtig als wenn man behaupten wollte, jeder Quartaner und Tertianer sei ein Maler, weil jeder einmal Versuche im Zeichnen gemacht hat.

Um aber doch vielleicht manchen von einer unbesonnenen und zu frühzeitigen Veröffentlichung seiner lyrischen Producte abzuhalten, wollen wir die Sache praktisch fassen und angehenden Lyrikern folgende Winke ertheilen: die Hoffnung, sich jetzt unter der Uebermasse der lyrischen Production Bahn zu brechen und nur zu einiger Geltung zu gelangen, ist ebenso zweifelhaft und ebenso riskirt, wie die Hoffnung auf das große Los, und ebenso gut, wie sich viele durch die Besorgniß, eine Niete zu ziehen oder doch nur einen kärglichen Gewinn zu machen, abhalten lassen, in die Lotterie zu setzen, ebenso gut sollte man sich zehnmal bedenken, ehe man einen Einsatz in der gleich unsichern Lotterie der Lyrik wagt; denn auch hier gibt es eine Unmasse Nieten und eine Menge nur kleiner Gewinne, die sich des Einsatzes kaum verlohnen. In wie viel Exemplaren wird wol die Gedichtsammlung eines bisher unbekannten Dich-

Digitized by Google

ters vertrieben, wenn sie sich, was heutzutage sehr schwer ist, nicht durch hervorstechende Originalität auszeichnet und ihr nicht besondere Glücksumstände zu Hülfe kommen? Die Antwort ist eine sehr entmuthigende. Zwar wenn unter jeder Million Deutscher, diese zu 40 Millionen angeschlagen, nur 10 eine solche Gedichtsammlung kauften, so wüede dies schon einen ganz leidlichen Absatz von 400 Exemplaeen geben. Aber diese Annahme ist im Durchschnitt bei weitem zu hoch, und mancher Dichteer wüede sich gewiß glücklich schätzen, wenn die Schlußabrechnung nur die Hälfte, ja nue ein Drittel oder Viertel dieses Absatzes herausstellte. Uns selbst ist ein Fall bekannt, daß von einer noch dazu in den Blättern meist sehr günstig beurtheilten Gedichtsammlung, außer den auf dem Subscriptionswege vertriebenen, in Jaheesfrist in ganz Deutschland nur acht Exemplare abgesetzt wurden, von denen die Hälfte vielleiche nicht einmal bestellt war, sondern durch Zufall irgendwo hängen blieb! Und dabei vielleicht noch die Aussicht, in den Blättern scharf mitgenommen und an den Pranger gestellt zu werden, und füe dieses Vergnügen schließlich noch die Druck- und andern Kosten zu tragen! Gibt es etwas Abschreckenderes? Aber selbst wenn die Gedichte eines jungen Autors hiee und da in den Journalen gelobt und empfohlen werden, so ist dieses Lob vom Publikum schon in den nächsten acht Tagen, vielleicht schon am andern Tage vergessen, sammt dee Gedichtsammlung und selbst dem Namen des Autors. Was bedeutet überhaupt Dichterruhm in unsern Tagen? Die einzige Genugthuung für einen Dichter, der einigen Erfolg hatte, ist außer der inneen Befriedigung während des Schaffens höchstens das Bewußtsein, sich sagen zu können, daß er hier und da ein Herz erbaut, erfreut, getröstet habe. Aber sonst ist der Ruhm eines Autors ein sehe unkörperliches, luftiges, unsichtbaees Ding. Auf seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft hat dieses Phantom keinerlei Einfluß. Vielleicht wird er hier und da im Stillen ein Mann von Geist und Talent genannt, aber selten wird man ihm dies persönlich merken lassen, viel öftee insgeheim über ihn als eine wunderliche Specialität die Achseln zucken. Wer heißt ihn auch in unsern Tagen eine brotlose Kunst treiben? Ist er ein armer Schlucker, so creditirt ihm niemand einen Sechser auf sein Talent. Die Poesie ist nicht wechselfähig, und die Menge zieht eher zehnmal voe dem Kapital den Hut als vor dem Genie, das nichts Reelles vor sich gebracht hat. In der Jugend, der Zeit der Illusionen, empfindet man dies Misverhältniß wenigee, abee es kommen bei jedem die Jahre, wo alle Luft- und Wahngebilde zue Befriedigung des innern Menschen nicht ausreichen und selbst die Aussicht, nach dem Tode noch eine Zeit lang in Literaturgeschichten und Anthologien fortzuleben, kaum noch etwas Verführerisches hat.

Dies ist unser Zuruf, an diejenigen gerichtet, die sich noch in den Illusionen der Jugend wiegen, nicht um sie, wenn sie Talent haben, vom Dichten zurückzuschrecken, sondern damit sie wissen, was sie bei zu unbedachtem und frühzeitigem Auftreten zu befürchten und im günstigsten Falle zu hoffen haben. Andererseits acceptiren wir als Keitiker sehe gern den Zuruf des wackern Heineich Zeise, wenn er in seinem jüngst in den „Hamburger literearischen und kritischen Blättern" veröffentlichten Gedicht „Den Splitterrichtern der Lyrik" sagt:

O, raubt uns Sang und Lieder nicht,
Denn wir sind reich durch sie,
Gebt nicht beständig ins Gericht
Mit unsrer Poesie!

Und zum Schluß:

Ein Lied verhallt, ein Lied verklingt,
Was hat's denn für Gewicht?
Zieht, wenn ein Fink im Hage singt,
Riche streng ihn vor Gericht!

Wir für unsern Theil ziehen zwae den tiefsinnigen Gesang der Nachtigall vor, gestehen aber, auch den Schlag des Finken, dieses muntern Frühlingsverkündigers, sehe gern zu hören, ja selbst das unschuldige Gezwitscher der Sperlinge macht uns nicht ärgerlich, wenn die Spatze nur nicht den Anspruch erheben, daß man ihe Gepiepse füe Finkenschlag und Nachtigallengesang halten soll.

Zu diesen Vorbemerkungen veranlaßten uns indirect die oben aufgeführten drei Gedichtsammlungen, die wir ohne weitree Rücksicht nur zu dem Zweck, uns auch einmal von unserm Standpunkt ausführlicher über die deutsche Lyrik auszulassen, herausgegriffen und dem gegenwärtigen Aufsatz zu Grunde gelegt haben. Geist, formelle Beweglichkeit, Sinn für Melodie dee Sprache, tiefe oder energische Empfindung und originelle Wendungen sind weder Banck, der damit noch die Gabe scharf ieonischer Auffassung verbindet, noch Gottschall abzusprechen, während Ritter von Leitner mehr auf betretenem Wege, aber in eheenwerther Weise dahinscheeitet und durch seine einfachen Weisen einen minder aufregenden, füe viele Gemüther vielleicht sogar anspeechendern Eindruck hervorbringt.

Im allgemeinen müssen wir freilich, so geneigt wie auch sind, die Vorzüge der neuern Lyrik anzuerkennen, doch hiee noch einmal auf unsere jüngst auf Anlaß mehrerer Musenalmanache ausgesprochene Klage zurückkommen, daß nämlich die Lyrik in unsern Tagen zu geistig und geistreich, zu caffinirt geworden und ihren Zusammenhang mit dem Volke und daduech auch allen Einfluß auf dasselbe veeloren hat. Den Anstoß nach diesee Richtung hin haben freilich schon unsere classischen Dichter der deutschen Lyrik gegeben. Der common sense, durch unsern „gesunden Menschenverstand" nicht erschöpfend wiederzugeben, kommt bei unsern neuern Dichtern meist schlecht weg. Es fehlt an Naivetät und Unmittelbarkeit, oft auch an Klaeheit und Einfachheit; ja manchen neuern Dichtern scheint alle Unterscheidungskraft für das eigentlich Gute und Böse abhanden gekommen zu sein. Wenn ein nicht studirter und nicht sehr belesener Mann eine Gedichtsammlung der heutigen Zeit aufschlägt, so tritt ihm daraus eine ihm ganz fremde

Digitized by Google

Welt von Begriffen, Empfindungen und Vorſtellungen entgegen, die er ohne Commentar nicht verſteht; es iſt deutſch, was er lieſt, aber es iſt nicht ſein Deutſch; es iſt ein Deutſch, für das er um Erklärung bitten muß. Er ſucht etwas Praktiſches fürs Leben, auch wol Gedanken, die ihn erheben und im Leide, d. h. in ſeinem Leide tröſten können, und was findet er? Viel Liebesverzweiflung und Liebesdrang, viel künſtliches Chauffement, viel kokette Nachklänge Byron'ſcher Zerriſſenheit, viel Selbſt- und Naturvergötterung, Pantheismus, Hinweiſungen auf Literatur- und Kunſtintereſſen. Aber dieſe Intereſſen füllen ſelbſt das Leben der Höchſtgebildeten nicht vollkommen aus, und wenn man ſich ihnen einſeitig hingibt, ſo geräth man leicht in ein Zerwürfniß mit der Welt und infolge davon mit ſich ſelbſt. Denn das moderne Leben, meiſt Geſchäftsleben, meiſt ein Ringen mit der bloßen Exiſtenz, hat ſeine verzweifelt proſaiſchen Seiten, und auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Menſchen, mit denen man in Berührung kommt, ſind verzweifelt proſaiſche Naturen, ſodaß man ſich oft verwundert fragt, wohin denn eigentlich die vielen Auflagen unſerer Dichter und großen Schriftſteller ihren Abfluß nehmen. Man beſuche in unſern großen Städten nach und nach hundert öffentliche Orte und jeden hundertmal, und man wird vielleicht nicht ein einziges mal in die Lage kommen, von Kunſt und Literatur, um ſo öfter aber von den allergewöhnlichſten Dingen ſprechen zu hören. Wenn aber das Wunder einmal geſchieht, wenn das Geſpräch von dieſen gewöhnlichen Dingen aber höchſtens von einer Concert- und Theaterecelebrität auf Kunſt und Poeſie und höhere Intereſſen überhaupt abſchweift, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, daß unter den Sprechenden nicht einmal wie wol frühere Studenten, ſondern irgendein Schriftſtellee oder Künſtler von Fach ſich befindet, der das Geſpräch hervorrief. Man muß ſich hierüber klar machen, um zu wiſſen, wie es ſteht und wo und wocan es fehlt. Eingelne Tiefendenkende wird man finden, und in Deutſchland vielleicht ſogar häufiger als irgendwo, Denker eigener Art, Grübler originellen Gepräges, wenn auch nicht eben mit gleichem Sinn für Kunſt und Schönheit begabt; aber die Maſſe im Ganzen iſt gegen höhere Intereſſen verſchloſſen und lebt dumpf und ſtumpf in den Tag hinein. Dieſe Kluft zwiſchen Literatur und Volk iſt ſehr zu beklagen; aber die Seitenwände dieſer Kluft nähern ſich nicht, treten vielmehr immer weiter auseinander, je mehr die Literatur und ſpeciell die Poeſie eine ſublim-exclusive Richtung nimmt. In unſern Dorfgeſchichten ſpielt das Volk freilich eine Rolle, aber eine, in der es ſich ſicherlich nicht wiedererkennt, und das, was es zu ſeinen Zwecken in Büchern ſucht, findet es darin nicht. Man muß faſt bis auf den Wandsbecker Boten zurückgehen, um ein wirkliches Muſter populärer Schreibart zu haben; denn Matthias Claudius beſaß im vollſten Maße die hierzu gehörige Naivetät und wußte in allgemein verſtändlicher Weiſe, in jener anſprechenden Miſchung von common sense, Empfindung und Humor, von Thorheit und Weisheit, wie ſie das Volk gern hat, aus ſeinem reichen Vorrath von Kenntniſſen ſehr viel des Beſten dem Volke unvermerkt beizubringen. Unſere neuern Volksſchriftſteller ſind meiſt zu tendenziös und nach der einen Seite zu polemiſch; auch Albert Bitzius war es in hohem Grade.

Doch wir können unſern obengenannten Dichtern ihre mehr excluſive Dichtungsweiſe nicht zum Vorwurf machen, zumal da dieſer Vorwurf zuletzt auch auf uns ſelbſt vielleicht ebenſo gut paſſen würde als auf ſie; wir alle leben und athmen ja in einer und derſelben Atmoſphäre. Offenbaet ſich doch bei Otto Banck, dem wir auch dieſes Zuſammenhangs mit unſern obigen Bemerkungen wegen den Vortritt gönnen, in manchen Gedichten eine entſchiedene Hinneigung zu der alten deutſchen Volksweiſe. Nur iſt dieſe eine für das Volk ſelbſt faſt ſchon abgeſtorbene Form; es gilt vielmehr neue Formen zu ſchaffen, wie Béranger dies that, der ein wirklicher Volksdichter für ſeine Landsleute war, während ſich die Deutſchen in neuerer Zeit eines ſolchen Volksdichters nicht rühmen können. Dazu gehört freilich auch, daß man mit allen Organen eines echten Volksmannes begabt iſt und im Volke ſelbſt die zu populären Liedern nöthigen Elemente und ein entſchiedenes einheitliches Nationalgefühl vorfindet. Aber an dieſen Vorbedingungen fehlt es in Deutſchland, und ſo werden wie auf einen deutſchen, allgemein genießbaren und allgemein ſangbaren Béranger noch lange, vielleicht für immer verzichten müſſen.

Wie kommen mit Banck in einige Verlegenheit, denn wir ſollen ihn recenſiren, und er wirft ſeinen Recenſenten, ehe er noch weiß, wie ſie ihn beurtheilen möchten, die feine Artigkeit an den Kopf:

Recenſenten und Schweineſchneider —
Geſchwiſterkinder ſind ſie meiſtens leider.

Indeß wenn es auch nicht gerade ſehr angenehm iſt, den „Schweineſchneidern" zugezünftet zu werden, ſo fällt hier die injuriöſe Pointe doch nicht eigentlich auf den Recenſenten zurück, welcher die „Schweine" beſchneidet, ſondern auf die „Schweine", die es leider beſchneiden muß. In Deutſchland, dem Lande der innern geiſtigen Fehden, hat es zwar ſtets zwiſchen den Poeten und Recenſenten einen harten Kampf geſetzt, ſo oft auch die Poeten zuglech Recenſenten waren und heute als Recenſent Poeten abſchlachteten, um morgen als Poet von Recenſenten abgeſchlachtet zu werden. Man kann ſelten in eine Gedichtſammlung blicken, ohne einem mehr oder weniger hausbackenen Ausfall auf Recenſenten zu begegnen, und wie verbürgen uns, wenn ſich ein Verleger dazu fände, eine Anthologie von Epigrammen gegen das garſtige Volk der Recenſenten herauszugeben, welche ein ganz ſtattliches Bändchen bilden würde. Höchſt anſehnliche Namen wie Käſtner, Schubart („Froſchkritik"), Bürger („Der Hund auf der Pfennigsſchenke"), Goethe („Schlagt ihn todt, den Hund, es iſt ein Recenſent") u. ſ. w. würden darin als Recenſentenabſchlächter figuriren, neben einer Unzahl anderer Namen, die nur noch in dieſer Anthologie fortleben würden. Bewundernswerth iſt nur die Keckheit und die

Digitized by Google

Inconsequenz, womit unsere Dichter dieselben Sammlungen, in denen sie ihren Recensenten die plumpsten Grobheiten sagen, zur Recension einzuschicken sich erdreisten. In der That, diese Inconsequenz ist unbegreiflich. Niemals möchte ich von jemand recensirt werden und ihn sogar auffordern, mich zu recensiren, wenn ich ihn so tief verachtete, wie unsere Dichter ihre Recensenten zu verachten sich anstellen.

Indeß Banck gehört zu dieser Sorte nicht; er hat selbst viel recensirt und er kennt alle Recensentenleiden so gut wie wir. Daher ruft er auch den „ergrimmten Autörchen" zu:

Ihr klafft und bellt mich an zu wiederholten malen,
Weil euch mein Urtheil nicht gefällt.
Wenn ihr noch lange bellt,
So werd' ich für euch Hundesteuer zahlen.

Hier haben wir also einen Recensenten contra Autoren, denen er das Ihrige mit gleicher Münze zurückzahlt. Und ein andermal eifert er gegen die Halbtalente:

Wenn solche Kerle je geschont du hast,
Sie werden's dir aus Dünkel nie vergessen:
Drum wirf des Tadels ganze Last
Auch auf die Halben ungemessen.
Ja, diese Pagen nimm besonders wahr,
Und grüße sie bei jedem jungen Jahr
Mit einem Fußtritt schön und wunderbar!

Oder:

So, Kritiker, du allgemeiner Rather,
Lichtputzer und Kastanienbrater
Des Publikums, erklärt sich allzumal
Dein von dem Dank so reich verschöntes Leben:
Denn weil du vielen guten Rath mußt geben,
Wirst du den meisten angenehm fatal.

Ja wol, von dem durch „Dank verschönten Leben" eines Kritikers läßt sich manches Lied singen, und der Verfasser hatte gerade nicht nöthig, als Autor wieder gegen die Recensenten boshaft zu sein wie in folgendem übrigens pikanten Epigramm:

Sie reiten wie Ritter so stolz und fein,
Und jagen über Berg und Rain,
Sag' an, wer sind die Genossen?
— Poeten auf Flügelrossen.

Da zockeln noch andere hinterdrein,
Wer mögen die grauen Gestalten sein
Mit ängstlichen Experimenten?
— Sind Esel mit Recensenten.

Ueberhaupt enthält die Abtheilung Epigramme, welche der Dichter hier in den Kapiteln „Aus Lebens Mitte. Schlaglichter" und „Epigrammatisch" vereinigt hat, vieles sehr Treffende, Wahre und zum Theil Beißende. Wir führen daraus Folgendes an:

Allberechtigung.

Kannst du im brennenden Busche nicht
Die Flammen der Gottheit erblicken,
So laß dich der Rose süßes Licht
Voll Glanz und Duft entzücken:
Es redet Natur in jeglichen Schranken,
Zu dir mit Offenbarungsgedanken;
Drum, was du als Künstler im Kleinsten gesehn,
Verkünd' es nur! denn es ist groß und ist schön.

Einem Bücherfreunde.

Geliehene Bücher wiedergeben,
Wird oft versäumt von Jungen und Alten,
Denn leichter ist's, die Bücher selber
Als was darin steht zu behalten.

Schurkenwirthschaft.

Ein Mensch thut über die Straße wandern,
Da sieht er wie von vielen andern
Mit Knitteln einer wird geschlagen,
Und ohne nach dem Recht zu fragen,
Schlägt er ihn gleichfalls ins Gesicht,
Statt ihn zu schützen nach Ehrenpflicht.
Was sagst du von diesem Menschen nun?
„Nur eine Canaille kann also thun!"

Du aber hörst so oft die frechen
Verleumder von manchem Böses sprechen,
Und ohne nach der Wahrheit zu fragen,
Bestrebst du dich, es weiter zu tragen,
Statt zu bekämpfen die Klatscherein:
Und du glaubst keine Canaille zu sein?

Tröstliche Beobachtung.

Wie wenig Werth der Himmel legt auf Güter dieser Welt,
Kannst du an manchem Lumpen sehn, dem er sie zugesellt.

Mageres Opfer.

Wer erst im Alter tugendhaft, enthaltsam wird und wahr, —
Was ihm der Teufel übrig ließ, bringt er dem Himmel dar.

Genius.

Gedanken aussprechen ist nicht so schwer,
Sie stehen ja alle schon ringsumher
Auf jeder Erfahrung des Lebens geschrieben;
Gib auf die tausend Lettern nur Acht:
Kannst die Ideen du lesen nach Belieben,
So denken die Menschen, du hast sie gemacht.

Humane Gesinnung.

Nur wenige Menschen sah ich ruhig scheinen
Beim eignen Mißgeschick, doch niemals sah ich einen,
Der nicht mit christlicher Ergebenheit
Ertragen hätte seines Nächsten Leid.

Blinder Passagier.

Der treue Diener vom berühmten Herrn
Wird auch etwas unsterblich, wenigstens von fern.

Beneidenswerth.

Den Literaten ist ringsum
Das beste Erdenlos beschieden:
Mit guten ist das Publikum,
Die schlechten sind mit sich zufrieden.

Manch alten Freunden.

Mittelmäßig seid ihr, doch bieder und ehrlich!
Was helfen an vielen mir Witz und Genie
Bei ihrem hohen doch selbstischen Streben?
Sie glänzen, und ich bewundere sie,
Aber man kann nicht mit ihnen leben.
Ein edler Kern ist unentbehrlich,
Er ist die Stütze in jeder Noth:
Man kann sich nähren ohne Wein,
Doch ohne Brot,
Da würde man bald verhungert sein.

Es will uns überhaupt öfters bedünken, als ob sich der moderne Mensch erst recht in seinem Elemente befinde und ganz er selbst sei, wenn er den Boden des Pathos, der Begeisterung und der gemüthlichen Auf-

Digitized by Google

wallung verlaſſend ſich auf den Boden des Hohns, der Ironie, Negation und Satire ſtellt, ſein ſtacheliges Weſen herauskehrt und Aetz- ſtatt Roſenwaſſer von ſich gibt. Er iſt dann nicht wie der Shakſpeare'ſche Narr, der den alten Lear liebevoll in ſeinen Mantel hüllt, ſondern er deckt, wie Noah's Brut, ſchonungslos ſeines Vaters Blöße auf. Man kann dieſe Lieblingsrichtung ebenſo gut im gewöhnlichen Leben, wie in der Literatur und ſelbſt in der Wiſſenſchaft verfolgen, und Goethe's Mephiſtopheles iſt darum eine ſo wunderwürdige Figur, weil Goethe vorahnend in ihm den Prototyp dieſes vorzugsweiſe modernen Weſens im ſchärfſten Umriß hingeſtellt hat, wobei es doch immer merkwürdig bleibt, daß dieſe Figur eine Ausgährung desjenigen Volks iſt, welches ſich vor allen andern Völkern ſeiner Gemüthlichkeit rühmt. So haben wir auch auf dem Theater jetzt nur wenige genügende Darſteller für das Heldenthum und für edle poſitive Charaktere, aber um ſo mehr tüchtige Darſteller für höhniſche, boshafte und ſkeptiſche. Bei den Lyrikern und auch bei Otto Banck, der in ſeinen Epigrammen nach dem Muſter Goethe's zuweilen ſogar derb und cyniſch ſein kann, während er in ſeinen eigentlich lyriſchen Sachen oft von äußerſter Weichheit iſt, läßt ſich dieſe Erſcheinung übrigens ſehr wohl daraus erklären, daß ihrer lyriſchen und enthuſiaſtiſchen Natur die Welt meiſt in kalt abweiſender, oft höhniſcher Haltung entgegentritt, daß ſie erkennen müſſen, wie viel Heuchelei unter dem eleganten Firniß der Geſellſchaft verborgen iſt und wie viel bloßer Munddienſt mit Poeſie und Kunſt getrieben wird, und daß ſich infolge dieſes Conflicts und dieſer Erkenntniß eine tiefe Verbitterung in ihrer Seele feſtſetzt.

Uebrigens finden wir in Banck's Epigrammen, die den pikanteſten Beſtandtheil ſeiner Gedichtſammlung bilden, neben dem rein ironiſchen Element auch ein ſehr poſitives, welches auf dem Geiſt der Liebe und einer ſehr geſetzten Lebenscontemplation beruht; wir begegnen bei ihm einzelnen Sprüchen, die den Stempel echter Lebensweisheit tragen, wie z. B. folgende:

Haſchen und Träumen
Läßt vieles verſäumen;
Fürchten und Zagen
Hat manchen geſchlagen,
Stürmiſches Ringen, —
Stürme wird's bringen;
Ruhiges Regen, —
Dein iſt der Segen!

Der Kluge kämpft voll Takt und Ruh',
Verzweiflung ſchickt ſich nur für Thoren,
Haſt du im Sturm den Hut verloren,
Verliere nicht den Kopf dazu!

Nach einem Schatze willſt du ſtreben?
Auf jeder Stätte iſt der rechte Platz:
Such' aus dem Dunkel deinen Geiſt zu heben,
Und ſicher hebſt du einen Schatz!

Dagegen finden wir ein bedenkliches Princip in folgendem Epigramm ausgeſprochen:

„Aufs eigne Beſte wenig geben,
Und blos für andre wirken und ſtreben" —
An dieſem Spruche hat der Teufel Theil.
Nur wer's vermag, zum eignen Wohl zu leben,
Vermag zu leben auch zu andrer Heil!

Es bedarf wahrlich nicht, daß dieſe anſcheinend ſehr praktiſche Lehre auch von einem Dichtermunde ausgeſprochen wird, denn darüber, daß jeder nur zum eigenen Wohl leben müſſe, ſcheint in unſerer Zeit ſo ziemlich alle Welt und nicht blos der „Teufel" einverſtanden zu ſein. Aber iſt dieſer Satz denn wirklich ſo praktiſch? Würde nicht jedermann geholfen ſein, wenn ſich alle zur Pflicht machten, für das Wohl ihrer Nebenmenſchen zu wirken und zu ſtreben? Und rührt nicht das Unheil meiſt davon her, daß jeder nur für ſein eigenes Wohl wirkt und ſtrebt? Freilich, ſolange dieſer Zuſtand dauert, wird der Egoismus zwar nicht zur Pflicht, aber gewiſſermaßen zu einer Art Nothwehr, die Selbſtſucht zu einer Bedingung der Selbſterhaltung.

In den eigentlich lyriſchen Erzeugniſſen Banck's offenbart ſich ein reizbares, oft glühendes Gefühl, manche originelle Anſicht von Welt, Leben und Kunſt und große Empfänglichkeit für das Schöne jeder Art, wie beſonders auch für die Reize der Natur, der er mit zarter Hand den Gürtel zu löſen weiß, und für den künſtleriſchen Idealismus. Der ſprachliche Ausdruck iſt gewählt, dabei aber natürlich und einfach. Für wohllautende Rhythmen hat Banck ein ſehr feines Gehör, und es finden ſich bei ihm Stellen, welche ſelbſt einem Meiſter wie Goethe, nach welchem er ſich vorzüglich gebildet zu haben ſcheint, nicht zur Unehre gereichen würden. Hier einige Proben. Die erſte entnehmen wir dem Gedichte „Sonnenſegen":

Wie mir der Hain
Lockende Dämmrung verleiht!
Friſch gedehnt
Die heiße Bruſt
Mit der harzigen Fichte
Strömendem Lebenshauch,
Laß ich mich nieder
In ſchattige Kühlung.
Alles ſchweiget nun um Mittag,
Selbſt die Vögel in den Zweigen;
Schmetterlinge flattern müde,
Und mit ausgedehnten Flügeln
Ruhen ſie.
Ich auch ſchweige,
Und ich wiege die Gedanken,
Ruhig, wie die Wipfel droben!

Reizende Schilderungen und Weiſen enthält beſonders auch die Abtheilung „Aus Italien", z. B.:

Nach Sorrent!

Jenſeit dem Appenin
Möcht' ich noch einmal ſtehn,
Einmal noch ſchauen,
Wie in dem blauen
Meere die Wellen ziehn,
Und wie die Segel gehn
Dort bei Sorrent!

Digitized by Google

Hin zu der klaren Bucht
Winken die Reben,
Leuchtet die goldne Frucht
Glühendes Leben, —
Ach, bei Sorrent!

Unter dem Schattenduft
Tief im Orangenhain
Weilt noch der kranke
Sehnſuchtsgedanke,
Der mich zurückeruft
Zum Paradieſes Schein,
Ach, nach Sorrent!

Oder in dem Gedicht „Der Landſchaftsmaler":

Zur linken den Hügel hinab
Pranget der Orangengarten,
Und hinter Eichen und mark'gen Cypreſſen
Schweben vom klaren Albanergebirg'
Die reizenden Linien hinunter;
In dem Mittelgrund immergrünes Gebüſch,
Das im Bache ſich ſpiegelt,
An crocusduftiger Wieſe,
Wo des Dichters
Farbenwandelnde Anemone blüht,
Näher heran zur rechten
Engt eine ſanfte
Höhe den Blick,
Und unter der wölbenden Pinie Dach
Sich blau der Ferne Licht erſchließt,
Und die reine, ſchöne Ebne
Ausgegoſſen daliegt.
Trink, o trink, entzücktes Auge,
Bilde nun, du geübte Hand!
— Und was zögerſt du noch
Halb beklommen, nordiſches Herz?

Uebrigens läßt ſich dem Dichter ein zu üppiges Schwelgen in der Subjectivität und in der Neigung, ſich alle Gegenſtände zum Genuß zurecht zu legen, in den hymnologiſchen Schilderungen der Liebe aber beſonders eine etwas ſublimirte, zuweilen an Ueppigkeit grenzende Sinnlichkeit zum Vorwurf machen. Sehr wahrſcheinlich wird Banck dieſen Vorwurf verachten, wie er vielleicht auch die Welt verachtet, die ſich zu ſeiner freien Anſicht über das Privilegium der Liebe ſich ſelbſt höchſtes Geſetz zu ſein, nicht zu erheben vermag. Die Welt iſt eben ſehr curios, und die Dichter ſind es auch. Dieſe überwiegende Subjectivität, wo er nicht der Ironie und Satire den Zügel ſchießen läßt, hindert ihn, in der Ballade ſo glücklich zu ſein wie im rein Lyriſchen. Seine Balladen ſind zart und melodiös, aber es fehlt ihnen an Plaſtik und ſcharfer Charakteriſtik, und das ihnen allen faſt ausſchließlich zu Grunde liegende Liebesthema läßt ſie in ihrer Geſammtheit, trotz aller ſinnreichen Variationen, doch monoton erſcheinen. Schön iſt z. B. der Anfang der Ballade „Geſang von der traurigen Nacht":

Der Schmerzen auf der Erden
Iſt eine große Zahl,
Nach Freuden kommen Leiden,
Nach Lieben kommt das Scheiden,
Nach Wonnen kommt die Qual —
Der Schmerzen auf der Erden
Iſt eine große Zahl —

aber es iſt kein Balladenanfang. Der Dichter hat ſich in Ton und Haltung meiſt der Weiſe der alten deutſchen Volksballade angeſchloſſen, ſo in der Ballade „Um Liebe" mit dem Anfang:

Dort drüben auf dem Berge
Da wehet der Wind,
Da ſitzet Maria
Und wieget ihr Kind.

Eine Romanze von Tiedge, die ſich auch in Hub's Balladenſammlung befindet, beginnt faſt wörtlich ebenſo:

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind;
Da ſitzet Mariechen und wieget ihr Kind.

Beide Dichter haben ebendenſelben Anfang eines alten Volksgeſangs benutzt, doch hat, was wir gern geſtehen, Banck etwas viel Schöneres daraus gemacht als ſein Vorgänger. Auch vertheidigt er ſein Verfahren in dem Epigramm „Herkömmliche Kritik" mit den Worten:

. . . Nahmſt du aus Liedern des Volkes gar
Einzelne Strophen, um innig und wahr,
Vielleicht einen ſchönen verlorenen Ton
Aus matter Umgebung zu retten,
So kannſt du ſicher wetten,
Nachahmer oder Dieb nennt dich der ſtumpfe Hohn.

Das Buch enthält außer den Epigrammen, Liedern und Balladen noch eine größere dramatiſch-lyriſche Phantaſie unter dem Titel „Symphonie", einen Abſchnitt „Scherz und Laune", worin das aus bemerkenswerther Welt- und Lebenskenntniß hervorgehende ſcharfe Element der Ironie und Satire den leicht ſpielenden Humor überwiegt, einen Cyklus Umdichtungen nach fremden Sprachen, und eine Gruppe geſelliger Lieder, worin auch, wenn wir uns recht erinnern, der einzige patriotiſche Anklang im Buche zu finden iſt, und zwar in den Worten:

Und thut es noth, in Sturmeszeiten
Für Vaterland und Recht zu ſtreiten,
Dann ſtehn wir all' für einen da! —
Gott ſchütze dich, Germania!

Man muß jetzt ſchon auch für ſolche blos gelegentliche Aeußerungen des Patriotismus dankbar ſein. Das Gedicht „Umſchwung", an jene gerichtet, welche nach vollzogener Umwandelung jetzt mit Gier nach Orden, Aemtchen und Titeln, alſo nach Gegenſtänden trachten, um derentwillen Dingelſtedt früher in ſeinem Gedicht „Deutſcher Patriotismus" die Deutſchen geiſelte, iſt ſo beißender Natur, daß es unter „ungeſelligen Liedern" beſſer als unter „geſelligen" ſeinen Platz verdient hätte. Jedenfalls iſt Banck's Gedichtſammlung, der wir jedoch einen geringern Umfang gewünſcht hätten, unter den letzterſchienenen Sammlungen dieſer Art als eine der intereſſanteſten und beachtenswertheſten mit Recht anzuſehen.

Einer ganz andern Species gehört das lyriſche Talent Rudolf Gottſchall's an. Gottſchall iſt ein weſentlich pathetiſcher Dichter, der nach hohen Ideen, erhabenen Vorſtellungen und großen reichen Formen trachtet. Die Grandiloquenz iſt bei ihm vorwaltend, prachtvolle Rhythmen, ſonore Reime ſchlagen an unſer Ohr — harmoniſche Sätze, die mehr den Spontini'ſchen oder zuweilen auch Beethoven'ſchen als den Mozart'ſchen oder We-

Digitized by Google

der'schen verwandt sind. Ebenso hat er mehr geistige Verwandtschaft mit Schiller, Byron, Freiligrath als mit Goethe, Uhland oder Rückert. Wir wollen nicht sagen, daß ihm die dichterische Naivetät gänzlich versagt sei, aber sie tritt bei ihm in den Hintergrund. Ersatz leistet dafür sein sittliches Pathos, womit er sich gegen die Schlechtigkeiten der Welt, gegen die schnöde Selbstsucht und besonders den Mammonsdienst der Zeit empört. Von beißender Satire, feiner Ironie oder jenem Humor, der mit demokritisch-heraklitischer Mischlaune die Unvollkommenheiten und Thorheiten der Menschheit zugleich belächelt und beweint, findet sich in diesen seinen „Neuen Gedichten" kaum eine Spur. Ueberhaupt walten die düster-prachtvollen vor den heiter-einfachen Farben in seinen Gemälden vor. Gottschall liebt das descriptive Genre, und zwar so sehr, daß er sich zuweilen, einem bekannten Lessing'schen Grundsatze entgegen, wie Freiligrath und schon früher Mathisson und noch früher Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" und Albrecht von Haller in seinen „Alpen", zu starke Uebergriffe in das Gebiet der Malerei gestattet. Er malt aber glühender und energischer als sie, wenn auch minder klar und durchsichtig. Im ganzen kann diese Sammlung die Achtung, die wir vor dem Talent und der Gesinnung Gottschall's von jeher hegten, nur erhöhen. Es ist etwas Nobles und Chevalereskes in ihm; er haßt alles Niedrige, und gemeine Motive liegen ihm fern; als Kritiker und Literaturhistoriker kümmern ihn nur Sachen und Ideen, nicht Personen; er wird keinem boshafterweise und in der Absicht zu schaden und zu demüthigen wehe thun, und wiederum gehört er zu denen, welche das Recht der Kritik respectiren und unbeirrt ihres Wegs gehen. Literarische Charaktere dieser Gattung waren in der deutschen Literatur von jeher seltene Erscheinungen und heutzutage seltener als je.

Seine „Neuen Gedichte", denen eine poetische Widmung an den Herzog von Koburg-Gotha vorangestellt ist (die aber ungleich taktvoller abgefaßt ist als Brachvogel's Widmung zu seinem „Friedemann Bach") enthalten zuvörderst einen Cyklus „Lieder und Bilder". Auch hier waltet die Neigung des Dichters zu Malereien und landschaftlichen Schilderungen vor. Bald beschreibt uns der Dichter eine Rheinfahrt, oder einen Spaziergang durch den Taunus, oder Strandgegenden von der Ostsee und dem Kurischen Haff, oder Eindrücke aus dem Schlesischen Gebirge. Doch tritt auch bisweilen ein recht sinniger Gedanke aus dem Landschaftsgemälde heraus, z. B. in dem Gedichte „Die Felsschlucht":

O tiefe, schwarze Schlucht!
Darin ein Silberfaden!
Ein kleiner Bach versucht
Dein nackt Gestein zu baden.

O seltsam Menschenlos!
So öd' ist keine Stätte,
Die nicht in ihrem Schos
Ein kleines Labsal hätte.

Unter den nicht descriptiven Gedichten sprachen uns vorzugsweise folgende kleine an:

Das Räthsel.

Du fragst mich unter heißen Küssen,
Warum wir leben, lieben müssen,
Warum so früh die Locke bleicht?
O ahn' es jetzt in süßem Beben:
Ein schweres Räthsel ist das Leben,
Allein die Liebe löst es leicht!

Den Kindern.

Ros'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hinausgeschoben
In des Abendhimmels Pracht.

Und so treibt ihr unter Lachen,
Ros'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte steigt der Drachen
Und das Blasrohr trifft das Ziel.

Doch mir ist's aufs Herz gefallen,
Was euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über allen
Wie ein schweres Wetter hängt.

Zugleich haben wir an diesen beiden kleinen Gedichten den Beweis, daß unserm Dichter keineswegs die Gabe versagt ist, sehr einfache Empfindungen in einfach ansprechenden Worten auszudrücken.

Das nun folgende längere beschreibende Gedicht „John Franklin" hat manche schöne Stellen von malerischer oder ergreifender Wirkung, wie dies schon auf Anlaß des „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" in Nr. 11 d. Bl. hervorgehoben wurde. Hieran schließt sich ein Cyklus wohlconstruirter „Theatersonette", in denen der Dichter seine Ansichten über Theater und Theaterdichtung in poetischer Form ausspricht. Das Theater kommt ihm in einer Anwandlung trüber Stimmung als ein hohles Schauwerk vor:

Wie geisterhaft die Männer und die Frauen
Mir lächeln mit geschminktem Angesicht!
Wie zugeflüstert, was ein jeder spricht,
Wie seltsam ihr Beginnen anzuschauen!

In der Jugend sah er das alles mit ganz andern Augen an; aber jetzt:

Den alten Himmel schau' ich nimmer wieder,
Soffiten hängen als Gewölk hernieder,
Und seine Donner rollt der Maschinist;
Und jenes wunderbare Käthchen ist
Nicht mehr ein träumend Engelsbild im Flieder,
Und rabenschwarz des „Täubchens" weiß Gefieder.

Aber mit dem Apparat und den Schauspielern der Weltgeschichte geht es ihm nicht besser:

Die Alexander, die Napoleone,
Sie ziehn mit ungeheuerm Pomp vorbei;
Mit Kriegeslärm, Trompeten, Siegsgeschrei
Erschreckt ihr Heereszug die fernste Zone.
Mir glänzt's wie Goldpapier von ihrem Throne,
Ich seh' Statisten, Feuerwerkerei u. s. w.

Indeß kommen ihm auch wieder Augenblicke, wo ihm der „Bühne Hallen zum Tempel wachsen", aber damit sie dauernd ein Tempel werde, fügt er die Mahnung hinzu:

Du, deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das Kleine gern und leicht verschmerzen —
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

— — — — — — — —

Digitized by Google

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorberkrone,
Zeig' uns, wie Cäsar zage am Rubikone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurlis und Eulalien schwanken.

Er will nicht, daß man die Klytämnestren und Medeen wieder heraufbeschwöre, aber daß die deutschen Dramendichter darin den griechischen nachahmen sollen, sich von ihrer Zeit begeistern zu lassen:

Zerfahrner Sinn, zersplittert Glauben, Wollen —
Doch wartet nicht auf freier Sonne Tagen!
Der Dichter soll voraus die Fahne tragen!

Das ist freilich alles ebenso edel empfunden als schön ausgedrückt; aber der Dichter versuche es nur einmal, in diesem Geiste große historische Stücke zu componiren; welche Bühne wird sie aufführen, welches Publikum ihnen Beifall klatschen? Gerade in den einflußreichsten Kreisen sträubt man sich am eifrigsten gegen eine Behandlung der Geschichte und namentlich der deutschen in dem angegebenen Sinne. Ein dramatischer Dichter, der für das Theater schreibt, wird außerdem nicht vermeiden können, mit Theaterintendanten, Regisseuren und dem ziemlich frivolen Völkchen der Schauspieler, denen nichts ferner liegt als der heilige Ernst der Geschichte, in innigen Verkehr zu treten, und er mag dann sehen, wie lange seine Begeisterung gegen die aus dieser Atmosphäre kommenden Einflüsse Stich hält. Soll er in das Mittelalter zurückgreifen? Das große Publikum interessirt sich dafür nicht. Soll er geschichtliche Ereignisse der Gegenwart behandeln? Das geht aus naheliegenden Gründen nicht an. Und wo in unserer Zeit die Thaten und Charaktere finden, die sich für dramatische Behandlung, wie die moderne Bühne sie will, eigneten? Wir sind ja so blasirt, so abgestumpft, in unserm Interesse für die kämpfenden Parteien so getheilt, daß sich selbst für die tragischen Ereignisse in Indien, für die heldenmüthige Ausdauer, womit eine Hand voll von Leuten Lucknau vertheidigte oder Delhi stürmte, kaum irgendwo eine lebhafte Theilnahme zeigt. Wir scheinen ja fast allen Sinn für wahrhaften Heroismus verloren zu haben, außer wo dazu von den Zeitungen die Parole gegeben wird, wie für die Kämpfe der Alliirten gegen die Russen, die in den pariser Conferenzen einen so echt modernen Abschluß fanden. Zeitstimmungen wie die jetzige sind eine höchst geeignete Atmosphäre, um mit Symptomen der Fäulniß behaftete Stücke wie „Narciß", „Demi monde", „Le fils naturel" und „Die Fiammina" auszubrüten. Eher als für historische Tragödien scheint noch Boden für das persiflirende satirische Lustspiel zu sein. Man hörte von einer Komödie Gottschall's, zu welcher er den Stoff aus dem Leben des Finanzschwindlers Law entnommen habe. Ein vortrefflicher Stoff! Aber man vernimmt nichts mehr davon. „Va banque" von Gieseke war etwas Aehnliches. Aber es sind jetzt wol zu viele große und kleine Laws in der Welt, die selbst schon Parterre und zweite Galerie füllen, und wer möchte es wagen, mit diesen und den vielen Verzweigungen des Crédit mobilier anzubinden? Nein, was die Erhebung und Veredlung der Bühne betrifft, so sind wir, wir müssen es leider gestehen, sehr skeptisch und für den Augenblick sogar ohne Hoffnung.

Auf die Sonette läßt unser Dichter „Oden" folgen. Bei manchem andern Poeten würden wir den Versuch, in unserer Zeit noch Oden zu schreiben, für einen sehr gekünstelten halten; aber bei einem pathetischen Dichter wie Gottschall drängt und gipfelt sich die Lyrik von selbst in der Ode. Allerdings hat Gottschall die antiken Rhythmen frei behandelt, sehr mit Recht die im Deutschen so schwerfälligen und oft misklingenden Spondeen vermieden und, um sie unserm Ohre wieder näher zu bringen, mit dem modernen Ornamentwerk des Reims versehen. Letzteres Experiment ist wol nicht ganz neu, wie auch der breslauer Privatdocent Max Karow jüngst nachgewiesen hat. Bei Gellert, Hermann u. a. finden sich mehrere Kirchenlieder mit sapphischem Takt und sapphischen Ausgängen; auch Haller's „Ode an die Tugend" hat gereimt sapphisches Maß. Die bekannte Jugendode Schiller's mit dem Anfange „Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug" ist gereimt-choryambisch oder asklepiadeisch. Auch in Otto Banck's oben besprochener Gedichtsammlung stießen wir auf eine gereimte „Oetoberode" mit sapphischem Ausgang, andere Oden oder Rhapsodien von mehr freiem rhythmischen Gange, deren man bei Banck mehreren begegnet, wie „Genius und Fatum", „Ode", „Sehnsucht" u. s. w. nicht zu gedenken.

Ist nun Gottschall's Experiment allerdings nicht ganz neu, so hat er doch zuerst mit Plan und Absicht in dieser Richtung weiter gebaut und in seiner Sammlung mehr als 20 Oden gewissermaßen als Musterproben dieser modern antiken Mischart ausgestellt, z. B. alcäisch:

O, zage vor dem kühneren Schwunge nicht,
Der alten Brauches sklavische Fesseln bricht,
Der um die Regel, die uns bindet,
Zartere Blüten des Reimes windet.

Sapphisch:

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert.

Asklepiadeisch:

Träumend um das Gebirg' zittert des Abends Schein,
Eine Rose, geneigt über den Grabesstein,
Streut ein duftiges Blättchen
Opfernd aus, um die Gruft zu weihn.

In solchen gereimt-antiken Metren stattet er auch seinem von ihm hochverehrten Vater den Zoll kindlicher Pietät ab, was wir deshalb besonders hervorheben, weil solche lyrische Liebesopfer in den Sammlungen neuerer Dichter nur selten noch angetroffen werden. Es ist nicht zu leugnen, daß sich Gottschall in diesen Kunstrhythmen mit Anmuth und Sicherheit bewegt, aber es ist fraglich, ob diese Neuerung, gegen die sich auch manches einwenden ließe, Beifall und Nachahmung finden

Digitized by Google

wird. Interessant wenigstens bleibt der Versuch jedenfalls und um so beachtenswerther, da die wiedererwachte Neigung zur Ode sich auch bei andern neuern Dichtern, wie Banck, Hermann Lingg u. a. verräth. Reiche Phantasie, originelle Gedanken und schöne Bilder trifft man in der Gottschall'schen Hymne „An den Tod" und in deren üppigem Gegenbild „Dithyrambe", doch vermißt man in beiden die weise künstlerische Oekonomie, die den Reichthum zweckmäßig verwaltet. Der Tod ist den Modernen kein erfreulicher Gegenstand, er ist ihnen höchstens als ein Ausruhen etwas werth, und in diesem Sinne äußert sich auch Gottschall:

Müd', sich selber anzuschauen,
Muß des Staubes Aug' erblinden.

Weiter klagt er:

Doch mit jedem zerschellt
Eine Welt!
Um jeden Todten seufzt die Erde bang,
Denn jeder Tod ist ein Weltuntergang!
Mit jeder Seele einmal muß sie sterben,
Denn mit dem Spiegel geht das Bild in Scherben.

Prächtige, oft auch unheimlich düstere Schilderungen findet man in vielen der „Erzählenden Gedichte", welche eine weitere Abtheilung des Buchs bilden; nur hätte auch hier der Dichter als weiser Haushalter sparsamer mit dem ihm zu Gebote stehenden Reichthum an poetischen Anschauungen und Bildern umgehen können. Die Ereignisse jedoch sind oft mit großer und frappanter Energie dargestellt, aber sie wälzen sich zuweilen wie chaotisch-traumhafte Gebilde in dunkeln Massen daher, oder sie blenden durch ihre fast zu glühende Farbenpracht das Auge. Durch klarere Anordnung und einfachern Vortrag würden z. B. die erschütternden Nachtgemälde aus dem modernen socialen Leben: „Mammon" und „Ein Fürst", worin die unseligen Wirkungen des Mammons und des Geldwuchers dargestellt sind, ungemein gewonnen haben. Diese Einfachheit vermissen wir nicht in der einfachen Erzählung „Charlotte Ackermann", worin der Dichter das feiert, was jetzt noch selten von Poeten gefeiert wird: eine einfach gute That der Barmherzigkeit. Die Sammlung schließt mit einer epischen Dichtung, „Barrabas". Dieser Barrabas war zwar zufolge den Evangelien nur ein sehr gewöhnlicher Verbrecher, der bei irgendeinem in Jerusalem stattgehabten Auflauf einen Mord begangen hatte; Gottschall aber erhebt ihn in eine höhere Sphäre des politischen Märtyrerthums. Er schildert Barrabas als einen Vorkämpfer für die jüdische Nationalität gegen die römische Fremdherrschaft, während er ihm Christus als den Vorkämpfer für „die Freiheit einer Welt", als Verkünder der menschheitumfassenden Liebe gegenüberstellt. Die Dichtung enthält viele schöne, selbst großartige Züge, namentlich ist Pilatus, der blasirt üppige römische Dandy, der, wenn er ein Todesurtheil bestätigt hat, sich an Ovid's „ars amandi" erholt und erquickt, eine sehr treffliche Zeichnung. Zwar müssen wir auch dieser Dichtung den Vorwurf machen, daß sie stellenweise an zu zweifelhaftem Byron'schen Halbdunkel leidet, im ganzen aber bekundet sie, wie auch einzelne Erzählungen, einen Fortschritt Gottschall's zu größerer Einfachheit und Klarheit, zu welchem wir diesem als Talent wie als Charakter gleich achtungswerthen Dichter nur Glück wünschen können.

Die erste Auflage der Gedichte von Karl Gottfried von Leitner ist bereits im Jahre 1825 erschienen, und wir haben es nun mit einer so vermehrten und verbesserten Auflage zu thun, daß wir sie wesentlich als eine ganz neue Erscheinung betrachten können und es für Pflicht halten, ihr wenigstens einige Worte zu widmen. Ritter Leitner zu Graz gehört nicht der modernsten Richtung an; seine Empfindungen und Gefühle sind die einfachsten und primitivsten, und wenn auch zuweilen melancholisch gefärbt, doch frei von jener Zerrissenheit und jenem tiefen Ungenüge, wie sie gegenwärtig an der Tagesordnung sind. Er ist gläubigen Gemüths; er fragt, warum diejenigen, welche das „All" oder das „Ich" zu ihrem Gott erdacht haben, doch zu diesem Gott nicht beten können, und er fährt fort:

O, laßt am alten treuen Gott mich halten,
Zu dem ich hoffend darf die Hände falten,
Und Vater rufen, wie ein Kind es ruft.
Der all mein Haar gezählt und jede Zähre,
Der gegen Tod und Teufel steht zur Wehre,
Und siegreich auffprengt meine Todtengruft.

Das Vollendetste, was Leitner geleistet hat, befindet sich überhaupt vielleicht unter seinen Sonetten, von denen wir noch folgendes als eine weitere Gesinnungsdarlegung des Dichters anführen:

Die Menschen laufen stumpf nach ihren Flittern
Und Lüsten, mag die Erd' auch fiebrisch kranken,
Sie sehen blinden Augs die Felsen schwanken,
Und glauben nicht, daß, Herr! sie dir erzittern.

Du machst des Erdballs Rinde bersten, splittern,
Nicht ihres Herzens Kruste; bringst zum Wanken
Die Berge, nicht den starren Fluchgedanken,
Der rings sie läßt nur blinden Zufall wittern.

Erschrock'ne Fürstenburgen, Königsstädte,
Sie stürzen hin, demüthig dir zu Füßen,
Doch nicht, die drin geschwelgt in Wahngenüssen.

Du kannst der Andes ew'ge Riesenkette,
Ein Weltgebäud' in wüste Trümmer schütteln,
Doch nicht ins Leben jene Todten rütteln.

Recht zart ist folgendes Sinngedicht:

Grabblümchen.

Auf deinem Grabe sind
Lenzblümchen neu erschienen.
Ach, komm herauf, mit ihnen
Zu spielen, liebes Kind!

Etwas Eigenthümliches hat das Gedicht „Der Dampfwagen", welches beginnt:

Da braust er herauf
Mit Höllenschnauf,
Mit qualmendem Rachen,
Der jüngste der Drachen.
In seines Durstes Wuth
Verzehrt er alle Flut,

Digitized by Google

In seines Hungers Qual
Frißt er Waldberge kahl,
Bückt nach Fraß er hinab
Gestoß in der Urwelt Grab,
Schlingt er gierig hinein
Jahrtausendaltes Gestein —
Du ehernes Ungeheuer!

Der Dichter fragt weiter:

Doch, unheimliches Wesen du!
Das mit Tausend und Tausenden
Rasch Verbeißsausenden
Hinstigt im Gedankenrun,
Sieh' Liebe! Haß' an! Haß' an!
Wen führt dein Zaubergespann?
Ist's Lieb' und Versöhnung?
Oder Haß und Verhöhnung?
Ist's Völkerbeglückung?
Oder Noth und Bedrückung?
Ist's Frieden oder Krieg?
Ist's Schmach oder Sieg?
Ist's Segen oder Aechtung?
Ist's Freiheit oder Knechtung?
Sieh', o löse die Zweifel!
Sind's Engel oder Teufel?
Wen bringst du in zahllosen Scharen
Von Pol zu Pol gefahren? u. s. w.

Aber es wird ihm keine Antwort:

Doch meinen Fragen taub,
Mit stolzem Geschnaub
Stobst du scheu
Im Sturm davon;
Und ich steh' in der Nacht allein,
Nachstaunend der Kraft,
Die die Welt umschafft,
Die Menschheit auf Leben und Tod hinein
Ins Dunkel der Zukunft rafft.

„Und ein Narr wartet auf Antwort!" sagte schon Heine.

Die Präcision, welcher man in diesen Gedichten und namentlich in den Sonetten fast durchweg begegnet, findet man nicht immer in Leitner's eigentlich lyrischen Stücken und in seinen Balladen und Romanzen. Zwar hat er den Grundton der Ballade glücklicher getroffen als die Dichter, die wir vor ihm besprachen, namentlich in seinen Balladen nach schottischem und altskandinavischem Muster; auch sind die Stoffe, was für seinen dichterischen Instinct zeugt, meist glücklich gewählt, doch vermissen wir in der Mehrzahl derselben, bei allem glücklichen und energischen Detail, Geschmack und künstlerische Durchbildung. Manches ist wahrhaft abstoßend, z. B.:

Er reibt sich heftig die Stirne,
Und krümmt sich, der arme Tropf!
Und hat er Krämpf' im Gedärme,
Wie, oder Fratzen im Kopf?

Auch in der Ballade „Ritter Weißeneck" stoßen wir zu unserm Schrecken auf „kalt Gedärme" und gleich darauf auf folgende Stelle:

Roß ab! Daß dies Getröse
Der Böse
Nicht wärm' im Höllenbrand!

Andere gelungene, wie „Jung Ehrich und schön Elsse" mit dem Kehrreim: „Hier unter den grünen Kirchhofs-linden", „König Hakon's letzte Meerfahrt", „Der Freiherr und der Schreiner" u. s. w. würden wir gern mittheilen, wenn uns nicht unbequeme Raumrücksichten geböten, diesem Vergnügen zu entsagen. Mit der neuern Balladenpoesie überhaupt theilt übrigens der Verfasser das Verdienst, manche bisher unbekannten interessanten Sagen, die in irgendeinem Winkel vergessen schlummerten, aufgefunden und gerettet zu haben. Im ganzen können wir auch diesen Dichter wegen seines liebenswürdigen Gemüths und seiner soliden Lebensanschauungen den intimern Freunden deutscher Lyrik empfehlen.

Hermann Marggraff.

Ueber das Leben der Seele.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus. Zweiter Band. Berlin, Schindler. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem ersten Band dieses in Form und Inhalt gleich empfehlenswerthen Werks haben wir bereits in Nr. 43 d. Bl. f. 1856 unsere Anerkennung gezollt; der vorliegende zweite Band hat darauf in nicht geringerm Maße Anspruch. Er enthält drei verschiedene Monographien, nämlich 1) „Geist und Sprache", 2) „Der Takt" und 3) „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste". Die erste beweist sich also vorzugsweise im intellectuellen, die zweite im praktischen, die dritte im ästhetischen Gebiet des Seelenlebens. Alle drei Abhandlungen zeichnen sich durch eine feine und tief eingehende Erfassung des darin erörterten Objects aus und geben über die zur Sprache gebrachten Fragen eine Fülle theils befriedigender Aufschlüsse, theils anregender Ansichten, für die bedeutendste, nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach, müssen wir jedoch die erste derselben erklären, und auf diese wollen wir daher auch zunächst und vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken suchen. Die Aufgabe derselben besteht, wie schon die Ueberschrift andeutet, in einer Darlegung der zwischen Geist und Sprache bestehenden gegenseitigen Beziehung, d. h. es soll darin einerseits die Entwickelung des Geistes zur Sprache hin, sein Verhalten in derselben und seine eigene Fortbildung durch sie, andererseits der Ursprung, die Existenz und die Wirkung der Sprache im Geiste zur Erkenntniß gebracht werden. Nach einer Reihe einleitender und vorbereitender Gedanken behandelt der Autor sein Thema in fünf verschiedenen Kapiteln und bespricht demnach zuerst die „Wechselwirkung zwischen Seele und Leib", sodann den „Ursprung der Sprache", hierauf die „Erlernung und Fortbildung der Sprache", danach den „Einfluß der Sprache auf den Geist", und endlich die „Congruenz von Geist und Sprache und das Verhältniß".

Im ersten dieser Kapitel kommt, wie man sieht, die brennendste der heutigen Tagesfragen zur Erörterung, zwar nicht in ihrer Allgemeinheit, aber doch in einer ihrer wichtigsten und dunkelsten Partien. Der Autor ist nach seinem eigenen Bekenntniß im ersten Bande seines Werks der Gegner als Anhänger des Materialismus; die Seele ist ihm daher nicht blos ein Product, das Denken, Fühlen und Wollen nicht blos eine Eigenschaft oder Thätigkeit der Materie, sondern ein Wesen von ursprünglich selbständiger, obwol im lebendigen Organismus mit dem Leib in engster Wechselbeziehung stehender Existenz. Trotzdem besteht nicht der geringste Vorzug seiner Untersuchung gerade darin, daß er bei der Betrachtung des in der Sprache zwischen Leib und Seele stattfindenden Wechselverhältnisses mit vollständiger Unbefangenheit und Sorgfalt auch die Resultate der bisher vorzugsweise vom Materialismus ausgebeuteten physiologischen Untersuchungen berücksichtigt und sie nicht minder als die Ergebnisse der eigentlich psycholo-

Digitized by Google

gischen Beobachtungen als Grundlagen für seine Entwickelungen benutzt. So ist ihm in Anerkennung des Gegensatzes von sensibeln und motorischen Nerven alle Verbindung der geistigen Thätigkeit mit der leiblichen zwiefacher Art, nämlich entweder receptiv oder productiv, denn es werde entweder vermittelst der Sinnesorgane etwas von außen aufgefaßt, oder es werde vermittelst der Bewegungsorgane nach außen gewirkt und gehandelt. In Betreff der receptiven Geistesthätigkeit erkennt er an, daß für sie der Anfang in den meisten Fällen in den Sinnesorganen liege, ja er spricht es aus, daß alle Seelenthätigkeit durch das Medium der Sinnlichkeit hindurchgehe, von dem ersten Aufnehmen des Objectiven bis zur höchsten Erscheinung und Manifestirung des Innern, des Subjectiven. Dabei ist er aber weit entfernt, den Antheil der Seele bei der Auffassung der durch Reizung der Sinnesorgane in ihnen erzeugten und ihr dargebotenen Bilder im alten sensualistischen Sinne als eine durchaus passive Receptivität anzusehen. Die Seele ist ihm ebenso wenig eine „bloße, theoretische Spiegelfläche, auf welcher die von außen gegebenen Bilder widerstrahlen", als eine „freie malerische Kraft, welche Bilder von den Dingen entwirft". Vielmehr besteht nach ihm auch die einfachste innere Anschauung eines äußern Dinges aus einem zwiefachen Proceß der Seele; der erste ist ihm „jener ursprüngliche Eindruck, welchen die Seele von der durch die Sinnesempfindung vermittelten Berührung mit der Außenwelt empfängt", der zweite „die innere Anschauung dieses empfangenen Eindrucks oder die Erhebung desselben ins Bewußtsein". So einfach sei aber der geistige Proceß bei der Auffassung höchst selten oder niemals; in der Regel werde vielmehr jede Perception von einer Apperception begleitet und ergänzt, d. h. es werde das von außen kommende Bild nicht blos in das Bewußtsein überhaupt, sondern zugleich in die Reihe der bereits vorhandenen und in der Seele befindlichen Vorstellungen aufgenommen, und indem diese durch die neu eintretende Vorstellung nach dem Gesetze der Reproduction mit in das Bewußtsein gerufen würden, dienten sie dazu, die neu eintretende selbst zu vervollständigen und zu berichtigen. Der Bedeutung, welche die Apperception innerhalb der geistigen Thätigkeit besitzt, widmet der Verfasser mit Recht eine näher eingehende Erörterung, und es gelingt ihm, aus ihr und durch sie über eine Masse psychologischer Erscheinungen helleres Licht zu verbreiten.

Bei Erörterung der productiven Geistesthätigkeit hebt der Verfasser damit an, zu zeigen, daß die Bewegungen des Körpers ursprünglich nicht der Erfolg einer freien, bewußten und absichtlichen Einwirkung des Geistes sind, sondern theils die dem Organismus einwohnenden Erregungs- und Bewegungsgesetze selbst, theils die unbewußte und unwillkürliche Einwirkung der Seele zur Ursache haben. Er charakterisirt somit der Reihe nach die verschiedenen Arten der Resterbewegungen, z. B. die rein natürlichen, wie Athmen, Schlingen, Husten, Erbrechen, Niesen u. s. w.; die begleitenden, d. i. durch Seelenzustände vermittelten, wie Lachen, Weinen, Erröthen u. s. w.; und endlich die nachahmenden, wie Gähnen, unwillkürliches Gesticuliren u. s. w.; bespricht sodann die sogenannten Mitbewegungen (wie die unwillkürliche Schließung oder Verengerung des rechten Auges, wenn wir auch nur das linke schließen wollen), und verweilt endlich länger bei den Associationsbewegungen, die aus der Neigung hervorgehen, zwei Bewegungen, die einmal oder mehrmals rein zufällig in Verbindung miteinander auftraten, auch in der Folge miteinander zu verbinden.

Nach diesen Erörterungen über die receptive und productive Thätigkeit des Menschen überhaupt wendet sich dann der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema. Hier macht er es sich zunächst zur Aufgabe, mit aller Klarheit und Evidenz die Ueberzeugung zu begründen, wie sehr alle Sprachthätigkeit und um wie viel mehr die ursprüngliche Sprachschöpfung auf unwillkürlichen organisch-psychischen Thätigkeiten beruht und wie eng die Grenzen des Absichtlichen und Willkürlichen sind. Dies werde leicht verkannt. Für den schon bis zum Selbstbewußtsein entwickelten, mit Bewußtsein beobachtenden und mit Absicht handelnden Geist sei gleichsam das Auge ein Teleskop, das Ohr ein akustischer Apparat, die Hand ein Instrument, ein Hebel u. s. w., dergestalt, daß wir sie unsern Zwecken gemäß stellen und bewegen könnten. Ebenso scheine beim Sprechen eines erwachsenen Menschen auf den ersten Blick alles rein willkürlich herzugehen. Der Mensch habe einen bestimmten Gedanken, er wolle ihn aussprechen, er wähle nach Belieben die angemessenen Worte und bringe sie willkürlich hervor; es scheine also, als ob Absicht und Willkür die Organe bewege. Dem sei jedoch nicht ganz so. Ursprünglich sei der Zusammenhang zwischen Leib und Seele ein rein unbewußter; der Leib sei ein psychisch-organischer Mechanismus, der sich blos nach eigenen Gesetzen und durch eigene Kräfte in Bewegung setze. Und selbst in den höhern Entwickelungsstadien sei die Mitthätigkeit des Bewußtseins und Willens weit geringer und beschränkter, als man gewöhnlich annehme. So namentlich beim Sprechen. Von sämmtlichen redenden Menschen wisse kaum eine unendlich geringe Minderzahl, mit welchen Sprachorganen sie diese oder jene Sprachlaute hervorbringe; wer dies aber wisse, wisse wenigstens nicht, auf welche Weise und durch welche motorische Nerven er diese Organe in Bewegung setze; und selbst der kenntnißreichste Physiolog wisse noch nicht genau, in welcher Weise er die Stimmbänder einstelle, die Stimmritze öffne und schließe, wenn er diesen oder jenen Laut hervorbringe.

„Wie aber", fragt nun der Verfasser, „ist es einem Menschen möglich zu sprechen, seine Sprachorgane in Thätigkeit zu versetzen, wenn er nicht weiß, welche Organe und auf welche Weise er sie in Bewegung bringen soll? Gesetzt man führt einen, der die musikalischen Noten kennt, aber nur von ihrer Anwendung bei Streichinstrumenten her, an das Klavier, das er nie gesehen und dessen Einrichtung er, wie alle Tastatur überhaupt, nicht kennt; man legt ihm die Noten hin und sagt: spiele! wird er es im Stande sein? Wie und woher ist nun der Mensch im Stande, da er nur die Noten, d. h. die Wortlaute, welche er hervorbringen will, kennt, aber nicht die Einrichtung seines Organismus, diesem die entsprechenden Töne zu entlocken?" Die Antwort des Verfassers lautet: „Dadurch, daß er sie denkt!" Denn zwischen der Vorstellung des Wortes, d. i. dem innern Bilde von der bestimmten Lautmasse, und den Organen, welche diese hervorzubringen vermögen, finde eine solche Verbindung statt, daß das Wort, wenn es in der Seele gedacht, von dem Organismus auch hervorgebracht werde. Die Willkür beim Aussprechen eines Gedankens beschränke sich also darauf, daß man die Wörter, in die er zu fassen sei, in der Absicht, sie auszusprechen, denke; der Proceß dagegen, vermöge dessen sich an dies Denken der Wörter auch ihre Lautwerdung anschließe, sei das Werk nicht unserer Willkür, sondern der zwischen Lautvorstellung und Lauterzeugung stattfindenden, ohne unser Zuthun gegebenen, unwillkürlichen und nothwendigen Verbindung. Das Denken der Lautvorstellung sei sonach mit dem Berühren der Tasten beim Klavierspiel zu vergleichen; sobald dies geschehen, erfolge lediglich infolge des mechanischen Zusammenhangs der Taste mit den Seiten der beabsichtigte Ton, und ebenso nach dem Denken der Wortvorstellung rein vermöge des organisch-mechanischen Zusammenhangs dieser Vorstellung mit den motorischen Nerven und Sprachorganen der beabsichtigte Sprachlaut.

Hiernach wendet sich der Verfasser zur Frage über den „Ursprung der Sprache". Natürlich ist dem Verfasser die Sprache nicht etwas dem Menschen von Gott fertig Anerschaffenes, sondern etwas aus und an dem Menschen sich Entwickelndes. Er sucht also hier zu ergründen, wie man sich ihre Entstehung aus dem Urmenschen, ihr Hervorgehen aus einem vorsprachlichen Zustande zu denken habe. Als diesen vorsprachlichen Zustand betrachtet er diejenige Culturstufe, in welcher der Mensch noch keine andern Laute hervorbringt als

Digitized by Google

die bewußt- und willenlos, lediglich durch Reflexbewegungen hervorgebrachten Gefühlsausdrücke oder Interjectionen. Sie sind ihm die ersten und nothwendigen Wirkungen, welche aus dem Wechselverkehr des menschlichen Organismus mit der Außenwelt hervorgehen. Als die unterste Form der Auffassung der Außenwelt setzt er das Gefühl an, durch welches man noch keiner bestimmten, gegenständlichen Affectionen, sondern nur der im Organismus dadurch erzeugten Zustände und zwar in unbestimmter oder wenig ausgeprägter Form inne wird. Erst wenn man sich in und mit dem subjectiven Zustande auch des ihn erweckenden äußern Reizes und seiner Einwirkung auf einen bestimmten Sinn (Gesicht, Gehör u. s. w.) bewußt wird, gestaltet sich das Gefühl zur Empfindung, und erst wenn zusammengehörige Reize und Empfindungen als zusammengehörig aufgefaßt, zu einem Complex von Reizen und Empfindungen vereinigt werden, erhebt sich die Empfindung zur Anschauung, deren Object nicht mehr ein einzelner Reiz, sondern ein Ding, ein Gegenstand ist. Alle diese Stufen der geistigen Entwicklung sind nach dem Verfasser nur Thätigkeitsäußerungen der Perception und als solche schon im vorsprachlichen Zustande möglich. Bis hierher gelangt auch das Thier, und wäre der Mensch hier stehen geblieben, so würde auch er sich mit bloßen Gefühlsausdrücken, rein reflectorischen Lauten begnügt haben. Wie gelangt nun aber der Mensch weiter? Wie gelangt er namentlich von den bloßen Sprachelementen zur Sprache? Es geschieht nach dem Verfasser dadurch, daß die Seele gleichzeitig mit einem Gefühl, einer Empfindung, einer Anschauung auch den in nothwendiger und entsprechender Form darauf antwortenden reflectorischen Laut hervorbringt und daß für sie dem durch die Sachanschauung und die Lautanschauung, der Eindruck und der Ausdruck der Bedeutung nach eins, zu zwei correspondirenden, fließenden Lautgesten, welche dem Auge und Ohr gleichmäßig wahrnehmbar werden. So erhalten die ursprünglich nur subjectiven Interjectionen eine objective Bedeutung, sie werden zu Zeigern und Bertern der Anschauungen und der sie bewirkenden Gegenstände, und eben hierdurch werden sie zur Sprache. Das vollständige Bild der Verbindung von Seele und Leib in der Sprachschöpfung ist also nach dem Verfasser kurz dieses: „Die Seele empfängt durch die Sinnesorgane einen Eindruck und bildet eine Anschauung von einem Dinge; diese Anschauung der Seele äußert sich in einer Bewegung des Organismus, welche einen Laut bildet; dieser Laut macht wiederum einen Eindruck auf die Seele und sie bildet eine Anschauung von diesem Laut; mit dieser Anschauung äußert sich die Dinganschauung und die reflectirte Bewegung, sodaß auf die innere Anschauung in der Seele auch die äußere Lautzeugung im Organismus erfolgt."

Schon aus dieser skizzenhaften Mittheilung wird man erkennen, mit welcher psychologischen Feinheit und mit wie sorgfältiger Benutzung der physiologischen Forschungen der Verfasser die Frage über den Ursprung der Sprache behandelt und weiter gefördert hat. Nur über zweierlei scheint er uns noch zu flüchtig hinweggegangen zu sein; einmal über den speciellern Nachweis des natürlichen nothwendigen Causalzusammenhangs der einzelnen bestimmten Laute (Interjectionen) mit den sie erzeugenden verschiedenen Anschauungen; sodann über die Bedeutung, welche nicht blos die in dem Ohr vernehmbaren Laute, sondern auch die sie erzeugenden Bewegungen der Sprachwerkzeuge für die Sprachschöpfung haben. In erster Beziehung sagt er zwar, es sei als eine allgemeine Thatsache anzunehmen, „daß jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein werde", und er erkennt hiermit einen nothwendigen natürlichen Causalnexus, eine unmittelbare Analogie und Correspondenz der verschiedenen Laute mit den verschiedenen Empfindungen an; aber er thut es doch blos im allgemeinen und dringt nicht bis zu der Ansicht vor, daß die einzelnen Laute und die ursprünglichern Lautcombinationen schon als solche eine bestimmte Bedeutung, d. h. ein ideales und reales Etwas in sich haben müssen, was bewirkt, daß gerade sie und keine andern als Reflexe und Antworten auf diese oder jene Eindrücke hervorquellen, daß ihnen also ihre Bedeutung von der Seele nicht beigelegt, sondern vielmehr aus ihnen nur vernommen, nur erkannt wird, daß sonach die Laute die wirklichen Widerhalle, die auf ihrem Durchgange durch die Seele erst vergeistigten und dann in akustischer Form wieder versinnlichten Abbilder der Erscheinungen selbst sind. Im Folgenden bringt der Verfasser allerdings mehreres vor, was beweist, daß auch er diese Ansicht hegt; aber im ganzen geht er auch hier mehr auf die allerdings dabei mitwirkenden Zufälligkeiten, als auf die inmitten dieser Zufälligkeiten sich aufrecht erhaltenden Gesetze ein. Das den zweiten Punkt, die Bedeutung der Sprachorgansbewegungen als solcher betrifft, so scheint mir hierauf die psychologische und physiologische Sprachwissenschaft überhaupt noch viel zu wenig ihr Augenmerk gerichtet zu haben. Gerade in den Sprachwerkzeugen, namentlich in der Zunge und den Lippen, treten diejenigen Reflexbewegungen, welche der Verfasser nachgewiesen genannt hat, besonders lebhaft hervor, zumal bei dem im Naturzustande befindlichen Menschen. Unwillkürlich begleitet er seine Gefühle und Anschauungen mit einem Zungen- und Lippenspiel, welches dieselben so gut als möglich mimisch nachzubilden sucht. Dieser Bewegungen wird sich aber die Seele nach und nach nicht minder bewußt wie der damit verbundenen akustischen Laute, es wird daher auch sie mit den Anschauungen der Bedeutung nach identificiren, und es wird mithin die Entstehung der Sprache nicht blos aus einer Deutung und Auslegung der Laute, sondern auch aus einer Interpretation der Sprachorgansbewegungen selbst zu erklären sein. Diese Bewegungen sind ja, der deiktische, demonstrative Charakter, der im d, t und ihren nächstverwandten Lauten liegt, weit merklicher in der zur Bildung dieser Laute nothwendigen, die Zungenspitze nach einem bestimmten Punkt vorstreckenden Zungenbewegung, als in dem akustischen Klange dieses Lautes aus, und daraus erklärt es sich auf das einfachste, daß fast sämmtliche Pronomina und Verba von demonstrativer Bedeutung in ihren ursprünglichen Formen einen derartigen Laut zum Anlaut haben.

In der weitern Verfolgung der Sprachentwickelung unterscheidet der Verfasser drei verschiedene Stufen: 1) die pathognomische (Interjection als Ausdruck des Gefühls); sie ist sprachlicher Bedeutung erhoben ist); 2) die nomatopoetische Stufe (Lautnachahmung, allgemeine Nachbildung u. s. w.); 3) die charakterisirende Stufe (übertragende und ableitende Wortschöpfung, Bollendung des Sprachsystems, Bildung der Grammatik u. s. w.). Auch hier — wie in den folgenden Abschnitten worin er das Externen der Sprache durch die Kinder und die Fortbildung der Sprache in historischer Zeit, sodann den Einfluß der Sprache auf den Geist, ihren Einfluß auf die Fixirung, Consolidirung und Bereicherung des Denkinhalts, auf ihre Mitwirkung bei der Bildung von Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, Schlüssen u. s. w. und endlich die Einwirkung von Geist und Sprache, sowie andererseits auch die zwischen ihnen bestehenden Differenzen, ihre Incommensurabilität u. s. w. bespricht — hat der Verfasser einen nicht minder reichen und wohlgeordneten Schatz treffischer, tief eindringender Beobachtungen über alles, was die psychologische Bedeutung der Sprache betrifft, niedergelegt, jedoch können wir ihm hier ins Einzelne nicht weiter folgen und bemerken nur noch bezüglich der Darstellung, daß sich dieselbe bei aller Feinheit, mit welcher der Verfasser Seelenzustände und Begriffe zergliedert, doch nirgends ins Abstruse verliert, sondern immer frisch, concret, anschaulich bleibt. In der Herangiehung und Auslegung von Beispielen hätte er wol hier und da noch glücklicher sein können; man merkt ihm hier an, daß ihm das Material der Sprachforschung nicht in seiner vollen Weite und Breite zu Gebote steht; aber hierdurch wird der Werth seiner psychologischen Beobachtungen durchaus nicht beeinträchtigt und es würde eine alberne Süffisance der Sprachgelehrten von Fach sein, wenn sie um einzelner, hier nur nebensächlicher Irr-

Digitized by Google

thümer wollen die Bedeutung der vorliegenden Schrift für die philosophische Erfassung der Sprache verkennen oder unterschätzen wollen.

Nicht ganz so hoch vermögen wir den Werth — wir meinen das wissenschaftliche Endergebniß — der beiden folgenden Aufsätze anzuschlagen, so reichhaltige und anerkennungswerthe Beiträge sie auch zur Lösung der in ihnen behandelten Fragen sind. Im ersten derselben, welcher eine Untersuchung über den „Takt" enthält, erörtert der Autor zunächst die Bedeutung, d. i. die thatsächlichen Bestandtheile des Taktes, sodann aber die Entstehung, d. i. die psychologischen Ursachen und Bedingungen desselben. Als die Bestandtheile des Taktes bezeichnet er drei: allseitige Aufmerksamkeit auf das ganze jedesmalige Object der Betheiligung; eine gewisse Berücksichtigung allgemeiner, sittlicher und ästhetischer Ideen, und die Fähigkeit, mit Leichtigkeit die Mittel zur Anwendung dieser Ideen zu finden. Als die psychologische Grundbedingung des taktvollen Betragens gilt ihm eine unbewußte, gleichsam dämonische Seelenthätigkeit, welche jene drei Elemente des Taktes (die allseitige Aufmerksamkeit, die Berücksichtigung der Ideen und die leichte Anwendung derselben) zur Erscheinung bringt, auch ohne sich im Momente des Handelns der bestimmenden Gründe bewußt zu sein. Sofern es sich blos um eine nähere Darlegung dessen handelt, was man unter Takt versteht, ist die Arbeit des Verfassers vortrefflich, bedeutend ist sie, wo er nach der Herbart'schen Theorie über die gleichzeitige Anwesenheit verschiedener, sich gegenseitig hemmender und darum mehr oder weniger unklarer Vorstellungen in der Seele handelt. Als eine befriedigende Erklärung des Taktes können wir jedoch diese Auseinandersetzung nicht betrachten. Was er als Erklärung, als Bedingung und Ursache des Taktes bezeichnet, ist eben auch nur ein Element, ein Bestandtheil desselben, welcher gerade am meisten einer Erklärung bedarf. Sobald man irgendeine Erscheinung auf etwas Unbewußtes zurückführt, tritt sogleich das Bedürfniß nach einer physikalischen Erklärung ein oder auch nach einer metaphysischen. Auf beide läßt sich der Verfasser nicht ein; er hat uns also nur so weit gebracht, daß wir deutlicher als früher erkennen, daß der Takt in einem für uns noch unerklärlichen Grunde wurzelt.

Im dritten Aufsatz, welcher die „Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" behandelt, ist die erste Abtheilung, welche zeigt, daß Trennungen der Malerei und Musik nicht gleichzeitig genossen werden können, von ungemeiner Schärfe der Entwicklung und schlagender Ueberzeugung. An den folgenden Abschnitten ist der Verfasser zu aphoristisch, zu sehr im Tone gelegentlichen Raisonnements verfahren, als daß seine Ansichten die volle wissenschaftliche Schwere hätten. Nichtsdestoweniger treffen sie in der Regel das Rechte, und verdienen von seiten derer, die mit der Kunst und namentlich der Benutzung der verschiedenen Künste zu gemeinsamen Zwecken in praktischer Weise zu thun haben, gar sehr der Beachtung.

Adolf Seising.

Ein Sittenbild aus den letzten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs.

Der Buchenhof. Ein Roman von Ludwig Rosen. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

So einfach und anspruchslos geschriebene Bücher, wie das vorliegende, singen an in Deutschland zu den Seltenheiten zu gehören. Zwar bemühen sich zahlreiche und namhafte Federn, den sogenannten Salonromanen gegenüber, deren wir etwas müde geworden sind, den populären Erzählungston in Dorfgeschichten und Handwerkernovellen zu Ehren zu bringen, und den Jeremias Gotthelf, Auerbach, Ring, Riehl und Hoitei haben sich selbst Männer wie Freytag und Rügge in dieser Richtung angeschlossen; aber da dies mit der Prätention geschieht, eine neue Kunstgattung zu begründen und einen neuen Stil zu erfinden, so schlägt die Sache meistens, wider ihren Willen, gerade in eine Künstlichkeit um, die nur ausnahmsweise befriedigt, im allgemeinen aber — indem sie den eigenen innern Widerspruch nur oberflächlich verkleidet — entschiedenes Mißbehagen und Opposition hervorruft. Der wahrhaft populäre Erzählungston und die Sprache unserer romantischen Dorfbewohner und Handwerker haben durchaus nichts miteinander gemein, wie dies bei dem Mangel sprachlicher Ausbildung in den niedern Volksschichten und den Forderungen der Kunst in unserer Literatur gar nicht anders sein kann. Eher ließe sich eine französische Dorfgeschichte denken als eine deutsche, wie denn George Sand in dieser Hinsicht vortreffliche Muster, unter welchen wir nur „La mare du diable" nennen wollen, aufgestellt hat. Der populäre Erzählungston bedingt die größte Einfachheit des Gedankens und demjenigen Ausdruck, der diesen Gedanken am unmittelbarsten wiedergibt; er bedingt aber außerdem auch die Einfachheit und Natürlichkeit der Begebenheit, und in beiden Beziehungen gehen unsere Dorfgeschichten und Handwerkernovellen vollkommen fehl. Dagegen fehlt es an Mustern wirklich populären Erzählungsstils keineswegs und beispielsweise mögen Holtei's „Vagabunden" und theilweise auch sein „Christian Lamysel" eben hierin ihren wahren Werth und ihre eigentliche Bedeutung haben. Den Unterschied aber zwischen diesen Erzählungen und Auerbach's Dorfgeschichten wird jeder, der für das Naive und für die ihrer selbst unbewußte Grazie offenen Sinn hat, leicht erkennen.

Es würde uns zu weit führen, diesen Unterschied hier zu zergliedern oder im einzelnen nachzuweisen; es genügt, daß der unmittelbare und sprachlich ganz natürliche Ausdruck einfacher Empfindung und einfacher Ereignisse nur als das Charakteristische des populären Erzählungstons zu gelten hat. In diesem Tone ist nun der vorliegende Roman „Der Buchenhof" mit ungemeinem Glück und vollem Erfolge durchgeführt. Die Geschichte Max Stern's, der als entwichener Klosterschüler vor uns auftritt und als furchtandenburgischer Generallieutenant von uns Abschied nimmt, hat viel vom Zopff an sich, einem Zopff, mitten unter der wüsten Scenerie des Dreißigjährigen Kriegs. Diese schwere Aufgabe ist dem Verfasser vor allen Dingen leicht geworden, und dies eben gewährt dem Leser die ungewöhnliche Befriedigung, die er empfindet. In der allereinfachsten Weise führen die Ereignisse, die selbst meistens ganz natürlich und ungesucht sich zu diesem Zweck verbinden, zu den Umschwüngen im Leben des Helden und der neben ihm auftretenden Personen. Es kann eben gar nicht anders sein, als so, wie uns der Verfasser mittheilt; denn diese Ursachen müssen diese Wirkungen haben. Dabei muß es den Leser gewinnen, daß in den Verwickelungen dieser Erzählung jede gute That ihren Lohn, der böse Wille aber stets auch seine Strafe und zwar unmittelbar und in allernächster und nothwendigster Folge empfängt: eine poetische Gerechtigkeit, die, weil sie vollkommen faßlich ist, sich wesentlich populär erweist und von dem Kinde und dem Volke vor allem geliebt und gefordert wird, wie uns seine Vorliebe für das Märchen bekundet. Die poetische Gerechtigkeit unserer Kunstromane nämlich ist dem Volke meistens zu verwickelt, zu hoch für seine Fassung; That und Folge fallen zu sehr auseinander; ja, dieser Umstand zumeist ist es, was die Jünger der dorfgeschichtlichen Schule nicht populär werden läßt. Im „Buchenhof" nun bilden That und Folge gleichsam eine untrennbare Einheit, und wenn der Buchenmeister z. B. den bezwungenen Sünder Kattenfriecken pardonnirt, weil er meint, der Keim des Guten könne noch noch in dem bösen Menschen stecken, so sind wir sicher, daß ihm dies zum Heil gereichen muß. Vielleicht zeigt diese Bemerkung deutlicher als alles andere, was wir unter wahrhaft populärem Stil verstehen.

Die Erzählung spielt in Westfalen und ist recht eigentlich ein westfälischer Lokalroman aus der letzten Epoche des Dreißigjährigen Kriegs. Die Landschaft Westfalen rühmt sich mehr als andere, eine rein deutsche zu sein, von Slawen, Hunnen, Wenden, Serben und andern Nachbarstämmen we-

Digitized by Google

niger berührt als ein großer Theil unsers sonstigen Vaterlandes. Die urgermanischen Verhältnisse, wie sie ja schon Tacitus schildert, die zerstreuten Höfe und das Freisassenthum der Sachsen haben sich hier bis in die jüngste Zeit hin reiner und kenntlicher erhalten als irgendwo sonst; es sind nun diese Landverhältnisse, die der Verfasser wie ein fesselndes Idyll mit großer Vorliebe in dem ersten Theile seiner Erzählung uns ausmalt. Er schildert uns den Hofbau des freien Erbsassen, der ohne andern gebräuchlichen Namen von seinem Hofe nur der Bischenmeier heißt: eine friedliche, aber derbe und tüchtige Natur, ein echter Freibauer, der trotz seiner Friedliebe doch seinen Stolz hat. Diese Schilderung gleicht in ihrer Farbenwärme und Innigkeit einem Ruisdael'schen Gemälde. Bei dem Buchenmeier nun findet Mar Stern, der ältermüde Flüchtling aus der Klosterschule zu Paderborn, wo er zum römischen Kaplan erzogen werden soll, eine Zuflucht, nachdem er zuvor von einem kriegerischen Bauerburschen, Speck mit Namen, eine Zeit lang in dessen von Sandhügeln erbauter kleiner Festung vor den Verfolgern sicher gestellt war. Hier schließt er nun den dichten Schutzbund da, wird ein Sohn der Natur, der das römische Wesen verabscheut, erlangt des alten Hofherrn und seines Töchterchens Marie volle Gunst und rettet beide bei einem räuberischen Ueberfall liguistischer Soldner, welche endlich von den Schweidschen besiegt und verjagt werden. Dieser Vorgang, mit fesselnder Zeichnung dargestellt, entscheidet über den Helden. Bergluft sucht ihn der treffliche Meier zurückzuhalten, indem er ihm selbst die Hand des theuern Kindes geiobt: Mar wird ein Streiter für die protestantische Sache. Die Kriegsereignisse fordern den jungen Verbandt'schen Dragoner rasch zum Offizier; bei einem Kampfe in der Nähe des Buchenhofs schwer verwundet, nimmt er als Major seinen Abschied aus schwedischem Dienst und lebt nun wieder als Landmann auf dem Hofe, verheirathet sich mit der Tochter des Meiers und beerbt ihn bei seinem Tode. Dies zweite Idyll seines Lebens unterbricht der Besuch eines Fremden, der das nahe Schlachtfeld zu sehen kommt und in dem wir schleicht den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg erkennen, welcher von den dreisten und verständigen Antworten des seltsamen Bauern angezogen ihn für seinen Dienst wirbt und den Major Breitenbach — denn es hat sich inzwischen ergeben, daß Mar Stern dieser Familie angehört — zum Regimentschef und Drosten von Bentheim-Steinfurt macht. Aber hat diesen Ruf angenommen, weil er erkennt, daß in diesem Herrn die „rechte Natur zum Fürsten" steckt und zwar zu einem deutschen Fürsten. Der Krieg ist nun beendet. Nach der Schlacht von Fehrbellin aber, als Brandenburg und Oesterreich sich zu gemeinsamen Zwecken verbanden, fand im Schlosse zu Berlin zwischen den beiderseitigen Heerführern eine Zusammenkunft statt. Der greise Feldmarschall Derfflinger führte den kaiserlichen Feldmarschall Grafen Speck einem General zu, der allein stand; er sagte: „Es ist mir eine Freude, Herr Graf, Euch den Generallieutenant Stern von Breitenbach vorzustellen. Wir drei gleichen einander in unsern Schicksalen. Ihr, Herr Graf, seid unter dem Strohdach eines westfälischen Bauernhauses geboren; ich habe lange die Schneiderelle geführt, eh' ich zum Degen griff und dieser unser wohlverdienter, im besondern Ansehen stehender General ist, obwol von adelicher Geburt, doch lange Zeit hinter dem Pflug herzugehen." „Grimmer Ihr Buch, Herr Graf", sprach Mar, „wie Ihr den entlaufenen Klosterschüler in Euere Citadelle von Sand aufnahmet" So finden der delbrückische Bauernbursche und der flüchtige Klosterschüler, nachdem sie einander unbekannt lange in Waffen gegeneinander gestanden, sich im kurfürstlichen Schloß zu Berlin als Freunde wieder. „Dumme Streiche macht jeder", schließt Mar, „es ist noch am besten, wenn sie aus gutem Herzen kommen."

So endet dies Buch, das, wenn auch mehr als ein Volksbuch, doch ein echtes Buch für das Volk in seiner höhern Bedeutung ist, dem es sich durch seinen geschichtlichen Inhalt, durch Plan, Darstellung und Sprache als eine treffliche Lectüre empfiehlt. Selbst nach den Gesetzen der Kunst und unter den Gesichtspunkten des geläuterten Geschmacks ist wenig darin anders oder hinweg zu wünschen, und wir rechnen zu diesen wenigen die Räuberparaphrase der Zehn Gebote, obwol sie charakteristisch genug ist, und die etwas zu sehr ausgesponnene Discussion zwischen dem Kurfürsten und unserm Helden über Volksbewaffnung. Bringen wir jedoch solchen und ähnlichen Auslassungen gegenüber die treffliche Zeichnung von Sitten, Gebräuchen und Gesinnung in den idyllischen Partien und die reichbelebte Darstellung der Kriegsereignisse, welche diese Scenen reizenden Stilledens mit scharfem Contrast unterbrechen, in Anschlag, so bleibt uns ein Gemälde von ebenso tiefer als wechselvoller Farbengebung übrig, das von dem Verdienste des Malers volles Zeugniß gibt, und das nichts von der Ueberstürzung einer Erstlingsarbeit, aber viel von dem Werthe einer lang erwogenen und sorgfältig ausgeführten Leistung an sich hat.

Hiernach können wir nur wünschen, dem Verfasser bald wieder auf einem Gebiete zu begegnen, für das er ebenso viel Liebe als Befähigung bekundet. 4.

Notizen.

Literarische Reliquien.

Die von R. Haym redigirten „Preußischen Jahrbücher" enthielten gleich in ihrer ersten Lieferung einige Mittheilungen, auf die verwiesen zu werden unsern Lesern von Interesse sein dürfte. Wir beziehen darin z. B. einer Notiz über ein handschriftlich hinterlassenes Werk Kant's, über dessen unvermuthete Wiederauffindung schon vor länger als einem halben Jahre in mehreren Blättern die Rede gewesen. Bis dahin schien nur ein einziges Zeugniß seiner Existenz überhaupt vorhanden. Einer der letzten Hausfreunde Kant's, Johann Gottfried Hasse, berichtete darüber in einem selben gewordenen, 1804 in Königsberg erschienenen Schriftchen: „Merkwürdige Aeußerungen Kant's von einem seiner Tischgenossen." Er verspricht, das mehr als 100 Foliobogen umfassende Manuscript mehrermal mit Zustimmung des Philosophen an- und eingelehen und durchblättert zu haben. Dieses Werk, welches sich hauptsächlich mit dem Uebergange der Physik zur Metaphysik beschäftige, habe Kant in vertraulichem Gespräch sein Hauptwerk zu nennen gepflegt und dann gesagt, daß es ein absolutes, sein System vollendendes Ganze, völlig bearbeitet und nur noch zu redigiren sei. Gleichwol werde sich der Herausgeber desselben in Acht nehmen müssen, weil Kant in den letzten Jahren oft das ausstrich, was besser war als das, was er überschrieb, und auch viele Alottia dazwischensetzte. Diesem Zeugniß entspricht das nun wieder aufgefundene Manuscript vollkommen. Das Ganze besteht aus 12 Convoluten ungeheftetter Foliobogen von festem grauen Concept papier. Ganze Kapitel sind in Reinschriften vorhanden, und zwar mehrmals von einer zweiten Hand, mit hin und wieder übergeschriebenen eigenhändigen Emendationen. Dagegen finden sich ein Chaos von blos zufälligen Notizen, Leseerfüchten, Herzensergießungen gegen seinen Diener Lampe, Einladungen oder Namensverzeichnisse von Tischgästen, nebst Angabe der zu wählenden Schüsseln, kleine Geldangelegenheiten, milde Spenden u. s. w., zum Theil auf Briefcouverts, Papierstreifen und Papierschnizeln. Die „Preußischen Jahrbücher" theilen einige Proben aus dem Werke mit, in welchem es sich, wie der Berichterstatter bemerkt, um die Vermittelung der Begriffe Gott und Welt in dem Innern des menschlichen Bewußtseins handelt. Ferner veröffentlichen die „Preußischen Jahrbücher" einige höchst anziehende Mittheilungen über den originellen „Kremita Parisiensis", den Grafen Schlabrendorf, aus Briefen entnommen, die im Jahre 1824, gleich nach des Grafen Tode, über ihn nach Deutschland geschrieben wurden, sowie aus Abschriften der Berichte, welche der Legationsrath Delbrück in amtlicher Eigenschaft an den preußischen Gesandten von Werther rich-

Digitized by Google

tte. An Schlabrendorf erinnert auch ein hier zuerst abgedruckter, sich gegenwärtig im Besitz Ranke's befindender Brief W. von Humboldt's an Henriette Herz aus Madrid vom 11. November 1799, indem es darin an einer Stelle über Paris heißt: „Eigentlich reich und durch einen langen Aufenthalt befriedigend kann ich freilich eine Stadt nicht nennen, in der ich doch keinen Menschen gefunden habe, dessen Umgang mir in dem Verstand wichtig geworden wäre, wie es mir in Deutschland so manches gewesen ist. Ich rede natürlich hier nur von Franzosen, sonst müßte ich Graf Schlabrendorf ausnehmen, der wirklich ein außerordentlicher Mensch ist, den Sie zu eher auch selbst kennen.“ In der That scheint es richtig zu sein, daß an eigenthümlich gearteten, in tiefem Sinne interessanten Menschen Deutschland reicher ist als irgendein anderes Land, und oft begegnet man, und zwar in allen Schichten des Volks, in Deutschland unter nicht selten unscheinbarem, oder selbst auf den ersten Blick abstoßendem Aeußern nach längerer Bekanntschaft unerwarteten Offenbarungen einer originellen Geistesklarheit, die den Beobachter ebenso weit überraschen, als fesseln und belehren.

Zur Berichtigung über Paul Flemming.

In allen von uns verglichenen biographischen Notizen über Paul Flemming wurde dieser ausgezeichnete lyrische Dichter des 17. Jahrhunderts bei Gelegenheit seiner Promotion genannt, und als der Tag, an welchem er das Licht der Welt erblickte, der 17., zuweilen auch der 15. oder richtiger der 5. October 1609 angegeben. In Julius Hennig's Anthologie „Ehrentempel deutscher Dichter“ fanden wir wenigstens die Notiz: „Geboren den 17. October (nach andern den 5. October) 1609 zu Hartenstein im Schönburg-Weigtländischen.“ Es war uns verneint, das einem Hartensteiner zugehörige Exemplar der Ausgabe der Gedichte Paul Flemming's, welche unter dem Titel: „Paul Flemming's deutsche Poemata“ 1642 zu Lübeck erschien und wahrscheinlich ein Nachdruck der ersten naumburger Ausgabe von 1641 ist, einzusehen und fanden dann auf der innern weißen Seite des Einbandes folgende Notiz eingeschrieben: „Aus dem hartensteiner Kirchenbuche 1609 von der Hand des damaligen Pastors Zechendorfer: den 5. October mane circiter horam IV. ward geboren Abraham Flemmings, ludimoderatoris Schnebrig und den 12. getauffet nom. Paulus.“ Hiernach ist nicht der 15. oder 17. October 1609, sondern der 5., den Julius Hennig noch durch ein Fragezeichen in Zweifel stellen zu müssen glaubt, der Tag, an welchem Paul Flemming das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war nicht, wie bisjetzt überall angegeben wurde, Prediger, sondern „Ludimoderator“, also wol Cantor. Auch seine Pathen fanden wir in jener in das Exemplar der Flemming'schen Gedichte eingeschriebenen Notiz genannt; es waren die Gräfin Katharina von Schönburg, Hans Wolf, der ältere Herr von Schönburgk und Virgilius Jacob, Amtsschöffe. Weiter befindet sich im hartenfeiner Kirchenbuche unter jenem Certificat noch folgender Nachtrag von späterer Hand, der wahrscheinlich vom Hofprediger Mörschner (1645—69) herrührt: „Paulus Flemming obiit Hamburgi d. 2. Aprilis Ao. 1640. De obitu ejus ut nativitate hoc composuit versus M. Mathaeus Lunguitzig (Lungwitz) senior pastor in Kochlitz:

Hartenstein me genuit, Witwerd docuitque, Magistrum
Lipsia limavit, carmen Apollo dedit.
Musbus et Persas vidi, Doctoris honores
Lugdunumque dedit, coelica regna Deus.“

Vielleicht zu überstehen:

Hartenstein gebar, Witwerd' erzog mich, Magister
Wurd ich in Leipzig, Apoll gab mir die Kunst des Gesangs.
Moskowiter*) und Perser besuchte ich, die Ehren als Doctor
Hat mir Leyden verliehn, himmlische Wonne der Herr.

H. M.

*) Diese, die Russen, und nicht die in der alten Geographie vorkommenden Moschier schienen hier gemeint zu sein.

Bibliographie.

Althaus, A., Die letzten Dinge. Berden, Steinhöfel. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Böttger, M. G., Briefwechsel mit den Zwingianern. Gefährt und herausgegeben. Leipzig, Brodt. Gr. 8. 20 Ngr.

Branise, C. J., Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Köln Volksw. Breslau, B. Trewendt. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Brückner, G., Amerikas wichtigste Charakteristik nach Land und Leuten. Mit zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 36 Stadtbildern. 1stes Heft. St. Louis, Mo., Witter. Gr. 8. 7 Ngr.

Ernst, F., Bilder aus der Beamtenwelt. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

**Heber, P., Waldo, Kaiser Karl's des Großen geistlicher Rath, und die älteren Waldenser. Eine geschichtliche Studie. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 6 Ngr.

Krug, F. W., Zehn Jahre aus meinem Leben oder meine Bemühungen und Erfahrungen im Studenten-, Candidaten- und Hauslehrerstande. 1ster Theil, umfassend mein bisheriges akademisches Leben. Elberfeld. 1857. 8. 1 Thlr.

Ring, E., Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern. Nordhausen, Förstemann. 16. 27½ Ngr.

Rosenthal, C. H., Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Olyphant, Das stille Herz. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — **Zaide.** Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Beck, F. M., Das wahre Wesen der Union. Ein Missions- und Neujahrs-Gruß fürs Jahr 1858 an die christliche Geistlichkeit und an das christliche Volk gerichtet. Zeig, Streiber. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Back, F., Gedächtnißrede auf Friedrich den Frommen von der Pfalz, gehalten in der Kirche zu Simmern am 16. Juli 1857, bei der Feier des 300jährigen Reformations-Jubiläums. Kreuznach, Voigtländer. 1857. 8. 2½ Ngr.

Kammerer, P., Ueber Schwurgerichte in Bayern. Vorzüge und Mängel derselben. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Richter, H., Grundzüge religionsphilosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. Gr. 8. 5 Ngr.

Rückert, L. J., Die Aufgabe der jenaischen Theologie im 4. Jahrhundert der Hochschule. Prorectoratsrede. Jena, Bran. Gr. 8. 5 Ngr.

Ständer, Dr. W. B. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Strang, M. v., La belle Alliance. Dichtung. Gr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und Ihrer Königl. Hoheit, der Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland am 25. Januar 1858 dargebracht. Berlin, F. Schulze. Fer.-8. 7½ Ngr.

Walter, F., Erklärung zu den Preußischen Jahrbüchern. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was wir wollen, oder ein Wort über Mission im Allgemeinen und unter Israel im Besondern, mit Beziehung auf die Schlußentwickelung des Reiches Gottes. Christen und Juden zur Beherzigung vorgelegt von einem Freunde der Mission. Breslau, Dülfer. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Ludwig Rellstab.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rellstab (Ludwig), Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. In fünf Bänden. Erster und zweiter Halbband. 12. Geh. Jeder Halbband 1 Thlr.

Ludwig Rellstab, dessen Roman „1812" zu den gelesensten deutschen Romanen gehört und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat nach langer Pause wieder ein größeres Werk geschaffen, das hiermit dem deutschen Publikum vorgelegt wird: einen historischen Roman, welchem er über sechs Jahre hindurch seine angestrengtesten Kräfte gewidmet hat. „Drei Jahre von Dreißigen" lautet der Titel desselben, da sich das Werk mit dem sogenannten Böhmischen Kriege beschäftigt, der die ersten drei Jahre des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt.

Der Roman erscheint in 5 Bänden von je zwei Abtheilungen, die in 10 Halbbänden zu dem Preise von 1 Thlr. in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden. Der erste und zweite Halbband sind nebst einem ausführlichen Prospect über das Werk in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Bestellungen angenommen.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland.

Dieses Werk bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zielinski (G. b.), Die Steppen. — Der Kirgise.

Gedichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Miniatur-Ausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Die beiden hier vorliegenden Dichtungen Zielinski's, zwei anerkannte Meisterwerke der polnischen Literatur, enthalten die sinnigsten, duftigsten und zugleich großartigsten Natur- und Sittenschilderungen der kirgisischen Steppen und verdienen beim deutschen Publikum ebenso heimisch zu werden wie manche andere Erzeugnisse fremder Literaturen. Die Uebersetzung ist nach dem Urtheil des Dichters selbst ganz getreu, fließend und in jeder Weise wohlgelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene vierzehnte Heft (Bogen 5—9 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Frage nach Entstehung und Gliederung der Menschheit vom Standpunkte gegenwärtiger Forschung. (Von Geh. Medicinalrath Dr. C. G. Carus.) — **Bulgarien, seine Weltstellung, seine Natur- und Culturverhältnisse. — Conservirung der Nahrungsmittel. — Pierre Dedecker. — Graf Ostermann-Tolstoi.** — Kleinere Mittheilungen: Bassewitz (Magnus Friedrich von). — Devonshire (William Spencer Cavendish, Herzog von). — Gwalior. — Häberlin (Karl Ludwig). — Inglis (Sir John Eardley Wilmot). — Kruseman (Cornelis). — Lindberg (Jakob Christian). — Rachel Felix. — Soult (Napoléon). — Wilson (Sir Archdale).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cutbed-Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels. 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur deutschen Sagenforschung. Von Gustav Mosen. — Reiseberichte aus Nordamerika. — Julie Burow. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Neunter Jahrgang. Von Karl Zimmer. — Rothen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Sagenforschung.

Wenn ein Mensch, der aus der Gegenwart gern seine Gedanken auf die Vorzeit hinlenkt, mit sinnigem Blicke auf einer Landschaft weilt, die irgendwie geschichtlich bedeutsam ist, so ist es ihm wol ein Gedanke voll magischer Gewalt, daß damals schon dieselben Berge gestanden, daß die Bäume, die er erblickt, die directen Nachkommen jener sind, welche vor Jahrtausenden dieselben Berge krönten, ja daß sogar das unscheinbarste Gänseblümchen ein Sprosse ebenso uralten Geschlechts ist. Man braucht deshalb nicht nach Aegypten zu gehen, um den romantischen Schauer zu empfinden, den die Zeugen von 40 Jahrhunderten einflößen; man kann ihn in der nächsten Nähe auf sich wirken lassen. Sowie aber die Bäume und Blumen sich immer aufs neue aus sich selbst erzeugt und wol allmählich mit der Veränderung des Bodens Größe, Form und Farbe verändert haben, im eigentlichen Wesen aber doch dieselben geblieben sind, so ist es auch mit der Sage des Volks. Man hat vor Jahrtausenden von Göttern und Helden und guten und bösen Geistern erzählt, und diese Erzählungen haben nie aufgehört, sie sind noch heute lebendig, wenn sie auch allmählich noch so großen Wandelungen unterworfen waren. Das Christenthum hat bei keinem Volke so plötzlich und so tief eingreifend gewirkt, daß es mit einem Schlage alle die alten Lieder und Sagen aus der Erinnerung des Volks weggenommen hätte; sie lebten fort, nur traten an die Stelle der Götternamen die Namen von Heiligen, und diejenigen Züge der Sage, welche sich nicht auf Heilige übertragen ließen, wurden dennoch nebenbei auch nicht vergessen, und so blieb auch die Erinnerung an die alten Götter, wenngleich im Lichte des Christenthums ihr Glanz erblich und sie von göttlicher Herrlichkeit zu gefürchteten Dämonen herabsanken. Man sollte meinen, diese Sachlage hätte nie verkannt werden können; und gleichwol war kaum jemand auf den Gedanken gekommen, die noch jetzt in so reicher Fülle strömende Volkssage mit der skandinavischen Göttersage zu vergleichen, um daraus auf die Beschaffenheit der deutschen Göttersage zu schließen, über die unsere directen Nachrichten so sehr dürftig sind, bevor Jakob Grimm mit der „Deutschen Mythologie" hervortrat, die auf einmal jene Sagen, über welche jeder Gebildete lächeln und spotten zu müssen glaubte, in einem solchen Lichte zeigte, daß heute nur noch der Ungebildete über die Geschichten vom Wilden Jäger und der Weißen Frau und den Erdmännchen und den feurigen Hunden u. s. w. zu spotten vermag. Sah doch auf einmal die Welt in jenen so unscheinbaren Sagen nur die letzten Ausläufer einer Wurzel, welche durch die ganze germanische Vorzeit bis zu der Wiege des indogermanischen Völkerzweigs zurückführt und von dort aus sich durch alle Länder dieses Sprachstamms verzweigt: eine Wurzel, welche seit vielen Jahrtausenden über weite, weite Landstrecken reiche Blätter und Blüten hervorgetrieben hat.

Und gleichwol war die deutsche Sagenforschung beinahe noch in ihrer Kindheit, als aus ihr jene schöne Frucht, die „Deutsche Mythologie" von Jakob Grimm, erwuchs. Wie viele Hände haben sich seitdem geregt, um nichts mehr von der deutschen Sage untergehen zu lassen, was noch erhalten ist; aus allen Gauen liegen Sagensammlungen über Sagensammlungen vor, kein Jahr vergeht, das nicht neuere Werke dieser Art in größerer Zahl zum Vorschein bringt, und so ist der Wunsch Jakob Grimm's, den er am Ende der Einleitung zur „Deutschen Mythologie" ausspricht: „Mitarbeiter zu gewinnen für das langsame Herbeischaffen eines festern Vorraths, ohne den keine Uebersicht des Gehalts und Werths unserer Mythologie zu erlangen sein wird", schon in reichem Maße in Erfüllung gegangen, und es dürfte vielleicht bald die Zeit für den kommen, der auf Jakob Grimm's Schultern stehend nach ihm mit Ausstellung und Ernte des großen Feldes in vollen Zug kommen wird.

Unter den Mitarbeitern Jakob Grimm's nun, die wir heute dem Leſer d. Bl. vorzuführen haben, nimmt Ernſt Ludwig Rochholz eine hervorragende Stelle ein mit ſeinen:

1. Schweizerſagen aus dem Aargau. Geſammelt und erläutert. Zwei Bände. Aarau, Sauerländer. 1856 — 57. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

„Die Volksſage will mit keuſcher Hand geleſen und gebrochen ſein. Wer ſie hart angreift, dem wird ſie die Blätter krümmen und ihren eigenſten Duft vorenthalten.“ Dieſes Wort des Vaters der deutſchen Mythologie iſt für die vorliegende Sammlung ebenſo zutreffend wie der vom Verfaſſer ſelbſt citirte Ausſpruch: „Ergiebigſte Ausbeute ſcheinen die Sammlungen zu gewähren, die mitten in einer ſagenreichen Landſchaft ſich erhebend aus ihr nach allen Seiten ſorgfältig ſchöpfen, ohne weit die Grenzen zu überſchreiten.“ Wir finden hier 536 Sagen unter 517 Nummern, alle aus dem Munde des Volks und alle aus dem ſchweizer Aargau, einer Landſchaft von nicht ganz 26 Quadratmeilen. Wie es möglich iſt, daß auf ſo engem Raume eine ſo reiche Sagenflora ſproßt, das wird anſchaulich durch die Schilderung des Cantons, welche der Verfaſſer in der Vorrede zum erſten Bande gibt. Es drängt ſich hier auf engem Raume alles zuſammen, was auch in andern Gegenden der Sage einen Haftpunkt gibt: der Reichthum an Gewäſſern aller Art, Gebirge und Hochwald, Raubſchlöſſer und Ruinen, dazu hiſtoriſche Erinnerungen in reicher Fülle.

Das Land iſt von der Zeit der Römerkriege her bis auf die der Napoleoniſchen ein Kampf- und Tummelplatz geweſen. Der Zug ſeiner Gebirge und Ströme macht es zum militäriſchen Schachbret. Könnte man dieſem Boden ſeine Raſendecke abziehen, er würde von Städteſchutt und zerbrochenen Waffen der Hunnen, Burgunden und Alemannen ſtarren. Drei große Römerſtädte liegen hier zerſtört. Aus den Ruinen Vindoniſſas iſt das Städtchen Brugg ſammt den vier Dörfern Windiſch, Oberburg, Altenburg und Hauſen geworden. Noch fließt dem dortigen Stifte Königsfelden ſein Trinkwaſſer unterirdiſch in jenen maſſiven Steinrinnen zu, in denen es die Legion XXI hier einſt in ihr Standquartier geleitet hatte. Hier ragten die Trümmer ihres Amphitheaters noch in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kenntlich hervor aus den brugger Kornfeldern. Maurer brannten damals ihren Kalk aus den Säulen und Bildwerken des einen öſtlichen Thors. Ein paar Stunden von Windiſch entfernt liegt eine zweite Römerſtadt im Boden verſunken wie ein vorzeitlicher Baumſtrunk. Das ganze Städtchen Baden von heute iſt nur ein Stockausſchlag jener luſtigen Municipialſtadt Aquä, von welcher Tacitus handelt; ihre Mauerwurzeln ſtreifen dörferweit von Birmenſtorf bis Wettingen im Felde fort. Die dritte Römerſtadt Auguſta Rauracorum iſt nur noch vorhanden als Baſelaugſt und Kaiſeraugſt, Namen zweier geringer Dörfer; aber die Ruinen nehmen den Umkreis einer Stunde ein. Der Canton weiß neunerlei Sommerlager und Stationen zu zeigen, welche hier die Cohorten zu beziehen pflegten, und mehr als ein Dutzend Militär- und Vicinalſtraßen, die ſie über Gebirge und Thal hinbauten. Zum Schutze dieſer Straßen ſtanden auf der Spitze der Berge ringsum gemauerte Caſtelle und Hochwachten. Aus ihnen ſind die zahlreichen Ritterſchlöſſer im Lande geworden, und deren eins iſt die vielbeſungene Habsburg, die Wiege deutſcher Kaiſer. Nunmehr ſind dieſe Burgen abermals Trümmer und die Römerſtraße zu ihrem Fuße iſt verwilderter Waldweg. Reſte von römiſchen Wohnhäuſern, Bädern und Poſtremiſen werden noch immer friſch aufgefunden, an römiſchen Münzen ſcheint der Boden ganz unerſchöpflich.

„Und unter der römiſchen Bodenſchicht findet der nachgrabende Bauer in Ellentiefe erſtaunt die Wohnungen und Kochſtätten eines noch ältern Volks“, altceltiſche Ueberreſte. Dazu eine große Menge von Bauwerken aus dem Mittelalter; 84 Burgen und Burgſtälle kennt das Land noch heute, und früher war ihre Zahl noch bei weitem bedeutender.

Städte hat das Ländchen zwölf, Flecken drei, Pfarreien 120. Dieſe Städte hatten ehedem ihre Schultheißen und Räthe, mit Zünften, Gilden und Patriciern; die Ortſchaften hatten ihre eigenen Verwaltungsformen und Sonderrechte; die einen beſaßen eigenes Recht und Gericht mit Einſchluß des Blutbanns, die andern ſtanden unter ihren Landvögten, Untervögten und Kloſtervögten. Eine wahre Muſterkarte von kirchlichen, weltlichen, ariſtokratiſchen und monarchiſchen Regierungsformen boten ſonſt die viererlei Provinzen dar, aus denen der jetzige Canton componirt worden iſt. Sie waren niemals unter einerlei Herrſchaft vereinigt geweſen, und ſo ſind ſie bis heute verſchieden an Confeſſion, Landrecht, Sprache, Tracht und Körperbau.

Nun geht der Verfaſſer die vier Provinzen mit ihren Beſtandtheilen durch: das Altaargau, die Freienämter, die Grafſchaft Baden und das Frickthal, und gibt einen kurzen Abriß ihrer Geſchichte, zeigt ihre Verſchiedenheit in Confeſſion, Producten, Lebensweiſe und in der Eigenthümlichkeit der Bewohner. Aus dem Walten ſo vieler und verſchiedener geiſtlicher und weltlicher Herren, unter welchen das Land geſtanden, erklärt der Verfaſſer die Fülle der Rechtsſagen, die ſein Buch bietet.

An die Betrachtung des landſchaftlichen Aargaus ſchließt ſich der altgeſchichtliche Aargau an. Während die Burgunden im Süden der Schweiz ſich allmählich romaniſirten, weil ſie auf eine überlegene Cultur ſtießen, behielten die Alemannen in der nordöſtlichen Schweiz deutſche Sprache und Weiſe bei, da ihnen nur eine ſchon im Verkümmern begriffene celtiſche Nationalität und eine Sprache begegnete, die nicht höher entwickelt war als ihre eigene Mundart. Die Grenzen des alemanniſchen Aargaus, der im Süden viel weiter reichte als der heutige Aargau, nämlich bis zu den Urner und Thuner Alpen, werden aus alten Urkunden nachgewieſen und die Verfaſſung kurz geſchildert. Ebenſo wird nachgewieſen, daß der Gau wenigſtens bis 920 zum Reiche gehört hat und erſt ſpäter in ein burgundiſches und alemanniſches Beſitzthum getheilt erſcheint, inſofern auch ſeine alemanniſche Bevölkerung unter Rudolf von Rheinfelden, als dem zeitweiligen Herzog von Burgund, und ſeinen Nachfolgern, den Zähringern, geſtanden hat, und daß man ſeit der Zeit zwei landſchaftliche Hälften des Gaus unterſchied, von denen man die eine die Landgrafſchaft in Burgundien, die andere die in Alemannien hieß, und daß man, um nachdrücklich zu verdeutlichen, daß hier die Bevölkerung nirgends burgundiſchen Stammes geweſen, die ganze Gegend zwiſchen Aar und Reuß öfter Alamanniſch Burgund, auch Kleinburgund nannte. Zur Unterſtützung ſeiner Grenzbeſtimmung des alten Aargaus

Digitized by Google

zeigt der Verfasser ferner, daß dieselben Grenzen auch die des Bisthums von Konstanz gewesen, wohin der aargauer Bischofssitz von Windonissa nach der mehrfachen Zerstörung dieser Stadt durch die Völkerwanderung nach einer allgemein geltenden Annahme verlegt worden ist.

Somit hat der Verfasser bewiesen, daß die aargauische Sage eine deutsche ist, daß sie mit den Alemannen in das Land eingedrungen ist und an Aar und Reuß aufrückend die Alpen erkletternd hat, nicht von den rhätischen und celtischen Gebirgshöhen in die Ebene herabgequollen ist. Der Verfasser hatte folglich das Recht, einestheils seinen Gesichtskreis bis zu den Grenzen des alemannischen Gebiets auszudehnen und auch etliche Sagen, welche außerhalb der Grenzen des heutigen Cantons spielen, in seinen Bereich zu ziehen, und anderntheils mit Bestrittelassung alles Celtischen und Gallischen allein bei der deutschen Mythen- und Sprachforschung sich Raths zu erholen.

Der Verfasser spricht ferner von seinem Berufe zur Erforschung der Sagen des Aargaus. Er ist ein geborener Baier aus Ansbach, aber seit 20 Jahren Lehrer einer obersten Landesschule im Aargau. Er zeigt, wie gerade die Entfernung von der Heimat ihm das der Heimat Verwandte, was er hier gefunden hat, theuer machen mußte, und mit wie viel Gemüth und Ehrfurcht er seine Aufgabe ergriffen hat, zeigen seine Worte:

Aus Betrachtern und Zuhörern werden wir unabsichtliche Nacherzähler, und in der Freude über die Gewinste, die uns auf fremdem Boden geglückt sind, halten wir sie für wichtig genug, sie mit unserer Nation theilen zu dürfen. Es fühlt sich wie ein besonderes Glück, so mit dem Volke von Angesicht zu Angesicht über seine altreligiösen Symbole verkehren zu können; so vielerlei gehört und erfahren zu haben aus dem aufrichtigsten Vertrauen guter Menschen, so oftmals ihnen ins junge oder alte Herz geblickt und eine große Welt darinnen gesehen zu haben, die um so viel Glauben, Trost und Demuth reicher ist, je weniger dessen ihr von außen her zu Theil wird. So wird aus dem durchs Land ziehenden Forscher oft ein reicher, gemüthbereinigter Sammler. Er übermeistert seinen Stoff nicht, sondern dient ihm, seine Feder notirt nicht mehr, als seinem Ohre wirklich zugekommen ist, es ist ihm ein Stolz, nicht der Herr seines Werks, sondern dessen Werkzeug zu sein.

Als Sagensammler war der Verfasser in einer sehr günstigen Lage. Zwanzig Jahre hindurch waren je ein halbes Hundert sechzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge, vorzugsweise Aargauer, seine Schüler, die in den zu Redeübungen bestimmten Lehrstunden am liebsten ihre Jugenderinnerungen und Ortssagen vortrugen, und so vernahm der Lehrer im Laufe der Zeit dieselben Sagen vielfach in allen möglichen Spielarten. Aber es war dies nicht seine einzige Quelle: die alten und die armen Leute nennt er an erster Stelle unter seinen Gewährsmännern, sowie an dritter mehrere beredsamte Gelehrte. So haben seine Sammlungen nicht allein diese beiden starken Bände gefüllt, er stellt auch das Erscheinen weiterer Bände in Aussicht, welche betitelt sind: „Kinderspruch und Kinderspiel", „Gemeindefest und Gebildbrot", „Aberglauben und Brauch", „Schweizerischer Sagenkreis", und welche bereits in der vorliegenden Sammlung nach Abschnitt und Nummer im voraus angeführt sind.

Die weitern Theile der sehr gründlichen Vorrede, in welcher der Verfasser noch von dem schlichten äußern Gewande der Volkssage spricht, von den darin vorkommenden Reimsprüchen und Liedstrophen, welche die letzten Töne der einst singend durch die Elfe gegangenen Sage seien, von den Anmerkungen und dem Sachregister, welches in vielen Artikeln eine so deutliche Systematik zeige, daß es unbegreiflich wäre, wenn die Sage nicht Religion gewesen, nicht ein festlebendes Dogma besessen hätte, übergehen wir, um uns zu der Sammlung selbst zu wenden.

Der erste Band enthält unter den fünf Rubriken: „Geheiligte Gewässer", „Geheiligte Bäume", „Wildes Heer", „Schatzhöhlen" und „Zwergensagen", 242 Sagen unter 233 Nummern, und der zweite nach einer Einleitung, welche den Sagenkreis vom Stiefelreiter behandelt, unter den Ueberschriften: „Zauberthiere", „Brennende Männer", „Rechtssagen", „Zauberer und Hexen", „Heiden- und Römerbauten", „Legenden und Märchen", „Geschichtliche Sagen", 294 Sagen unter 284 Nummern, jeder Band außerdem ein reichhaltiges Sachregister.

Die Sagen selbst sind einfach und treu aus dem Volksmunde erzählt; nur je eine in jedem Bande, die früher für Zeitschriften aufgesetzt waren, treten in einem gewissen Schmucke auf. Es sind hier natürlich zum größten Theile dieselben Sagen, die der Oertlichkeit angepaßt überall wiederkehren, und deßhalb sehr viele, was kein Interesse weiter hat als das eine, daß man diese Geschichten auch im Canton Aargau erzählt. Diese Wahrnehmung liefert aber eben den Beweis der Echtheit der Sagen, ihrer Naturwüchsigkeit im deutschen Volke. Für uns sind die Anmerkungen am werthvollsten, und der Zusatz „gesammelt und erläutert" ist gewiß nicht das am wenigsten Anziehende auf dem Titelblatte. Aber hier ist auch der Punkt, wo man mit dem Verfasser rechten kann. Es ist gewiß ein verzeihlicher Wunsch des Lesers, daß er, wo Erklärung versprochen wird, Erklärung auch erwartet. Diese Illusion aber benimmt uns schon die Vorrede, wo der Verfasser über seine Anmerkungen sagt:

Sagenanmerkungen sind da, um den Stammbaum des Mythus zu zeigen, um die Ahnenreihe einer einzelnen Sage bis ins entfernteste Glied nachzuweisen; sie verrichten die Dienste des Wappenherolds. Natürlich kommen sie, wie er, mit einer gewissen Schwerfälligkeit hoffnungend einher und brauchen Zeit, bis sie ihre Belege und Urkunden alle abgelesen haben. So vielerlei Buchstäblichkeiten auf einmal fallen dem unvorbereiteten Leser unbequem, er will nicht die Zahlen, sondern die runde Summe, nicht die Anmerkungen, sondern die Erklärung des Ganzen auf einmal. Er möge sich einen Augenblick gedulden, um sich sagen zu lassen, wie die Anmerkungen dieses Buchs verfahren. Sie sollen nicht Erklärungen, sie sollen vielmehr die Beisthümer und Beurkundungen des Erzählten sein. Sie müssen also nothwendig auf der speziellen Geschichte desjenigen Landstrichs geschöpft sein, dessen Sage sie behandeln. Sie halten sich zuvörderst an sicherlei ältere Geschichtsquellen, Chroniken und Drucke der Schweiz, welche selbst noch unter dem Einflusse der lebendig gewesenen Sage niedergeschrieben

Digitized by Google

worden sind. Ebenso wird ferner das Zustimmende aus Brauch, Glauben und mundartlicher Formel des Volks mit zu den Quellenstellen ausgeboten, und erst wie zum Abschlusse dann tritt eine Vergleichung mit der allgemeinen deutschen Sage ein.

Wenn wir aber auch darauf verzichten, eine eigentliche Erklärung der Sage zu erhalten, indem wir das Wort des Verfassers zugeben:

Endresultate können wir nicht geben, solange wir noch im Lernen begriffen sind, die Sage ist zudem, wie alles Religiöse, in ihrer Wurzel Geheimniß. Nur kindische Neugier und scheue Trägheit will das Unerforschliche an den Fingern hergezählt sehen. Das Erforschliche wird sich finden, wenn wir erst des ganzen noch erreichbaren Sagenstoffs einmal Herr geworden sind, erst alsdann kann die Mittheendeutung ihr Geschäft beginnen —

dennoch ist wenigstens der Wunsch gerechtfertigt, daß in möglichst klarer Weise der Zusammenhang der hier gebotenen Sagen mit den ursprünglichen Mythen nachgewiesen sein möchte; aber das eben ist es, was fehlt: Klarheit. Die Anmerkungen bieten ein buntes Conglomerat von überall her zusammengetragenen Notizen und Citaten, wie ziehen erstaunt den Hut ab vor einer solchen Belesenheit, aber wir lesen und lesen und wissen schließlich oft nicht, was eigentlich nachgewiesen werden soll, zumal der Inhalt der Notizen oft nur kurz angedeutet ist und wir der Mühe nicht überhoben sind, die Citate an Ort und Stelle nachzuschlagen, weil man häufig gar nicht einsieht, in welchem Zusammenhange sie untereinander stehen sollen und welchen Bezug sie auf die Sage haben. Wir dem allen soll aber durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß die Anmerkungen zum großen Theile großes Interesse haben und daß viele von ihnen ein Licht über die ganze Sage verbreiten; wir wünschten nur das alles durch Einfachheit besser in das Licht gestellt und auch allzu kühnes Herbeiziehen des gewiß nicht in Beziehung Stehenden vermieden. Je mehr der Stoff gehäuft ist, desto mehr wird die klare Uebersicht und Einsicht erschwert, und wenn man dem Leser zu viel Glauben zumuthet, so wird er nur desto ungläubiger. Hans Sachs erzählt vom Schlaraffenland unter anderm, daß dort die Schweine gebraten umherliefen und jedes ein Messer im Rücken hat, damit man sich ohne Mühe abschneiden kann. Da heißt es nun hier (II, 187):

Weit der Eber der Wilden Jagd gebraten umgeht und ein Vorlegmesser in der Schwarte stecken hat, wie Hans Sachs (Goedeke, „Deutsche Dichter", I, 80) erzählt:

Jede ein Messer hat im Rück,
Darmit ein jeder schneid ein stück
Und steckt das messer wider drein —

so läßt sich einsehen, warum man dem Wirbelwind, in welchem diese Sau verborgen ist, ein Sackmesser nachschleudert.

Solche kühne Zusammenstellungen von Dingen, deren Zusammengehörigkeit theils fraglich, theils sogar unglaublich ist, findet man hundertfach in den Anmerkungen. Zur Probe nur eine kleine Auswahl.

Nr. 119. Ein Bauerbursche jagt seinen Hahn in eine Höhle, um zu erfahren, wie tief diese sei. Der Hahn kommt nicht wieder, der Bursche hört ihn aber, als er nach Hause zurückgekehrt ist, unter seiner Küche im Erdboden krähen; dazu heißt es: „Der in den Berg hinabgejagte und unter dem Herde herauskrähende Hahn bezieht sich auf den Hahn der Hel."

Nr. 146. Ein Bauerknabe ruft dem Wilden Jäger zum Fenster hinaus (I, 181):

Da ritist i der Nachi,
De Tufel het di g'macht!
De ritist wie ne Schaider,
De Tufel holt di wieder!

Auf diese Worte schoß es aus den Lüften herab:

Wilt du mit mer reite,
So chaust au mit mer rite!

Kaum hatte man diese Worte vernommen, so fliegt der Bube zum Fenster hinaus. Am nächsten Morgen fand man ihn unfern im Walde völlig zerschmettert.

Dazu lautet die Anmerkung:

Der Anruf gegen den Geist, du ritist wie ne schnider! gilt dem Gotte Donar, der im Donnerwagen zwei Böcke vorgespannt hat, den Zahnknistern den und den Zahnknirschenden. Der Höhnende wird zerschmettert gefunden, er ist getroffen von Donar's alles in Staub zermalmenden Hammer Miölnir, dem Blitze.

Nr. 250 erzählt von einem gespenstigen Fohlen, das riesengroß emporwuchs, als es ein Mann mit nach Hause nehmen wollte, und ihn, als er floh, verfolgte, sodaß er vor Schreck starb. In den Anmerkungen ist nun von dem Todesrosse, dem Pferdefuße des Teufels, von dem Gebrauche, die Leiche auf ein Pferd gebunden zum Begräbniß zu bringen, von Kaiser Rudolf's Grabesritt u. s. w. die Rede, und endlich heißt es:

Der jenaer Professor Kreyser erzählt im „Schiller-Album" als Augenzeuge und Leichenbegleiter bei Fr. Schiller's nächtlicher Beerdigung, plötzlich habe sich ein fremder Reiter dahin eingestellt, sei abgestiegen und sei dem Zuge von ferne bis an die Kirchhofsmauer gefolgt. Wer er gewesen, ist, trotz mancherlei Vermuthungen, bis heute nicht bekannt geworden. (A. Stahr, „Jena und Weimar", 1852, I, 85.) Auch der griechische Charon wird vielend dargestellt, vgl. Goethe's neugriechisches Lied „Charon"; und Platon's Phädrus vergleicht das Menschen-Seele einem Zweigespann, von dem das eine Roß dem Guten, das andere in entgegengesetzter Wendung dem Tode zustrebe. Der homerische Reiteke ist Nestor und wird dabei der Rossebändiger genannt.

Wenn jener Leichenbegleiter Schiller's sich so mysteriös mit Charon zusammengestellt sähe!

Nr. 288. Ein Jäger schießt einem Hasen, der ihn lange genarrt, mit Pulver, unter welches Osterkehle gemischt ist, ein Bein entzwei. In dem Gebüsche, in welches der verwundete Hase geflüchtet, findet der Jäger eine als Hexe bekannte alte Frau, die sich das Bein mit dem Sactuche verbindet. In der Anmerkung, welche parallele Sagen anführt, heißt es am Schlusse:

Müllenhoff („Schleswig-holsteinische Sagen", S. 230, Nr. 316 u. 317) erwähnt des Besteirnen, mittels dessen die Hexe sich in Hase, Fuchs und Wolf verwandelt: dem entspricht es, daß oben das Weib aus Wuri ihr Bein mit dem Sactuch umwickelt.

Nr. 320. Einer Frau setzt sich eine Feuerkugel auf den Rücken und läßt sich bis an ihr Haus tragen. Dazu lautet der Anfang der Anmerkung, welchen wir noch

Digitized by Google

als Probe eines zusammenhängenden Stücks geben, folgendermaßen:

Die brennenden Männer und Irrwische heißen mit ihren allgemeinen Namen: Brünnlig, Herefackel, Druckfackel, Strauwelle, Marcheverletzer, Hoppelrüter, Wässerma, Landmesser. Im Toggenburgischen sind es Jüsler. („Illustrirter Schweizer Kalender", 1851, S. 154.) Sie führen aber auch vielerlei Lokal- und Personennamen, und aus diesen läßt sich nicht ihre gefährliche, sondern mehr ihre auf Fruchtbarkeit zielende Erscheinung schließen. Bei uns ist Stäuble ein redender Müllername. „Jo, jo, sell glaub ech, d'Müller sin staubig", scherzt unser Kinderreim. Am schwarzwälder Rheinufer ruft man dem Irrwisch als einem Müller zu: „Stäuble, Stäuble, mach' dich leicht." („Journal von und für Deutschland", 1787, II, 342.) In Entfelden bei Aarau gilt ebenso: „De alt Jepsmüller rott se, es git es unglück." Denn dort hielt man das Irrlicht für einen erst seit einigen 20 Jahren verstorbenen Gipsmüller. Auch sagt man daselbst vom Irrlichte: „Der alt vogt mit em kaput zeigt se, es git ämmel regewetter." Demnach ist das Irrlicht ganz wie jener Thalwind genommen, den man den Landvogt und Thatherrn nennt, und der Kaput, den es trägt, gleicht dem Mantel Wuotan's. Diesem Einfluß, welchen Irrlichter auf die Witterung und auf das Mühlenwesen haben, entspricht der Ruf, den man ihnen in den Mund legt: „Nimové, Nimvé." (Kuhn, „Norddeutsche Sagen", S. 425.) Denselben Ruf legt man im Aargau dem Schrei der Buchfinken unter („Aargauer Kindersprüche", Nr. 151: Redende Thiere), und es läßt sich in diesem Namen mindestens die Wurzel fê, pecus und pecunia gewahren, also wiederum eine den vorausbemerkten landwirthschaftlichen Beziehungen ähnliche. Damit stimmt nun aber sehr genau die persönliche Ausstattung zusammen, die man ihrer Erscheinung und Figur gibt. Man vergleicht ihr Auge und ihren Kopf einem feurigen Viertel (Kornscheffel, vgl. „Schatzgräber im Adlisberg", Nr. 307) und der Fensterscheibe einer bei Nacht erleuchteten Kirche, einem glühenden Backofen, oder einem feurigen Korbe (wobei man immer einen Kartoffelkorb herauszusetzen hat, wie beim Backofen immer das Beet; vgl. Küenlin, „Schweizerblätter", 1833, S. 107). Nur Misverstand könnte hinter diesen bildlichen Ausdrücken bäurische Plumpheit wittern wollen; es hellt sich vielmehr damit erst die Phrase einer Romanze von G. A. Bürger auf, welche gleichfalls dem Volksmunde entnommen besagt:

Ein schwarzer Hund geht in dem Schloß
Mit Feueraugen teller groß.

So geht es uns durchgängig beim Lesen der Anmerkungen; wir suchen Licht und sehen nichts als tausend und abertausend regellos durcheinander wirbelnde Funken, die uns nur blenden und verwirren. Der Verfasser sagt nie mit schlichten und verständlichen Worten, was er eigentlich meint. Das mochten auch diejenigen fühlen, welche, laut der Einleitung zum zweiten Bande, nach dem Erscheinen des ersten Bandes schriftlich und mündlich an den Verfasser die Anfrage stellten, „was denn nun das ernstlich Wahre, was der bleibende Vernunftgehalt an diesen hundertfältigen bunten Geschichten sein solle". Diese Frage erlangt hier folgende Antwort:

Der Herausgeber hätte damals erwidern müssen, die Gottesfurcht ist's; und jetzt wiederholt er ebendasselbe nachdrücklicher. Diejenige Gottesfurcht ist's bei Heiden und Christen, welche die tausendjährige Aufgabe vor sich sieht, in den tiefsten Quellen menschlichen Elends die Hand göttlicher Liebe, und in dem blindwüthenden Geschick den Plan ewiger Weisheit erkennen zu sollen. Diese Frage ist's, an welcher die Sage rathet, und wir alle rathen von der Zeit unsers frühesten Geschichtschreibers an bis auf die Zeit unsers neuesten Denkens und Dichtens daran fort. „Es seufzt unter dir, schwermüthige Wucht, Gedanke, mein Nacken tief gebeugt!" klagt Platen in einer seiner Oden („Morgenklage"). Aber dasselbe starrende Hineinforschen in die letzten Dinge und Fragen erkennt auch Tacitus bereits an den Germanen seiner Zeit; und ebendaher, sagt er, habe der Deutsche seine Ideenmühsal, dasjenige erforschen zu wollen, was doch nur Sterbenden zu schauen vergönnt sei: „Hinc terror sanctaque ignorantia — quid sit illud, quod tantum perituri vident." Diese Mannesluft, sich in den unbekannten Gott zu versenken, und diese Kinderangst, vor dem Erscheinenden zu erschrecken, ist der von aller Sage tausendfältig erzählte Inhalt; jede einzelne weiß also nach ihrem Maße davon.

Mit dieser Antwort wird den Anfragern freilich schwerlich gedient sein. Deshalb sucht nun der Verfasser auf den folgenden 37 Seiten der Vorrede eine recht landläufige aargauer Sage, die vom Schimmel- oder Stiefelreiter, welcher in den Rechtssagen des vorliegenden Buchs die ausgeprägteste Figur ist, in ihrem Zusammenhange mit der heidnischen Sage darzustellen, aber unsere Erwartung, etwas Klares und Anschauliches zu finden, wird auch hier getäuscht; nur so viel wird deutlich, daß des Verfassers Meinung dahin geht, daß der Klostervogt des Stiftes Uri, welcher viel Böses übt und durch einen falschen Eid die Leute zu Gunsten des Klosters um ihren Grund und Boden bringt, niemand anders ist als Wuotan und Donar selbst. Aber worin findet nicht der Herausgeber die alten Götter! Blickt doch „aus unsern vulgären Ausdrücken budelwohl (kerngesund) und bödeln (zechen) noch der alte Name des Buddhadeus und Wuotan hervor" (II, xxxv; vgl. I, 159). Ist doch auch jener Schneider, von dem die Sage Nr. 488 in freienämter Mundart erzählt, welcher nach seinem Tode in den Himmel wollte, aber abgewiesen wurde und sich darauf für einen spanischen Chasseur ausgab, indem er ein altes, ebenfalls abgewiesenes Mütterchen als Reitpferd benutzte und so in den Himmel einritt, ist doch dieses Schneiderlein — nun, wer wol? Odhien ist es, und als Schneider stellt ihn der mythische Humbr dar, weil er das Kleid der Erde, die Pflanzenwelt zuschneidet (S. xli). Der Beweis dafür? Nun, er reitet ja, ist sein Roß auch nur ein altes Mütterlein. Wie könnte er denn reiten, wenn es nicht Odhien wäre? Wie muß sich infolge dieser Entdeckung unsere Lebensanschauung erweitern! In welchem hohen Lichte muß uns künftig ein Akademiker der höhern Bekleidungskunst erscheinen, wenn er seinen gefahrvollen Sonntagsritt vor den Fenstern seiner Geliebten macht! Er ist ja dann ganz, als was er sich fühlt — ein Gott! Und wollte noch jemand verstockterweise an seiner Göttlichkeit zweifeln, so brauchte jener nur einen breiten Hut aufzusetzen und einen Schimmel zu reiten, dann steht seine Identität mit Wuotan unumstößlich fest.

Der Verfasser darf uns nicht zürnen, daß wir hier uns zum Humor angeregt finden. So ernst das vorliegende Werk ist, so haben wir doch noch keins witziger gefunden, wenn nämlich der Witz darin besteht, wie man gewöhnlich sagt, Aehnlichkeit in den allerverschiedensten Dingen zu finden, z. B. zwischen dem Grübchen im

Digitized by Google

Kinn der Geliebten und einem Stiefelknecht. Doch wir wollen deshalb nicht tadeln. Es ist eine bekannte psychologische Erfahrung, daß ein Mensch, der sich lange Zeit mit Liebe in eine Beschäftigung hineingelebt hat, auch sein ganzes Wesen demgemäß verwandelt und seine Beschäftigung in seiner ganzen Art zu sein ausprägt. Der Verfasser nun hat sich seit 20 Jahren mit der Jugend, dem Volke und seinen Sagen beschäftigt, und so hat er selbst den Charakter dieses Umgangs angenommen. Die Sage verlangt nur ein gläubiges Gemüth, und das Volk, in dem die Sage lebt, ist gläubig; das Volk wie die Jugend hat Phantasie: es sieht in einem Felsen eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt, sogleich ist dieser Fels ein verwünschter Mönch; es sieht einen Menschen mit grauem Bart und abgelaufenen Stiefeln: wer kann das anders sein als der Ewige Jude? Es hat in der Nacht ein Hund gebellt: folglich ist das Wilde Heer durchs Dorf gezogen. Gerade so aber verfährt der Erzähler dieser Sagen in seinen Anmerkungen.

Es sollte uns aber leid thun, wenn jemand glauben wollte, daß wir diese aargauer Schweizersagen für ein unbedeutendes Werk erklären möchten. Das ist es durchaus nicht, im Gegentheil ist es für die Sagenforschung sehr wichtig und wird dem, der die Sagen zu deuten versuchen will, unentbehrlich sein. Wir haben von den Sagen selbst beinahe noch gar nichts gesagt; wir können uns auch nicht dabei verweilen. Im wesentlichen ist alles in den Worten gesagt: Wir finden hier mit dem größten Fleiße und unendlicher Liebe in großer Vollständigkeit die Sagen einer der sagenreichsten Gegenden des deutschen Sprachgebiets in systematischer Anordnung gesammelt. Und auch die Anmerkungen enthalten, wie wir gelegentlich schon weiter oben hervorhoben, einen so erstaunlichen Schatz von wichtigen und bedeutungsvollen Notizen aus allen Ländern und aus allen möglichen Fächern, daß wir einer solchen Belesenheit unsere Bewunderung nicht versagen können, und wenn die meisten Anmerkungen durch zu kühne und auch wol unberechtigte Zusammenstellung, durch allzu gläubige und weit gehende Ausdeutung ganz unwesentlicher Dinge, durch zu geringe Verständlichkeit und Klarheit uns viel zu wünschen übrig lassen, so fallen doch auch in ihnen oft solche Lichtblitze auf eine Sage, daß wir selbst das unbedeutendst Scheinende bedeutend finden. So ist im ersten Bande zu dem schönen Sagencomplex von der Schlüsselsungfrau zu Schloß Tegerfelden der Nachweis dieser Jungfrau als der Berchta, doch so, daß ihr Wesen in das der Göttinnen Frigga und Freya übergeht, recht schön geliefert; das erklärt sich zum Theil daher, daß laut der Vorrede diese Erzählung ursprünglich für eine Zeitschrift aufgesetzt war, in welcher sie sich dem Publikum erst eines Breitern auseinandersetzen mußte, und daß also der Verfasser das Bedürfniß möglichster Klarheit empfand. Trotz größtem Nebeschmucks und der Zusammenfassung der verschiedenen Sagen von der Schlüsselsungfrau zu einem Ganzen ist aber auch hier das, was Sage ist, der Kern der Erzählung, volksthümlich schlicht und einfach und gewiß ziemlich treu aus dem Volksmunde, und wenn die Sage in so hohem Grade den Eindruck des Poetischen macht, so liegt das in ihr selbst und der geschickten Zusammenstellung, nicht in ihrer schwungvollern Fassung.

Unter den Rechtssagen, welche der Herausgeber als das eigenthümliche Element seines Buchs bezeichnet, und namentlich unter den geschichtlichen Sagen, welche wieder in die Rubriken „Kaisersagen", „Mordnächte", „Schwedenzeit", „Pestzeit" zerfallen, ist noch sehr vieles, was eine Besprechung verdiente, wenn es der Raum erlaubte.

---

2. Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen von Heinrich Pröhle. Aschersleben, Fokke. 1856. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat schon früher durch eine ganze Reihe von Schriften, welche seit 1851 erschienen sind und sich vorzugsweise mit dem Harz beschäftigen, seine Neigung und seinen Beruf für die Sammlung der Märchen, Sagen, Lieder, Sitten und Gebräuche des Volks bekundet und seine Aufgabe als Mitarbeiter Jakob Grimm's richtig erfaßt; indeß scheint es, als ob die Werke des Verfassers durch das Bestreben leiden, die Früchte seiner Studien möglichst bald in Gestalt eines Buchs gedruckt vor sich zu sehen. Es wäre vielleicht räthlicher gewesen, die Sagen des Harzes nach allen Seiten hin möglichst zu erschöpfen und sie dann systematisch geordnet in einem gründlichen und erschöpfenden Werke den Sagenfreunden und Sagenforschern vorzulegen; denn jetzt macht der Inhalt der Bücher noch zu sehr den Eindruck des Zusammengangslosen, zufällig Gefundenen. Die „Harzbilder", welche Sitten und Gebräuche enthalten, und die „Harzsagen" desselben Verfassers beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Oberharze, das gegenwärtige Buch enthält die Sagen des Unterharzes, und zwar nach den Ortschaften geordnet, aus denen sie entnommen sind. Ein drittes selbstständiges Buch soll die Sagen des östlichen Harzes bringen. Da kann es nun nicht fehlen, da viele Sagen allen Ortschaften gemeinsam sind, daß die Sagen mit unwesentlichen Variationen oftmals wiederkehren. So finden wir in diesem Buche die Sage, daß die kleinen Kinder aus einem Teiche oder Sumpfe geholt würden, zwölfmal, vielleicht noch öfter, und nur der Name des Teiches ist immer ein anderer, während die eine Notiz hingereicht hätte: im Harze erzählt man den Kindern, daß ihre kleinen Geschwister aus dem Teiche geholt würden. Ebenso sind die Sagen von den Zwergen, von der weißen Jungfrau, von verborgenen Schätzen u. a. durch ihre Lokalisirung zersplittert und füllen eine Menge Nummern, während das Zusammengehörige oft ganz kurz zusammengefaßt werden konnte. So erklärt es sich, daß auf 173 Seiten bei großem Ueberfluß an leerem Raum zwischen den einzelnen Sagen nicht weniger als 458 Sagen mitgetheilt sind, von denen noch dazu viele, namentlich die aus gedruckten Quellen geschöpften, öfter einen Raum von mehreren Seiten einnehmen. So hat

Digitized by Google

es der Verfasser sich selbst zuzuschreiben, daß die Fruchtkörner werthvoller Sagen wie in einem großen Spreuhaufen verborgen scheinen. Wie viele Sagen gibt es von der Art wie Nr. 70: „Bei Hütterode ist es mit den Schafen nicht richtig"; Nr. 80: „Im Mönchsmühlenteiche sitzt ein Nickelmann"; Nr. 139: „Auf den Bäumen der Harburg saßen zwei Zwerge und sangen"; Nr. 284: „Ein paar Bären sah der Kohler im Ilsensteine liegen"; Nr. 385: „Einem alten Cantor huckte auf dem Kappelflecke ein Geist auf"; Nr. 435: „Räderse ist grundlos"; Nr. 441: „Ein Baldkopf bei Stolberg heißt der Antoniuskopf. Manchen ist dort irre geführt" u. s. w.

Unter den gedruckten Quellen des Verfassers hat namentlich Kaspar Abel's „Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken" (1732) eine ziemliche Ausbeute gegeben. Aus ihr stammt auch die naturhistorisch interessante Notiz von einem Steinregen in Quedlinburg im Jahre 1249 (Nr. 51). In eine Sagensammlung gehört wol diese und mehrere andere Auszüge aus Chroniken nicht, da sie gar nichts Sagenhaftes an sich haben. So die Gründung der Nikolaikirche und die Geschichte des Marienklosters in Quedlinburg aus Kettner's 1710 erschienener „Kirchen- und Reformationshistorie von Quedlinburg", wo übrigens bei der Einweihung 1017 Kaiser Heinrich III. statt Heinrich II. anwesend genannt ist.

Außer der Zersplitterung des Sagenstoffes erschwert das Lesen des Buchs auch der Umstand, daß die Anmerkungen von S. 212 an in einem Anhange gegeben sind, statt unter dem Texte zu stehen. Doch war es auf diese Weise möglich, in den Anmerkungen eine Menge Sagen nachzutragen, welche dem Verfasser bei dem Drucke des ersten Theils des Buchs wahrscheinlich noch nicht zu Gebote standen. In diesen Anmerkungen sind nun die Nummern vieler Sagen, welche nur in ihrer Zusammenstellung Bedeutung gewinnen, nebeneinander gestellt. Aber welche Mühe wird hier dem Leser zugemuthet! Der Verfasser hätte selbst das Zusammengehörige zusammenstellen und daran seine Erläuterungen knüpfen sollen. Daß er auch hier so oft auf seine frühern Harzsagen verweisen muß, hätte sich bei einem planvollern Zuwerkegehen von Anfang an vermeiden lassen. Es wäre sehr zu wünschen, das vorliegende Buch sowie die frühern Harzsagen fänden recht viele Käufer, damit der Verfasser Gelegenheit erhielte, in einer neuen Auflage diese Bücher und die Sagen des Ostharzes zu einem zu verarbeiten, aber auch wirklich zu verarbeiten und nicht dem Sagenforscher nur eine chaotische Masse von Stoff zu bieten. Je gewaltiger die Zahl der Sagensammlungen anschwillt, desto schwerer wird es für den Mann der Zukunft, von dem wir das rechte Licht über unsere Sagen erwarten, diesen ungeheuern Stoff zu bewältigen. Solche Bücher wie das vorliegende machen dem Sagenforscher ungeheuere Mühe, um vielleicht einen oder zwei brauchbare Bausteine zum Ausbau der deutschen Mythologie in solchen Massen unbrauchbaren Gerölles zu finden. Daß übrigens der Verfasser selbst fühlt, daß durch systematisches Zusammenstellen allein in manche Partien der Sage Licht zu bringen ist, bewiesen die „Abhandlungen und Zusammenstellungen", welche wir von S. 174—208 im Buche finden. An ihrer Spitze steht „Eine Pfingstbetrachtung", welche 1853 im „Magdeburger Correspondenten" abgedruckt war, über den Werth der alten Ueberlieferungen in literarhistorischer, ethischer und mythologischer Hinsicht handelt und den Zweck, bei dem Volke selbst Interesse dafür zu erwecken, vielleicht zu erreichen geeignet ist. Daran schließen sich die Abhandlungen: „B. Ueber die Zwerge in den Familiensagen", „C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirsch", „D. Stellen am Harze, die von Benedigern besucht sein sollen", „E. Der wilde Jäger und Frau Holle" und „F. Frei Freien. Frei Frienen, Frei Freienchen." Die bedeutendste und ausführlichste ist die unter C, von der der Verfasser in der Vorrede des Buchs selbst sagt, daß sie die Untersuchungen über den Hirsch um ein Bedeutendes weiter führen werde. Es sind da eine große Anzahl Sagen von den vier Hirschen der Esche Yggdrasil in zusammengestellt und namentlich das Vorkommen des goldenen Hirsches in den Sagen von den Venedigern betont. „In allen diesen Fassungen der Sage", heißt es dann weiter, „ist offenbar von einer Bergentrückung und von einer Fahrt in die Unterwelt die Rede." Was heißt das? Von „Entrückungen" ist in allen diesen Sagen die Rede, da Leute durch die Venediger im Schlafe nach Venedig versetzt werden. Später geht die Untersuchung auf den schwarzen Hirsch im stolbergischen Wappen über, um dessen heidnischen Ursprung nachzuweisen, obgleich er erst um 1347 in Urkunden vorkommt, während frühere das stolbergische Wappen eine umgekehrte Hand, bisweilen auch ein getheilter Schild war. Der Verfasser meint, der Hirsch sei, wenn auch erst spät, doch jedenfalls auf Grund der vorhandenen Sagen in das Wappen aufgenommen, während es allerdings wahrscheinlicher ist, daß alle diese stolbergischen Sagen vom schwarzen Wappenhirsch, von denen keine mit der andern übereinstimmt, erst durch den Hirsch im Wappen veranlaßt sind, also mit den übrigen mythischen Hirschsagen in keiner Verbindung stehen. Der Hirsch und eine in den stolberger Hirschsagen vorkommende Jungfrau leiten auf Genovewa, und auf eine Aeußerung in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie" fußend und kühn weiter vermuthend findet der Verfasser in dieser ohne weiteres die Frouwa, welche nun sofort wieder mit der stolbergischen Jungfrau identificirt wird. Ueber die Säule in demselben stolbergischen Wappen wird ferner gesagt, daß dies keine andere als die sächsische Irminsäule sei; leider aber hat in der Vorrede berichtigt werden müssen, daß nach einer neuern Mittheilung diese Säule erst im Anfange des 17. Jahrhunderts in das Wappen gekommen ist, und zwar durch Beziehungen zu den Grafen von Hennenberg. Solche Zeichen von Uebereilung finden sich mehrere im Buche.

Unter D theilt der Verfasser aus einem Manuscripte Nachrichten über Gold- und Silberlager am Harze mit,

Digitized by Google

die ganz werthlos sind, weil sie entschieden von einem Betrüger, der auf die Leichtgläubigkeit der Menge speculirte, zusammengefabelt sind. Unter E sind die Harzsagen über den Wilden Jäger und Frau Holle auf vier Seiten zusammengestellt, bei denen der Verfasser diese Form der Mittheilung statt der sonst gewählten nach Ortschaften vorgezogen hat. Ebenso ist unter F mit den Sagen von Frû Frien (Frèen, Frètchen) verfahren, welche aber nur durch ihre Zusammenstellung uns über diese noch sehr räthselhafte Sagengestalt einiges Licht geben können. Wäre doch das mit den Sagen, die nicht entschieden eine nur lokale Bedeutung haben, immer geschehen.

3. Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. ***. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 15 Ngr.

Den vorigen mehr für gelehrte Sagenforscher bestimmten Werken stellen wir diese populäre Schrift eines Dilettanten gegenüber. Der Verfasser hat es sich gar nicht sauer gemacht: es ist eine ganz einfache, aber sehr lebendig geschriebene Darstellung der Hauptresultate, welche durch die deutsche Sagenforschung geliefert worden sind, und fügt seinerseits kein neues Resultat zu den vorhandenen hinzu. So ein Büchlein bedarf freilich keines Studiums von vielen Jahren, es bedarf nur der Lust und Liebe zur Sache und einiger Belesenheit nebst Darstellungsgabe. Dennoch sind solche Werkchen recht nutzbar; sie machen die Forschungen der Gelehrten auch denen zugänglich, welche nicht Zeit haben, die größern Werke zu studiren, und nicht Geld, um sie zu kaufen. Sie befördern auch die Liebe zur Sache, die dem Leser hier in leichter und anmuthiger Form erscheint, ohne ihm zuzumuthen, den ganzen mühsamen Weg der Forschung mit durchzumachen, den Gelehrsamkeit ohne Klarheit oft außerordentlich schwer macht. Betrachten wir also kurz, was das Büchlein bringt.

Der Eingang enthält eine begeisterte Schilderung des heutigen Deutschland und seiner Vorgänge und stellt das Deutschland im Anfange seiner Geschichte dagegen. Als Probe der ältesten deutschen Dichtkunst werden zwei Stellen aus dem Beowulf und das älteste deutsche Räthsel in Uebersetzung mitgetheilt. Von der Darstellung der Verfassung der alten Deutschen und Anführung der deutschen Stämme wendet sich die Betrachtung zur Religion derselben. Nachdem das erschöpft ist, was wir aus deutschen Quellen wissen — wobei aber die Quellen nirgends angegeben sind —, geht der Verfasser auf die Edda über und theilt aus ihr die wichtigsten Sagen in klarer Darstellung mit von der Entstehung der Welt bis zur Götterdämmerung. Von S. 69 an wird die Fortdauer der heidnischen Götter in der christlichen Zeit nachgewiesen, und zwar werden zunächst die hauptsächlichsten Sagen angeführt, welche von Odin handeln, die Erscheinung Odin's im Saale des norwegischen Königs Wolsung und bei dem schleswigschen Schmied, der seinem Pferde ein Hufeisen aufnagelt, dann die wichtigsten der unzähligen Sagen von der Wilden Jagd aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Wie hier im Wilden Jäger wird dann Wuotan in dem Carle Quinte im niederhessischen Odenberge, Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuser, Karl dem Großen im Unterberge und in einer Anzahl anderer Sagen nachgewiesen, ja sogar die Fortdauer von Opfern für den Wuotan. Ebenso werden die Mythen von Wuotan's Gemahlin in den Sagen von der Berchta, von der Holle, von der Frick, von der „Fru Guden" und von den weißen Frauen, wie der Urschel im Urschelberge in Schwaben, als noch fortlebend gezeigt. Nach der Bemerkung, daß von den übrigen Göttern und Göttinnen sich nur dürftige Spuren in der deutschen Sage erhalten haben, werden einige der schönsten und bezeichnendsten Sagen von Riesen, Zwergen und Nixen, darauf 12 Märchen erzählt, in welchen sich noch einigermaßen deutliche Anklänge an die alte Göttersage erhalten haben. Bei diesen sind die mythologischen Andeutungen in wenig Zeilen gefaßt und unter den Text gesetzt. Alle diese Sagen und Märchen sind natürlich aus den verschiedenen Sammlungen genommen; die Auswahl ist aber eine glückliche, indem ziemlich alle Schönheit mit Bedeutsamkeit vereinigen.

In einem Anhange von S. 170—219 werden die zwei hehrsten christlichen Feste, Weihnachten und Ostern, und das Fest der Sommersonnenwende (Johannisfest) als ursprünglich heidnische Feste ausführlich nachgewiesen und die noch heute in den verschiedensten germanischen Landen an diesen Festen gebräuchlichen heidnischen Gebräuche geschildert. Seine Quellen führt der Verfasser nur ein paarmal an, so bei der Darstellung des Weihnachtsfestes das Buch des Professors Weinhold in Graz: „Weihnachtsspiele in Süddeutschland und Schlesien", und auch der Name Grimm wird etwa zweimal erwähnt. Wer sich nicht als Forscher mit der deutschen Sage beschäftigen will und keine gelehrten Ansprüche macht, sondern nur eine für den Laien genügende Kenntniß von unserer einheimischen Mythologie und ihrer Fortdauer in der Sage und in den Festgebräuchen sucht, dem mag das Büchlein empfohlen sein.

4 Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, gesammelt von Joseph Haltrich. Berlin, Springer. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Der Verfasser bekennt im Vorworte selbst, daß sein Buch durch die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm veranlaßt ist, welche der Verfasser, jetzt Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg, als Schüler derselben Anstalt im Jahre 1842 zuerst in die Hände bekam. Da schildert der Verfasser seine Freude und sein Erstaunen, als er hier die Erzählungen seiner Kindheit wiederfand. Als er später, 1845, die Universität Leipzig bezog und dort gleichgesinnte Landsleute traf, wurden die germanistischen Studien eifrig betrieben, und nach der Rückkehr in ihr Vaterland Siebenbürgen und seit Wiederherstellung der Ruhe nach den damaligen Sturmjahren begannen die fünf Freunde alles zu sammeln, was in diese Studien einschlägt, und zwar sollte jeder sein Haupt-

Digitized by Google

augenmerk auf nur einen Gegenstand richten: Schuster sollte Lieder, Räthsel u. dgl., Müller Sagen, Mätz Sitten, Gebräuche, Redensarten, Haltrich Märchen sammeln, während Albert Beiträge für alle versprach, und das vorliegende Buch sowie die uns nicht vorliegenden „Siebenbürgischen Sagen" von Friedrich Müller und die in nahe Aussicht gestellten Volkslieder von Wilhelm Schuster sind vorläufige Früchte dieses gewiß sehr zweckmäßigen Arbeitsplans. Viribus unitis! Dieser Wahlspruch des sich verjüngenden Oesterreich möge und wird seine Macht auch hier bewähren. Den Herausgeber der Märchen hat bei seinen Sammlungen der Umstand namentlich unterstützt, daß er Lehrer an einem Gymnasium mit Seminar für Dorfschullehrer und Dorfprediger ist; die Schüler des Seminars stammen meist aus den Dörfern, und der Verfasser ließ sich von ihnen ihre heimischen Märchen erzählen. So hat er eine große Menge gesammelt, die er meistens in mehrfachen Relationen besitzt, und hat sich deshalb entschlossen, vorläufig eine Auswahl zu treffen, beabsichtigt aber in zwei bis drei Jahren wieder eine Sammlung erscheinen zu lassen, die auch eine Reihe Thiermärchen und eine wissenschaftliche Abhandlung über den gesammten Inhalt, sowie Anmerkungen und Erläuterungen bringen soll. In der vorliegenden Sammlung wollte der Verfasser nicht sowol das wissenschaftliche Interesse befriedigen, als dem sächsischen Landvolke in Siebenbürgen, den Bürgerfamilien in den Städten und den Stammesgenossen im fernen Mutterlande eine freundliche Gabe bieten. Und gewiß verdient diese Gabe ganze und volle Anerkennung. Wenn auch von den 78 Märchen dieser Sammlung viele, vielleicht die meistrn in ihrem Hauptinhalte in den schon vorhandenen Märchensammlungen stehen, so haben sie doch manches Eigenthümliche, was sie von unsern Märchen unterscheidet; sie haben zum großen Theile einen noch ursprünglichern Typus, es zeigt sich in ihnen eine noch derbere Phantasie, möchten wir sagen; ja, es sind manche darunter so alterthümlich, daß man versucht ist, sie in den ursprünglichen Mythus sofort zurück zu übersetzen; es bedarf bei manchen nur einer Veränderung der Namen, wie z. B. gleich bei dem ersten, dem wunderlieblichen Märchen von den beiden Goldkindern. Man setze an die Stelle Gottes, der sich wundert, daß die Sonne sieben Tage lang nicht untergeht, weil sie die zwei schönen Kinder sieht, und zu ihr geht, um sich nach der Ursache zu erkundigen, der dann auf die Erde herabsteigt und den Kindern ihre Lebensgeschichte erzählt, den Namen Wuotan, und man hat einen wundervollen heidnischen Mythus, so alterthümlich ist alles Uebrige bis auf das Wasser des Lebens, das von den sieben Zwergen geholt wird, um die Königin wieder zu beleben. So steht das Märchen „Die beiden Fleischhauer in der Hölle" der ursprünglichen Tradition gewiß näher als dem Christenthum, an das nur die Namen Teufel und Hölle anklingen. Der Fleischer, der seines Bruders Wort, er solle mit der Wurst zum Teufel gehen, für Ernst nimmt und in die Hölle geht, findet die Teufel nicht zu Hause, sie sind in das Holz gefahren, ihre Großmutter aber ist eine gutmüthige alte Frau, die den Fleischer vor den hungerig heimkehrenden Teufeln, welche Menschenfleisch zum Fraße wittern, versteckt und ihm am Morgen das einem Teufel während des Schlafs ausgefallene Haar schenkt, das dann groß wie ein Heudaum wird und sich in Gold verwandelt, und der Fleischer wünscht der alten Großmutter Gottes Segen. Von einer Hölle im christlichen Sinne ist hier durchaus keine Rede, die Teufel sind auch keine Teufel, sondern noch zu ermittelnde mythische Gestalten, vielleicht Riesen, wie auch der Menschenfresser im siebenunddreißigsten Märchen ein Hüne ist, dessen Macht an den Grenzen des Hünenlandes aufhört. Die Märchen, welche eine mythische Grundlage zeigen, hat der Verfasser vorangestellt; hierher sind die Märchen bis Nr. 47 zu rechnen. Darauf folgen die schwankhaften, worunter eins in der Mundart von Schäßburg, und dann von Nr. 69 an die Fopp- und Kindermärchen.

Die Darstellung zeigt, daß der Herausgeber der Märchen aus der Schule der Brüder Grimm ist, wenn wir auch nicht geradezu behaupten wollen, daß der Ausdruck immer so unübertrefflich kernig, so durch und durch aus dem Gemüthe des Volks heraus ist, wie bei den „Kinder- und Hausmärchen", die man sich ohne Veränderung eines Wortes oder einer Wortstellung gerade so von einem reinen Naturkinde erzählt denken kann; aber ziemlich nahe kommt der Verfasser diesem Ideal der Märchenerzählung. Kindern würde man aber diese Märchen doch nicht wohl in die Hände geben können, nur wegen einiger wenigen, die nicht sauber genug sind, wie z. B. „Die Frau ohne Hemd" (Nr. 68) bei dem übrigens der Umstand ethnographisch bezeichnend ist, daß das faule Mädchen ohne Schamgefühl eine Walachin ist, oder Nr. 65: „Wie soll ich denn sagen", und namentlich Nr. 57: „Der lose Knecht." Märchen sind aber auch schwerlich zum Lesen für Kinder bestimmt. Wer je die Erfahrung gemacht hat, wie kalt die Kinder bei Märchen bleiben, die sie lesen *), und wie sie Auge und Ohr sind, wie ihr ganzes Wesen Spannung ist, wenn sie ein Märchen erzählen hören, der wird seinen Kindern lieber gar kein Märchenbuch in die Hand geben, sondern es lieber selbst als Quelle für mündliche Erzählungen benutzen, und für solchen Zweck eignet sich das Buch in hohem Grade.

---

5. Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. Von Karl Freiherrn von Leoprechting. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1855. 8. 1 Thlr.

Indem wir nun zu den Sagensammlungen zurückkehren, tragen wir zuvörderst eine alte Schuld ab, indem wir das vorliegende Buch in den Kreis unserer Besprechung ziehen. Der Verfasser dieses Buchs hat volle Einsicht in

*) Diese Erfahrung ist doch wol keine allgemeine. Uns sind wenigstens genug Fälle bekannt, daß Kinder, sobald sie nur erst im Lesen geübt waren, fast mit derselben Begierde interessante Märchen gelesen als gehört haben. D. Red.

Digitized by Google

die mythologische Bedeutung der Sage, es ist aber dennoch ein anderer Zweck, welchem dieses Buch dient, und ein nicht minder berechtigter. Als Beitrag zur Sitten- und Sagenkunde ist es auf dem Titelblatte bezeichnet, und so beruht auch die Bedeutung des Buchs zunächst und hauptsächlich darin, daß es uns tief in die heutige Volksanschauung jenes Landstrichs zu beiden Seiten des Lech hineinführt, wo der schwäbische und der bairische Volksstamm sich begegnen. Die Sagen sind dem mittlern Lechrain entnommen, d. h. der Gegend zwischen Friedberg und Schongau, welche bairischerseits in das Ober- und Unterland zerfällt und schwäbischerseits das Lechfeld heißt. Darüber, sowie über die Art der Bewohner im allgemeinen und über den sprachlichen Kleinkrieg zwischen Schwaben und Baiern gibt die Vorrede Auskunft. „Die Religion des niedern Hausbedarfs", wie der Verfasser sagt, der Aberglaube ist es, der den Stoff der ersten Hälfte des Buchs bildet, und der Verfasser erzählt hier in so gläubigem Tone, daß man versucht wird zu glauben, daß wirklich ein Gläubiger zu uns spricht. Die erzählten Begebenheiten sind nach seiner Versicherung von den Erzählern theils selbst erlebt, theils doch mit erschaut, denn beinahe alle spielen in der neuesten Zeit:

Der den Freund des Alterthums so anheimelnde Zauber längst verklungener Mären geht ihnen gänzlich ab; daß aber solche, der Aufklärung längst verfallen gedachte und in der Auffassung dem höchsten Alterthum entstammende Begebenheiten sich noch wirklich zu ereignen, dürfte in vielen Beziehungen doch auch denkwürdig zu nennen sein. Sie folgen, wie sie dem Volksmund entnommen wurden, in treuer Wiedergabe, nichts davon und nichts dazu, und ohne weitere Aburtheilung. Die Zeit des obertäuschlichen Verwerfens aller Dinge, die nicht so geradeweg in den menschlichen Verstand eingehen, ist ohnehin vorüber, und so manches, was als gehaltlose Aberglauben verstanden verworfen worden, ist vor scharfen Gesetzen der Kritik, wenn auch in anderer Auffassung, wieder zu Ehren gekommen.

Das im letzten Satze Ausgesprochene wird gewiß jeder Vorurtheilsfreie gern als wahr erkennen; wenn es aber weiter heißt:

Mit der sogenannten Aufklärung hat man dem Volke wol seinen Glauben, durchaus aber nicht den Aberglauben, den thörigten, teuflischen entziehen können, dieser geht mit dem Unglauben Hand in Hand. Die hier und da zu Tage kommenden Begebenheiten nach dieser dunkeln Seite des geheimnißvollen Abgrundes der menschlichen Seele sind in ihren räthselvollen Erscheinungen noch wenig ergründet, sodaß man wohl fragen darf, wo endet Naturlauf, und wo beginnt Eingriff der außerweltlichen feindlichen Mächte? Vor allem sind es die Schüler, wie sie aus Würtemberg nach Baiern kommen, welche in Teufelsbeschwörungen und Ausübung jeder Art von schwarzer Kunst unglaublich bewandert sind. Eines christlichen Glaubens und Bekenntnisses sind sie meist gänzlich bar; doch was von katholischen Segen und Besprungen ihnen tauglich, das ist ihnen, obwol sie zumeist protestantischer Abkunft, gut bekannt. Die ganze schwarze Kunst ist voll Vermischung christlicher Sprüche mit teuflischen Beschwörungen —

so müßte uns denn doch ein Grauen ankommen, wenn wir glauben könnten, daß die Gläubigkeit selbst eines gebildeten Mannes sich so weit in den gottesläſterlichen Aberglauben einer dunkeln Zeit zurückverirren könnte. Auch wenn der Verfasser dem „thörigten" Aberglauben, welchen er hier verdammt, den „leidenden" entgegensetzt und von ihm sagt, er sei unschädlich und oft von höchster dichterischer Schönheit, er bilde gleichsam eine Religion für den ganzen niedern Hausbedarf und sei bei seinen altbewährten Deutungen und verschiedenartigsten Richtungen beinahe unwandelbar durch die Läufe der Zeit geblieben, und wenn er bedauert, daß er im Verschwinden begriffen sei, weil er zu unschuldig sei für das vernüchterte neue Geschlecht, so müssen wir dagegen behaupten, daß auch dieser leidende Aberglaube nicht unschädlich ist, schon deshalb nicht, weil er ja eben erst den thätigen Aberglauben möglich macht; denn offenbar würde es keine Teufelsbanner und Schatzgräber geben, wenn der Stumpfsinn der Menge nicht an solchen Unsinn glaubte. Daß dieser Aberglaube ferner eine Religion für den Hausbedarf ist, das ist eben das Unglück, denn unter solchem Unkraute kann das Christenthum nicht gedeihen. Aber, wenn wir gerecht sein sollen, eben die gläubige Auffassung, von der der Verfasser selbst meint, daß sie nach manchen Seiten hin anstoßen würde, gibt dem Buche seinen eigenthümlichen Werth. Wenn einst, wie wir zu Gott hoffen, der da will, daß alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, ein reinerer Licht der Erkenntniß in jene Gegenden gedrungen sein und die Gespenster verscheucht haben wird, so wird es für die Nachkommen von ungeheurem Interesse sein, zu lesen, wie graß es einst in den Köpfen ihrer Vorfahren aussah. Was würden wir darum geben, wenn ein mit gleicher Sorgfalt gesammeltes Buch aus der deutschen Vorzeit zu uns gekommen wäre. Es ist ein Verdienst, daß die Kunde von solchem Aberglauben noch im 19. Jahrhundert, das unsere Nachkommen in dem Gedanken an einen Lessing, Goethe, Schiller vielleicht schon bis in die tiefsten Winkel erhellt denken werden, der Gegenwart und der Nachwelt geboten wird; aber mit um so ruhigerm Gewissen kann dieser Aberglaube nun schlafen gehen und den Tag anbrechen lassen. Was in ihm verloren ist, das zeige ein Blick auf das Buch.

Im Anfange ist von Hexen und Truden die Rede, sowie von den Mitteln, die man gegen sie anwendet. Eine dritte Art von weiblichen Unholden sind die, welche den Bösen Blick haben, d. h. die Macht, alles, was sie fest ansehen, wenn sie wollen, zu verderben. Männliche Unholde sind die sogenannten Bilwenschneider. „Solche Unholde", heißt es von diesen, „sind gezeichnet, daß man sie erkennen kann; denn sie haben vorn kein Haar auf dem Kopfe und die Stirne verliert sich hoch und spitzig in den Schädel hinein." Ist das nicht schrecklich? Wie mancher brave Mann mag durch solchen scheußlichen Glauben der Menge um Freundschaft, Liebe, Ehre und guten Namen kommen. Darauf wird ein Mittel angegeben, das Feuer zu bannen, nebst einem Beispiel des Erfolgs. Darauf wird wieder vom Teufel und dem Mittel dagegen, dem Trudenfuß gesprochen. Dann ein unmöglich auszuführendes, sehr umständliches Mittel gegen das Verhexen des Viehs. Unter anderm muß da der Urin der Thiere in einem Hafen aufgefan-

Digitized by Google

gen mit einem Deckel verschlossen und dieser mit Lehm verklebt werden; dieser verschlossene Urin wird nun gekocht bis Tagesanbruch, „fällt jedoch nur ein kleines Stückchen vom Lehm ab, oder dringt gar ein Qualm aus dem Hafen, dann ist alles vergebens". Man sieht, Kunde von der Natur und Kraft des Dampfes ist noch nicht zu diesen Gläubigen gedrungen. Nach einer Nachricht von den Hosemännlein, dem wilden Gejäg und den Hungerbrunnen gibt es wieder Geschichten von Truden und Beschwörungen. Hier haben wir eine saubere Frucht dieses schönen, unschuldigen Aberglaubens. Theilen wir hier ein Pröbchen ganz mit, zumal auch ein wirklich schöner Gebrauch darin erwähnt ist.

Noch eine Beschwörung.

Gegen die Mitte der vierziger Jahre starb in Utting am Ammersee eine Sechswöchnerin in ihrem ersten Kindbett. Blieben Kind und Mutter beisammen. Einer Frau aber, die mit ihrem Kind im ersten Kindbett stirbt, der wird das Kind in die Arme gelegt und steht solcher der Himmel offen, auch wird sie gleich einer Jungfrau von Jungfrauen zu Grabe getragen und ein Jungfrauenkrönlein auf ihr Grab gestellt. Dies ist so ein alter Glaube, allüberall im Brauch. Darauf hin machten sich fünf Männer in Utting zusammen zu einer Beschwörung der abgelebten Seele. Nach einer weiß Gott woher entnommenen Ueberlieferung begannen sie ihr Werk folgender Art. Mit dem zwölften Glockenschlag um Mitternacht betraten sie faselnackt den Freithof, gruben das Grab der Verstorbenen auf, hoben sie mit ihrem Sarg heraus und legten einen von ihnen, nackt wie er war, in das leere Grab. Während sie nun im höchsten Stillschweigen den Sarg dreimal um den Freithof herumtrugen, ging die Beschwörung dahin, die abgelebte Seele zu vermögen, die fünf Nummern, so in der drittnächsten Ziehung in der Lotterie gezogen würden, anzugeben. Darum hatte man der im Grabe Liegenden alle 90 Nummern der Lotterie, deutlich auf einen Zettel geschrieben, in den Mund gelegt; die fünf Nummern, so gezogen würden, mußten dann erlöschen. Alles geschah so wie angegeben glücklich ohne Widergang. Fünf Nummern waren wirklich erloschen und eifrig und hoch gesetzt. In der dritten Ziehung kamen wahrhaftig auch die Nummern, aber leider kein Geld, das sich viel in die Tausende belaufen hätte. Die ganze Geschichte war ruchbar geworden, die Beschwörer gefänglich eingezogen und ihr Einsatz für ungültig erkläre. So war denn das geträumte Glück schnell dahin, und der böse Feind hatte nur einmal wieder sein höllisch Fözeln getrieben.

In dieser Weise gehen nun die Geschichten fort. Nur auszugsweise noch einiges. Ein Mann macht einen Holzdieb fest, vergißt aber die Zeit, auf welche die Stellung gemacht war, und der Dieb wird vom Teufel geholt. Ein Jäger zwingt durch Zauberkunst aus Rache wegen einer Schimpfrede ein Mädchen, in der Nacht im Hemde neben ihm herzulaufen, bis sie bei einer Schinderhütte durch einen Anruf erwacht. Ueber den „Branntweingeist" wird Folgendes berichtet: es ist ein Käfer seltsamen Aussehens, der in einem Gläschen mit Spiritus aufbewahrt wird. Ein Krämer hatte einen solchen Geist, der legte ihm alle Morgen einen Groschen unter das Glas. Er that gar nicht geheim damit, „haben es viele Leute gesehen; ist eine sichere Kunde". Ich denke, zu diesem geheimnißvollen Wesen haben wir den Schlüssel des Verständnisses. Wer die Zungen von neun „Ottern" bei sich trägt, „kann viel anheben", vor allem siegt er in allen Raufhändeln; aber „ohne die zehn Finger eines ungeborenen Kindes oder auch eines Wettersteins (!) kann es keiner zu den neun Zungen bringen", weil stets der Böse sein Spiel dabei hat. Von den Katzen weiß man nicht recht, sind es Thiere oder verwunschene Geister. Vom Ohrenklingen besagt der Volksglaube Folgendes:

Ohrenklingen.

Jeder Mensch hat drei Tropfen Blut im Gehirn. Wenn einer herunterfällt, dann trifft den Menschen ein Schlag. Da nun gerne ein solcher Tropfen herunterfällt, wenn dem Menschen es in den Ohren klingt oder sauft, so soll man der nahen Todesgefahr halber da ein Vaterunser beten, was auch mehrentheils geschieht. Zum mindesten wird eine kurze Reu und Leid erweckt.

Im Jahre 1846 oder 1847 nimmt eine eitle Bauerstochter in Hofstetten einen Spiegel mit in die Kirche und beschaut da ihre neue Haube; da sieht sie den Teufel auf ihrer Schulter sitzen, fängt an zu schreien und zu strampeln und ist vom Bösen besessen. Der Pfarrer des Ortes hat einen schlechten Glauben und kann deshalb nicht helfen, ein benachbarter Geistlicher aber macht sie „wieder richtig". Abscheulich ist das Recept, wie man durch die Nadeln des Läebaums (pinus larix) und durch den Säbling (juniperus sabina) die Leibesfrucht abtreiben kann. Wenn sich einer erhängt, so erhebt sich ein Sturmwind, und über die Gemeinde, in deren „Freithof" ein Gehängter begraben wird, kommt „ein Schauer". Deshalb werden Selbstmörder trotz aller „gesetzlichen Verordnungen" aus dem Grabe wieder herausgerissen und in ein ungeheueres Holz oder einen Wasserstrudel geworfen. Davon werden erbauliche Beispiele erzählt. Bei Seiersletten ist ein Strudel im Lech, dahinein wirft man die Selbstmörder der ganzen Umgegend. Da heißt es (S. 106): „Wer wird da nicht erinnert an die so schöne Stelle im Homer, wo Achilleus den Lykaon in den Skomandras schleudert, des Patroklos Mord zu büßen!" Welche Folgen der „unschuldige" Aberglauben hat, das zeigt die Geschichte vom Pfarrer Rainer (S. 123), der an einem gespensligen Orte von einem Stege fällt und den Fuß bricht, aber trotz Schreiens und Rufens keine Hülfe erhält, weil die Leute meinen, daß die Holzweibeln so weinten, sodaß er den Verstand verliert und sich später ertränkt. Das aber war nur Strafe dafür, daß er am Samstage zu lang in Landsberg bei den Herrenleuten blieb und darob den Rosenkranz versäumte, sodaß ihn die Bauern allein beten mußten, „und das thut kein gut".

Wenn der Verfasser von dem Volksglauben sagt, daß er oft von höchster dichterischer Schönheit sei, so geben ihm allerdings einige Züge Recht. Unter dem Aberglauben von Thieren gehört dahin folgende Sage von der Nachtigall:

Bald jemand im Sterben liegt und recht Schmerzen leidet, kann man öfters hören: wenn nur die Nachtigall käm', und thät' uns auflösen! Da kommt denn dieweilen ein Vogel geflogen und singt so lieblich und fein, daß die Schmerzen aufhören, und man entweder besser wird oder stirbt. Auch

ruft man gerne die Muttergottes darum an, die Nachtigall zu schicken und den Kranken zu zeichnen zum Leben oder Tod.

Einzelnes gehört auch gar nicht dem vulgären Aberglauben an; so ist die Feidlnanndl eine sogenannte Somnambule und die Geschichte kann buchstäblich wahr sein. Aehnliche Begebenheiten, so unbegreiflich sie scheinen, sind tausendfach durch Thatsachen beglaubigt, und deshalb wird sie kein Vorurtheilsfreier oberflächlich verwerfen. Die beiden folgenden Erzählungen sind gewöhnliche Räubergeschichten und schließen den ersten Theil des Buchs, die „Erzählungen aus dem Volke".

Mit viel größerm Vergnügen liest sich der zweite Theil, welcher „Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen" dem Gange des Kalenders nach darstellt. In einer Einleitung, welche der Aufzählung der einzelnen Monate vorangeht, spricht der Verfasser von der treuen Anhänglichkeit des Bauers an die alten Ueberlieferungen und der Wichtigkeit dieses Umstandes für die deutsche Alterthumskunde, von der Ohnmacht der Schreibstubenherrschaft und ihrer Verbote dem Volksleben gegenüber, von der Abgeschlossenheit des Bauers vor dem Städter und seiner Lectüre, ferner wie der Bauer nur nach den hohen Festtagen, Lostagen und Märkten, nicht nach dem Monatsdatum die Zeit angibt, von den guten und den schlechten Himmelszeichen und unter welchen Zeichen man dies und jenes thut, von den Namen der Winde und der Wochentage und ihrer Bedeutung, von den ganzen und halben Feiertagen. Daran schließen sich die allgemeinen Witterungsregeln. Am Schlusse steht eine kleine Geschichte von einem Bauer, der die Macht bekommen hatte, sich ein Jahr lang das Wetter nach Gutdünken zu machen, und dennoch nur taubes Stroh erntete, weil er den Wind vergessen hatte, und der seitdem keine Witterung mehr tadelte.

Von den einzelnen Monaten werden dann alle wichtigen Tage und Feste mit ihren Gebräuchen recht anschaulich geschildert. Manche von diesen Gebräuchen sind allerdings etwas derb, so z. B. das Begraben der Fastnacht, wo religiöse Gebräuche entschieden verspottet werden. Am 24. April (Georg), am Weißen Sonntag und am 1. Mai haben die Ledigen ihre drei Freinächte.

Diese Nächte gehören ihnen, was sie weidlich benutzen. Es wird da unglaublich viel Unfug getrieben und es ist ein absonderliches Herkommen, alles Ackergeräthe, das man habhaft werden kann, weit hinaus ins Gefild zu schleifen und dort hoch aufzuthürmen, und zwar gerne an einem wilden Birnbaum. Niedern Häusern, die auf einer Seite an Berglehnen anlehnen, werden wol ganze Wagen auf den First des Daches gesetzt, Mühlbäche abgelassen u. dgl.

Sehr anziehend ist die Schilderung der Johannisfeuer (Simmetsfuir, Sonnenwendsfeuer) und der am Lechrain dabei stattfindenden Gebräuche. Spaßhaft ist, wie St.-Simon (28. October) durch seinen Namen der Patron der Simannlbrüderschaft geworden ist, der Ehemänner nämlich, welche unter dem Regimente ihrer Weiber stehen (Sie-Mann). Recht prosaisch werden die beiden Bauernregeln erklärt: „St.-Martin kommt auf einem Schimmel geritten" (weil es um diese Zeit schon manchmal schneit), und: „St.-Martin muß noch ein Heu für sein Rößl finden" (der sogenannte Nachsommer). Gewiß hat man aber diese Regeln, deren praktische Bedeutung die angegebene sein mag, in Erinnerung an Martin als den Erben Wuotan's und seines weißen Rosses so eigenthümlich gefaßt, und das Heu, das er noch finden muß, könnte ein Anklang an die Feldfrüchte sein, die man auch in andern Gegenden gleichsam als Opfer für Wuotan stehen läßt.

Bei dem Weihnachtsfeste wird ein sehr schönes Lied mitgetheilt: „Es kam die gnadenvolle Nacht", zu welchem leider in dem musikalischen Anhang die Melodie fehlt. Schön ist der Gebrauch des Johannessegens am 27. December, doch ist der wol auch in andern katholischen Landen üblich. Wenn wir nun mit dem Bauernjahr zu Ende sind, begegnet uns noch auf den letzten Zeilen ein recht abscheulicher Aberglaube. Da werden die drei unglücklichen Tage im Jahre aufgeführt und gesagt: „Wer in diesen unglücklichen Tagen geboren ist, der stirbt eines bösen Todes, wird auch selten alt." Wie muß den Armen, die das trifft, durch solchen Aberglauben das ganze Leben vergällt werden!

Der dritte Abschnitt des Buchs heißt „Das Haim". So nennt nämlich der Lechrainer das Vaterhaus mit seinem Zubehör an Feld, Wiese und Holz. Hier spricht der Verfasser mit Wärme von der Liebe des Lechrainers zu seinem Vaterhause und dem jahrhundertelangen Forterben in der Familie, und schildert darauf ausführlich ein solches Haus mit allem, was daranhängt. Darauf beschreibt er die Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, und wir finden hier vieles Eigenthümliche, z. B. den Gebrauch, daß bei allen Kindern einer Familie immer derselbe Gevattersmann und dieselbe Gevattersfrau bleibt. In der Rede des Abdankers beim Hochzeitmahl wird aus der Hochzeit zu Kana eine zu Kanaan gemacht, ein Schnitzer, der spaßhaft oft in Büchern wiederkehrt.

Zum Schluß endlich werden eine Anzahl Volkslieder, theilweise im Dialekt mitgetheilt, wie sie im Lechrain gesungen werden. Die Melodien stehen in einem Anhange. An die Lieder reihen sich eine Anzahl Sprichwörter und Redensarten. Daß die bairischen Ausdrücke, welche so häufig im Buche vorkommen, nicht erklärt sind, ist ein Mangel, da nicht jedem Leser Schmeller's „Bairisches Wörterbuch" zur Hand ist.

Gustav Mosen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Digitized by Google

Reiseberichte aus Nordamerika.

1. Briefe aus und über die Vereinigten Staaten von Nordamerika an Freunde in der Heimat in geographischer, statistischer, landwirthschaftlicher, industrieller, commercieller, politischer und socialer Beziehung von Karl Schmidt. Altenburg, Pierer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Erinnerungen aus Amerika, insbesondere aus Texas. Aus dem Tagebuche von Emanuel Domenech. Marburg, Elwert. 1856. Gr. 12. 8 Sgr.

Heutzutage, wo das Dampfschiff die Entfernung zwischen Deutschland und Nordamerika in ungefähr vierzehn Tagen durchmißt, macht es in der That einen ziemlich komischen Eindruck, wenn jemand, der einen Vetter oder eine Base jenseit des Oceans besucht, sich deshalb für einen neuen Pythias hält, der ein zweites Thule entdeckt hat und die Welt mit einem zweiten Periplus beschenken zu müssen glaubt. Dies scheint aber vielfach mit vielen Amerikareisenden der Fall zu sein, bei denen auch nicht der entfernteste Grund zu einem solchen Wahne vorliegt. Natürlich will ich damit keineswegs gesagt haben, daß die Vereinigten Staaten nicht noch immer in gar mancherlei Beziehung eine terra incognita seien, wo es viel neue Entdeckungen zu machen gibt und die Masse unserer Kenntnisse sich durch ganze Reihen der interessantesten Thatsachen und Anschauungen auf den verschiedenartigsten Gebieten der Natur- und Menschenlehens bereichern läßt. Aber die Bedingungen, unter denen dies allein möglich ist, sind sehr wesentlich andere als früherhin; sie sind im Großen und Ganzen dieselben, unter denen auch Reisen in näurern und bekannteren europäischen Ländern zur Erweiterung unserer wissenschaftlichen Kenntnisse und deren Beschreibungen zur Berechterung unserer Literatur beitragen. Um nicht auf Einzelheiten einzugehen, werden wir daher vor allem an den Reisenden die Anforderung zu stellen haben, daß die Urtheile und Thatsachen, welche er uns bietet, auch wirklich das Ergebniß seiner Reise seien und einer andern Quelle gar nicht füglich entstammen können; und wenn der Schauplatz seiner Beobachtungen nicht mehr so jungfräuliches Terrain ist, um eine reiche Ausbeute an ganz neuen äußern Daten von allgemein gültigem Werthe zu versprechen, so verlangen wir Recht, daß Zuständ und Verhältnisse, welche im wesentlichen als bekannt gelten können, in ihrer Beziehung zu den individuellen Erlebnissen des Reisenden sich unter neuen Gesichtspunkten darstellen und Stoff zu neuen Anregungen geben.

Was sich auch den „Briefen aus und über die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ von Karl Schmidt Rühmliches nachsagen lassen mag, so viel ist gewiß, daß dieses Buch diese erste und wesentlichste Bedingung, welche man an eine Reisebeschreibung zu stellen berechtigt ist, nicht erfüllt hat. Der Verfasser, allem Anschein nach ein Leipziger, hat sich zwei Jahre lang (1854 — 56) in Amerika aufgehalten und hat sich vielleicht noch dort auf, wenigstens läßt sein Buch diese Möglichkeit vollkommen zu. Ich sagte in Amerika; ich muß mich aber beeilen, die hierdurch etwa erregten Erwartungen auf das richtige Maß zurückzuführen. Und dieses Maß ist allerdings außerordentlich klein. Unser Reisender kommt den 18. Mai 1854 in Newyork an, verweilt daselbst bis zum 8. Juli, reist von da auf der Eisenbahn nach Florence bei Northampton in Massachusetts (, um in der dortigen Kaltwasserheilanstalt den Sommer mit nützlichen Studien über amerikanische Zustände zu verbringen und Ausflüge in die Umgegend zu machen“), kehrt von da im May des folgenden Jahres auf demselben Wege nach Newyork zurück und hält sich nun gefähr drei Monate dort auf. Im September finden wir ihn nach einem kurzen Aufenthalte in Philadelphia zu Brownsville in Pennsylvanien, „im Hause eines lieben Freundes“, aus welchem alle noch übrigen, fast die Hälfte der ganzen Sammlung umfassenden Briefe datirt sind, und wo er vielleicht heute noch lebt, „wenn er nicht gestorben ist“. Er hat also im ganzen nur fünf Staaten der Union berührt und von zweien dieser fünf, nämlich Connecticut und Neuyersey, gerade so viel gesehen, als vom Dampfwagen aus im Vorüberfliegen zu sehen war. Daß es auch mit den „Ausflügen“ von den drei Hauptaufenthaltsorten aus nicht viel auf sich gehabt haben kann, beweist unter anderm der Umstand, daß ihn dieselben nicht einmal nach Boston geführt haben. Jedenfalls haben die Resultate derselben in dem Buche keine Spur zurückgelassen. Natur- oder Sittenschilderungen würde man vergebens darin suchen; ebenso wenig eigene Erlebnisse, in denen sich das Charakteristische des amerikanischen Lebens widerspiegelte. Der Verfasser, sowol mit deutschen Landsleuten als auch mit geborenen Amerikanern, scheint beschränkt und unergiebig gewesen zu sein. Er spricht in letzterer Beziehung zwar von seiner Bekanntschaft mit Mrs. Beecher-Stowe, von seinem „Freunde“ Charles Sumner und von seinem „Freunde“ Theodor Parker; was er aber von ihnen sagt, ist weit weniger, als was wir längst in unsern Conversations-Lexica und Feuilletons gelesen haben.

Nun was enthält denn da eigentlich das Buch? Um dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, alles, was auf dem Titel angekündigt ist und was ich deshalb hier nicht nochmals wiederholen will. Aber eben weil es das

sogenannten Briefe Pauli an den Philemon hergeleiteten Beweise für die Echtheit so weitläufig zu widerlegen, sonst aber eben nicht viel Haarkünnische Tiefe und Geschicklichkeit verräth, da es der Redner nicht einmal für nöthig hält, der Schwierigkeiten der Ausführung und der zur Abhülfe derselben anzuwendenden Mittel zu gedenken. Freilich hat seitdem auch diese Angelegenheit durch die Aufdeckung des Missurii-Compromisses und die Vorgänge in Kansas ein ganz anderes Ansehen gewonnen, und möglicherweise hatten wir den betreffenden Vortrag vor einem Jahre mit größerm Interesse gelesen als jetzt; aber ein Volk wie die Amerikaner lebt nun einmal in politischen Dingen außerordentlich schnell, und dieser Umstand sollte für Leute, die nicht Beobachtungsgabe, Scharfblick und philosophische Tiefe genug haben, um aus den verschiedenartigen temporären Zuständen das Wesentliche, Dauernde und Allgemeingültige herauszufinden, nur ein Grund mehr sein, die Reiseliteratur nicht durch Werke anzuschwellen, welche alle Aussicht haben, ebenso bald in das große Todtenreich der Makulatur hinüberzuwandern, wie Kalender und Intelligenzblätter.

Um jedoch dem Leser nicht blos gesagt zu haben, was nicht in dem Schmidt'schen Buche steht, will ich zum Schlusse eins von den wenigen Körnlein herausliesen, die nur mit großer Mühe unter der Masse der Spreu aufzufinden sind. Im allerletzten Briefe richtet der Verfasser einen Seitenhieb auch von den Mormonen. Der Gesichtspunkt, welcher ihn dabei leitet, ist ch ch arakteristisch, um verschwiegen zu werden. Sein Correspondent, der Professor Soundso in L., hat sich in seiner tetzten Zuschrift darüber beschwert, daß der Reisende öfters das Wort Humbug gebrauche, eine Definition desselben gegeben zu haben, was freilich von einem Professor zu einer Zeit, wo im lieben Deutschland die Sache sammt dem Namen vollkommen eingebürgert zu sein scheint, wunderlich genug ist. Nach einer Vertheidigung geht der Verfasser an eine Illustration der Sache durch zwei Beispiele, den Lebenslauf eines berühmten Magnetiseurs und Geisterschers und den Mormonismus! Einen die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft unterwühlenden und den Staat offen anfeindenden Aberglauben von einer Verbreitung und Wichtigkeit wie der Mormonismus unter die Kategorie des Humbug zu zählen, das ist denn doch etwas zu stark. Man müßte sich wol Mr. Barnum und Consorten gefallen, denn da ist noch Humor möglich; aber einem Joe Smith und Brigham Young gegenüber hört sicher alle Gemüthlichkeit auf. Was nun die Sache selbst betrifft, so finden wir natürlich bei Schmidt gewiß nicht, was wir bei competenten Reisebeschreibern, welche die Mormonen zum Ausmittelpunkt oder mittelbaren Gegenstande ihrer Forschung und Darstellung gemacht haben, bisjetzt vergeblich suchen, ich meine eine zuverlässige Schilderung der politischen, religiösen und socialen Zustände des neuen Mormonenstaates, die selbstverständlicherweise aus ihren heiligen Büchern so wenig zu ersehen sind, wie etwa die politischen Zustände unter dem Directorate des Heiligen Vaters aus den Evangelisten oder Kirchenvätern. Allein wir finden wenigstens in dem erwähnten Briefe eine gleichviel ob von Schmidt selbst oder von einem andern herrührende kurze Inhaltsanzeige von dem „Buch der Mormonen", das keinesfalls so allgemein bekannt ist, wie es seiner Wichtigkeit nach zu sein verdient. Ich theile sie deshalb in etwas abgekürzter Form mit. Joe Smith wurde 1823 von einem Engel besucht, der ihm seine Beorufung zum Propheten eines neuen Evangeliums für alle Völker ankündigte und ihm den Ort namhaft machte, wo die Urkunden desselben zu finden seien. Nach vier Jahren besucht Joe selbige vom Engel des Herrn angewiesenen und zu gleicher Zeit ein „Urim und Thummim" d. h. in diesem Falle eine Brille zum Lesen unbekannter Sprachen, mit deren Hülfe er sie übersetzte. Im Jahre 1830 wurde eine große Auszahl dieses „Buchs der Mormonen" veröffentlicht. Den Inhalt desselben gibt Schmidt folgendermaßen an:

„Das »Buch der Mormonen« besteht aus einer Serie historischer Bücher — einer oberflächlichen erbaulichen Nachahmung der jüdischen Chroniken und prophetischen Bücher —, in welchen statt der Poesie und der Verherrlichungen der alten Propheten eine Reihe unzusammenhängender Rhapsodien und Wiederholungen, die etwa Peroecationen bombastischer Ansprachen eines Feldpredigers an eine unwissende Zuhörermasse bis den konnten, untergeschoben sind. Das Evangelium, welches mit ihm Gesicht gekommen ist, besteht aus 634 Seiten, von welchen die ersten 580 die Geschichte einer allegorischen Personlichkeit mit Namen Lehi und dessen Nachkommenschaft während eines Zeitraums von 1000 Jahren enthält.

„Dieser Lehi, ein Nachkomme Joseph's, des Sohnes Jakob's, verließ zu Anfang der Regierung Zedekia's mit seiner Familie Jerusalem; sie gingen durch das Rothe Meer und wanderten acht Jahre in östlicher Richtung, bis sie an die Ufer des Weißen Meeres kamen. Dort bauten sie ein Fahrzeug, schifften sich ein und wurden endlich nach dem Gelobten Lande gebracht, wo sie sich niederließen und zahlreich vermehrten. Von den Söhnen Lehi's wurde der eine Laman und ein anderer Nephi genannt. Der erstere war gottlos und ein Ungläubiger in den Gesetzen Moses' und der Propheten; der andere war gehorsam und gottesfürchtig und glaubte an die Niederkunft Christi. Unter der Führerschaft dieser kam es im Streite liegenden Brüder trennte sich der Rest der Familie von deren Nachkommen und bildete zwei Stämme, die Lamaniten und die Nephiten, zwischen welchen nun Krieg und fortwährende Feindseligkeit herrschte. Die Lamaniten waren müßige Jäger, lebten in Zelten, aßen rohes Fleisch und trugen nur einen Gürtel um ihre Lenden. Die Juden Laman's und seiner Anhänger färbte sich schwarz, während die Nephi's und seiner Anhänger, welche das Land bebauten, ihre unfreundliche weiße Farbe behielt. Die Nephiten waren gleich den Juden glücklich, wenn sie die Gesetze befolgten; als sie aber in Ungehorsam und Gottlosigkeit verfielen, erlangten die Lamaniten die Oberhand und schlugen viele von ihnen todt. Nach Verlauf von etwa 400 Jahren hatte ein Theil der rechtschaffenen Nephiten unter Mosiah ihr Land verlassen, wanderte weit über die Wildniß und entdeckte die Stadt Zaharemla, die mit den Nachkommen einer jüdischen Colonie bevölkert war, welche 12 Jahre nach der Auswanderung Lehi's von Jerusalem, nachdem König Zedekia gefangen genommen und nach Babylon geführt worden war, auszezogen waren. Aber sie waren Heiden, besaßen keine Abscheit des Gesetzes und hatten ihre Sprache verrumpirt. Sie empfingen indeß die Nephiten herzlich, lernten deren Sprache und nahmen mit Freuden das mosaische Gesetz an.

„Es folgt nun die Geschichte dieser neuen Heiden während der nächsten 200 Jahre, sowie eine geschichtliche Erzählung der gelegentlichen Prosetyten von seiten der Lamaniten (!) — die noch immer in ihren Kämpfen mit den Lamaniten mit dem allgemeinen Namen Nephiten belegt wurden — und des Wechsels in den Niederlagen und glücklichen Ausgängen, von welchen der Ungehorsam und der Gehorsam begleitet waren. Diese Geschichte zieht sich durch mehrere Bücher bis zur Geburt Christi. Dieses Ereignis wird den Bewohnern von Zarahemla durch ein großes Licht, welches die Nacht zum hellen Mittag erleuchtete, angezeigt. Dreiundreißig Jahre später herrschte eine dreitägige Finsterniß; Donner, Blitz und Erdbeben verheerten die Städte und deren Bewohner. Dies war das Anzeichen der Kreuzigung. Bald darauf erscheint Christus den Bewohnern von Zarahemla in Amerika, wiederholt denselben in langen Reden den Hauptinhalt seiner zahlreichen Prophezeiungen und Vorträge, wie sie sie den Aposteln niedergeschrieben sind; er erwählt zwölf Apostel, die in die Welt gehen, predigen und taufen, und verschwindet dann. Bei Gelegenheit einer großen Taufe von seiten der Apostel erscheint er jedoch abermals, theilt allen den Heiligen Geist mit, hält lange Reden und verschwindet dann wieder. Endlich erscheint er den Aposteln zum dritten mal und redet dieselben in schlecht aus-

Digitized by Google

gewählten Ausdrücken und Umschreibungen aus seinen neutestamentlichen Schriften an.

„Ungefähr vier Jahrhunderte hindurch war die in dieser Weise unter die Nephiten gepflanzte christliche Doctrin und Kirche abwechselnd von Glück begleitet; sie wuchs anfangs und gedieh, hatte aber, als sich Corruption eingestellt, mit Widerwärtigkeiten jeder Art zu kämpfen. Die Lamaniten waren noch immer ihre furchtbaren Feinde, und als Gottlosigkeit und corrumpirte Doctrinen anfingen unter den Christen vorherrschend zu werden, erlangten die Lamaniten vielfaches Uebergewicht.

„Joe Smith scheint nach seiner Beschreibung zu glauben, daß der Krieg in dem Zthmus von Darien — an welchem die Nephiten sich niedergelassen hatten und das Land nach Norden zu einnahmen, während die Lamaniten südlich vom Zthmus lebten — seinen Anfang genommen hat. Kurz, die Nephiten werden nach und nach von dem Zthmus nach Osten zu vertrieben, bis endlich auf dem Hügel Cumorah bei Palmyra in der Grafschaft Wayne im Staate Neuyork die letzte Schlacht geschlagen wurde, in welcher die Nephiten einen Verlust von 230,000 Kriegern erlitten und vertilgt wurden! Unter den wenig Uebriggebliebenen befand sich Moroni, der letzte der Christgesetzten, welcher die Metallplatten, die der tugendhafte Mormon zusammengetragen hatte, aus den Händen des Engels zu empfangen, dort eingrub.

„In dem Buche Ether, welches nun folgt, wird unser Prophet Joe kühner; er geht bis zu dem Thurmbau zu Babel zurück, um einen andern Stamm hübschen Volkes aufzufinden, den er auch findet, nach Amerika bringt und sich da ansiedeln läßt. Bei der Verwirrung der Sprachen zieht Ether mit seinen Brüdern an den großen See und nach einer vierjährigen Reise an der Küste bauen sie unter göttlicher Leitung wasserdichte, gleich Walnüssen bedeckte Boote, mit einem glänzenden Steine an jedem Ende, durch welchen das Licht eindringt! Nachdem sie sich in diesen Booten eingeschifft, erhebt sich ein starker Wind, der 344 Tage nach dem Gelobten Lande zu weht, bis sie die Ufer desselben glücklich erreicht haben. Sie vermehrten sich hier und gediehen, gleich den Söhnen Lehi's, hatten Könige und Propheten und führten Kriege, zerspalteten sich in Parteien und zechten miteinander. Endlich kam Shiz in Rebellion gegen Coriantumr, den letzten König, auf und sie fochten gegenseitig mit abwechselndem Glück, bis zwei Millionen mächtiger Männer sammt Weibern und Kindern erschlagen waren! Nachdem wurde das Volk auf beiden Seiten gesammelt und focht noch mehrere Tage, bis Coriantumr nur allein noch am Leben war!

„Diese wahnsinnige Geschichte ist zu dem erklärt religiösen Zwecke geschrieben, die Strafe von der Hand Gottes, die ein gottloser Lebenswandel nach sich zieht, zu zeigen, und beschließt, mit noch einigen kleinen moralischen Schilderungen des Moroni, das »Buch der Mormonen«.

„Joe Smith offerirt in seinem Evangelium durchaus nicht damit, eine neue christliche Lehre aufstellen oder die Bibel übertreffen zu wollen; nein nur »viele einfache und werthvolle Dinge, die aus dem ersten Buche von der verabscheuungswürdigen Kirche, der Mutter der H— gestrichen worden sind, wiederherzustellen«. Er ist voll von Bibelweisheiten und Anachronismen. Er lehrt Glauben an Christum, menschliche Verderbtheit der Sittlichkeit, die Macht des Heiligen Geistes, die Dreieinigkeit und Sühne und Erlösung durch Christum. Er erwähnt die Sakramente der Taufe und des Abendmahls und bekleidet, was auch immer sein eigenes Lebenswandel und der seiner Anhänger sein mag, Bischofsrecht und Priesterherrschaft."

Das Angeführte diene zugleich als Probe von dem sich durch das ganze Werk hindurchziehenden Uebersetzungsstile des Verfassers; die Bemerkungen, welche er daran knüpft, sind wie faßt alle seine Urtheile über die wichtigsten religiösen, politischen und sozialen Fragen ebenso freisinnig wie verständig, wenn auch leider hier und da ziemlich unklar aufgedrückt. Wenn er aber sein Urtheil über seinen Namensvetter in die Worte zusammenfaßt: „Die Wortverstehheit seines Buchs besteht darin, daß es von Anfang bis zu Ende eine Lüge, und die seiner selbst, daß er ein Betrüger war", so steht ich zwar meinerseits seinen Ausgriffen an ihm darin beipflichtimmen, halte aber diese hochwichtige Frage dadurch noch keineswegs für erledigt. Denn dies erste läßt sich zu Smith's Gunsten ganz bestimmt sagen, was die Bekenner einer jeden geschwärmten Religion zu Gunsten ihres Stifters sagen, und sodann läßt sich wenigstens so viel mit Sicherheit annehmen, daß der größte Theil dieser bereits im Jahre 1850 20,000 Mitglieder zählenden und seitdem fortwährend, namentlich durch englische Einwanderer in bedeutendem Maßstabe gewachsenen Sekte an das neue Evangelium, wenn auch blind, so doch gewiß aufrichtig glaubt. Wohl aber ist die ganze Erscheinung von höchstem wissenschaftlichen Interesse. Wie man nur auf dem Terrain der Vereinigten Staaten heutzutage noch Gelegenheit hat Gesellschaft und Staat von ihren elementarischen Anfängen an in ihrem allmählichen Ausbildungsprocesse zu immer vollkommenern Organismen zu verfolgen, so läßt sich auch nur dort die Entstehung eines festgeschlossenen und rasch um sich greifenden religiösen Systems und Gemeindewesens aus den einfachsten Bildungsreihen beobachten; was in jener Beziehung Californien ist, das ist in dieser Utah. Uebrigens wird es dem aufmerksamen Leser auch nicht entgangen sein, wie sehr es sich der Mühe verlohnen würde, den Inhalt des „Buchs der Mormonen" in seinem Verhältnisse zum Alten und Neuen Testamente einerseits und zu dem ihm eingestandenermaßen zu Grunde liegenden Zwecke der Verkündigung einer amerikanischen Offenbarung andererseits einer eingehenden Kritik zu unterwerfen. Nicht zu leugnen ist freilich, daß man solchen Thatsachen gegenüber in Gefahr geräth, es wieder mit der „leichten Aufklärung" der Theisten und Atheisten des vorigen Jahrhunderts zu halten, da die ganze Erscheinung fast darauf angelegt zu sein scheint, die „mythenbildende Thätigkeit" und ihre Erzeugnisse lächerlich zu machen.

Wenn der Leser etwa, wie ich, durch all das vom Titel bereits sichtliche Bemerkung dazu verleitet, glauben sollte, in dem Buche befendete Aufschlüsse und Rathschläge über die deutsche Auswanderung zu finden, so würde er sich in seinen Erwartungen gewaltsicht sehen. Das wenige, was der Verfasser in dieser Beziehung beibringt, zeugt zwar ebenfalls von gesundem Urtheil, ist aber durchaus nichts Neues. Ueber die Pflege der Philosophie in Amerika bemerkt er (oder vielmehr mimisch irgendein Amerikaner) bei dieser Gelegenheit, den deutschen Gelehrten von Profession natürlich von der Auswanderung dorthin abrathend, Folgendes: „Streng systematische Werke, von Amerikanern geschrieben, sind in der Philosophie kaum vorhanden. Dugald Stewart und Locke standen noch bis auf die neueste Zeit herab in Ansehen. Seit etwa zwei Jahrzehnten hat allerdings die deutsche Philosophie in Amerika viel Eingang gefunden; Kant wurde zweimal übersetzt und Carlyle findet in Amerika fast mehr Bewunderer als in seiner Heimat. Der Amerikaner ist der Philosophie durchaus nicht abhold, wenn ihn dieselbe nur in angemessener Weise geboten wird. . . Ralph Emerson ist zwar ein steenger, an der deutschen Philosophie geeichter Denker, allein die Vermessenheit seiner Lehre ist es besonders, die ihm Eingang und Beifall verschafft hat. Die neue amerikanische Philosophenschule, deren Repräsentant Emerson ist, treibt den Begriff der Vereinzelung und der persönlichen Unabhängigkeit auf die höchste Spitze und faßt auf dem Satze, daß alle Menschen von Natur geistig und sittlich gleich befähigt sind."

Bei der tüchtigen Gesinnung und dem gesunden Urtheile des Verfassers bedauere ich es, sein Buch im ganzen als etwas gemüthlich Lederkünftiges bezeichnen zu müssen, da ich in dieser unberechtigten Schreibwuth einen Hauptfehler der Literatur erblicke.

Digitized by Google

Uebrigens kann der Käufer wenigstens mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er durchgehends richtige Data erhält.

Einen ganz andern, durch und durch wohlthuenden Eindruck dagegen macht das zweite der obengenannten Werke: „Erinnerungen aus Amerika", von Emanuel Domenech. Es ist daßelbe, wie füglich auf dem Titel hätte mitgetheilt werden sollen, eine Uebersetzung der ursprünglich in der „Revue des deux mondes" erschienenen Berichte des Verfaßers über seine Erlebniße während seines mehrjährigen Aufenthalts als Missionar in Texas. Das Büchlein enthält durchaus blos eigene Lebenserfahrungen, und zwar Erfahrungen, an denen nicht blos der kalt beobachtende Verstand, sondern auch das warme Herz und Gemüth innig betheiligt sind. Der Verfaßer besitzt unstreitig eine glückliche Auffaßungs- und Darstellungsgabe, welche ihn zu einem Touristen ex professo befähigen würde, was aber seinen Mittheilungen einen ganz besondern Reiz gibt, ist der Umstand, daß sie das Ergebniß einer edeln und humanen Berufsthätigkeit sind und somit außer dem allgemeinen noch ein specielleres Interesse haben, das der Schilderung ein besonderes lebhaftes und charakteristisches Gepräge verleiht. Die ganze Darstellungsweise erinnerte mich an das (in Nr. 12 d. Bl. f. 1857 besprochene) Huc'sche Reisewerk über China. Hier wie dort tritt neben einer schönen Begeisterung für den unmittelbaren religiösen Beruf eine humane Weltanschauung und Toleranz gegen Andersdenkende und neben dem hohen Bewußtsein von der Würde der eigenen Aufgabe und Stellung eine seltene, aber wie es scheint gerade den französischen Geistlichen häufig kennzeichnende Lebensgewandtheit und gesellige Bildung hervor, welche den geistlichen Stand des Darstellers oft ganz vergeßen läßt, zumal wenn es erzählte, wie Domenech, nicht verschmäht, seine Erzählung hier und da durch eine launige Bemerkung oder feine Ironie zu würzen.

Im Jahre 1846 war der Bischof Odin von Texas nach Lyon gekommen, um Missionare für seinen Sprengel anzuwerben. Zwei Jahre früher war der kaum zweiundzwanzigjährige Domenech in Galveston, von wo er am 31. Juli 1848 nach der ihm im Innern des Staats angewiesenen Station San-Antonio aufbrach. Die Reise ging zuerst mittels Dampfbootes den Buffalo hinauf bis Houston und sodann im Postwagen durch Wälder und Prairien an zerstreuten Ansiedelungen vorüber unter mancherlei Beschwerden und Lästigkeiten nach Austin, dem Sitze der gesetzgebenden Versammlung für Texas, wo in die Taufe zweier alter Frauen mit anfing, und von da weiter nach der deutschen Colonie Braunfels, wo er Gelegenheit hatte einem gerauschvollen Ballabend beizuwohnen, der mit einem allgemeinen Tanze endete, wozu ein Reisekamerad, ein betrunkener Musikant, mit der Geige aufspielte. Am folgenden Tage kam Domenech in dem meist von Mexikanern bewohnten San-Antonio an, begab sich aber nach kurzem Aufenthalte einer unterwegs getroffenen Verabredung zufolge weiter nach Castroville, dem Sitze seines Landsmanns, des Abbé Dubuis, dessen Missionen er nun um ahnte. Dieselbe begriff die katholischen Deutschen, welche in den Städten, Colonien und Dörfern zerstreut lebten, sowie die italienischen Soldaten, welche unter den amerikanischen Truppen dienten, deren Bestimmung es war, den Streifereien der Indianer Einhalt zu thun. Da aber der junge Missionar als Franzose natürlich anfangs weder des Deutschen noch des Englischen kundig war, so beigerten sich die ehrlichen fast unglaublichen Schwierigkeiten seiner Lage anfangs noch durch die Unfähigkeit eines segensreichen Verkehrs mit seinen Pfarrkindern. Er bewohnte mit seinem Collegen ein armseliges Haus, das dieser mit einem verstorbenen Pater selbst erbaut hatte. Für ihren Lebensunterhalt waren sie auf die spärlichen Gebühren angewiesen, welche aber in der ersten Zeit, trotzdem daß sie auch noch den Schulunterricht versahen, so spärlich eingingen, daß sie oft hungern mußten, wenn die Jagd nicht einträglich genug auffiel, und sogar das Fleisch der Klapperschlange und des Krokodils zu versuchen genöthigt waren. „Die Entblößung der Missionare ist unglaublich groß", sagt Dubuis faßt an einem unentbehrlichen Kleidungsstück gebricht; er ließ sich aus dem blauen baumwollenen Rock, welchen ihm ein Bürger für das Begräbniß seiner Frau schenkte, Beinkleider machen. Eine Zeit lang hatten wir beide zusammen nur einen Priesterrock, wenn der eine Meße las, ging der andere in Hemdsärmeln spazieren. Des Gesthicke zu Bragoria trug blaue weite Beinkleider, einen Sackpaletot und einen Hut, dessen Form und Farbe aller Beschreibung trotzen; eine Art Talarmantel lieferte ihm das Bett zum Schlafen, den Altar um Meße zu lesen und den Tisch zum Essen." Allein hierzu kamen noch die ungeheuren Strapazen auf den weiten Ausflügen nach den zerstreuten Ansiedelungen, die nur zu Pferde, gelegentlich wol auf einem wilden Mustang, aber auf einem mit Decken behangenen Wagen, durch Wildungen voll wilder Thiere, wasserlose, vielleicht gar in Brand gesteckte Prairien, tiefe Flüße und Sümpfe unternommen werden konnten und wobei der Reisende sich unter Umständen noch glücklich zu preisen hatte, wenn er sich nicht völlig verirrte und in die Hände der wilden und grausamen Comanches fiel, die 100 Meilen nordwestlich von Castroville in der Nähe von Friedrichsburg, einer Stadt ihrer Mission, zwei Niederlaßungen hatten, aber trotz ihres Handelsverkehrs mit dieser Stadt und der amerikanischen Lager einzelne Landbewohner überfielen und stahlen. Ihren Hoheppunkt erreichten aber die furchtbaren Prüfungen der Missionare erst, als die Cholera ausbrach, in der ganzen Mission furchtbare Verwüstungen anrichtete und sie beinahe selbst dahingerafft hätte. Als die Seuche wieder nachgelaßen hatte, gestaltete sich der Zustand der Dinge immer mehr zur Zufriedenheit der beiden Geistlichen. Die Ernten gewannen den Lehrer immer lieber; die Bewohner fingen an den Sonntag heilig zu halten und trotzen dafür auf, Montags beim Saufen und Schwelgen „auszuruhen"; der Gottesdienst wurde allmählich etwas würdiger und sogar glänzender, und am Ende saßen die beiden Geistlichen den kühnen Plan, eine Kirche zu bauen. Um die dazu nothwendigen 4000 Franes aufzutreiben, reiste Domenech in Gesellschaft eines andern Landsmanns nach Louisiana, das er nach einer mühseligen Reise zu einem Zeitpunkte erreichte, wo Neuorleans zugleich von der Cholera, dem gelben Fieber und der Ueberschwemmung heimgesucht war. Der Erzbischof sagte zu ihm: „Habe Sie Geduld; Sie werden bekommen Ihr Geld, ich bin wohl sie zu ihrer Rückreise zu verpflichten", aber Domenech derker den Muth nicht. Einige der von ihm gemachten Erfahrungen sind zu charakteristisch, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. „Ein jüdischer Schneider, bei dem ich ein Paar Beinkleider bestellt hatte, verabsäte mich, während er mir das Maß nahm, von meiner Mission zu erzählen. Nachdem wir uns eine halbe Stunde unterhalten hatten, schenkte er mir einen vollständigen Anzug für mich und fünf Priester für meine zukünftige Kirche. Eine jüdische Dame, welche sich ein seidenes Kleid zu einem Ball gekauft hatte, bereute von unserer armen Mission sprechen; alsbald brachte sie es mir, damit ich priesterlichen Schmuck daraus machen möchte; ich gewann zwei schöne Meßgewänder daraus. Entschieden kamen die Juden den Katholiken an Freigebigkeit gleich." Er besuchte die Ortschaften am Mississippi, Donaldsonville, Thibodaux-weite, Natchez, Baton Rouge und brachte die Summe von 200 Piastern zusammen. Verschiedene Umstände und namentlich ein Brief des Abbé Dubuis riefen ihn nach Castroville zurück, wo die Cholera von neuem wüthete.

Nach einer gesahrvollen Rückreise begann der Bau der Kirche. Die Anhelder schafften das erforderliche Material herbei und verstanden sich auch endlich, als der Abbé Dubuis ihnen mit seiner und seines Collegen Abreise drohte, zu einer Selbstbesteuerung, deren Betrag die beiden Geistlichen wenigstens vor dem Hunger schützte. Uebrigens mußten sie beim Bau so ziemlich alles verrichten; sie waren Architekten, Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und Steinmetzen, mußten mit den primitiv-

Digitized by Google

sten Instrumenten Werkstücke zu Grundmauern, Fenstern und Treppenstufen aus einem Steinbruche, 30 Fuß hohe Eichen zu Pfeilern aus dem Walde und Kalk aus einem Kalksteinlager herbeischaffen, und waren oft genöthigt unentbehrliche Handwerker mit einem Rock oder sonstigem Kleidungsstück von ihrem Leibe zu bezahlen. Aber ihre Ausdauer besiegte alle Hindernisse. „Am Ostertag 1850 zeigte sich unsere Kirche in ihrem ganzen Glanze, sie war vollständig fertig und es wurde feierliche Messe darin gehalten. ... Die Kirche hatte uns ungefähr 3300 Francs gekostet, und sie war sicherlich über 40000 werth. Auch setzte diese mäßige Summe in San-Antonio wie in Castroville alle in Erstaunen: man kam, um die Kirche zu besehen, und begriff nicht, daß sie für diesen Preis so groß und so schön wäre." Damit waren aber auch alle körperlichen Kräfte der beiden Missionare erschöpft; Domenech konnte nicht einmal mehr die kirchlichen Functionen versehen und beschloß deshalb in seinem Vaterlande Erholung zu suchen. Er nahm Abschied von der Ansiedelung, wo er so viel geduldet, aber auch viel Gutes gestiftet hatte. „Dieses Gute war nicht blos religiöser und moralischer, sondern auch materieller Natur. Karl (der oben erwähnte Begleiter auf der Reise nach Louisiana) war durch uns bestimmt worden, ein bedeutendes Magazin anzulegen, welches Waaren und Geräthe aller Art zum Gebrauch der Ansiedler enthielt. Vorher mußten sie alles in San-Antonio holen und viel theurer bezahlen. Die Erbauung der Kirche bewies den Ansiedlern, daß sie ihre erbärmlichen Hütten durch gute und solide Häuser mit wenig Kosten ersetzen konnten, und dieses Beispiel überzeugte sie so sehr, daß der Werth des Bodens auf das dreifache stieg, was sie fast alle reich machte, denn fast alle besaßen Grund und Boden in ziemlicher Ausdehnung. Auch waren unsere theoretischen Kenntnisse und unser Rath dem Ackerbau sehr heilsam gewesen; der Mais wurde besser angebaut, jeder Fuß trug zwei bis drei Aehren, jede Aehre trug bis an die 1400 Körner; zwischen den Furchen erntete man Melonen und Pistazien, welche in San-Antonio ungefähr zu 50 C. das Stück verkauft wurden. Man fing auch an Weizen zu säen, welcher gut gerieth, desgleichen pflanzte man eine Menge verschiedener Gemüse, welche ebenso nützlich als erziebig waren. Dagegen waren die Versuche den Weinstock anzupflanzen nicht gelungen, die große Dürre ließ ihn nicht aufkommen; aber Augen von europäischem Wein auf wilde Reben gepfropft hatten glückliche Resultate geliefert." Er versprach wieder zurückzukehren und erhielt vom Bischof, der selbst nur 25 Piaster besaß, 15 davon als Reisegeld. Seine Ankunft in Lyon schildert er folgendermaßen: „Es war 10 Uhr Abends, als ich an der Thür meiner Mutter schellte. «Wer ist da?» — Ich bin's. — Es ist Emanuel!» rief sie, und wir lagen uns mit unaussprechlicher Freude in den Armen. Am folgenden Tage präsentirte ich mich bei meinen Verwandten und Freunden; allein ich mußte ihnen oft meinen Namen nennen und die Identität meiner Person versichern, damit sie sich entschließen sollten, in dem vor ihnen stehenden hagern gelben Mann mit eingefallenen Backen und gerunzelten Schläfen den jungen Mann, welcher sie mit einem frischen Gesicht und erträglichem Aussehen verlassen hatte, zu erblicken: nur das Mutterherz, das hatte mich erkannt."

Aus diesem gedrängten Umrisse wird der Leser ersehen, was er in dem Buche zu suchen hat; die lebendigen, farbenreichen und charakteristischen Einzelschilderungen aus dem Natur- und Menschenleben, welche ihn ausfüllen, kann er natürlich nur aus eigener Lectüre kennen lernen. Interessant sind namentlich seine Berichte über die mordgierigen Rowdies von San-Antonio und die nicht viel bessern Rangers im amerikanischen Heere. Daß übrigens die Missionare in dortiger Gegend nicht blos ohne Falsch wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen und unter Umständen muthig wie die Löwen sein müssen, geht aus zwei charakteristischen Scenen hervor: in der einen muß sich Domenech mit zwei Pistolen in der Hand gegen eine mit Flinten und Pistolen heranziehende Rotte wehren, die ihn zur Verrichtung einer geistlichen Handlung zwingen will; in der andern lauert ein unglücklicher Liebhaber dem Abbé Dubuis auf, um ihn zu erschießen, weil er seiner Warnung zuwider dessen Geliebte mit seinem Nebenbuhler copulirt hatte! Allgemeine Urtheile gestattet sich der Verfasser selten; wo er aber solche abgibt, sind sie verständig und treffend.

Das Buch bildet eine passende Ergänzung zu den neuerdings erschienenen Schilderungen texanischer Zustände aus der Feder deutscher Touristen. Außerdem dürfte es von denen, welche sich für die protestantische Mission interessiren, mit Nutzen gelesen werden. Es zeigt ihnen, wohin sie ihre Bemühungen zu richten haben, wenn die Erfolge einigermaßen den aufgewandten Mitteln entsprechen sollen, und mit welchen intellectuellen und moralischen Fähigkeiten ihre Sendboten ausgestattet sein müssen, wenn sie mit denen der katholischen Kirche wetteifern wollen, die ohnehin so große Vortheile vor ihnen voraushaben. 7.

Julie Burow.

Julie Burow. Versuch einer Selbstbiographie. Prag, Kober. 1857. 16. 10 Ngr.

Autobiographien unterliegen zwar manchen Bedenken; nicht selten entspringen sie einer fehlerhaften Eitelkeit und Selbstüberschätzung, und leicht sind sie der Gefahr ausgesetzt, sich in müßige oder indiscrete Plaudereien zu verlieren. Aber bei richtiger Auffassung und Behandlung sind sie doch auch sehr lehrreich; denn wenn auch einzelne Selbsttäuschungen mit unterlaufen mögen, so kann doch über das Werden und die innere Entwickelung eines Individuums, über sein Ringen mit sich selbst und den Verhältnissen, über den Einfluß der lokalen Bedingungen auf Geist, Gemüth und Charakter keiner so richtige Aufschlüsse geben, als das betreffende Individuum selbst, vorausgesetzt, daß es genügende Beobachtungsgabe und die Fähigkeit sich selbst zu analysiren, vor allem aber Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit besitzt. Unter diesen Bedingungen werden Autobiographien, auch wenn sie nicht von besonders hervorragenden Individuen herrühren, vorzüglich dadurch lehrreich, daß sich in dem Wesen und den Schicksalen des sich selbst Schildernden in der Regel auch das Wesen und die Schicksale einer ganzen Gattung ähnlich situirter und gearteter Menschen spiegeln und daß sie daher bald zur Warnung, bald zum nachahmenswerthen Beispiel dienen können. Daher kann man nur wünschen, daß Autobiographien, immer die obigen Bedingungen vorausgesetzt, häufiger geschrieben werden möchten, als dies wirklich der Fall ist. Es läßt sich in der That fragen, ob sich nicht ein Verleger ein Verdienst erwerben würde, wenn er eine ganze Bibliothek solcher Autobiographien, die aber nicht zu umfangreich sein müßten, unternähme und zu diesem Zweck an die namhaftern Schriftsteller, Künstler, Gelehrten u. s. w. Aufforderungen ergehen ließe. Wir glauben als sicher annehmen zu dürfen, daß dieser Aufforderung in reichlichem Maße entsprochen werden würde, da es wol den meisten der der Oeffentlichkeit angehörenden Personen darum zu thun ist, das Publikum über ihren Bildungsgang, ihr Streben, ihr Wollen und Vollbringen aufzuklären und dies und jenes zu berichtigen, und es hierzu bisher vielleicht nur an der directen Anregung gefehlt hat. Ob sich eine solche Bibliothek von Autobiographien zeitgenössischer Notabilitäten in geschäftlicher Hinsicht belohnen würde, wissen wir freilich nicht; aber jedenfalls würde ein solches Unternehmen in vielfacher Beziehung von höchstem Interesse sein.

Der Romanschriftstellerin Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), bekannt durch die Romane „Frauenles", „Das Leben eines Glücklichen", „Der Aemuth Leid und Glück" „Ein Arzt in einer kleinen Stadt", „Erinnerungen einer Großmutter", durch die Preisnovelle „Das Pfarrhaus in Rathangen", (nebst andern Novellen unter dem Titel „Bilder aus dem Leben" erschienen), durch ein Bändchen sehr gemüthvoller, echt mütterlicher Gedichte u. s. w, ist diese Anregung durch den prager Buchhändler J. L. Kober

Digitized by Google

gewordenen, und sie hat sich bereit, dieser Aufforderung durch nachstehendes zugleich als zweite Prämie zu Kober's „Album" für 1857 angefertigtes Schriftchen zu entsprechen. „Sie wünschen meine Biographie für die Leser Ihres Albums", sagt sie in dem ihrer Selbstbiographie vorgedruckten Schreiben, „und weil Sie es wünschen, die, wem ich so viele frohe Stunden verdanke, den ich so herzlich schätze und gegen den ich so mannichfache Verpflichtungen habe, will ich versuchen, das Unmögliche möglich zu machen." Die Verfasserin ist nämlich der Ansicht, daß es für eine Frau, wie dies selbst die Autobiographie von George Sand beweise, fast unmöglich sei, ihre Biographie zu schreiben, wenn sie sich nicht in Memoirenform der Geistesfreiheit anschließe, sondern die eigene Geistesentwickelung dem Leser vorführe. Die Geschichte der geistigen Entwickelung einer Frau sei die Geschichte ihres Herzens, das sich aber beim Weibe „bei jeder Berührung von außen wie die Schale der Perlmuschel mit krampfhafter Festigkeit verschließe". Das scheint sehr richtig zu sein, aber die nun folgende Phrase: „Die Perlen des Genies in einer weiblichen Seele sind wie die in der Muschel Früchte des Leidens. Es sind nach innen gewendete Thränen", hätten wir der Verfasserin gern geschenkt, da mit solchen Phrasen in der deutschen Literatur leider größere Unrecht getrieben wird, als mit Phrasen in der Literatur europäischer Völker. Wir wollen der Verfasserin nur kurz bemerken, daß der Mann, wenn er überhaupt zartfühlend ist, was freilich nicht immer der Fall, mehr „nach innen" weinen muß als das Weib, weil die Thräne dem Mann nach außen Lächerlichkeit eben für unmännlich gilt. Daß es auch in das Leben nach außen (Putzsucht, Koketterie, Scheinbildung u. s. w. bewiesen das) findet sich beim weiblichen Geschlecht wahrscheinlich viel häufiger als beim männlichen. Um so mehr sind wir mit Julie Burow einverstanden, wenn sie bemerkt: „Die innerliche Ausbildung jedes Menschenherzens ist wichtig und interessant." Auch wollen wir ihr gern zugeben, daß sie nur erzählt, „was eine Frau von dem eigenen Leben erzählen kann", und wir hoffen und wünschen mit ihr, daß „in oder das andere junge Herz sein eigenes Ich in dem Spiegel dieser Erinnerungen wiederfindet". Sehr beherzigenswerth ist auch folgende Stelle: „Eine nun fünfzigjährige eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man genau diejenige Summe echten innern Glücks besitzt, die man durch echtes aufrichtiges Streben nach dem Guten und Wahren erwirbt; denn Glück ist nicht Befriedigung unserer Wünsche — in tausend Fällen wäre diese Hoffnung selbst verderblich Unglück —, Glück ist die Gesundheit der Seele, die wie die des Körpers die Leiden fühlt, die alles, was das Geschick über uns verhängt, in uns selbst so zu verarbeiten, daß es zur Erkräftigung, Verschönerung, mit einem Worte zur Ausbildung unsers Ichs beitrage."

Auf wenigen Bogen entwickelt sich hier vor uns ein an innern Erlebnissen reiches Mädchen- und Frauenleben. Auch an äußern von Bedeutung fehlt es nicht, insofern man nur nicht unter bedeutungsvollen Erlebnissen nur solche versteht, die auf der großen Schaubühne der Welt vor sich gehen und die öffentliche Aufmerksamkeit von selbst oder durch künstlich berechnete Offentation auf sich ziehen. Jede Familie bildet eine Welt für sich, die ihren eigenen geschichtlichen Verlauf, ihre dramatische Entwickelung hat und um so bedeutsamer wird, je häufiger die an dem Einzelleben einer Familie hervortretenden Symptome und charakteristischen Eigenschaften in dem Leben der Familien gleichen Berufs und Standes wiederkehren. Auch in dem Leben unserer Verfasserin trifft man, wie wol in dem Leben der meisten, welche auf dieser unvollkommenen Erde zu wirken und zu leiden verurtheilt sind, im ganzen auf mehr Aehnes als Erfreuliches, und es ist sicherlich nur ein kärglicher nothdürftigster Trost, wenn man versichert, daß diese Erzeugnisse dazu bestimmt sind, uns geistig und sittlich zu veredlen und zu retten, insofern der Mensch nicht etwa früher darüber zu Grunde geht, wie die junge Baumblüte durch unzeitigen Frost. Zuweilen waren die häuslichen Verhältnisse, unter denen Julie heranwuchs, zerrüttet. Sie spricht zwar mit großer Schwärmerei von ihrem Vater, und wie begabte Söhne sich als Erben der Eigenschaften ihrer Mütter, umgekehrt begabte Töchter sich als Erben der Eigenschaften ihrer Väter anzusehen pflegen, so behauptet auch Julie: „Man sagt, ich gleiche ihm im Aeußern sehr; meine Gemüths- und Geistesanlagen sind unzweifelhaft die seinigen" u. s. w. Aber leider „hatte Gott es nicht gewollt, daß verzehrende Liebe neben ihm stehen und ihn an ihrer sanften Hand durch alle Irrwege seines Daseins zu den heiligen Höhen der Menschheit führen sollte". Denn Juliens Mutter war zwar ein „sehr schönes und gutes Wesen", sie hatte nur den einzigen Fehler, „daß sie Gatten und Kind nicht liebte, es wenigstens nicht zeigte". Aus gewissen Andeutungen erräth man, welcher Leidenschaft sich die Vater hingegeben begann; es scheint dieselbe gewesen zu sein, an der die Verfasserin in ihrem Roman „Der Armuth Lust und Glück", worin sie überhaupt manche Jugenderinnerungen, unter anderm auch ihr inniges Verhältniß zu ihrem Bruder verarbeitet zu haben scheint, den Musikus Bergmann zu Grunde gehen läßt. „Mein älterliches Haus war zu jener Zeit ein Aufenthalt des Elends und die bittere Noth lastete auf demselben", sagt die Verfasserin. Es fand zwischen beiden Ehetheilen eine gewaltige Entfremdung statt, indem die Mutter mit ihrer noch nicht 13 Jahre alten Tochter nach Lüsit zu Verwandten reiste, während der Bruder (jetzt Professor und Operateur in Königsberg) bei dem Vater zurückgelassen wurde. Julie mußte nun für sich selbst sorgen, und kam unter anderm nach dem Dorfe Podlecken in die Familie von Hasselberg, deren Geschäftsreisen für die Kinder einen Wirrwarr, der sie abends verleiten mußte. „So auf sich selbst gestellt, lernte sie selbstständig denken und empfinden, und die kleine Hausbibliothek, die unter anderm auch Romane von Walter Scott enthielt, schloß ihr eine neue Welt auf und half ihren Geschmack erweitern. Später zogen Mutter und Kinder wieder zu ihrem Vater, der inzwischen in Danzig als expedirender Regierungssecretär angestellt worden war, wie die Verfasserin erzählt „mit einem Gehalt von 800 Thalern, was zu jener Zeit, wo alle Lebensbedürfnisse kaum halb so theuer waren als heutzutage, für eine so kleine Familie ganz gut hätte auskommen können". Jetzt scheint manches wie es scheint, an größeres Haus, als dies Einkommen erlaubte, oder man noch wahrscheinlicher, das Hauswesen litt noch an den Wunden, welche ihm die frühern Jahre des Mangels und der Noth geschlagen hatten; kurz, noch war die Familie kein halbes Jahr in Danzig, als „die Noth, die eigene gummige Noth" im Hause einkehrte. Julie Burow mußte nun wieder geistig für Geld arbeiten und sich, was sie brauchte, selbst verdienen, aber die Gottverstauen, über das sie sich auf S. 24 und 25 in schönen Worten und in animatericalistischer Richtung ausspricht, ließ sie nicht zu Schanden werden. Von der gesellschaftlichen Stellung der Familie bemerkt sie: „Die Stellung meiner Aeltern und ihr beiderseitiger Bildungsgrad war von der Art, daß sie uns und ihnen den Eintritt in die bessere Gesellschaft öffneten. Mein Vater galt neben seinen allbekannten Schwächen für einen hocht geistreichen Mann und war es auch wirklich; hätte er Maß und Selbstbeherrschung gehabt, ihm wäre eine glänzende Carrière gewiß gewesen." Es scheint fast, als ob Autobiographien solche indirekte Mittheilungen oder Andeutungen unerläßlich machten; aber man wird es künftig auch Aeltern nicht verdenken können, wenn sie zum Himmel flehen: segne uns mit Kindern, aber verschone uns mit solchen, welche etwa Schriftsteller werden sollten. Indeß müssen wir der Verfasserin doch zugestehen, daß sie von dem usurpirten Recht der Autobiographen, indiscret zu sein, keinen so wenigstens Gebrauch macht, wie manche ihrer Vorgängerinnen, z. B. George Sand, und daß unter ihren Mittheilungen diejenigen, die den Charakter indifferenten Gepräges tragen, doch immer mit einer gewissen Zartheit pietätvoller Pietät vergoldet sind, sodaß die Schatten ihrer Aeltern ihr deshalb schwerlich zürnen werden.

Digitized by Google

Aus ihrer Jugendzeit erwähnen wir noch ihre Erinnerungen an ihren Confirmationsunterricht und ihre Einsegnung. Sie klagt, daß man sie die Religionslehren nebst obligaten „sehr unerquicklichen" Erklärungen wie gegebene Thatsachen habe auswendig lernen lassen und daß sie wie ihre Mitschülerinnen am Schluß genau ebenso klug und in sich selbst sicher gewesen, als bei der ersten Unterrichtsstunde. Der Unterricht sei nicht aus dem Mittelpunkt der lebendig machenden Liebe hervorgegangen, und Liebe sei doch das Wesen des Christenthums. Freilich, Liebe lernt sich nicht und am wenigsten vielleicht auf Universitäten und in Vorlesungen über Exegese und Dogmatik. Sie bekennt, daß sie am Confirmationstage selbst durchaus nicht vermocht habe, sich zu der Stimmung emporzuschwingen, die eines solchen Tags würdig sei. Bei der Ablegung des auswendig gelernten, mit poetischen Floskeln verzierten Glaubensbekenntnisses sei sie in Stockung gerathen; bald habe sie gefürchtet, daß ihr Schuhband aufgehen möchte, bald sei ihre Aufmerksamkeit duech die riesige Schleife in dem Haar eines kleinen Mädchens vom Lande („Landpomeranze", wie die Verfasserin sich auszudrücken beliebt) von der heiligen Handlung abgeleitet worden u. s. w. Dergleichen ist wol zu erklären bei einer Handlung, die, ihrem Sinne und Begriffe nach heilig, der äußern Erscheinung nach in den meisten Fällen und an den meisten Orten leider sehr viel von einer Schaustellung hat. Das Gefühl der Entfernung vom Wesen des Christenthums, von dem Geiste jener christlichen Liebe und Demuth, welche alles und alle vor dem Höchsten gleichmacht, von jener Religion des Herzens, die sich feei mittheilt wie die Liebe und allumfassend ist wie die Liebe, drängt sich dann unter den jugendlichen Personen gerade denen auf, welche zu denken wissen und mehr nach innen als nach außen leben. Wo aber der Urgeist des Evangeliums in der Gemeinde und ihrem Seelsorger noch thätig ist, da wird dieser kirchliche Act, obschon vereinzelt aus der mehr weltlichen Strömung des modernen Lebens auftauchend, auch heutzutage noch seiner heiligenden Wirkung nicht entbehren.

Julie Burow verlobte sich, als sie 20 Jahre alt war, und drei Jahre später wurde sie mit dem Manne ihrer Wahl getraut. „Da sitzt er jetzt vor mir, mein Alter", schreibt sie, „mit seinem weißen Haar und der Beille auf der Nase! Ja dazumal sah er andees aus als heute!" Ihr Mann hatte in Neufahrwasser bei Danzig als Baumeister seine Antrittsstation, und wir werden nun von der Verfasserin in eine wieklich reizende häusliche Idylle eingeführt. Ueberhaupt besteht der große Reiz des Büchleins in solchen gemüthlich idyllischen Schilderungen aus dem Leben in den Ostseeprovinzen, deren Lokalität auch meistens den landschaftlichen Hintergrund in ihren Romanen und Novellen bildet. Bei einem Besuche in Danzig wuede ihr Blick durch einen Zufall zuerst auf jene dunkle Schattenpartie geleitet, welche sie später in ihrem Romane „Frauenlos" behandelte. „Die Schwester meines Mannes", erzählt sie, „bewohnte ein Haus, aus dessen Hinterfenstern man die Rückfronte der verrufensten Häuser Danzigs sehen konnte. Dort blickte ich hinüber mit unsaglichem Mitleid, dort sah ich über geschminkte Wangen heiße Thränen rinnen, sah zu Gott emporgerungene Hände und hörte das krampfige Lachen der Verzweiflung. Ich ging am Tage durch die Straßen, wo das geschminkte Laster als sein eigenes Aushängeschild an den Thüren steht und dem Blick der ehrbaren Frauen die Zähne entgegenfletscht. Ich weinte, o welche Thränen! Ich sprach mit andern Frauen, ich erfuhr Geschichten fürchterlich, schauderhaft, und sie wurden mir nicht selten mit lachendem Munde erzählt." Von ihren Jugendgenossinnen waren nicht weniger als sieben, „einst arm, harmlos und schuldlos wie sie selbst" in dieses Elend gerathen. „O, und kein Gesetz straft den Verführer", ruft sie aus, „nicht emmal die Gesellschaft straft ihn durch ihre Verachtung. Der Mann, der das schöne Lieschen dem Elende übergeben, lebte als geachteter Familienvater und hatte eine schöne, gute, reiche Frau." Seitdem, sagt sie, habe sich ihrer ein gewisser weiblicher esprit de corps bemächtigt, verbunden mit einiger Bitterkeit gegen galante und elegante Männer, und Tag und Nacht sei neben ihren Familiensorgen und Pflichten der Gedanke an jene unglücklichen Geschöpfe gestanden, „die im Abgrunde des irdischen Elends keine Hoffnung haben als die auf das Erbarmen Gottes jenseit des Grabes". So entstand ihe Roman „Frauenlos", der aus Liebe zur Wahrheit der Sache so auf den Grund geht, daß mehefach behauptet wurde, der Frauenname der Verfasseein sei fingirt, nur ein Mann, ja nur ein Arzt könne ihn geschrieben haben. Mit der Kritik zeigt sich die Verfasserin bei dieser Angelegenheit sehr unzufrieden. „Ich schloß mein Herz vor allen Kritiken fest zu, sie durften und sollten mich weder erfreuen noch betrüben, doch hatte ich lange Zeit die Absicht, mich duech die Kritik belehren zu lassen, so lange, bis ich durch die literarischen Fehden anderee Schriftsteller erfuhr, was Kritiken werth sind." Wenn die Kritiker schon bei den männlichen Autoren trotz ihrer Unentbehrlichkeit wenig beliebt sind, so sind sie den weiblichen in der Regel ein Gegenstand wahren Abscheus; nur sollten diese dann so consequent sein, sich überhaupt jede Kritik zu verbitten, statt sich den Recensenten duech Einsendung ihrer Schriften immer wieder aufs beste zu empfehlen. Anlangend den weiter von der Verfasserin berührten faulen Fleck, die literarischen Fehden, so werden sich diese der Natur der Sache nach nie ganz vermeiden lassen. Sie sind, wenn es sich um Principien handelt, durchaus nothwendig; verwerflich sind sie nur, wenn es sich dabei um rein persönliche Interessen handelt, und abscheulich, wenn sie den animus injuriandi et nocendi in roher und plumper Form an der Stien tragen und mit der Ehre auch jeden Weg ferneree eigentlich literarischer Discussion abzuschneiden suchen.

Den genannten Roman schrieb sie in dem kleinen neumärkischen Städtchen Driesen, das sie unter allen kleinen Städten Norddeutschlands „die netteste, freundlichste, anmuthigste" nennt, und von dessen öffentlichen Gärten sie behauptet, daß es so schöne weder in Berlin, noch selbst in Prag und Dresden gäbe. Von hier wurde ihr Gatte als Landbauinspector nach Züllichau versetzt, hier aber duech einen jener Denuncianten, die ein wahrer Krebsschaden unserer Zeit zu werden und einen ähnlichen verderblichen Einfluß wie in Rom zur Kaiserzeit auszuüben beginnen, wegen seiner politischen Gesinnungen verdächtigt, vor ein Disciplinargericht gefordert und von seinem Amte dispensirt. „Man sagt", ruft sie aus, „daß sich unsere Freunde in den Stunden der Sorge und Noth erst bewähren müssen. Gott weiß es, und mein Herz weiß es auch, wie herzlich sich unsere züllichauer Freunde in diesee Noth bewährt haben." Indeß wurde ihr Gatte, nach achtmonatlicher Quälerei und dem Verhöe einer Stunde mit allen Ehren in sein Amt wiedereingesetzt und mit Verbesserung seines Gehalts nach Bromberg befördeet, wo die Verfasserin an der Seite ihres Gatten noch lebt, mit Blumenpflege und Schriftstellerei beschäftigt. „Ich bin überzeugt", sagt sie, „daß man hier in meiner Heimat weit mehr meine Blumen als meine Schriften kennt und bewundert. Das ist mir aber auch so ganz recht, ich möchte unter meinen Mitbürgern nicht als Schriftstellerin, sondern als Hausmutter bekannt sein" Sie schließt ihr vielfach interessantes Schriftchen, das aber bei seiner Kürze doch auch manche müßige Mittheilungen über Familienmitglieder u. s. w. enthält, mit den Worten: „Der Abend meines Lebens nabt heran, ich bin oft leidend und denke viel an den Tod, den ich nicht fürchte, sondern als einen Uebergang in ein helleres Dasein freudig erwarte. Manches möchte ich freilich noch gern beenden, bevor ich sterbe und ich arbeite daher fleißig und wirke, solange es Tag ist. Ob meine Schriften mich eben lange überleben werden, weiß ich nicht: daß im Herzen meiner Kinder mein Andenken ein gesegnetes sein wird, davon habe ich aber die feste, mich tief beglückende Ueberzeugung." H. M.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn man behauptet hat — eine Behauptung, die allerdings auf einer guten historischen Grundlage ruht —, daß die Höhe der historischen Wissenschaft und Kunst ein wesentliches Merkmal für die Höhe der geistigen Reife und Civilisation eines Volks bilde, so darf unser deutsches Volk ohne Bedenken das Lob in Anspruch nehmen oder des Bewußtseins sich erfreuen, daß es im schönsten Mannesalter seines geistigen Lebens stehe. Jeder Kenner und aufmerksame Beobachter der deutschen Geschichtschreibung wird wissen, daß namentlich in den jüngst verflossenen Jahren Tüchtiges auf diesem Gebiete geleistet worden ist, theils durch Forschungen, theils durch künstlerische Compositionen, theils auch durch Memoiren: einem Literaturzweig, der bei uns Deutschen von ziemlich jungem Datum ist. Mag es nun aber auch wahr sein, daß manches, was geschrieben worden, nicht selbst neu, sondern nur von neuem zur Bearbeitung gelangt ist, so kann darin weder eine Mangelhaftigkeit oder geistige Armuth liegen, noch überhaupt ein Tadel darauf gegründet werden. Denn das Buch der Geschichte ist jedem andern Buche vergleichbar: wir lesen Verschiedenes heraus in verschiedenem Lebensalter, in verschiedenen Lebensverhältnissen, in verschiedenen Zeitläufen. Darum muß auch das Buch der Geschichte, soll es uns belehren, soll es uns genügen, immer von neuem geschrieben, immer umgeschrieben werden. Wie ganz anders lautet jetzt eine Weltgeschichte als in der Zeit, wo der Theolog in derselben das Wort führte oder seine Anschauungsweise für maßgebend angesehen wurde; wie verhältnißmäßig klein war ihr Umfang, als man sich noch auf den beschränkten semitischen Standpunkt stellte oder die altclassische Geschichtschreibung und Kunst den Ton, den Inhalt und den Umfang der unserigen bestimmte! Um aber zu dem Höhepunkt emporzugelangen, auf dem wir uns befinden, wie viel der rüstigen Hand, wie viel der Erdstufen, um uns diesen Ausdruck zu gestatten, bedurfte es nicht, damit ein Bau aufgeführt werden könne von der Hefe, auf der wir eben stehen! Kein Hifteriker kann weder so unbekannt mit seiner Wissenschaft noch so unbundbar sein, daß er die Verdienste ablengnen wollte, welche sich die zahlreichen und tüchtigen Monographien der verschiedensten Art um das große Buch der Geschichte und um das richtige Verständniß derselben erworben haben. Und das vor uns liegende „Historische Taschenbuch" gehört in die erste Reihe von Unternehmungen, die sich solcher Verdienste rühmen dürfen. Sehen wir jetzt, was uns der neueste Jahrgang bringt:

1. Das Reich Japan und seine Stellung in der westlichen Weltbewegung. Von Karl Friedrich Neumann.
2. Johann Konrad Dippel. Von Karl Buchner.
3. Der Westen und der Norden im dritten Stadium der orientalischen Frage. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.
4. Bruchstücke aus Erinnerungen von einer Reise nach Dänemark, Schweden und Norwegen im Sommer 1856. Von Friedrich von Raumer.
5. Der Prager Friede. Nach handschriftlichen Quellen des königlich sächsischen Hauptstaatsarchivs. Von Karl Gustav Helbig.

Wir dürfen es unserer Handelspolitik unbedingt zum Ruhme nachsagen, daß sie gegen die Wissenschaft ungleich gastlicher geworden sei, als sie es einstens war, und Neumann würde niemals einen so trefflichen Artikel über Japan zu liefern im Stande gewesen sein, wie der vorliegende ist, wenn die Wissenschaft nicht ein für allemal sich als einen an der Tafel der Handelspolitik und ihrer Unternehmungen eingeladenen und willkommenen Gast ansehen dürfte. Der Verfasser hat diese Gastfreundschaft als Mann von Geist und Geschick trefflich benutzt; er hat uns eine Monographie gegeben, die das vorhandene Material sorgfältig benutzend, den Blick des Hifterikers außerordentlich lüftern macht nach einem Lande, das, obwol schon seit Jahrhunderten den Europäern gleichsam aus der Ferne gezeigt, doch jetzt erst in seiner ganzen Merkwürdigkeit hervorzutreten anfängt. Uebrigens ist die europäische Literatur besonders der Holländer nicht arm an Werken über Japan, wie Leopshon in seiner „Blicken over Japan" sattsam bewesen, der Strom der Völker hat seit seine stärkste und nachhaltigste Quelle im Osten gehabt; die Reaction durch Alexander's und der Römer Weltherrschaft sowie durch die Kreuzzüge hat den uralten Gang der Dinge nicht zu ändern vermocht. Wird die neue Rückströmung, deren Anfang vor ungefähr drei Jahrhunderten begonnen hat, durchgreifendere und dauerndere Folgen in das Geschichtsbuch der Zukunft einzeichnen können? Zu dieser Frage namentlich verantlassen die an sich sehr wahren Worte des Verfassers: „Die weiße Rasse ist in unbekannten Zeiten von Asien ausgegangen und hat während der Jahrhunderte Verlauf ganz Europa überzogen. Am Ende des 15. Jahrhunderts beginnt ihre folgenreiche Strömung nach entgegengesetzter Weltrichtung, nach Westen und nach Osten. Sie begegnet und kreuzt sich in unsern Tagen mittels des zwiefach getheilten angelsächsischen Volks auf dem weiten Ländergebiete des chinesisch-japanischen Culturshstems. In demselben Maße, in welchem die Raatlichen, religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der nordamerikanischen Republik jene der Mutterarisstokratie übertreffen, in demselben Grade werden auch die Amerikaner in Betreff des umgestalteten weltphilosophischen Einflusses Großbritanien übertragen. Wo werden die Folgen der amerikanischen Revolution endet so auch breite John Adams (1797—1801 Präsident), der Nachfolger Washington's in der Präsidentschaft."

Eine merkwürdige und zugleich doch charakteristische Erscheinung des ausgehenden 17. und angehenden 18. Jahrhunderts ist Johann Konrad Dippel: die Culturgeschichte hat Ursache dem Verfasser für diese etwas weit mit Kritik als sprachlicher Geschicklichkeit geschriebene Biographie dankbar zu sein. Johann Konrad Dippel ward am 10. August 1673 auf dem Schlosse Frankenstein unweit Darmstadt geboren. Sein Vater war ein würdiger Geistlicher. Schon über die ersten Anfänge Johann Konrad Dippel's lauten die Nachrichten verschieden. Die einen versichern, daß sich alsbald ein thätiger feuriger Geist und ein vielfassender Verstand bei ihm gezeigt habe, während doch andern, selbst noch im Gymnasium zu Darmstadt, das er seit 1686 besuchte, anfänglich sehr beschränkten Geistes sich gezeigt habe, daß aber plötzlich mit seinen Geistesträften eine wunderbare Veränderung vorzugangen sei; doch darf diese letztere Angabe auf guten Grunde bezweifelt werden. Dippel selbst erzählt in den Aufzeichnungen über sein Leben, daß er schon in den Trivialschulen unter seinen Altersgenossen „als eine Nachteule unter den Vögeln angesehen und beneidet worden, weil sein schlaues ingenium die Thorheiten sowol als das wenige Gute fertig ergriffen, dabei es denn auch geschehen, daß schon von seinem vierzehnten Jahre unter seinen Mitschülern die Rede gegangen sei, er müßte einen spiritum familiaris haben. Auch vor den Augen seiner Praeceptoren sei er schon ein Wunder gewesen. Er selbst sei bei der Lüfterung seiner Neiter, die zu seiner Demüthigung billig hätten dienen sollen, von Tag zu Tag intenirter geworden und kaum 16 Jahre alt schon mit drei doctoribus schwanger auf die Akademie nach Gießen gegangen, allwo damals eben die Differenz zwischen der Orthodoxie und den sogenannten Pietisten sich an den Tag gelegt habe." Selbst sein Aeußeres widerlegte seine Verleumder, denn sein Körper war von schlankem, ansehnlichem Wuchs, von fester Gesundheit und einer ausgezeichneten Stärke und Behendigkeit, Eigenschaften, die er in Gießen und Strasburg durch Uebungen vervollkommnete. Aus seinen großen, feurigen, hohlschwarzen Augen leuchtete ein denkender Geist. Seine Gesichtsfarbe war frisch bis kurz vor seinem Tode. Seine

Digitized by Google

gunge Haltung zeigte einen Anſtand, der ſelbſt Bewunderung erregte. Nur erſt in den letzten Lebensjahren war ſein Körper etwas gebückt. Welche Spannkraft des Geiſtes und des Körpers aber mußte einem Manne eigen ſein, der ſein Wiſſen bis zur Polyhiſtorie geſteigert hatte, der durch Kämpfe, Verfolgungen und eigene innere Unruhe ſtets umhergetrieben ward, der ſeine Werke in der Regel nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe auf der Flucht und in Lokalitäten verfaßte, die einem Studirzimmer ſehr wenig ähnlich ſahen! Dippel war urſprünglich Theolog, aber er verwarf nicht blos den evangeliſchen, ſondern überhaupt den herrſchenden chriſtlichen Lehrbegriff. Studien und Bücher, meinte er, bedürfe der Theolog nicht: Gott ſelbſt ſchaffe die Theologen. Auch ſei die Heilige Schrift, ſofern ſie Gottes Willen offenbare, klar genug, ohne daß Gelegenten ihrem Verſtändniſſe zu Hülfe kommen müßten. Doch ſei die Schrift und Gottes Wort nicht einerlei; nur in dem letztern ſei eigentlich Leben und Kraft, dieſes ſei ein Ausfluß aus dem Munde Gottes und ergehe an die Herzen aller Menſchen und auch an ſolche, die keine Schrift hätten. Hier ſteht Dippel mit den Myſtikern, obwol er ihr Freund eigentlich nicht war, doch auf gleichem Boden. Im Jahre 1711 promovirte Dippel zu Leyden als Doctor der Medizin durch die Abhandlung „De vitae animalis morbo et medicinae suae vindicata origine“; ſie iſt von Brendel ins Deutſche überſetzt worden. Dippel bewährte ſich ſeiner Aufgabe vollkommen gewachſen. Nichtsdeſtoweniger nahm Dippel auch lebendigen Antheil an den Rechtsſtreitigkeiten, die auf der Tagesordnung ſeines Zeitalters ſtanden. Mit der Juſtizverfaſſung Deutſchlands war er ſehr unzufrieden: das Corpus juris nannte er ein Chaos von Geſetzen, es ſollte daſſelbe verbannt und an ſeine Stelle ein in deutſcher Sprache verabfaßtes Geſetzbuch treten, damit dadurch den Juriſten das geldergiebige Monopol über die Gerechtigkeit entriſſen werde. Außerdem finden wir ihn auch unter den Alchemiſten. Dippel war ein echtes Kind ſeiner Zeit: das ausgehende 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts ſah in ähnlicher Weiſe eine Sturm- und Drangperiode auf dem Felde der Wiſſenſchaften — dahin gehört die Polyhiſtorie —, wie die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts dieſelbe auf dem Gebiete der ſchönen Literatur erlebte. Die Gelehrten gleichen fahrenden Rittern und vereinigen ſich nicht ſelten an den Höfen von Fürſten, die entweder ſelbſt von dem unruhigen Geiſte der Wiſſenſchaft angehaucht ſind oder in Gelehrten als einen Flitterſchmuck ihres Hofes betrachten: Chriſtina's ſchwediſcher Hof gehört ebenfalls in dieſe Kategorie. Dippel ſtarb plötzlich 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein, ſeine eigene Erklärung Lügen ſtrafend, daß alle Nachrichten von ſeinem Tode vor dem Jahre 1808 falſch ſein würden, „als dem Jahre, da alle Sekten der ſogenannten Chriſtenheit nicht nur ihre ſektiriſche Thorheit und orthodoxe Raſerei, ſondern auch die allein vor Gott geltende Religion werden einſehen, jene deteſtiren oder verabſcheuen und dieſe zu amplectiren oder zu ergreifen auf dem Wege begriffen ſeien“. Uebrigens empfehlen wir die ſoeben beſprochene Monographie allen denen, welche ſich mit der Kulturgeſchichte jenes Zeitalters beſchäftigen.

Die orientaliſche Frage — Linkeſiren gibt uns eine dritte Fortſetzung ſeiner Behandlung derſelben, der noch eine vierte als Schluß folgen ſoll — iſt zwar für den Augenblick etwas in den Hintergrund getreten; aber gleichwol iſt ſie noch keineswegs entſchieden, bietet immer noch das hoch empfindliche noli me tangere der politiſchen Dinge, ſodaß ſelbſt die leiſeſte Berührung derſelben ein Nervenzittern an den Staatskörpern der europäiſchen Mächte erregte. Die Löſung dieſer Frage iſt aber nicht nur jetzt, ſondern bereits ſeit Jahrhunderten von Schwierigkeiten umgeben, daß ſie in den Sinne, wie man ſie zur Zeit des letzten Kampfes von vielen Seiten erwarten mochte, auch noch in Zukunft, ja vielleicht für alle Zeiten als ein unlösbares Problem erſcheinen möchte. Haben wir nicht durch den letzten Kampf im Felde und im Rathe der betheiligten Mächte nur erſt wieder recht erfahren, daß dieſe orientaliſche Frage gar keine iſolirte iſt, daß ſie durch die feinſten Fäden von jeher an alle Verhältniſſe und Intereſſen unſers geiſtigen und politiſchen Lebens gekettet war, und daß es ſelbſt ſeine ſehr bedenkliche Seite hat, ihr tiefer auf den Grund zu dringen? Denn ſie iſt trog ihres Alters noch immer von einer erſchreckenden Fruchtbarkeit. Sie erzeugt, ſobald man ſich einmal ernſtlicher mit ihr einläßt, wie die jüngſten Ereigniſſe bewieſen haben, eine Menge anderer Fragen, die man lieber unberührt laſſen möchte, weil ſie nicht minder ſchwer zu beantworten und auf befriedigende Weiſe zu löſen ſind. Man darf aber dem Verfaſſer dennoch beiſtimmen, wenn er ſagt: „Am 30. März 1856 geſchloſſene Friede erſcheint trotzdem, daß er die orientaliſche Frage ihrer Löſung um keinen weſentlichen Schritt näher geführt hat, doch als ein weſentlicher Gewinn für die europäiſche Civiliſation, mögt nur weil bei ſeinem Abſchluſſe der Geiſt der Humanität, der gegenſeitigen Achtung und Anerkennung und der dadurch bedingten politiſchen Redlichkeit vorwaltete, ſondern weil er auch namentlich die innere Entwicklung des Osmaniſchen Reichs, wie es nie zuvor geſchehen iſt, mit ebenſo viel Schärfe als Wohlwollen ins Auge faßt. Die orientaliſche Frage iſt aber dadurch vorzugsweiſe ein: Frage der innern Politik geworden, die ihre Löſung von der Zukunft zu erwarten hat.“ Dieſer letzte Satz kann über wol nur bedeuten: entweder führt der Geiſt des Chriſtenthums dem türkiſchen Reiche neue Belebungs- und Erſtlingselemente zu, oder wenn das nicht gelingen ſollte, dann ſtirbt daſſelbe an Marasmus. Wer ſoll aber dann der Erbe des kraftloſen Leichnams ſein, der der Wiederbelebung durch den Sauerſtoff des chriſtlich-europäiſchen Volksgeiſtes fähig eine das dahin unbekannte Kraft im europäiſchen Staatenſyſtem zu entwickeln vermag? Doch brechen wir hier ab, da uns poliſche Conjecturen und Anſichten fern zu liegen müſſen. Wir bemerken nur noch Folgendes. Der Verfaſſer knüpft ſeine Darſtellung der Ereigniſſe an die Schlacht von Lepanto an (1571), deren Reſultatloſigkeit die Schwäche des europäiſchen Weſten in ſein traurigſtes Licht erkennen läßt, und führt ſie fort bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, an der nordiſche Kalob dem Oſten ſein furchtbares Gewicht bereits empfinden läßt; der Verfaſſer zeigt auch bei dieſer Gelegenheit ebenſo viel Beſcheidenheit als Gewandtheit, den durch die erſtere gewonnenen Stoff lichtvoll dem Leſer vorzulegen. Da der Verfaſſer noch einen vierten Artikel, wie bereits oben erwähnt worden, zu liefern geſonnen iſt, mitpin das Ganze einen ziemlichen Umfang gewinnt, ſo kennen wir nicht umhin, bei dem Werthe, den der Verfaſſer ſeinen Forſchungen und Darſtellungen zu geben gewußt hat, den Wunſch auszuſprechen, die einzelnen Theile zu einer einzigen Monographie zu verarbeiten und beſonders hervorzuheben: der Hiſtoriker und der Staatsmann, der in den Rathe der europäiſchen Großmächte einen Sitz einnimmt, würde ihm nach unſerer feſten Ueberzeugung ſehr dankbar dafür ſein. Selbſt der gebildete Laie dürfte dies um ſo mehr wünſchen, da die orientaliſche Frage durch Parteiintereſſen und Zeitungsartikel mehrfach den Charakter eines zerbildes darbietet, welches einer ſo hochwichtigen Sache roſtſtändig unwürdig iſt.

Wenn wir Hrn. von Raumer's Beitrag zu den neueſten Jahrgange des „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“ nur mit der kurzen Bemerkung begleiten, daß der greiſe Geſchichtsforſcher, der zu den verdienſtlichen der deutſchen Hiſtoriker gehört, auch hier ein offenes Auge für die Dinge auf dem Gebiete des Völkerlebens und ſeine ſprachliche Geſchichtlichkeit, die den Leſer zu feſſeln geeignet iſt, beurkundet hat und den Wunſch als vollkommen gerechtfertigt darſtellt, daß er ſich noch lange nicht als ruhe donatus betrachten möge, ſo geſchieht dies deshalb, um noch einigen Raum für die letzte Abhandlung des Taſchenbuchs zu gewinnen.

Als Fölſter für Wallenſtein in die Schranken trat, dachte wol er ebenſo wenig als andere daran, daß damit eine neue Aera für die Geſchichtſchreibung des Dreißigjährigen Kriegs beginne. Katholiſche und Evangeliſche forſchten in Staats- und

Digitized by Google

Privatarchiven und fanden dort Actenstücke, die weit über die Persönlichkeit Wallenstein's und sein tragisches Geschick hinausführten; von Oesterreich, Baiern, Darmstadt, Hannover, Preußen, Sachsen und neuerdings auch von Würtemberg aus ist zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs mehr oder minder reiches Material dargeboten worden. Zu denen, welche das sächsische Staatsarchiv zu diesem Zwecke mit Eifer auszubeuten gesucht haben, gehört auch Helbig, der Verfasser der vorliegenden Monographie. Sie führt uns auf den Prager Frieden, von dem die Gemahlin Johann Georg's I. sagte: „Die werden einstens in der Hölle brennen, die diesen gottlosen Frieden gemacht haben." Und etwas Wahres in diesem inhaltschweren Urtheile muß selbst für ihren fürstlichen Gemahl gefunden werden: er war seiner Aufgabe nicht gewachsen, dachte lediglich an seinen Vortheil, stieß unpolitisch alles zurück, was calvinistischen Ursprungs war, bewies unklugerweise ebenso viel Eifersucht gegen den Schwedenkönig, dem allein er seine Rettung verdankte, als Fürstenstolz gegen den schwedischen Edelmann Oxenstierna. Wahr, doch ziemlich glimpflich spricht sich der Verfasser aus: „Es ist ein großes Unglück für eine lebenskräftige Partei, wenn in der Zeit der Bedrängniß derselben ein tüchtiges Haupt fehlt. Dieses Unglück hatten die deutschen Protestanten in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs den Katholiken gegenüber, welche durch zwei kluge Fürsten und zwei bedeutende Feldherren übermächtig geworden waren. Denn der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der durch seine Stellung im Reiche zum Führer der Evangelischen berufen war, hatte wol den guten Willen, aber nicht die Kraft, dieselben vor dem Verderben zu bewahren. So erschien als Retter, leider ein Fremder, der edle Gustav Adolf, und solange er lebte, stand es gut mit den Protestanten. Nach seinem Tode kamen die Protestanten, welche der Kurfürst zu vertreten unfähig war, bald wieder in solche Noth, daß derselbe von dem klugen Kaiser zu dem Prager Frieden gedrängt wurde. Dieser den 29. bis 30. Mai 1635 abgeschlossene Friede, den die nachfolgenden Ereignisse gerichtet haben, ist bekannt. Nicht bekannt dagegen sind die Unterhandlungen, durch die er zum Abschlusse kam." Und wie müssen es dem Verfasser der Monographien über Gustav Adolf, Arnim und Wallenstein nachrühmen, daß er seine Quelle mit Fleiß und zur Förderung der Wissenschaft benutzt hat; nicht blos die sächsische, sondern auch die deutsche Geschichte ist durch seine Arbeit bereichert worden, auf mehr als eine Thatsache sind neue Lichtstreifen gefallen, die beigegebenen Anmerkungen sind zum größten Theile von besonderm Werth. Nur zweierlei möge am Schlusse noch zur Sprache kommen. Des Verfassers Urtheil über Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs" finden wir bezüglich der Zusammenstellung des Materials zu wenig begründet, so sehr es uns auch sonst freut in dem Urtheile, das wir über dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen öffentlich abgegeben haben, mit dem Verfasser übereinzustimmen. Endlich, ist es dem Verfasser bekannt, daß die hinterlassenen Papiere des bekannten Hof von Hoenegg, wie wir vor einiger Zeit in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" lasen, sich auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen eingepackt und unbenutzt befinden? Sollten diese Papiere für die historischen Bestrebungen des Verfassers nicht von besonderm Interesse sein?

Karl Zimmer.

Notizen.

Landsberg an der Warthe.

Bei Fr. Schäffer und Comp. zu Landsberg erschien in vorigem Jahre eine „Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe" (mit einer lithographirten Ansicht der Stadt vom Jahre 1650), von A. Englien und Fr. Henning, die auch einige interessante Notizen über Schriftsteller und Dichter, welche dort lebten oder noch leben, enthält. Den meisten Ruf unter ihnen hatte der am 6. Februar 1848 als Oberpostdirector und Geheimer Hofrath verstorbene Dr. Emil Joseph Nürnberger. Dieser war im Jahre 1779 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater als Kriegs- und Domänenrath lebte, und gerieth durch besondere Umstände in die Carrière eines Postbeamten. Während des Kriegs mit Frankreich kam Nürnberger nach Landsberg a. d. Warthe, „wo ihn (wie es im Buche heißt) seine Stellung und seine Kenntniß der französischen Sprache fast mit allen Koryphäen jener Zeit in Berührung brachte, und wo er, obgleich vielfach durch die übermüthigen Eroberer belästigt, ja sogar mehr als einmal mit der Füsillade bedroht, dennoch Muße gewann, um seine tiefsinnige «Theorie des Infinitesimal-Calculs», in welcher er auf selbständigem entgegengesetzten Wege zu den Resultaten der «Theorie der Functionen» von Lagrange gelangte, zu verfassen". Im November 1813 ging er als Commissarius der Posten im Königreiche Sachsen nach Leipzig und Halle, und erwarb an letzterm Orte für seine ausgezeichnete Inauguraldissertation „Untersuchungen und Entdeckungen in der höhern Analysis" die philosophische Doctorwürde. Nürnberger lebte hierauf als Postmeister in Sorau, wo er sich namentlich mit der Uebersetzung der Dichtungen Virgil's, Horaz', der Metamorphosen Ovid's und der Elegien Tibull's beschäftigte, bis er sich 1829 in sein landsberger Asculum zurückzog, um fortan ausschließlich den Wissenschaften und dem stillen Wohlthun zu leben. Hier schrieb er unter anderm seinen philosophischen Roman: „Stilleben, Briefe an eine Freundin über die Unsterblichkeit der Seele" und sein großes „Astronomisches Wörterbuch", das er bis zum Buchstaben W vollendete. In Anerkennung seiner Verdienste wurden ihm nach und nach eine Menge Diplome und Ehrenmedaillen verliehen. Ein inniges Freundschaftsverhältniß verknüpfte ihn namentlich mit Theodor Hell (Hofrath Winkler), wie unter anderm ein schöner Krystallpokal mit der Inschrift „Seinem Nürnberger Theodor Hell" beweist, welcher sich jetzt als werthes Andenken im Besitze des Herausgebers d. Bl. befindet. Das vorliegende Buch bringt gelegentlich auch einige interessante Mittheilungen Nürnberger's über seine Berührungen mit französischen Kriegsobersten nach der Schlacht von Jena, die das alte Wort Vae victis! durch schlagende Beispiele von neuem bestätigen, und über die denkwürdigen Tage, als die kläglichen Reste des einst so stolzen und übermüthigen Napoleon'schen Heeres aus Rußland durch Landsberg zogen. Nürnberger's Sohn, Dr. Woldemar Nürnberger, praktischer Arzt in Landsberg, ist unter dem nom de plume M. Solitaire als talentvoller und origineller Novellist bekannt und als solcher auch in d. Bl. gewürdigt worden. Gutzkow verglich ihn, wie wir aus diesem Buche erfahren, in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" wegen des schwarzdunkeln Colorits seiner Novellen mit Salvator Rosa. Ein Landsberger war auch Eduard Boas, geboren 1815, gestorben 1853, der sich außer durch manche belletristische Arbeiten, besonders durch seine Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampf" und durch sein von W. von Maltzahn herausgegebenes posthumes Werk „Schiller's Jugendjahre" in weitern Kreisen bekannt gemacht hat. Dagegen erinnern wir uns nicht, in dieser Chronik dem Namen des liebenswürdigen Lyrikers und Novellisten Eduard Ferrand (Schulze), ebenfalls eines geborenen Landsbergers, irgendwo begegnet zu sein.

Zur österreichischen Journalistik.

Nr. 8 der bisher unter Mitwirkung von Eduard Schmidt-Weißenfels von dem prager Buchhändler Kober herausgegebenen und redigirten „Kritischen Blätter für Literatur und Kunst" enthält zum Schlusse folgende, Prag den 24. Februar datirte Erklärung des Herrn Schmidt-Weißenfels: „Da es dem Verleger und Herausgeber der «Kritischen Blätter für Literatur und Kunst» ersprießlich scheint, dieselben fernerhin auf eine von meinen Ansichten allzu sehr abweichende Weise dem vorgesetzten Ziele entgegenzuführen, so lege ich mit dieser Nummer die bisher von mir ausgefüllte beeinflussende Stellung nieder und stehe mit der Redaction der «Kritischen Blätter» fortan

Digitized by Google

in keinerlei Beziehungen mehr." Wir bedauern, daß, wie hieraus hervorgeht, über die einzuhaltende Richtung des noch so jungen Blattes zwischen dem Verleger und dem eigentlichen Redacteur Differenzen entstanden sind, welche den Rücktritt des letztern zur Folge hatten. Die letzte noch von Schmidt-Weißenfels redigirte Nummer brachte unter anderm einen Artikel über Arthur Schopenhauer, die Fortsetzung eines Aufsatzes von Schmidt-Weißenfels über Karl Gutzkow, worin namentlich die Bedeutung des berühmten Romans „Die Ritter vom Geiste" hervorgehoben wird, ein sehr pikantes Porträt der Dichterin und dramatischen Vorleserin Elise Schmidt u. s. w. Seitdem ist uns eine weitere Nummer (Nr. 11) zugegangen. Sie enthält einen interessanten, sehr viel Beherzigenswerthes bietenden, aber im einzelnen zu manchem Widerspruch auffordernden Aufsatz von Thaddäus Lau „Modernes Schriftstellerthum", worin die Schattenseiten und Gebrechen des deutschen Schriftverfasserthums mit kräftigem, fast überkräftigem Pinsel hervorgehoben werden, einen Aufsatz über Friedrich Halm, eine Bücherrevue und Notizen. Unter dem Titel am Kopfe des Blattes heißt es jetzt: „Unter Mitwirkung von mehreren namhaften Schriftstellern herausgegeben und redigirt von J. L. Kober." Ferner ersehen wir aus einem Circularschreiben des Verlegers, daß er beabsichtigt, sein Blatt fortan in ein „wissenschaftlich-kritisches Organ für die Literatur des einheitlichen Oesterreich" zu verwandeln, sodaß das Literatur- und Kunstleben des „Auslandes" (Deutschlands!) darin künftig zwar nicht außer Acht gelassen, aber nur in zweiter Reihe zur Besprechung zugelassen werden wird. Wie es scheint, haben wir an dieser so schnellen Redactionsänderung einen neuen Beweis von der Schwierigkeit, die es hat, gegenwärtig ein neubegründetes kritisches Organ in die Höhe zu bringen, denn ohne Zweifel würden jene Differenzen nicht entstanden sein, wenn sich der Absatz des von Eduard Schmidt-Weißenfels jedenfalls mit großer Geistesfrische geleiteten Blattes gut angelassen hätte. Die Zeit für eigentlich kritische Blätter scheint überhaupt in Oesterreich noch nicht gekommen zu sein. Das seit kurzem in Form einer großen politischen Zeitung täglich erscheinende, von Isidor Galger in Prag redigirte „Oesterreichische Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben", welches unter anderm im Feuilleton einen Artikel von Julian Schmidt über den „Weltschmerz" enthält, kann man nicht zu den kritischen Organen im engern Sinne rechnen, da die literarische Kritik darin nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt, während Novellen, Correspondenzmittheilungen, Theaterberichte, Miscellen der buntesten Art u. s. w. den eigentlichen Körper des Blattes bilden und eine Einheit in dieser allerdings für die Oesterreicher vielleicht anziehenden Mannichfaltigkeit sich kaum erkennen läßt. H. M.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Novellen. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 8. 2 Thlr.

Beilhack, M., Gedichte. Cannstatt, Besheuver. 1857. 16. 10 Ngr.

Dieckhoff, A. W., Die Waldenser im Mittelalter. Entgegnung gegen Dr. Herzog's Schrift: Ueber die romanischen Waldenser. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 8 Ngr.

Müzell, J., Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Dichtern aus Schlesien und den umliegenden Landschaften verfaßt. Zusammengestellt und nach den ältesten Drucken herausgegeben. Mit Bemerkungen über die Geschichte der Lieder, literargeschichtlichen Beigaben und Registern. 1ster Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neidhart von Reuenthal. Herausgegeben von M. Haupt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Psalmen, übersetzt aus dem Grundtexte von Leander van Eß. Sulzbach, von Seidel. 12. 7½ Ngr.

Sternberg, A. v., Erinnerungsblätter. 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Stokar, C., David Spleiß, weiland Antistes der Schaffhauser'schen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 27 Ngr.

Schwebemeyer, C., Herz und Haupt. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Studer, G., Ueber das Buch Hiob. Ein öffentlicher Vortrag gehalten vor einem gemischten Publikum, den 8. Jenner 1858. Bern. Gr. 8. 9 Ngr.

Tafel, J. F. J., Erklärung der Neuen Kirche an die Menschheit. Nebst einer Nachweisung der dicken Finsterniß, welche bis vor hundert Jahren in Beziehung auf die Hauptwahrheiten der universellen Religion und die einfachsten Forderungen des Gewissens allenthalben geherrscht hatte, seitdem aber allmählig dem damahls erschienenen Lichte zu weichen begann. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 4 Ngr.

Walewski, A. v., Geschichte der heiligen Ligue und Leopolds I. vom Umschwung im Gleichgewichtssystem des Westens durch den schwedisch-polnisch-österreichischen Krieg, bis zur Verwickelung der orientalischen Frage durch August II. 1657—1700. 1ster Theil. 1ste Abtheilung. Krakau. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zum Zilljes gale Erbses mit Huigelbreh geschmälzt. Eine Anthologie humoristisch-sarkastischer Originalien aus Fulda's lustiger Vergangenheit. 1stes Traktament. Fulda, Maier. 16. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Zwei Feinde der Union. Kritik der Abhandlung zur Verständigung über Union im Volksblatt für Stadt und Land, sowie der 95 Thesen wider die falsche Union von F. Seiler, Pastor zu St.-Georgen in Halle. Ein Pastoral-Conferenz-Vortrag. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Drei Gedichte, des Kaiserl. Königl. Feldmarschalls Grafen Radetzky Andenken gewidmet von einem Preußischen Officier. Coblenz, Hergt. Gr. 8. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. K. v., Beleuchtung des über Dr. Baumgarten's Lehrabweichungen abgegebenen Consistorial-Erachtens. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Märcker, Albrecht der Schöne, Burggraf zu Nürnberg, Miterbe der Hennebergischen Lande. Zur Feier der hohen Vermählung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen mit Ihrer Königl. Hoheit der Prinzess Royal Victoria von Grossbrittanien, aus den Quellen dargestellt. Berlin, Decker. Fol. 1 Thlr.

Tippelskirch, v., Ueber die Entstehung und den Charakter des Geschwornen-Gerichtes in England. Ein Vortrag, gehalten am 9. Januar 1858 in der Sitzung des wissenschaftlichen Vereins zu Stettin. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Vermählungsfeier in London. Ausführliche Beschreibung der bei der Trauung Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Princeß Royal Victoria Adelaide von England stattgehabten Feierlichkeiten. Stettin, Müller. 8. 5 Ngr.

Die erfüllten und noch zu erfüllenden Weissagungen und Prophezeiungen des Astrologen, Sehers und Propheten K. B. in München, namentlich von der Krankheit des Königs von Preußen, dem Kriege in Ostindien, dem Kriege, welcher 1858 ganz Europa verheeren soll ꝛc. so wie Enthüllungen über den Propheten. Altona, Heilbutt. 8. 7½ Ngr.

Ein Wort über die historischen Studien in München. Eine Recension der Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. 1ster und 4ter Band. Quellen I. IV. München 1856 und 1857. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges

Bibelwerk für die Gemeinde.

In drei Abtheilungen.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erste Abtheilung.

Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung.

Erster Theil: **Das Gesetz.**

Erster Halbband. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses seit langem mit Spannung erwartete Werk bietet dem deutschen Volke eine **vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel.** Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Nation das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren bildet daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner geistigen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes, in der allgemein verständlichen Musteresprache Luther's, aber mit Beseitigung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung bildet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht blos für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks: es soll eine Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde".

Das Werk zerfällt in **drei Abtheilungen,** die in **8 Bänden** oder **16 Halbbänden** erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) Forschungen über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Der soeben erschienene **erste Halbband** (27 Bogen stark) enthält außer dem Anfang der Bibeluebersetzung und -Erklärung ein „Vorwort an die Gemeinde" und eine ausführliche höchst wichtige und interessante „Einleitung".

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, sodaß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der **Subscriptionspreis** ist in der Hoffnung auf weitere Verbreitung auf nur **1½ Ngr. per Bogen** festgesetzt worden.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch der erste Halbband und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des deutschen Studententhums

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Studententhum bietet in seiner geschichtlichen Entwickelung höchst interessante Erscheinungen dar und macht einen wesentlichen Bestandtheil unserer Nationalleben aus. Trotz zahlreicher Quellenschriften darüber und vortrefflicher Arbeiten über einzelne Gegenstände aus der Sittengeschichte des deutschen Studententhums hat es bisjetzt gänzlich an einem Werke gefehlt, welches wie das vorliegende diese Erscheinungen zusammenfaßt.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz."

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung,** die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichsten Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch **unabhängige, freisinnige Haltung,** gediegene **Leitartikel,** zuverlässige **Originalcorrespondenzen,** zahlreiche **telegraphische Depeschen,** reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie.** In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr. Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 8. April 1858.

Inhalt: Zur deutschen Sagenforschung. Von Gustav Mosen. (Beschluß) — Die Tage von Kollin und Leuthen. Von Karl Gustav von Berneck. — St.-René Taillandier über das deutsche Drama der Gegenwart. — Schleswig-Holstein. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Sagenforschung.

(Beschluß aus Nr. 14.)

6. Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Eifler Volks, nebst einem Idiotikon. Von J. H. Schmitz. Mit einer Nachrede von K. Simrock. Erster Band: Sitten. Trier, Lintz. 1856. 8. 15 Ngr.

Dieses Werk führt uns ebenfalls ein katholisches Völkchen vor, indeß sehen wir im Augenblick, daß dies ein anderer Menschenschlag ist, als der am Lechrain. Freilich hängt der Eindruck, den solche Sammlungen machen, zum Theil auch von der Individualität des Sammlers ab; aber dennoch wird deutlich, daß hier mehr Lebenslust, mehr Regsamkeit, mehr Poesie sich ausspricht als dort, und obgleich der vorliegende Band die Sagen nicht enthält, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß sie nicht von so crassem Aberglauben strotzen werden, wie die Sagen aus dem Lechrain, daß dieser Aberglaube wenigstens nicht so tief im Blute sitzt als dort. Beide Bücher verrathen eine romantische Tendenz: jenes aus dem Lechrain möchte das christliche Heidenthum im Volke lebendig erhalten, dieses möchte die alten schönen und heitern Bräuche, die Lieder und Kinderspiele, die alten Sprichwörter und Räthsel retten. Jenes schöpft allein aus der Gegenwart, dieses forscht auch nach dem, was ehemals hier oder da Brauch war, es will „ein Bild des Geistes, des Charakters, der Bildung und des Lebens der alten Eifelbewohner darstellen, welches für ihre Nachkommen in der Gegenwart ansprechend, unterhaltend und belehrend wäre".

Der uns vorliegende erste Band enthält zuvörderst Sitten und Bräuche, dem Kalender nachgehend und mit Weihnachten beginnend. Zu der Sage, daß in der Christnacht zwischen 12 und 1 Uhr alles Wasser in Wein verwandelt wird, ist hier ein Gedicht gegeben, das von einem Zecher handelt, den der Teufel holt, weil er das Wasser in dieser Stunde kostet, während die andern in der Kirche sind; woher das Gedicht stammt, ist nicht angegeben, doch nimmt es sich in der Form ziemlich modern aus. Merkwürdig ist der Gebrauch, daß man am Weihnachtsabend einen Holzstamm auf den Feuerherd legte, der Christbrand hieß und bis zum Heiligen Dreikönigstage brannte, und dessen Ueberbleibsel dann gegen Mäusrschaden im Getreide dienten. Das ist ja auf ein Haar der Julblock der Engländer. Am Dreikönigstage finden wir hier die Sitte der Bohnenkönigswahl, sogar eine dramatische Darstellung der Geschichte der Heiligen drei Könige in vier Auftritten mit einem Schlußchor, wie sie in Münstermaifeld von der Jugend aufgeführt wird. Am Sebastianstage (20. Januar) fand früher auf Anordnung des Freiherrn von Brandscheid in Kyllburg ein Hahnenkampf mit großen Festlichkeiten für die Jugend statt. Am Donnerstag vor Fastnacht hatten nach altem Brauche die Weiber die Herrschaft, durften sich im Gemeindewald den schönsten Baum fällen und veranstalteten von dem Erlös für denselben ein gemeinschaftliches Mahl, bis die Forstbehörde dem ein Ende machte. Auch viele andere Fastnachtsbräuche sind dargestellt und namentlich viele Fastnachtsliedrr, die beim Einsammeln von Fastnachtsgeschenken gebräuchlich waren, mitgetheilt. Ein uralter Gebrauch ist gewiß das sogenannte Hüttenfeuer odrr Burgbrennen, welches am ersten Sonntag in den Fasten stattfand, sowie das an demselben Sonntag an andern Orten stattfindende „Radscheiben" oder Herabrollen eines brennenden Rades von einem Berge. Am Charfreitag zog in der Stadt Kochem eine Procession herum, welche die Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen der Bibel darstellte. In Prüm wurde die Kreuzigung Christi dramatisch dargestellt, bis dies 1782 untersagt wurde. Die Sitte des Ostereierschenkens erklärt der Verfasser folgendermaßen:

> Bei den Völkern des Alterthums, den Juden, Persern, Griechen, Römern u. s. w. galt das Ei als Sinnbild der Schöpfung und Auferstehung, und daher hat wahrscheinlich der Gebrauch der Ostereier sein Entstehen und seine Bedeutung genommen. Denn wie aus dem Ei, wenn es bedeckt und erwärmt wird, ein lebendes Geschöpf hervorgeht, so ist auch der Erlöser aus dem Grabe zum Leben erstanden und so sollen wir auch aus dem Grabe der Sünde zum neuen Leben durch ihn auferstehen.

Der Gebrauch des „Mailehens", den wir aus O. W. von Horn's gleichnamiger Dorfgeschichte kennen, die Sitte der jungen Bursche nämlich, die erwachsenen

Digitized by Google

Mädchen an den Meiſtbietenden zu verſteigern, der dann das Recht erhält, während des Sommers ausſchließlich mit der Erſteigerten zu tanzen, iſt hier ebenfalls beſchrieben. Bedeutſam ſind namentlich die hier am 11. November üblichen Martinsfeuer, wenn man ſich an die mythiſche Bedeutung St.-Martin's erinnert. Nach der Schilderung des Begrabens der Kirmes werden die Gebräuche bei der Verlobung, dört Hillig oder Handſtreich genannt, die Weiſe der Einladung zur Hochzeit, der Brautſchmuck und die bei der Hochzeit vorkommenden Gebräuche und Lieder mitgetheilt, alles, wie es vordem üblich war. Eigenthümlich iſt der Gebrauch des „Thierjagens“:

Lebte ein Ehepaar in fortwährendem Unfrieden und Zank ſo wurde dem Manne das „Thier gejagt“. Am Abende verſammelten ſich die Burſche unter der Dorflinde mit verſchiedenen Inſtrumenten: Peitſchen, Kuchenpfannen, Kuhhörnern, Ketten, Topfdeckeln u. ſ. w. und ihr Schultheiß fragte:

„Wat maad ihr Jungen, hek?“

Die Burſche: „Mir jagen dem ..... et Dihr!“

Der Schultheiß: „Wat hät hä dahn gedohn?“

Die Burſche: „Hä hät ſing Frau gekratz, gebeſſen en geſchlehn.“

Hierauf eilte die ganze Verſammlung vor die Wohnung des Beſchuldigten, wo die Katzenmuſik begann.

Ferner werden dann die Kindtaufen, Leichenfeierlichkeiten und das häusliche Leben geſchildert. Daran ſchließt ſich eine Anzahl Wiegenlieder, Kinderſprüche und Kindergebete, letztere alle frommkatholiſch. Nun folgt eine reiche Sammlung von Kinderſpielen (36), bei denen die Gleichheit mancher der Spiele nebſt den dabei gebräuchlichen Sprüchen mit denen auffällt, die auch bei uns in Sachſen üblich ſind. Darauf folgen die Gebräuche in Beziehung auf Landwirthſchaft, bei Käufen und bei Neubauten und die Schilderung des ehemaligen Gemeindelebens. Unter anderm wird da erzählt, wie man am 1. Mai um die Gemarkung ging, wobei man namentlich Kinder mitnahm, damit ſie die Banngrenze kennen lernten. Auf die Markſteine machte man ſie dadurch aufmerkſam, daß man ſie unſanft auf dieſelben niederſtieß. Auch über das Schulweſen und Rechtsalterthümer finden ſich mehrere Notizen, und zwei über die Freihöfe. Unter dem Titel „Sprünge und Streiche“ ſind dann eine Anzahl Geſchichten mitgetheilt, die theils ganz die gleichen, theils ſehr ähnlich denen ſind, die man anderwärts von Schildburg und Krähwinkel erzählt, ja eine dieſer Geſchichten ſteht ſogar in den hernach zu beſprechenden frieſiſchen Sagen unter den Streichen des Pua Modders. Die beiden Orte, denen der Volkswitz der Eifel dieſe Streiche zuſchreibt, ſind nicht genannt.

Von S. 111 an ſind 21 geiſtliche und 20 weltliche Lieder abgedruckt, die nach der Verſicherung des Verfaſſers in der Vorrede unmittelbar aus dem Volksmunde geſammelt ſind und ſich in den ihm bekannten Sammlungen theils nicht, theils in anderer Lesart vorfanden. Außerdem iſt noch eine größere Anzahl von ſolchen, die ſich bei Simrock finden und in der Eifel gebräuchlich ſind, nur mit den Anfängen verzeichnet. Es iſt manches der Erwähnung werthe Lied darunter, wir müſſen es uns aber verſagen, näher darauf einzugehen. Daran ſchließen ſich von S. 167 an 431 Sprichwörter, nach dem Hauptinhalte geordnet. Unter den religiöſen finden wir den Wahlſpruch Luther's: „Das Chriſtenherz auf Roſen geht, ſelbſt wenn es unterm Kreuze ſteht“, mit Vergnügen. Unter den „Lebenserfahrungen“ ſoll wol der Spruch: „Die ſich meinen, werfen ſich mit Steinen“, etwas Aehnliches ausdrücken, wie unſer: „Was ſich neckt, liebt ſich.“ Unſer: „Was ein Häkchen werden will, krümmt ſich bei Zeiten“, lautet hier: „Was ein Dörnchen werden will, ſpitzt ſich in der Jugend.“ Unſer Sprichwort vom Fiſchefangen und Vogelſtellen iſt im weſentlichen in dem Reime enthalten:

Drei Jäger, drei Fiſcher und drei Vogelfänger
Vermögen nicht zu ernähren einen Müßiggänger.

„Dorn und Diſteln ſtechen ſehr, falſche Zungen noch viel mehr“ iſt ein Bruchſtück aus einem Volksliede, ebenſo das folgende:

Setzt man das Licht zu hoch, ſo löſcht es der Wind,
Setzt man es zu nieder, ſo bläſt es aus das Kind,

welches ſich im Volksliede von Anneli bei Rochholz (I, 33) findet.

Nun folgen noch 184 Räthſel mit ihren Auflöſungen, wie: „Welches Thier iſt am ſtärkſten? Die Schnecke, denn ſie trägt ihr Haus“, und daran ſchließt ſich von S. 221—234 auf zweiſpaltigen Seiten das Idiotikon, welches an 900 Wörter aus der Volksſprache der Eifel mit ihrer hochdeutſchen Erklärung enthält. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede, daß dieſe Wörterſammlung ſich wohl um das vier- bis fünf-, ja vielleicht mehrfache vergrößern ließe, da bei den verſchiedenen Volksmundarten der Eifel noch ſehr viele eigenthümliche Ausdrücke vorhanden ſeien, welche keine Aufnahme gefunden. Der Herausgeber iſt nicht abgeneigt, dieſe Vervollſtändigung in einer beſondern Schrift nachträglich zu bringen.

Unter den Quellen, die der Verfaſſer benutzt hat, — obgleich nach ſeiner Verſicherung das Meiſte unmittelbar aus dem Volksmunde entnommen iſt — wird in der Darſtellung der Sitten und Gebräuche öfter ein Manuſcript in 11 Bänden von J. Buchel: „Beſchreibungen der Ortſchaften des Maifeldes“, angeführt.

---

7. Frieſiſche Sagen und Erzählungen. Von C. P. Hanſen. Altona, Wendeborn. 1858. Gr. 12. 22½ Ngr.

Der Verfaſſer wohnt auf der von Frieſen bewohnten aber zu Schleswig gehörigen kleinen Inſel Sylt und iſt ſelbſt ein patriotiſcher Frieſe, der vor kurzem eine „Chronik der frieſiſchen Uthlande“ (Inſeln) herausgegeben hat, die wir leider nicht kennen. Infolge deſſen iſt er laut der Vorrede aufgefordert worden, die ſylter Sagen zu ſammeln. Seine Aufgabe faßt er aber ganz entſchieden von dem patriotiſchen Standpunkte eines Sylters und Frieſen. Ein Volk, das eine Geſchichte hat, ſagt er, bedarf der Sagen nicht.

Wenn aber ein kleines, zerſplittertes, einem wahrſchein-

Digitized by Google

lichen Untergange entgegengehendes Volk ohne eine selbständige Stellung und Geschichte lebt, so darf es nach meinem Dafürhalten kein Mittel zu seiner geistigen und gemüthlichen Erhebung und Vereinigung, und wäre es ein noch so geringes, wenn es ihm zu Gebote steht, verschmähen. Wir Friesen und namentlich wir Inselfriesen sind aber, wie mir scheine, eben in einer solchen Lage. In Ermangelung einer wirklich eigenen ins Alterthum hineinreichenden Geschichte kann und muß die Sage die Geheimnisse, die Heiligthümer unserer Heimat und unserer Vorfahren aufbewahren und uns aufschließen; sie muß das Bewußtsein unserer Abkunft und Nationalität erhalten und stärken helfen; sie hilft die Getrennten mindestens geistig verbinden und sie erfrischt und erheitert so oft die Gemüther der wirklich Verbundenen in den sonst so langweiligen Winterabenden; sie bringt uns reichen Stoff zu weisen Gedanken, sterne vielleicht zu edeln Vorsätzen und Thaten uns an oder erfüllt uns mit poetischen und religiösen Bildern. Solchen Werth hat die Sage — ich meine natürlich die heimatliche — in meinen Gedanken.

So hat er denn seine Aufgabe darin gesucht, „eine Sammlung der besten, einigermaßen historisch begründeten Sagen" seiner Heimat zu veranstalten und durch diese namentlich der Halbinsel Hörnum eine Erinnerungstafel zu setzen, da Hörnum, welches eine schmale, 2½ Meilen lange Landzunge der Insel Sylt bildet, immer mehr und mehr von den Fluten der Nordsee theils weggespült, theils mit Sand überdeckt wird, sodaß auf der ganzen Halbinsel, auf der sonst viele Dörfer waren, nur noch die sechs Hütten von Neurantum bewohnt werden. Bei dem Gedanken an das allmähliche Zerbröckeln aller friesischen Inseln wird er ganz wehmüthig. Er sagt:

Ich bin vielleicht zu befangen, zu kurzsichtig, zu engherzig bei dem Gedanken, daß mein theueres Friesenland, sowie dessen Volk und Name, dessen Güter, Rechte und Eigenschaften fortdauern müssen, wenn ich (als patriotischer Friese) in dem Weltall noch Ordnung, noch die Weisheit und Güte des Weltregierers erkennen und verehren soll.

Doch sieht er ein, daß er eine höhere Weltanschauung gewinnen sollte, wie schwer das auch ihm, als einem ungelehrten Inselfriesen, fallen möge; er sieht auch ein, daß auf der Erde nichts dauernd ist, daß er also auch für die kleinen schwachen Land- und Volkstrümmer seiner Heimat mitten in dem gewaltigen sturmreichen Nordmeere keinen Bestand erwarten dürfe, und so tröstet er sich endlich auch in dem Gedanken, daß es so der Plan des Schöpfers sei, damit nichts veralte und hindere, damit die Welt sich stets verjünge und verschönere, daß doch das Wahre und Gute nie untergehe, sondern in der allgemeinen Verwüstung in immer neuen Formen auftauche. Und so gelangt er schließlich zu einer Weltanschauung, die seinem Christenthum alle Ehre macht. Wenn das friesische Volk oder sein inselfriesischer Stamm, sagt er, einst vom Schauplatze der Welt abtreten müßte, so hätte er wol den Keim des Verderbens schon lange in sich getragen, und die Hörnumer, deren letzte er noch gekannt habe, wären trotz ihrer guten Eigenschaften seit lange zum Untergange reif gewesen, sie wären versteinert gewesen in alten, zum Theil rohen Sitten, hätten z. B. des Stranddiebstahls sich schuldig gemacht und seien immer tiefer in Aberglauben, Trägheit, Dummheit und Armuth versunken, und so hätte es der Weltenlenker gut gemacht, daß er die Alten von der Erde nahm und den Kindern andere und bessere Wege und Wohnstätten wies. Die Reste seines Inselfriesenstamms ermahnt er, die Tüchtigkeit und Treue, den Fleiß und die Sparsamkeit, durch die so viele Friesen sich ausgezeichnet, auch ferner zu bewahren und als Seefahrer durch Geschicklichkeit und Sittlichkeit ein Muster der andern seefahrenden Völker zu bleiben, dann hätten die Inselfriesen noch eine hohe Bestimmung. Die Sagen, Thaten und Schicksale der Hörnumer aber sollen den andern Friesen im Andenken bleiben, zur Warnung vor ihren Fehlern, zur Erhebung, Vereinigung und Befestigung im Guten.

Wo ist heute noch ein Sagensammler, der eine so hohe Tendenz verfolgt? Ein Geschichtschreiber, wenn er seinen Beruf vom hohen, sittlichen Standpunkte aus erfaßt, kann wol so sprechen, und in der That ist auch der Hauptheil des vorliegenden kleinen Buchs, der den besondern Titel führt: „Die Hörnumer. Sagen und Erzählungen der Strand- und Dünenbewohner, sowie der Heidebewohner auf Sylt", mehr sagenhafte Geschichte, als das, was wir unter Sagen verstehen. Auf einem so kleinen Eilande aber wie Sylt gibt es keine andere Geschichte als Familiengeschichte. Wir geben eine ganz kurze Skizze des Sageninhalts.

Wahrscheinlich um 1362 ging das Dorf List an der Nordecke von Sylt mit allen Bewohnern in einer Sturmflut unter, nur die Kirche und Jens Lüng's Haus blieb verschont nebst Jens Lüng und einer Jungfrau Marret, die seine Frau wurde. Als später die Dänischen das Listland haben wollten und Fremde sich anbauten, brach Jens Lüng sein Haus ab, nahm den Altar der Kirche mit, welche schon fast ganz im Sande begraben war, und siedelte sich nach mehreren Abenteuern während der Küstenfahrt auf der Halbinsel Hörnum an. Hier gebar ihm seine Frau einen Sohn Jakob und eine Tochter Ellen. Nun hörte der Papst, wie arg das Christenthum auf Syle daniederliege, da gar keine Prediger im Lande waren, veranlaßte den König von Dänemark zur Ordnung des Kirchenwesens auf Sylt und sendete für jeden vorhandenen Altar einen Prediger. Da schenkte Jens Lüng seinen Altar der Kirche in Eidum, damit man nicht sein Haus für eine Kirche halten und ihm nehmen sollte. Als er aber nun nach Eidum in die Kirche kam und sah, daß das Volk angehalten wurde, die Heiligen anzubeten, während sie früher nur Gott und Jesum verehrt hatten, stieß er sich ein Messer in die Brust, indem er ausrief: „Lieber todt, als Sklave der Priester!"

Seine Witwe erzog ihre beiden Kinder zur Gottesfurcht, aber Jakob war träg und nichtsnutzig, während Ellen ein treffliches Mädchen wurde. Jakob — Leiert oder Lungsem zubenannt — trieb sich, als er erwachsen war, gedankenlos am Strande umher, und zwar gewöhnlich des Nachts, begleitet von einer kleinen weißen Katze, die sich im Hause eingefunden hatte. Einst blieb er ganz aus, seine Schwester Ellen will ihn suchen, wird von schwedischen Seeräubern gesehen und verfolgt und weiß sich endlich nicht anders zu retten, als daß sie sich

Digitized by Google

in das Meer stürzt. Die arme Witwe wird in ihrer Verlassenheit von der weißen Katze verpflegt. Diese Katze war nämlich ein schönes Mädchen aus Rantum, das schon früh die Hexerei gelernt hatte; die Rolle der Katze spielte sie nur am Tage, in der Nacht war sie Jakob's Braut. Aber auch sehr viele andere sylter Mädchen waren Hexen, die in der Nacht umherschweiften, und entdeckten das Verhältniß Jakob's mit Kressen bald. Deshalb ging nun Jakob manchmal in der Nacht ohne seine Katze aus und entbehrte also des Schutzes dieser „liebenden und warnenden Fee". Einmal nahm ihm ein schönes Herlein Hut und Stock, warf sie in das Meer und verspottete ihn dermaßen, daß er sich schämte zurückzukehren und Gehülfe eines helgoländer Fischers wuede. Als später die Sylter erfahren, daß bei Helgoland der Heringsfang so ergiebig sei, nahmen auch sie „mit Allemann" daean Theil, und da finden sie Jakob Leiert wieder. Während nun einmal die sylter Männer auf den Heringsfang ausgesegelt sind, durchbricht eine Sturmfiut die Deiche und zerstört die meisten Häuser von Rantum und Eidum, sodaß viele hundert Weiber, Kinder und alte Leute ertrinken (wahrscheinlich 1436). Dieses Unglück schrieb man dem erzkatholischen Priester Einerlei und seiner Zauberkunst zu. Zum Unglück finden sich auch noch die Likendahler, schwedische Seeräuber, ein und plündern die Insel; als sie aber mit der Beute zu ihren Schiffen zurückkehren, finden sie diese von den sylter Fischern besetzt, die unterdeß vom Heringsfange zurückgekommen sind. Deshalb treten sie eilig zu Land den Rückzug nach dem Norden der Insel an und werden von den Syltern verfolgt, von dem Priester Einerlei aber in den Ruinen der Rathsburg verborgen, nachdem sie das Haus der blinden Witwe Marret Lüng angezündet, um ihre Verfolger aufzuhalten. Vorher hatten sie aus diesem Hause, da sie nichts weiter fanden, die weiße Katze mitgenommen, den Sack aber auf der Flucht weggeworfen, und den findet der mit den Syltern heimkehrende Jakob Leiert, der auf diese Weise seine noch immer schöne Braut wiederfindet, die nun seine Frau wird, denn er ist unterdeß ein reicher Mann geworden.

Der Priester Einerlei, welcher die Likendahler gebannt hielt und nie wieder losließ, wollte die Rantumer, deren Prediger infolge der Ueberschwemmung gestorben war, für seine Kirche gewinnen; die aber haßten ihn so, daß sie lieber weit nach Süden auf die Halbinsel Hörnum zogen und sich dort im Keessen-Jakobsthale ansiedelten, wie sie es nach Jakob und seiner Frau nannten; sie trieben aber auf der ganzen Insel viel Muthwillen, dennoch waren sie bei den Mädchen sehr beliebt. Nue Jakob Lüng hatte ein oedentliches Haus und war ein Mann von großem Ansehen. Seine Frau gebar ihm einen Sohn, Peter genannt, der durch seine Länge sich auszeichnete. Von der Kirche hielten sich die Hörnumer ganz fern, und als es Einerlei erzwingen wollte, daß sie ihm Gebühren zahlen sollten, schickten sie ihm einen Sack voll Stacheln der Giftrochen. Da verklagt der Priester die Hörnumer bei dem Amtmann Henning Pogwisch in Tondern, welcher einen seiner grausamen und hochmüthigen Söhne mit Fußknechten und dem Henker sendet, um die Hörnumer zum Gehorsam zu bringen. Der junge Pogwisch spuckt in den Kohl, den Jakob Lüng eben mit den Seinen verzehrt, da drückt der junge Peter (Pidder Lüng) ihn mit dem Gesichte in den Kohl, daß er erstickt; es entsteht ein Aufruhr, der Priester wird mit Rochenschwänzen geschlagen, daß er stirbt. Pidder Lüng mit den Hauptschuldigen begab sich auf das Meer und wurde Seeräuber, trat aber auch als mächtiger Kämpfer für die friesische Freiheit auf, endete jedoch zuletzt am Galgen. Von den übrigen Flüchtlingen kehrten viele im Laufe der Jahre zurück, brachten aber viele fremde Schiffer und Seeräuber mit, welche im Winter lustig aber heillos auf Sylt hausten. Eines Sonnabends hielten sie einen Tanz mit den sylter Mädchen. Da erscheinen auf einmal die föhringer und amringer Hexen auf einem Berge, dem Buder, und singen und tanzen so schön, daß die Hörnumer ihre Tänzerinnen verlassen und mit den fremden Hexen tanzen. Die gekränkten Sylterinnen wissen sich zu rächen, denn sie sind ebenfalls Hexen. Sie praktieiren ein Faß mit 74 hamburger Nägeln, über die vorher der Hexensegen gesprochen, auf das Schiff, in welchem die Hörnumer im Frühjahre ausfuhren, 74 an der Zahl. Sie werden von hamburger Kriegsschiffen gefangen, die Nägel gefunden und sie als Seeräuber verurtheilt und 1488 auf dem Grasbrook bei Hamburg hingerichtet. Der Scharfrichter Klaus Flughe nahm sechs auf einmal vor und war in einer Stunde fertig.

Die schon kurz angedeutete Geschichte des Seeräubers Pidder Lüng und seiner Kämpfe, in denen er eine bedeutende politische Rolle spielte, übergehen wir, ebenso die Geschichte des Pua Modders, den ein Zigeunee mit einer Sylterin eezeugt hatte, und seiner muthwilligen und bösen Streiche. Mit Ausnahme dieser letzten Geschichte bildet das Ganze nur eine zusammenhängende Erzählung von einer Rundung und Plastik, die wirklich wunderbar ist. Es wied alles mit so viel Specialitäten erzählt, daß wir uns wundern müßten, wie alle diese Einzelheiten von Namen und Zunamen und Gestalt u. s. w. im Gedächtniß der Sylter Jahrhunderte hindurch so fest haften konnten, wenn wir nicht einestheils an die Kleinheit der Insel und ihre geringe Verbindung mit der äußern Welt dächten und anderntheils eine Chronik von Hans Kielholt vorhanden wäre, dem Sohne jenes Predigers, der an den Folgen der Ueberschwemmung von 1436 starb. Auch wird ein ähnliches Werk von Heimreich genannt, aber nicht näher bezeichnet. Diese Chroniken mochten dem Gedächtniß doch einigen Anhalt geben. Eine Menge unter den Text gesetzte historische Notizen über die Personen, welche in den Sagen genannt werden, vermeheen den Eindruck des historisch Wahren, den die Erzählungen machen, und die schlichte keusche Weise, in welcher der Verfasser erzählt, würde unübertrefflich sein, wenn er es nicht für nöthig ge-

Digitized by Google

halten hätte, die Erzählungen denselben Personen, alten Nantumern, in den Mund zu legen, von denen er sie als Knabe gehört, immer mit ganz genauer Schilderung der Personen, ihrer Verhältnisse und der Gelegenheiten, bei welchen sie erzählt worden sind. Die ganze ehrliche Weise des Verfassers erlaubt uns nicht daran zu zweifeln, daß er sie im ganzen so von ihnen gehört hat oder wenigstens mit lebhafter Phantasie gerade so gehört zu haben glaubt; doch klingt vieles im Munde dieser alten Sylter und Sylterinnen zu gelehrt und zu speciell, und die Zwischenreden zuhörender Personen stören nur und vermehren die Glaubwürdigkeit keineswegs. Freilich hat diese plastische Schilderung der erzählenden Personen für sich wieder ein besonderes Interesse; wir schauen so tief in das sylter Leben hinein, die alten Erzähler und Erzählerinnen werden uns so lebendig; kurz, das Buch hat einen eigenthümlichen, kaum zu schildernden Reiz.

Freilich Sagen, die eine Ausbeute für die deutsche Mythologie versprechen, sind dies nicht; doch nur Geduld, wir finden dennoch, was wir suchen, wenn wir auch im voraus sagen müssen, daß Hansen eigentlich gar nicht begriffen hat, um was es sich handelt, wenn man ihn aufforderte, die Sagen von Sylt zu schreiben. Schon in der Vorrede begegnen wir einer Menge mythologischer Andeutungen. „Die Mythen der altsylter Heiden", heißt es da einmal, „erzählen, wie die Elementargötter oder Geister auf dem wüsten Hörnum besonders ihre Herrschaft hätten." Diese Stelle ist bemerkenswerth, denn der Verfasser scheint also doch Mythen der altsylter Heiden zu kennen. Wahrscheinlich meint er damit eben das, was wir am meisten zu kennen wünschen, nämlich die noch jetzt auf Sylt fortdauernde Tradition aus dem ehemaligen Heidenthum. „Sowie die Menschen weichen oder aussterben in einer Gegend, so wird das Land, wie man spricht, ein Wohnplatz der Geister und Unholde der Nacht." Diese Bemerkung ist mehr eine psychologische als eine mythologische; einsame Gegenden bevölkert die Phantasie mit ihren Gestalten. „In Hörnum wimmelt es daher von Hexen und Wiedergängern, spukenden Lichtern und gespenstigen Thieren, doch scheinen die Wassergeister die Oberherrschaft zu haben." Die unterirdischen Erdgeister veranlassen die Quellen und Sümpfe; der Mann im Monde gießt alle zwölf Stunden Wasser vom Himmel herab und veranlaßt die Fluten. „Die Meeresgöttin Ran, die gebärende Gattin des Ägir oder Ekke (Oegir) verursacht Stürme, Ueberschwemmungen und Schiffbrüche, zieht die Schiffbrüchigen in ihre Netze und wirft die Schiffstrümmer, die sie selbst verschmäht, bei Hörnum an den Strand." Manches aus dieser Bemerkung stammt wol aus einem Buche, doch ist kein Zweifel, daß der Ekke Nekkepenn der sylter Sage, von dem wir später noch mehr hören, der Meergott Oegir und das Meerweib Oegir's Gattin Ran ist. Sein sylter Name Ekke ist deshalb bedeutungsvoll, weil schon Jakob Grimm („Deutsche Mythologie", S. 218) in dem Ecke der deutschen Heldensage einen Niederschlag des Gottes Oegir erblickt. Alle diese Bemerkungen, die für uns so wichtig sind, macht Hansen nur gelegentlich; ihr interessirt namentlich die historische Vorzeit seiner Insel, und weil is an einer eigentlichen Geschichte derselben fehlt, betrachtet er die Geschichtssage als ein nothdürftiges Surrogat. Daß das, was er Aberglauben nennt, für den Mythologen so wichtig ist, scheint er kaum zu ahnen. So entschuldigt er sich in einer Anmerkung, daß er nicht umhin konne, mitzutheilen, was die Alten, die unter dem Einflusse des Aberglaubens standen, von Hexen dachten und erzählten, obgleich er den Glauben an die Mächte der Finsterniß nicht predigen oder erneuern wolle. „In der Macht und Wirkung des Aberglaubens auf die Gemüther der Vorfahren", sagt er, „ist für den Geschichtsforscher noch ein reiches Feld der Forschung, ein Schlüssel vieler Erscheinungen", und damit glaubt er wol die Bedeutung dieses Aberglaubens erschöpfend bezeichnet zu haben. Und gerade die Hexengeschichten von Sylt sind so merkwürdig, weil hier die Hexen als liebenswürdige, schöne, sogar wohlthätige Wesen erschienen, also aus Feen und Walkyrien noch nicht in die Unholdinnen der spätern Zeit verkehrt sind. Die Jauberin Anna Truels, die um 1566 auf Nordstrand verbrannt worden sein soll, und Maren Wullis, welche S. 22 erwähnt wird, sind Erscheinungen ganz anderer Art, sind auch gar nicht Hexen genannt.

Wenn also der Verfasser für diese Art der Sagen ursprünglich keinen Sinn hatte, so sind wir demjenigen zu großem Dank verpflichtet, der ihn aufforderte, in friesischer Sprache Sagen zu schreiben. Dadurch wurde Hansen veranlaßt, in den Norddörfern von Sylt noch eine nachträgliche Sagenlese zu veranstalten, und fand dort noch eine ziemlich reiche Ausbeute von Sagen, die in friesischer Sprache unter dem Titel „Ualt Söldring Tialen" im Druck erscheinen sollen. Die vier ersten derselben läßt aber der Verfasser unter der Ueberschrift: „Sagen und Erzählungen der Heidebewohner auf Sylt" in deutscher Uebersetzung auf die Hörnumer Sagen folgen, und wenigstens drei davon sind gerade solche Sagen, wie wir sie wünschen, sind bei weitem das Werthvollste an diesem Buche, jedenfalls werthvoller als die kurze Darstellung der neuern Geschichte Hörnume, welche er anfangs als Anhang zu diesem Werkchen zu geben gedachte. Die erste dieser Sagen handelt von dem Meermann Ekke Nekkepenn. Dieser hält ein Schiff auf und verlangt, daß des Kapitäns Weib seiner kreifenden Frau zu Hülfe kommen soll. Dies geschieht, die Frau kommt mit einer Schürze voll Gold nach glücklich erfolgter Geburt eines Seekalbes wieder aus dem Meere hervor. Dennoch ließ später der Kapitän seine Frau lieber in Nantum zurück. Nach vielen Jahren gesiel dem Meermann sein altgewordenes Weib nicht mehr, er beschließt sie zu verlassen, den Kapitän zu ersäufen und sein schönes und mitleidiges Weib zu freien. Er läßt bei dem Herannahen des Schiffes seine Frau Salz mahlen, in dem dadurch entstandenen Mahlstrom geht das Schiff unter, der Meermann schwimmt nach Sylt und findet die Tochter des Schiffskapitains, die er für

Digitized by Google

die Mutter hält, weil er nicht bedenkt, daß auch diese unterdeß alt geworden ist. Er schenkt dem Mädchen goldene Ringe und Ketten, erklärt sie dadurch für gebunden, außer wenn sie ihm seinen Namen sagen könne, und läßt sie gehen, nachdem sie gelobt, am folgenden Abende Bescheid zu thun. Sie kann den Namen aber nicht erfahren, bis sie ihn in einem Berge jenen weit und breit bekannten Zwergenspruch singen hört:

Heute soll ich brauen;
Morgen soll ich backen;
Uebermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Eske Rekkepenn,
Meine Braut ist Inge von Rantrum,
Und das weiß niemand als ich allein —

dem hier der friesische Urtext beigefügt ist. Als nun ihr Freier an das Stelldichein kommt, ruft sie ihm seinen Namen entgegen und läuft mit Ketten und Ringen davon. Seitdem verfolgt der Meermann Rantum mit Schadernack und Unglück.

Die zweite Sage — wir würden eher „Märchen" sagen — setzt seine Geschichte fort. Auf dem Nordende von Sylt hausten die Unteridischen, Zwerge, welche von den einwandernden Friesen dorthin vertrieben waren. Ueber diese Zwerge ist sehr viel Specielles mitgetheilt. Der Meermann verwandelt sich auch in einen Zwerg und freit um eine schöne Zwergmamsell, die ihm aber einen Korb gibt. Da klagt er dem Zwergkönig Finn seine Noth, welcher ihm erzählt, wie er zu seiner Frau, einem schönen Mädchen aus Braderup, gekommen sei und alle Festlichkeiten der Zwergenhochzeit beschreibt. Da beschließt Eske in Braderup sein Glück zu machen, bezieht eine Höhle und sieht einen schönen Jüngling nach dem Haff gehen, um zu baden. Da überkommt ihn auch die Lust ein Bad zu nehmen, er folgt dem Jüngling, findet aber statt seiner im Bade ein schönes Mädchen, Dorret Bundis, welche sich verkleidet hatte, damit die Zwerge nicht nach ihr lüstern würden. Eske hält sie fest, sie muß geloben, sein Weib zu werden, was sie unter der Bedingung thut, daß er niemand ihr Geschlecht verrathe. Nach diesem Versprechen läßt er sie nach Hause gehen. Vor Freuden sang er aber nun immer sein Lied, daß er bald Hochzeit machen werde und daß Dorret Bundis seine Braut sei. Das hörten die Leute, es kam aus, daß Dorret ein Mädchen sei, und die Braderuper thaten nun den Zwergen alles zu Leide und zwingen auch Eske endlich zur Flucht. Dieser geräth noch mit dem Zwergkönig in Streit und will selbst König der Zwerge werden, wird von Finn lächerlich belogen, und endlich bringen die Zwerge gar sein Weib Ran geschleppt, vor welcher er wieder in das Meer flieht.

Sind das nicht beinahe ganz echte Mythen? Die dritte Sage aber ist eine kleine Ilias. Sie erzählt den Kampf der Riesen mit den Zwergen, und es thut uns leid, daß wir daraus keinen Auszug geben können, da ihr Hauptinteresse in der Menge der Specialitäten über die Riesen auf Sylt besteht, deren Gräber man alle noch zeigt. In der Zwergenschlacht fiel der König Brönz; nach ihm haben die Sylter keinen eigenen König mehr gehabt, sondern sich durch zwölf Rathmänner und im Kriege durch erwählte Helden regiert.

Die vierte Sage: „Die friesischen Riesen im Kampfe mit den Dänen", ist zum Theil nach Kielholt erzählt und trägt wieder den Charakter sagenhafter Geschichte, ist deshalb ohne mythologischen Werth.

Im Schlußwort meint der Verfasser, seinem Standpunkte getreu, daß auch diese Sagen, jedenfalls älter als die früher erzählten, doch nicht schlechter (historisch) begründet seien, nur zweifelt er, daß die vielen Personen, die in der dritten Sage genannt sind und geschildert werden, alle zu gleicher Zeit gelebt haben. Wer die Sagen von einem weiter reichenden Standpunkte betrachtet, wird wol über diese Kinhlichkeit der Anschauung lächeln; aber diese Kinhlichkeit der Anschauung, verbunden mit klarer Darstellung, beurkundet eben Hansen's hohen Beruf zur Sagenerzählung. Er ist der Herodot der Sagenerzähler. Möchte er sich doch veranlaßt finden, alles, was er von solchen Sagen weiß oder erfahren kann, die nach seiner Meinung keinen Werth haben, weil sie nicht historisch begründet sind, zu sammeln und zu veröffentlichen, wo möglich in friesischer und auch in deutscher Sprache; er kann dadurch der deutschen Mythologie große Dienste leisten. Dahin gehören z. B. die Sagen, die er nur andeutet, vom Bröddebroogmann, vom Jükkermarschmann, vom Dikjendäämann und andern Gespenstern und Wedergungern, vom Thalkalbe und vor allem vom Stademwüste, von dessen Erscheinung in der Geschichte des Pidder Lüng eine sehr werthvolle Sage mitgetheilt ist; dahin gehören ferner die Hexengeschichten, kurz alles, was man sonst Aberglauben nennt. Für den Sagenforscher ist das alles wichtig, da der alterthümliche Typus aller hier mitgetheilten Sagen auch für die übrigen Sagen eine besonders treue Tradition auf Sylt voraussetzen läßt. Auch das vorliegende Buch ist in hohem Grade werthvoll; aber gerade was Hansen am wichtigsten scheint, hat im wesentlichen nur für seine kleine Insel und deren Bewohner ein allerdings hohes Interesse. Seinen Zweck, der verschwindenden Halbinsel Hörnum ein Denkmal zu setzen, hat er glücklich erreicht, und gewiß hat er sich selbst dadurch bei den Syltern und andern Inselfriesen ein bleibendes Gedächtnis gestiftet; möge er, schon ein Greis, aber nicht heimgehen, ohne auch der Wissenschaft noch die Dienste zu leisten, die er vor allen zu leisten berufen ist; wer weiß, ob je wieder auf Sylt ein Mann so befähigt sein wird, die schwindenden Reste der alten Mythologie so treu aufzufassen und für die Wissenschaft zu retten.

---

8. Sage und Geschichte aus den Sachsenländern von E. Heusinger. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir setzen dieses Werk eines deutschen Patrioten, welches ebenfalls in einer Mischung von Sage und Geschichte besteht, dem des friesischen Patrioten entgegen. Unser Verfasser ist ein Patriot aus der Zeit der Franzosenkriege, der in diesem schön ausgestatteten und dem Herzoge von

Digitized by Google

Sachsen-Koburg-Gotha gewidmeten Werke zu uns spricht, und einen solchen hören wir gewiß mit Vergnügen sprechen, wenn auch seine Anschauungen vielfältig nicht mehr die unsern sind. Deshalb gewährt uns namentlich die Vorrede großes Interesse. Er erzählt da, daß er in Thüringen geboren, aber schon als Knabe mit seinen Aeltern in das nordwestliche Deutschland gezogen sei. Er schildert den Eindruck, den die Eröffnung eines Hünengrabes und das Auffinden römischer Waffen aus der Zeit der Hermannsschlacht auf ihn als Knaben gemacht; er schildert die patriotischen Gefühle, die ihn auf einer Reise nach Thüringen ergriffen, rühmt Thüringen, das Land der Reformation, der Poesie und der dichtbelaubten Berge, und vergleicht im poetischen Schwunge mit ihm die Heiden Norddeutschlands. Dann erzählt er weiter, wie er, von langen Kriegsfahrten heimkehrend, Deutschland so verändert gefunden, wie die alten Sagen, die alten fröhlichen Feste, überhaupt das eigentliche Volksleben verschwunden gewesen. Uns als er nun noch einmal in die Welt gezogen und nach vielen Jahren erst, von Sehnsucht nach dem Vaterlande ergriffen, mit reichen Erinnerungen an Spanien zurückgekehrt sei, habe er Westdeutschland, durch das er seinen Weg nahm, vollends ganz verändert gefunden, die Buchen- und Eichenwälder der Heide abgeschlagen, das Land voll Eisenbahnen und Fabriken, die frischen Gesichter verschwunden, viele reiche Leute, die Armen aber zur Auswanderung gedrängt. Denselben Umschwung der Dinge fand er auch anderwärts, auch in Thüringen; alles war modern geworden. Der Verfasser erkennt zwar die wohlthätige Einwirkung der Industrie auf das Gemeinwohl bis zu gewissen Grenzen an, aber er sieht doch im Geiste voraus, daß durch die Industrie Deutschland alle harmonische Naturschönheit verlieren, ton- und farblos werden wird, und dann, meint er, wird man „vergebens die Frage an die Sphinx richten, welche Zeit größer gewesen, ob die Zeit, welche die Herrschaft der Maschinen in Deutschland begründete, oder ob es die Jahre gewesen, denen Deutschland im 19. Jahrhundert die Befreiung von der Fremdherrschaft zu verdanken hatte".

Dieser nivellirenden Zeit gegenüber hält es der Verfasser für heilige Pflicht, „dankbar die Bemühung deutscher Männer wie Musäus, Grimm, Bechstein, Adolf Bube und mancher anderer anzuerkennen, die inmitten der kreisenden Zeit nicht aufgeböret haben, unter dem Schutt von Jahrhunderten nach Anzeichen und Beweisen zu forschen, daß unser Volk, sowie es früher gethan, auch ferner ohne große künstliche Beihülfe, nur auf die ihm innewohnende moralische Kraft gestützt, aus den schwierigsten Lagen als Sieger hervorgehen wird". Damit ist nun freilich das Verdienst der genannten Männer auf eine etwas eigenthümliche Weise bezeichnet, und auch die Namenzusammenstellung ist eine seltsame, doch rechten wir darüber nicht. Aber wenn der Verfasser ferner sagt, man wäre vielfeitig bemüht, mit den allerletzten Resten vorzeitlicher Erinnerungen selbst die Sprache zu verwischen, wie dies die Gleichgültigkeit beweise, mit der man im allgemeinen die Ueberreste der altsächsischen Sprache betrachte, und damit sei man auf dem Wege, die besten Stützen der noch übrigen Volksthümlichkeit zu untergraben, so ist er entschieden in einer falschen und ungerechten Anschauung befangen. Wie ist es möglich, solche Beschuldigungen auszusprechen in einer Zeit, wo alles Volksthümliche gepflegt wird, wie es noch nie geschehen, wo eine große Anzahl Schriftsteller Sorge tragen, daß von den Sagen, Sitten, Liedern, kurz allem Eigenthümlichen der deutschen Volksstämme nichts verloren geht, was nicht schon verloren ist, wo man die Dialekte erforscht, wo diese sogar wieder als Schriftsprache auftreten und in diesem Bestreben vielseitige Ermunterung finden, wo das Studium der deutschen Sprache und Literatur auf den Schulen und Universitäten beinahe den Vorrang vor den classischen Studien gewonnen hat; wie ist es möglich, fragen wir, das alles nicht nur nicht anzuerkennen, sondern sogar von Abolitionisten des Volksthums zu sprechen? Dies erklärt sich nur daraus, daß der Verfasser eigenwillig alles, was gegen seine mißvergnügte Lebensanschauung spricht, nicht sehen will. Deshalb würde es auch nichts nützen, wenn wir zeigen wollten, wie reichen Gewinn die Neuzeit uns für einige Verluste an Romantik gebracht hat; wir würden den Verfasser doch nicht belehren. Wir beschränken uns daher auf das Gebiet, das der Verfasser mit diesem Buche betreten hat.

Der Verfasser fragt, den fingirten Abolitionisten gegenüber, warum das deutsche Volk nicht festhalten solle an den schönen Traditionen vom tapfern Sachsenherzoge Wittekind und von den ihm im Glanze so wunderbarer Herrlichkeit nachfolgenden Herzögen und Herren, warum die Ueberlieferungen des eigenen Vaterlandes für die Deutschen geringern Werth haben sollten, als die Sagen für die Völker der Vorzeit hatten, die ihre Geschichte mit ihnen beginnen; er sagt, wir Deutschen hätten noch immer das Unrecht jener langen Zeit zu vergüten, wo die aus der Fremde stammende Bildung gegen das Heimische gleichgültig machte. Nun aber hat noch niemals jemand den Versuch gemacht, dem Volke seine Geschichtssagen zu entreißen; sie sind ebenso gesammelt worden, wie die mythologischen Sagen. Wenn aber der Verfasser verlangt, daß wir mit ihnen unsere Geschichte beginnen sollen, wie die Römer die ihre mit der Romulussage, so verräth er damit, daß er weder erkennt, auf welchem höhern Standpunkte die Geschichtschreibung jetzt steht als in der Zeit der Römer, ja als noch vor wenigen Decennien, und daß er zweitens keinen Einblick hat in den eigentlichen Werth der Sagen. Die reinen Geschichtssagen, in denen das Volk irgendwelche Begebenheit nach seiner Weise erzählt, haben für die Geschichtschreibung deßhalb keinen Werth, weil unsere sichern, schriftlichen Ueberlieferungen viel weiter zurückreichen als die Volkstradition, und weil das, was das Volk von Karl dem Großen, Wittekind u. s. w. erzählt, selbst erst aus Büchern geschöpft und nur im Volksmunde sagenhaft umgeformt worden ist. Auch die Lokalsagen, wo eine historische Begebenheit an einen bestimmten Ort geknüpft

Digitized by Google

ist, haben keine allgemeine, sondern nur eine lokale Bedeutung und sind zumeist in der Volksphantasie entstanden. Selbst die Sagen, die eine Lücke in der historischen Darstellung ausfüllen würden, weil keine zuverlässige schriftliche Nachricht vorhanden ist, kann der Geschichtschreiber selten, und dann nur mit der Angabe, daß es eine Sage ist, benutzen, weil für die Geschichte objective Wahrheit die erste Pflicht, die Geschichtssage aber in hohem Grade unzuverlässig ist. Wichtig für die Wissenschaft aber ist die Sage dann, wenn nachweisbar mythische Züge in sie übergegangen sind, wie dies so häufig der Fall ist, wenn z. B. von Karl dem Großen, Otto I., Friedrich Barbarossa Geschichten erzählt werden, die früher von Wuotan erzählt wurden, wichtig freilich nicht für die Geschichte, aber für die Mythologie. Von dieser Bedeutung der Sage aber scheint der Verfasser gar nichts zu ahnen. Betrachten wir sein Buch näher.

Im Anfange stehen die Wekingssagen aus Westfalen, und die sind sehr dankenswerth, wenn auch meist nur von lokaler Bedeutung. Es sind ihrer zwanzig. Unter Nr. 21 steht eine ausführliche Nachricht von dem Denksteine, welcher am 18. October 1829 Wittekind auf dem Wedigenstein, wo vermuthlich sein steinernes Waldhaus gestanden, errichtet wurde, nebst Beschreibung der Feierlichkeit und Mittheilung der dabei gehaltenen Weiherede. Darauf spricht Nr. 22 von Herstelle, der Grenze zwischen Ost- und Westfalen, vergleicht Ost- und Westfalen miteinander, erwähnt Karl's des Großen Aufenthalt in Herstelle, schildert den Glanz, den er dort entfaltete, und zählt die spätern Besitzer des Ortes auf. Darauf sind einige altniedersächsische Schriftstücke aus der wolfenbüttler Bibliothek abgedruckt, nämlich eine Warnung vor Aufruhr in den Städten und Ermahnung der Obrigkeiten, eine Thierfabel und Beschreibungen des Wappens der sächsischen Edelinge, des alten Sachsenwappens und des Wappens der Markgrafen zu Brandenburg. Dann folgen „Allgemeine Sagen und Traditionen", eigentlich nichts als eine Sammlung von historischen Notizen und Anekdoten, theils mit Angabe der gedruckten Quellen, theils ohne allen Nachweis ihres Ursprungs. Da finden wir von den Grenzen Thüringens, vom kurfürstlich sächsischen Wappen, vom thüringischen Wappen, von dem letzten Thüringerkönig Ehilderic II., von heidnischen Gottheiten, von einzelnen Lokalitäten und Familien, namentlich aber von sächsischen Fürsten gehandelt, von denen Anekdoten, Aussprüche u. dgl. mitgetheilt werden, die zum Theil bekannt, theils unbedeutend sind. Mitunter finden wir auch wirkliche Sagen, wie die von der Weißen Frau auf dem Schlosse zu Kreuzburg, von der Entstehung des Geschlechts derer von Hunden u. a. Nr. 61 schildert die Fahnenweihe vor der Schlacht bei Breitenfeld, wo Johann Georg 23 neuen Bataillonen Fahnen ertheilt, deren Bilder und Inschriften alle beschrieben werden. Darauf folgt Nr. 62 die leipziger Kleider- und Luxusverordnung von 1640 abgedruckt, Nr. 63 handelt von Kurfürst August's Mandat wider die Pluderhosen der wittenberger Studenten, Nr. 64 bringt eine Verordnung von 1595 über Verlöbnisse, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichengängnisse, dann folgt ein poetisch werthloses Gedicht, Deutschlands Klage, von 1546 und ein langes dergleichen über die Belagerung von Leipzig 1477, zuletzt noch eine Anekdote und einige Bemerkungen über Kurfürst Moritz. Eine bestimmte Anordnung des Stoffs, überhaupt ein Plan ist nicht wahrnehmbar. Anziehendes und Bedeutendes ist wenig zu finden, und dieses wenige steht, soweit es historischen Werth hat, längst in den Werken über sächsische Geschichte, sogar in den Schullesebüchern, wie die Flucht Margarethens, der Gemahlin Albrecht's des Unartigen, von der Wartburg und der Wangenbiß, die hier ganz kurz angedeutete Geschichte von Ludwig dem Eisernen und dem Schmid in der Ruhl u. a.

Daß der Verfasser, der so sehr eifert über das Verkommen des Volksthums, die für das deutsche Volksthum wichtigsten Erscheinungen nicht kennt, daß es für ihn noch keine „Deutsche Mythologie" gibt, zeigt unter Nr. 7 dieses Abschnitts die Aufzählung der heidnischen Gottheiten, die in Sachsen und Thüringen verehrt worden. Da steht Hertha, Fiins, Jerndot, Schwantewix, Crodo oder Saturnus, Siba, der Waldteufel Zittiber, Rato, Wodan und Thor bunt durcheinander. „Der Göze Irmensoûl hat seinen Ursprung aus der Schlacht genommen, die Armin über den Varo gewonnen." Satis superque. Daß der Verfasser demgemäß noch keinen Begriff von der Würde der Sage und ihrer Bedeutung hat, was schon die obenerwähnte Zusammenstellung des Musäus mit Grimm u. s. w. hätte zeigen können, das lehrt der letzte Abschnitt des Buchs, die „Sagen aus dem Werrathal". Er verfährt da so mit den Sagen, wie jener Steinmetz, der ein steinernes Götzenbild fand und es, da es seinem Kunstgeschmack nicht entsprach, mit dem Meisel bearbeitete, bis es einer nach seiner Meinung schönen Dame mit dem gehörigen Modelleib und eleganter Frisur glich. Gerade die schönen und bedeutungsvollen Sagen hat er derart novellistisch aufgeputzt, daß man nur selten einen echten Sagenzug herausfindet. Nach dem allen können wir dem Verfasser nicht das Recht zugestehen, über Abnahme des deutschen Volksthums zu jammern; er gleicht da einem Manne, welcher behauptet, es sei Nacht, weil er die Fensterladen nicht aufgemacht hat, während draußen ein heller sonniger Morgen strahlt. *)

9. Frankfurter Sagenbuch. Sagen und sagenhafte Geschichten aus Frankfurt a. M. Von Karl Enslin. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. 8. 25 Ngr.

Sagenbuch? Nein, das ist es nicht, wenn auch einige Sagen unter vielem andern mit darinstehen.

*) Jedenfalls aber läßt sich fragen, ob mit der wachsenden literarischen Vorliebe für älteres Volksthum irgendeine Zunahme des volksthümlichen Elements im Volke selbst Hand in Hand geht? Und ob nicht vielmehr der höchst anerkennenswerthe Eifer, womit man deutzuage Volkssagen, Volksredensarten u. s. w. sammelt, dem deutschen Bewußtsein entspringt, das man wenigstens für die Wissenschaft retten müsse, was im Leben unwiderbringlich mehr und mehr verloren geht?
D. Red.

Digitized by Google

Es enthält frankfurter Geschichten von den Gründungssagen an bis auf die neue Zeit, und zwar Historisches, Sagenhaftes, Anekdoten, Schwänke, Bonmots, historische Volkslieder, neue Gedichte und noch anderes durcheinander, in gemüthlich humoristischem Tone erzählt und recht angenehm zu lesen. Das Büchlein hat hauptsächlich nur lokale Bedeutung, wenn auch die Traditionen der Kaiserwahlstadt bisweilen in die Weltgeschichte hinüberspielen. Karl der Große, Ludwig der Deutsche und seine Söhne, Konrad III., Bernhard von Clairvaux, Friedrich der Rothbart, Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Günther von Schwarzburg, Dr. Faust, Luther, Joseph II., Napoleon sind Gestalten der frankfurter Lokalgeschichte. Die Geisler trieben 1349 auch in Frankfurt ihr Wesen, hier gab es Judenschlachten, es gibt von Fehden der Frankfurter, von Belagerungen der Stadt zu erzählen. Und ist denn hier nicht Goethe geboren? Da finden wir denn auch die Geschichte von dem Hufschmied in Artern, dem der Teufel drei silberne Hufeisen zurückläßt; von seinem Sohn, dem Schreiber, der in Frankfurt Gastwirth wird; von dessen Sohn, dem Herrn Rath, der die drei Hufeisen in Gestalt von Steigbügeln in das Wappen über seine Hausthür aufnahm. Bei Goethe's Geburt verwandeln die Musen die Steigbügel in Leiern. Hier sehen wir ein Märchen entstehen, das vielleicht einmal, nachdem die Musen sich in eine Weiße Frau germanisirt haben werden, im Ernste weiter erzählt wird. Aus Goethe's Jugend wird erzählt, wie bei den Festlichkeiten der Weinlese eine Schar Knaben unter Wolfgang's Anführung einen Irrlichtertanz aufführen und dadurch die ehrsamen Frankfurter in Furcht setzen. Aus dem ersten Theil von Goethe's „Wahrheit und Dichtung" steht auch jenes wundersam-phantastische Märchen hier, welches der Knabe Goethe seinen Kameraden erzählt, das in Frankfurt an der schlimmen Mauer spielt. Auch Schiller lebte nach seiner Flucht aus Stuttgart unter dem Namen Dr. Ritter eine Zeit lang in Frankfurt und wir finden hier davon erzählt. Den Schluß des erzählenden Theils bildet ein Bruchstück aus der Lebensgeschichte eines frankfurter Kindes, wahrscheinlich des Verfassers selbst, welches auf 21 Seiten erzählt, daß ein lutherischer Knabe länger als ein Jahr in der Leonhardskirche als Ministrant (Meßbüblein) fungirte, ohne daß man seine Confession entdeckte. In einer Selbstbiographie würden sich diese innern Erlebnisse ohne objectiven Werth recht gut lesen lassen, hierher dürften sie nicht gehören. Die im Anhang mitgetheilten Gedichte, von denen eines von einem Primaner des frankfurter Gymnasiums, der jetzt Pastor ist, die andern doch gewiß vom Verfasser des Buchs herrühren, passen wol in das Buch, nur aber nicht zum Titel. Nur „Die Frankenfurt" ist eine poetisch behandelte Sage; das „Heil Frankfurt" in der unvermeidlichen Melodie „Den König segne Gott" wird dem frankfurter Patrioten gewiß wohl thun; ist doch Frankfurt mit Rom verglichen und Main-Athen genannt. Deutschen Patriotismus athmet das Lied „Auf dem Feldberg". Aus dem März 1848 stammt das Gedicht „Der freien Stadt Frankfurt", dessen Rhetorik sein Geburtsjahr verräth. Ein allgemeines Interesse hat das Gedicht auf Mozart und Goethe und die beiden „Aus Ruinen", von denen das eine, auf der Ruine Falkenstein im Taunus geschrieben, ganz noch dem romantischen Geschmacke huldigt, während im andern, auf der Ruine Königstein geschrieben, der Geist des neuen Lebens weht.

Wenn der Verfasser auch in der Nachrede, die er statt der Vorrede gegeben hat, weil die Menschen Nachreden mehr lieben als Vorreden, das Sagenhafte als „den principiellen rothen Faden" der Sammlung festgehalten zu haben behauptet, so will uns das doch nicht so scheinen; wir geben ihm aber zu, daß in Frankfurt, einer großen Handelsstadt, die echte Sage keinen Boden hat. Die vorzüglichsten frankfurter Hauptsagen sind nach seiner Versicherung darin. Trotz des modernen, meist humoristischen Tons, der in dem Büchlein herrscht, mit dem sich die Gewissenhaftigkeit in der Sagenerzählung nicht wohl vertragen will, sind doch in einem Anhange, dem „Laboratorium", die Quellen seiner Geschichten getreulich aufgeführt. Uebrigens beabsichtigen Verfasser und Verleger, in einem weitern Bändchen, um diesem „Sagenbuche" wenigstens in einer Beziehung eine möglichst annähernde Vollständigkeit zu geben, eigentliche Volkssagen aus Frankfurt und Umgegend folgen zu lassen und bitten um Beiträge. Die Darstellung in dieser neuen Sammlung soll mehr derjenigen gleichen, wie sie die Brüder Grimm angegeben. Vielleicht finden dann auch Sagenforscher mehr Brauchbares, als in dem vorliegenden Bändchen, welches mehr der Unterhaltung als der Wissenschaft zu dienen geeignet ist.

Wir sind nun aus dem Gebiete der Sage immer weiter in das Gebiet der Geschichte und Belletristik gerathen. Die jetzt folgenden Werke gehören fast ganz dem Gebiete der Geschichte, und nur insofern der Sage an, als diese sich der Geschichte bemächtigt und sich vielfältig mit ihr verwebt hat. Eines ist gar ein Roman.

10. Volksgeschichten aus der Schweiz. Von Adolf Weisser. Erstes und zweites Bändchen. Zürich, Meyer und Zeller. 1856. 8. 20 Ngr.

11. Die züricher Mordnacht. Eine Volksgeschichte aus dem deutschen Städteleben in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Um in dem zuletztgenannten zweibändigen Roman eine getreue Schilderung des Lebens in Zürich um das Jahr 1350 geben zu können, hat der Verfasser mit lobenswerther Gründlichkeit das deutsche Städtewesen, vornehmlich die Geschichte der Stadt Zürich studirt, und das wurde wieder die Veranlassung, daß derselbe, als im Jahre 1856 die sogenannte Sechseläutenfeier, bei welcher die Metzgerzunft in Zürich einen an die Mordnacht erinnernden Umzug hält, mit besonderer Feierlichkeit begangen werden sollte, sich entschloß, eine geschichtliche Schilderung derselben Begebenheit, die im Roman be-

Digitized by Google

handelt ist, abzufassen, und diese bildet das erste Bändchen der „Volksgeschichten". Als fernere Frucht derselben Studien ist dann das zweite Bändchen mit der „Geschichte des glückhaften Schiffes" gefolgt, und der Verfasser beabsichtigt, die Hauptperioden der Geschichte der Eidgenossenschaft in einer Reihe von Monographien zu bearbeiten, welche die folgenden Bändchen der „Volksgeschichten" bilden sollen.*)

In der historischen Darstellung der „Züricher Mordnacht" schildert der Verfasser zuerst die Zustände des deutschen Reichs in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, namentlich den Kampf der Reichsstädte um ihre Unabhängigkeit und den der Handwerker um Zulassung in den Rath; dann die Zustände der Stadt Zürich unter der Herrschaft der Geschlechter; ferner die hervorragenden Männer der Stadt, Rüdger Maneß, den Enkel des Sammlers der Minnelieder, und Rudolf Brun, dem später eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt war. Nun erzählt er den Ausbruch der Bewegung gegen das Regiment der Geschlechter und deren Vertreibung, den Proceß gegen die Geschlechter und die Verbannung der Schuldigen nach Annahme der neuen, von dem Bürgermeister Brun entworfenen Verfassung, welche in ihrer Vereinigung des aristokratischen mit dem demokratischen und monarchischen Elemente hinreichend dargestellt ist. Dann wird weiter erzählt, wie die verbannten Geschlechter Aufnahme in Rapperschwyl finden, während in der Stadt die neue Verfassung ausgebaut wird und das Zunftwesen sich fröhlich entwickelt; wie der Bürgermeister mit kluger Berechnung das Kommende voraussieht, die Stadt zu sichern und sich Oesterreichs Freundschaft zu erwerben sucht, wie er die Verbannten in Rapperschwyl zu überwachen weiß, wie dann am 23. Februar 1350 eine Anzahl der umwohnenden, mit den verbannten Geschlechtern verbündeten Edelleute in die schon von Helfershelfern erfüllte Stadt einreiten, wie nach der Volkssage ein Bäckerjunge die Plane und das Losungswort der Verschwörer erlauscht, und nun die stürmischen Begebenheiten der Mordnacht selbst, die mit der Hinrichtung der Schuldigen endet, zur Zerstörung von Alt- und Neurapperschwyl und schließlich zum Anschluß Zürichs an die Eidgenossenschaft der vier Waldstädte führt.

Das alles ist auf 99 Seiten kurz, lebendig, anschaulich, wol auch treu geschildert, wenn der Verfasser auch, was wir mit Rücksicht auf den populären Zweck des Buchs nur billigen können, seine Quellen nur in der Vorrede angeführt hat.

Es ist zu fürchten, daß das kleine wohlfeile Büchlein dem zweibändigen Roman, der im wesentlichen dasselbe, nur poetisch ausgeschmückt erzählt, Concurrenz machen wird. Aber auch der Roman wird seine Freunde finden und verdient es. Er ist lebensvoll und spannend und es spricht sich in ihm viele deutsche Gesinnung und ein nicht gewöhnlicher Einblick in die geschilderte Zeit und die sie bewegenden Gedanken und Bestrebungen aus, und der Verfasser versteht es, von der kleinen Stadt aus den Blick hinaus in das große Reich zu leiten und den Bestrebungen seiner Helden dadurch eine weitreichende Bedeutung zu geben und ihnen unsere patriotische Theilnahme zu gewinnen, wenn es auch bisweilen seltsam klingen mag, einfache Bürger, wie den Schiffer Bachs, wie einen gewiegten Politiker mit weitreichendem Blicke sprechen zu hören, noch dazu im 14. Jahrhundert. Auch etwas Schwülstiges in den Reden der Helden der Geschichte fällt manchmal unangenehm auf. So spricht der Bürgermeister zu seiner Gemahlin: „Du weibischer Sporn der blinden Leidenschaft in dem mit jahrelanger Umsicht wohlgezügelten Rosse meiner Männlichkeit und Ruhe! Höre auf, das schäumende Gift deiner Rathschläge voll Blut mir in das Ohr zu zischen!" Ueberhaupt scheint uns die Art, wie der Bürgermeister von seinem hochfahrenden und grausamen Weibe tyrannisirt wird, eine historische Ungerechtigkeit; der Brun der Geschichte, dieser staatskluge und energische Mann, konnte unmöglich sich so von seinem Weibe beeinflussen lassen. Der Verfasser mußte um so mehr im Roman sich der historischen Treue befleißigen, als der Leser ihn leicht aus seiner rein historischen Bearbeitung einer etwaigen Unwahrheit überführen kann. Der Bäckerknabe Eckenwieser der Sage ist zu einem Schmiedelehrling und Pflegesohn des Schiffers Bachs gemacht. Das mag gehen; aber ungerechtfertigt scheint uns die Abweichung von der Tradition, die übrigens auch in Bullinger's Chronik (I, lib. 8, c. 1—3) steht (vgl. Rochholz, „Schweizersagen", II, 361), daß dieser nicht, der Sage gemäß, seinem Meister das Gehörte mitgetheilt, sodaß von diesem dem Bürgermeister Anzeige gemacht wird, sondern daß die Verschworenen ihn entdecken, ihn einen Schwur leisten lassen, nichts zu verrathen, daß er aber dennoch zum Bürgermeister eilt, und, weil er keinem Menschen das Gehörte sagen darf, dem Ofen beichtet. Dieser Zug, das Ofenbeichten, ist aus der Sage von der luzerner, sowie der greyerzer und auch der breisgauer Moednacht entnommen (Rochholz, a. a. O.). Hier war er aber deshalb nicht am Platze, weil erstens die züricher Sage nichts davon weiß, und weil er zweitens die hinreichende Motivirung des Umstandes hindert, daß man zum Gedächtniß der That des Schiffers Bachs — im Roman wie in der Geschichte — eine Kapelle stiftet, während er weiter nichts gethan, als zur Rettung des eigenen Lebens drei Verschworene ertränkt hat, welche aus Reue noch vor dem Ausbruch die Stadt verlassen wollen. Dafür scheint er mit den drei Rüstungen, die er sich als Lohn ausbittet, hinreichend bezahlt zu sein. Die Bitte um die drei Rüstungen der ertränkten Ritter will sich für den Bachs des Romans, diesen groß gezeichneten Charakter auch nicht recht schicken. Die hinreichende Motivirung des Kapellenbaus fehlt in der Ueberlieferung; jedenfalls hätte der Knecht des Bürgermeisters, der durch

*) Das dritte und vierte Bändchen sind inzwischen erschienen und enthalten: „Bruder Klaus von Unterwalden. Lebensbild eines patriotischen Einsiedlers" und „Zur Geschichte der gymnastischen Spiele". D. Red.

Digitized by Google

den Kleidertausch mit seinem Herrn diesem das Leben rettet, aber selbst getödtet wird, eher eine Kapelle verdient. Dem Roman hätte diese Motivirung aber so nahe gelegen, da der Bäckerknabe einmal zu Bachs' Pflegesohn gemacht ist, wenn dieser, statt selbst zum Bürgermeister zu gehen und dem Ofen zu beichten, unentdeckt und unverleidet geblieben wäre und seinem Pflegevater Bachs sein Erlebniß mitgetheilt, wenn also dieser dem Bürgermeister die rettende Anzeige gemacht hätte. Zudem ist es ganz unglaublich, daß die Verschworenen unmittelbar vor dem Ausbruch das Gelingen ihres Plans und damit ihr Leben so ganz der Gewissenhaftigkeit eines Knaben anvertraut haben sollten, den sie ja einstweilen hätten einsperren können, und das Ofenbeichten ist nichts als ein nur etwas bemänteleter Eidbruch, den der Verfasser dem guten Jungen hätte ersparen können.

Wir haben nun noch einige Worte über das zweite Bändchen der „Volksgeschichten", die „Geschichte des glückhaften Schiffs" zu sagen. Es erzählt, wie eine Anzahl Züricher am 20. Juni 1576 an einem Tage nach Straßburg zum Schützenfest fuhren und einen in Zürich gefochten Hirsbrei trotz der Entfernung von 30 Meilen und trotz der die Fahrt aufhaltenden Rheinschnelle in Lauffenburg noch heiß nach Straßburg brachten. Diese doch im ganzen mehr schwankartige, aber seinerzeit sogar von Dichtern besungene und viel erzählte und heute noch in lebendiger Erinnerung fortlebende Begebenheit hat der Verfasser sehr umständlich in ihrem ganzen Verlaufe geschildert und ihr dadurch höhere Bedeutung zu geben gesucht, daß er ihr einen politischen Hintergrund nahe rückte, den sie wohl hatte, der aber doch vielen lustigen Gesellen in nebelgrauer Ferne lag. Was werden die viel an die Räthlichkeit einer Verbündung der reformirten Städte in Voraussicht eines bevorstehenden Religionskriegs gedacht haben. Der Ernst auf die politische Lage, welche der Verfasser von S. 9—33 gibt, bewährt seinen historischen Blick vollständig und ist sehr schätzbar; in dieser Umgebung aber und um einen Schwank zu illustriren ist er störend, und das Publikum, welches ein Interesse am züricher Breitopf hat, wird diese etwas schwer zu fassende Exposition schwerlich unterhaltend finden. Die Hauptausstellung aber, welche wir machen möchten, ist die viele Zuthat an Ausschmückung, ohne welche freilich die einfache Geschichte nicht hundert Seiten gefüllt hätte; doch ist die Beschreibung der Merkwürdigkeiten, welche die Züricher in Straßburg und anderwärts sehen oder möglicherweise gesehen haben könnten, wie das Relief, das eine von Thieren gehaltene Messe — wol eine Verspottung des Katholicismus — darstellt, recht interessant, wenn auch die Quellen nichts davon sagen. Der Verfasser vertheidigt sich zwar in der Vorrede wider die vorausgesehenen Einwendungen gegen solche Behandlungen der Geschichte, welche die Strenge der Thatsachen durch die Ausbildung einer erfundenen Phantasie glätten, um sie für ein unterhaltungssüchtiges Publikum schmackhaft zu machen, aber die Frage ist doch, ob das stolze Wort des Verfassers auf dieses Schriftchen Anwendung leidet:

Die Hauptsache ist nur, ob derjenige, welcher solche Darstellungen unternimmt, jene strenge, nur durch mühevolle Studien zu erwerbende Zucht über sich ergehen ließ, welche den wildwachsenden Eigendünkel des menschlichen Geistes unterdrückt und nicht duldet, daß persönliche Einbildungen mit geistreich thuenden phantastischen Schnörkeln dem Wesen der Dinge und Thatsachen aufgedrückt werden, die mit ihrer marmornen Stirne überall höher stehen als des Menschen willkürliche Ideen.

Die welthistorische Auffassung einer lustigen Geschichte scheint uns leider auch etwas auf persönlicher Einbildung zu beruhen und ein geistreich thuender phantastischer Schnörkel zu sein. Und trotz aller Rechtfertigung müssen wir doch dabei bleiben: wir verlangen eins von beiden, entweder Poesie oder treue Geschichte. Diese Geschichte ist ein Zwitterding und steht dem ersten Bändchen weit nach. Die Quellen, die von Zeitgenossen, wie von Dr. Jörg Keller, der die Fahrt mitgemacht, und „Das glückhafte Schiff" von Fischart, der wenigstens in Straßburg zugegen war, sowie auch die spätern sind in der Vorrede angeführt; aus Fischart's Dichtung sind außerdem alle Mottos der Kapitel und viele einzelne Stellen im Texte entnommen. Bei der Entdeckung, daß „Das glückhafte Schiff" Fischart's eine auf Tag und Stunde genaue historische Urkunde ist, fügt der Verfasser die Worte hinzu:

> Zur Lehre für unsere weichlichen und verweichlichenden romantischen Schwindelhirne, daß die geschichtliche Wirklichkeit für denjenigen, der sie anzufassen versteht, eine ganz andere Fülle und Tiefe der Poesie enthält, als die struppige Willkür der Erfindungen eines dünkelhaften Geistes.

Sollte der Verfasser sich von seinen eigenen Worten nicht doch ein wenig selbst getroffen fühlen? Etwas romantischen Schwindel könnte man in dem Roman von der züricher Mordnacht vielleicht doch auch finden, und ob er das „anzufassen Verstehen" an diesem züricher Breitopf bewährt hat, dürfte wol noch die Frage sein.

Doch schließen wir hier unsere Besprechung, nachdem wir aus der Nacht des Heidenthums bis zum 16. Jahrhundert, aus dem Dunkel der Sage in das Licht der Geschichte gelangt sind. **Gustav Mosen.**

Die Tage von Kollin und Leuthen.

Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte. Von J. Kuhen. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Der Tag von Kollin. Zweite Abtheilung: Der Tag von Leuthen. Breslau, Hirt. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Jahr 1757 war im Laufe des Siebenjährigen Kriegs nicht allein an Ereignissen der wechselvollsten und überraschendsten Art das reichste, sondern es stellt auch, wie der Verfasser des vorliegenden Werks treffend bemerkt, die ganze Eigenthümlichkeit des gesammten langen Kampfes wenigstens in den Grundstrichen unverkennbar dar. Bei dem Säculargedächtniß dieses verhängnißvollen Jahres übergibt der Verfasser, welcher sich bereits durch ähnliche Werke die volle Anerkennung auch der Militärs von Fach erworben hat, zwei umfassende geographisch-historische Bilder der Oeffentlichkeit, über deren Wahl er sich in der Vorrede rechtfertigt. Er hat sich vorher die ernste Frage gestellt, ob es auch wohlgethan sei, Verhältnisse und Begebenheiten in lebendige Erinnerung zu bringen, bei denen hauptsächlich deutsche Kräfte im erbitterten Kampfe

Digitized by Google

gegeneinander gesehen worden? Ob denn die Gereiztheit jener Stämme, die damals sich vorzugsweise befehdet, ganz und gar geschwunden sei und es etwa einer besondern Anstrengung bedürfe, den Funken deutscher Zwietracht immer aufs neue anzufachen? Aber er hegt das Vertrauen, daß jene Leidenschaften schweigen werden, wo es sich um Lösung von Aufgaben handelt, die über den Parteien erhaben sind, daß gerade jene erschütternden Beispiele aus der Zeit der Entzweiung dazu beitragen müssen, den Wunsch und das Streben nach friedfertigem Entgegenkommen anzufachen und das Gefühl der gemeinsamen Nationalität zu stärken, um im Augenblicke der Gefahr der Welt zu offenbaren, was deutsche Kraft in vereinter Anstrengung zu stande sei.

Wir heißen aus eigener voller Ueberzeugung, die wir oft ausgesprochen haben, alles willkommen, was zu diesem hohen Zweck wirken hilft, und der Verfasser hat wenigstens die Genugthuung gehabt, daß seinem Werke das Lob ertheilt worden ist, nach beiden Seiten hin mit Unparteilichkeit gerecht zu sein. Bei der Stiftungsfeier des Maria-Theresien-Ordens ist das auch in Oesterreich vollkommen anerkannt worden.

Daß die Tage von Kollin und Leuthen aus der Fülle der Ereignisse von 1757 herausgehoben worden sind, erklärt der Verfasser aus ihrem innern Zusammenhange. Durch die Niederlage von Kollin begann das Unglück aller Art für den König, dem er zu erliegen schien, bis er sich durch den Sieg von Leuthen rettete. Abgesehen von diesen Thatsachen ist aber der Schlag von Kollin für den König von größtem Einflusse geworden, indem er ihn aus dem gefährlichen Wahn der Unüberwindlichkeit weckte und seinen Genius der Kriegskunst läuterte und stärkte. Diesem Tage ist die erste Abtheilung gewidmet.

Jeder kriegsgeschichtlichen Darstellung muß die Beschreibung des Terrains, auf welchem sie sich zugetragen hat, vorausgehen. So wird auch hier der Kriegsschauplatz Böhmen zuerst geschildert. Der Verfasser nennt es ein wundersames Land, wundersam auch darin, daß es in seiner Bodengestaltung bis auf den heutigen Tag von der Merkzahl der gebildeten Deutschen unrichtig aufgefaßt wird. Er beleuchtet die falschen Vorstellungen von einem angeblichen Kessellande und berichtigt sie, indem er das Innere von Böhmen als ein von Nordosten nach Südwesten ansteigendes Stufen- oder Terrassenland in seiner Eigenthümlichkeit charakterisirt. Dann gedenkt er der naturgemäßen Verbindung Böhmens mit Süddeutschland, bezeichnet ihre Verkehrswege und hebt die Hülfsmittel des Landes als der wichtigere für Krieg und Frieden hervor. Eine kurze Uebersicht der Kriegslage für das Jahr 1757, der Anstalten und Absichten beider kriegführenden Mächte für den kommenden Feldzug eröffnet die Darstellung der Begebenheiten, welche schnell auf den eigentlichen Gegenstand geführt wird. Der Kriegsplan des Königs, der oft irrig als das Werk eines genialen Augenblicks in voller Fertigkeit dargestellt wird, ist hier in seiner Entstehung und allmählichen Wandelung betrachtet. Wir wollen hier gleich das große Verdienst des Werks hervorheben, daß der Verfasser unbeirrt von herkömmlichen Anschauungen überall in selbstständiger Forschung zu den Quellen zurückgegangen ist und daraus, mit ernster und sicherer Kritik, den wahren Hergang und, was noch wichtiger ist, den Zusammenhang der Begebenheiten geschöpft hat. Dadurch wird er nicht selten ganz abweichend von der bisherigen Darstellung ein neues und klares Licht auf die Thatsachen. Die Kriegsgeschichte kann ihm dafür nur dankbar sein, da er nicht leichtsinnig dem Neuen etwa nachjagt, sondern seine gewonnenen Resultate stets durch Gründe und Stellen aus den wichtigsten Quellen der Zeit belegt. Er beruft sich immer auf das unmittelbare Zeugniß mitlebender Personen sowol auf österreichischer als preußischer Seite und hat das reiche handschriftliche Material des königlichen geheimen Staatsarchives, wie des Archives des Generalstabes benutzen dürfen. Wie trefflich er es zu benutzen verstanden, davon gibt das Werk die beste Kunde.

Der Eindruck der Schlacht von Prag, durch welche der größte Theil der Armee mit dem Prinzen Karl und fast allen Generalen eingeschlossen war, wird uns lebendig geschildert, wie man zu Wien schon an die Sicherung der Archive gedacht, welche bedenkliche Gährung sich im Deutschen Reiche, welche Stimmung sich in Frankreich geregt. Der Gedanke Friedrich's, den selbst Napoleon einen der ungebuerlichen und kühnsten genannt, nämlich die ganze an 50000 Mann starke österreichische Armee in Prag zu zwingen, die Waffen zu strecken und somit das Schauspiel von Pirna in noch weit größerm Maßstabe zu wiederholen, sollte aber durch die noch im Felde stehende Streitmacht, an deren Spitze eben erst der Feldmarschall Leopold Graf Daun gestellt war, vereitelt werden. Wie dessen Verfahren, daß er anfangs vor dem ihm entgegengeschickten Beobachtungscorps zurückwich und jede Offensive vermied, den König über seine Stärke täuschte, und derselbe in gereizte Stimmung gerieth, wenn seine Generale die Ansicht darüber nicht theilten, und wie er endlich in Persen sich an die Spitze jenes Corps stellte, ist bekannt. Der König war auch da noch so verblendet, daß Ziethen, der sonst so still gelassene, zurückhaltende Mann, mit nassen Augen bei der Parole gegen andere äußerte, er sehe bei des Königs Unglück wol sich, weil er die Nachrichten vom Feinde, die gemiß nicht sicher, so gar nicht glauben wolle. Endlich am 17. Juni überzeugte er sich mit eigenen Augen von der Wahrheit und beschloß nun den Angriff, den er wegen der starken feindlichen Stellung durch eine Umgehung auf die rechte Flanke zu richten sich entschied. Diese Bewegung, am heißen Junitage ausgeführt, veranlaßte eine Veränderung der Stellung Daun's, welche der Verfasser, nachdem er wiederum ein sehr anschauliches Bild der von ihm selbst bereisten Gegend gegeben, genau darstellt. Der berühmte Eichbusch, der eine so große Wichtigkeit für den Gang der Schlacht erlangte, obgleich er nach Radet's Zeugniß nur klein und licht war, ist seit 1837 ganz verschwunden, noch verzeichnet noch ein Rain seine Stelle. Ueberhaupt hat der Verfasser an Ort und Stelle eine Menge von Irrthümern in den bisherigen Schilderungen des Schlachtfeldes erkannt. Das wird man aber bei Beschäftigung von Schlachtfeldern mehr oder minder überall finden, dann wird es gewöhnlich werden die ersten Skizzen derselben entworfen, wie selten durch gründliche Ausnahmen berichtigt, und dann auch, wie sehr verändert sich die Physiognomie einer Gegend mit all ihren Bodenverhältnissen im Laufe der Zeit durch die Cultur! Das Straßenwirthshaus Stadt Glunze (Goldene Sonne), aus welchen hohen Fenstern der König die feindliche Stellung recognoscirte, liegt jetzt rechts statt links der Kaiserstraße und hat kein oberes Stockwerk mehr. Der leitende Hauptgedanke Friedrich's bei seiner Disposition ist sehr klar aufgefaßt, und zwar nach der besten Quelle, der Angabe des Königs selbst. Der Verfasser weist nach, wie auch die brauchenswerthesten Darstellungen der Schlacht, z. B. die von Tempelhoff, Gaudi, Retzow, die Geschichte von den Offizieren des großen Generalstabes und die „Oesterreichische militärische Zeitschrift", manches in die Disposition gemischt, das erst als Folgerung hingestellt werden mußte, und wieder anderes, das sich erst im Verlaufe der Ausführung ergab. Ebenso weist der Verfasser den Tadel Lloyd's, der offenbar das Terrain nicht gekannt, und Napoleon's zurück. Des Königs Disposition war in der That meisterhaft. Oesterreichischerseits war man zweifelhaft über die Absicht, weil die preußische Armee die lange Rast hielt, und Daun, der sich bei dem erhaltenen Kriegsrath auch zu der Meinung neigte, der feind werde gar nicht angreifen, fragte noch einen Offizier, den er wegen seines Scharfsinns und seines sichern militärischen Blicks vorzüglich schätzte, um seine Ansicht. Dieser, ein Major, Freiherr von Bettezi, lehnte zwar anfangs bescheiden die Ehre ab, sprach aber dann offen seine Meinung aus, daß der König angreifen werde und zwar das Corps Radasdy's, welches daher schleunigst verstärkt werden müsse. Dann ließ demnach die Regimenter der Reserve jene Flankenstellung nehmen, welche für

Digitized by Google

den Gewinn der Schlacht so wichtig wurde, und dankte es noch Bettesz, welcher in demselben Jahre fiel, im Tode, daß er ihm den Rath bei Kollin gegeben.

In der Darstellung der Schlacht benützigt der Verfasser aus seinen kritischen Vergleichen der bewährtesten Schriftsteller, besonders nach dem unschätzbaren Gaudi'schen Manuscripte, viele Irrthümer in den bisherigen Annahmen. Bekannt ist, daß der König die Armee in ihrem Marsche bei Hülsen's Angriff auf Krzeczory halten und aufmarschiren ließ, wobei sich zwischen ihm und dem Fürsten Moritz von Dessau, der ihm den Oberbefehl verwiegerte, jener ebenso bekannte Auftritt ereignete, und daß der Fürst von dem Zornblick des Königs und seinem gezogenen Degen sich dann fügte. Man hat dann bisher ein Aufgeben der ursprünglichen Disposition und mithin eine Ursache der Niederlage erkennen wollen. Die Anschauung des Verfassers weicht darin ganz und gar von allen früheren Darstellungen ab. Er erkennt in jenem Befehle durchaus kein Abweichen von dem ursprünglichen leitenden Grundgedanken, der schiefen Schlachtordnung gegen die feindliche rechte Flanke mit Verfagung des eigenen rechten Flügels, nur habe der König, als er Hülsen's Vorstoß gesehen, dasselbe Ziel auf dem kürzesten Wege statt durch weitere Umgehung erreichen wollen und darum den Aufmarsch und ein Halbinksziehen im Vorrücken befohlen, welches letztere freilich Fürst Moritz, vielleicht infolge jenes Auftritts noch in der Aufregung, anfangs unterlassen habe. Nicht in der Absicht des Königs, sondern nur in der Ausführung derselben, wie sie anfangs geschehen und nicht mehr ganz unschädlich zu machen gewesen, sei eine wesentliche Abweichung von dem frühern Schlachtenwurfe zu sehen. Der Verfasser rechtfertigt diese von allen bisherigen sich unterscheidende Auffassung durch eine auf die besten Quellen gestützte Beweisführung, welche sehr gründlich ist und in den Anmerkungen über einen Bogen füllt. Sie wird als überzeugend angesehen werden müssen. Wir empfehlen sie der vollen Beachtung unserer Fachgenossen. Auch in der Darstellung der folgenden entscheidenden Momente hat sich der Verfasser das Verdienst erworben, durch seine sichtende Arbeit klares Licht in das Ereignisvolle und Verworrene der sich widersprechenden Berichte gebracht zu haben. Er unterscheidet die beiden fast ganz getrennten Angriffe der Hülsen'schen Infanterie und der betreffenden Bataillone des Corps de bataille, welche mit bewundernswürdiger Tapferkeit unternommen, dessenungeachtet an dem kaltblütigen Widerstande und ganz vorzüglich an dem Feuer der Artillerie scheiterten. Diese Waffe, deren Verdienst bei dieser Affaire bisher nirgends recht hervorgehoben ist, sichert er ihr Recht an dem Siege von Kollin. Ohne ihre verheerende Wirkung würde der Angriff der Cavalerie, aber wieder gewöhnlich das ganze Füllhorn des Ruhms ausgeschüttet wird, nicht jenes große Resultat erlangt haben. Cognazzo sagt: „Wir sahen eigentlich nichts als die Blechmützen durch das Getreide hervorschimmern, und so oft diese unglücklichen braven Leute, die hier nach dem Buchstaben das Unmögliche versuchten, etwa ein Dutzend oder die Hälfte des steilen Berges mit unsäglicher Beschwerlichkeit erklettert hatten, wurden sie mit einem sehr regelmäßigen Feuer von der Infanterie und mit einem fürchterlichen Kartätschenhagel der nach allen Seiten kreuzenden Batterien empfangen und zurückgeworfen." Der Moment ist bezeichnet, der, auf beiden Seiten durch ein Mißverständniß hervorgerufen, die Schlacht auf die Spitze stellte: Manstein's unbefonnener Angriff auf Cheynmik, wodurch die russische Linie im Centrum gebrochen wurde und der angebliche Rückzugsbefehl Daun's, als in seiner rechten Flanke die erste Linie zurückgewesen, somit hier der Durchbruch gelungen und der Rücken der Hauptstellung bedroht war, wethalb schon beim ersten Regiment desselben das dritte und vierte Glied zur Abwehr eines möglichen Angriffs Kehrt machte. Daun's Billets, mit Bleistift geschrieben, enthielten allerdings die Worte: „Die Retraite ist nach Suchdol"; doch nur als Weisung für den Fall, daß sie nöthig würde; ein General aber verstand es als Befehl und gab Daun's Adjutanten Hennebritt im Namen des Feldmarschalls den Auftrag, „den rechten Flügel der Armee unverzüglich in Retraite setzen zu lassen". Hennebritt fand jedoch diesen Flügel in so guter Ordnung, daß er den Auftrag nicht ausführte und dadurch dem Feldherrn den wesentlichsten Dienst erzigte. Gewöhnlich wird der sächsische Oberstlieutenant von Benkendorf genannt, der jenen Zettel zurückgehalten habe; nach seiner eigenen Erzählung hat er aber den Adjutanten, der ihn an den General von Nostiz, welcher die vier sächsischen Cavalerieregimenter commandirte, bringen sollte, nur genannt, den Zettel ja niemand zu zeigen, als dem General. Benkendorf's großes Verdienst, das nicht immer bereitwillig anerkannt worden ist, war aber, daß er nach den verunglückten Cavalerieangriffen der Preußen, deren Folgen selbst die glänzende Attake Seidlitz' nicht wenden konnte, den rechten Augenblick wahrnahm und — Seidlitz ähnlich, den er überhaupt in seinem Wesen glich — sich sofort mit zwei Escadrons seiner Regiments auf die in Unordnung gerathene Infanterie stürzte. Dadurch gab er den Impuls und riß alles mit sich fort, sodaß nicht allein die ganze sächsische Cavalerie sich ihm anschloß, sondern auch viele österreichische Regimenter folgten, im ganzen wol 56 Escadrons, an 6500 Pferde! Noch leistete das preußische Fußvolk, nach österreichischem Zeugniß, eine Zeit lang tapfern Widerstand, indem es nach allen Seiten Front machend fast ein großes Viereck bildete, aber es mußte endlich erliegen. Das war der gewaltsame Hauptschlag des 69 Gewittes und damit die Schlacht unwiederbringlich verloren. Die Ursache wied nächst dem Mißverhältniß der Stärke gefunden in dem Mangel des nöthigen Zusammentreffens und Ineinandergreifens der verschiedenen Führer und Waffen nach einem Ziele, namentlich dem Verhalten der Cavalerie gesucht, während auf österreichischer Seite mit großer taktischer Umsicht verfahren ward und alle Waffengattungen in vortreffliche Wechselwirkung traten. Dagegen fehlte der Verfolgung alle Energie und einige Regimenter, welche dazu von selbst antraten, wurden durch heftigen Befehl zurückgehalten. Ein Victoriafchießen mit scharfen Patronen, das ohne Commando durch das ganze erste Treffen lief, hätte den Feldherrn mit seiner ganzen Umgebung tödten können. Bei kräftiger Verfolgung würde die ganze preußische Armee vernichtet worden sein, denn die Elbbrücke bei Nimburg, über welche sie sich noch in Auflösung am 19. Juni vorwärts zog, war so schlecht, daß sie die Cavalerie abgesessen einzeln passiren mußte. Betrachtungen über die Passivität Daun's suchen am Schlusse der Abtheilung nach den wahren Gründen, um allseitig gerecht zu werden, und finden auch solche, die wir dahingestellt sein lassen. Als dankenswerthe Beilagen sind einige auf die Schlacht bezügliche Briefe des Königs, die Statuten des zu Ehren des Siegs gestifteten Maria-Theresia-Ordens, die beiderseitigen Schlachtberichte, mehrere Urtheile über die Schlacht (Lloyd, Tempelhoff, Scharnhorst, Jomini, Napoleon), die beiderseitige Schlachtordnung und ein sehr klarer Plan hinzugefügt.

Die zweite Abtheilung: „Der Zug von Leuthen", gibt zuerst einen Ueberblick über die Kriegsereignisse nach der Schlacht von Kollin, und stellt dar, wie die Heerschaft Friedrich's in Schlesien nicht blos durch die feierliche Wiederbesitzergreifung Maria Theresia's durch Patent vom 21. September 1757 und durch die Niederlage bei Breslau, sondern auch durch die allgemeine Volksanhicht gesährdet gewesen, welcher die Maßregeln der Oesterreicher, Zutrauen zu weden, mehr Nahrung gegeben. Aus Rücksicht für die vorherrschende Confession in Breslau geschah es gewiß, daß zum Gouverneur ein General reformirten Bekenntnisses (Feldmarschallieutenant Sprecher von Bernegg) und zum Commandanten ein Lutheraner (Generalmajor von Wulffersdorf) ernannt wurde. Andererseits wurden aber die bedenklichen Elemente, die aus den preußischen Landen nach Schlesien übergesiedelt waren, schonungslos ausgewiesen. Der Marsch des Königs aus Sachsen nach Schlesien wird kurz geschildert, ebenso seine Vereinigung mit der der Beoern'schen Armee, welche Zietzen ihm

Digitized by Google

zugeführt, und die Thätigkeit, wodurch es das Heer zu ermuthigen strebte. Seine eigene Stimmung, die Energie, zu welcher ihn die Unglücksfälle des Sommers geweckt und die Zuversicht, die ihm der Sieg von Rosbach gegeben, lernen wir aus mehreren mitgetheilten Stellen jener Tage kennen. Dann folgt die berühmte Rede des Königs an die Generale und Stabsoffiziere, sein Marsch und die Einnahme von Neumarkt. Was unterdessen beim österreichischen Heere vorgegangen, wird und dann anschaulich berichtet nach Cogniaze's „Geständnissen", wie der Unmarsch des Königs daselbe aus dem sichren und süßen Traume geweckt und dann der Kriegsrath gehalten worden, in welchem gegen Daun's und des sonst sowrendayen Serbelleni Meinung, im festen Lager hinter der Lohe den Angriff abzuwarten, die Ansicht siegte, dem Könige zur offenen Feldschlacht entgegenzugehen. Hierbei erhalten wir sehr gelungene Charakterbilder der hervorragendsten Persönlichkeiten im kaiserlichen Heere, unter welchen wir besonders auf das des Prinzen von Lothringen aufmerksam machen, von dem, weil er gegen Friedrich stets unglücklich gekämpft, ein ganz falsches Bild entstanden zu sein scheint. Er war ein Mann von raschem, heiterm, ritterlichen Wesen, in der Mitte der vierziger Jahre, der sich die Liebe der Soldaten früher in hohem Grade erworben und auch im Oesterreichischen Erbfolgekriege rühmliche Proben von Feldherrngeschicklichkeit abgelegt hatte, sodaß selbst der König sich stets mit Anerkennung über ihn aussprach. Zum Beweise diene, daß in den letzten Jahren ganz ernsthaft davon die Rede war, Daun, dessen Kriegführung nicht zu dem erhofften Resultate führte, wieder durch den Prinzen von Lothringen zu ersetzen. Wir erfahren das aus der Correspondenz Brühl's mit dem sächsischen General von Riedesel, für deren Herausgabe wir Hrn. von Eelking ebenso verpflichtet sind, wie für die Lebensbeschreibung des berühmten Generals von Riedesel. Der Vormarsch gegen die Preußen am 4. December mit einer „Avantgarde von Bäckerei", wie sie im Heere selbst verspottet wurde, geschah in vollkommenem Sicherheitsgefühl. Der Entschluß ist nach dem Erfolge beurtheilt worden; zu tadeln ist aber dabei wol nur, daß die Offensive nicht bis auf den Grund durchgeführt wurde, sondern daß sie in eine abwartende Defensive umschlug, als der Aufschwung durch die unerwarteten und imponirenden Schritte des Königs gelähmt wurde. Der Verfasser gibt uns nun zuerst ein Bild von dem Schlachtfelde und dann von der Aufstellung des österreichischen Heers, über welche er zusammengefaßt, was von gleichzeitigen und späteren Schriftstellern geurtheilt worden ist. Der Gefecht bei Borna, in welchem der tapfere Rostitz tödlich verwundet gefangen wurde und jenes sächsische Regiment, das bei Kollin die Kalastrophe herbeigeführt (worüber es jetzt, 1857, noch ausgezeichnet werden), am meisten litt; der berühmte Anmarsch des Königs, welcher den Feind über Nöschken täuschte, sodaß der Prinz auf Luchetti's Andringen das Reservecorps und einen großen Theil der Cavalerie linken Flügels (über eine halbe Meile im Trabe) nach dem rechten abrücken ließ, obgleich ihn Radasoy durch wenigstens 10 Officiere auf die wirkliche Gefahr aufmerksam machte; hierauf die Recognoscirung des Königs, von einem Hügel bei Borna, wo seit 1854 ein edles und einfaches Denkmal in Form einer romischen Säule mit einer 11 Fuß hohen vergoldeten Victoria steht, diese Recognoscirung in klarer Beleuchtung so genau, wie der König selbst sagt, „daß man sie hätte zählen kennen, Mann für Mann"; infolge dessen der Entschluß, seine ganze Truppenmasse auf den linken Flügel des Feindes zu bringen, den Angriff mit seinem rechten zu machen und den linken so zurückzuhalten, daß er unmöglich, wie in Kollin sich ohne Befehl in das Gefecht werfen könne, endlich die Ausführung durch das mit seltener Präcision ausgeführte taktische Manöver, den Flügelabmarsch in den Treffenabmarsch zu verwandeln, um dadurch der feindlichen Fronte parallel zum eigentlichen Angriffspunkt, der linken Flanke, zu gelangen: das alles ist in klarer Auffassung trefflich dargestellt.

Ueber die Ansichten der österreichischen Generale, die sich den Marsch nicht erklären konnten, lesen wir noch Mittheilungen aus jener Zeit. So fragte der Feldmarschallieutenant Graf Puebla, der zu einer Gruppe von Officieren bei der leuthener Windmühle geritten kam: „Was denkt ihnen, Messieurs, wo dürfte wol die Hauptattake der Preußen geschehen, wenn sie ja noch, woran ich doch sehr zweifle, es heute mit uns aufnehmen wollen?" Ein alter Grenadierlieutenant war der einzige, der sich einer Antwort getraute: „Herr General, ich fürchte sehr, wir lassen uns heut den Hund in die Küche laufen. Der Angriff der Preußen auf unsern linken Flügel kann kein Geheimniß sein; denn jedes Kind, das Sie an diesen Platz stellen, wird ihnen sagen, daß jene Leute dort um uns herumziehen." „Bo! bo!", erwiderte Puebla unwillig, „das verstehen Sie nicht!", wandte seinen Rearolitaner ab und ritt hinweg. Selbst Daun, heißt es, nahm den Marsch der Preußen für einen Rückzug und sagte zu den Prinzen von Lothringen, vielleicht um ihn von einer übereilten Bewegung abzuhalten: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen."

Wir verlagen uns ungern, der Darstellung bis in die einzelnen Momente der nun beginnenden Schlacht zu folgen. Sie ist um so gelungener zu nennen, als der Verfasser nicht Militär ist und dies doch nirgends vermissen läßt. Ueber die Durchführung der Schlacht sagt er selbst: „Dieses bei ruhigem Heldenmuthe auch im Verlaufe der Kampfes-anstrengung wahrhaft kunstmäßige Incinandergreifen der einzelnen Theile und die selbst bis zur größten Zufriedenheit des strengen Meisters gelungene Ausführung seiner Schlachtidee, deren großartige Einfachheit wol für jeden einleuchtend ist, kurz die Unterstützung des Feldherrn durch die Armee ebenso wie der Armee durch den Feldherrn war es auch, welche nicht am wenigsten dazu beitrug, der schönen Schlachtordnung der Schlacht von Leuthen einen so allgemeinen Ruf zu verschaffen, der dann, gleichwie manches Kunstwerk des Friedens, eine Menge geistlose Nachahmer und seltsame Fehlgeburten zur Folge hatte." Die letzte entscheidende Attake Driesen's mit der Cavalerie des linken Flügels wird mit Recht als gelungenstes Holzenstücken von Ziethen und Seydlitz an die Seite gesetzt. Der Verfasser begleitet sie mit folgenden Worten, die jeder Mann von Fach als charakteristisch anerkennen wird: „Wenn an die Reiterei die Forderung gethan wird, daß sie wie ein Wasserstrom unpfeilich hervorbreche und alles, was sie im Wege findet, niederstürze, zermalme und sich weithin über die Ebene ergieße, bis Berg und Thal ihr Schranken legen, und daß es ihres Führers Sache sei, den Moment dafür gehörig zu wählen und zu benutzen, so genügte wahrlich einer solchen Forderung damals der linke Reiterflügel unter Driesen". Bei Schilderung der bekannten Scene im Schlosse zu Leuthen hören wir noch zur Ergänzung, was ein Castellan Fesselben, welcher dort 60 Jahre gedient und erst vor etwa 12 Jahren im hohen Alter gestorben, erzählt hat. Der König habe, ehe er das Schloß betreten, den Besitzer, Baron Mudrach, rufen lassen und ihn gefragt: „Ist bei Ihm alles treene?" was dieser, außer Fassung, verneint haben habe. Als Friedrich darauf so viele feindliche Officiere getroffen, habe er gegen den Baron geäußert, er verdiene, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werde, doch sei es bald desinfiziat worden, da Mudrach sonst immer ein treuer Anhänger gewesen sei. Abends, als er ihm bei der siegten Mahlzeit aufgewartet, habe er ihn plötzlich gefragt: „Kann er Fare spielen?" Mudrach habe stockend angefangen: „In meiner Jugend —", worauf der König ihn unterbrochen: „Nun dann weiß Er, was va banque heißt, das habe ich heut gespielt!" Das Werk schließt mit Betrachtungen über den Eindruck und die Folgen des großen Sieges, welche gleichwol nicht den verhofften Frieden herbeiführten. „Und was brachte endlich der Friede von 1763? In der Hauptsache für beide Theile keine andere Entscheidung, als allein diejenige, welche der König am Ende des unvergeßlichen

Digitized by Google

Jahres 1757 erstredt hatte!" Beilagen ähnlicher Art wie zur ersten Abtheilung sind auch der zweiten hinzugefügt. Unter ihnen sind einige Mittheilungen zur nähern Veranschaulichung, wie möchten sagen, zur Illustration einzelner Stellen im Text, welche dem Leser angenehm sein werden. Wir schreiben von dem gediegenen Werke mit der aufrichtigsten Anerkennung seines Werthes und hoffen, bald wieder einem ähnlichen des Verfassers von gleich gründlicher Forschung zu begegnen.

Karl Gustav von Bernard.

St.-René Taillandier über das deutsche Drama der Gegenwart.

Die erste Märzlieferung der „Revue des deux mondes" enthält über das gegenwärtige deutsche Drama unter der Ueberschrift „Frédéric Halm et la littérature dramatique contemporaine" einen Aufsatz von St.-René Taillandier, der trotz einzelner zum Widerspruch auffordernden Ansichten doch manches Pikante und Beachtenswerthe bietet. Es bleibt unter allen Umständen interessant, zu erfahren, in welchem Lichte einem Ausländer unsere Theaterzustände erscheinen. Sodann ist ein solcher Aufsatz immerhin ein Beweis, daß diese Zustände, so wunderlich und chaotisch sie auch sind, doch eine gewisse Bedeutung erlangt haben müssen, da ihn Taillandier doch nur in der Voraussetzung geschrieben haben kann, daß der Gegenstand derart sei, um seine Landsleute lebhaft zu interessiren; denn schwerlich dürfen wir doch annehmen, daß es Taillandier vorzugsweise darum zu thun ist, seine Landsleute zu unterrichten und zu unterhalten, nicht aber, uns Deutschen über das, was wir zu thun und zu lassen haben, Lectionen zu ertheilen. Was dem Kritiker von jenseit des Rhein besonders komisch zu berühren scheint — und wir glauben mit Recht — ist die fast fieberhafte Hast, womit man in Deutschland unablässig nach einem „dramatischen Messias" herumsucht, den man auch bald da bald dort wirklich entdeckt haben wollte. Alle Enttäuschungen helfen zu nichts: der „dramatische Messias" muß doch irgendwo stecken, er muß doch irgendwoher kommen, er muß vom Himmel fallen oder plötzlich aus irgendeiner Versenkung steigen. Nur Geduld! Je länger er auf sich warten läßt, desto ausgewachsener und riesenhafter wird er ja sein, er wird uns alle in seiner glühenden Umarmung erdrücken, uns alle in die Tasche stecken und ausser uns Lilliputern auch noch Shakspeare, Goethe und Schiller. Denn wenn er nicht gerade ist als diese, wozu brauchten wir dann einen dramatischen Messias?

Taillandier geht in seiner Betrachtung über das deutsche Drama bis auf Goethe und Schiller, ja bis auf Lessing zurück; er hätte sogar bis auf Gottsched zurückgehen können, der mit seinem „Sterbenden Cato" wenigstens auch das unvergängliche Evangelium der deutschen dramatischen Poesie geschrieben zu haben vermeinte. Wie Lessing von Hamburg aus, so wollten Goethe und Schiller von Weimar aus die deutsche Bühne reformiren. Das Schimme war nur, daß weder Hamburg noch Weimar die Hauptstadt Deutschlands ist, daß diese vielmehr in Wolkenkuckuksheim liegt. Das kleine Weimar z. B. hatte berühmte Dichter, aber es hatte kein Publikum, selbst wenn man die jenenser Studenten hinzurechnet. Taillandier bemerkt: „Alles bewies, daß das deutsche Genie, so reich an lyrischen und epischen Inspirationen, so offenbar erkoren für die höchsten geistigen Speculationen, gänzlich unfähig war, ein Theater zu schaffen. Schiller war nur eine ruhmvolle Ausnahme. Um eine wahrhaft nationale dramatische Literatur hervorzubringen, reichte ein großer Dichter nicht hin, es bedurfte eines Publikums. In Deutschland gibt es nun ein Publikum für die reine Poesie, für die Philosophie; aber keins für das Theater: die Zerstückelung des Vaterlandes ist dem entgegen." Lessing hat dies bekanntlich schon ausgesprochen, als er bemerkte, daß es eine Thorheit sei, in Deutschland eine nationale Bühne schaffen zu wollen, solange die Deutschen noch keine Nation seien. Wir werden uns also wol noch lange, wenn nicht für immer mit dem leidigen Trost begnügen müssen, daß der unterscheidende nationale Charakter unsere Theaters und Dramas eben die Universalität und der Kosmopolitismus sein. Sind wir doch so frei von nationalen und confessionellen Vorurtheilen, daß man in letzter Zeit sogar in expreßestantischen Städten wagen durfte, ein Drama zur Aufführung zu bringen, worin das Kaiserliche Haupt Deutschlands in seiner tiefsten Erniedrigung, das Papstthum dagegen in seiner Gloria und seinem Triumph vorgeführt wird. Von unsern Theaterdirectionen wird man freilich irgendeine Gesinnung nicht verlangen wollen; die Schauspieler spielen alles glatt weg, was man ihnen aufgibt, „Rochus Pumpernickel" oder „Kaiser und Papst", ohne sich dabei etwas zu denken; und das Publikum? Ach, es ist schon etwas Großes, wenn dieses zu solchen Zustritten gegen Kaiser und Reich nur still schweigt, statt Beifall zu klatschen.

Taillandier geht nun zu der romantischen Schule über, die auch nichts über das Theater vermocht, die Verwirrung vielmehr nur gesteigert habe, trotz so bedeutender Talente wie Heinrich von Kleist oder Zacharias Werner; die Aufforderung A. W. von Schlegel's an irgendwelche dramatischen Dichter, sich der ruhmwürdigen Zeit der Hohenstaufen zu bemächtigen zu holen, habe kein Echo gefunden. Taillandier scheint nicht zu wissen oder es zu ignoriren, daß Raupach der deutschen Bühne einen ganzen Cyklus von Hohenstaufendramödien geliefert hat, andere wenigstens die Schicksale einzelner Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen dramatisch behandelt haben. Dann kam, wie Taillandier weiter hervorhebt, Karl Immermann, der auch die verwegene Idee hatte, von einer abseits der großen Heerstraße gelegenen Stadt, von Düsseldorf aus die deutsche Bühne zu reorganisiren. Bei diesem Anlaß bemerkt Taillandier: „Man hat gesagt, das Unglück der deutschen Staaten sei ihre Winzigkeit (petitesse) und Zerklüftung; das gilt nun besonders vom Theater. Was konnten in diesem Winkel Deutschlands die Erfolge Immermann's und seiner Truppe sein? Höchstens akademische Erfolge."

Von Düsseldorf aus gelang das Werk der deutschen Bühnenreform nicht; nun mußte eine noch kleinere und noch mehr am Rande Deutschlands gelegene Stadt dazu auserlesen werden — Oldenburg. Hier habe Julius Mosen gewirkt, und diesem habe Stahr in seiner „Oldenburgischen Dramaturgie" die Aufgabe zugewiesen, der Messias des deutschen Theaters zu werden. Aber leider, die dramatische Literatur habe an Mosen wol einen ehrenwerthen Schriftsteller mehr gehabt, das dramatische Theater sei geblieben, wie es war. Indem ich hier den Namen Mosen nenne, fällt mir wieder einmal ein, was in unsern Tagen in Deutschland literarisches Renommee ist. Um die Zeit, als Mosen's „Otto III." seinen Aufzug nahm, war der Dichter genöthigenfalls von der kritischen Gerichtsbarkeit erimirt; man wäre übel weggekommen, wenn man sich unterfangen hätte, in Mosen's Beruf für das Drama auch nur den leisesten Zweifel zu setzen. Gegenwärtig ist der Dichter schwer leidend, seine körperlichen Kräfte und mit ihnen seine geistigen sind gebrochen; er hat sich dem Publikum durch neue Erzeugnisse nur selten in Erinnerung bringen können; in manchen Literaturgeschichten wird er wol noch mit Ehren erwähnt, und einzelne seiner Gedichte, fast populär geworden, gehen aus einer Anthologie in die andere; sonst aber wird er in Journalen, den täglichen Beiefboten zwischen Autor und Publikum, kaum noch genannt, selbst in denjenigen nicht, die in ihm ehedem den Messias der deutschen dramatischen und lyrischen Poesie zu erblicken glaubten. Und doch sind die frühern Erzeugnisse dieses Dichtess von den edelsten Intentionen darum nicht schlechter geworden, weil ein bedauernswerthes Leiden, über das nicht einmal wie über Heine's Siechthum von Zeit zu Zeit rührende Bulletins ausgegeben werden, die Saiten seiner Dichterharfe zerriß und verstummen machte. Man darf dreist behaupten, daß in unsern Tagen selbst der gefeiertste

Digitized by Google

und augenblicklich vielgenannteste Dichter, wenn er zehn Jahre, ja nur fünf Jahre hinterreinander nichts von sich hören läßt, wie vergessen und begraben sein wird; selbst seine früher intimsten Freunde kümmern sich nicht um ihn, und wenn er als Revenant nach längerer Zeit wieder einmal emportauchen sollte, so findet er die Stelle, die er in der Gunst des wetterwendischen Publikums einnahm, meist von einem halben Dutzend anderer besetzt oder in wildem Hader darum begriffen.

Dann kam das junge Deutschland, und in erster Reihe Gutzkow, gegen den Taillandier bekanntlich neuerdings fortwährend polemisirt; dann Grieppenkerl, der sich selbst als Poeten der Zukunft proclamirt habe; neben ihm Friedrich Hebbel, „vrai poète, imagination puissante, mais absolument dépourvu de ce sentiment de la realité sans lequel le théâtre est impossible". Hebbel's „Agnes Bernauer", meint Taillandier, habe eine Art recommendation an die Realität der Bühne erwarten lassen, aber in seiner neuesten Tragödie sei er wieder mehr als je in sein altes Unwesen des Mythischen und Symbolischen zurückgefallen; „Der Ring des Gyges" bedürfe eines Schlüssels von der Art, welchen die Gelehrten einen commentarius perpetuus nennen.

Taillandier verschert, hier nur diejenigen dramatischen Dichter genannt zu haben, „qui ont affiché l'ambition de restaurer la scène allemande"; er erblickt darin, daß alle diese Poeten sich nach und nach in Subtilitäten und Träumereien verloren hätten, ein Zeichen, das nichts Gutes bedeute, und um ein Bild von dem chaotischen Eklekticismus der deutschen dramatischen Poesie zu geben, analysirt er hierauf vier Themen, welche in den letzten Jahren das meiste Aufsehen in Deutschland erregten: Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", Blachvogel's „Narcis", Lemcytley's „Klytämnestra" und Gutzkow's „Lorber und Myrte". Wir wundern uns, daß er diesen Stücken wenigstens nicht noch Laube's „Graf Essex" beigestellt und daß er Laube, der ja auch weg zu der Gattung der „dramatischen Mythen" zu rechnen ist, überhaupt nicht genannt hat. „Graf Essex" ist vielleicht Laube's bestgearbeitetes Stück, eins der am tüchtigsten durchgeführten der letzten Zeit, einige Einzelheiten und den ganzen sehr schwächlichen fünften Act ausgenommen. Wir würden dieses Stück, bei dem Laube übrigens brauchbare theatralische Vorlagen hatte, gern in der immer pikanten Beleuchtung der Taillandier'schen Kritik erblickt haben.

Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", dessen Inhalt mit Aufführung ganzer Stellen erzählt wird, hat Taillandier's vollkommenen Beifall; nur tadelt er, daß die Tragödie nicht unmittelbar mit Thusneldens Tode schließt. Er nennt dies Ende „pour ainsi dire d'un ordre élevé", dessen Interesse „une haute inspiration morale" aufrecht erhalten werde, und bei dessen Aufführung sich Deutschland in die schönen Tage des „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" zurückversetzt geglaubt habe. Das ist freilich viel gesagt. Denn wenn wir auch zugeben, daß sich diese Dichtung durch nicht gemeine Schönheiten und Vorzüge nicht blos vor den übrigen Halm'schen, sondern überhaupt vor den meisten neuern Bühnenstücken auszeichnet, so kann es sich doch weder an Gedankentiefe, noch an großartiger geschichtlicher Anschauung, noch an lebendiger Wahrheit, noch an psychischer Gesundheit und sittlicher Reinheit mit „Wallenstein" oder „Wilhelm Tell" vergleichen. Es zeigt das Halm'sche Talent im Zustand der höchsten Reife, aber gewissermaßen auch der Ueberreife, es ist mit einem Worte trop mûr und zeigt nur zu viele Spuren jener Fäulniß, die nur aus den verdorbenen Säften unserer Zeit entspringt und sich namentlich in den Figuren des Thumelicus und der Lydica verräth. Der erstere ist ein zu jämmerlicher Patron, zu sehr geistiger Cretin, als daß wir uns für sein tragisches Schicksal, vielmehr seine Abschlachtung durch Thusnelda, irgend interessiren könnten. Er ist der deutsche Michel in traurigster Gestalt, und wenn wir es sehr begreiflich finden, wie ein Franzose an diesem deutschen Michel seine Freude haben kann, so begreifen wir doch nicht den Beifall (wenn überhaupt bei uns etwas unbegreiflich wäre), mit welchem das deutsche Publikum diesen mehr komischen als tragischen Tölpel begrüßt hat. Ein Publikum von wirklichem nationalen Ehrgefühl würde diese Caricatur mit Indignation aufgenommen, eine wirklich gute Gesellschaft sie vor die Thür gesetzt haben. Es thut weh, eine an sich so vortreffliche Idee, wie sie dem „Fechter von Ravenna" zu Grunde liegt, in der Ausführung wenigstens theilweise so verdorben zu sehen, wie im ganzen die so fruchtbare und zeitgemäße Idee, die dem „Aeopt" zu Grunde liegt, in der Ausführung verdorben ist. Wir glauben, dem Dichter in unserer frühern Besprechung seiner gesammten Werke passende Andeutungen gegeben zu haben, wie er durch gewisse Aenderungen, die fast nur in den dritten und vierten Act fallen würden, seinen Thumelicus in eine höhere Charaktersphäre erheben, ihn aus einem Tölpel wenn auch nicht in einen Helden, doch wenigstens in einen Menschen umschaffen konnte, dessen edle Natur mit seiner gemeinen in einen gewaltsamen tragischen Conflict geräth, was so hier so nahe lag. Nun könnte man uns freilich einwenden, daß wir besser thäten, zuvörderst selbst an eine Umarbeitung unsers von Taillandier gelegentlich genannten Trauerspiels „Das Täubchen von Amsterdam", dessen innere Gebrechen jetzt nach 20 Jahren niemand so gut einsieht als wir, Hand anzulegen, statt andern eine solche Radicalcur ihrer Stücke zuzumuthen. Aber uns fehlt es heute an Muße und Zeit, auch haben wir auf die Bühne längst resignirt, glücklichern und praktischern Leuten gern oder ungern ihre Erfolge gönnend, die aber doch vielleicht nicht so beneidenswerth sind als sie scheinen. Aber Friedrich Halm kann Entschuldigungen dieser Art nicht für sich gelten machen, er hat sein Ein und Alles auf die dramatische Poesie gesetzt und seine äußere Stellung gewährt ihm Muße genug, um seine frühern Stücke zu purificren. Er hat sie aber alle gelassen, wie sie waren, trotz der oft sehr begründeten Einreden der Kritik. Möge er es damit halten wie er will, die Kritik verliert durch diese Nichtachtung gar nichts, nur er selbst leidet dabei dann, im Fall es ihm auch um den Beifall der Nachwelt, nicht blos um augenblickliche Bühnenerfolge zu thun sein sollte.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erwähnen, daß Taillandier einer Aufführung der Tragödie in Wien beigewohnt und dem „porte brillant" zu seinen Erfolge persönlich Glück gewünscht hat, worauf Friedrich Halm ihm bemerkte: „Viel verdanke ich den Dichtern Frankreichs, Racine und besonders Corneille; von ihnen lernte ich die Einheit des Plans und die Entwickelung der Leidenschaften."

Der Erfolg des „Fechter von Ravenna", meint Taillandier, habe den Deutschen gemacht, was sie weniger kann er aber begreifen, wie dasselbe Publikum an Blachvogel's „Narcis" Geschmack zu finden vermochte. Taillandier scheint die Macht der sogenannten „dankbaren Rollen" und des Gastspiels in Deutschland nicht zu kennen. „Narcis" hat zwei sehr dankbare Rollen, und man besucht das Stück nicht sowol um seiner selbst willen, als um Herrn Daniſen, Herrn Dessoir, Herrn Hase u. s. w. als Narcis und diese oder jene Dame als Marquise Pompadour zu sehen, ähnlich wie man den „Fechter von Ravenna" weniger wegen seines Inhalts besucht, als um Frau Rettig oder Fräulein Janauschek u. s. w. als Thusnelda zu sehen. Taillandier erzählt den Hergang des Stücks und bemerkt dann: „Man wird ganz gewiß nicht erwarten, daß ich ein solches Werk einer ernsten Besprechung unterwerfe. Es würde mir gar nicht eingefallen sein, davon zu sprechen, wenn es nicht bei unsern Nachbarn einen so ungeheuren Erfolg gehabt hätte. Dieser Erfolg ist ein literarischer Skandal. Wozu würde es auch nützen, Brachvogel vorzuwerfen, daß sein Stück gegen die Logik ebenso schmählich verstoße wie gegen die Geschichte, daß die Fabel grotesk, die Intrigue unmöglich, der Stil lächerlich gehackt ist, daß die Personen Caricaturen sind, und daß diese Mischung von raffinirter Corruption und sentimentalen Ergüssen, statt ein Gemälde Frankreichs im 18. Jahrhundert zu sein, unter seiner ungeschickten Feder ein grobes germanisches Melodrama geworden ist?" Auch wir

Digitized by Google

haben die Erfindung und die Intrigue in dem Brachvogel'schen Stück gleich nach dessen Aufführung in Leipzig als eine vollkommen absurde und in dieser Art unmögliche bezeichnet und namentlich gegen die unglaubliche Willkür, womit Brachvogel sich an der Geschichte versündigt, entschieden protestirt; das Verhältniß des Narciß zur Pompadour und dieser zum Hofe und zu Frankreich ist in einer Weise erfunden und verdreht, die in der That nur Lachen erregen kann, und was tragisch daran sein soll, ist bei Lichte besehen nur komisch. Aber in der Figur des Narciß offenbart sich doch ein gewisser kecker und blitzender Esprit, und wenn man auch in Frankreich diese philosophische Grübelei und Skepsis im Munde eines verlüderten Pflastertreters, diese Mischung von Gemüthlichkeit und Bosheit, Sentimentalität und Kaustik, Frivolität und Lebensernst, Hypochondrie und Ausgelassenheit, Demuth und Trotz nicht begreifen kann, so findet man in Deutschland in der That analoge Erscheinungen, und hieraus erklärt sich einigermaßen die Theilnahme, welche Narciß bei uns gefunden hat. Sicherlich gibt es nicht leicht einen verkommenen Lumpen und Flaneur in Deutschland, der sich nicht zur Selbstrechtfertigung sein eigenes philosophisches System zurecht machte. Zwar fanden sich einige Grundzüge davon in „Rameau's Neffen" bei Diderot, aber ohne die deutsche Sentimentalität, die deutsche (sogenannte) Gemüthlichkeit, die deutsche Schwerblütigkeit, den deutschen Transsiendentalismus und den deutschen Weltschmerz, und gerade dies sind Zusätze zu dem ursprünglichen Metall, die jedem Franzosen befremdlich sein müssen, weil sie nicht in seinem Blute liegen. Auch die Mischung eines Hamlet wird für einen Franzosen immer etwas Unfaßbares haben, und was ist Narciß im Grunde doch anders als ein verkommener Hamlet der Straße? Aber wer hieß auch den Verfasser diesen zur cynischen Gassenphilosophie degradirten Hamlet unter die Encyklopädisten und in die Intriguen des französischen Hofs mitten hineinverpflanzen und zum Hebel und Schwerpunkt einer geschichtlichen Tragödie machen? Da liegt der grobe Irrthum Brachvogel's, woraus alle übrigen Absurditäten hervorgehen. Ueberhaupt würden wir keinem deutschen dramatischen Autor sehr empfehlen, die Handlung ihrer Stücke in die Kreise der vornehmen französischen Gesellschaft zu verlegen, falls sie es nicht zugleich möglich machen können, zu verhindern, daß die Kunde davon nach Frankreich gelangt. Auch Gutzkow muß für dieses Unterfangen büßen, indem Taillandier dessen „Lorber und Myrte" ebenso abfällig beurtheilt wie schon früher das „Urbild des Tartüffe", wogegen er ihn auffordert, in der Weise und Richtung fortzuarbeiten, die er im „Uriel Acosta" eingeschlagen. Gegen den Vorwurf, den ihm angeblich Gutzkow gemacht haben soll, daß er gewissen Coterien Deutschlands diene, vertheidigt sich Taillandier mit der Versicherung, daß er allen Coterien Deutschlands fern stehe, daß er, vor allem der Literatur seines Landes angehörend, diese Angelegenheiten nur aus der Distanz beurtheile und daß er es daher sich nicht einmal zum Verdienst anrechnen könne, wenn er leidenschafts- und vorurtheilslos darüber spreche. Von der Absicht, irgendeiner der literarischen Coterien („which are numerous in Germany", sagt Miß Burt) mit seiner gewandten Feder zu dienen, wollen wir Taillandier gern freisprechen; aber es fragt sich, ob nicht seit seiner Informationsreise durch Deutschland doch gewisse Einflüsse ihm selbst unbewußt auf seine Anschauung eingewirkt haben, da er sich zum Zweck persönlicher Bekanntschaft seine Leute auswählte, von denen er dann vielleicht weiter an Schriftsteller von befreundeter Richtung verwiesen und empfohlen wurde. Dem altbewährten Grundsatz „Audiatur et altera pars" scheint er in der That auf seiner Rundreise nicht gehuldigt zu haben.

Was Tempelty's „Klytämnestra" betrifft, so rühmt er an dieser wenigstens Einzelnheiten, „des scènes hardiment conçues et exécutées avec talent", die aber die Tragödie doch nicht hätten retten können, bezieht sich weiter auf einen Ausspruch von Prutz, wonach das ganze deutsche Volk am Verfall der Schaubühne mitschuldig sei, und schließt mit der Bemerkung, daß es vor allem Aufgabe der Dichter sei, die „éternelles affections de l'humanité" und die „grandes luttes de la vie morale" zur Darstellung zu bringen. So sehr wir auch die eklektische und universelle Buntheit der deutschen Bühne und dramatischen Literatur, dieses Stoffsammeln aus allen Zeiten und aller Herren Ländern, die Nöthigung, immer nur zu experimentiren, weil es an einem obersten nationalen Impuls fehlt, dem die Dichter nur gehorchen dürften, um ihres Erfolgs sicher zu sein, und manches andere beklagen müssen, so fragt es sich doch, ob wir sehr Ursache haben, daß wir zu der französischen Bühne, auch zugestanden, daß diese nationalern Charakters sei, eifersüchtig und neidisch emporsehen müßten, seit diese sich ihre Helden und Heldinnen in den zweifelhaften Kreisen des Demi-monde aussucht. Die Jämmerlichkeit der deutschen Nationalität zeigt sich auch weniger in der deutschen dramatischen Originalproduction als in der Gier, womit wir die Auswüchse der pariser Corruption auf unsere Bühnen verpflanzen und dann pflichtschuldigst beklatschen, während das pariser Publikum und die pariser Bühnen auch von unsern gefeiertsten Bühnenproducten keine Notiz nehmen. H. M.

Schleswig-Holstein.

Von einem verlorenen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein. Von Bernhard Endrulat. Hamburg, Würger. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir wünschen der schleswig-holsteinischen Frage von ganzem Herzen eine recht baldige Lösung und das ebenso sehr als Patriot wie als Kritiker; denn in der That schwebt uns bei längerer Zögerung eine ganze Literatur sehr ungemüthlicher Schleswig-Holsteiniana sündflutartig über den Häuptern! Der Verfasser dieser Erinnerungen, Herausgeber eines Bandes Gedichte, welche liberale politische Blätter als originell, gesund und bedeutend gepriesen, die wir aber nicht kennen, hätte, glauben wir, besser für seinen Ruf gesorgt, wenn er dies Buch, von dessen Werth und Bedeutung wir bei aller Sympathie für die Sache, die er verficht, keine besondere Vorstellung fassen konnten, nicht edirt hätte. So wie es vorliegt, besteht es aus zwei wesentlich verschiedenen Bestandtheilen, von welchen keiner gerade einen Gewinn für die Literatur darbietet. In einem derselben berichtet der Verfasser über seine persönlichen Erlebnisse in den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1850 — 52, die er als preußischer Artillerist begann und als schleswigscher Freiwilliger endete, nachdem er von der abziehenden preußischen Armee desertirt war. Wir würden mit einem jungen unerfahrenen Mann, der unter den gegebenen Umständen, von patriotischem Enthusiasmus hingerissen, seinen Fahneneid verletzte, nicht gerade unversöhnlich rechten; allein wir bekennen offen, daß die sophistische Art und Weise, in welcher der Autor seinen immerhin bedenklichen Schritt rechtfertigt, und die berechnete Kälte, mit der er seinen Entschluß ausführt, weil die Fürsten nicht genau dasselbe wollen, was er will, doch den peinlichsten und unangenehmsten Eindruck auf uns gemacht haben. Von solchen Dingen spricht ein starker, selbstbewußter Geist kaum zu einem vertrauten Freunde, am liebsten gar nicht vor dem Publikum, am wenigsten aber in so frivoler, ja cynischer Weise, wie dies hier geschieht. Der Autor hätte hiernach viel bei uns gut zu machen, nachdem er uns durch diese Erzählung allerdings in unsern Gefühlen schwer verletzt hat; sehen wir zu, ob und wie er dies thut. Die einzelnen kriegerischen Erlebnisse, der Kampf an den düppeler Schanzen, die Schlacht von Idstedt, das Gefecht bei Duvenstedt u. s. w. sind, obwol an sich unbedeutend, mit ziemlicher Lebhaftigkeit erzählt; sie zeigen uns die ganze Schwachheit dieses Kriegs, die Unsicherheit und das mangelnde Einverständniß in der Führerschaft, den jugendlichen aber unverständigen Muth der Kämpfer. Der junge Verfasser, der

Digitized by Google

meinte Gewohnheit auf einmal ein großer Lakritker geworden zu sein meint, verfehlt dem auch nicht, die Fehler und Irrthümer seiner Generale gehörig in das Licht zu stellen und freigebig mit allerhand empfindlichen Bemerken auszuschmücken.

So viel von diesem Bestandtheile, in dem man sieht, was dem Genie in unsern Tagen alles möglich ist, und der bestimmt ist, dem Dänenhaß des Autors volles Ausdruck zu gewähren. Auf das einzelne dieser Darstellungen können wir natürlich sowenig, wie auf eine thatsächliche Berichtigung seiner Urtheile eingehen; müssen ihm aber kurzweg die Befugniß absprechen, sich über die politischen Verhältnisse der Zeit und die Intentionen seiner Fürsten in seiner Weise zu äußern, an das Sprichwort „Ne autor“ erinnernd.

Der zweite Bestandtheil des Buchs ist von dem ersten ganz verschieden und besteht aus zwei historisch-novellistischen Darstellungen, die nicht ohne Werth sind. Die erste derselben behandelt die Geschichte Herzog Knud Lawards von Schleswig, wie Schleswig im Mittelalter hieß, des Vaters König Waldemar's des Großen, der von König Magnus und seinem Sohn Nils im Jahre 1151 meuchlings erschlagen wurde, und die Nemesis, welche diesen Mord an seinen Thätern rächte. Ein innerer Zusammenhang zwischen dieser gut erzählten Geschichte und der Hauptaufgabe des Verfassers ist nur etwa darin zu finden, daß Knud Laward vor allen Dingen die Deutschen liebt und dieser Vorliebe wegen von den Dänen erschlagen wurde. Hiervon abgesehen ist das Ereigniß so voll von echt dramatischen Motiven und seine dramatischen Wirkung so sicher, daß Shakspeare und seine Zeitgenossen, wenn sie darüber gekommen hätten, wie Sara Grammicus es berichtet, schwerlich verfehlt haben würden, den Hergang dramatisch zu gestalten. Za, noch jetzt empfehlen wir die Geschichte Herzog Knud's als einen Stoff, in dem die Geschichte selbst alle Scenen eines ergreifenden Dramas im voraus zurecht gelegt hat, allen hoffnungsvollen Dramatikern, und fordern den Verfasser selbst auf, an ihm zu zeigen, was er als Poet vermag. Die zweite Mittheilung ist eine aus Hansen und Wolff's Chronik des Landes Dithmarschen mehr oder minder entlehnte Darstellung des fast vierhundertjährigen Freiheitskampfes der Dithmarsen gegen die dänischen Gewalthaber, mit vieler Farbenfrische gut und verständig vorgetragen. Dieser endlose und wechselvolle Kampf ist zwar nur etwas gezwungen als ein Kampf des germanischen Volkselementes gegen das Dänenthum zu betrachten, erinnert aber lebhaft an die Kämpfe der Schweiz für ihre Selbstständigkeit und zeigt uns mit dem Kampf der Niederlande vereint, daß es doch nicht gerade der Berge in einem Lande bedarf, um das Vaterland zu lieben und gegen ungerechten Angriff zu vertheidigen! Am 20. Juni 1559 beugten endlich die letzten 4000 wehrhaften Dithmarsen in der Nähe des Dorfes Lohe, ihr Knie vor den drei verbundenen Fürsten, König Friedrich II. von Dänemark, Adolf von Gottorp und Johann von Hadersleben, und hiermit hatte ihre durch so viele Siege befestigte und so viele Opfer versicherte selbstständige Freiheit ihre Endschaft erreicht. In diesen Erzählungen bewegt sich der Verfasser auf einem seinen Anlagen ganz entsprechenden Gebiet, wir folgen ihm gern und würden ihn auch künftig wol auf demselben Gebiete willkommen heißen; mit seinen persönlichen Schicksalen aber mag er uns verschonen. 4.

Notizen.

German Mäurer.

Schon früher haben wir gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Landflucht, zu der sich so viele talentvolle und geistbegabte Deutsche infolge des 1848 und 1849 begangenen allgemeinen politischen Rechnungsfehlers genöthigt sahen, doch insofern dem deutschen Vaterlande wieder zugute kommt, daß dadurch der Stamm deutschen Wissens und deutscher Literatur weithin über alle Lande und Völker ausgestreut wird. Diese Erscheinung erinnert einigermaßen an jene griechischen Gelehrten, welche vor den Türken aus Konstantinopel flüchteten und die Kenntniß griechischer Sprache, Literatur und Philosophie im Abendlande ausbreiten halfen. In England waren oder sind Kinkel und Ruge durch Vorlesungen, Freiligrath durch seine persönlichen Beziehungen als Vermittler zwischen England und Deutschland thätig; andere haben begonnen, in Nordamerika die deutsche Presse auf einen anständigen Fuß zu setzen; in Rankee wirkt Hermann Semmig zu literarischen Vermittelungszwecken, und jetzt erfahren wir zu unserer großen Freude, daß auch German Maurer (geb. 1815 im Schlosse Bensberg am Rhein), der sich jahrelang in Zürich aufhielt, als Professor am kaiserlichen Lyceum in Napoleon-Vendée eine Unterkunft gefunden hat. Freilich klagt er, daß er sich dort wie ein „Lebendig-Begrabener“ vorkommez in Paris sei es in dieser Hinsicht doch jedenfalls besser bestellt, wenn auch noch armselig genug. „Ich bin, du wirst (schreibt er uns), kein Freund von göttlicher Verehrung der Menschen, und würde demnach demjenigen auf den Knien danken, der mich auf ehrenvolle Weise wieder auf den heimatlichen Boden verpflanzte, wo, wie Schiller sagt, die starken Wurzeln unserer Kraft sind. Weil der selbst das Vaterland etwas ist, weißt du auch besser als manche andere, was es heißt, von demselben lobgrisst zu sein.“ Ingwischen hat Maurer der Literatur seines Vaterlandes, indem er für die Firmin Didot'sche „Nouvelle biographie générale“, ein Werk, welches nach seiner Vollendung wenigstens 44 Bände in Großoctav umfassen wird, von Zeit zu Zeit Artikel liefert. So lasen wir jüngst darin einen von ihm unterzeichneten Artikel über Heine, der, ohne in genaue Begründung des Dichters irgend zu verkennen, doch auch dessen mancherlei Schwächen und Unebenheiten nachdrücklich hervorhebt und in einer besonders für die Franzosen berechneten pikanten Form geschrieben ist, gelegentlich auch einige weniger bekannte Scherzworte Heine's mittheilt. Auch begegneten wir unlängst in der „Neuen züricher Zeitung“ einem Bericht von German Maurer: „Auf dem Schlachtfelde bei Sempach“, welches in einem einfach kräftigen Volkston gehalten ist. H. M.

Auswüchse des Materialismus.

Zu welchen nur in Deutschland möglichen Verkehrtheiten die materialistische Richtung in ihren äußersten Konsequenzen führen kann, beweist z. B. Ludwig Knapp's „System der Rechtsphilosophie“ (Erlangen 1857), worin es unter anderm heißt: „Die sittlich zwingenden Affecte bilden das Gewissen, die sittlich zwingenden Handlungen bilden den Rechtszwang, der, gattungsmäßig gegliedert, als Staatsgewalt erscheint. Anstatt also das Gewissen als unsichtbares Klopfgespenst, und den Staat unter irgendeinem Ideal anzuschauen, fassen wir beide Begriffe an den wirkenden leiblichen Gebilden ihrer concreten Träger und Produzenten an, und suchen das Gewissen unter den Leistungen der unbewußten, und den Staat unter denen der bewußten Muskelerregungen auf. Za, es ist erlaubt sogar einen spiritualistisch-phantastisch so viel beliebten Gegenstand mit den schroffsten Ausdrücken der sinnlichen Erkenntniß zu übersetzen, so dürfen wir sagen, daß die glatten, blassen, weichen, aus struturlosen Fasern zusammengesetzten, und die das Herz bildenden Muskeln des vegetativen Systems, indem sie vorherrschend den Affecten dienen, vorherrschend die Moral — und daß die quergestreiften rothen, in Primitivbündel gefaßten Muskeln des animalen Systems, indem nur sie die Handlungen vermitteln, und auch, im Gegensatz der ersten, allein zu Gerichtsfolge, Konstatirung u. dgl. verkündbar sind, das Recht vollziehen.“ Wenn sich eine Richtung erst in solche sinnlose Uebertreibungen und Subtilitäten verliert, so pflegt sie damit auch in der Regel an einem Wendepunkte angekommen zu sein, indem sie vor sich selbst erschrickt und erröthet. Jüngst fanden wir irgendwo die Behauptung: „Wahrhaft große geistige und seelische Eigenschaften verlangen immer einen großen, festen, strotzenden, lebenausströmenden Körper von edelm Ebenmaße“ u. s. w. Hiernach müßten Napoleon seine großen geistigen

Digitized by Google

Eigenschaften erst mit seiner zunehmenden Corpulenz zugewachsen sein, denn während der italienischen Feldzüge besaß er noch keinen „strotzenden" Körper, er wird uns vielmehr allgemein als äußerst hager, schmächtig und eckig geschildert. Dennoch hat sein Genie niemals glänzender gestrahlt als während seiner Feldzüge in Italien. Die meisten großen Staatsmänner, Feldherren, Dichter und Denker besaßen im Gegentheil keinen „strotzenden, lebenausströmenden" Körper, viele waren sogar verwachsen oder Krüppel wie Aesop, Agesilaus, Eugen von Savoyen, Pope, Lichtenberg u. s. w., Byron war lahm, Schiller fortdauernd kränklich, und selbst von manchen der unerschrockensten, das Härteste aushaltenden Reisenden weiß man, daß sie von Haus aus schwächlicher Natur waren, z. B. Seetzen, Leichhardt, Overweg u. s. w. An diesem Sieg des menschlichen Geistes über die Materie sollte man doch eigentlich seine Freude haben, und speciell den Materialisten wäre, weil sie eben Materialisten sind, anzurathen, nichts zu behaupten, was der Mehrheit der erlebten Fälle zuwiderläuft. 13.

Bibliographie.

Albrecht, F., Das Hohelied in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in drutsche Reime übersetzt und erläutert. Ulm, Gebr. Rübling. 16. 18 Ngr.

Benitzky, L. v., König Koloman und Kaiser Josef. Nach dem ungarischen Manuskripte von S. Prély. Pest. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Capper, J., Geschichte des britischen Indien von seinen frühesten Urkunden bis zur Gegenwart. Beschreibung seiner Natur, Regierung, Religion, Sitten u. s. w. Ins Deutsche übertragen von J. S. Lowe. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diez, C. A., Ueber Verwaltung und Einrichtung der Strafanstalten mit Einzelhaft und die Verbesserungen deren diese Haftart bedürftig und fähig ist. Mit 8 Blättern Zeichnungen. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. 1857. Gr. 8. 27 Ngr.

Dörr, F., Griechischer Liederschatz. In deutscher Nachdichtung. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Eberle, C. G., Luther's Glaubensrichtung. Seine Bedeutung und Stellung in der Kirche. Eine Stimme aus Württemberg. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 6 Ngr.

Ennemoser, F. J., Eine Reise vom Mittelrhein (Mainz) über Köln, Paris und Havre nach den nordamerikanischen Freistaaten beziehungsweise nach New-Orleans, Erinnerungen an diese Stadt und Rückreise über Bremen, gemacht und beschrieben. Kaiserslautern, Tascher. 1857. 8. 7 Ngr.

Giese, B. M., Trostbüchlein für Kranke. Münster, Aschendorff. 8. 15 Ngr.

Glaubrecht, O., Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Helfferich, A., Skizzen und Erzählungen aus Irland. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klopp, O., Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Regierung bis zur Abtretung an Hannover. Von 1744—1815. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Lepsius, G., Die Wartburg als Schauplatz denkwürdiger Ereignisse. Aus Nürnbergs Vorzeit. Zwei Vorträge. Königsberg, Bon. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Lohmann, P., Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyer, M., Ulrich von Starkenberg. Ein Drama in 5 Akten. Innsbruck. 8. 1 Thlr.

Mittheilungen aus der Werkstätte der Natur. Herausgegeben von L. Besser, L. Brehm, A. u. R. Brehm, L. Büchner ꝛc. 1ster Band. Vier Hefte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 4. 2 Thlr.

Kritische Monatshefte zur Förderung der Wahrheit bei literarischen Besprechungen. Herausgegeben von einem Vereine deutscher Gelehrten. 1ster Band. Sechs Hefte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr.

Olga und Wladimir. Skizzen aus der Urgeschichte Rußlands. Nach Nestors Annalen herausgegeben von G. Kuttler. Stuttgart, F. Köhler. 1857. Gr. 8. 18 Ngr.

Peschel, O., Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky. Eine biographische Skizze nach den eigenen Diktaten und der Correspondenz des Feldmarschalls von einem österreichischen Veteranen. Mit einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab, L., Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. In fünf Bänden. 1ster und 2ter Halbband. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. à 1 Thlr.

Ritter, J. H., Geschichte der jüdischen Reformation. In drei Theilen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Mendelssohn und Lessing als Begründer der Reformation im Judenthum dargestellt. Berlin, Jonas. Gr. 8. 16 Ngr.

Roth von Schreckenstein, Freih., Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa (von den Russen Schlacht bei Borodino genannt) am 7. September 1812. Nebst einigen ausführlichen Nachrichten über die Leistungen des 4ten Kavallerie-Corps unter der Anführung des Generals Latour-Maubourg. Mit einem Plane. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

Des weil. wohledlen und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach Leben und Thaten, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters urkundlich treu herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Nebst dem Bildnisse Schertlin's. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 25 Ngr.

Dänische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Svend Grundtvig. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. Mit einer Einleitung vom Herausgeber des Originals. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von der Emme. Gedichte eines Ungenannten. Langnau. 1857. 24. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Greef, W., Preußens Volksharfe. Essen, Bädeker. 16. 3 Ngr.

Harms, C., Das Real-Schulwesen des Großherzogthums und die Erhebung der höhern Bürgerschule in Oldenburg zur Staatsanstalt. Ein Vortrag, gehalten im literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg. Oldenburg, Stalling. 8. 4 Ngr.

Moltke, M., Huldigungs-Gruss aus dem Herzen des Volkes. Gedicht zur Feier des Einzuges der Erlauchten Neuvermählten, ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preussen in die Hauptstadt Berlin. Am 8. Februar 1858. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 3 Ngr.

Schmidt, Ueber die eigenthümliche Herrlichkeit der lutherischen Abendmahlsfeier. Vortrag auf der Wittenberger Conferenz der lutherischen Vereine Preußens gehalten. Berlin, W. Schultze. 1857. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Königl. Prinzessin Victoria von England. Zwei Nummern. Leipzig, Weber. Fol. 10 Ngr.

Wiesmann, J. H. F., Lebensumriß des Ministers Freih. vom Stein. Zur Gedächtnißfeier seines 100sten Geburtsjahres. Münster, Aschendorff. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Harmonie
der
Ergebnisse der Naturforschung
mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes
oder
die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur.

Von
Maximilian Drossbach.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift gibt in einer klaren und belebten Darstellung einen höchst interessanten und originellen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Welterklärung. Sie zeigt, wie eine besonnene und genaue physikalische Denkweise dem Materialismus von Grund auf zuwiderläuft. Ihrem Geiste nach ist sie eine Fortbildung der von Leibniz begründeten Anschauungsweise. Dabei ist der Verfasser ein von philosophischen Schuleinflüssen durchaus unabhängiger Selbstdenker, sodaß die Schrift sich in jeder Weise dem großen gebildeten Publikum empfiehlt.

In demselben Verlage erschienen folgende Schriften von
Julius Frauenstädt:

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in mehreren Auflagen erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publikum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das Verhältniß von Glauben und Wissen. Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Strenge üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Kohlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Forderungen der ächten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des beliebten Schriftstellers will für die religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, Erdmann's psychologische, Moleschott's physiologische Briefe auf ihren Gebieten sind. Er wendet sich wie diese an das große gebildete Publikum Deutschlands und sucht gegenüber „den modernen Hierarchen, den absolutistischen Autoritätsreferen, den die «Umfeder der Wissenschaft» verlangenden vernunftfeindlichen Positivisten und Objectivisten, welche die Menschheit in einen Köhlerglauben zurückzuversetzen wünschen", die Berechtigung und Wahrheit einer natürlichen Religion nachzuweisen: „einer den Fortschritten der Wissenschaft und der durch sie gewonnenen philosophischen Weltanschauung entsprechenden Religion, die nicht fernen Kopf und Herz miteinander in Zwiespalt bringt, sondern beide versöhnt". Besonders verdient die Schrift auch von den Lesern der in drei Auflagen erschienenen Schrift „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanschauungen" beachtet zu werden, da sie sich ausführlich mit dieser beschäftigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des zwanzigsten Heftes:

Belagerungsstand, Ausnahms-Maßregeln, -Gesetze, -Gerichte, Aufruhracte, Kriegs- und Standrecht. (Der Ausnahmszustand in Deutschland.) (Schluß.) Von Welcker. — Belehnung, s. Lehnswesen. — Belehrung, Volksbelehrung. Von Welcker. — Beleidigung, s. Injurie. — Belgien. Von B. A. Arendt. — Belgien seit 1840. Von H. Ahrens.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cathedin's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels. 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 15. April 1858.

Inhalt: Neue deutsche Lyrik. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte des deutschen Ritterordens. Von Karl Zimmer. — Schutz und Angriffspamphlet eines ultramontanen Caricaturisten. — Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue deutsche Lyrik und Epik.

Die deutsche Muse schläft nicht, trotz aller griesgrämigen Recensenten! Mag man doch ihren freien Sang gewähren lassen! Zu allen Zeiten hat die Lyrik zahlreiche Blüten getrieben, und Hegel vergleicht mit Recht die Liederpoesie einer sich stets erneuenden Blumenflur. Das Zeitalter der Troubadours und Troubadours, der Minne- und Meistersänger beweist dies zur Genüge. Freilich ist rasche Vergänglichkeit das Los dieser Massendichtungen. Nur wo sich in der Lyrik eine tiefe und geistvolle Lebensauffassung ausprägt, eine originale Physiognomie spiegelt, eine neue Formen schaffende und beherrschende Gewalt des Ausdrucks, das zauberische Aroma einer genialen Eigenthümlichkeit, da ist die Bürgschaft längerer Dauer gegeben, die Aussicht auf jene etwas precäre Unsterblichkeit der Poeten, die noch von den Launen des Geschicks abhängt, wie sie jener bekannte Vers ausspricht: „Habent sua fata libelli!“ Daß sich indeß unter unserer neuen Lyrik ebenso viel und mehr Bedeutendes findet, als unter den lyrischen Versuchen früherer Epochen, das scheint uns zweifellos, und wenn es auch für den Augenblick unter der Masse verschüttet wird, so bricht es sich doch allmählich Bahn zu allgemeiner Geltung. Gehen wir daher ohne Mißmuth, ohne Klagen über die Indifferenz des Publikums, über die Ueberschwemmung des Büchermarktes an die Prüfung einiger der neuesten lyrischen Gaben.

1. Gedichte von Friedrich Hebbel. Gesammtausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart, Cotta. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Mehrzahl dieser Gedichte ist uns aus den frühern Einzelausgaben „Gedichte“ und „Neue Gedichte“ bekannt. Dennoch macht diese Sammlung durch die Anordnung, Verbesserungen und das neu Hinzugekommene einen wesentlich bedeutenden Totaleindruck. Hebbel's gedankenreiche, ernste und tiefe Muse kennen wir von seinen Dramen her, welche nur durch die Paradoxie der Stoffe und der Behandlungsweise die Wirkung einer großartigen und energisch-geschlossenen Composition beeinträchtigen. Wir begrüßen diese Muse daher mit Freuden auf dem Gebiete der Lyrik; denn hier kann selbst das Paradoxon, wenn es der Feder entschlüpft, als geistiges Ferment verwerthet werden; eine etwas starre und schroffe Behandlungsweise wird mit ihrem geistig-monumentalen Charakter willkommen sein als Gegengewicht gegen süßliche Verflachung und physiognomielose Verblümelung, wie sie allerdings seit 1850 in den Productionen der Masse zu Tage kommt. Eine von geistiger Bucht schwere Lyrik, die sich nur mit Mühe in Fluß bringen läßt, ist rühmenswerth in einer Zeit, in welcher gefällig fließende Nichtigkeiten überall aus einem breitgetretenen Gedankenboden hervorquellen, lose Blätter mit Blumenarabesken graziös aus den Studienmappen unserer lyrischen Akademiker herausflattern, und sich von Modernen für ihre Albume haschen lassen. Die Leichtigkeit der Form wird hier zu einer Gefahr für den Inhalt; denn diese Form gleicht einer glatten Rutschebahn, auf welcher die lyrischen Klingelschlitten mit gleichmäßiger Virtuosität herunterg leiten. Gegenüber der Blumenflur der Liederpoesie ist diese Hebbel'sche Lyrik ein geistiges Bergland, von frischrauhe, gesunder Luft durchweht, mit hohen, schroffen, oft aber von sanftem Abendroth der Phantasie überflogenen Gedankengipfeln. Gelingt es dieser erhabenen Muse, ihre Herbheit zu besiegen und in Grazie hinzuschmelzen, dann erhalten wir ein vollendetes Gedicht, dessen Aroma noch würziger ist, als wo diese Vollendung auf dem entgegengesetzten Wege erreicht wird, indem eine von Haus aus graziöse Muse sich eines ernstern Gedankeninhalts bemächtigt. Aus diesem Charakter der Hebbel'schen Lyrik geht hervor, daß ihre Loorbern nicht auf dem Gebiete des musikalischen, sangbaren Liedes blühen, das einen leicht faßlichen Gang und den Schmelz einfacher Empfindung erfordert, sondern in den Regionen der höhern Gedankenpoesie und des lyrischen Charakterbildes. Zum Schwung der Ode hat sich Hebbel nur selten erhoben, obgleich die hierher zu rechnenden Gedichte seine hohe Befähigung für diese nicht genug gewürdigte Gattung der Lyrik beweisen; dagegen hat er in „Sonetten“ und „Epigrammen“

eine Reflexion von seltener Tiefe und Schlagkraft an den Tag gelegt, während sein dramatisches Talent sich in der scharfen Auffassung der Lebensbilder, in ernster Situations- und humoristischer Genremalerei bewährt.

Die Hebbel'schen „Lieder" sind meistens mit einem Gedanken beschwert, der ihrem freien Flug hinderlich ist. Der Gedanke des Liedes muß den Boden der Empfindung nicht verlassen; er muß nur aus ihrer Blume herauschauen, wie die Gestalt der fleurs animées. Wo er aber selbstständig wird und das Bild, das die Empfindung erweckt, nur zu seinem Symbol herabdrückt, da geht der Duft des Liedes verloren, und das Lied wird zum Epigramm. Hebbel ist in der That, wie wir später sehen werden, der größte Epigrammendichter der Neuzeit; aber die Schärfe seines Denkens beeinträchtigt die milde Grazie des Liedes. Das Gedicht: „Zu Pferd, zu Pferd" z. B. beginnt mit der lyrischen Stimmung und Situation:

Zu Pferd, zu Pferd! Es saust der Wind!
Schneewolken, düst're, jagen!
Die schicken nun den Winter aus!
Zu Pferd, zu Pferd! Durch Saus und Braus
Die heiße Brust zu tragen.

Diese Stimmung und die unbedingte Hingabe an sie ist lyrisch. Der letzte Vers des Gedichts setzt aber das Ganze blos zum Bild eines Gedankens herab, der eine didaktische Wendung nimmt:

In meinem Mantel wühlt der Wind,
Er raubt mir fast die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An seiner Wuth erpreß' ich's nur,
Wie fest ich oben sitze.

Auch die Form der meisten Lieder ist epigrammatisch herb, ohne Duft und Schmelz, z. B. der Refrain in „Das letzte Glas":

Stoß an! Du stießest gar zu heftig!
In tausend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir schon geschäftig
Der Kellner — nochmals füll' ich das!

wo der auf einem bedeutungslosen Worte ruhende Schlußreim matt austönt. Nur das „Nachtlied" vereint Gedanken- und Empfindungstiefe mit einer melodischen Form, und das „Frühlingslied" hat einen zum Gesang herausfordernden Tonfall.

Im Abschnitte „Balladen und Verwandtes" überwiegen Situationsbilder, in denen theils das Paradoxe der Hebbel'schen Muse in den etwas schroffen und hyperbolischen Contouren der Zeichnung zu Tage kommt, theils der dramatische Stil über den lyrisch-epischen überwiegt. In der Regel liegt der Situation ein ethischer Gedanke zu Grunde. Gleich im ersten Gedicht „Liebeszauber" geht ein wunderbar tiefes Naturempfinden Hand in Hand mit einer schroff abgerissenen, zerhackten Schilderung, die allerdings ein dramatisches Leben athmet, das aber die Einheit des lyrischen Gedichts zerreißt. Wie schön sind die ersten Verse:

Schwül wird diese Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter sich zusammen,
Breit begrenzt von Wetterleuchtens Flammen,
Und von rothen Blitzen scharf durchzogen.

Alles Leben ist in sich verschlossen,
Kaum nur, daß sich mühsam Athem hole;
Selbst im Beete dort die Nachtviole
Hat den süßen Duft noch nicht ergossen.
Jedes Auge wär' schon zugefallen,
Doch die Herzen sind voll Angst und zittern
Vor den zwei sich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erschallen.

Wie ungünstig sticht dagegen die dramatisch krampfhafte Gedankenstrichmalerei in den folgenden Versen ab:

Was? Sie knüpfe ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt sich in der Wohme alten Mantel?
Ist sie — oder stach mich die Tarantel?
Wird sie — die Besinnung will mir stocken!
Ja, schon knarrt die Thür! Da kommt sie. Nimmer
Würd' ich selbst sie, so vermummt, erkennen —
Hätt' ich nicht — die Lampe läßt man brennen,
Daß es scheint, man sei im frommen Zimmer.

Diese zerrissene Form ist um so störender, je größern poetischen Reiz das Gedicht durch die seelenvolle Ineinszauberung des Natur- und des Lebensbildes, die gleichmäßige Steigerung und Auflösung beider gewinnt. Orientalisch pikant, farbenfatt, originell in Anlage und Ausführung ist „Die Odeliebt". „Das Korn auf dem Dache" hat wiederum eine epigrammatische Wendung; „Vaterunser" ist eine grelbeleuchtete Banditenscene; „Ein dithmarsischer Bauer" dagegen ein tüchtiges Charakterbild von echtem Schrot und Korn und jener Kunst der Steigerung, mit welcher der Dramatiker vertraut ist.

In den „Vermischten Gedichten" finden sich einige liebliche Naturbilder aus einem Guß: „Vorfrühling", „Sommerbild", „Herbstgefühl", „Spaziergang am Herbstabend", in denen allen die Empfindung sich nicht in den ausgefahrenen Geisen bewegt, sondern neue Töne anschlägt und eine große Prägnanz des Ausdrucks offenbart. Das Gedicht „Abendgefühl" ist liederartig hingehaucht bis zum Schluß, den der Daktylus „Schlummerlied" entstellt und hinkend macht. Uebrigaupt hat Hebbel nicht einen durchweg feinen Takt für die Intensität der lyrischen Form. Es begegnet ihm oft, daß er Wendungen gebraucht, die jedes poetischen Schimmers bar sind und die man gern ausmerzen möchte, um einzelnen sonst prächtigen Gedichten makellose Schönheit zu verleihen. In den „Waldbildern" z. B. ist die Eigenthümlichkeit der Naturwidmuß in schlagenden Zügen ausgeprägt; doch wie störend sind einzelne prosaische Verse, wie z. B.:

Trid ihr's wieder, finstre Wälder,
Voll an Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzenwächter,
Doch zuweilen Räuber trifft!

Wie matt die zweite Zeile, in welcher der „Tod" hinter dem „Mord" einherhahmt, das „wo man trifft" und gar das unglückliche „zuweilen"! Nachher folgen wiltschöne Bilder, die man nach dieser Ouvertüre nicht erwartet. Der Cyklus: „Ein frühes Liebesleben" enthält neben einzelnem Trivialen, wie „Glück" und „Nachklang", ergreifende elegische Klänge. So z. B. „Offenbarung", der Traum des Dichters am Grabe der Geliebten:

Digitized by Google

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
Ich ahn' es nur noch kaum,
Daß du, ein himmlisches Gesicht,
Mir nahe warst im Traum.

Doch was dies flücht'ge Wiedersehn
In meiner Brust geschafft,
Das kann die Seele wohl verstehn
Die glühe in neuer Kraft.

Du hast der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchschaut,
Und thatest kühn mir wieder kund,
Was dir der Tod vertraut.

Und wenn das große Losungswort
Auch mit dem Traum entschwand,
So wirkt es doch im Tiefsten fort,
Gewaltig, unerkannt!

Prächtige niederländische Genrebilder sind: „Die Kirmes" und „Unterm Baum", das letztere recht vollsaftig und doch zart:

Unterm Baum im Sonnenstrahle
Liegt ein rothes, träges Kind,
Schläft so lange, bis zum Mahle
Früchte abgefallen sind.

Einer hängt der schweren Aeste
Fast herab auf sein Gesicht,
Beut ihm still der Früchte beste,
Doch sie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel
Eilt der Mittagwind daher,
Schüttelt leise, und vom Wipfel
Fällt es gelb wie Gold und schwer.

Daß das Büchchen, nun die Spende
Aus dem Grase winkt, erwacht,
Setzt auf eine seiner Hände
Sich die kleinste Mücke sacht.

„Ein Spaziergang in Paris" führt eine bunte Reihe von Bildern an uns vorüber, doch läßt dies Gedicht in oft gedankentiefen Anläufen, oft spielerischen Arabesken der Schilderung die Einfachheit des Tons vermissen. Dagegen ist „Ein Venerabile in der Nacht" ein meisterhaftes italienisches Situationsbild, vom Hauche echt südlicher Andacht durchweht. Das Gedicht „Auf dem Meer" wird durch die Kühnheit der Gedanken und Bilder, den Schwung des Ausdrucks zur Ode gestempelt. Der Dichter hört im Meer die verhallenen Fluchgesänge begrabener Titanen, die dort nicht sterben können:

Sie wissen's jetzt: man kann nicht einzeln sterben;
Solange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird sich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna sich begräbt.

Langsam nicken sie ein, doch nach Jahrhunderten erwachen sie wieder:

Ich ahn' es längst! Die geballten Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgestört,
Und heben an die alte Nacht zu mahnen,
Jetwedes Element der Welt empört.

Was's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit seiner Aetnafackel angesteckt?
Und ist's ein andrer, oder ist's derselbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeist weckt?

Wohlauf! Zurückgeschlagen sind die Flammen!
Schwelle denn in eins, ihr Meere fern und nah,
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zusammen,
Wie Aeschylos es im Prometheus sah.

Für eine sanftere Ode mag „Das Opfer des Frühlings" gelten, ein Gedicht von kühner, hin und wieder etwas verworrener Naturmythik, aber von seltener Anmuth des Bilderprismas, in welches sich der Grundgedanke bricht:

Sah ich je ein Blau, wie droben
Klar und voll den Himmel schmückt?
Nicht in Augen sanft gehoben,
Nicht in Veilchen still gepflückt?

Leiser scheint der Fluß zu wallen
Unter seinem Widerschein,
Vögel schweigen, und vor allen
Dämmert meine Seele ein.

„Dem Schmerz sein Recht" sind Elegien, in denen sich, wie überall bei Hebbel, das einzelne Geschick zum Weltgeschick erweitert. Der Schmerz, des bang bewegten Herzens taucht in die Abgründe des Universums nieder; schöpft aber auch aus seinen Tiefen Trost:

Denn das ewige Gesetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es sich entfaltet,
Muß ein Wesen auch vergehn und sterben.

Der trotzig herbe Sinn des Dichters spricht sich auch in diesen Elegien aus:

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Gestorben, mich im Stein verschließen,
Im härtesten, im Diamant.

Und:

Nun, ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten
Drängen in allen Gestalten!
Trotze, so bleibt dir der Sieg!

Dieser letzte Vers ist der Denkspruch im Wappen der Hebbel'schen Muse, zugleich der Wahlspruch seiner dramatischen Lieblingshelden und Heldinnen. Auch in den Elegien zeigt sich Hebbel's Meisterschaft im Epigrammatischen:

Und mußt du denn, trotz Kraft und Muth,
In jedem Dorn dich ritzen,
So hüt' dich nur, mit deinem Blut
Die Rosen zu besitzen.

Und:

Geht stumm an dir vorbei die Welt,
So fühle stolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch, für Gott bestellt,
Der ihn allein erquicken soll.

Reizend ist der Schlußaccord dieses Abschnitts:

Den bängsten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß alles nichts bedeutet,
Und wär' uns noch so schwül.
Da spielt in unser Weinen,
Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber möchte meinen,
So sollt' es immer sein!

„Des Dichters Testament" enthält in mehrfacher

Digitized by Google

Beziehung Hebbel's Glaubensbekenntniß. Die Terzinen des ersten Gedichts sind wol gedankenvoll, aber schleppend und verworren, zu metaphysisch in ihren Wendungen; das zweite, der „Prolog zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier", gibt uns das ästhetische; das dritte: „Die Erde und der Mensch" das sociale; das vierte: „An des Kaisers von Oesterreich Majestät", das politische Credo des Dichters. Der Grundgedanke des dritten erinnert, zu Unguisten des poetischen Schwungs, zu direct an nationalökonomische Theorien. Die Erde erklärt, daß keine Uebervölkerung zu fürchten, daß sie für alle ihre Kinder Nahrung biete. Der Dichter knüpft daran eine dichterische Feier der Auswanderung, und schließt mit dem Aufruf ans Vaterland:

Laß aber du, o Vaterland, dich mahnen:
Vergiß sie nicht, die Kinder in der Ferne,
Sie werden segeln unter deinen Fahnen,
Drum sorge du, daß man sie achten lerne.
Und ziehn sie auch von Pol zu Pol die Bahnen,
Sei du mir ihnen, wie die treuen Sterne,
Und halte jedes, voll erhab'nen Trostes,
Je ferner dir, je würd'ger deines Schutzes.

Das politische Credo des Dichters im vierten Gedicht können wir norddeutschen Poeten unmöglich unterschreiben, und müssen das Patrioinium des Dichters, seine Prophezeiung der ihm heilgewordenen Zukunft, den magnetischen Einwirkungen seiner jetzigen Umgebung zuschreiben; denn unter der dithmarsischen Buche oder Eiche, die über seiner Wiege rauschte, hätte er diesen Traum wol nicht geträumt.

Indem wir nun zu den „Sonetten" und „Epigrammen" übergehen, treten wir in die reichsten Gedankenschatzkammern der Sammlung. Die Sonette geben einen meistens bedeutenden Inhalt in einer fast immer musterhaften Form; Satz, Gegensatz und Schlußsatz prägen sich in den anmuthigsten Strophen wie vollkommener Klarheit aus; und dabei ist es nicht blos ein hin- und herwogendes Plätschern der Gedankenwellen, sie werfen auch schöne und kostbare Perlen an den Strand. Ein pantheistisches Versenken in das Naturleben, ethische und ästhetische Reflexionen, in harmonische Bilder gekleidet, bilden den Hauptinhalt der Sonette, von denen einzelne zu den besten Mustern gehören, z. B.:

Der Wein.

Du blinkst so hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir geronnen,
Woraus du einst die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegenschäumt dem Zecher.

Ich aber säume, reizender Verspecher
Des Süßesten, und zähle all die Sonnen,
Die dich mit ihrem Roth von Licht umsponnen,
Bevor die Traube reif erschien dem Becher.

Ich sehe ihn von Nächten und von Tagen
Den reichen Flug, die, längst hinabgesunken,
Dir scheidend all ihr Köstlichstes gegeben.

Da möcht' ich fast im Geist vor dir verzagen,
Raum an den Lippen, bist du aufgetrunken,
Wie zahle ich den Preis für so viel Leben?

Oder:

Unsere Zeit.

Es ist die Zeit des stummen Weltgerichts;
In Wasserfluten nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in sich selbst zusammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenroth verschwammen,
Doch wird er nicht beschworen, nicht verdammen,
Der kranke Priester am Altar des Lichts.

Er soll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erste Blüte
Ein Auge hat, und sie mit Liebe bricht:

So darf er auch des Herbstes letzten Segen,
Nicht überschn, und die zu spät erglühte
Nicht kalt verschmähen, wenn den Kranz er flicht.

Die Klippe, an welcher Hebbel's Gedankenlyrik bisweilen und auch in einzelnen Sonetten scheitert, ist eine abstracte Form mit ganz directen Wendungen der Metaphysik, welche wie Verknöcherungen den freien Herzschlag der Dichtung lähmen.

Und könntest du, im Edelsten erglimmen,
Auch deines Wesens Form vor ihm vermichten,
Die Elemente bleiben, die sie waren.

Oder:

Viel trage ich, doch schlägt mir die Entehrung
Der Weltidee, auf deren Leib ich hoffe,
Durch Puppentarven leicht die Todesmunde.

Was thut's? Die echte Zeugung ist Entlerung
Des Einzelwesens von dem Weltenstoffe
Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

Oder:

Die Weltgeschichte sucht aus spröden Stoffen
Ein reines Bild der Menschheit zu gestalten,
Vor dem, die jetzt sich schrankenlos entfalten,
Die Individuen vergehn, die schroffen.

Oder:

Dann ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbstzerspittrungsdrange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerflossen.

Hier an allen diesen Stellen ist der metaphysische Denker nicht im Dichter aufgegangen. Diese erraschen Gedankenblicke aus den Höhen der Speculation nehmen sich seltsam aus in den lachenden Gefilden der Dichtung. Der Poet soll auch die tiefsten Gedanken in ein graziöses Bild kleiden; er soll uns nicht seine Schüsseln noch dampfend aus der metaphysischen Garküche auftragen.

Die Epigramme Hebbel's stehen den Xenien Goethe's und Schiller's vollkommen ebenbürtig zur Seite. Hebbel ist ein Meister im Lapidarstil des Gedankens; dem überraschenden Bilde weiß er die schlagendste Unterschrift zu geben. Manche dieser Epigramme sind Blitze aus der Tiefe seiner Weltanschauung, andere sind goldene Suren aus dem Koran der Lebensweisheit, noch andere scharf geprägte Gemmen oder Charakterköpfe. Die harmlose Bilderepigrammatik führt uns besonders nach Italien, das sie mit geistvollen Zügen malt. Die „Gnomen" enthalten viel Tiefes in straffester Form, z. B.:

Das Höchste und Tiefste.

Kein Gewissen zu haben bezeichnet das Höchst' und Tiefste,
Denn es erlischt nur im Gott, doch es verstummt auch im Thier.

Digitized by Google

Das größte Hinderniß.

Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurückhält?

Daß er auf Planken sich gern ewige Wohnungen baut.

Die ästhetischen Epigramme in dem Abschnitt „Kunst" sind von großer Tragweite. Was Hebbel über das Genie und die Talente, Idee und Gestalt, Vers und Prosa, die deutsche Sprache sagt, das ist alles ebenso treffend wie in durchgreifender Weise ausgesprochen. In den meisten Punkten stimmen wir vollkommen mit ihm überein, und diese Uebereinstimmung unter den Strebenden der Jetztzeit bürgt dafür, daß sich ein neuer Kanon lebensvoller Poesie entwickeln wird. Daß die Weltpoesie den Dilettantismus im Gefolge hat, spricht Hebbel in seiner Weise aus, wie wir es oft ausgesprochen. Er geißelt den Dilettantismus überhaupt treffend:

Die Poesie der Formen.

Was in den Formen schon liegt, das setze nicht dir auf die Rechnung:
Ist das Klavier erst gebaut, wecken auch Kinder den Ton.

Der Dilettant.

Nimmer zum Kunstwerk wirst du's bringen, aber zur Einsicht
In das Wesen der Kunst, wenn du dein Nichts erst verspielt.

Gegen eine eunuchenhafte Kritik, die es liebt, das Genie und die Talente zu bofmeistern und herabzusetzen und dagegen Mittelmäßigkeiten zu creiren, ist das folgende Epigramm gerichtet:

Der Kritiker als Demiurg.

Jeder möchte doch schaffen, und da du nun einmal Gedichte
Nicht zu schaffen vermagst, schaffst du uns Dichter dafür.

Gegen die überwuchernde realistische Richtung sind folgende Xenien geschleudert:

Das Princip der Naturnachahmung.

Freunde, ihr wollt die Natur nachahmend erreichen? O Thorheit!
Kommt ihr nicht über sie weg, bleibt ihr auch unter ihr stehn.

An die Realisten.

Wahrheit wollt ihr, ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Aufzufangen, indeß Bos ihr den Schmurfen gesellt.
Leugnen läßt es sich nicht, er folgt ihr im Leben beständig,
Doch ein gebildeter Sinn schaudert vor solcher Natur.

Mit goldenen Lettern aber möchte man das folgende Epigramm in den Bureaune der deutschen Theaterintendanzen und Directionen anschlagen:

Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen.

Eure Romane und Dramen sind nichts als leere Chiaraden,
Kennt man das Wort, das sie löst, wirft man sie auch an die Wand.

Die ganze Poetik in nuce, die Hebbel hier gibt, ist vortrefflich. Unter dem übrigen Epigrammenschatz möge der Leser selbst wählen. Und zahlreiche Leser wünschen wir dieser hervorragenden Sammlung, damit das deutsche Gemüth sich wieder an Tieferes gewöhne und zwischen den Zeilen lesen lerne, durchdenkend und nachempfindend, während die jüngste Blumenlyrik nicht nur zwischen den Zeilen, sondern auch in denselben stil- und gedankenlose Arabesken bietet.

2. Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 24 Sgr.

Dieses Dichtwerk reiht sich den Hebbel'schen Gedichten würdig an. Der Verfasser, ein talentvoller Ostpreuße, debutirte zuerst mit humoristischen Romanen, in denen eine Jean Pauliserende Ader nicht zu verkennen war. In der Lyrik versuchte er sich mit magyarischen Gesängen, im Drama mit einer großartigen Tragödie, einem welthistorischen Charaktergemälde: „Der Tod des Tiberius." Allgemeines Aufsehen erregte sein Werk über Corsica, es verrieth vielseitige und gründliche Bildung, poetischen Sinn, eine seltene Gabe der Darstellung, die er schon früher auf historischem Gebiete als Biograph des Kaisers Hadrian bewährt, die aber noch mehr in der Schilderung der Naturbilder und Volkszustände hervortritt. Aehnliche kleinere Schriften über Italien reihten sich jenem Hauptwerke an. Jetzt bietet uns der Dichter eine poetische Erzählung in streng epischer Form und von echt classischem Hauche durchweht, getragen von seinen antiken Kunst- und Lebensstudien. Einheit der Handlung, plastische Darstellungsweise und Sinnigkeit im Plan des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen zeichnen diese Dichtung aus. Der Held derselben, Euphorion, ist ein griechischer Sklave in Pompeji, im Hause des Arrius Diomedes, ein Meister der bildenden Kunst, der jenen prächtigen, in diesem Hause ausgegrabenen Candelaber schuf, welcher sich jetzt im Museum der Bronzen Neapels befindet und dort auf den Dichter einen solchen Eindruck machte, daß er auf ihm gleichsam die Lampen seiner Dichtung anstellte. Er nimmt an, daß Euphorion diesen Candelaber in seiner Werkstatt verfertigte, um die Feier der Wiederkehr seiner geliebten Jone, der Tochter seines Herrn, die sich in Rom aufgehalten, damit zu verherrlichen. Die Lampen sind Erfindung des Dichters; er hat sie sinnig ausgewählt und zugleich den Inhalt seiner vier Gesänge damit bezeichnet. Die Beschreibung des Candelabers mag auch zugleich als Probe dienen für den dichterischen Stil des Ganzen:

Aber es stand vollendet die Leuchte, ein himmlisches Kunstwerk!
Sieh, auf Klauen des Leun, wie erglänzte die funkelnde Basis,
Mächtig und glatt; drin konnte sich wol abspiegeln ein Mädchen.
Sieh, um den zahnigen Rand, wie so fein doch rankte des Blattstocks
Silbergezweige, wie hob sich daneben der flammende Altar
Sauber und schön, doch ihm genüber das reizendste Bildwerk.
Denn dort tanzte geschmeidig mit muntern Gliedern ein Panther
Kühnlich und stolz, weil über dem Rücken der selige Reiter
Rebenumkränzt ihm saß, Dionysos mit strahlendem Trinkhorn.
Alle schmückten den Grund schön diese Figurengebilde.
Jetzo der Basis emsiges voll Kraft der gewaltige Erzschaft,
Anmuthreich mit dem Knauf und den Armen und schwebenden Lampen,

Digitized by Google

Der bis über die Bruſt dem erhabenſten Manne hinanſtieg.
Aber es war ein Pilaſter korinthiſchen Stils, und die Maske
Ziert' an dem Knauf ihn vorn, doch hinten ein mächtiges Stierhaupt.
Und man ſah es erſtaunt, wie über dem Knaufe die Arme
Schön ſich bogen, die vier ausgreifenden Träger der Lampen.
So war lieblich zu ſehn ihr Spiel und die ringelnde Blattform,
Prachtvoll, glänzend und kraus, wie die Blätter der Blume Akanthos.
Aber von jeglichem Arm hing ſchwebend an ſchimmernden Ketten
Nieder ein Lämpchen, und köſtlich von goldfarb ſtrahlendem Erze
Funkelten ſie, wie am ſchattigen Aſte die rothen Orangen,
Kunſtvoll prangte ein jedes, verſchieden an ſinniger Bildung.
Dann gleich über dem erſten erhob ſich ein ehern Gebilde
Sanft mit der blinkenden Fackel: Oneiros war es, der Traumgott,
So wie ein Falter zu ſehn in der dämmernden Bläue des Abends.
Ganz war anders der zweite; da ſaßen, ein himmliſcher Anblick,
Plaudernd und küſſend zumal zween junge verliebte Figürlein,
Amor und Pſyche gepaart. Wie im Wald ſanft ſchnäbelnde Tauben
Koſten ſie ſchön, und die Reizende hob in der Rechten die Fackel,
Doch mit den Armen umſchlang ſie der Gott, und er küßte ſie herzlich.
Ferner die dritte der Lampen, ſie war ganz anders gebildet.
Siehe, die Flügel geſenkt auf wölbendem Deckel, wie ernſthaft
Saß, und wie klug mit den Augen, ein Vogel: der Pallas Athene
Nächtliche Eule; ſie hielt in den Krallen die größeſte Fackel
Still vorſchauend und ernſt und erweckte den ſinnenden Ernſt auch.
Rührung aber erregte die letzte der Lampen und Wehmuth.
Thanatos ſtand auf ihr, und er löſchte die Fackel in Nacht aus;
Doch ihm ſchwebte zur Seite die freundliche Hore Eirene,
Schleierumwallt, in der Hand die gebogene zögernde Palme.

Der erſte Geſang: „Oneiros", zeigt uns die Träume des Meiſters in ſeiner Werkſtatt, Träume der Liebe und Freiheit. Zwar nicht dem Aegypter, deſſen Schiff im Hafen von Pompeji ankert, will er fliehend gegen den Willen ſeines Herrn in die Ferne folgen, aber doch fühlt er tief die Niedrigkeit ſeines Standes, je höher ihn die künſtleriſchen Träume erheben, die ihn beſeelen. Inzwiſchen iſt Jone, die Tochter des Arrius, zurückgekehrt, und der zweite Geſang: „Amor und Pſyche", zeigt uns Begegnung, Begrüßung und ſtummes Geſtändniß der Liebenden, unterbrochen zuerſt vom Donner der bereits fiebernden und zuckenden Erde und dann vom Zorne des Vaters. Im dritten Geſang: „Pallas Athene", ſind die Freunde des Arrius zum feſtlichen Mahle verſammelt, um die Heimkehr der Tochter zu feiern. Sklaven bringen die Werke ihrer Kunſt; auch Euphorion enthüllt ſeinen Candelaber, der allgemeine Bewunderung erregt. Zenno, der buckelige Menandros, will eine Künſtlerſchaft nicht gelten laſſen, die nur ſchafft, was dem Gebrauche des Tags dient; doch Euphorion vertheidigt in ſchöner Rede auch die Kunſt:

Die in dem wohnlichen Hauſe ſo hold als Schaffnerin waltet.
Alles berühret ſie da mit den ſchön umbildenden Händen,
Weſſen das Leben bedarf zum Genuß und zur herzlichen Labe.
Selbſt Alltägliches machet ſie ſelten und köſtlich Gemeines,
Sinnig die Noth, und es wird die Gewohnheit reizende Dichtung.

Ebenſo ſchön iſt die Rede des Sängers Ismenos, welcher das kunſtvolle Werk des Euphorion mit ſinnigen und begeiſterten Worten deutet. Dann ſpricht Jone den Euphorion von der Knechtſchaft frei und ledig; und als der Freigelaſſene gerührt dem Meiſter dankt, da

finſtere Nacht, urplötzlich, unſagliche ward es!
Gleich als börſte die Welt, vom Veſuv auf krachte ein Sturmwind,
Und das Gefäß mit Geklirr, mit Geklang hinſtürzten die Becher,
Und mit Geſumm, tieftönig, erſcholl der Pilaſter von Erz auch,
Raſſelnd hinab in den Saal, rings flog der zerſplitterte Marmor.
Weithin rollten die Lampen, den reißenden Ketten entſprungen,
Schütteten Oel ſie daher, und es ziſchten die Flammen in Nacht aus.
Aber Geſchrei in der Halle, ein gellendes, gräßliches ſcholl auf.
Wild wie das Haupt der Meduſe, ſo ſtarrte der rothe Veſuv drein.
Krachend zerplatzte der Berg, und ein Feuergebilde vom Schlund ihm
Stieg, wie des Meers Windhoſe, und leckte mit Flammen den Aether.
Pinie war's an Geſtalt, ſo wölbt' es von Gluten ein Dach auf
Rieſig, und wuchs, bis plötzlich ein Feuererkan es ſich drehte
Raſend, und donnernd verſank's in die Tiefen des heulenden Kraters.
Und jetzt finſterte Qualm, dumpf brüllend Geſchlürf' und Gegohe
Kochte, und jach nun wieder entſtieg's, und es wirbelte Feuer,
Feuer unendlich, es flogen die Klumpen wie Sterne, wie Monde
Schwarmweis brennende auf, wie ein donnerndes Heer von Kometen,
Die mit dem ſprühenden Schweif durchpeitſchten den winſelnden Luftraum,
Bis ſie hinabwärts ſanken, ein feuriger, grauſiger Hagel.
Blutroth ſchäumte der Berg von dem wogenden Erz, und in Strömen
Rollten die Feuercascaden und Glutkatarakte der Lava.

Der vierte Geſang: „Thanatos und Eirene", führt uns in eine Grotte der Inſel Capri, wohin ſich Jone und Euphorion gerettet, und gibt uns in flüchtigen Zügen ein Bild der Verwüſtung. Arrius iſt in ſeinem Hauſe verſchüttet, die glücklich vereinten Liebenden aber ſegeln auf dem Schiffe Serapion's nach Aegypten.

Der Gang der Handlung iſt einfach und harmoniſch. Der Dichter hat es ſelbſt vermieden, den nahe liegenden Weg einer pikantern Entwicklung einzuſchlagen. Arrius hätte die Freilaſſung des Euphorion verweigern können und dieſe Freilaſſung wäre dann erſt durch den furchtbaren Ausbruch des Veſuvs, welcher den Vater mit ſeinem Veto verſchüttete, durch die große Naturkataſtrophe factiſch, wenn auch nicht rechtlich bewirkt worden. Die Liebe Jone's hätte dann den Flüchtling nach Aegypten

Digitized by Google

begleitet. Doch Gregorovius vermeidet mit epischem Sinne dramatische Conflicte, Katastrophen, Entscheidungen. Die Hexameter, welche für diese von einheitlichem, antikem Geiste durchdrungene Dichtung passend sind, sowenig wir sie sonst in der modernen Epik am Platze finden, haben einen fast durchweg regelrechten Bau, welcher die Trochäen von seiner Schwelle verweist. Nur selten schiebt sich ein Flickwort als Kitt in seine Architektonik ein. Die schöne, plastische Haltung der Sprache, lebensvoll in der Schilderung, bedeutsam in der sinnigen Deutung, bedarf nach den mitgetheilten Proben keiner weitern Würdigung.

3. Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. — A. u. d. T.: Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte. Berlin, Decker. 1857. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begegnen der Muse dieser Dichters am liebsten, wo sie entweder in orientalischer Weise Perlen sinniger Lebensweisheit zum Kranze reiht oder in meisterhaften Neudichtungen als Vermittlerin der Weltliteratur auftritt. So sind und auch in dieser Sammlung, die einen mehr gelegentlichen Eindruck macht und des charakteristischen Gepräges entbehrt, die didaktischen Gedichtchen, die kleinen gefügelten Gnomen und die Mittheilungen aus der Fremde am willkommensten. In den „Balladen und Sagen" ist weder ein neuer Ton angeschlagen, noch dichterische Energie erkennbar. Die Holzschnittmanier, in der altfränkische Stoffe behandelt sind, ist ziemlich ungenießbar. Auch die Bibelbilder „Jephta's Tochter", „Simson" sind ohne plastische Kraft und glänzendes Colorit. Daß Bodenstedt den deutschen Liedern nicht immer zu treffen weiß, zeigen seine „Lieder aus dem Hochlande". Sie sind zwar einfach, aber von einer auffallenden Trivialität, z. B.:

Abschied von den Bergen.

Lebt wohl, ihr lieben Leute,
Lebt wohl, Gebirg und See!
Ich bin so traurig heute,
Da ich von dannen geh'.

Der blaue Himmel oben,
Unten der blaue See —
Rings Berge duftumwoben,
Fern weißer Gletscher Schnee.

Lebt wohl, ihr lieben Leute,
Lebt wohl, Gebirg und See!
Ich bin so traurig heute,
Da ich von dannen geh'!

Das „Traumgesicht" in Terzinen schlägt allein einen höhern Ton an; doch ist die Verherrlichung von „Liebe und Wahrheit" etwas abstract gehalten. „Herbstlied" und „Mondfahrt" im nächstfolgenden Abschnitt sind reifere Gedichte. Von den Sonetten ist das: „An mein Söhnchen", wol am tiefsten empfunden. „Am Grabe Heinrich Heine's" ist in jeder Beziehung matt und verfehlt. Bodenstedt stellt den Tod des Lyrikers und den des russischen Kaisers Nikolaus gegenüber, und ruft dabei aus:

Wer von euch hat das bessre Theil erworben?
Gerüstvoll ging der Zar zur ewigen Ruhe,
Was er gewesen — ist mit ihm gestorben.

Das ist doch eine unleugbare Unterschätzung einer bedeutenden historischen Erscheinung, wie sie der Zar Nikolaus gewesen. Natürlich wird der Dichter Heine in gleichem Maße überschätzt. Wer aber würde überhaupt sein Bild in den folgenden Zeilen erkennen:

Du, der in Liedern ewigen Zaubers voll,
Zu Lust und Leid so manches Herz erregte,
Der eine Welt von Schönheit in sich hegte,
Des Brust von Wohllaut und von Liebe schwoll.

Das ist das Bild eines beliebigen Duodezpoeten; wie sollen aber diese Prädicate des Wohllauts und der Liebe auf einen Dichter der kecksten Dissonanz, wie Heinrich Heine, passen?

Die Muse Bodenstedt's ist eine Orchidee, welche auf fremden Stämmen ihre schönsten Blüten treibt. Die berühmte Ode Derzawin's „An Gott" hat sie mit all ihrer imposanten Würde bei uns eingebürgert; Kolzow's leichtfüßige Liederchen, die selbst dem ernstesten Inhalt nur kurze, rasche Verse geben, einige Gedichte aus Byron's „Hebrew melodies", Shakspeare's „Verliebter Pilger" und sechs von seinen Sonetten sind von Bodenstedt mit gewohnter Sicherheit und Leichtigkeit übersetzt. Er hat den richtigen Takt für das Wesentliche, für das, was er nicht ändern darf und wiederum für das, was er ändern darf oder muß. Wir werden im sechsten Lied des „Verliebten Pilger" Dowland und Spencer nicht vermissen, wenn Bodenstedt die Shakspeare'schen Verse:

Dowland to thee is dear, whose heavenly touch
Upon the lute doth ravish human sense,
Spencer to me, whose deep conceit is such,
As passing all conceit, needs no defense —

übersetzt:

Du liebst der Lyra Himmelston zu hören,
Der dein Gemüth mit sel'gem Schauen füllt,
Ich lieb' es, mich an Liedern zu berauschen,
Drin sich der Geist der Schöpfung mir enthüllt.

Wir werden es billigen, wenn er im vierzehnten Lied den „Englishman" in einen „Ritter" verwandelt, und im siebenten „the thigh" mit „Wade" übersetzt und anderes unübersetzt läßt. Hier bewährt sich nur der gute Geschmack, der neben einer bedeutenden Formgewandtheit dem künstlerischen Uebersetzer unentbehrlich ist.

---

4. Nohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Bürger. 1857. 16. 18 Ngr.

5. Ein Hobeslied der Liebe. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1858. 16. 22½ Ngr.

Enthusiastische Wärme, wohlthuend in einer nüchternen Zeit, hat schon die frühern Versuche dieses Dichters charakterisirt. Jetzt hat er sie kunstvoller ermäßigt, seine Form hat mehr Fluß und Klarheit, seine Gedanken haben größere Reife gewonnen. Doch ist noch oft ein Ueberschuß des pathetischen Ausdrucks über den Gedanken sichtbar; das Leidenschaftliche überwiegt und erstickt die Plastik, und der Fehler der meisten neuern poetischen Erzählungen, der Mangel an einer klaren und einleuchtenden Motivirung, aus welcher das epische Interesse hervor-

Digitized by Google

geht, ist auch hier nicht zu verkennen. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß erst aus dem Herausbilden des epischen Elements der poetischen Erzählung eine vollendetere Kunstform erwachsen wird. Jetzt wuchert und schäumt in ihr eine Lyrik über und aus, die es noch bunter treibt als in ihren eigenen Formen, in Lied, Ode und Elegie.

„Rohana" verdient von den beiden Gedichten den Vorzug. Der Stoff ist nicht neu und erinnert besonders an Böttger's „Habana". Doch ist der Ausdruck der Empfindung bei Strodtmann noch machtvoller und inniger. Auch ist der Vertreter der europäischen Cultur in der „Rohana" ein Lovelace, der weder die weißen, noch die farbigen Schönheiten respectirt. Er ist ein gewaltsamer Entführer, der seine Beute aufs Schiff lockt.

Er sprach: „Vergebens ist dein Wort,
Vergiß des Vaters graue Haare!
Sieh, lustig trägt das Schiff uns fort,
Und lustig tanzt die Flut, die klare.
Wenn ich den weiten See befahre,
Ergötzt mich solch ein Zeitvertreib.
Mich dünkt, kaum zählst du siebzehn Jahre,
O Kind, mich reizt dein junger Leib,
Und eh' der nächste Tag vergeht, wirst du mein Weib."

Ich sah den ruchlos falschen Mann,
Verzweifelnd an mit Fiebergrauen.
Doch er mit frechem Hohn begann
Mir alte Kunde zu vertrauen:
Wie er im Schifferkleid, dem rauhen,
Ein Indianerweib belog,
Das er vor Jahren aus des blauen
Erregten Sees Fluten zog,
Und dann mit Liebeswort um all ihr Glück betrog.

Die Liebe zwischen dem Culturmenschen und einem wilden Naturkinde hat Dingelstedt im „Roman" in einer Weise geschildert, in welcher Cultur und Natur beide zu ihrem vollen Rechte kommen. Der Culturmensch der „Rohana" ist im Grunde ein sehr naturwüchsiger Pirat, sodaß sich der Gegensatz in diesem Gedichte nur auf die Farben- und Racenunterschiede beschränkt. Die wilde Rache der verrathenen Taube vom Eriesee an ihrem Verführer, die Liebe ihres Sohnes zum weißen Mädchen sind wirksame novellistische Pointen. Die Handlungsweise Wachuset's, der das Mädchen, das in seine Hände gefallen, das er liebt, wieder nach Fort Detroit zum Vater zurückgeleitet, bildet nicht nur einen schönen Contrast mit dem verrätherischen Benehmen des weißen Don Juan, sondern gibt auch dem ganzen Gedicht einen harmonischen Abschluß.

Die Rhythmen der Dichtung sind meistens von einer stürmischen und doch gefälligen Beweglichkeit. Ungesucht folgen auf leichtfüßige Verse mehrfache Reime. Immer ist der Gang der Rhythmen dem Inhalt mit vielem Takt angepaßt. Das einfach erzählende und motivirende Element wird durch den fünffüßigen Jambus ausgedrückt:

Fern aus den Wäldern ist er hergekommen,
Ein greiser Krieger vom Miamistamm.

Stürmisch bewegte anapästische Strophen erzählen dagegen den Sturm auf der See:

Laut heulte der Sturm, und mit wilder Macht
Die Wasser tollten und grollten.
Zackige Blitze durchflammten die Nacht
Und um Bergesgipfel und Felsenschacht
Die zürnenden Donner rollten.
Zu des Aethers wolkenverhangenem Flor
Sah bang und zitternd der Greis empor:
O führe du
Uns Rettung zu
Aus finsterem Todesgrauen,
Manito, dir will ich vertrauen!

Aehnliche Strophen schildern den zweiten Sturm und die Katastrophe im Eriesee:

Sie spricht es, und wirft sich mit toller Hast,
Hinein in die schäumenden Wellen,
Ein Sprung — nun hält sie den Schwimmer umfaßt,
Seinem Arm entreißt sie die liebliche Last,
Und die Wogen brausen und schwellen.
Kurz währet der Kampf,
Mit eisigem Krampf
Umschließt sie des Bräutigams Glieder.
Gellend ertönt sein Schrei —
Mächtig und schwer wie Blei
In die Fluten reißt sie ihn nieder.
Und Liebesrache und Liebesweh
Begräbt in den Wellen der Eriesee.

Vierfüßige Trochäen prägen das Weh der Verlassenen in elegischem Tonfall aus:

Immer noch an jedem Morgen
Stieg zum Felsen sie hinan,
Spähend voller Qual und Sorgen
Nach dem heißgeliebten Mann.
Tausend Seufzer mag sie schicken,
Tausend stumme Grüße blicken
In des Abendrothes Glut.
Bei dem Licht der bleichen Sterne
Schaut sie täglich in die Ferne,
Auf die leis bewegte Flut.

Haß und Rache aber wühlen in den kurzen zerrissenen Strophen mit schwerem Auftakt und verschränktem Reim:

Haß, Haß, Haß,
Wo einst die Liebe gethront!
In Wahnsinn lodert ihr Aug',
Von keiner Thräne naß.
Wie der Herbstwind wol am Strauch
Ein einziges Blatt verschont,
Blieb nichts, wo einst die Liebe gethront,
Als bitterer, tiefster Haß.

Diese durchgängige rhythmische Abgemessenheit bürgt für die lyrische Begabung des Dichters, die besonders einzelne sehr duftige Blüten treibt:

All ihr blauen Glocken,
Die im Walde stehn,
All' ihr Blutenflocken,
Die im Winde wehn;
Mit den Purpursäumen,
Kelche licht und bunt,
Die auf Strauch und Bäumen
Duften, blühn und träumen:
Schmückt den Erlengrund!

Bächlein, die da rauschen
Ueber Felsgestein,
Stellt in sanftem Lauschen
Euer Murmeln ein!

Digitized by Google

Vöglein, eure Schwingen
Laßt im Laube ruhn;
Luft und Leid zu singen,
Sollen schmetternd klingen
Eure Weisen nun!

Strahl der Morgensonne,
Lichte Tagesfee,
Blicke heut' voll Wonne
Auf den Ufersaß!
Sende fromm dich nieder
Auf den Uferspfad!
Hallt und hallet wieder,
Wellenklang und Lieder,
Denn Rohana naht!

Dagegen müssen wir hervorheben, daß diese Lyrik das epische Element ganz erstickt. Eine Handlungsweise, wie die des weißen Mannes, deutet doch auf einen persischen oder dämonischen Charakter, in dessen Tiefen uns der Dichter mindestens einigen Einblick verstatten muß. Und wenn wir auch vorzugsweise von Naturbild zu Naturbild, von einer Katastrophe zur andern eilen, so muß der Held doch wenigstens, wo er spricht, in einer seinem Charakter angemessenen Weise sprechen. Unsere poetischen Erzählungen aber überzuckern alles mit einem gleichmäßig süßen lyrischen Guß, daß das Charakteristische gar nicht zum Vorschein kommen kann. Der „Frauenräuber vom Eriese" aber ergeht sich in den Klängen einer so aus voller Seele kommenden Frömmigkeit, daß wir, indem uns alle Andeutungen des Dichters fehlen, gar kein Recht haben, an ihrer aufrichtigen Innigkeit zu zweifeln:

Wenn vom Thurm die eh'renen Glocken schallen,
Ladet Gott uns in sein Tempelhaus.
Weihrauch duftet, fromme Beter wallen,
Psalmen singend, freh'sich ein und aus.
Liebchen, in dem Haus der Liebe beten
Mann und Weib; im Haus der Liebe treten
Sie geschmückt zum heiligen Altar.
Denn ob all dem hohen Festgetriebe
Thront ein Gott der Liebe,
Weltbeherrschend, groß und wunderbar.

Dabei ist durchaus keine Ironie! Im Gegentheil, der Dichter versetzt sich mit der ganzen Wucht seiner Lyrik in die allgemeine Situation, die diesem Abschnitte seines Gedichts zu Grunde liegt und schildert dem wilden Naturkinde die Reize der Cultur, vergißt aber dabei, daß er seine von warmer Begeisterung getragenen Worte einem Helden in den Mund legt, dessen ganzer Charakter dadurch schief und unverständlich wird! Dieser Mangel an Charakteristik und an innerer Motivirung gehört zu den Hauptgefahren, denen größere lyrisch-epische Gedichte ausgesetzt sind: eine Mischgattung, bei welcher der Ton auf dem zweiten Momente ruhen muß.

Strodtmann's „Hohestied der Liebe" macht als Ganzes nicht den günstigen Eindruck wie seine „Rohana", wenn es auch schöne Einzeltheilen enthält. Die Situation ist nicht scharf und bestimmt genug ausgeprägt. Das Gedicht bewegt sich in einem Wechsel von Empfindungen, der zu keinem rechten Abschluß führt und dem der Dichter auch nicht ein bestimmtes Arom zu geben wußte. Dies Hin- und Herwogen überschwenglicher Gefühle macht zuletzt einen ermüdenden Eindruck. Aus dem Gedichte „Die Jüdin" und aus der Vignette vermuthen wir, daß das Lied einer Sulamith gesungen ist. Wir vermuthen es nur, denn der Refrain:

Ihr helles Auge schwamm in Thränen,
Weil für die Liebe Haß ihr lohnt,
Solang des Glaubens finstres Wähnen,
Ein Wo im Kreis der Menschheit thront —

tönt keineswegs durch das Ganze wieder. Unsere Lyriker besitzen die Kunst, alles Bestimmte so glücklich zu vermeiden, daß man ihre Gedichte wie Charaden errathen muß. Das einzig Thatsächliche ist der fehlende Consens der Aeltern, ein etwas alltägliches Geschick, ein Motiv, das für ein einbändiges Liebeweh nicht ausreicht. Wir glauben, der Dichter hat ein ganz frisches Erlebniß in sein Gedicht eingerahmt und so mit einer Hand geschrieben, die noch vom Fieber zittert. Darum ist auch die Dichtung theils innig und leidenschaftlich, theils ebenso matt, weil die Empfindung des Poeten zu mächtig war für seine Gestaltungskraft. Ohne Frage beherrscht der Dichter die Form; doch ebenso oft beherrscht die Form ihn, und klingt und singt selbständig aus, nachdem der Gedanke, der ihre Saiten angeschlagen, längst wieder schlaffen gegangen. Gleich die erste Strophe:

Naßt du noch einmal, holde Liebe,
Mit deines Auges sanftem Strahl,
Und lockst hinab mich ins Getriebe
Von Sehnsucht, Zweifel, Lust und Qual?
Haßt du nicht oft genug gewiesen
Dein Traubild mir in blauer Luft,
Dein Trank der Wonne schon verhießen (?)
Und dann aus allen Paradiesen
Geschmettert mich in tiefste Kluft!

zeigt uns diese Dichtweise, die bei allem Fluß der Verse uns etwas trivial gemahnt. Ein Lieblingsreim des Dichters, „Liebe" und „Getriebe", der auch in der „Rohana" oft wiederkehrt, gehört nicht zu den classischen, indem das Wort „Getriebe" einen etwas maschinenmäßigen Beigeschmack hat. Einzelne Gedichte sind indeß in Form und Inhalt schön durchgeführt, z. B.:

In dieser Tage wildem Reigen,
Wo Scherz und Jubel uns umschallt,
Und jedes tiefe Wort in Schweigen
Erstickt, im bunten Lärm verhallt:
Ist mir, als ob die tausend Seelen,
Die sich im Sturm der Welt gesucht,
Mit ihren Wünschen, Leiden, Fehlen
Vorüberzischn in rascher Flucht u. s. w.

Die echte Energie entschlossener Liebe durchweht das folgende Gedicht:

So sei denn Krieg der Welt entboten,
Die unsres Friedens Traum zerreißt,
Und in das Schattenreich der Todten,
Lebend'ge Flammen kühl vermeißt!
Krieg allem Schlechten, Haßen, Feigen,
Das unser liebe Glück bedroht —
Ein starkes Herz nur gilt's zu zeigen
Im Kampf auf Leben und auf Tod.

O Jammer, daß mit grauen Haaren
Ruhmloser Streit uns ward verhängt,
Und in der Freude Wein, dem klaren,
Die Tropfen bitter Galle sprengt.

Digitized by Google

Daß auf des Vaters heil'gem Haupte
Die Lohe des Verderbens flammt,
Und selbst das ewig treugeglaubte,
Das Mutterherz sein Kind verdammt.

Ich seh' der Zweifel Flut sich thürmen,
Wer sagt der Rettung Pfad uns an?
Eins nur ist klar in diesen Stürmen,
Daß ich von dir nicht lassen kann!
Müßt' ich mit Erd' und Himmel rechten,
Zum Kampf verbündet wider mich:
Ich raubte selbst aus Kerkersnächten,
Und aus der Hölle Flammen dich!

So wappne dich zur ernsten Fehde,
Vertrau' den Sieg der Götter Huld!
Ein feurig Schwert für Blick und Rede,
Dein Panzer Hoffnung und Geduld!
Wo ist ein Wahn, der standhaft bliebe,
Durch nichts aus seinem Traum geschreckt,
Wenn ihn der Flammenstrahl der Liebe
Aus seines Dunkels Oede weckt?

---

6. Studien. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Hirzel. 1857. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits durch seine warmen, kräftigen „Vaterländischen Gedichte" bekannt gemacht. Mit ihnen gemeinsam ist diesen Studien die Lebhaftigkeit der Schilderung, die hier durch das bunte wechselnde Colorit aus den verschiedensten Epochen der Geschichte und den verschiedensten Zonen erhöht wird, die Sicherheit in Versbau und Reim, eine wohlthuende Klarheit und Energie der Darstellung. Die meisten dieser Studien sind lyrisch-epische Erzählungen, nur in wenigen ist eine vom Begebniß unabhängige Empfindung und Reflexion vorherrschend. Bunt in der That ist die Welt, die uns hier entrollt wird. Hier sehen wir die Rose im Beichtstuhle von Korvei; den Mönch, der auf der Jagd stirbt, nachdem er einen Tag der Freiheit und Liebe genossen; dort den puritanischen Lootsen, der die holländische Flotte zu ihrem Untergang in die Meeresklippen führt und sich dann selbst in die Flut stürzt. Hier begegnet uns der helgoländer Legionär, der Pole, der, nachdem er in der ganzen Welt gegen den Weißen Zaren gekämpft, auf Schleswig-Holsteins Gefilden verblutet; dort der hanseatische Admiral, der vor Cadix, als in seinem von den Granden Spaniens besuchten Schiffe Feuer ausbrach, pflichtgetreu auf seinem Schiffe den Flammentod erlitt. Hier sehen wir die Morlachin, welche den Mönch in St.-Andreas-Klosterzelle liebt, als ein Opfer der ihre Liebe strafenden Brüder fallen; dort erhebt sich mit blutigem Dolch das Römerbild jener zweiten Lucretia, die wol den Dolch, aber nicht die Keuschheit von der ersten geerbt. Der Dichter liebt pikante Situationen, mag er uns in „Peterhof" den russischen Kaiser schildern, welchem der Lärm der Britenflotte ins Ohr tönt, oder das Liebespaar, das in einer verborgenen Grotte des Meeres von der wachsenden Flut begraben wird. Am grellsten ist die Situation in „Wiedersehen", welches an ein ähnliches Gedicht von Gustav Freytag erinnert. Was der Verfasser aus der Geschichte und aus der Gesellschaft mit Vorliebe herausgreift, das sind eben magisch und grell beleuchtete Bilder des Heldenmuths, der Thatkraft und Opferlust, der elementarischen Mächte und ihres Siegs, der Flamme, des Sturms und Meeres, der Pest, Conflicte des socialen Lebens, neufranzösisch, extrem, an Alfred de Musset erinnernd. Getreu unserm Princip, die Poesie auch ihren Stoff frisch aus dem Leben der Gegenwart herausgreifen zu lassen, geben wir Gedichten wie „Peterhof", „Der Legionär", „Eine Soldatengeschichte", die an ein von Wickede erzähltes Erlebniß erinnert, dem „Wiedersehen", der „Rettung" u. a. den Vorzug vor den übrigen. Einzelnen Erzählungen, wie z. B. „Die Rose von Korvei", wünschten wir größere Klarheit der epischen Motivirung. Die Sache, die Begebenheit selbst soll interessiren, nicht blos die Stimmung, welche der Dichter an sie knüpft. „Krankenträume" und das Gedicht „In der Weinlaube" haben einen mehr sinnig reflectirenden Charakter. Die würdevollen Sechsfüßler des letztern, die man hier nicht erwartet, die aber durch den Gedankengang des Gedichts motivirt sind, mögen für die sprachliche Gewandtheit des Dichters, welche sich gewiß noch zu schärfer bestimmter Originalität ausbilden wird, ein Zeugniß ablegen:

Herniedersinkt die stille Mondnacht duftig heiß,
Wie wenn erhitzt die Schnitterin vom Felde kehrt,
Und ihrem warmen fliegenden Athem mischen sich,
Des Kranzes Düfte, den sie wand ins goldne Haar.
Schon schläft die Erde schweigend ihren tiefen Schlaf,
Ein lauer Luftstrom steigt aus ihrem Schos empor,
Der Sonne Gluthauch, den sie durstig sog am Tag.
O Freund! In solchen Nächten neigt der Himmel sich
Der Erde näher. Sieh, wenn strahlend durchs Gebüsch
Die raschen Käfer ihre lichten Wege ziehn:
Mir ist, als ob ein kleiner Stern aus seiner Bahn
Neugierig wiche, dieses Thales Glück zu sehn. —
Wie karg gemessen, ach, ist unserm rauhen Land
So süße Lust! Sie flieht wie eines Träumers Traum,
Wie einer scheuen Dirne leis verschämter Kuß.
Laß sie uns nützen! Komm, die Rebenlaube winkt,
Die grünen Reser prangen auf dem Tische schon.
Dort laß uns lauschen auf den sagenreichen Mund
Der nächt'gen Göttin, wie sie spricht von alter Zeit:
Gleichwie ein muntrer Alter seinem lieben Sohn,
Dem horchenden, von seiner Jugend Glück erzählt.
Ja, einer fernen Jugend gilt der Göttin Wort.
Sie spricht von heitern Landen, wo der Sonnengott
Der Feuerpfeile ganze Macht herniederschießt:
Wie auch die Nachtzeit ihres Reizes Fülle zeigt,
Den uns der neidischen Nebel grauer Schleier birgt.
Und wie sie spricht und wie des Rheines Wogensang,
Dem Wort ein traulicher Begleiter, leise rauscht:
Da weis' ich von mir aller Sorgen träge Last
Und bade mir die Seele, wie der Tieche sich
In Hygieia's Quellen sein Gebreste heilt.

---

7. Gedichte von Sigmund Schott. Stuttgart, E. Hallberger. 1857. 16. 22½ Ngr.

Lieder und kleine Romanzen, knapp in der Form, nicht ohne naive Lakonismen des Inhalts. Doch fehlt im ganzen der einheitliche Reiz der Empfindung; dagegen sind viele dieser Gedichtchen Gnomen, welche das, was sie sagen wollen, anmuthig und präcis ausdrücken, z. B. „Wandlung":

Digitized by Google

Warum doch schlägt im Buchenlaub
So hell der Drossel Ruf empor?
Des Waldes Gründe bleiben taub,
Wie selten lauscht ein dankbar Ohr.

Wozu, wozu die Beere hier,
Die ungenossen doch vergeht?
Wozu die Pflanze und das Thier,
Der Hauch, der durch die Wipfel weht?

So frug von je, wie heute noch,
Das Leben, das nicht sterben will;
Die ewige Natur jedoch
Zerbricht und formt das Neue still.

Unsterblich ist das Schaffen nur;
Drum weich', Geschaff'ner, neuem Bild,
Geh' willig auf in der Natur:
Für den Zufriednen bleibt sie mild.

Auch in den nicht humoristischen Liedern verfällt der Verfasser bisweilen in etwas barocke Wendungen, welche die Einheit der Stimmung stören und in das Prosaische übergehen, z. B. in dem sonst edel gehaltenen Gedicht „Sonnige Höhe":

O Licht und Luft und Zauberklänge,
Wie habt die Seele ihr erweicht!
Hinab dann wieder in das enge,
Nach Brot elbogende Gedränge,
Das nur die Götter nicht erreicht.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte des Deutschen Ritterordens.

1. Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. Von Johannes Voigt. Erster Band. Berlin, Reimer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
2. Die Gründung des Deutschen Ordensstaates in Preußen. Von J. M. Watterich. Mit einer Karte von Preußen im 13. Jahrhundert und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Engelmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Ausbau der allgemeinen Geschichte unsers Vaterlandes durch Specialgeschichtswerke nimmt einen raschen und erfreulichen Fortgang. Unter die verdientesten und ehrwürdigsten Baumeister auf diesem Gebiete gehört nach dem allgemeinen Urtheil der Verfasser von Nr. 1. Dieses Werk, welches sein Verfasser dem Erzherzog Maximilian Joseph als Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens im Kaiserthum Oesterreich gewidmet hat, steht mit dem größern Werke über die Geschichte Preußens während der Herrschaft des Deutschen Ordens in engster Verbindung. Es erschien dem ehrwürdigen Verfasser, dem Gründlichkeit ebenso am Herzen liegt als ihm Halbheit zuwider ist, gewissermaßen als eine wissenschaftliche Pflicht, dem Hauptwerke ein zweites theils erweiterndes theils ergänzendes zur Seite zu stellen, welches eine Geschichte des Deutschen Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland umfaßte. Und diese Verpflichtung lag dem Verfasser um so näher, je tiefer seine Einsicht in das Wesen und in die Aufgabe der Geschichte ist. Denn erst dann tritt ein vollendetes Bild des genannten Ordens vor das Auge des Denkenden, wenn man sieht, was er in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung wie für Preußen so für ganz Deutschland war. Und mit vollem Rechte wird an die neuere Geschichtschreibung die Forderung gestellt, außer den sogenannten Haupt- und Staatsactionen, in denen die deutschen Balleien zur Zeit des Mittelalters ohnehin keine hervorragende Rolle spielten, auch den innern Entwickelungsgang des gesellschaftlichen Lebens und der in ihm erscheinenden corporativen Gestaltungen ans Licht zu stellen. Was nun die Schwierigkeit der Aufgabe betrifft, so kann die Größe derselben niemand verkennen, der auch nur einen oberflächlichen Einblick in dieselbe zu thun im Stande ist, und der Verfasser war sich ihrer vollkommen bewußt, „als er an diese Arbeit so mancher Jahre ging". Die Besitzungen des Ordens erstreckten sich nämlich bezüglich Deutschlands von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meerbusen und von der Oder bis über die Maas hinaus. Diese Ausdehnung hat natürlich auch die Zerstreutheit des historischen Materials zur Folge gehabt. Aber nicht genug: ein bedeutender Theil jenes Materials ist zu Grunde gegangen, sodaß in manchen Balleien nur noch geringfügige Notizen von der einstigen Existenz des Ordens Zeugniß ablegen, während in nicht wenigen Orten die geschichtliche Kunde von ihrer ehemaligen Ordensunterthänigkeit völlig verloren zu sein scheint. Mergentheim — seit 1809 durch Napoleons Machtspruch ein Besitzthum Würtembergs —, einst die Centralstelle des Ordens (seit 1525), hat seine archivalischen Schätze nach Wien, München und Stuttgart wandern sehen. Der Ritter de Wal, der in seiner „Histoire de l'Ordre teutonique" noch aus der vollen Quelle schöpfte, hat sich vorzugsweise für das preußische Ordensland derselben bedient. Die nicht sehr zahlreichen Monographien hat der Verfasser nach Möglichkeit sich zugänglich gemacht und auch an den betreffenden Stellen angeführt. Die Besitzungen des Ordens im Auslande mußten wegen Unzulänglichkeit der historischen Quellen unberücksichtigt bleiben; selbst die Ballei in Böhmen konnte keine Ausnahme machen, weil nur Millauer's Abhandlung zu Gebote stand. Aber trotz dieser Beschränkung auf Deutschland blieb der mühevollen Arbeit noch genug übrig; es würde aber die schöne und werthvolle Vollendung, in der sie jetzt vorliegt, nicht möglich geworden sein, wenn nicht der Minister von Manteuffel dem Verfasser nach allen Richtungen hin die unterstützende Hand in höchst dankenswerther Weise geboten hätte. Geben wir jetzt unsern Lesern einen allgemeinen Ueberblick über das gehaltvolle Werk.

Der Verfasser hat dasselbe in neun Kapitel getheilt. Erstes Kapitel: „Ansiedelung und Verzweigung des Ordens in Deutschland in seinen zwölf Balleien." *) Weil vielfach nur elf angegeben werden, wollen wir die zwölf hier namhaft machen: Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen oder an der Etsch, Utrecht, Alten-Biesen (bei Mastricht), Lothringen, Sachsen, Westfalen. Zweites Kapitel: „Die Verwaltungsbeamten": ein Abschnitt des Werks, der einen recht gründlichen Beitrag zur Geschichte der Verfassungs- und Regierungsformen des Mittelalters liefert. Drittes Kapitel: „Die Ordensverfassung." Viertes Kapitel: „Die Bewirthschaftung der Ordensgüter." Beide Kapitel veranschaulichen, möchte man sagen, mehr als man in den meisten Geschichtswerken lesen kann die Finanzwirthschaft und das häusliche Wesen des Mittelalters; jedenfalls hat ein Culturhistoriker dieser Fächer jene beiden Kapitel zu Rathe zu ziehen. Fünftes Kapitel: „Das innere Leben im Ordenshause": ein höchst interessantes Spiegelbild der Zeit. Sechstes Kapitel: „Freiheiten und Begünstigungen des Ordens." Siebentes Kapitel: „Aeußere Verhältnisse des Ordens." Diesen Abschnitt empfehlen wir besonders dringend denen, welche deutsche Geschichte studiren und schreiben wollen: das Verhältniß des Ordens zu Kaiser und Reich ward unaufhaltsam mit in den Auflösungsproceß der

*) Ballei, französisch bailli, vom lateinischen Worte des Mittelalters Bajulus oder Ballivus, bedeutet territorial genommen bei den Ritterorden des Mittelalters entweder eine einzelne Provinz ihrer Gebietsbesitzungen oder auch eine größere Unterabtheilung einer Provinz selbst. Da an ihrer Spitze ein Chef stand der unter dem Namen Landcomthur bekannt ist, so hießen sie auch Landcomthureien. Die zahlreichsten Balleien besaß der Tempelherrenorden. Daß in Frankreich der Baillif, d. h. der Commendur oder der Ballei, zu einem gewöhnlichen Unterrichter im Laufe der Zeit herabsank, lehrt die Rechtsgeschichte Frankreichs, ihre endliche Beseitigung fällt in die Jahre 1770 und 1789.

Digitized by Google

deutschen Kaisermacht verwickelt. Dieses deutsche Geschichtsbild ist mit den Farben, wie sie Quellen und Hülfsschriften darboten, treffich gezeichnet; es umfaßt beinahe 100 Seiten. Achtes Kapitel: „Finanzzustände der deutschen Balleien“; die auch hier hervortretenden Finanzübelnden zeigen uns eine albekannte Schattenseite des Deutschen Reichs, die selbst in die neuere Zeit hereinreicht, die Prinzeplosigkeit des Finanzwesens im Staate: die principielle Finanzwirthschaft ist italienischen Ursprungs. Daraus erklärt sich, wie oft endlich im neunten Kapitel lesen: „Verschulden und Verarmen des Ordens.“ Werthvolle Beilagen sind: „Reihenfolge der Deutschmeister bis 1526“ und „Die Landesämter der zwölf deutschen Balleien“; in der Reihe der letztern konnten einige Lücken nicht ausgefüllt werden. Hören wir noch den Schluß des trefflichen Werks: „Werfen wir nun den Blick noch einmal zurück auf den innern Zustand des Ordens im Verlauf des 15. Jahrhunderts, so ist es überall das düstere Bild der Armuth und der Verschuldung, welches uns in allen Balleien entgegentritt, überall das Bild eines hinschwindenden Lebens in einem erkrankten, kaum noch rettungsfähigen Körper. Von allen Seiten nur Klagen auf Klagen über immer mehr zunehmende drückende Verarmung und Verschuldung der Ordenshäuser, über Steuerungen und Erpressungen von Geistlichen und Weltlichen, über Bedrückungen und Zwangsleistungen von Fürsten, selbst über Entthebung der nothwendigsten Bedürfnisse. „Wir sind alle,“ schrieben die im Kapitel zu Frankfurt im Jahre 1479 versammelten Landcomthure, „und wir werden alle von den Fürsten und Herren, unter denen die Balleien ihre Armuth haben, mit Nachreisen und auch sonst so merklich beschwert, daß wir nicht mehr wissen, wie wir zur Erhaltung unserer Ordenshäuser unter den hochbeschwerten Schulden auskommen sollen.“ Und endlich saß nirgends mehr Achtung und Scheu vor des Ordens alten Freiheiten und Freiheiten. Verbrieftete sich doch der mit seinem Feldzuge nach Preußen unzufriedene Ritter von Ussigheim nebst einer Rotte anderer 1521 in einer Fehde gegen den Orden um Mergenthein und in den Ordensgütern weit umher in räuberischer Art zu fangen und zu brennen, und der Kaiser, des Ordens oberster Schutz und Schirmherr, schwieg!“ Als ob mich als ob man die gewaltsame Mutter selbst, die Germania, mit ihren Klagen aus jenem Jahrhunderte hörte!

Der Verfasser des zweiten obengenannten Buchs beabsichtigte theils eine Vervollständigung des Voigt'schen Werks über den Deutschen Ritterorden theils eine Kritik desselben zu liefern. „Denn“, sagt er, „der Ordensstaat ist vielfach Gegenstand historischer Forschung gewesen, sei es, daß man die überaus anziehende Kriegsgeschichte oder das ausblühende Städte- und Handelsleben oder die Kunsterscheinungen vorzugsweise ins Auge faßte, sei es, daß man, wie Voigt in seinem großen begeisterungsvollen Werke, die Ordensgeschichte in der ganzen Fülle und Großartigkeit ihrer Entwickelung darstellte. Nur ein Zeitraum, auch nach Voigt's Arbeit in seiner wesentlichsten Beziehung, in der politischen nämlich, entbehrt noch immer der bestedigenden Klarheit: es ist die wichtigste von allen, die Gründung des Ordensstaates. Voigt hatte sich die Schwierigkeiten, welche der räthselhafte Zustand der Quellen darbietet, nicht verhehlt. Aber die Lösung, welche er gegeben und wenach sich der ganze Standpunkt bestimmt hat, den er in den ersten Bänden seines Werks einnimmt, schien uns wenig geeignet den Widerspruch, in welchem die Quellen sich befinden, zu versöhnen. Wir konnten der Nöthigung, sie einer neuen, strengen Prüfung zu unterwerfen, nicht widerstehen, und wir glauben zu einem glücklichen Ziele gelangt zu sein. Die Chroniken, die des Ordens sowol wie auch anderer, sind es gewesen, welche Voigt gehindert haben, das Richtige zu sehen. Wir nahmen auf sie, zumal alle spätern Zeiten angehören, keine Rücksicht und folgten den Urkunden allein. Die wichtigsten und seltensten, einige noch ungedruckte sind am Schlusse beigefügt.“ Somit ist der Standpunkt bezeichnet, den der Verfasser Voigt's Werke gegenüber einnehmen zu müssen geglaubt hat, sowie der kritische Maßstab, der von ihm an die Quellen gelegt worden ist. Verstehen wir nun den Verfasser recht, so scheint ihm die Eroberung und unumschränkte Besitznahme Preußens durch den Deutschen Ritterorden eine Usurpation gegenüber der bischöflichen Gewalt: kann der Cistercienser Christian, in Oliva lebend, erscheint als der erste Missionar und Ordner des kulmer Landes, nachdem er sich 1209 vom Papste Innocenz III. selbst die Weihe zu seinem heiligen Berufe hatte ertheilen lassen. Allein schon aus den Briefen Honorius' III. geht hervor, daß die päpstliche Curie das größte Vertrauen in den Deutschen Orden setzte, und die Fortdauer dieses Vertrauens hat ihm zu der merkwürdigen und weltgeschichtlichen Ausnahmestellung in Preußen verholfen: die bischeliche Gewalt unterlag. Wir müssen es dem Verfasser zum Lobe nachsagen, daß er seine Sache mit großer Quellenkenntniß und gewandter Kritik geführt hat. Und jedenfalls kann er das Verdienst in Anspruch nehmen, sich eine gewichtige Stimme in der ältesten Geschichte des preußischen Ordenslandes erworben zu haben. Zugleich muß anerkannt werden, daß er eine ira et studio seine Sache geführt hat. Der Verfasser hat den Entwicklungsgang dargestellt, in welchem nicht ohne heiße Kämpfe*) die Form des Deutschen Ordensstaates sich gebildet, wie er anfangs unter dem zweideutigen Bestande des Polenherzogs sich vergeblich bemühte, in Preußen Boden zu fassen, dann seiner bescheidenen Stellung in Palästina ähnlich sich unter der Lehnshoheit des Bischofs im Kulmerlande hielt, endlich aber nach des letztern Absetzung Christian Gefangennehmung die Schranken der bischöflichen Herrschaft durchbrach und unter dem Namen eines päpstlichen Lehnsstaates über ganz Preußen sich frei erhob, zwar von dem zurückkehrenden Bischof Christian und darauf von dem Legaten und Erzbischof Albert heftig bestritten, aber durch den Schutz des Papstes gnädig sicher gestellt und sicherlich. Niemand wird verkennen, daß, nachdem das Werk so vollbracht war, kein Staat des Mittelalters in so fester, geschlossener Ordnung dastand wie Preußen unter den Deutschen Rittern. Fast muß man sich wundern, daß solch ein Fürstentum nur drei Jahrhunderte gedauert hat. Allein die Kraft der Staaten ruht ja auf dem Grunde ihrer geistigen, ihrer sittlichen Eigenthümlichkeit. Wenn man daher auf die unnatürliche Vertheilung und Verschlingung der Gewalten und Interessen in dem Deutschen Ordensstaate achtet, wenn man sieht, wie in ihm der Episkopat dem Orden, die Kirche dem Staate unterthan, und wie der Papst es war, der dies so gewollt und aufrecht erhalten, dann wird man begreifen, daß solch ein Fürstentum nur drei Jahrhunderte bestehen

passend halten, mit einigen Worten noch besonders auf sie zurückzukommen. Wir erfahren daraus zu unserer Genugthuung, daß selbst katholische Blätter, wie die wiener „Katholische Literaturzeitung", an der hämischen Carieatur, zu welcher der Pfarrer Bischoff in seinem Roman das historische Bild Luther's verzerrt hat, Anstoß genommen haben, und daß ein anderes wiener Blatt, die „Oesterreichische Zeitung", für dieses unbefangene Urtheil der „Katholischen Literaturzeitung" seinen Beifall gezollt hat. Letztere hatte nämlich die Befürchtung ausgesprochen, „daß dergleichen Schriften die Gegner zu ähnlichen Unternehmungen herausfordern und die beiderseitige Gereiztheit ohne Noth erhöhen müßten". Der Pfarrer Bischoff findet diese Besorgniß „tragikomisch", polemisirt auch in seiner Manier gegen den Recensenten im „Schlesischen Kirchenblatte" wie auch gegen den „preußischen Doctor Julius Grosse, seines Zeichens (!) nunmehr Kritiker und Feuilletonist des «Abendblatts der Neuen Münchner Zeitung»", welcher dem Verfasser der „Brautfahrt" sehr mit Recht vorgeworfen hatte, sein Luther sei nicht der Luther der Geschichte, es müßte wenigstens merkwürdig zugegangen sein, „wenn viele Millionen Menschen seit drei Jahrhunderten am Narrenseil eines Mannes gegangen wären, den uns der Verfasser von Anfang an halb als grotesken, gemeinen Spaßmacher, halb als perfiden Schurken bezeichnet".

Dies in einem officiösen münchener Blatte lesen zu müssen, mußte begreiflicherweise dem Verfasser der „Brautfahrt" aufs äußerste unangenehm und wol auch unerwartet sein, und der Zorn, in welchen der Carieaturist Luther's darüber ausbricht, hat infolge der Stellung jenes Blattes seinen sehr natürlichen Grund. Im übrigen muß man gestehen, daß der Verfasser eine geschickte Feder zu führen weiß, nicht unberedt, nicht ohne Geist und in jesuitischen Wendungen sehr erfahren ist, so wenn er behauptet, daß „Christus, unser Herr, vogelfrei jedem Federhelden zur straflosen Mishandlung preisgegeben stehe", während ängstlich auf Schriften gefahndet und sofort die Acht darauf gelegt werde, „wenn Luther beleidigt erscheint, sei es auch nur dadurch, daß man sein Thun und Wollen anders erzählt, als die ihn mythisirende, d. h. ihn zum «Gottesmann» und Propheten hinaufschraubende hergebrachte Reformationsgeschichte es will". Gewiß, Luther hatte neben seinen großen Eigenschaften, den Eigenschaften eines echten Kriegsfürsten auf geistigem Gebiete, auch Fehler, die aber gerade zumeist seiner mönchischen Erziehung zur Last fallen, mithin katholischen Ursprungs sind, und an seinen Gegnern, wie sich dies aus ihren Schriften und Handlungen leicht nachweisen ließe, oft in noch viel stärkerm Grade hervortraten. Kein Vernünftiger wird dagegen etwas einwenden, wenn diese Fehler und Schwächen Luther's mit würdiger historischer Kritik dargelegt werden, aber es ist ein Frevel mindestens an der Geschichte, wenn diese menschlichen Schwächen und einzelne im Zusammenhange anders zu verstehende Aussprüche herausgerissen und zu einem Porträt vereinigt werden, in welchem absichtlich jeder edlere, tief menschliche und eigentlich heldische Zug beiseite gelassen ist. Luther war, wie man weiß, mit allen häuslichen Tugenden geschmückt, ein treuer Gatte, ein liebender Vater, ein uneigennütziger Menschenfreund, der den großen Einfluß, welchen er besaß, niemals zu selbstischen herrschsüchtigen Zwecken misbrauchte. Seinen Schroffheiten und Derbheiten, die zugleich ein Erbtheil seiner Zeit waren, gesellten sich Züge des tiefsten, fast kindlichen Gemüths, und es ist in dieser Hinsicht nur an seinen bekannten, zärtlichen und gemüthvollen Brief an sein „liebes Sönlin Hensichen" vom Jahre 1530 und an seine rührende Vorliebe für die edle Musika zu erinnern. Von alledem findet man in dem Romane Konrad's von Bolanden nichts; dagegen wird seine Neigung für heitere Geselligkeit, für Scherzreden und einen guten Trunk Wein (wiewol Luther hierin mehr Maß zu halten wußte als manche seiner Gegner) aufs burleskeste und abscheulichste carikirt und dazu benutzt, aus Einzelheiten ein wahrhaftes Fratzenbild zusammenzusetzen.

Dem Verfasser zufolge bildeten und bilden, wie er in dieser Vorrede versichert, außer Fürsten und Adel, Humanisten und Literaten, besonders „die reichen und üppigen Patricier der Städte, verliederlichte Mönche, Pfaffen und Nonnen, und im gemeinen Volke alles, was unversöhnt den Stachel des seit Jahrhunderten aufgehäuften Neides, der Rache an seinen Bedrückern und der Lust nach Genuß und Weltbesitz in sich trägt", das Heergefolge der Reformation. Bis dahin waren dem Verfasser zufolge die Zustände noch paradiesisch, „das Leben noch still, die Sitte an den meisten Fürstenhöfen noch rein." (!) Wäre dies wirklich der Fall gewesen, woher kam dann plötzlich jenes, wie der Verfasser es bezeichnet, verliederlichte, rachbegierige, nach Genuß und Weltbesitz gierige Heergefolge der Reformation? Hatte sich dies nicht — die Anklage des Verfassers zugegeben — im Schoße der katholischen Kirche selbst, wie sie vor der Reformation bestand, erzeugt und durch sie erzeugt? Man sieht, wie weit Konrad von Bolanden mit seiner jesuitischen Casuistik kommt. Indem er die Reformation und die Reformatoren anklagt, klagt er die katholische Christenheit und die päpstliche Kirche selbst an, deren Reinigung ja eben durch die Reformation bezweckt wurde. **H. M.**

Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert.

Von Dr. Reiske in Königsberg erhielt die Redaction d. Bl. folgenden bisher ungedruckten Brief des frühern Kriegs- und Domänenraths Heilsberg an den Consistorialrath Professor Dr. Samuel Gottlieb Wald mit interessanten Nachrichten über des erstern Jugendfreund Kant zum Zweck der Veröffentlichung mitgetheilt:

Ew. Wohlgebohren können mit gutem Recht, nach dem, viele Zeiten hindurch mit dem seeligen Professor Kant gehabten Umgange, von mir, über die Umstände seiner frühern und spätern Lebensjahre, Auskunft fordern, wenn mein, durch Alter und Abwechselungen sehr geschwächtes Gedächtniß es zuließe, mir die Vorgänge jener Zeiten vollständig in Erinnerung zu bringen.

Ich kam ein Jahr später auf die Academie als Kant, ins Hauß des P. Kowalewski, in welchem ich sechs Jahre hindurch seinen Unterricht genoß, aber auch bey andern academischen Lehrern collegia zu hören, die Erlaubniß hatte.

Mein erster Bekannter auf der Academie war Studiosus Wloemer, mein Landsmann und Verwandter, welcher vor einigen Jahren als Geheimer Finanzrath und Justitiarius beym General-Directorio starb.

Dieser war ein vertrauter Freund von Kant, wohnte mit ihm viele Zeiten in einer Stube, und empfal mich demselben dermaaßen, daß Kant mir seinen Beystand versprach, mir Bücher gab, die die neuere Philosophie betrafen, und alle collegia, die ich bei denen Professoren Ammon, Knutzen und Teske hörte, wenigstens die schwersten Stellen, mit mir wiederholte; Alles geschah aus Freundschaft. Indessen unterrichtete er mehrere Studenten für eine billige Belohnung, die ein jeder aus freiem Willen gab.

Unter andern befand sich mein Verwandter, der Studiosus Laudien, der einzige sehr bemittelte Sohn des Kaplans Laudien aus Tilsit, der ihn nicht nur in Nothfällen unterstützte, sondern auch bei Zusammenkünften zum Unterricht von den Erfrischungen, so stets in Kaffee und weiß Brodt bestanden, die Kosten trug. Der jetzige Kriegs-Rath Kallenberg in Ragnit, gab ihm, da Wloemer nach Berlin ging, eine freie Wohnung und ansehnliche Unterstützung. Vom seeligen Dr. Trummer, den er auch unterrichtete, hatte er viele Beyhülfe, noch mehr von dem ihm verwandten Fabrikanten Richter, der die Kosten der Magisterwürde trug. Kant behalf sich sehr sparsam, ganzer Mangel traf ihn nie, obgleich bisweilen, wenn er nothwendig auszugehen hatte, seine Kleidungsstücke bei denen Handwerkern sich zur reparatur befanden; alsdann blieb einer der Schüler den Tag über in seinem Quartier und Kant ging

Digitized by Google

mit einem gelehrten Rocke, Beinkleidern oder Stiefeln aus. Hatte ein Kleidungsstück ganz ausgedient, so mußte die Gesellschaft zusammenlegen, ohne daß solches berechnet, oder jemals wiedergegeben wurde.

Kant liebte keine Belustigungen, noch weniger Schwärmereien, gewöhnte auch seine Zuhörer unmerklich zu gleicher Gesinnung. Das Billiard-Spiel war seine einzige Erholung, Bloemer und ich waren dabey stets seine Begleiter; wir hatten die Geschicklichkeit in diesem Spiel beynahe aufs höchste gebracht, giengen selten ohne Gewinn nach Hause; ich habe den französischen Sprachmeister ganz von dieser Einnahme bezahlt; weil aber in der Folge Niemand mehr mit uns spielen wollte; so gaben wir diesen Erwerbs-Artickel ganz auf, und wählten das Hombre Spiel, welches Kant gut spielte.

Er hat bey dem reformirten Prediger in Juditschen; bey dem Grafen von Hülsen, ingleichen bey denen Grafen von Keiserling, worven einer noch in Curland lebt, dem die Grafschaft Rautenberg gehört, conditionirt, wie lange bey einem oder andern, weiß ich nicht. Die Mutter dieser Grafen war seine große Gönnerin, von welcher er in der seinen Lebensart manches annahm, obgleich er sonst, in allen Stücken, die Rechtschaffenheit und Biederkeit im Umgange, jenem Gepränge vorzog, und das complimentiren haßte.

Sein liebster Umgang war mit einem Englischen Kaufmannshaule, dem er in den letzten Jahren sein ganzes Vermögen zur Disposition gab.

Kant hatte eine merkliche Verliebe gegen die Litthauer, weil er nach seiner Erfarung bemerkt, daß sie wenig oder gar nicht lachten, und zur Satyre Neigung besäßen. Solche Menschen wären zum praktischen Handeln sehr gut, müßten sich aber nicht mit tiefer Gelahrheit abgeben, weil diese jene natürliche gute Talente unterdrückte. Auf den ihm gemachten Vorwurf, daß er selbst wenig oder gar nicht lachte, gestand er diesen Fehler, und fügte hinzu, wie kein Metaphysiker so viel Gutes in der Welt stiften würde, als Erasmus von Rotterdam, und der berühmte Montaigne in Frankreich gestiftet hätten; empfal uns auch die Versuche des letztern zur beständigen lecture zu wählen; Er selbst konnte viele Stellen darinn auswendig hersagen.

Daß Kant eine Schul-Lehrer Stelle in Königsberg gesucht und nicht erhalten; weiß mir nicht recht beyzufallen, es kann in meiner Abwesenheit geschehen sein.

Kant ist nie vergeßener Studiosus theologiae gewesen. Daß man ihn dafür hielt, kam daher. Er führte dem Bloemer und mir, unter andern Lehren zum gemeinen Leben und Umgange zu Gemüthe: man müsse suchen von allen Wissenschaften Kenntnisse zu nehmen, Keine ausschließen, auch von der Theologie, wenn man dabey auch nicht sein Brodt suchte. Wir, Bloemer, Kant und ich entschließen daher im nächsten halben Jahr, die öffentliche Lese-Stunden, des noch im besten Andenken stehenden Consistorial-Rath Dr. Schulz und Rechtspfarrer der Altstadt zu besuchen. Es geschah; wir versäumten keine Stunde, schrieben fleißig nach, wiederholten die Vorträge zu Hause, und bestanden beym Examen, welches der würdige Mann oft anstellte unter der Menge von Zuhörern, so gut, daß er brvm Schluß der letzten Lesestunde, und dreien befahl noch zurückzubleiben, frug uns nach unsern Nahmen, Sprachen-Kenntnissen, Collegien, Lehrern und Absichten brvm studiren, Kant sagte, ein Medicus werden zu wollen.

Bloemer verschrete ein Jurist zu werden, und ich gestand, noch keine völlige Bestimmung zu haben, ich müßte Glück und Gelegenheit abwarten, und wenn alles fehlschlüge, blieb mir ein schwarzer Husaren-Pelz noch übrig. Der würdige Mann erwiederte mir: Mein Freund! Das sind die Blüthen welche bald abfallen; warten sie das Anlesen zur Frucht ab, vielleicht entschließen Sie anders. Warum hören Sie denn Theologien (es war wo ich nicht irre Dogmatik) frug er allen dreien? Kant antwortete: aus Bißbegierde. Das resultat des großen Mannes war: Wenn dem alse ist, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber, solten Sie bis zu ihrer Beförderung auf andere Gedanken gerathen, und den geistlichen Stand wählen, so melden Sie sich mit Zuttrauen bey mir; Sie sollen die Wahl der Stellen, auf dem Lande und in den Städten haben; Ich kann ihnen das versprechen, und werde, wenn ich lebe, mein Wort halten. Hier haben sie meine Hand und gehen in Frieden.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß Kant jemals krank gewesen wäre. Er war kein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, behauptete auch, daß sie nirgends, als in ihrem Hause, durch häußliche Tugenden, Achtung verdienten; sprach selten von ihrer guten und schlechten Seite. Demohngeachtet hielt er den Ehestand für Beförrnis und nothwendig. Ihn selbst wurden die Ausmunterungen zum Heyrathen sehr zuwieder. Er ging mit Unwillen aus einer Gesellschaft, in welcher ihn auch nur im Scherz dazu Vorschläge geschahen. Indessen verlieb er, soviel ich weiß, zweymal in seinem Leben eine ernsthafte Absicht zum Heyrathen; einmal traf der Gedanke eine gut gezogene sanfte und schöne auswärtige Wittwe, die hier Anverwandte besuchte. Er leugnete nicht, daß es eine Frau wäre, mit der er gerne leben würde; berechnete Einnahme und Ausgabe, und schob die Entschließung einen Tag nach dem andern auf. Die schöne Wittwe besuchte auch Freunde im Oberlande und ward daselbst anderweitig verheyrathet. Das zweyte mahl, rührte ihn ein hübsches Westpharlisches Mädchen, welche von einer adlichen Dame, die Besitzungen in Preußen hatte, als Reise-Gesellschafterin mitgebracht war; Kant war mit dieser artigen, zugleich häußlich erzogenen Person gerne in Gesellschaft und ließ sichs oft merken, Lumie aber wieder so sehr mit seinen Anträgen, daß er sich vornahm einen Besuch bey ihr abzustatten, da sie mit ihrer Gebieterin sich schon an der Westphälischen Grenze befand. Von der Zeit an wurde nicht mehr ans Heyrathen gedacht. Loben mag ich meinen Freund nicht, er war ein außerordentlicher über alles Lob erhabener Mann.

Mehr will mir nicht beyfallen; und verbleibe stets mit vollkommenster Hochachtung zu verharren Ew. Wohlgebohren gehorsamster treuer Diener

Königsberg, den 17. April 1804. Heilsberg.
16.

Notizen.

„Little things."

Ein kleines und nicht mehr ganz neues, aber in seiner Art vortreffliches Buch „Little things" verdient wegen des fortdauernden Beifalls, welchen es in England findet, und wegen seines innern Werths auch hier bekannt zu werden. Schon im vorigen Jahre erschien davon in Edinburgh eine dreyzehnte Auflage (die Auflage zu 5000 Exemplaren) und ohne Zweifel mag es seitdem wieder von neuem aufgelegt worden sein; und daß das Büchlein auch bey uns seine Freunde und Verehrer gefunden hat, bereift wol die Conturrenz von drei uns vorliegenden Uebersetzungen: „Kleinigkeiten. Aus dem Englischen der 45ten Auflage des Originals" (Bremen, Hoyse), „Kleine Dinge. In treuer Uebersetzung aus dem Englischen" (Gütersloh, Bertelsmann) und „Kleine Dinge. Aus dem Englischen" (Cutin, Böckels), von denen die erste 1856 die dritte, und die letzte 1857 die vierte Auflage erlebte. Das Büchlein gehört selbst zu den „little things", aber daß die „little things" eine beachtenswerthe Rolle im gewöhnlichen Leben spielen, ist schon durch Chalmers' in England und Nordamerika sast sprichwörtlich gewordenen Ausdruck „the power of littles" hervorgehoben worden, und dieser Gedanke liegt auch diesem Büchlein zum Grunde, ja verdankt ihm vielleicht sogar seine Entstehung oder doch Anregung. Uebrigens findet sich ein ähnlicher Gedanke schon bei Goethe ausgesprochen, wenn dieser eine bekannte Parabel mit den Worten schließt:

Digitized by Google

Wer geringe Dinge wenig achtet,
Sich um geringere Mühe macht.

In der vorliegenden Schrift selbst wird unter anderm an eine interessante Berechnung Southey's erinnert, wie viel man durch eine regelmäßige Anwendung von täglich 10 Minuten lernen könne, nämlich in 50 Jahren sieben Sprachen, wenigstens um sie mit Leichtigkeit und Vergnügen lesen zu lernen. Die Schrift ist zwar, von weiblicher Hand geschrieben, vorzugsweise für das weibliche Geschlecht bestimmt, aber gewiß werden auch männliche Personen aus ihrer Lectüre ersprießlichen Nutzen ziehen können. Die Verfasserin zeigt in sechs Abschnitten „Little duties", Little kindnesses", „Little efforts", „Little cares", „Little pleasures" und „Little sins", wie man durch Ausübung von lauter kleinen Pflichten, kleinen Gefälligkeiten, kleinen Bemühungen, durch kleine Freuden die jeder haben kann, und durch Vermeidung von lauter kleinen Grillen und Sünden sich und andern das Leben verschönern und versüßen und durch weise ökonomische Zeitbenutzung für sich und andere Zeit gewinnen könne, ohne daß damit irgendwelche beträchtliche Opfer verbunden wären, als das kleine sich aber reich verlohnende Opfer der Selbst- und Bequemlichkeitsliebe. Es ist gar nicht zu leugnen, daß man in England solche Bücher, deren Tendenz und Inhalt in praktischer, freilich auch sehr auf den bloßen Comfort hinauslaufender Lebensmoral besteht, besser zu schreiben weiß als in andern Ländern: ohne pathetisches Raisonnement, ohne Aufwendung ketzter Mittel, ohne geistreiche Effecthascherei, dagegen überzeugend, immer bei der Sache bleibend, klar, prakusch-volksthümlich, sodaß das Facit des Exempels immer in runden Zahlen auf der Hand liegt und keinen Bruch übrig läßt. Die Deutschen fallen bei der Behandlung solcher Gegenstände zu leicht in einen sentimentalen oder salbungsvollen pietistischen Predigerton, während die Franzosen und überhaupt die romanischen Völker kaum daran denken, sich mit solchen für die Lebenspraxis doch so überaus wichtigen little things literarisch zu beschäftigen. Allerdings ist das Schriftchen mehr für die wohlhabende Klasse geschrieben, die ihr Leben eben mit Behaglichkeit arrangiren kann. Es ist ganz schön, wenn die Verfasserin räth, niemals die Bezahlung einer Rechnung aufzuschieben, immer fertig zu sein, wenn es Zeit zum Ausgehen ist, eine Lieblingsarbeit lieber zu unterbrechen, als zum Essen oder zu einer verabredeten gesellschaftlichen Zusammenkunft eine Viertelstunde zu spät zu kommen u. s. w. Aber zur Bezahlung einer Rechnung gehört eben, daß man dies zu thun im Stande sei; ein Maler, der vielleicht nur noch ein paar Pinselstriche an einem Gemälde zu machen hat, ein Gelehrter, der vielleicht gerade in bester Arbeitsstimmung und an einem wichtigen Punkt angelangt ist, in dessen Erledigung er sich nicht gern unterbrechen möchte, werden doch vielleicht zu entschuldigen sein, wenn sie, das für sie Wichtigere dem Unwichtigern vorziehend, sich einmal durch Verspätung einer kleinen Gesellschaftsstunde schuldig machen. Fälle analoger Art mag es noch manche geben. Eine je höhere Stufe auf der Gesellschaftsleiter ein Individuum einnimmt und je mehr es in der Lage ist, andere für sich arbeiten zu lassen, um so mehr wird es auch in der Lage sein, pünktlich sein zu können; daher hat man auch gut sagen, daß Pünktlichkeit die Artigkeit der Könige sei.

Moses Mendelssohn, Lasaulx und Sokrates.

In unserer vielfach verwerrenen und zerklüfteten Zeit macht sich bei den ernstern Gemüthern das Bedürfniß wieder lebhafter geltend, zu den ewigen Grundpfeilern allgemein menschlicher, über allen Zwiespalt der Confessionen und politischen Parteien erhabenen Sittlichkeit seine Zuflucht zu nehmen. Diesem Bedürfniß verdankt man auch wol einen Wiederabdruck der berühmten Schrift von Moses Mendelssohn: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele", die als siebente Auflage in der Nicolai'schen Buchhandlung zu Berlin herauskam, in gefälliger zierlicher Ausstattung, wie unsere Zeit sie gern hat. Vergedruckt ist die Vorrede von David Friedländer vom Jahre 1814. In einer Note wird als zur Geschichte des Werks gehörig angeführt, daß der „Phädon" bereits 1772 in französischer Uebersetzung von Professor Burja (nach der dritten Auflage) in Berlin und 1784 eine lateinische von Joseph Grossinger: „Mosis Mendelssohn opera philosophica" (zweiter Theil) erschien, und daß laut Meusel davon auch Uebersetzungen ins Holländische, Italienische, Russische, Ungarische, Dänische und Englische bestehen. Erst 1854 erschien, wie wir hier hinzufügen, in den äußersten Ostmarken europäischer Civilisation, in dem fernen Ilflis, eine neue, mit Details über Mendelssohn's Leben versaßte russische Uebersetzung von Mysnikow, und in demselben Jahre zu Padua eine Schrift: „Mose Mendelssohn, orazione" u. s. w., der Abdruck einer Rede des israelitischen Schriftstellers und Professors Lelio della Torre, die er bei der Wiedereröffnung des Collegio Rabbinico in Padua am 18. November 1854 gehalten hatte, um seine italienischen Glaubensgenossen mit dem Einfluß bekannt zu machen, welchen Moses Mendelssohn im allgemeinen und durch seinen „Phädon" insbesondere im vorigen Jahrhundert auf die Bildungszustände der deutschen Juden ausübte. Es scheint bei dieser Gelegenheit passend zu erwähnen, daß des Sokrates Leben und Lehre jüngst einen neuen Darsteller erhalten hat, und zwar an dem münchener Professor E. von Lasaulx, der eine Schrift: „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt", veröffentlicht hat. Das „Frankfurter Museum" bemerkt über diese Schrift: Die Parallele zwischen Sokrates und Christus sei noch nie so sinnreich durchgeführt worden; der Grundgedanke derselben bestehe in dem Nachweis, daß das Beste der christlichen Legende dem Hellenismus ungleich näher stehe als dem Judaismus und daß unter den vorbedeutsamen Erscheinungen des Alterthums für Christus und das Christenthum die des Sokrates die hervorragendste sei. Den Anhängern einer humanitären Richtung werde diese Auseinandersetzung willkommen sein, den positiven Theologen jeder Confession jedoch werde der Verfasser leicht als Paganist erscheinen. Hiernach befand man sich sehr im Irrthum, wenn man früher in Lasaulx einen eifrigen Vorkämpfer des Ultramontanismus zu erkennen glaubte. Schon sein „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", worin Christus mit Moses, Zoroaster, Orpheus, Buddha und Mohammed verglichen wird (s. Nr. 9 d. Bl.), enthielt den Beweis, daß Lasaulx als Philosoph mit dem eigentlich sogenannten Ultramontanismus wenig oder nichts gemein hat.

H. M.

Bibliographie.

Kugler, F. H., Magelone's Brautfahrt. Eine provençalische Hochzeits-Legende. Stettin, Cartellieri. Gr. 12. 6 Ngr.

Lette, A., Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zusammenhange mit der Geschichte, der Gesetzgebung und den Volkszuständen. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lewes, G. H., The life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. 2. Edition, revised by the author. In two volumes. Vol. 1. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Lewis, Baronet Sir G. C., Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte. Deutsche, vom Verfasser vielfach vermehrte und verbesserte, so wie mit einem Nachtrag versehene Ausgabe, besorgt durch F. Liebrecht. In zwei Bänden. 1ster Band. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.

Mundt, T., Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8 3 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Erster bis elfter Band. 8. Geh. 15 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei dem ihm so gewogenen deutschen Publikum bereits die lebendigste Theilnahme gefunden hat, soeben durch die zweite sehr vermehrte Auflage seiner Biographie Georg Forster's bereichert. Diese geschichtegetreue Biographie führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als vorbedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competentee Seite als eine „Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in Einem Ton, aus einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, überschauliches, mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Die **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's** enthalten bisjetzt Folgendes:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Briefe über natürliche Religion.

Von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des beliebten Schriftstellers will für die religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, Eedmann's psychologische, Moleschott's physiologische Beiefe auf ihren Gebieten sind. Er wendet sich wie diese an das große gebildete Publikum Deutschlands und sucht gegenüber „den modernen Hierarchen, den absolutistischen Autoritätseiferern, den die «Umkehr der Wissenschaft» verlangenden vernunftfeindlichen Positivisten und Objectivisten, welche die Menschheit in einem Köhlerglauben zu erhalten oder vielmehr in einen Köhlerglauben zurückzuversetzen wünschen", die Berechtigung und Wahrheit einer natürlichen Religion nachzuweisen: „einer den Fortschritten der Wissenschaft und der durch sie gewonnenen philosophischen Weltanschauung entsprechenden Religion, die nicht ferner Kopf und Herz miteinander in Zwiespalt bringt, sondern beide versöhnt". Besonders verdient die Schrift auch von den Lesern der in drei Auflagen erschienenen Schrift „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanschauungen" beachtet zu werden, da sie sich ausführlich mit dieser beschäftigt.

In demselben Verlage erschien:

Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. **Gustav Volkmar.** 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk ist gewissermaßen als eine Ergänzung zu der bekannten, rasch in zwei Auflagen erschienenen Schrift von Karl Schwarz: „Zur Geschichte der neuesten Theologie", zu betrachten. Denn während letztere den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen strebt, erscheint hier eine populäre positive Darstellung des geschichtlichen Christenthums selbst nach den Ergebnissen der neuern Kritik, und wird als ein durch gründliche, aber positive Auffassung versöhnendes Werk nicht nur den Theologen eine erwünschte Erscheinung sein, sondern auch nach vielen andern Seiten hin eine reiche Belehrung gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell, (C. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von **J. J. von Tschudi.** Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. Erste bis vierte Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten noch immer unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagdbuchs, die in ungefähr 12 Lieferungen (à 8 Bogen) zu 15 Ngr. erscheint und somit höchstens 6 Thlr. kosten wird, während der Preis der frühern Auflagen 11 Thlr. war. Auch die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 22. April 1858.

Inhalt: Goethe und die neueste Literatur über ihn. Von Hermann Marggraff. Erster Artikel — Belehrende Unterhaltungsschriften aus dem Gesammtgebiete der Naturkunde. Von Heinrich Birnbaum. — Ussing, Griechische Reisen und Studien. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Goethe und die neueste Literatur über ihn.

1. The life and works of Goethe, with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. By G. H. Lewes. Copyright edition. Second edition, revised by the author. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Goethe's Leben und Schriften. Von G. H. Lewes. Uebersetzt von Julius Frese. Zweiter Band. Berlin, Besser. 1857. 8. 2 Thlr.
3. An G. H. Lewes eine Epistel von Heinrich Siegfried. Berlin, G. Reimer. 1856. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. Zweite Hälfte, dritte Abtheilung. Siebentes Kapitel: J. W. Goethe. Hannover, Ehlermann. 1857.
5. Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers; zusammengestellt von Karl Jügel. Mit Lilli's Porträt. Frankfurt a. M., Jügel. 1857. Gr. 8. 5 Thlr.
6. Goethe-Schiller-Museum. Herausgegeben von August Diezmann. Anhang: Ein Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe. Leipzig, Gumprecht. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.
7. Weimarer Sonntagsblatt. Dritter Jahrgang, Heft 4—9, Weimar, Böhlau. 1857.
8. Acht Lieder von Goethe. Zum ersten male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Bergk. Ein Supplement zu Goethe's Werken. Wetzlar, Rathgeber. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Grundlinien zur Pädogogik Goethe's. Von A. Oldenberg. Zittau, Pahl. 1857. 8. 20 Ngr.
10. Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Dargestellt in zwei Abschnitten nebst Zusätzen und Anhängen von Julius Emil Kneschke. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
11. Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtet von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. 8. 5 Ngr.
12. Goethe und Schiller. Poetische Lebensbilder von Heinrich Doering. Ein Beitrag zur Feier der Errichtung des Dichterdenkmals in Weimar. Jena, Neuenhahn. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.
13. Geist deutscher Classiker. Herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Erster Theil: Goethe. Pesth, Hartleben. 1857. 16. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Obschon unter dieser langen Reihe von Schriften sich einige befinden, in denen auch über Schiller gehandelt wird, so spielt doch auch in diesen Goethe entweder die hervortretende Rolle oder Schiller kommt in ihnen nur so weit in Betracht, als seine Beziehungen und sein Verhältniß zu Goethe reichten. Wenigstens ist Schiller in keiner derselben Gegenstand von Specialstudien, deren Resultate ihn in einem wesentlich neuen Lichte zeigten und die Literatur über ihn mit neuen Thatsachen bereicherten. Wir werden daher in dieser Betrachtung fast fortdauernd nur von Goethe zu sprechen haben.

Goethe's Werke sind für uns Deutsche eine poetische Bibel, ja sie sind es bereits für die gesammte cultivirte Welt geworden. Schon Herder, der noch nicht einmal das Ende seiner Entwickelung erlebte, nannte ihn einen „allumfassenden Geist", und Schiller sagt über ihn in einem Briefe vom 23. November 1800, der aus dem Nachlaß einer deutschen Gräfin (Gräfin Schimmelmann?) vor kurzem zuerst im „Altonaer Merkur" veröffentlicht wurde, und dessen Authenticität sich zwar aus gewissen äußern wie innern Gründen vielleicht in Zweifel ziehen ließe, der aber, soweit er von Goethe handelt, fast nur Richtiges enthält:

Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgendeinen, der nach Shakspeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben als irgendein anderer. Er hat es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren, und ist in die Tiefen dieser Wissenschaften gedrungen. Ueber die Physik des Menschen hat er die wichtigsten Resultate gesammelt und ist auf seinem ruhigen einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt, womit jetzt in diesen Wissenschaften soviel Parade gemacht wird. In der Optik werden seine Entdeckungen erst in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falsche der Newton'schen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonstrirt, und wenn er alt genug wird, um sein Werk darüber zu vollenden, so wird diese Streitfrage unwiderleglich entschieden sein. Auch über den Magnet und die Elektricität hat er sehr neue und schöne Ansichten. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus und bildende Künstler könnten vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch

Digitized by Google

nur von ferne bei, und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind.

So bemerkt auch Herder, daß Goethe als Geschäftsmann die gleiche Bewunderung verdiene wie als Schriftsteller. Und während wir in Deutschland gewohnt sind, in ihm unsern ersten Dichter zu erkennen, schätzt man ihn im Auslande, namentlich aber in Nordamerika besonders wegen des Stroms von tiefer Weisheit, der durch seine Schriften ausgegossen ist. Dies beweist der schon früher in d. Bl. besprochene Essay Emerson's über Goethe, dies der Aufsatz eines Nordamerikaners, welcher zuerst in „Putnam's Monthly" (September 1856) veröffentlicht wurde und von August Diezmann in seiner oben verzeichneten Schrift „Goethe-Schiller-Museum" mitgetheilt ist. Dieser Nordamerikaner studirte in Göttingen, machte 1825 von hier aus eine Feerienreise und kam auf dieser auch nach Weimar, wo er das Glück hatte, bei Goethe vorgelassen zu werden. Der seitdem um mehr als drei Decennien älter gewordene Nordamerikaner schreibt:

Wie glücklich war ich in jenem Augenblicke, als ich neben dem saß, der weiser war als der weiseste der sieben Weisen Griechenlands, in dessen Einem Haupte mehr Wissen aufgespeichert lag, als in den Köpfen jener Sieben zusammen; neben ihm, der der weiseste war von allen, die damals lebten, ja, mit Ausnahme von zweien oder dreien, der weiseste von allen, die jemals gelebt haben.

Man kann gewiß behaupten, daß es überhaupt kaum eine die Menschheit interessirende Frage gibt, über die man nicht bei Goethe einen treffenden Ausspruch fände und sehr oft Aufschluß und endgültigen Bescheid erhielte. Es ist keine Form, die er nicht angebaut hätte; es ist kaum eine Gattung der Poesie, in der er nicht ein Muster, oft ein epochemachendes hinterlassen hätte. Die Farben aller Zeiten und Nationen brechen sich in ihm. Homer und Hafis, Anakreon und Pindar, Theokrit und Sophokles, Martial und Tibull, Hans Sachs und Shakspeare, Beaumarchais und Racine, Voltaire und Zinzendorf, Rousseau und Ossian, Lavater und Diderot, der Dichter des „Reineke Fuchs" und der Dichter des Buchs Hiob vereinigen sich in ihm, und doch ist und bleibt er immer Goethe. In der Strömung seines Geistes kann man diese Zuflüsse an der Färbung wol auf eine Strecke unterscheiden, aber auch nur auf eine Strecke; der Strom selbst ist immer der in der Tiefe leidenschaftlich bewegte, auf der Oberfläche still ruhige, alles in sich aufnehmende und alles in sich verarbeitende große breite Strom des Goethe'schen Geistes. Mit Recht nannte ihn daher der Schwede Atterbom eine „persönliche Encyklopädie alles dessen, was Gutes in der Cultur der Gegenwart zerstreut liegt". Insofern kann man sagen, daß er uns bis zu einem gewissen Grade alle übrigen Dichter und Denker entbehrlich mache; wir sagen mit Bedacht „bis zu einem gewissen Grade", denn es ist auch von andern so viel Schönes, Treffendes, Großes und Eigenthümliches gedacht, gefühlt, ausgesprochen worden — über viele Gegenstände, die Goethe nur flüchtig oder dilettantisch berührte, sogar gründlicher, origineller und erschöpfender —, daß wir uns selbst einen Schaden zufügen würden, wenn wir davon nicht Kenntniß nehmen wollten. Man stößt sogar bei Goethe auf gewisse verführerische oder bedenkliche Ansichten und Maximen, die wir nicht ohne weitere Prüfung annehmen dürfen, oder über die wir uns bei andern Denkern Raths erholen müssen. Nur das meinen wir, daß wenn wir unter allen Dichtern einen zu wählen hätten als Begleiter durchs ganze Leben und nicht blos durch einen Abschnitt desselben, dies doch eben nur Goethe sein könnte, einerseits wegen der Vielseitigkeit, ja Unermeßlichkeit, andererseits wegen der Tiefe und doch zugleich praktischen Richtung seines Geistes. Zugleich soll er, der in vieler Hinsicht „Incommensurable" (um einen Goethe'schen Lieblingsausdruck zu gebrauchen), dem Denkenden auch ein Gegenstand des Studiums sein, denn bei aller Klarheit und Objectivität sind doch in ihm auch viele Räthsel verborgen, die gelöst sein wollen, und so steigt wie bei wenigen andern Dichtern der Genuß an seinen Schöpfungen mit ihrer psychologischen Ergründung und der Bloßlegung ihrer geheimen Beziehungen. Wir wissen, daß bei Goethe nichts bloße Phrase, nichts blos gemacht war, auch wo er irrte, und so werden sich diese Räthsel, wenn wir den Schlüssel zu ihnen finden, in irgendeine klare Vorstellung verwandeln lassen. Darin steht ja Goethe unter allen großen neuern Dichtern fast einzig da, daß, wie er selbst von sich rühmen durfte, sich kein Buchstabe in seinen Schöpfungen findet, „der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre", und insofern fällt, wie bei wenigen Dichtern, bei Goethe das Studium seiner Werke mit dem Studium seines Lebens sehr innig zusammen, obschon man freilich sich hüten muß, zu viel aus den blos äußern Ereignissen seines Lebens in seine Werke hineinzuteagen, worüber das jedenfalls ergiebigere Hinausteagen nur zu oft vergessen wird. Denn wie Goethe die Dichter und Denker, die er auf sich wirken ließ, so mit sich verschmolz, daß daraus ein ganz neues Metall entstand, so verarbeitete er auch die Eindrücke seiner Lebensbegegnisse in einer Weise, daß das innerlich Erlebte hinter das blos äußerlich Erlebte, das Individuelle hinter das Allgemeine meist vollkommen zurücktrat. Es ist schwerlich zu leugnen, daß die Sucht, möglichst bei jeder Zeile des Dichters den momentanen Anlässen und persönlichen Beziehungen nachzuspüren, zu dem sehr unliterarischen Extrem geführt hat, daß die Hauptsache unter dem vielen oft sehr unbedeutenden Beiwerk leidet und die Aufmerksamkeit von den literarischen oder culturhistorischen Fragen auf einzelne Personen abgeleitet wird, für die wir uns zuletzt in einem Grade interessiren sollen, als hätten sie dadurch, daß sie mit einem großen Manne in Berührung kamen und ihm als Gegenstand der Beobachtung oder auch nur des Genusses und des Zeitvertreibs dienten, eine selbständige weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen.

Des Engländers G. H. Lewes mit so allgemeinem Bei-

Digitized by Google

fall sowol von seiten des Publikums als der Kritik aufgenommenes biographisches Werk über Goethe haben wir, was den ersten Band betrifft, bereits nach Frese's deutscher Uebersetzung in Nr. 29 d. Bl. f. 1857 ausführlicher besprochen, und es wird sich hier nur noch darum handeln, auch auf den nun erschienenen zweiten Band der Uebersetzung einen Blick zu werfen. Zuvörderst möchten wir aber alle des Englischen kundigen Landsleute darauf aufmerksam machen, daß inzwischen eine vom Verfasser selbst revidirte englische Ausgabe unter dem oben angezeigten Titel in Deutschland erschienen ist (und zwar zu einem bei weitem wohlfeilern Preise als die englische). Wir möchten sie, abgesehen von dem Genuß und der Belehrung, welche sie gewährt, auch denjenigen besonders empfehlen, welche sich im Lesen und Verstehen des Englischen zu vervollkommnen wünschen. Denn wenige englische Werke eignen sich wol zu einem solchen Zwecke so wie dieses, theils wegen des dem deutschen Geiste congenialen Inhalts und der bei Deutschen vorauszusetzenden Bekanntschaft mit den darin abgehandelten Gegenständen, theils wegen der ungemeinen Klarheit und Einfachheit des Stils, worin wir einen Hauptvorzug des Lewes'schen Buchs nicht blos vor deutschen Schriften dieser Art, sondern selbst vor manchen englischen erblicken. Bei der Lectüre dieses Werks drängte sich uns wieder einmal die bedauerliche Wahrnehmung auf, daß die deutsche Prosa doch immer noch nicht recht zu einer ebenmäßigen Ausbildung gelangt ist, während dieses Werk selbst beweist, daß man keineswegs schwerfällig zu sein braucht, um zugleich gründlich und geistreich zu sein. Ja, wir haben, was Präcision, Natur und Einfachheit des Stils betrifft, seit Lessing und Goethe eher Rück- als Fortschritte gemacht. Zugleich hat Lewes diese deutsche Ausgabe eigenhändig revidirt, und wenn die von ihm vorgenommenen Aenderungen und Hinzufügungen auch nicht gerade sehr zahlreich sind und meist nur Kleinigkeiten betreffen, so beweisen sie doch, daß der Verfasser nicht unterlassen hat, sich mit den Beiträgen zur Kenntniß Goethe's, die seit der Veröffentlichung der ersten Auflage in Deutschland erschienen sind, oder die früher seiner Aufmerksamkeit entgangen waren, gewissenhaft bekannt zu machen. So hat er für die vorliegende Ausgabe Stöber's Schrift über den Actuar Salzmann, den von Düntzer herausgegebenen Herder'schen Briefnachlaß, Heinrich Schmidt's „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen", die „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau von Nikolaus Meyer" u. s. w. mehrfach benutzt. Dagegen hat er eine Stelle in der Schilderung von Goethe's Verkehr mit der Friederike von Sesenheim weggelassen; sie beginnt in der ersten Ausgabe mit den Worten: „Without accepting the vague wild talk about genius and its mission", und hatte allerdings etwas in sittlicher Hinsicht Bedenkliches, indem darin für geniale Männer ein exceptionelles Moralgesetz aufgestellt war. Entweder ist Lewes inzwischen selbst von dieser Ansicht zurückgekommen, oder er hat damit bei seinen Landsleuten Anstoß erregt, die im allgemeinen in Fragen dieser Art etwas empfindlich sind und die emancipirten Ansichten, wie sie in Frankreich und Deutschland umlaufen, nicht gern in ihr Land importirt sehen möchten. Auf diese Weglassung ist vielleicht ein auch von uns (Nr. 35 u. 43 d. Bl. f. 1857) notirter Aufsatz der „Edinburgh review" über das Lewes'sche Werk nicht ohne Einfluß geblieben. Wie sich vielleicht noch manche Leser erinnern werden, war darin Goethe, bei aller Anerkennung seiner geistigen Größe, zum Vorwurf gemacht worden, daß er mit Frauenherzen ein zu leichtfertiges und bewußt egoistisches Spiel getrieben und namentlich Friederike, nachdem er sie seinen poetischen Gelüsten zum Opfer gebracht und gewissermaßen aufgebraucht, in unverantwortlicher Weise preisgegeben habe. „Es war die erste nicht!" sagt Mephistopheles im Namen Goethe's. Indeß sollte man mit einer bloßen Gemüthsspielerei und Jugendleichtfertigkeit, für die Goethe später gebüßt, nicht allzu streng ins Gericht gehen. Mit größerm Recht tadelt die „Edinburgh review", daß Goethe im höhern Alter mit großer Selbstgefälligkeit sein Verhältniß zu Friederike als poetisches Ornament seines Lebens selbst zur Oeffentlichkeit gebracht habe, statt das bescheidene Kind, das sich seitdem mancher übeln Nachrede ausgesetzt sah, in der Dunkelheit zu lassen, in der er es fand.

Lewes' Werk ist bei allen Vorzügen allerdings noch immer keine erschöpfende Darstellung Goethe's und kann es nicht sein. Der Gegenstand ist zu umfassend und allseitig. Sagt der Verfasser doch selbst, daß er, nur um die lyrischen Gedichte Goethe's zu analysiren, ein neues Werk so lang wie diese Biographie und darüber schreiben könnte, ohne das reiche Thema zu erschöpfen. Aber man vermißt doch auch nichts Wesentliches. Die Biographie Goethe's von Goedeke, die nur einen Bestandtheil seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" bildet, ist zwar an factischen Anführungen unendlich reicher; aber dieser Detailreichthum verträgt sich nicht mit einer Biographie, die wie die Lewes'sche zugleich eine Kunstform anstrebt und Anspruch darauf machen will, allgemein lesbar und genießbar zu sein. Das Bild Goethe's erhebt sich bei Lewes voll, rund und fertig in allen rein menschlichen Beziehungen, und diese hervorzuheben war besonders des Briten Absicht. Von den Personen, welche auf Goethe Einfluß äußerten, hat er dabei einen sehr ökonomischen weisen Gebrauch gemacht, und er wird über sie nur dann ausführlicher, wenn diese Personen einen nachweisbar dauernden substantiellen Einfluß auf Goethe's Leben und Dichten übten, oder wenn es gilt, ihn gegen diese oder jene unbegründeten Anklagen zu rechtfertigen. Unbedeutendere Persönlichkeiten, welche bei Goethe nur flüchtig vorüberglitten, wenn sie ihn auch zu einer momentanen lyrischen Aeußerung anregten, werden mit Recht übergangen. Was die kritischen Erörterungen betrifft, so sind diese nicht im deutschen Sinne gründlich, hier und da sogar lückenhaft, aber was das Buch dadurch vielleicht an philosophischer Tiefe verloren, hat es auf der

Digitized by Google

andern Seite wieder an Lesbarkeit, Allgemeinverständlichkeit und Durchsichtigkeit gewonnen. Das Werk ennuyirt und ermüdet nirgends, und das wahrlich ist auch etwas werth, namentlich für uns Deutsche, denen es die Literarhistoriker von Fach oft so schwer machen, sich durch die umständlichen und labyrinthischen Gänge ihrer weitschichtigen, Motive wieder motivirenden Raisonnements und Subtilitäten hindurchzuwinden.

Lewes übt die Kritik im praktischen englischen Sinne, und auch diese hat ihre sehr großen Vorzüge, indem sie sehr häufig den Nagel auf den Kopf trifft, wo wir mit aller Kunst den kritischen Hammer zu führen, immer nur nebenbei schlagen. Ueber die Art seiner Kritik spricht sich Lewes selbst in folgenden Worten aus:

Ich habe wenig Sinn für diejenige Philosophie der Kunst, welche es sich zum Geschäft mache, die Kunst in Philosophie zu übersetzen, und halte weder mich noch meine Leser mit Betrachtungen über die Ideen eines Kunstwerks auf; ich weiß aus Erfahrung, daß es dem Künstler bei seinem Schaffen auf etwas ganz anderes ankommt, als eine Idee zu entwickeln, und aus dergleichen Erfahrung weiß ich auch, daß das Publikum des Künstlers sich zunächst gar nicht um die Idee bekümmert, sondern den Kritikern überläßt, sich darum zu streiten. Ich studire ein Kunstwerk nicht anders wie ein Werk der Natur; ich freue mich an seiner Wirkung und suche dann die Mittel zu erkennen, durch welche die Wirkung hervorgebracht wird, keineswegs aber die Idee, welche den Mitteln zu Grunde liegt. Wenn ich bei der Section eines Thiers einen klaren Einblick in den Mechanismus erhalte, wie gewisse Functionen sich vollziehen, so gibt mir die Belehrung, die Functionen seien die Endursachen dieses Mechanismus, einen Zuwachs von wirklicher Kenntniß, während ich mich umgekehrt, wenn ein vorgefaßter Zweckbegriff statt der sinnlichen Anschauung entscheiden soll, in einem wahren Sumpfe von naturphilosophischen Vermuthungen befinde, wo ich nirgends festen Fuß fassen kann.... Ich habe ein Gedicht vor mir, ich zerlege es, nehme ein Glied des Organismus nach dem andern, zeige die Stellung auf, die es einnimmt, und suche seine Function nachzuweisen.

Wir glauben, daß mit dieser Art der Kritik Goethe selbst ziemlich einverstanden gewesen sein würde. Zur Vervollständigung dieses kritischen Glaubensbekenntnisses diene noch folgende polemischer auftretende Stelle:

In Deutschland ist eine Art von philosophischer Kunstkritik sehr beliebt — und auch in England zählt sie Anhänger —, die sich an „Wilhelm Meister" fast so erbarmungslos als an „Faust" versucht hat und sich bei der Erklärung Shakspeare's auf den Gipfel des Unsinns steigert. Gewiß gibt es in Deutschland viele vortreffliche Kritiker, und es sollte mir leid thun, wenn mein Spott gegen Pedanten und hochmüthige Thoren auf wirklich philosophische Köpfe gemünzt zu sein schiene; aber im Namen der Kunst und des gesunden Menschenverstandes muß ich gegen den Grundirrthum und die Uebertreibungen einer Schule Verwahrung einlegen, die höchst tiefsinnig zu sein beansprucht und doch nichts ist als höchst abgeschmackt. Der Grundirrthum ist der, daß man die Kunst in Philosophie auflöst und dies dann Philosophie der Kunst nennt. Dem Kritiker liegt ein Kunstwerk vor; statt es an sich zu beurtheilen, sucht er dahinterzukommen, sich darunterzuschleichen, dem Schöpfer des Werks in die Tiefen der Seele zu dringen; nicht zufrieden mit dem, was der Künstler gegeben, verlangt er auch zu wissen, was er gewollt hat; räth danach herum, und je weiter diese Absicht des Künstlers entfernt liegt auf seiner Gedankenwanderung, desto mehr ist er von seiner Entdeckung erbaut und verwirft zu ihrem Gunsten jede einfache und natürliche Erklärung. So lagern sich kunstphilosophische Grillen wie ein Nebel um die Kunst und entziehen uns ihren klaren Anblick. Zwar hat von dieser angeblichen Absicht des Künstlers niemand vorher etwas gewußt, aber das ist eben der Stolz des Kritikers; er kann sich rühmen, in die Tiefen der Künstlerseele eingedrungen zu sein.

Wie diesen kritischen Grundsätzen, die wenigstens vor gewissen Ausschreitungen, Dunkelheiten und Schwerfälligkeiten der deutschen Kritik, namentlich aber vor zu subjectiver Auffassung eines Dicht- und Kunstwerks sicher stellen, verbindet sich bei Lewes eine humane Gesinnung und ein Billigkeitsgefühl, die ihn vor allen herb absprechenden Urtheilen bewahren, und dabei eine gewisse sich gleichbleibende Heiterkeit der Stimmung, welche ihn vor jenem grämlichen oder beißenden Tone schützt, wie er bei uns deutschen Kritikern, ich gestehe dies offen, leider nur zu oft angetroffen wird, aber auch aus der ganzen geistigen, socialen und politischen Gesammtatmosphäre Deutschlands nothwendig entspringt. Als Ausländer und namentlich als Brite empfindet er begreiflicherweise die mancherlei Aermlichkeiten und Gebrechen, an denen wir in Deutschland kranken, nicht als Mitleidender, und er ist daher in der Lage, eher über sie zu lachen und sie komisch zu finden, als sich über sie zu ärgern und sich seine Stimmung durch sie verderben und trüben zu lassen. Er wurzelt nicht in jenen deutschen Zuständen, welche den im ganzen doch auch zur Heiterkeit und Billigkeit geneigten Goethe einmal zu der bittern Klage veranlaßten, „daß man fast keinen Menschen nennen könne, der in seinem Zustande behaglich wäre". Die Lewes'sche Biographie Goethe's ist ein Werk voll reiner Luft und heitern Sonnenscheins. Zu der wohlthuenden Wirkung, welche das Buch auf den Leser hervorbringt, trägt dann weiter noch der Umstand bei, daß wir bei ihm niemals auf jene phrasenhaften Superlativausdrücke stoßen, wie wir ihnen so häufig bei deutschen Kritikern und Biographen begegnen und die uns berauschen, statt zu überzeugen. Im Tadel wie im Lob kennt Lewes genau die Grenze des Wohlanständigen; er weiß, daß übertriebenes Lob wie auch meist übertriebener Tadel bei dem Leser in der Regel Zweifel an der Gerechtigkeit oder Unparteilichkeit des Urtheils hervorruft. Ueberhaupt vermeidet er jenes hochfahrende dictatorische Wesen, womit deutsche Kritiker ihr Urtheil ihren Lesern aufnöthigen möchten.

Für uns Deutsche hat es etwas Beschämendes, daß ein Engländer die Advocatur für Goethe gegen so viele ungerechtfertigte Anklagen, welche von Goethe's Landsleuten selbst erhoben worden sind, zu übernehmen sich veranlaßt gesehen hat. Und er hat mit der Zurückweisung solcher Anklagen alle Hände voll zu thun. Schon im ersten Bande vertheidigte er Goethe aufs wärmste gegen den Vorwurf, daß er ein lieb- und herzloser Mensch gewesen, und führte als Beweise vom Gegentheil eine Menge schlagender Beispiele seltener Uneigennützigkeit an. Hierher gehört ein Urtheil Schiller's, welches in dem schon oben erwähnten neueröffentlichten Briefe Schiller's enthalten ist und, wenn derselbe echt sein sollte, ihm wie seinem großen Freunde zu gleicher Ehre gereichen würde. Es lautet:

Digitized by Google

Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur, und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt nothwendig es mit vielen verderben.

Man hat Goethe des Stolzes beschuldigt. Nun, den Stolzen gegenüber mag sich ein wenig Stolz wol geziemen. Sonst aber war er der Ansicht: „Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung anderer, auch der Geringsten äußert, so muß es widrig auffallen.“ Man hat Goethe auch wol eines zu diplomatischen höfischen Verfahrens geziehen; aber wenigstens hat er sich, wie Herder bestätigt, von allem Intriguengeist rein gehalten, niemand verfolgt und keinen andern Glück wissentlich untergraben. Welcher Treue Goethe fähig war, beweist er durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an seinen Fürsten, den Herzog von Weimar. In seinen spätern Jahren mochte er sich allerdings in die weimarischen Verhältnisse so eingelebt haben, daß es für ihn das Allerschmerzlichste gewesen sein würde, diesen Kreis, dessen belebender Mittelpunkt er war, zu verlassen; aber in der Zeit seines frühern Mannesalters fühlte er sich, trotz aller künstlichen Selbstbetäubung durch Zerstreuungen aller Art oder gerade wegen derselben, in manchen Augenblicken von dem weimarischen Hofleben aufs äußerste angewidert und in seinem innersten Wesen gestört und gelähmt. Er kämpfte mit sich oft einen harten Kampf, namentlich bei seinem Aufenthalt in Italien, ob er sich ganz von Weimar losreißen oder dahin zurückkehren solle; und es läßt sich wenigstens fragen, ob wir nicht, wenn er sich für längere Jahre in Italien niedergelassen hätte, eine ganz andere Reihe poetischer und kunstkritischer Meisterwerke von Goethe haben würden statt der vielen Fragmente und oft sehr matten kleinen Dichtungen, in denen er sich später in Weimar zersplitterte, weil ihm das Hof- und Geschäftsleben nicht erlaubte, sich zu concentriren. Sein Genius rief ihn mit mächtiger Mahnung von Weimar weg, aber er gehorchte diesem Gebot nicht, wir glauben annehmen zu dürfen, einzig um seinem fürstlichen Freunde Treue zu halten, denn was konnte ihn sonst an Weimar fesseln?

Dieselbe Treue bewahrte er auch Schiller, trotz so mancher Differenzen in ihren Ansichten, ja sogar auch seiner Christiane. Schiller selbst gesteht in seinem mehrerwähnten Schreiben, daß er leider Goethe in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse nicht ebenso gut rechtfertigen könne, als er es in Rücksicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht könne; aber er fügt hinzu: „Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edeln Theil seines Charakters zusammen.“ Goethe sei zu schwach und weichherzig, sagt Schiller, und Lewes beantwortet die Frage: warum Goethe sich nicht von Christiane getrennt habe, mit den Worten:

Die Trennung war nicht leicht. War sie doch die Geliebte seines Herzens gewesen, war sie doch die Mutter seines Kindes und ihm immer noch theuer! Die Trennung würde ihrer unglücklichen Neigung keinen Eintrag gethan, sie vielmehr bestärkt haben. Zu schwach, das Verhältniß zu ändern, war er stark genug, es zu tragen.

Wenn wir uns recht erinnern, äußerte sich Goethe selbst einmal in dem Sinne, daß seine Erziehung und frühere Lebenslage ihn nicht dazu geeeift hätten, sich schnell zu starken Entschlüssen aufzuraffen. Mit Bezug auf diese Charaktereigenschaft macht Lewes die feine psychologische Bemerkung:

Es ist das eine Schwäche phantasievoller Naturen. So stark auch ihr Wollen ist, wenn es einmal in Zug gekommen: gerade bei Männern von lebhafter Empfindung und starker Einbildungskraft schwanken die Erwägungen vor dem Entschlusse hin und her und lassen das Wollen nicht aufkommen — eine linientschiedenheit, die zwar thatsächlich der Schwäche gleichkommt, aber sich durch die Bilder des Wollens, sobald es frei geworden, von der Schwäche unterscheidet.

Vortrefflich ist hierbei auch folgende Bemerkung des Briten: „Der Zuschauer sieht nur gewisse handgreifliche Thatsachen und weiß sie sich nur deshalb nicht zu erklären, weil er die vielen feinen Mittelglieder nicht sieht, welche die Thatsachen miteinander verknüpfen.“ Ja, um diese feinern Mittelglieder und Motive bekümmert sich die oberflächlich urtheilende und zum Absprechen geneigte Welt freilich nicht. Man tolerirte das Verhältniß, so lange Christiane Goethe's Geliebte war, man schrie Ach und Weh, als er sie zu seiner Frau machte; dasselbe Weimar brach den Stab, von dem Schiller behauptete, daß es darin keine Frau aus der höhern Klasse gäbe, die nicht ihre Liaison habe. Mit lüsternen Lippen citirte man die schöne Ballade vom Gott und der Bajadere, als aber der Gott die Idee seines Gedichts in Wahrheit verwandelte und die Bajadere, die sich ihm geopfert, zu sich erhob, da hatte die verlogene Welt nicht Worte genug, um den Gott zu lästern. Man beachtete nicht, daß wenn eine Verbindung dieser Art erst Frucht getragen, es sich nicht mehr einfach um das Verhältniß zwischen dem Liebenden und der Geliebten, sondern um schwere heilige Verpflichtungen gegen ein drittes Wesen handelt, dem man jedes Opfer zu bringen schuldig und verbunden ist. So handelte Goethe, und nun urtheile man, wer sich eine größere Unsittlichkeit zu Schulden kommen ließ — Goethe, der einen Akt ausgleichender Sittlichkeit beging, oder die Welt (die Weiber und Frau von Stein natürlich voran), welche ihn gerade um dieses Akts willen verlästerte und wol noch verlästert!

Im übrigen hat Lewes zwar auch von manchen Unarten, aber auch von vielen recht löblichen und gerade einem Mann wie Goethe zusagenden Eigenschaften Christianens zu erzählen; doch denken wir hierauf noch bei

Digitized by Google

Besprechung der Schrift von Kneschke über Goethe's und Schiller's Beziehungen zur Frauenwelt mit einigen Worten zurückkommen.

Was den nicht blos gegen Goethe als Menschen, sondern auch gegen seine Schriften oft erhobenen Vorwurf frivoler und unsittlicher Tendenzen betrifft, so bemerkt Lewes sehr schön:

Es würde ein Leichtes sein, aus seinen Werken eine Reihe von Sätzen zusammenzustellen, in denen sich die edelste Sittlichkeit ausspricht; aber seine Werke sind durchweg mit einer Sittlichkeit gesättigt, die zu jedem unbefangenen Herzen spricht, und zeichnen sich mehr noch durch die Freiheit von allen gemeinen, niedrigen, selbstsüchtigen und engherzigen Gedanken aus, als daß sie unmittelbar Moral lehrten. Das Gerede von Unsittlichkeit, welches sich bisweilen gegen sie erhoben hat, stammt von jener Lieblosigkeit, die jedem Andersdenkenden verklagt. Wer Goethe's Werke lesen kann und nicht fühle, daß der, der sie geschrieben, von den edelsten Empfindungen beseelt und von der reinsten Liebe für die Menschheit durchglüht war, dem habe ich nichts zu sagen als das Wort im „Faust": „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!"

Lewes erzählt hierbei eine hübsche Anekdote von seinem Landsmann Carlyle, die ihm in Berlin durch einen Künstler berichtet wurde. Bei einer Tischgesellschaft bedauerten gewisse frommthuende Leute mit vielen Stoßseufzern, daß ein so großer Geist, ein so göttliches Genie wie Goethe sich nicht dem Dienste der christlichen Wahrheit gewidmet habe u. dgl. m. Carlyle schwieg eine Zeit lang und zerrte ingrimmig an seiner Serviette; die ihn kannten, sahen, daß etwas kommen würde; endlich sagte er langsam und nachdrücklich: „Meine Herren, kennen Sie die Geschichte von dem Manne, der die Sonne heruntermachte, weil er sich nicht die Cigarre daran anstecken konnte?" Diese Bombe, fügt Lewes hinzu, brachte das feindliche Feuer vollständig zum Schweigen.

Erst noch in letzter Zeit hat J. F. van Oosterzee aus Amsterdam in einem an der Akademie zu Utrecht gehaltenen und im November- und Decemberheft der Gelzer'schen „Protestantischen Monatsblätter" deutsch mitgetheilten Vortrage „Goethe's Stellung zum Christenthum" dem deutschen Dichter zum Vorwurf gemacht, daß er sich unwillig abgewandt, wenn die höchste Wahrheit, Reinheit und Schönheit ihm in Christo und im Christenthum entgegengestrahlt habe. Oosterzee fragt: ob seine Dichtungen wol Begeisterung für das entzündeten, was der Mensch werden und wirken müsse; ob sie das Ideal der Lebensbestimmung des Menschen ebenso treu und klar vor die Augen stellten als die oft nichtige Realität mit all ihrem Licht und Schatten? Das „Ewig-Weibliche" Goethe's gilt dem Holländer dann wieder für katholische Mystik. Im übrigen meint Oosterzee, Goethe habe in seiner Zeit kein wahrer Christ werden können; als ob wir seitdem in allen wesentlichen Postulaten des Christenthums etwa so ungeheure Fortschritte gemacht hätten und als ob die Atmosphäre, in der wir leben, weben und sind, nun wirklich nach allen Richtungen vom Geiste des Christenthums, d. h. des unverfälschten Christenthums durchdrungen sei! Doch gibt Oosterzee zu, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele" uns „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in seinen Zügen" kennen lehren, und daß Goethe nicht im Stande gewesen sein würde, „den traurigen Zwiespalt im menschlichen Herzen, den wir im «Faust» erblicken, mit so rührender Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das Evangelium die Fackel der Selbsterkenntniß dargereicht hätte". Gewiß, Goethe, der die Worte niederschrieb: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene Menschheit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze"; Goethe, der die Evangelien alle vier für durchaus echt hielt, weil in ihnen der „Abglanz einer Hoheit" wirksam sei, „die von der Person Christi ausging und die göttlicher Art war, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist"; Goethe, der mit Fräulein von Klettenberg, mit der Fürstin von Galyzin, mit Lavater und Jung-Stilling verkehrte, der den herrlichen Hymnus der Erzengel und den Ostergesang dichtete und seinen Faust mit unverstellter Wehmuth ausrufen läßt: „Die Mahnung hör' ich wol, allein wir fehlt der Glaube!" dieser Goethe stand sicherlich den Eingebungen und Mahnungen christlich-religiösen Lebens nicht so fern als es den Orthodoxen scheinen mag. Gerd Eilers behauptet sogar im dritten Theile seiner „Wanderung durchs Leben", daß Goethe, auf den er bei dieser Gelegenheit einige Worte des hochbejahrten Kephalos bei Plato anwendet, in seinen letzten Lebenstagen sich in einer Art bußfertiger Stimmung befunden und unter anderm einen vieljährigen Freund zur Buße ermahnt und veranlaßt habe, seine Ehe in eine christlich eingesegnete zu verwandeln. *) Doch hören wir auch über diesen Punkt unsern Briten. Lewes sagt:

Wer Goethe's Werke lesen kann, ohne darin einen tief religiösen Sinn zu gewahren, der gönnt die Bezeichnung Religion gewiß nur seinen eigenen Ansichten, und wer darin die Entdeckung macht, daß Goethe nicht rechtgläubig war, der entspricht — die Sonne am hellen Mittag. Nie hat er darauf Anspruch gemacht, rechtgläubig zu sein.... In den verschiedenen Zeiten seines langen Lebens äußerte er sich so verschieden, daß ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als den ihrigen betrachten könnten, und beide mit demselben Schein von Recht. Das Gehemmiß des Widerspruchs löst sich einfach; er hatte ein tiefes religiöses Gefühl, und zugleich hegte er den schärfsten Zweifel gegen die meisten positiven Glaubenslehren. So kam es, daß er gegen die Angriffe der Encyklopädisten das Christenthum immer vertheidigte; aber wenn ihm dibelgläubige

*) Eine persönliche Erinnerung Gerd Eilers' an Goethe schalten wir hier ein, weil sich zu ihrer Mittheilung im Verlauf unserer Aufsätze keine geeignete Stelle finden möchte. Gerd Eilers erzählt, daß er Goethe einmal auf einige Augenblicke auf dem Braunfels in Frankfurt gesehen habe und sagt dann: „Was er sprach, habe ich vergessen, mich also wol von seiner Bedeutung gewesen sein; seine ganze persönliche Erscheinung machte mir den Eindruck eines verrotzten und verwitzten schwerfälligen Weltmanns. So oft ich später die Worte las:

Der Augen ist mein Reich umzäunet,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute,
Mein Hochstift er ist nicht rein —

stand Goethe leibhaftig vor mir. Das war der Ausdruck seines Gesichts."

Digitized by Google

Christen ihren Glauben aufdringen wollten, so verletzte ihn das, und er wies sie mit einer „nicht-christlichen" Erwiderung ab.

Vielleicht ging Goethe nur darin fehl, daß er sich selbst mit einiger Koketterie einen „alten Heiden" nannte und daß er, wie Schiller, auf sein antik-modernes „Heidenthum" als etwas Besonderes sich zu viel zugute that, während dasselbe doch bei Licht besehen bereits eine sehr populäre und triviale Sache war. Niemals würde sich aber Goethe eines so rohen Ausdrucks bedient haben, wie nach einer Mittheilung Bethmann-Hollweg's in „Christenthum und bildende Kunst" einer unserer ersten Künstler, indem dieser von dem Gekreuzigten geäußert habe: „Noch können wir den Kerl nicht entbehren!" Und dennoch wagt Oesterzeu, die Christlichkeit unserer, wie wir fürchten, im Grunde viel glaubens- und pietätlosern Zeit gegen die der Goethe'schen herauszustreichen.

Doch die Vorwürfe von Irreligiosität und Unsittlichkeit lassen sich noch begreifen, denn sie sind zum Theil Parteiausflüsse und es finden sich dazu in Goethe's Schrift einige Handhaben. Unbegreiflich ist es aber, wenn man Goethe vorgeworfen hat, er habe ein blos genußsüchtiges, gewissermaßen müßiges Leben geführt, er habe es sich, unbekümmert um die ernstern Fragen der Zeit, vom Standpunkt eines Künstlers zu einem blos angenehmen Schauspiel eingerichtet, in dem er gewissermaßen Spieler und Zuschauer in derselben Person gewesen. Lewes nennt dieselbe Anklage einfach eine Verleumdung. Goethe habe vielmehr, „während er ein Leben des Genusses und der behaglichen Muße hätte führen können, ein ernstes und arbeitsames Leben geführt", er habe seine Aufgabe im ernstesten Sinne genommen; „Genuß verachten und der Arbeit leben" sei sein Grundsatz, seiner Natur eine Nothwendigkeit gewesen. Niemand in der Welt hat so viel gearbeitet als Goethe; davon zeugen schon seine Werke, deren Ausarbeitung doch vielleicht nur den kleinsten Theil seiner Gesammtthätigkeit bildete. Diezmann in seiner Schrift „Das lustige Weimar" weist nach, wie riesenhaft seine Arbeitskraft und Thätigkeit auch auf dem Gebiete des Amts- und Staatslebens war. Der Bevölkerung des Landes Weimar hat er vielleicht im Stillen mehr genutzt, als man je erfahren wird. Lewes bemerkt gelegentlich: „Daß Goethe alles aufbot, um die Lage des Volks verbessern zu helfen und kleinere Uebel im einzelnen aus eigenen Mitteln zu lindern suchte, ist nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller derer, die von seinem Thun und Treiben wußten, unbestreitbar." Bei den Feuersbrünsten in Apolda und Ettersburg setzte er sich persönlich so aus, daß ihm „die Augenbrauen versengt wurden und das Wasser ihm die Zehen brühte", und gleich darauf brachte er es beim Herzog dahin, daß im ganzen Lande die Löschanstalten verbessert wurden. Indeß es ist im Grunde unnütz, solche lächerliche Vorwürfe auch nur widerlegen zu wollen. Hatte man doch, wie Lewes umständlicher erzählt, in Jena und Weimar das Gerede aufgebracht, daß er eine Platinastange entwendet habe! Goethe hatte nämlich den Chemiker Döbereiner auf eine vom Kaiser von Rußland gesandte Platinastange, mit der Goethe zuvor einige Versuche anstellen sollte, so lange warten lassen, bis sich Döbereiner an Karl August mit einer Beschwerde wandte. Da rief dieser aus: „Laß den alten Esel in Ruhe! Ihr bekommt's doch nie von ihm. Ich will den Kaiser um eine andere Platinastange bitten." Wenn auch über Goethe's angeblich Titel- und Ordenssucht gespottet worden ist, so müssen wir Deutsche zur Abwehr dieses Vorwurfs uns Folgendes von Lewes sagen lassen: „Einstweilen will mich bedünken, daß über seinen Titel zu spotten und über seine Orden zu lachen einer Nation sehr schlecht ansteht, die so oft und so verdient wegen ihrer übertriebenen Titelsucht ausgelacht wird."

Doch wir wollen uns fortan nur auf wenige mehr sporadische Bemerkungen beschränken, da wir ja doch darauf verzichten müssen, den Biographen durch diesen ganzen zweiten Band stetig zu begleiten. Lewes ist nicht der Ansicht deutscher Kritiker, welche die Abklärung des Goethe'schen Wesens in der Regel der italienischen Reise zugute schreiben. Er sagt:

> Goethe trat jetzt (1779) in sein dreißigstes Jahr. Sein Leben erhob sich nun aus den träumerischen Nebeln, die es bisher umhüllten; an die Stelle zugendlicher Verfahrenheit trat der feierliche Mannesernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Er faßte den Entschluß,
>
> Sich vom Hallen zu entwohnen,
> Um im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Die Ursache dieser Aenderung wird gewöhnlich in seinem Aufenthalt in Italien gesucht, aber der wahre Grund lag in der nothwendigen Entwicklung seines Geistes. Daß er diesen Fortschritt lange vor seiner italienischen Reise gemacht hatte: das zu beweisen genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der Zeit, mit der wir uns jetzt beschäftigen.

Bei Gelegenheit der italienischen Reise selbst spottet Lewes mit vollständigem Recht über den kleinstädtischen Klatsch der Weimaraner, welche ihrem großen Mitbürger den Aufenthalt in Italien nicht gönnten und Goethe tadelten, daß er unter lauter Statuen und Ruinen seine amtlichen Pflichten in der Heimat versäume. Das Geschlecht der Abderiten ist groß in Deutschland! Lewes bedauert, daß diese Mißstimmung sogar in Schiller's Briefen an Körner ein Echo gefunden habe, indem derselbe sich darüber aufhielt, daß „die Voigts und Schmidts für ihn (Goethe) wie Lastthiere schwitzen" müßten, während Goethe in Italien „für Nichtsthun" (!) eine Besoldung von 1800 Thalern verzehre, sie aber „für die Hälfte des Geldes die doppelte Last tragen müßten". Lewes drückt mit Recht sein Befremden und seinen Schmerz darüber aus, Schiller hier auf der Seite der klatschsüchten neidischen Kleinstädter zu finden; große Männer indeß pflegen in der Regel auch große Schwächen zu haben, und man sollte dabei immer an Lichtenberg's paradox erscheinenden Ausspruch denken: „Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß nur nicht den Mann deswegen tadeln."

Auf S. 89—91 finden wir einige beachtenswerthe Bemerkungen des deutschen Uebersetzers in Form einer

Digitized by Google

Note über die Doppelstellung Goethe's zwischen Charlotte von Stein und Christiane Vulpius, wozu wir unsererseits nur die Bemerkung fügen möchten, daß Goethe sich unzweifelhaft an der Seite der „Demoiselle" viel besser befunden hat, als er sich auf die Dauer zur Seite der Frau von Stein befunden haben würde. Goethe hatte mit seiner eigenen geistigen Gährung genug zu thun, und noch ein neues Element der Gährung, wie es sich in der höchst reizbaren excentrischen Frau von Stein darstellte, fortwährend verarbeiten zu müssen, würde ihn zuletzt aufgerieben und verzehrt haben. Frese rügt einige Ausdrücke, deren sich Goethe in einigen Briefen an Charlotte von Stein über Christiane bediente, als wegwerfend; aber wenn Goethe diese einmal ein „armes Geschöpf" nannte, der man die Empfindungen, die er für sie hege, wohl „gönnen" dürfe, so hat er das gewiß nicht böse gemeint; es sind dies Ausdrücke, wie sie gerade auf die Lage Christianens wohl paßten. Goethe hat später gegen Bettina und andere Personen bewiesen, daß er nicht gemeint sei, diejenige beleidigen zu lassen, die er gewürdigt hatte, seine Gattin zu sein. Sehr treffend bemerkt übrigens Frese bei dieser Gelegenheit:

Um indeß so billig zu sein wie gerecht, übersehen wir einen wichtigen Umstand nicht: briefliche Aeußerungen haben den Vortheil, die Menschennatur in ihrer unverstellten Unbefangenheit zu zeigen, aber sie verewigen auch die flüchtigsten Erregungen des Augenblicks und bringen die Gesahr mit sich, über den Wechsel der Stimmungen, die sie wiederspiegeln, die bleibenden Züge zu vergessen. Briefe haben für die Kenntniß des Innern einer Menschen denselben Werth wie Daguerreotypen für sein Aeußeres: ob sie ein richtiges Bild geben, hängt von der Atmosphäre und der Stimmung ab, in der sie entstanden sind — auch wol davon, für wen sie bestimmt sind.

Wer weiß dies nicht aus eigener Erfahrung!

Ein längeres und interessanteres Kapitel widmet Lewes den wissenschaftlichen Forschungen Goethe's, und es geht daraus hervor, daß der Brite mit der Gewissenhaftigkeit, welche den Engländern eigen ist (denn sie schreiben nicht leicht über einen Gegenstand, ohne sich über ihn mehr oder weniger gründlich unterrichtet zu haben), nicht eher daran gegangen ist, als bis er durch eigene Forschungen und Experimente auf denselben wissenschaftlichen Gebieten sich in Stand gesetzt sah, Goethe's Verdienste oder Nichtverdienste als wissenschaftlicher Forscher zu würdigen, während deutsche Literaturthsiriker auch über diesen Gegenstand nur von der Studirstube zu schreiben und die Bestrebungen Goethe's auf diesem Felde nach Hörensagen und ohne praktisch erworbene Kenntniß des Gegenstandes als bloße dilettantische Versuche abzuthun pflegen. Zwar verwirft Lewes Goethe's Farbenlehre in ihren Resultaten, gibt aber doch zu, daß Goethe auf dem Wege von falschen Vordersätzen zu falschen Schlüssen manches Interessante entdeckt habe, und daß seine „Farbenlehre", von so zweifelhaftem Werth sie auch als ein Beitrag zur Optik sei, doch sehr werthvoll sei für die Kenntniß der Farben, deren die Künstler bedürfen. Schon oft hätten Maler anerkannt, wie nützlich sie ihnen gewesen, und der berühmte Kunstkenner Sir Charles Eastlake habe sie so werthvoll und an bedeutenden Winken reich gefunden, daß er den didaktischen Theil übersetzt und mit vorzüglichen Anmerkungen begleitet habe. In Deutschland ist von Sachverständigen in letzter Zeit die Streitfrage zwischen Goethe und Newton lebhaft wiederaufgenommen worden, und ihnen müssen wir es, da wir uns in Sachen, die wir nicht hinlänglich verstehen, kein Urtheil anmaßen, die Austragung des Streits überlassen. Der Brite erkennt dagegen in Goethe den eigentlichen Entdecker der vegetabilischen Grundform der Pflanze und den Begründer der Wissenschaft der Morphologie, vertheidigt zugleich Goethe, was die Prioritätsfrage in Betreff der Entdeckung der Schädelbildung aus Wirbelknochen anlangt, so gut es geht gegen Oken's Ansprüche und bemerkt zum Schluß des Kapitels:

Was Buffon dem Plinius nachrühmt, er habe jene Leichtigkeit im großen zu denken, welche das Wissen vervielfältigt (cette facilité de penser en grand qui multiplie la science), das läßt sich mit Wahrheit auch von Goethe sagen, und nur als Denker auf diesem großen Gebiete nehme ich für ihn einen hohen Platz in Anspruch.

Es ist sehr natürlich, wenn der Biograph eines Mannes von der geistigen und persönlichen Größe Goethe's sich zuletzt in diesen so verliebt, daß er nicht in der Stimmung ist, den Personen, die neben jenem standen und auf ihn wirkten, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Selbst Schiller und sein Einfluß auf Goethe scheint uns von Lewes nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt zu sein. Noch weniger Herder, dem er schon im ersten Bande nicht ganz gerecht wurde. Auch Bürger wird einmal ziemlich wegwerfend erwähnt, und wenn schon die angeblichen Worte, mit denen er sich bei Goethe eingeführt haben soll („Sie sind Goethe, ich bin Bürger!") allerdings „abgeschmackt" erschienen, so hätte Goethe doch gerade wegen seiner Ueberlegenheit in so vielen Dingen sich gegen den unglücklichen Mann großmüthiger zeigen können, als dies in der That der Fall war. Er konnte Bürger durch irgendeine seine Bemerkung immerhin in seine Schranken zurückweisen, aber schön finden wir es nicht, daß Goethe den berühmten Balladendichter so von oben herab behandelte und statt über Gegenstände der Poesie und Literatur mit ihm zu sprechen, sich darauf beschränkte, ihn über den Zustand der Universität Göttingen und die Zahl der Studenten auszufragen. Goethe wurde hier seinem Grundsatz, von allen zu lernen, vollkommen untreu, und daß sich von Bürger selbst für Goethe, z. B. in Bezug auf Balladenpoesie und volksthümliche Dichtung, etwas lernen und etwas Brauchbares hervorlocken ließ, ist gewiß ohne alle Frage. Daß der Dichter der „Lenore", welcher in Deutschland seinerzeit sogar einer größern Popularität als selbst Schiller und Goethe genoß, daß er, der eigentliche Schöpfer der deutschen Ballade, der er mit keckem genialen Griffe sofort Ton und Richtung anwies, sich selbst einem Goethe gegenüber in seinem eigenthümlichen Werthe fühlte, wird man ihm schwerlich verdenken können. Gute Gesellschaft hatte Bürger freilich wenig

Digitized by Google

gesehen; um so mehr aber verdiente er Nachsicht. Ein geborener Aristokrat würde sich wahrscheinlich gegen Bürger liebenswürdiger benommen haben, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Auch können wir nicht billigen, daß Lewes die romantische Schule (der wir es ja zumeist verdanken, daß, wie J. Fr. Kruger jüngst in den „Nordischen Blättern" bemerkte, fortan „die Geschichtschreibung und Poesie in das Zeitalter unserer wahren Größe zurückgriffen") ohne eben sehr tief auf ihr Wesen einzugehen, mit einigen Stichworten des Tages abfertigt und seine Ansicht sogar mit einer sehr oberflächlichen Bemerkung eines Italieners über die 1809 in Rom auftauchenden deutschen Maler oder die sogenannten Nazarener zu unterstützen sucht. Wenn Lewes es sehr wunderlich findet, daß die Romantiker den größten Mangel aller neuern Poesie darin erblickten, „daß sie keine Mythologie habe", so war es ja gerade dasselbe Gefühl dieses Mangels, welches Goethe und Schiller veranlaßte, zu den mythischen Personen, Göttern und Halbgöttern Griechenlands ihre Zuflucht zu nehmen und sie zu Symbolen einiger ihrer tiefsten Anschauungen zu machen. Und ohne Zweifel gibt es noch heutzutage sehr viele in Deutschland, welche sich zu der Phantastik des Mittelalters mehr hingezogen fühlen als zur griechischen Mythologie, und der Ansicht sind, daß jene wenigstens mehr unserm eigensten Wesen verwandtes nationales Element enthalte als diese. Insofern hatte die romantische Schule wohl ihre Berechtigung; ihre Ausschreitungen, Verirrungen und Mißschöpfungen wollen wir damit nicht in Schutz nehmen. Die gerügten Kleinigkeiten, die wir für Mängel halten, waren uns störend; andere mögen vollkommen damit einverstanden sein; auch beeinträchtigen sie den Werth des Lewes'schen Werks im ganzen sehr wenig.

Ein interessanter Beitrag zu dem Buche ist ein hier zum ersten mal veröffentlichter Brief Thackeray's über einen Besuch, den dieser renommirte Romanschriftsteller im Jahre 1830 dem greisen Goethe abstattete. Das Wichtigste aus diesem Briefe haben wir jedoch schon in Nr. 2 d. Bl. f. 1856 mitgetheilt nach den Auszügen englischer Blätter, ehe noch das Werk selbst im Original oder in Uebersetzung zu unserer Kenntniß gelangt war.

Wenn im großen und ganzen und wegen der rein menschlichen Auffassung wie wegen der lichtvollen Anordnung und Gruppirung das Lewes'sche Werk niemals zu hoch zu schätzen sein wird und mit Recht zu erwarten ist, daß seine Auffassung schon als die eines Ausländers, dessen Urtheil uns ja stets mehr imponirt als das eines Landsmanns, für die gerechtere Beurtheilung Goethe's in den weitern Kreisen des Publikums wie in den engern der eigentlichen Literaturkenner und Literaturforscher die günstigsten Folgen haben wird, so muß man sich doch allerdings hüten, die kritischen Partien des Buchs zu überschätzen. Die Stärken und Schwächen, die Vorzüge und Mängel der Lewes'schen Methode liegen in seinen oben mitgetheilten Bekenntnissen über das Wesen und den Zweck der Kritik ausgesprochen. Jedenfalls haben seine Analysen der Goethe'schen Schöpfungen das Verdienst, daß er nichts vom subjectiven Standpunkt hineindeutet, nichts mehr hineinlegt als darin ist und sie niemals als Folie benutzt, um seinen eigenen Geist über dem des Dichters und seiner Schöpfungen leuchten zu lassen. Diese Selbstverleugnung ist allerdings sehr selten bei unsern einheimischen Kritikern und Literaturgeschichtschreibern; denn die Deutschen lieben im allgemeinen das subjective Raisonniren, und sind überhaupt etwas rechthaberischer Natur. Lewes übt eine rein sachliche, unpersönliche Kritik, und wo diese ausreicht, da sind seine Analysen ganz vortrefflich. Dies gilt namentlich von der Analyse oder besser Reproduction von „Hermann und Dorothea", die in ihrer Art wirklich ganz meisterhaft ist. Für Dichtungen dagegen, bei denen es namentlich darauf ankommt, die Idee zu extrahiren und das Verhältniß der einzelnen Theile zum Kern- und Mittelpunkt des Ganzen wie ihre geistige Verbindung untereinander nachzuweisen, da genügt seine Methode allerdings weniger. Seine Kritik des zweiten Theils von „Faust" z. B. erreicht an Gehalt und Tiefe nicht die bloßen Andeutungen, die Gerd Eilers am Schluß des dritten Theiles seiner „Wanderung durchs Leben" davon gegeben hat. Wenn Lewes mehr aus der Tiefe schöpfte, würde er, der entschiedene Antiromantiker, Calderon schwerlich so unbillig beurtheilt und zu einem bloßen Theaterdichter degradirt haben, als dies in seiner Kritik des bei Gelegenheit des Goethe'schen „Faust" herbeigezogenen „Wunderthätigen Magus" geschieht. Um jedoch gegen Lewes selbst nicht ungerecht zu sein, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß er sein Werk in erster Position für seine Landsleute geschrieben hat, denen natürlich vieles neu sein wird, was wir Deutsche zum Theil schon auf der Primanerbank abgesessen haben, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß seine kritischen Analysen nicht auch für uns Deutsche sehr viel Lehrreiches und manche neue und beherzigenswerthe Fingerzeige enthalten.

Einigermaßen auffallend war es uns, daß Lewes die Gefängnißscene in „Egmont" kurzweg „sehr lang und dramatisch schwach" nennt, während vielleicht in Deutschland keine Scene bis auf Michel Beer's „Struensee" und Laube's „Graf Essex" herab so oft copirt worden ist. Diese Warnung kommt uns übrigens ganz gelegen; denn allerdings pflegen diese weitschweifigen Kerkerscenen, die wie wir wissen zuletzt doch mit der Abführung des Helden zum Blutgericht nothwendig schließen müssen, ebenso weichlich und sentimental als ermüdend und langweilig zu sein. Nur möchten wir die Kerkerscene in „Egmont" schon um des herrlichen Monologs des Egmont willen nicht missen. Kein Dichter in älterer und neuerer Zeit wußte die Schrecken des Todes und den Graus der Vernichtung so in die Formen der Anmuth zu kleiden als Goethe; in dieser Hinsicht lassen sich ihm nur Rafael und Mozart vergleichen, beide verwandte Geister, nur auf andern Kunstgebieten.

Unter den Bemerkungen über den ersten Theil des „Faust" war uns folgende besonders interessant:

Ich erinnere mich, daß ich die Sculpturen vom Parthenon

Digitized by Google

anfangs mit einer Gleichgültigkeit ansah, die ich mich schämte zu gestehen, und seitdem haben sie mir fast Thränen der Entzückung ins Auge gelockt. Mit dem „Faust" ging es mir ähnlich; zuerst fühlte ich mich sehr getäuscht. Da ich die wahre Natur des Werks nicht begriff, so glaubte ich, Goethe habe sein Ziel verfehlt, weil er meine mitgebrachten Vorstellungen nicht befriedigte. So anmaßend sind wir in unserer Kritik: ein Künstler, der nie an uns gedacht hat, soll sich bei seinem Schaffen in der Richtung unserer Gedanken bewegen! Später, als ich den „Faust" im Original zu lesen anfing, ging seine Herrlichkeit allmählich meinem Geiste auf, und jetzt kann ich den Zauber, den er auf mich ausübt, nur jener auch das Kleinste umfassenden und nie zu erschöpfenden Liebe für die vergleichen, welche uns seit lange theuer sind, an denen uns jeder Zug in einer eigenthümlichen und durch stille Beziehungen wahrhaft geheimnißvollen Weise berührt. Wenn ich das Gedicht durchblättere oder auf eine Stelle daraus stoße, so weht mich aus den Versen ein unendlich süßer Hauch an, und mein Geist fühlt ein Entzücken, als wenn mir die Lüfte einen Klang von einer lieben Melodie aus der Ferne zutragen.

Doch hat auch Lewes seine Grillen und Voreingenommenheiten. Zuvörderst ist er der Ansicht, und sucht dies bei fast allen Goethe'schen Dramen nachzuweisen, daß Goethe doch eigentlich kein dramatischer Dichter sei. Lewes hätte wol besser gesagt, kein Dichter für das Theater, wie es ist. Wo Goethe für dieses dichtete, war er ziemlich mittelmäßig, wo er seinem Genius und seinen Ideen folgte, sprengte er die Seitenwände des Theaters auseinander. Dennoch besaß er alle Eigenschaften, die den wahren dramatischen Dichter machen: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Leidenschaften, die er mitfühlte, Gewalt und Beweglichkeit der Sprache, um alle Nuancen dieser Leidenschaften auszudrücken, die Gabe plastisch zu gestalten und neue Charaktere zu erfinden, welche Fleisch und Blut und nicht bloße Schemen sind, und endlich eine natürliche und simple Naivetät, durch die er sich vor allen neuern dramatischen Dichtern auszeichnet. Mit diesen Gaben hätte Goethe, wenn er nur gewollt hätte, auch ein glücklicher Theaterdichter werden können, und einzelne Scenen in „Götz von Berlichingen", im „Faust", im „Egmont" und selbst im „Clavigo" sind auch auf dem Theater in der That von hinreißendster Wirkung. Aber für seine Tendenzen war der Horizont des modernen Theaters allerdings zu eng; er verschmähte es, Theaterdichter zu werden, um seinen Beruf zu erfüllen, Culturdichter im großen Stil zu sein. Fast könnte die Vermuthung nahe liegen, daß Lewes, wie bei der Farbenlehre Newton, so in diesem Punkte Shakspeare in ihren Privilegien gegen die gefährliche Rivalität Goethe's zu schützen beabsichtige, träfen wir nicht in dem Buche selbst auf vollgültige Beweise dafür, daß Lewes keineswegs im blinden Autoritätsglauben an Shakspeare befangen ist. So nennt Lewes einmal „Romeo und Julia" trotz der auch von ihm anerkannten bewundernswerthen Schönheiten dieser Tragödie „eins der am schlechtesten geschriebenen Stücke Shakspeare's", und behauptet, daß es stark an künstlicher Rhetorik leide (in welchen Fehler unser Goethe niemals versinkt) und „fast in jeder Scene die Spuren der Jugendlichkeit trägt".

Eine andere Grille ist die, daß „Goethe's Prosa unendlich hinter seiner Poesie zurückstehe", während der Verfasser des genannten Artikels in der „Edinburgh review", der sonst manches Ungünstige über Goethe zu berichten hat, die Goethe'sche Prosa wegen ihrer Feinheit und als eine solche rühmt, „die nicht ihresgleichen hat". Goethe's Prosa ist die klarste und phrasenloseste, die wir im Deutschen haben, nicht von so epigrammatisch scharfem Schliff wie die Lessing'sche, aber graziöser, freilich wechselnd nach den verschiedenen Lebensaltern, erst jugendlich feurig, dann männlich ruhig, endlich senil behaglich. Goethe schrieb eben sehr viel und ließ sich manchmal gehen. Auch seine Dichtungen sind verschiedenen Werths, und es befinden sich unter ihnen manche, denen man kaum das Prädicat der Mittelmäßigkeit zugestehen darf. Dagegen hat es uns gefreut, daß, während Lewes im ersten Bande Goethe gelegentlich so ziemlich allen Humor absprach, im zweiten Bande in Betreff des „Wilhelm Meister" gesagt ist: „Eine interessante Eigenthümlichkeit des Romans sind die reichen Anklänge von Humor, nach denen Goethe Anlage genug zu einem humoristischen Schriftsteller hatte, nur daß sie durch andere Fähigkeiten zurückgedrängt wurde." Die größte Bewunderung spricht Lewes für Goethe's Balladen und lyrische Gedichte aus, und wie sehr er sich in ihren Geist, ihre Melodie und Tonart eingelebt hat, beweisen die Uebersetzungen von einzelnen, welche er seiner Biographie eingeflochten hat.

Doch wir müssen hier schließen. Es sind uns noch nahe ein Dutzend Schriften und Pièces, Goethe betreffend übrig, und wir müssen sehen, wie wir in einem zweiten Artikel, den wir demnächst folgen lassen wollen, mit ihnen fertig werden. Jedenfalls ist das Werk von Lewes zu reichhaltig, vielseitig und umfassend, als daß wir wohlfeilen Kaufs von ihm loskommen konnten. Bei der Lectüre dieses Buchs erstaunt man von neuem über die unermeßliche Welt von Ideen, Empfindungen, Anschauungen, Richtungen und Functionen, welche der Kopf Goethe's in sich schloß, und nicht blos sein Kopf, sondern nicht minder sein Herz.

Wir können jedoch für heute noch nicht schließen, ohne uns wenigstens noch kurz mit Heinrich Siegfried's Epistel „An G. H. Lewes" beschäftigt zu haben, da der Verfasser derselben eine zwar schon früher von Riemer angeregte, aber von Lewes wieder aufgegriffene und bestimmter formulirte, gegen Bettina, „das Kind", gerichtete Anklage wegen fälschlicher Sichaneignung der bekannten Goethe'schen Liebessonette in Verbindung mit andern literarischen Mystificationen zurückzuweisen sucht. Gehen wir etwas näher auf die Sache ein.

Lewes hat gegen Bettina die Beschuldigung erhoben, daß sie mit ihrem bekannten Buche „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" die deutsche Nation nur mystificirt und auch die Sonette Goethe's mit Bewußtsein fälschlich auf sich bezogen habe. Diese Beschuldigung ist freilich nicht neu. Schon Riemer erklärte, daß man von einigen Briefen Bettina's dreist sagen könne, sie

Digitized by Google

seien nur das in Prosa aufgedröselte meta- und paraphrasirte Poem Goethe's; denn man höre noch das Silbenmaß hindurch mit Wort- und Satzfolge. Lewes bemerkt hierzu:

Statt daß Goethe ihre Briefe zu Gedichten verwendet habe, beschuldigt sie Riemer demnach, sie habe seine Gedichte ihrerseits in Briefe verwandelt. Auf eine so öffentliche und bestimmte Beschuldigung mußte gleich die Erwiderung folgen, oder sie durfte als bewiesen gelten; aber seit fast zwei Jahrzehnden ist die Anschuldigung vor aller Welt, und eine Erwiderung fehlt noch immer.

Die Sonette waren, wie man jetzt weiß und von gewissen Seiten ohne Erfolg neuerdings in Abrede gestellt worden ist, an die junge Minna Herzlieb, Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena und Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" gerichtet. Goedeke hat in seiner obengenannten, seinem „Grundriß der deutschen Dichtung" einverleibten, höchst dankenswerthen Arbeit über Goethe sich die Mühe gegeben, an dem achten Sonett zu zeigen, in welcher „leichtfertigen" Weise Bettina die Goethe'schen Sonette „aufdröselte" und was sie an Phrasen und Reimen stehen ließ:

Wie Bettina die Sonette verarbeitete, zeigt der Brief, aus dem das achte gemacht sein soll: „Ein Blick von deinen Augen in die meinen, ein Kuß von dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wol noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung hat! Ich bin entfernt von dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunden zurückkehren, wo du mich in den sanften Schlingen deiner Arme hieltest; da fang' ich an zu weinen, aber die Thränen trocknen unversehens wieder. Er liebt ja herüber in diese verborgene Stille, denke ich und sollte ich in meinem ewigen ungestillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was dir mein Herz zu sagen hat, es fließt über von leisen Seufzern, alle flüstern dir zu: mein einzig Glück auf Erden sei dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, du seist meiner gewärtig!" Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina genau wie Goethe die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „Was könnte dem wol erfreulich scheinen, der wie ich u. s. w.": eine Verwechselung der Personen, die ganz natürlich ist, wo die Gedanken eines weiblichen Wesens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar spricht.

Goedeke fügt dann noch hinzu:

Wie diese Probe von Bettina's Verfahren würden die übrigen Sonette ein gleiches zeigen, und dieser Erweis der Erdichtung von innen heraus ist sicherer als die äußere Beweisführung durch Zeugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt.

Das Schlagendste ist ohne Zweifel folgende Verszeile des zehnten Sonetts: „Lieb Kind! Mein einzig Herz! mein artig Wesen!" worin Goethe die Anspielung versteckte: „Mein artig Kind Herzlieb!" und zugleich die Auflösung der spätern Charade enthalten ist. Lewes seinerseits schließt seine Mittheilung über diese Mystification mit der Bemerkung:

In der That, wenn man nur etwas nachdenkt, so erscheint die Annahme, Goethe habe ihre Briefe zu dichterischem Stoff benutzt, als die tollste Erdichtung; denn nicht nur war er an eigener Erfindung verschwenderisch und an Stoff unerschöpflich; er zeichnete sich auch besonders dadurch aus, daß er immer seinen eigenen Gefühlen und Erlebnissen Ausdruck gab, niemals den Gefühlen und Erlebnissen anderer.

Es wäre nun freilich zu wünschen gewesen, daß auf diese in so bestimmter Form hervortretenden Anklagen die Beschuldigte in Person sich dem literarischen Gericht gestellt, ihre Ansprüche in ebenso bestimmter Form begründet und namentlich die Behauptung, daß die Sonette nicht an sie, sondern an Minna Herzlieb gerichtet gewesen, mit geziemender Indignation für nichtig erklärt hätte, falls sie dies eben vermochte. Bettina hat aus Gründen, die nur ihr bekannt sind, bisher geschwiegen, und es lieber geschehen lassen, daß ein berufener oder unberufener Kämpe für sie in die Schranken getreten ist.

Heinrich Siegfried, der seine Broschüre „Königsberg 9.—15. Januar 1858" datirt hat, beginnt mit der Apostrophe an Lewes:

Sie haben durch Ihr schönes Werk über Goethe's Leben und Schriften die mühseligen Arbeiten deutscher Professoren und Doctoren zu einem Ballast gemacht, der bei der ersten besten Gelegenheit, wenn wir Erleichterung brauchen, über Bord geworfen werden kann. Ihr Buch selbst ist durch Frese's gewandte Uebersetzung unserer Literatur eingereihe und Deutschland weiß den hohen Werth dieser Erwerbung zu schätzen.

Die Behauptung, das Lewes'sche Werk habe die gewiß oft höchst schätzbaren Werke deutscher Gelehrten über Goethe überflüssig gemacht, ist ein so gewaltiges Lob, daß man es fast für Ironie zu halten versucht ist, wenn man damit den durchgehend höhnischen und verächtlich sarkastischen Ton der vorliegenden Flugschrift vergleicht. Aber der Hohn scheint uns ein sehr schlechtes Vertheidigungsmittel zu sein, wo es sich einfach um die Feststellung des objectiven Thatbestandes handelt. Nur auf Beweise und Gegenbeweise kam es hier an, und hatte man die, auf einen würdigen Ton, der in solchen Streitfragen am überzeugendsten wirkt, während der Hohn in den meisten Fällen eine schwache Sache verräth und ohne die Würze treffenden Witzes auf die Dauer widrig und unausstehlich wird. Witz können wir wenigstens in folgenden Stellen nicht finden: „Ha! Edler «Canadier!» Wenn Sie auch «Europas übertünchte Höflichkeit» nicht kennen" u. s. w., oder: „Sie zucken mit den Achseln. Ja, die Sache hat doch ihre ernste Seite. Ich wünschte von Herzen, daß Ihr Bedienter eine treue Seele sein möge, der Ihre Kleider gut bürstet und mit Ihnen nicht dieselbe Sorte raucht", oder zum Schluß: „Genießen Sie dies Gericht mit Gesundheit. Es ist besser als Ihr Pudding schon durch die Zuthat, die ich von Varnhagen entnommen habe. Möge es Ihnen wohlschmecken, am Abend nach der Schlacht", und so noch an vielen andern, vielleicht den meisten Stellen.

Die Hauptsache der Schrift bleibt natürlich immer die von dem Verfasser aufrecht erhaltene Behauptung, daß Bettina mit ihrem bekannten Briefwechsel nicht, wie Lewes behauptet, einen „Roman" geschrieben und daß die Sonette, die sie sich angeeignet, wirklich an sie gerichtet waren, und zwar besonders das zweite, dritte, siebente und achte, die sie ausdrücklich für sich in An-

Digitized by Google

ſpruch genommen, ohne ſich über die andern in gleich beſtimmter Weiſe zu erklären. Die Sonette bilden aber einen in ſich geſchloſſenen Cyklus, und wenn dieſe vier an Bettina gerichtet waren, ſo müſſen auch die übrigen an ſie gerichtet ſein, wenn aber die übrigen einer andern, alſo Minna Herzlieb galten, ſo müſſen dieſer auch jene vier gegolten haben. Der Verfaſſer kann ſich bei ſeinen Behauptungen immer nur auf die ältern Verſicherungen Bettina's berufen, die ja wie ſchon früher von dem in dieſer Sache gewiß competenten Riemer ſo jetzt beſonders von Lewes und Goedeke in Zweifel gezogen oder für unhaltbar erklärt worden ſind. Es wird daher von ſeiten Bettina's ganz neuer evidenter Beweiſe bedürfen, um ihre Anſprüche vor dem Publikum durchzuſetzen. Daß einmal Frau Rath an Bettina geſchrieben habe: „Da hat mein Sohn ein paar Zeilen geſchrieben, die ſchenke ich dir, ſie gehören dem Inhalt nach dein", iſt ein ſehr zweifelhaftes Zeugniß, denn die Worte, „ſie gehören dem Inhalt nach dein", ſind äußerſt vag gefaßt, beruhen vielleicht blos auf einer ſubjectiven und irrthümlichen Annahme der Frau Rath und laſſen auch eine ganz andere Deutung zu. Denn „dem Inhalt nach" kann ein Brief oder ein Gedicht wol auf die Verhältniſſe eines Individuums paſſen, ohne daß ſie von dem Verfaſſer urſprünglich an dieſes Individuum gerichtet waren. Intereſſanter und wichtiger erſcheint die Mittheilung des Verfaſſers, daß er ſelbſt ein Sonett, von Goethe's Hand geſchrieben, geleſen habe, welches im Beſitze der Frau von Arnim und noch nirgends gedruckt ſei. Es wird freilich nicht geſagt, ob dieſes Sonett auch an Bettina gerichtet ſei; aber unter gewiſſen Umſtänden kann dieſes Sonett wol eine Art Beweisſtück ſein und unter allen Umſtänden hat es als eine Goethe'ſche Reliquie ſein Intereſſe. Warum hat man es aber bisher nicht veröffentlicht, oder was ſteht ſeiner Veröffentlichung im Wege?

Die von Lewes und erinnern wir uns recht ſchon vor ihm von Schaefer gemachte Enthüllung, daß die beſagten Sonette an Minna Herzlieb gerichtet ſeien, wird übrigens von dem Verfaſſer faſt gänzlich ignorirt, wenigſtens kein Verſuch gemacht, die Unhaltbarkeit dieſer Behauptung nachzuweiſen, was doch geſchehen mußte, um Bettina's Anſprüche mit Erfolg zu verfechten und aufrecht zu erhalten. Auch die Behauptung Riemer's, daß einige ihrer Briefe nur das „aufgedröſelte Poem" Goethe's ſeien, wird ganz leichthin genommen und mit der Phraſe abgefertigt: „Was das Aufdröſeln betrifft, ſo ſind Riemer und Comp. doch wol nicht das competente Tribunal, um Frau von Arnim ſolche Strafarbeit (!) zuzumuthen." Dieſer Ton iſt wol der ungeeignetſte, um ſolche Fragen zur Erledigung zu bringen. Man darf übrigens einigermaßen begierig ſein, wie man den von Goedeke vor Augen gebrachten Nachweis, daß in den Briefen des „Kindes" ſelbſt noch die Goethe'ſchen Reime ſtehen geblieben ſind, abſchlagen und erklären wird. Oder hat Bettina dieſe Reime in ihrer Proſa angebracht, um Goethe die Transponirung derſelben in Verſe leichter zu machen?

Einen Punkt bringt Heinrich Siegfried zur Sprache, der nicht unberührt bleiben darf. Freſe's Ueberſetzung lieſt ſich zwar vortrefflich, ganz ſo gut wie ein deutſches Originalwerk, aber er hat ſich einzelne Freiheiten und Auslaſſungen erlaubt, worauf auch er ſelbſt in der Vorrede hindeutet. Der Verfaſſer vorliegender Broſchüre hat es daher zweckmäßig gehalten, allen von ihm citirten Stellen der Ueberſetzung die entſprechenden Stellen des Originals gegenüberzuſtellen. Wir leſen z. B. bei Freſe:

Nimmt man's ernſt mit ihr, ſo zucken die Kenner die Achſeln; „ſie iſt eine Brentano" — damit iſt alles geſagt: die Brentanos gelten in Deutſchland nicht eben für verſtändig.

Bei Lewes lautet die Stelle:

If you are grave with her, people shrug their shoulders, and saying „she is a Brentano", consider all settled. „At the point where the folly of others ceases the folly of the Brentanos begins", runs the proverb in Germany.

Heinrich Siegfried wundert ſich mit Recht, wie Freſe dazu kam, „people" mit „Kenner" zu überſetzen. Die weitere Auslaſſung entſprang wol dem Wunſche, deutſchen Leſern die Verwunderung über eine Vermehrung des deutſchen Sprichwörtervorraths um ein neues „proverb" zu erſparen, von dem man höchſtens in einem oder dem andern Geſellſchaftscirkel etwas weiß. Aenderungen und Auslaſſungen dieſer Art kann man aber in Ueberſetzungen ſchwerlich gutheißen; beſſer erſcheint es noch immer, wo es durchaus nöthig ſein ſollte, in einer Note eine Verwahrung oder Berichtigung hinzuzufügen. **Hermann Marggraff.**

Belehrende Unterhaltungsſchriften aus dem Geſammtgebiete der Naturkunde.

Die Fachmänner aller Wiſſenſchaften ſind ſchon ſeit vielen Jahren mit immer ſteigenderm Eifer bemüht geweſen, das denkende große Publikum in ihr Intereſſe zu ziehen, und es iſt ihnen herrlich geglückt, ſie haben ihren Zweck vollkommen erreicht. Ganz vorzugsweiſe waren es aber die Gelehrten der Naturwiſſenſchaften, welche ſchon ſeit einem Jahrhundert klar erkannt haben, es ſei die Hauptaufgabe ihres Berufs, die erforſchten Reſultate zum fruchtbaren Gemeingut aller Menſchen zu machen. Das von ihnen erreichte Ziel iſt unſtreitig einer der höchſten Glanzpunkte unſerer wiſſenſchaftlich großen Gegenwart. Durch ſie iſt der Geiſt des Menſchen wieder eingeführt in das Nachdenken über das Daſein und Walten der Schöpfung. Mit ihrer Hülfe hat jetzt jeder Gebildete begriffen, daß er als vornehmſtes Geſchöpf unter den Geſchöpfen nur in der Natur ſeine eigentliche Heimat finden kann, daß ſein ganzer Lebenszweck ein verfehlter wäre, ſobald die Erkenntniß, Benutzung und Würdigung der Natur nicht als das höchſte Ziel der Menſchen im Auge behalten wird. Die Natur iſt es, welche alles Menſchenwerk erſt möglich macht, welche daſſelbe regiert, verändert und wieder vernichtet. Durch ſie wird unſer Geiſt gekräftigt, unſer Herz veredelt und dem Schöpfer zugeführt. Auf dieſem Felde der geiſtigen Bildung iſt Großes gethan und Großes erſtrebt, und es fehlt uns nicht an der hoffnungsvollen Zuverſicht, daß man nie müde werden wird im Geben und im Empfangen. Steigert ſich daher die Zahl der Werke auf dem Gebiete der populären Naturkunde auch immer mehr und mehr, ſo dürfen wir das nicht beklagen, ſondern wir müſſen es ganz natürlich finden und als Beweis anſehen, daß der Sinn der Menſchen für ihre wahre Beſtim-

Digitized by Google

mung immer kräftiger erweckt und wach erhalten wird. Die Begeisterung der Männer hat schon einen hohen Grad erreicht, aber noch lange nicht den höchsten. Die Theilnahme und Anerkennung für dies Streben ist unter den Gebildeten aller Klassen schon sehr lebendig geworden, sie kann aber noch unendlich viel weiter gesteigert werden. Daher begrüßen wir alle Schriften, welche den Zweck haben, den Menschen dahin zu führen, daß er die Natur begreifen, schätzen und lieben und überhaupt seine Naturheimat auf Erden kennen, würdigen und ausnutzen lernt, mit tiefgefühlter herzlicher Freude. Und ist dies einleitende Wort vielleicht mit etwas ungewöhnlicher Wärme ausgesprochen, so liegt die Veranlassung in den nachfolgenden Schriften, welche heute den Grund zu unserer literarischen Unterhaltung abgeben sollen, und unter denen sich in der That mehrere sehr ausgezeichnete befinden.

1. **Erde und Ewigkeit.** Die natürliche Geschichte der Erde als kreisender Entwickelungsgang im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen. Von G. H. O. Volger. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 2 Thlr.

Das ist ein Buch voll Geist und Anregung, dem es an Beachtung nicht fehlen wird. Und edler Sprache entwickelt dasselbe eine reiche Fülle des Wissens. Es ist klar, kurz, scharf und freimüthig wie ein ganzer Mann, der sich seines innern Werthes vollkommen bewußt ist. Die Sache, welche es bespricht, ist meistens schon von vielen andern sehr gut behandelt, aber kennen weiß es dasselbe zu interessiren, als wäre sie durch und durch neu. Eine geniegene Selbstständigkeit ist der Grundton des ganzen Werks. Hader und Streit liebt das Buch gar nicht und dennoch bekämpft es mit schlagenden Gründen viele Ansichten und Lehren, welche die Macht der Autorität in unsrer Lehrbücher eingedrängt hat. Was aber dem Buche ganz vorzugsweise zur Ehre gereicht, das ist seine begeisterte Liebe für die Leistungen unserer deutschen großen Gelehrten. Ueberall, wo es sich nur thun läßt, zeigt es mit edlem Stolze auf das hin, was unsere deutsche Gründlichkeit erforscht, wo unser deutscher Scharfsinn, unser deutscher Verstand, unsere deutsche Gemüthlichkeit sich ausgezeichnet haben. Eine solche ehrliche treue Vaterlandsliebe thut unaussprechlich wohl, besonders in unsern Tagen, wo wieder so viele Stimmen sich breit machen, wenn es gilt unsere deutschen Ansichten und Verdienste zu verdunkeln.

Was den Inhalt und die Behandlung des Stoffs betrifft, so erinnert das Buch lebhaft an Quenstedt's mit großem Beifall aufgenommenes „Sonst und Jetzt". Es ist eine geologische Entwickelungsgeschichte unserer Erde. Der Verfasser weiß fortwährend darauf hin, daß wir weder über den Anfang noch über das Ende dieser Geschichte ein bestimmtes Wissen haben, daß aller Wechsel darin Gesetzen gehorche sei, die unsrer änderlich dieselben blieben, daß gerade hierin die Ewigkeit der Erde und der ganzen Schöpfung bestehe. Der Verfasser gehört also zu denen, welche das Gotteswort der Isis: „Ich bin die, die ich war, und die ich werde sein", zu ihrem Wahlspruch machen.

Nach dem Vorwort zerfällt das Werk in vier Hauptabschnitte. Der erste enthaltet das „menschliche Streben" im Erforschen der Natur unserer Erde als Theil des Schöpfungsganzen; er ist ein Friedensgruß an alle, welche eintreten oder vorübergehen wollen; der zweite bespricht die „Endlichkeit und Ewigkeit" des Stellungen und der Erde; der dritte gibt die „Urkunden zur Geschichte der Erde" und ist eine Umschau im Heiligthume der Wissenschaft; der vierte hat die Ueberschrift „Nachgedanken und Schiedegruß"; hier faßt der Verfasser das Ergebniß alles Forschens der Menschen noch einmal zusammen, woraus hervorgeht, daß die Welt dem Raume, der Zeit und der Zahl nach unendlich sei. „Unerschöpflich", ruft er aus, „sind die Stellungen ihrer Sterne, ewig neu ist sie in ewiger Wiederkehr. Und wenn einst unser Gestirn von neuem wiedrkehrt, so glänzt es unter einem neuen Himmel!"

Der gewöhnlichen Ansicht, daß jedes Ding seinen Anfang und sein Ende habe, läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren, indeß zeigt er auch die Gründe für seine Ansicht, daß kein Ding einen Anfang und keins ein Ende habe. „So schwanken wir im Widerspruch. Es gibt für uns keine Wahrheit, als durch den Glauben, welcher innerhalb des Gebiets der Wissenschaft, wie jenseit desselben, das Ergebniß der Lehre für den reinen Abglanz der Wirklichkeit nimmt. Wir stellen uns hier auf den Boden der Wissenschaft und streben die Wahrheit anzuschauen, wie sie im Spiegel der Welt, der Erscheinungen sich darstellt. Wir kennen von der Erde nur die Oberfläche und was ihr nahe liegt; nur das äußerste Häutchen des Apfels, vom Innern nichts. Die Forschung entziffert aus den Erscheinungen dieser Oberfläche eine lange Geschichte, deren Verlauf unermeßliche Zeiträume füllte, Ewigkeiten für unsere Begriffe. Den Denkstein eines Anfangs, den Ausschlagspunkt, von welchem ein Ende dieser Geschichte sich erspähen ließe, finden wir nicht. Keins der unserer Beobachtung zugänglichen Verhältnisse gestattet uns auch anzunehmen, daß die Kette der Erscheinungen, welche die Oberfläche der Erde uns darbietet, je einen Anfang gehabt habe, je ein Ende haben werde." Daß die Gelehrten es dennoch gewagt haben, eine Entstehungsgeschichte des Erdganzen aufzuerstehen, ist ein Beweis ihrer dichterischen Erhebung durch die Wissenschaft. Der Verfasser sieht diese dichterische Begeisterung der Naturforscher als einen würdigen Schmuck der Wissenschaft an, worauf unter Nachdenken gern verweilt. Er führt dann auch die am meisten mit Beifall aufgenommen Hypothese dieser Geschichte an, ist aber nicht damit zufrieden, daß dabei dem Laplace mehr als unserm Kant das Verdienst der ersten Erfindung zugeschrieben wird. „Laplace schrieb seine Werke (»Système du monde« und »Mécanique céleste«) auf der Grenzscheide des vorigen und dieses Jahrhunderts. Immanuel Kant, dieser ewige Stolz des deutschen Volks, dieser Leuchtstern des vorigen Jahrhunderts, war kaum aus dem Kreise der Lebenden geschieden. Wohl nenne ich's eine glückliche Eigenschaft unsers Stammes, das Treffliche ohne Vorurtheil aufzunehmen auch von fremden Völkern, die Früchte des Geistes zu sammeln von allen Feldern, alles zu prüfen und endlich — wenn auch oft erst nach langer Ungerechtigkeit gegen die eigenen Söhne — das Beste zu behalten. Wohl bin ich weit entfernt, Frankreichs Kindern die großen Leistungen ihres Laplace zu mißgönnen. Aber Unmissenheit nur oder Verrath am Vaterlande kann den Namen unsers Kant verschweigen, wo für den Erfinder der Geschichte des Weltenbaus der Name des Laplace genannt wird. Ganz die nämliche Anschauungsweise über die Entstehung der Sternengruppen unserer Sonne, welche Laplace entwickelte, legte Kant bereits vor hundert Jahren (1755) in einem eigenen Werke dar und gründete dieselbe ganz auf die nämlichen Verhältnisse; aber noch weit mehr als dies, Kant zeigt auch, daß dieselbe Anschauung, auf ganz denselben Grundlagen fußend, sich nicht blos auf die kleine Sterngruppe unserer Sonne, sondern auf alle Sterngruppen und Sonnengruppen und auf alle Sternenwelten und das ganze Weltall anwenden lasse, und gab er seine »Allgemeine Naturgeschichte des Himmels«, wie er sein Werk nannte, auch selbst nur für eine Vermuthung und Unterstellung aus, so hob er doch hervor, daß diese Unterstellung so vollkommen und allseitig mit allen Beobachtungen und Berechnungen über das Weltgebäude im Einklang sei, daß man ihr soll den Werth eines wissenschaftlichen Ergebnisses zugestehen müsse."

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nun auf den dritten Abschnitt des Buchs, wo der Verfasser eine Rundschau im Heiligthume der Wissenschaft hält. Hier treffen wir die eigentliche Geschichte unsers Erdkörpers, wobei die Grundzüge: ewige Zerstörung, ewiges Abwägen und Auszleichen, ewiges Verjüngen. Zugleich wird darin eine Geschichte des Stein-

Digitized by Google

Pflanzen- und Thierreichs gegeben. Von dem für unsere Unterhaltung passenden Stoff wählen wir das Kapitel über die Zunahme der Wärme in den tiefern Erdschichten. Der Verfasser gehört nicht zu denen, welche so ohne weiteres sich zu der Schußfolge verstehen, daß unser Erdkern in einem feurig flüssigen Zustande sich befinden müsse, und er hat dazu um so mehr recht in unsern Tagen, wo man nachgewiesen hat, daß zum Entstehen der Bergkrystalle gar nicht die furchtbare Glühhitze nöthig ist, welche früher für unbedingt erforderlich gehalten wurde. „Nichts berechtigt aber zu der Annahme, welche man so gern als gesichertes Ergebniß wissenschaftlicher Forschungen hat erscheinen lassen wollen, daß die Wärme des Erdbodens mit der Tiefe fortwährend zunehme, bis zu solchem Grade, daß infolge derselben das ganze Innere des Erdkörpers sich im glutflüssigen Zustande befinde, und daß die Wärme der geschichteten Decke überhaupt durch diesen grundlos behaupteten innern Glutzustand bedingt und nur ein Ueberrest eines frühern glutflüssigen Zustandes auch dieses Theils der Erde sei. Ueber das Innere der Erde bietet uns die Wissenschaft keine Erfahrung dar, und welche Schlüsse auf dasselbe könnte uns auch unsere noch unvollkommene Kunde des Bodens, auf dem wir leben, dieses Oberhäutchens nur vom Apfel der Erde, gestatten? Nach den Erfahrungen über die Verhältnisse der Bodenwärme läßt sich nur das mit wahrem Grunde behaupten, daß diese Verhältnisse gegenwärtig weder auf eine erwärmende, noch auf eine abkühlende Wirkung des Erdinnern schließen lassen, sondern daß sie durchaus selbständig sind und sich gerade so verhalten müssen, möge nun das Innere der Erde ein Gluttropfen oder eine Eisscholle sein. Daher geben sie auch nicht die mindeste Unterlage für Schlüsse, welche einen von dem jetzigen Zustande verschiedenen Urzustand der Erde zu erschließen vermöchten, oder welche eine Veränderung des jetzigen Zustandes für die Zukunft in Aussicht stellen konnten. Fortwährend wird dem Erdboden Wärme entzogen, indem durch die Zerstörung der Oberfläche die Höhe der Ueberlagerung der Bodenschichten vermindert und durch Quellwasser eine Auskühlung der tiefern Lagen bewirkt wird. Aber fortwährend und im gleichen Maße wird durch eine Schichtenbildung und unaufhörliche Aufspeicherung umsatzfähiger Stoffe die Erzeugung einer Wärme gesichert." In Hinsicht der Theorie über das Vorrücken der Gletscher stimmt der Verfasser auch nicht mit den Ansichten Forbes', Agassiz' u. a. zusammen, sondern er neigt sich sehr zu der von Hugi aufgestellte Hypothese. Auch hat er Babinet's Wort: „C'était une grande erreur physique", bei Gelegenheit der Untersuchung der 1855 in Wallis vorgekommenen Erdbeben sehr beherzigt und ist nicht mehr geneigt, dieses Naturereigniß von unterirdischen Wasserdämpfen, herzuleiten. Er bleibt dabei nur auf dem kritischen Standpunkte stehen, weist nach, daß die Dampftheorie nicht haltbar ist, und gesteht, daß wir die eigentliche Ursache dieses Phänomens noch gar nicht wissen. „Vor allen Dingen kennte, wenn der Sitz der Erdbeben in so großer Tiefe zu suchen wäre, wie man bei ihrer Erklärung durch Dämpfe nothwendig annehmen müßte, das Erdbeben des Grundes sich nie auf so enge Bezirke beschränken, wie es so oft, ja weitaus in den meisten Fällen sich findet. Zu Eglisau, einem Städtchen am Rhein, geschehen Hunderte von Erdbeben, jährlich mehrere, welche meistens nur in einem Theile des Städtchens gefühlt, noch häufiger blos gehört werden. Eine Hebung eines Theils des Schichtengebäudes der Erde von unten her müßte mit Nothwendigkeit ein Zerbersten der anschwellenden Oberfläche und das Entstehen weitklaffender Spalten herbeiführen, in ähnlicher Weise wie eine Mauer, wenn sie an einem Punkte mit einem Hebel unterfahren und gehoben wird, einen Riß bekommen muß, welcher von unten nach oben an Breite zunimmt. Nie ist Aehnliches bei einem Erdbeben beobachtet, nie eine Spur von Spalten, es sei denn, daß man unbedeutende Risse in dem sich niedersetzenden, gleichsam zusammengerütteten Erdreiche misbräuchlich mit diesem Ausdrucke bezeichnet hätte, aber niemals wahre Spalten, welche das Felsgebäude der Schichten durchsetzte!" Der Verfasser hat die Wirkungen der Erdbeben im Visperthale 1855 selbst sehr sorgfältig untersucht und ist entrüstet über die lügnerischen Berichte über „Spalten" und das „Oeffnen der Erde", wovon auch keine Spur zu finden war. Dieser Zweifel ist vollkommen gerechtfertigt und wird gewiß dazu beitragen, daß man die Sache aufs neue untersucht, sodaß wir auch Hoffnung haben, Aufschluß darüber zu bekommen, warum bei dem Erdbeben auch in der Luft orkanartige Stöße und Bewegungen vorkommen können.

---

2. P. Harting's Skizzen aus der Natur. II. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Mit 16 Holzschnitten und einer lithographischen Tafel. Leipzig, W. Engelmann. 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

Das erste Bändchen der Harting'schen Skizzen, welches in Nr. 16 d. Bl. f. 1854 ausführlich besprochen wurde, ist mit sehr großem Beifall aufgenommen und diese neue Folge verdient eine ganz gleiche günstige Aufnahme. Es waltet darin dieselbe verständige Liebe zur Natur, die Auswahl des Stoffs ruht auf demselben glücklichen Takte und die Behandlung desselben ist ebenso anmuthig und sinnig wie dort. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird davon angezogen und festgehalten bis ans Ende. Ueberall Stoff zum Denken und zum Empfinden für jedermann, der Sinn und Herz hat für die Natur; Solche Werke sollten in keiner Familie fehlen, wo man die geistige Bildung naturgetreu erwärmen und beleben will. In dem Ganzen herrscht eine gemüthliche Stille, eine friedfertige innere Glückseligkeit, die unaussprechlich wohl thut, besonders in unsern Tagen, wo so viel Uneinigkeit und Rechthaberei in den Büchern vorkommt, die eigentlich dazu berufen sind, den Geist des Friedens zu athmen. Schleiden macht in seinem Vorworte gerade auf den von uns soeben gerühmten Vorzug der Skizzen aufmerksam, und wir sind ganz mit ihm einverstanden, wenn er sagt: „Gott und Natur bedingen zwar getrennte Gebiete, wenn wir sie als Gegenstände der menschlichen Forschung auffassen, aber nur, wer in beiden Gebieten einheimisch ist, ist ein ganzer Mensch. Und ganzen Menschen kann ich die Harting'schen Skizzen aus vollem Herzen empfehlen."

Der vorliegende Band enthält sechs Abhandlungen. Die erste trägt die Ueberschrift: „Die fernste Vergangenheit und die fernste Zukunft", es ist dies ein Blick in die Schöpfung des Weltalls; die zweite führt den Titel „Mineralien"; die dritte bespricht „Das schlummernde Leben"; die vierte handelt vom „Wassertropfen", oder richtiger von dem Leben im Wassertropfen; „Kork und Korkbildung" ist der Name der fünften Abhandlung; „Der Wunderbaum im Harlemerholze" ist der Titel der letzten. Der Verfasser hat diese Gegenstände meistens schon einmal besprochen in der „Tijdschrift voor Nat. Geschiedenis en Physiologie", einige auch in den „Mikroskopische voorwerpen uit beide organische rijken", alle aber in dem „Album der Natur" (Jahr 1853—55).

Da wir uns hier mit dieser durchweg gleich interessanten Schrift kurz zu fassen haben, so beschränken wir das Ganze nur auf den besonders anziehenden Theil des Werkchens, welcher „Das schlummernde Leben" bespricht. Der Verfasser beginnt damit, die Gegensätze Leben und Tod gegeneinander abzuwägen und auf den rechten Begriff zurückzubringen. Leben ist Thätigkeit. Es gibt nun eine oft so verminderte Thätigkeit in der belebten Natur, daß der Abstand vom Tode auf ein wunderbares Minimum zurückgebracht ist. Dieser Zustand tritt schon auf bei dem Winter- und Sommerschlaf vieler Thiere, bei dem Uebergehen in Larve oder Puppe der Insekten u. s. w. Aber dies alles ist doch noch gar nichts im Vergleich mit den Kröten, von denen erzählt wird, daß man sie in Steinen lebend gefunden habe, welche Tausende von Jahren alt gewesen sind. Für diesen Punkt des schlummernden Lebens inter-

Digitized by Google

eführt sich der Verfasser sehr lebhaft, und es werden von ihm die Gründe, welche für oder gegen diese Volkssage sprechen, mit wissenschaftlicher Ruhe und Unparteilichkeit abgewogen. Bei dem Bohren eines Brunnens in der Nähe von Blois wurde in der Tiefe von 20 Meter ein Kieselstein gefunden, der, von einem Arbeiter in zwei Stücke geschlagen, eine lebende Kröte enthielt. Als die Akademie hiervon Kunde erhielt, so sandte sie sogleich eine aus Elie de Beaumont, Flourens, Milne Edwards und Dumenil bestehende Commission an Ort und Stelle. Sie fanden in dem Stein eine dem Thiere entsprechende Höhlung. Die Kröte lebte noch und war eine in Krankreich sehr häufig vorkommende, sie gehörte zu Rufo viridis. Eine Spalte, durch welche das Thier vielleicht in den Stein gekommen, war nirgends zu finden. Die innere Höhlung war mit Kalkstein übergogen, auch zeigte sich an der Stelle, wo das Thier mit Wahrscheinlichkeit den Kopf gehabt hatte, ein entsprechender Eindruck im Steine. Die Möglichkeit, daß auch hier, wie in so manchen ähnlichen Fällen, ein verfälschter Betrug vorgekommen sein könne, stellt der Verfasser nicht in Abrede, obgleich der Bericht der Commission sich für die Wahrheit des ganzen Factums aussprecht. „Gesetzt nun", sagt der Verfasser, „daß wirklich solche Fälle vorkommen, so entsteht die Frage, wie lange kann ein solches Thier in diesem einschließenden Zustande existiert haben. Da sie in Bäumen gefunden werden, kann die Zahl der Jahresringe um die Stelle herum, an welcher das Thier sich aufhält, diese Frage beantworten. Der berühmte Astronom Bradley ist einmal Aug enzeuge gewesen, daß man eine Kröte in der Mitte oder in dem sogenannten Herz des dicken Eichbaums fand. Später berichtet von einer, die nach der Dicke der umgebenden Holzschichten zu urtheilen 80 — 100 Jahre darin gefangen gewesen war. Daß nun Kröten in offene Spalten oder Höhlungen von Bäumen kriechen, um dort ihren gewöhnlichen Winterschlaf zu halten, ist nichts Fremdes." Der Verfasser berechnet sie diese Zeit, und noch die Möglichkeiten um sieht das Ganze als eine gezwungene Verlängerung des Winterschlafs an. Wie es aber möglich sein könne, daß die Kröte in dem Kiesel, dessen Alter nach Jahrtausenden zu messen ist, habe leben können, vermag er nicht zu begreifen. Aber dennoch lebt der Verfasser der festen Ueberzeugung, daß den meisten Mythen und Sagen eine Wahrheit zu Grunde liegt, und er weist deshalb die Beantwortung der Frage nicht von der Hand: wie lange können Kröten in einer festen Steinmasse ihr schlummerndes Leben fortsetzen. „Im Jahre 1770 ward bei dem Abbrechen einer Mauer zu Nanteuil eine lebende Kröte aus (Maurekalk) gefunden, die gegen 40 Jahre darin enthalten gewesen sein soll. Hériffant, Mitglied der französischen Akademie, empfing dies Thier vom Herzoge von Orleans und verschloß darauf eine Anzahl Kröten in Gips, von denen verschiedene länger als 18 Monate gelebt haben. Aehnliche Versuche sind später mit gleichem Erfolge von W. Edwards wiederholt worden. Buckland verschloß ebenfalls eine Anzahl dieser Thiere in Sandstein und in einen porösen Kalkstein und vergrub sie dann in seinem Garten. Nach Verlauf eines Jahres wurden sie ausgegraben, und es zeigte sich, daß die im Sandstein verschlossenen todt und vermodt, die im Kalkstein noch lebend, aber sehr abgemagert waren, woraus er schließt, daß sie nicht lange mehr gelebt haben würden." Dann wird auch noch der Beweis durch wirkliche Erfahrung geführt, daß es möglich sei, Kröten auf mehrere Jahre in einem solchen Verschluß am Leben zu erhalten. „Bei Gelegenheit des vorhin erwähnten Fundes einer Kröte in einem Kieselsteine zu Blois theilte der Professor Séguin, Correspondent der französischen Akademie, derselben mit, daß er einige Jahre früher eine Anzahl Kröten in Gips eingeschlossen habe. Nach einem Zeitraume, dessen Dauer er nicht mehr genau anzugeben vermochte, der aber mindestens fünf oder sechs, möglicherweise sogar zehn Jahre betragen hatte, fand er noch eins dieser Thiere lebendig. Sobald der Gips zerbrochen war, sprang die Kröte aus ihrem engen Gefängniß und nahm ihre gewöhnlichen Bewegungen wieder an, als ob nichts geschehen wäre." („Comptes rendus", XXXIII, 300.) Hierdurch veranlaßt hat der Verfasser nun auch selbst Versuche angestellt. Im Beisein von einigen Freunden schloß er am 10. August und 4. October des Jahres 1852 40 Kröten theils in Gips theils in Holzschachteln, theils in Thon und Glasgefäße, überzog alle Ritzen und Zugänge sorgfältig mit Wachs, um so viel als möglich jeden Zutritt der atmosphärischen Luft zu dem Innern abzuhalten. „Die zur letztgenannten Zeit vergebenen Kröten, neun an der Zahl, befanden sich im Zustande des Winterschlafes; die früher vergrabenen natürlich nicht. Alle diese Schachteln, Töpfe und Gläser sind mit den Siegeln zweier gegenwärtig gewesenen Personen versehen und dann in einer verschlossenen Kiste in einen Keller gestellt worden, wo die Temperatur der Luft Sommer und Winter ziemlich gleichbleibt. Am 27. Januar 1854 wurden drei geöffnet und die Thiere todt gefunden. Es wurde nun beschlossen, auch die übrigen zu öffnen, wie denn auch am 9. März des genannten Jahres in Gegenwart derselben Herren, welche dem Begräbniß beigewohnt hatten, geschehen ist. Dabei hat sich gezeigt, daß alle Kröten todt waren, und es trugen selbst die Ueberreste von fast allen die Zeichen an sich, daß sie schon vor sehr langer Zeit todt gewesen waren. Das Ergebniß dieses Versuchs stimmt also nicht mit dem überein, was die Obengenannten bei gleichartigen Versuchen gefunden haben. Doch würde es gewiß höchst unrichtig sein, aus diesem hier erlangten verneinenden Ergebniß den positiven Schluß abzuleiten, daß Kröten in einem solchen verschlossenen Zustande niemals lange leben können. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß dazu gewisse günstige Umstände vielleicht noch unbekannte Bedingungen erforderlich sind, von deren Erfüllung das Gelingen des Versuchs nothwendig abhängt."

3. Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten, von A. Helfferich. Triest, Literarisch-artistische Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Dies Buch nimmt einen merklich höhern Standpunkt ein, als die beiden vorhergehenden. Es setzt bei seinen Lesern schon ein ziemlich umfassendes Wissen unserer heutigen Naturkunde voraus und greift dann mehr in die Systeme, Theorien und Hypothesen, um darin mit der geistigen Wage der Philosophie abzuwägen. Dabei bleibt es aber sehr interessant und ermüdet nirgends durch Weitschweifigkeit oder übertriebene Spitzfindigkeit. Der Verfasser entwickelt ein umfangreiches Wissen und eine bewundernswürdige große Beleseheit. Er ist ein eminenter Kopf mit einer sprudelnden Fülle von geistreichen Worten. Kampfgerüstet steht er allen streitlustigen Partieen der Gegenwart gegenüber und schlägt, wo es noth thut, kräftig darein. Er zeigt den übermüthigen Männern des Materialismus, daß sie eigentlich noch gar nicht weiter gekommen sind als zu der Behauptung, als ließen sich die geistigen Vorgänge durch die Functionen des Gehirns und des von diesem abhängigen Nervensystems möglicherweise auch erklären; weist aber zugleich auch die Gegenpartei darauf hin, daß sie bisher nichts weiter gethan habe, als einleuchtend zu machen, wie der Materialismus in letzter Instanz und für die endgültige Entscheidung der Streitfrage gar nichts beweisen habe. „Unter diesen Umständen", ruft der Verfasser aus, „mußte es rathsam erscheinen, einmal einen hohern Standpunkt zu wählen, und die Frage zur Beantwortung zu bringen, zu welchen Ergebnissen die heutige Naturwissenschaft im großen und ganzen gelangt hat." Der Verfasser bemerkt zugleich noch, daß die vorliegende Schrift eine abschließende Ergänzung zu seinem „Organismus der Wissenschaft" (Leipzig 1856) bildet, in welchem eine besondere Behandlung der Naturwissenschaft keine schickliche Stellung finden konnte. Die Physik wird nicht in den Kreis der Untersuchung gezogen, weil der Verfasser glaubt, daß sie eben jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen sei. Der Satz, daß jegliche Kraftäußerung weiter nichts als eine bestimmte Art

Digitized by Google

Arbeit sei, scheint ihm der Grundhebel zur Umgestaltung der ganzen Wissenschaft zu sein. Er blickt hierauf mit hoffnungsvoller Zuversicht und hält nur dadurch eine feste Begründung der Dynamik für möglich.

Von den sechs Abhandlungen, welche das Buch enthält, führt die erste den Titel: „Ein moderner französischer Goldmacher und die alten Alchemisten"; die zweite: „Atomistiker und Dynamiker"; die dritte: „Die Morphologie und der Arts begriff"; die vierte: „Die Zellentheorie und die Physiologie der Atome"; die fünfte: „Der Organismus und die Teleologie"; die sechste: „Entergebniß."

In der ersten Abhandlung untersucht der Verfasser zunächst die wichtige Vorfrage, ob die Chemiker auch wirklich haltbare Gründe für ihre Behauptung besitzen, daß die Metalle einfache Stoffe sind. Ist dies der Fall, so wäre das Streben der Menschen, Gold zu machen, ein Unsinn. Nun stehe aber fest, daß viele noch vor kurzem für einfach gehaltene Stoffe als zusammengesetzte erkannt worden seien, und daß von manchen jetzt für einfach gehaltenen Stoffen vermuthet wird, daß man sie noch werde zerlegen können. „Unsere Kenntniß von der Natur der Gase und der gasförmigen Gestalt der Materie überhaupt ist im Grunde nicht älter als Lavoisier's Entdeckung des Sauerstoffs in der Luft und seiner Wirkungen; die zuerst durch Davy vermittelst der galvanischen Säule dargestellten Metalle der Alkalien und Erden begründen den jetzigen Begriff des einfachen Körpers: was steht im Wege, daß einerseits die Materie eine noch feinere als die gasförmige Erscheinungsweise annehmen kann, wofür drei in der Physik so vielfach zu Hülfe gerufene, aber nirgends nachgewiesene Aether zu sprechen scheint, und daß andererseits mehr oder weniger alles, was bisjetzt als einfacher Körper angesehen wird, durch fortgesetzte, von neuen Hülfsmitteln unterstützte Analysen sich abermals in mehrere Stoffe zerlegen läßt?" Dies vorausgesetzt macht sich der Verfasser nun an die unlängst in Frankreich erschienene Schrift: „Les métaux sont des corps composés. La production artificielle des métaux précieux est possible et un fait avéré par C. Théodore Tiffereau." Hierin wird behauptet, daß die Festmachung des Sauerstoffs seine mehr oder weniger dauernde Vereinigung mit dem Grundstoff, unter Mitwirkung einer Stickstoffverbindung den Schlüssel zur Umwandlung der Metalle abgäbe. Tiffereau war nach Gallien formen gereist, um das Gold am Orte seiner Entstehung beobachten zu können. Er gibt vor, das Goldmachen wirklich erforscht zu haben. „Im Besitz dieses kostbaren Geheimnisses hatte der Entdecker desselben nichts Eiligeres zu thun, als nach Frankreich zurückzukehren, wo er im Mai 1849 anlangte, und ein Stück jenes künstlich erzeugten Goldbarrens der Akademie zur Prüfung vorlegte. Diese setzte zwar eine aus Thénard, Dumas, Ebevreul bestehende Commission nieder, die aber immer vergebens auf einen Bericht warten ließ, bis Tiffereau, nachdem er mehrere Denkschriften eingereicht hatte, sich zuletzt entschloß, sein Geheimniß bekannt zu machen. Indem er, wie es sogenannten mißkannten Genies in der Regel zu gehen pflegt, zuerst Klage darüber führt, daß er nirgends vorurtheilsfreie und freigebige Männer gefunden habe, die ihn bei der Fortsetzung seiner Arbeit unterstützten und den Gewinn einer so vielversprechenden Entdeckung ungetheilt für Frankreich erhalten, kommt er auf den Hergang selbst, der ziemlich einfach ist." Wir müssen indeß doch auf das Buch selbst verweisen, da die Sache für unsern Zweck zu weit führt, und erwähnen nur noch, daß der Entdecker das Unglück hatte, nicht glücklich zu sein bei den Versuchen, welche er in der pariser Münze anzustellen ermächtigt wurde. Der Münzwart hat darauf erklärt, daß, da seine wahrnehmbaren Goldbeichen sich aufweisen ließen, darüber auch kein Bericht erstattet werden könne, ein Minimum von Gold könne in dem geläuterten Silber noch zurückgeblieben sein. Der Verfasser redet der Sache aber dennoch das Wort und führt noch einige Geschichtchen aus dem 17. und 18. Jahrhunderte an, nach denen es wirklich Goldmacher gegeben haben soll.

Wir wollen jetzt nur noch etwas aus dem fünften Abschnitte zur Mittheilung bringen. „Das Omne vivum ex ovo Harvey's ist bereits nicht mehr buchstäblich. Im Thierreich wie im Pflanzenreich gibt es eine Fortpflanzung durch Keimkörner oder Keimzellen und durch Wachsthumsproducte, d. h. Knospen und Theilstücke. Wohl aber ist die Fähigkeit geschlechtlicher Zeugung Eigenthum aller Thierarten. Unter solchen Umständen konnte es kaum ausbleiben, daß zwischen Botanik und Zoologie Grenzstreitigkeiten entstanden, die bis zur Stunde noch nicht geschlichtet, jedoch um ein Erhebliches dem Endentscheid näher gerückt sind. In der Generationslehre haben die Samenthierchen eine große, fast übergroße Rolle gespielt. Man knüpfte an sie für den Hergang der Zeugung die abenteuerlichsten Conjecturen, bis Koelliker ein für allemal die merkwürdigen beweglichen Gebilde im Samen für bloße protozoische Formelemente erklärte, die er Samenfäden nannte und ihre Entwickelung aus Zellen durch die ganze Thierreihe nachwies. Da mit einem male entdeckte man die beweglichen Sporen (Schwärmsporen) der Algen, was lag daher näher, als die Schwärmsporen mit den Samenfäden zu identificiren und, wie Unger that, die Pflanze über dem Moment der Thierwerdung zu ertappen! Damit noch nicht zufrieden, machte Meyer (Euppelemente zur Lehre von dem Kreislauf) im Hinblick auf die wahrgenommene Molecularbewegung der Pflanzen, aus den kleinsten Körnchen des Zelleninhalts thierisch belebte Individuen, welche die Pflanze als ihre Wohnung aufbauen, wie die Polypen die Koralleninseln. Der heftigste Streit entbrannte um den winzigen Haematococcus pluvialis, dessen zweifelhafte Thier- oder Pflanzennatur aus einer Menge verwandter Erscheinungen herausgeboben zu werden verdient. Die glänzend rothen Bläschen des wundertichen Geschöpfes verrathen anfangs eine bloße pflanzliche Natur, verwandeln sich jedoch unter geeigneten Umständen schwindar in eine Art Infusionsthierchen mit rüsselförmigem Fühler und allen Zeichen freiwilliger Bewegung. . . ."

4. Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet von C. G. Giebel. Berlin, Boffelmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine sehr gediegene Arbeit, welche jedem Freunde einer grünelichen Naturkunde zur sorgfältigsten Beherzigung empfohlen werden kann. Der Verfasser hat durch seine „Systematische Darstellung der Säugethiere" sich bereits einen sehr beachteten Namen unter den Fachgelehrten der Naturgeschichte erworben. Er kennt sein Fach und versteht es, dasselbe fruchtbar zu machen für den großen Kreis der Gebildeten überhaupt. Das Werk entstrang aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser vor einem gemischten zuhörerkreise ohne vorhergehende schriftliche Ausarbeitung gehalten hat. Sein Inhalt behandelt Fragen, welche in neuster Zeit theils in der Wissenschaft selbst ernstlich erörtert werden, theils aber auch das Interesse des gebildeten Publikums überhaupt lebhaft in Anspruch nehmen. Es nimmt Partei in dem Kampfe gegen den anmaßenden Materialismus und wirft die Einseitigkeit und Hohlheit der Ansichten der Gegner so recht handgreiflich nach.

Der Inhalt des Buchs besteht aus sechs Vorträgen. 1) „Ueber den Werth der zoologischen Unterschiede der Menschenrassen"; 2) „Die Abstammung von einem Paare"; 3) „Die Wunderthiere der Vorwelt"; 4) „Das Klima in frühern Schöpfungsperioden"; 5) „Die Fortpflanzungsweisen im Thierreiche"; 6) „Der Materialismus vom zoologischen Standpunkte beleuchtet".

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser nur auf den letzten Vortrag, weil in ihm der Geist und der Werth des Buchs am entschiedensten hervortritt. Um von der Ohnmacht

Digitized by Google

des Stoffwechsels, von der Bedeutungslosigkeit des Chemismus der thierischen Individualität zu überzeugen, deutet der Verfasser einfach auf folgendes Experiment. „Man nehme einen eben geborenen Windhund und Pudel beide von ihrer Mutter weg. Die specifischen Eigenthümlichkeiten solcher Säuglinge sind in diesem frühesten Jugendzustande noch so äußerst gering, daß wir sie gleich Null setzen können. Es wird auch nicht gelingen, durch eine genaue mikroskopische und chemische Untersuchung im Darmkanale, in den Drüsen, in der Lunge, im Herzen einen Structur- oder stofflichen Unterschied von irgendwelcher Bedeutung nachzuweisen. Nun ziehe man beide Thiere mit gleichen Quantitäten stets derselben Milch und Kost auf demselben Lager unter ganz derselben Behandlung groß, und siehe, ein und derselbe Stoff, dieselben chemischen und physikalischen Processe in zwei gleichen Apparaten haben uns zwei total verschiedene Hunde geliefert. ... Die specifischen Eigenthümlichkeiten, der Typus der Art hat eine solche Energie, daß er den Chemismus sich entweder unterthänig macht oder im Kampfe mit demselben untergeht, umgestalten läßt er sich auf diesem Wege schlechterdings nicht." Der Verfasser erwähnt bei dieser Gelegenheit auch, daß es sehr voreilig sei, den Werth des Menschen blos nach Essen und Trinken abschätzen zu wollen, daß es an allen naturgerechten Haltpunkten fehle, die Menschenrassen materialistisch aus einer unbekannten Urrasse herleiten zu wollen. Wenn die Materialisten die Lebenskraft leugnen und die Individualisirung der Materie, wie sie uns in den verschiedenen Typen der Thiere entgegentreten, auf den chemischen Proceß zurückzuführen vermeinen, so setzt ihnen der Verfasser noch Folgendes entgegen. „Bisjetzt hat der Materialismus noch für keine einzige Thiergestalt aus der ganzen Reihe vom einfachen Infusorium bis zum vollendetsten Säugethiere die chemische Formel aufstellen, noch für keine einzige die specifischen physikalischen Eigenthümlichkeiten nachweisen können. Die Keimzellen der Vorticellen sind stofflich, chemisch und physikalisch, wie auch morphologisch nach dem heutigen Stande der Untersuchungen schlechterdings dieselben, die ängstlichste und spitzfindigste wissenschaftliche Genauigkeit vermag keinen einzigen Unterschied nachzuweisen; er existirt also nicht, und doch entwickeln sich aus ihnen unter ganz gleichen äußern Bedingungen nicht nach Laune und Zufall, sondern nach constanten unabänderlichen Gesetzen die verschiedensten, specifisch eigenthümlichen Vorticellengestalten. Es gibt Schnecken und Insektengattungen, deren Arten wir nach Hunderten zählen, während die materialistische Analyse in ihren Keimstoffen, Befruchtungs- und Entwickelungsprocessen noch nicht einen einzigen Unterschied nachgewiesen hat und vielleicht kaum jemals nachzuweisen im Stande sein wird. Man untersuche doch chemisch und physikalisch die Eier der Lacerta agilis und Lacerta viridis, die Eier von Sorex fodiens und Sorex vulgaris, von Löwen und Tiger, und sollte es gelingen, hier materielle und processualische Differenzen zu entdecken, dann bringe man diese in die nothwendige und gesetzliche Beziehung zu der specifischen Eigenthümlichkeit der vollendeten Gestalt. Bevor das nicht geschieht, kann die Zoologie aus den materialistischen Forschungen keinen Nutzen ziehen. Es ist leicht zu behaupten, daß in den Keimen stoffliche Unterschiede vorhanden sind, aber zu beweisen ist es nicht."

---

5. Die Urzeit der Erde. Ein Gedicht von Franz von Kobell. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1856. 8. 16 Ngr.

Der Verfasser ist vorzugsweise durch Unger's „Flora der Vorwelt" und durch Alexander von Humboldt's geologisches Gemälde im zweiten Bande des „Kosmos" zu einer poetischen Schöpfungsgeschichte begeistert worden. Vom religiösen Standpunkte aus ist eine solche Begeisterung schon wiederholt dagewesen, vom Standpunkte der Wissenschaft ist sie dagegen ganz neu und überraschend. Hat man sich indeß erst etwas an diese bisher wol noch kaum vorgekommene Form gewöhnt, so verliert sie das Befremdende ganz und man kann ihr den Beifall nicht versagen. Daß unsere Schöpfungsgeschichte im tiefsten Grunde nichts weiter ist als ein Lehrgedicht, kann wol kaum geleugnet werden, und wenn sich dies so verhält, so paßt in der That das poetisch gehobene Wort am besten dazu.

Außer der Einleitung besteht der Inhalt des Büchelchens noch aus sechs Hauptgesängen, nämlich aus der Zeit der Inseln, der Berghebung, des Hochlandes, der Riesenthiere, des Eises und aus dem Schlußgesange. Das Ende machen noch einige prosaische Erläuterungen des Ganzen.

Wir geben gern eine Probe von dem sehr sinnig durchgeführten Werke und wählen dazu einige Strophen aus dem ersten Gesange:

Da schwankten tief in einer Bucht die Schilfe,
Und auf der Binsen Büschel nach dem Meer
Kroch ein entsetzlich Ungeheuer her,
Daß mir ein Schauer durch die Glieder rann.
Dem Schreckensthier des Nil wol mocht' es gleichen,
Doch gräulicher, wie's nie ein Traum ersann,
Als käm' es aus der Hölle finstern Reichen.

Ein schwarzer Panzer wob sich um die Masse
Und grause Zähne schloß der Rachen ein,
Das Auge starr wie Eis und ohne Schein,
Am Rücken hin ein Zackengrat verlief,
Wie ihn der Kaiman trägt, und rauhe Flossen;
Nun lauschte es und stand, als ob es schlief,
Zu schauen wie aus schwerem Erz gegossen.

Und drauf ein Schwirren zog sich durch die Lüfte,
Und breit geschwingt ein zischender Vampyr
Sich niederließ im Schutz vor jenem Thier,
Und nun nach ihm den matten Blick gewandt
Ins Wasser sank's, und gleich dem Hai an Schnelle,
Mit seinem Elemente wohl bekannt,
Den Fang erwürgend war es an der Stelle.

Man sieht, es fehlt dem Verfasser nicht an der erforderlichen Phantasie, auch besitzt die Sprache meistens eine poetische Abrundung und einen ansprechenden Schwung. Ob übrigens nicht hier und da gegen die Gesetze der Metrik gesündigt ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Dies zu untersuchen, ist nicht unsers Amtes. Das Ganze ist mit dichterischem Schmuck und Sachkenntniß so durchgeführt, daß man es mit Vergnügen liest.

---

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.

Dies Buch kennen wir nicht gut anders als mit einem schelmischen Lächeln besprechen. Es liegt uns schon lange zur Seite und mahnte fortwährend zur Einführung in die literarische Welt. Aus Rücksicht auf seinen Verfasser haben wir gezögert, ihm den Wunsch zu erfüllen. Jetzt geht dies nicht länger; aber nun mag es auch ganz allein sprechen und sich so gut empfehlen wie es kann. Der Anfang des vierten Kapitels im ersten Buche lautet:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet,
Erschrecke Tiro nicht, es ist die Zahl zwar groß,
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchst du die eine Hälfte blos.

Zwei gleiche Hälften sind im Leib des Thiers verbunden,
Es ruht links das Gehirn, das rechte aber denkt,
Das eine Auge hat der Scheibe Ziel gefunden,
Der Kampf sich wechselweis' auf beiden Füßen senkt

Das eine Ohr man neigt dem Redenden entgegen,
Und zu dem Ohr hebt die Rechte sich allein,
Es wechselt selbst das Herz mit seinen Höhlen Schlägen,
Und tiefer athmen wir mit rechter Lunge ein.

Digitized by Google

So ist ein Doppelmensch in unserm Leib gegründet,
Der oft das Rechte hört und bort das linke schafft.
Doch mag ihm nicht ja schwer, das erste aufzufinden,
Hat die Natur vermehrt ihm rechts der Gliever Kraft.

Du lächelst, geliebter Leser! Das Buch nimmt das für Beifall und wünscht, sich noch mit einer Probe zu empfehlen. Wir wählen dazu den Schluß des fünften Buches, einer Geschichte des menschlichen Verstandes:

Es treibt der Dampf mit Macht das Riesenrad der Mühle,
Stets laufen Schiffe schnell durch seiner Fäden Maß.
Und was ermüdet einst der Menschenhände viele,
Ein schwaches Kind allein als Spiel vollbringen kann.

Er nimmt dem Sklaven ab die Last, dem lebensmüden,
Das freie Pferd sich froh mit seinem Reiter bäumt;
Die blinde Kraft sie wirkt, der Mensch ruht aus im Frieden,
Von dem der Philosoph so lange hat geträumt.

Meine Feder ist voll großer Lust, noch einige Verse hinzuzudichten, indeß hüte ich mich wohl, ihr den Willen zu thun. Ich kenne sie schon, sie kann bei solchen Gelegenheiten leicht bitter und scharf werden, und sie wäre im Stande mir und dem Leser die gemüthliche ruhige Stimmung zu nehmen, welche die vorher besprochenen Schriften in uns erzeugt haben. Darum ohne weiteres das Buch zu.

Heinrich Birnbaum.

Griechische Reisen und Studien von F. L. Uffing. Mit 3 Tafeln. Kopenhagen, Gyldendal. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

So sehr in einer nicht so gar weit hinter der Gegenwart liegenden, aber auch keineswegs so wie diese von materiellen Interessen und von der berechnenden Klugheit des Augenblicks beherrschten, vielmehr an einer gewissen Romantik überreichen Zeit Schriften über das neue Griechenland und namentlich griechische Reisen einer bestimmten Gattung fast bis zum Ueberdruß in Deutschland an der Tagesordnung waren, so sehr ist jetzt das diesfallige Verhältniß nahezu in das Gegentheil umgeschlagen. Und doch ist es gerade jetzt an der Zeit, über Griechenland, welches nach der einen Seite hin gleichsam das Land der alten Hellenen reflectirt, dagegen auf der andern mit dem Zauber seiner verschiedenen zum Theil vielfach zerstörten und verkümmerten Traditionen, aber auch trotz dieses nicht ungefährlichen, immer aber mistischen Zaubers, zu einer besseren Zukunft sich hindurcharbeitet, sich zu unterrichten und zu belehren und besonders über manche Verhältnisse in dem Leben des Volkes und über manche Zustände sich aufzuklären und alte Irrthümer zu berichtigen. Aber gerade auf diesen Zweig der deutschen Literatur drückt, wie nun einmal die Sachen stehen, der Alp der Politik, nämlich der Uebelstand einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Griechenland und das Ungünstige, was sich darin, wie die Art der Menschen beschaffen ist, auch in den untern Regionen, auch von seiten des Publikums die vorhandene Gleichgültigkeit gegen alles, was das neue Griechenland und die Griechen der Gegenwart betrifft, leicht zu erklären. Haben doch manche vor derselben geradezu eine Art Grauen und Ekel! Nur selten wagt sich jetzt ein Buch über Griechenland heraus an das Tageslicht, besonders wenn es dabei mehr der einen Seite desselben gilt, wo eben jene Gleichgültigkeit in einer Weise sich breit und geltend macht, daß sie in der That nur von der Unkenntniß übertroffen werden kann, welche noch immer über das alte und neue Griechenland selbst bei Männern von Fach herrscht.

Um so mehr muß daher ein jeder wissenschaftliche Beitrag dieser Art, der jener Unkenntniß irgendwie entgegentritt, schon von vornherein Anerkennung und Beachtung verdienen, vorzüglich aber dann, wenn der Inhalt des Buchs und nicht blos der Gegenstand, sondern auch dessen Behandlungsweise und die ganze Darstellung einen Anspruch auf Beachtung haben, und das Buch ebenso ein besonderes Interesse ansprecht, als weniger bekannte Gegenstände behandelt und nach verschiedenen Seiten hin aufklärt und unterrichtet. Dies gilt nun auch, was die vorliegenden „Griechischen Reisen und Studien" anlangt, von der ersten der beiden Abtheilungen, aus denen das Buch besteht, von den „Griechischen Reisen", welche jedenfalls einem größern Publikum sich empfehlen, als die „Griechischen Studien". Denn jene Reisen haben die noch zur Zürkei gehörige Provinz Thessalien zum Gegenstande, die der Verfasser, welcher Professor (wahrscheinlich der Archäologie) an der Universität in Kopenhagen ist, bereits 1846 zu archäologischen Zwecken ziemlich nach allen Richtungen hin durchwandert hatte, und er gibt nun hier die Beschreibung dieser Reise in einer ziemlich ausführlichen, zunächst den Interessen des Alterthums und der Vergangenheit überhaupt gewidmeten, dabei aber auch die Zustände und Beziehungen der Gegenwart verständig und umfassenden berücksichtigenden Darstellung. Schon 1847 hatte der Verfasser diese Beschreibung in dänischer Sprache veröffentlicht, von seiner Absicht aber, sie gleich damals ins Deutsche zu übersetzen, hatte er absehen müssen. Er gibt sie hier nun, nach der Bemerkung in der Vorrede, in einer „durch und durch veränderten und in manchem Einzelnen verbesserten" deutschen Uebersetzung, und noch immer erscheint sie zur rechten Zeit. Denn noch ist Thessalien wenig bekannt, da es außerhalb des griechischen Königreichs gelegen, von wissenschaftlich gebildeten Reisenden zu wissenschaftlichen Zwecken seltener oder gar nicht besucht wird, und jedenfalls kennt man es weniger, als dieser in archäologischer und historischer, sowie in geographischer und statistischer, namentlich auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht wichtige Theil des alten Griechenland es verdient.

Die interessanten und in den bemerkten Beziehungen ziemlich erschöpfenden Beiträge, die wir hier zur Kenntniß des thessalischen Landes erhalten, ziehen zwar zunächst den Archäologen an, aber sie kommen auch allgemeinem Interesse entgegen, und die gefällige und lebendige Darstellung spricht den gebildeten Leser an, welcher Sinn und Verständniß hat für die Poesie des griechischen Alterthums, deren Gepräge noch jetzt die Natur des Landes und die Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit an sich tragen. Freilich weht auch hier, neben den belebenden und erfrischenden Lüften von den Höhen des schneebedeckten Olympos, des „Götterbergs", sowie aus Tempes romantischem Thale und von den waldbewachsenen Gebirgszügen, welche die fruchtbare thessalische Ebene einschließen, der Todhauch des dahinsiechenden Türkenthums den Leser an, und wenn Mr. Wilde in seinem „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland" (Basel 1857), da er von dem Othrysgebirge an der Nordgrenze des griechischen Königreichs nur einen Blick in das durch Natur, Sage und Geschichte mit Griechenland so eng verbundene, nach unter der Herrschaft des Halbmonds stehende Land Thessalien werfen konnte, den Wunsch und die Hoffnung aussprach, daß „das Zusammengehörige, aber willkürlich Zerrissene wieder zusammenkomme, und daß Thessalien (ebenso wie Epirus) griechisch werden müsse", so findet dieser Wunsch und diese Hoffnung in der Beschreibung des Dänen Uffing mannichfache Nahrung und Bestätigung. Denn nach dessen Mittheilungen gibt es „wenige Länder, wo die Städte so schnell aufblühen und wieder abnehmen als in der Türkei", und „in ganz Thessalien ist die türkische Bevölkerung im Abnehmen, und manche Dörfer sind jetzt verschwunden", und man mag sich dies gefagt sein lassen und als eine nackte Thatsache hinnehmen, auch wenn der Verfasser der „Fragmente aus dem Orient" (1845) die Sache nach der einen Seite hin anders darstellt. Im übrigen ist das Land nicht ohne Alterthümer in Architektur, Sculptur und Epigraphik aus der Zeit des alten Griechenland, auch wenn begreiflicherweise die Ausbeute gerade hier weniger ergiebig ist, die der Verfasser gewonnen hat und zu Tage fördert, indem Thessalien in früherer Zeit „das große Schlachtfeld war, wo die Kämpfe gekämpft wurden, die das Schicksal der Welt entschieden sollten"; in

Digitized by Google

spätern Jahrhunderten aber, als die wilden Horden der Barbaren über diese reichen Länder sich ergossen, musste Thessalien als Hellas' Vorhof die ersten und härtesten Stöße aushalten, und nachdem es den heidnischen Barbaren wieder entrissen und für den christlichen Glauben wiedergewonnen worden war, ward es von neuem der Tummelplatz für fränkische und griechische Kriegsheere, bis es dann dem Halbmonde zur Beute fiel und auch da wieder der Schauplatz war für die Kämpfe und Heerzüge bis in die neueste Zeit. Die Spuren aller dieser geschichtlichen Thatsachen treten in der Beschreibung des Verfassers und in den Erinnerungen der Gegenwart bald mehr bald weniger hervor, und auch hier gewinnt die Sorgfalt und das lebendige Interesse, womit letzterer diese Spuren und Erinnerungen auffucht, die Theilnahme und das Interesse der Leser, während wir außerdem die Wortheile, welche diese Monographie über Thessalien für die neuere Geographie und Culturgeschichte des Landes in reichem Maße darbietet, besonders hoch anschlagen. Die zur Erläuterung beigegebene Karte von Thessalien, welche, nach Leake und Kiepert entworfen, vom Verfasser nur in wenigen Fällen nach eigener Anschauung berichtigt worden ist, ist eine schätzbare Zugabe.

Der zweite Theil des Werkes: „Die attischen Studien", umfaßt wieder zwei Abhandlungen: „Ueber den Hermes Propyläos und die Chariten des Sokrates", mit einer dazu gehörigen Abbildung eines bisher unedirten antiken Reliefs, und „Ueber Plan und Einrichtung des Parthenon", mit einem Grundrisse desselben. Beide Abhandlungen interessiren zunächst nur Archäologen; indeß mag hier in Anfehung der ersteren bemerkt werden, daß sie von der in den alten Schriftstellern begründeten Voraussetzung ausgeht, daß der Philosoph Sokrates zugleich ein aufgezeichneter Bildhauer gewesen sei, und daß ihr die überraschende und unerwartete Entdeckung zu Grunde liegt, daß in einem in Athen beim Ausgraben des südöstlich von den Propyläen liegenden Raumes gefundenen Bruchstücke von einem Basrelief eine Bildhauerarbeit des Sokrates erhalten sei, die schon die alten Schriftsteller erwähnen und worüber die Abhandlung des Weitern sich verbreitet. Mit der zweiten Abhandlung beabsichtigt der Verfasser ein besseres Verständniß des über die bauliche Einrichtung des Parthenon bisher Bekannten und die Beseitigung eingewurzelter Irrthümer. Er hat es dabei mit den Archäologen von Fach zu thun, und nicht ohne Empfindlichkeit, weniger in persönlichem Interesse als in dem der Sache selbst, bekämpft er die abweichenden Ansichten einiger deutschen Gelehrten über jenen Gegenstand.

17.

Literarische Notizen.

Man liest in der „Literary gazette": „Das in England täglich wachsende Interesse an der Literatur des Auslandes ist eins der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit. Wir dürfen hoffen, daß wir infolge davon manches unserer insularischen Beurtheile ablegen und daß unsere Ideen von ihrer national abstoßenden Gestalt etwas verlieren werden. Mit Vergnügen begrüßen wir daher das unter dem Titel «The continental review» angekündigte Magazin für ausländische Literatur, in welchem sowol die Politik als die Literatur des Auslandes besprochen werden soll. Frankreich ist uns in dieser Beziehung bereits mit einer «Revue germanique» vorangegangen, und wir hoffen, daß auch in der neuen «Continental review» die deutsche Literatur eine hervortretende Rolle spielen werde." Wir wollen hoffen, daß diese Versuche bei dem jetzt unverzeihlich mehr entwickelten Interesse für deutsche Literatur bessere Erfolge haben mögen als frühere. Jedenfalls sollte man sich vor allem wenigstens vor Cliquenennkünften hüten, denen diese neuen Unternehmungen wahrscheinlich in sehr starkem Grade ausgesetzt sein werden. Dies ist namentlich für die „Revue germanique" zu fürchten; denn die Engländer lassen sich nicht so leicht bupiren und von einzelnen der nöthigen Taktik kundigen spekulativen Literaten und literarischen Speculanten etwas vorspiegeln, haben auch mehr Instinct für das Echte und Solide, als im allgemeinen die Franzosen. Sonst freilich leisten die geachteten Namen der Redacteure, nach dazu Namen deutschen Klangs, wol Bürgschaft für die Gediegenheit der „Revue germanique".

In Brüssel und Ostende ist eine Uebersetzung der bekannten Gervinus'schen „Einleitung" unter dem Titel „Introduction à l'histoire du dix-neuvième siècle" erschienen. Begreiflicherweise hätte diese Uebersetzung in gegenwärtigem Augenblick schwerlich wagen dürfen, in Frankreich selbst ans Licht zu treten. E. Latahe sagt davon in der „Revue des deux mondes" in einer sehr lustigen und unschuldigen Anzeige: „Diese erste Partie des Werks von Gervinus darf man gleich angelegentlich der Aufmerksamkeit des Philosophen wie des Staatsmannes empfehlen; wenn man sie liest, sühlt man sich in dem Lustkreis einer selbstgegründeten Ueberzeugung" u. s. w. Nur das will dem Berichterstatter nicht zu Sinn, daß Gervinus auch die Französische Revolution auf das germanische Princip als ihre erste Quelle zurückführt und versichert daher in Betreff der Gervinus'schen halb zwischen Geschichtbeschreibung, halb zwischen Geschichtsphilosophie schwankenden Methode: „Elle est cependant un peu exclusive par la manière dont elle diminue les points de vue."

H. M.

Bibliographie.

Arneth, A., Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserl. Archive. 1ster Band. 1663 — 1707. Mit Portrait und Schlachtplänen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Lex.8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen (in acht Bänden). 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. Lex.8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gull-Thoris Saga oder Thorskfirdhinga Saga. Herausgegeben von K. Maurer. Leipzig, Hinrichs. Lex.8. 25 Ngr.

Jörg, J. E., Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung. Zwei Bände. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Geschichten aus aller Welt. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp. Leipzig, Holtze. 8. 24 Ngr.

Lochner, G. W. K., Die Urkunden der Monumenta Zollerana fränkischer Linie nach den wichtigsten Beziehungen zusammengestellt. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Charakteristik der einheitlichen Zusammenhänge im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Leipzig, Wienbrack. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Kirche, Duell, Freimaurerei nebst einem Anhange: Ueber Wohlthätigkeit. Ein wahres Wort auf die Angriffe gegen Duell und Freimaurerei. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Kruger, F. J., Preußen am Wendepunkt seiner Politik. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und England. Aus dem Französischen. Leipzig, Friedlein. 8. 6 Ngr.

Die centrale Sonnenfinsterniß am 15. März 1858, eine der interessantesten dieses Jahrhunderts, und die höchst merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen, welche dabei zu beobachten sind. Mit besonderer Rücksicht auf Wien und die österreichische Monarchie. Wien, Benedikt. 16. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene funfzehnte Heft (Bogen 10—13 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Neuenburger Frage und ihre Lösung. — Mustafa-Reschid-Pascha, osmanischer Staatsmann. — **Das Aluminium. — Erasmus Robert Freiherr von Patow. — Das Holzgas. — Camille Roqueplan. — Amylen.** — Kleinere Mittheilungen: Argout (Antoine Maurice Apollinaire Graf d'). — Gerlach (Georg Friedrich). — Darcet (Pierre Jean). — Delessert (Auguste). — Gagarin (Fürst Alexander Iwanowitsch). — Gall (Heinrich Ludwig Lambert). — Kanton. — Michaud (Louis Gabriel). — Nees von Esenbeck (Christian Gottfried). — Sänger- und Nordsängerterritorium. — Schröder (Johann Henrik). — Weber (Gottlob Benedict).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln, ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **10. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in demselben Einbande wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Gebote der Diätetik,

aufgestellt von Dr. Johann Christian Gottfried Jörg.

Zweite Ausgabe. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Streben des berühmten kürzlich verstorbenen Verfassers geht dahin, die Vorschriften der natürlichen Triebe als Verordnungen der Moral, die Befolgung derselben als Gebote hinzustellen und Jedermann anzuweisen, wie er die „zehn Gebote der Diätetik" zu erfüllen und die Fehler gegen die natürliche Diätetik zu vermeiden habe, um das Leben stets im gesunden Zustande zu erhalten. Die kleine in allgemein verständlichem Ton abgefaßte Schrift verdient die allgemeinste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolfram von Eschenbach, Parcival.

Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmale übersetzt von San-Marte (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

„Parcival", das herrliche Epos Wolfram's von Eschenbach, das schönste und feinste Erzeugniß der mittelhochdeutschen Kunstpoesie, ist dem deutschen Publikum zuerst durch San-Marte in hochdeutscher Uebersetzung zugänglich gemacht worden, und diese Uebersetzung erscheint jetzt in zweiter verbesserter Auflage. Mit Bewunderung ersieht man aus diesem Gedicht, wie Wolfram den Gestalten Leben und Seele einzuhauchen versucht, wie er allein unter allen gleichzeitigen Kunstgenossen gewagt und vermocht hat, durch einen Grundgedanken von gleicher Tiefe als der des Goethe'schen „Faust" Ordnung und bewußten Fortschritt in die bunte Fülle der Abenteuer zu bringen, indem er sich die hohe Aufgabe stellte, den Heldenkampf der Seele im Bildungs- und Entwickelungsgange eines hochbegabten Menschen zu schildern.

Diese gegenwärtige Uebersetzung San-Marte's steht an wörtlicher Treue und richtigem Verständniß des Textes nach competentem Urtheile der Simrock'schen Uebersetzung in nichts nach, übertrifft dieselbe aber jedenfalls in Bezug auf Wohllaut und dichterische Reproduction, worauf Simrock weniger Werth legt. Durch eine ausführliche Einleitung und Anmerkungen wird das Verständniß der Dichtung und ihrer Zeit wesentlich gefördert.

In demselben Verlage erschien

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg.

Uebersetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos Gottfried's von Straßburg, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publikums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von Karl Simrock, dem trefflichen Uebersetzer unserer älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütenzeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen dürfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Innigkeit des seelenvollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat, und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. **Dritter Band: Cutheddin's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels.** 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1858.

Inhalt: Zur Reformationsgeschichte. Von Thaddäus Lau. — Dichtungen religiöser und verwandter Gattung. — In schriftstellerischen Angelegenheiten. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Reformationsgeschichte.

Petrus Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Vorkämpfer des Evangeliums. Eine reformationsgeschichtliche Monographie von Christian Heinrich Sirt. Mit Vergerius' Brustbild und 44 Originalbriefen aus dem geheimen Archive zu Königsberg in Preußen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Vor etwa einem Decennium wurde von Vilmar der Wunsch geäußert, daß endlich das unserm Jahrhundert in vielfachen und wesentlichen Beziehungen so verwandte 16. Jahrhundert seinen Culturhistoriker finden möge. Der Wunsch ist immer noch ein pium desiderium geblieben, der seiner Erfüllung harrt. Das moderne Princip, Theilung der Arbeit, hat indessen die Realisirung der Forderung näher gerückt; wir haben im Laufe der Zeit verschiedene Werke erhalten, welche einem Culturhistoriker des 16. Jahrhunderts das brauchbarste und schätzenswertheste Material gewähren. Die Literaturgeschichte von Wackernagel behandelt mit seltener Objectivität und in meisterhafter Darstellung die genannte Epoche als die Scheide zweier Zeitalter, als das Jahrhundert der absterbenden Volksbildung und der neuerwachsenden Kunstbildung; in Frischlin's Biographie wird der Sieg der Gelehrsamkeit über die Volksdichtung dargestellt, der lateinischen Dichtung über den deutschen Gesang; als Nachzügler der Vergangenheit, der untergehenden Aera mit ihren Richtungen und Strömungen erscheint der Mystiker Sebastian Frank mit seiner tiefen Auffassungsweise nicht blos des religiösen, sondern auch des socialen Lebens; in seinem Ulrich von Hutten veranschaulicht David Friedrich Strauß das geistige Leben der beiden ersten Jahrzehnde des 16. Jahrhunderts; einen Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation lieferte R. Stintzing in seiner Lebensbeschreibung des Rechtsgelehrten Ulrich Zasius.

Der Kategorie dieser meistens höchst verdienstvollen Monographien und Werke haben wir die angezeigte Arbeit des Pfarrers Sirt in Nürnberg beizuzählen. Der Held des Buchs verdient wie jemand die Erneuerung seines Andenkens; Vergerius nimmt unter denjenigen Männern, welche berufen waren, die verbesserte Kirchenlehre zu verkünden und zu verbreiten, eine der ehrenvollsten Stellen ein; auch er gehört zu denjenigen, von welchen das, was die Reformatoren gepflanzt, begossen worden ist. Die Biographie kommt um so gelegener, als der Lebensgang und die Geistesentwickelung dieses außerordentlichen Mannes bisher keineswegs so aufgehellt waren, als es wünschenswerth gewesen; eine unparteiische und gründliche Untersuchung über ihn ist mit um so mehr Dank aufzunehmen, als das Urtheil über den Charakter des Mannes sich in demselben Grade verwirrt und getrübt hat, als man sich der Zeit nach weiter von ihm entfernte. Es ist Vergerius nicht besser vor dem Forum der sogenannten öffentlichen Meinung ergangen wie so vielen andern bedeutsam angelegten Naturen. Die gemeine Mittelmäßigkeit, welche sich durch nichts bemerklich macht und niemand aus seiner Ruhe, aus gewohnten Geschirren und Garnituren aufstört, kann unangefochten ihres Wegs ziehen, denn man hält sie ebenso wenig des Hasses als der Liebe werth; nur den bedeutenden Menschen, welche das vielzüngige Urtheil der Welt kühn herausgefordert haben, wird die Auszeichnung zu Theil, daß sie durch Ehre und Schande, gute und böse Gerüchte, Anerkennung und Schmähung gehen, daß sie von den einen bis zu den Sternen erhoben, von den andern in den Staub getreten werden. Die große Masse der Justemilieu-Engel, die weder treu noch rebellisch sind, ganz gemäßigte, ganz plausible Menschen, makellose Pharisäer und Respectabilitäten, die fortwährend ihr Augenmerk auf den guten Ruf und den Buchstaben des Gesetzes gerichtet haben, die sich vor dem Rufe eines Mirabeau als vor einem Frevel schaudernd entsetzen: que mon nom soit flétri, möge mein Name gebrandmarkt werden, wenn nur die Sache siegreich ist und den Sieg erringt! — sie vor allem werfen die Steine auf das Talent und die Kraft. Was Mirabeau für die politische Revolution Frankreichs, das ungefähr ist für die religiöse Deutschlands Vergerius; wie jenem gegenüber haben sich auch diesem gegenüber die Justemilieu-Menschen in ihrer Lieblingssünde des Anklagens und Steinewerfens reichlich gefallen.

Digitized by Google

Ueber des Vergerius Jugendgeschichte sowol als über seine Familienverhältnisse ist die Geschichte mangelhaft und unzureichend unterrichtet. Auch Sirt gibt über diese Punkte wenig neue Aufklärung. Wir treffen jenen nach seinem Abgange von der Universität Padua, wo er die juristische Doctorpromotion ehrenvoll überstanden, in verschiedenen Städten Italiens, meistens in Verona und Venedig als Consulent und Rechtsanwalt, bis er, durch seinen Bruder Aurelio veranlaßt, der Secretär bei Clemens VII. war, sich nach Rom wendet, um in die Dienste der Curie zu treten. Die Gönnerschaft des einflußreichen Gasparo Contarini, dem die humanistisch-ästhetische Bildung des jungen Juristen gefiel, zumal dessen im eleganten Latein geschriebenen Verse und Episteln, hob ihn schnell; er wird für den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 als päpstlicher Nuntius an König Ferdinand abgeordnet. Der gewandte Italiener entwickelt eine erfolgreiche diplomatische Thätigkeit; nicht allein, daß seine Dienste Clemens befriedigen, er weiß sich auch bei dem Könige dermaßen in Gunst zu setzen, daß dieser, als Vergerius nach dem Tode des Papstes von dessen Nachfolger Paul III. zurückgerufen, in Rom darauf dringt, den nämlichen Nuntius nach Deutschland zu schicken. Die Fürsprache hatte den gewünschten Erfolg; Vergerius erhielt seine zweite Mission nach Deutschland. Seine officielle Instruction lautete dahin, auf das Zustandekommen eines Concils in Mantua zu wirken, auf dem sich Luther persönlich zu stellen hätte; insgeheim war er bedeutet, den Zusammentritt jedes Concils unmöglich zu machen. Auch dieses Auftrags entledigte er sich mit großer Gewandtheit. Auf seiner Rundreise traf er auf dem Schlosse zu Wittenberg mit Luther zusammen; die Details der Unterredung, im allgemeinen wenig bekannt, werden von Sirt sehr ausführlich und genau wiedergegeben. Da die mitgetheilten Züge sowol für Luther als für Vergerius bezeichnend und charakteristisch sind, wird es nicht unwillkommen sein, wenn wir einige Augenblicke bei dem Colloquium verweilen.

Am festgesetzten Tage ließ sich Luther in der Frühe seinen Barbier rufen. Von diesem befragt, wie es käme, daß er sich schon so frühe wollte barbieren lassen, antwortete er: „Ich soll zu des heiligsten Vaters, des Papstes, Botschaft kommen; so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun?" Nachdem der Meister sein Geschäft beendigt, drückte er seine Verwunderung aus, als er Luther sich die besten Kleider anlegen sah. „Sie sollen sich ärgern", meinte Luther, „darum thue ich es. Sie haben uns mehr denn genug geärgert: man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen." Und als der Barbier fortfuhr: „Nun, Herr Doctor, gehet hin in Gottes Friede, und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehrt", entgegnete Luther: „Das will ich nicht thun; aber das kann wol geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren." Die Unterredung wurde von dem Nuntius mit römischer Urbanität eröffnet. Er begann damit, daß er Luther der ausgezeichnetsten Hochachtung des Papstes und der Cardinäle versicherte. Seine Heiligkeit tadele entschieden die Härte, die Cajetan gegen ihn gezeigt; das schroffe Verfahren Leo's habe dem ganzen römischen Hofe mißfallen. Luther möge nach Mantua kommen und sich selbst von dem gegen ihn vorherrschenden Wohlwollen persönlich überzeugen. Er werde sich dadurch dem Papste, der ein äußerst freigebiger Herr sei und gegen verdiente Männer sich erkenntlich zu zeigen wisse, auf das höchste verpflichten. Schließlich wies er ihn auf das Beispiel des Aeneas Sylvius hin (es sei uns gestattet, bei dieser Gelegenheit an das treffliche Buch von Georg Voigt über den letztern erinnern zu dürfen; hoffentlich läßt der zweite Band der gediegenen Studie nicht mehr lange auf sich warten), der mit allen seinen Mühen und Anstrengungen es nicht weiter als bis zum Kanonikus von Trient habe bringen können, solange er seinen eigenen Meinungen folgte; sobald er sich aber geändert, sei er Bischof, Cardinal und endlich sogar Papst geworden. Er erinnerte ihn ferner an Bessarion von Nicäa, welcher sich von einem ärmlichen trapezuntischen Mönche bis zum Cardinal emporgearbeitet habe und zu solchem Ansehen gelangt sei, daß wenig gefehlt hätte, auch er wäre noch Papst geworden.

Luther blieb seinem Vorsatze, „ein Kapitel lesen zu wollen", durchaus treu; seine Antwort war durch und durch deutsch. Was man am römischen Hofe von ihm denke, erklärte er, daran liege ihm blutwenig; den Haß des Papstes fürchte er nicht, seine Gunst begehre er nicht. Er sehe nicht ein, welche Gemeinschaft die Sache des Papstthums mit der Sache Gottes habe; zwischen beiden sei ein ebenso großer Unterschied wie zwischen Licht und Finsterniß. Daß der Nuntius nichts von Theologie verstehe, könne man aus den Gründen entnehmen, welche er vorgebracht. Die Beispiele des Aeneas Sylvius und Bessarion's machten keinen Eindruck auf ihn; er achte die eiteln Ehren der Finsterniß für gar nichts; wenn er sich seldst erhöhen wolle, so könnte er mit Recht entgegnen, was Erasmus artig gesagt habe, daß der arme, niedrige Luther durch seine Lehre viele reich und groß mache.

Luther war immer lebendiger geworden. „Es ist nicht euer Ernst", sagte er geradezu, indem er auf Mantua zu sprechen kam, „daß ihr ein Concilium halten wollt; es ist nur euer Spott und wenn ihr gleich ein Concilium haltet, so würdet ihr doch nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken u. dgl. anderm Narrenwerk und um unnützer und unnöthiger Dinge halben, da wir vorhin wohl wissen und deß gewiß sind, daß nichts ist. Aber von dem Glauben und Rechtfertigkeit, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenket ihr nicht eines zu handeln; denn es wäre nicht für euch. Wir sind durch den Heiligen Geist der Dinge aller gewiß und dürfen gar keines Conciliums, sondern andere arme Leute, so durch eure Tyrannei unterdrückt werden; denn ihr wisset nicht, was ihr glaubet. Nun wohlan, habt ihr Lust dazu, so machet eines; ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet!" — Auf die Frage des Legaten: „Wo, in welcher Stadt wollet ihr

Digitized by Google

das Concilium haben?" erwiderte Luther: „Wo es euch gefällt, es sei zu Mantua, Padua oder Florenz, wo ihr wollet." Vergerius fuhr fort: „Wollet Ihr auch gen Bononien?" Luther warf die Gegenfrage dazwischen: „Weß ist Bononien?" Und als der Nuntius zur Antwort gab: „Des Papstes", rief Luther aus: „Allmächtiger Gott, hat der Papst diese Stadt auch an sich gerissen? Ja, ich will dahin kommen." Auf die Bemerkung des Nuntius, der Papst würde sich auch nicht weigern, hierher zu euch gen Wittenberg zu kommen, entgegnete Luther: „Nun wohlan, so komme er hierher, wir wollen ihn gerne sehen." Der Nuntius: „Wie wollet ihr ihn sehen, mit einem Kriegsheer oder ohne Heer?" worauf Luther: „Wie es ihm gelieben, wir wollen beides gewarten." Vergerius fragte weiter: „Weihet ihr auch Priester?" worauf Luther erwiderte: „Freilich thun wir es, denn der Papst will uns keine weihen; sehet (auf seinen Begleiter Dr. Pommer deutend), da sitzet ein Bischof, den wir geweiht haben." Als der Legat schon auf dem Pferde saß und wegreiten wollte, rief er Luther noch einmal zu: „Sehet zu, daß Ihr auf ein Concilium gefaßt seid!" Luther's letztes Wort war: „Ja, Herr, ich will kommen mit diesem meinen Hals."

Die mächtige Reaction, welche sich mit der Stiftung des Schmalkaldischen Bundes in erster Linie gegen die absolutistischen Tendenzen Karl's V., in zweiter gegen die katholische Kirche manifestirte, bestimmte Vergerius zur eiligen Rückkehr nach Rom, um dort mündlich über die gefährliche Wendung zu berichten, welche die Situation angenommen. Paul's Ohr gehörte ihm ganz; der Nuntius ward mit einer geheimen Sendung an Karl V. betraut; er führte die Verhandlungen des Papstes mit dem letztern so gut, daß das Bisthum von Modrusch, dann von Capo d'Istria sein Lohn ward. Seine diplomatische Gewandtheit stand so fest, der Ruf derselben war so groß, daß er nach kurzer Frist abermals zu einer vertraulichen Mission nach Frankreich gebraucht, und kaum von dieser heimgekehrt, zu dem wormser Colloquium geschickt wurde. Dort hielt er eine Rede, welche, da sie einige freisinnige Stellen enthielt, seinen zahlreichen Neidern und Feinden bei der Curie erwünschten Anlaß zur Denunciation bot. Vergerius sah sich zum ersten mal im Vatican frostig empfangen. Er begreift den Zusammenhang; er beschließt, zu seiner Rechtfertigung gegen die deutschen Apostaten zu schreiben. Zu dem Ende vertieft er sich in die Schriften der Lutheraner. Für den Diplomaten der Curie ward das Studium ein verhängnißvolles. Die neue Lehre gewinnt an dem Bischof von Capo d'Istria einen Anhänger. Seine Sinnesänderung ist eine Thatsache, vorerst zwar noch nicht laut und offen bekannt, aber doch ausgesprochen in dem Briefwechsel mit der Königin Margarethe von Navarra. Er steht nicht allein da; es fehlte damals in ganz Italien und auch in Istrien nicht an protestantischen Regungen; es gab eine Richtung, die sich mit großer Entschiedenheit den reformatorischen Ideen zuneigte und zu Zeiten sogar das Uebergewicht zu haben schien. Einer der Repräsentanten und Führer dieser Partei war Vergerius' alter Gönner, der Cardinal Contarini; er hatte einen Tractat über die Lehre von der Rechtfertigung geschrieben, den man als das Glaubensbekenntniß aller ihm gleichgestimmten tiefern Gemüther betrachten darf und der binnen sechs Jahren in 40000 Exemplaren verbreitet und sowol ins Spanische als ins Französische übersetzt wurde. Auch mit ihm trat Vergerius in Verbindung. Wir begreifen vollkommen die eiserne Härte und Strenge, mit der man von Rom aus diese Bewegung niederzudrücken eifrigst bemüht war; wenn die Reformation in Italien Wurzel schlug, war es mit dem Papstthum unrettbar verloren. Ohne Schonung und Rücksicht wurde von der Curie gegen die Vertreter der Richtung eingeschritten. Vergerius wird vor die Inquisition gestellt. Er entflieht nach Mantua zu dem Cardinal Gonzaga, dessen Gastfreundschaft der Verfolgte jedoch nur kurze Zeit genießen kann. Der Versuch, auf der trienter Kirchenversammlung sich Gehör und Recht zu verschaffen, scheitert; man gestattet ihm nicht den Zutritt. Er wandert unstet und immer verfolgt von der Inquisition nach Riva, Venedig, Padua. Von dem letztern Orte aus erläßt er seinen offenen Scheidebrief an den Suffraganbischof Rotta; Italien hat aufgehört, für ihn Vaterland zu sein. Von dem Bannstrahl der Excommunicationssentenz begleitet, wendet er sich nach Graubündten, dem allgemeinen Asyl für die Geistlichen und Gelehrten Italiens, welche wegen der Hinneigung zum Protestantismus der Heimat hatten den Rücken wenden müssen.

Für die Ausbreitung der Reformation in der bündtner Alpenthälern ward der Aufenthalt der Italiener, welche vor der Inquisition flüchteten, was einst für die Restauration der classischen Studien in Italien die Ankunft der byzantiner Gelehrten gewesen war. Sehr wider ihren Willen mußte so die Inquisition mithelfen, die Nachbarländer zu evangelisiren. Die Flüchtlinge zogen von Ort zu Ort, Enthüllungen über die Tendenzen des Papstthums gebend. Die bedeutendsten waren Agostino Mainardi, Giulio Milanese, Scipione Lentulo, Alirio Martinengo. Allen aber an Eifer that es Vergerius zuvor. Wir begreifen das Erfolgreiche seiner Thätigkeit; er war zu dem Missionswerke geschickt wie nicht leicht ein zweiter. Ein Mann von glänzendem Talent und vielseitiger Bildung, Jurist und Staatsmann, aber auch zugleich Theolog, Dichter, Redner, Schriftsteller, eine feurige, leicht auflodernde Natur, bei aller seiner italienischen Glut auch klug und berechnend, wo die Vorsicht es gebot, heftig in seinem Hasse, aber auch einer großen Liebe fähig, ungestüm im Anlauf, aber bald wieder zu neuen Unternehmungen forteilend und überall, wo es etwas für ihn zu thun gab, im Augenblick zur Stelle, dabei fröhlich und humoristisch, voll Geist und Mutterwitz: so zeigt sich Vergerius dem, der ihn aufmerksam beobachtet. Sixt gibt S. 190 eine Schilderung von seinen Rundreisen durch die Schweiz, von der Art und Weise seiner Missionsarbeiten:

Es ist im November 1549. Vergerius hat eben vom Veltlin aus, wo er sich seit seiner Ankunft aufgehalten, eine Reise nach der Schweiz angetreten, den Berg Bernina überstiegen und das am nördlichen Fuße desselben liegende katholische Dorf Pontresina, wo er zu übernachten gedenkt, erreicht. Bald darauf füllt sich die Schenke; denn im Laufe des Tags ist der Pfarrer des Orts gestorben, und die Gemeindeglieder kommen,

Digitized by Google

um sich mit dem Gastwirthe, der zugleich das Amt des Dorfrichters bekleidet, über die Wahl seines Nachfolgers zu berathen. Vergerius, das Entscheidende des Moments schnell auffassend, knüpft ein Gespräch mit dem Wirthe über religiöse Fragen an, und da dieser großes Gefallen daran findet, erbietet er sich, eine Predigt zu halten. Die Mehrzahl ist dagegen, etliche lassen sogar Drohungen hören; aber der Richter weiß durch das Wort: „Kommt und laßt uns hören, was uns dieser neu angekommene Italiener sagen wird!“ den Widerspruch der feindlichen Majorität zu besiegen. Vergerius beginnt nun mit aller Freudigkeit der ersten Liebe, spricht über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, und alle hören ihm mit gespannter Aufmerksamkeit, ja voll Bewunderung zu. Ehe man auseinander geht, fragt der Richter die Dorfbewohner, wie ihnen dieser neue Italiener gefallen habe? „Wir wünschen“, antwortete, denn die Uebrigen schwiegen, einer der Aeltern, „daß er uns morgen noch eine Predigt halte“, was von allen bestätigt wurde. Vergerius willigt sofort ein und sprach tags darauf vor einer zahlreichen Versammlung mit solcher Eindringlichkeit über die Wirkungen des Todes Christi, daß die Gemeinde, während sie die Kirche verließ, sich zu der Anwesenheit eines so bedeutenden Mannes Glück wünschte, bald darauf einmüthig die Messe abschaffte und die Gegenstände des Bilderdienstes von der Höhe der Brücke herab in das vorüberfließende Wasser warf.

Wie man sich leicht vorstellen kann, war von den Römischgesinnten unter allen Exulanten keiner mehr gehaßt und gefürchtet als Vergerius; er hatte sich nach Kräften bemüht, diese Auszeichnung zu verdienen. Unablässig griff er das Papstthum an, nicht allein in seinen Controverspredigten, sondern auch in den heftigsten Streitschriften. Auf die blutigen Anschläge, welche deshalb gegen ihn gemacht wurden, kommen wir an späterer Stelle zurück. Ohne seiner reformatorischen Thätigkeit auf Rundreisen zu entsagen, war er in einem abgelegenen Winkel, zu Vico soprano, Pfarrer geworden. Das Zusammenwirken verschiedener Verhältnisse verleidete ihm die Stellung, wie den Aufenthalt in der Schweiz überhaupt. Ein Mann, der eine Vergangenheit hinter sich hatte wie Vergerius, der Bischof und einer der vertrautesten Diplomaten der Curie gewesen, der in die Politik eingegriffen und Geschichte gemacht, dem überdies ein rastloser Thätigkeitstrieb von Natur innewohnte, konnte sich in der bescheidenen, vielfach beengenden Stellung eines Pfarrers in einem von dem Weltverkehr abgeschlossenen Hirtendorfe nicht genügen. Dazu kamen die Lehrgegensätze im Lande, die Streitigkeiten zwischen Lutheranern, Zwinglianern, Calvinisten u. s. w., die politische Anarchie ferner, welche in vielen Cantonen durch die religiöse Bewegung erzeugt war. Deshalb nahm er gern die Einladung des Herzogs Christoph von Würtemberg an; zum herzoglichen Rathe ernannt, siedelt er nach Tübingen über. Dort hat Vergerius, hoch geehrt von seinem Fürsten, bis zum 4. October des Jahres 1565 verweilt, an welchem Tage er sein erfahrungsreiches und bewegtes Leben beschloß.

Eine umfassende und fruchtbare literarische Thätigkeit bezeichnet Vergerius' Aufenthalt in Tübingen. Wenn irgendein Mensch die ganze Fülle seiner sprudelnden Individualität in seine Schriften ausgeschüttet hat, so ist es derjenige, aus dessen Leben wir hier einzelne Züge herausheben. Ohne Zweifel war Vergerius einer der rührigsten Schriftsteller, welche die Reformationsepoche hervorgebracht hat. Sein lebendiger und feuriger Geist griff alles rasch auf, was ihm der Augenblick darbot, und unversehens war eine Anzahl Bogen fertig. Das Feilen war nicht seine Sache; seine Erzeugnisse sind Producte des Moments; dafür waren sie aber auch in einer Stimmung gearbeitet und aus einem Guß. Das Papstthum nicht zu Athem kommen zu lassen, betrachtete er als seinen eigentlichen Beruf, und demgemäß sind seine Schriften fast ausschließlich polemischen Inhalts. Weil seine Enthüllungen — und wenn man erwägt, wie tief dieser Autor in die Mysterien der Curie durch seine diplomatische Vergangenheit eingeweiht war, wird man ermessen, von welcher Art seine Enthüllungen waren — der antirömischen Richtung des Zeitalters willkommene Nahrung gaben, wurde alles, was von ihm herrührte, von den Zeitgenossen wahrhaft verschlungen. „Je suis sûr“, sagt Bayle, „qu'en ce temps-là il se faisoit peu de livres, qui fussent lus avec plus d'avidité que les écrits de Vergerio.“

Dazu kam, daß ihm die Gabe des energischen und gefügelten Worts im hohen Grade verliehen war, und daß er besonders für die Satire ein unvergleichliches Talent besaß. Kühner als er hat wol nur Luther mit Rom gesprochen, ironischer niemand. War er in ernster Stimmung, dann führte er die Feder, wie wenn sie ein Kolben wäre, und stürmte, sich selbst durch häufige Ausrufungen unterbrechend, schonungslos gegen das „antichristliche“ Papstthum an; bisweilen hat dann seine Sprache etwas Imposantes und Grandioses, ohne deshalb die ihr eigene populäre Natürlichkeit zu verlieren. Wahrhaft tödlich ist aber die Waffe seines Witzes; denn dieser ist von unwiderstehlicher Wirkung. In der munterſten Laune hat er der Hierarchie die bitterſten und stärksten Arzneien gereicht, und, indem er sie nur zu necken schien, sie mit einer geistigen Ueberlegenheit behandelt, welche ihn in seinem Humor noch furchtbarer machte als in seinem an Ingrimm streifenden Widerwillen.

Es gereicht Vergerius sehr zum Vortheil und zur Empfehlung, daß der erste, gegen den er öffentlich in seinen Schriften auftrat, er selbst war. Er gedenkt mit Leid an seine Vergangenheit und kein Ausdruck ist ihm stark genug für das, was er gewesen. Er schreibt an Hippolyt von Este:

Ich bezeuge bei Gott, daß ich dazumal ein rechter Phariseer und Gleißner war, dann ich hette sonst nit können zu Rhom sein, und hett nit mögen sehen das ich teglich sahe, so mir daz liecht der warheit also wer offenbart gewesen, wie ichs dann jez durch die gnad gotts verstehe.

Und gegen seine vormaligen Diöcesanen erklärt er:

Ich will mein gleißnerey, Abgötterei und Irrthum, die ich die 16 jahr, weil ich den Bischofhut und das malzeichen des Antichristen bey euch getragen, geübt und getriben hab, wil also dies mein schuld willig und frey vor euch und allen bekennen, wie ich die vor Gott meinem Herrn bekannt hab.

Er erinnert sich der Priester, die er geweiht, der Messen, die er celebrirt, und erhebt die schwere Anklage gegen sich selbst:

Auch ein geistlicher Räuber und Kelchdieb war ich, denn ich habe den Laien den Kelch versagt, ja ein Wolf, denn ich habe die Heerde durch meine Abgötterei verstört und deren vil in der falschen Bäbstlichen Religion bestätiget und also ver-

Digitized by Google

füret. Darumb so bit ich solliche gantz ernstlich, fleißig und herzlich, sie wöllen mir diese meln sind, so ich an Gott und ihnen begangen, um Gottes willen verzeihen, und ermane, warne und bit sie auch hieneben, das sie nit auf das sehen, das ich in der zeit meiner blindheit und Unglaubens, in der zeit da mir der himmlische Vatter weder das Hertz beschnitten, noch die Augen meines verstandes geöfnet hatte, gethen und gehandelt hab, sondern mit mir solliches alles, als des tugenhafften Teufels Spiegelfechten und Teuscherey verwerffen und faren lassen, und die rechte Warheit, die uns weiset zu Christo dem einigen Heilland, ergreyffen, annemen und behalten.

Die einzelnen Schriften des Vergerius, nachdem wir ihre allgemeine Charakteristik angedeutet, hier aufzureihen, dürfte nicht der Ort sein; wir geben noch einige Notizen aus dem Verlaufe seiner äußern Lebensverhältnisse. Das Missionsreisen war ihm allgemach Bedürfniß geworden; er besuchte verschiedenemal Wilna, war mehrmals in Warschau, Wien, in der Schweiz. Mit Fürsten und Königen, mit hervorragenden Gelehrten stand er in einem vertrauten Briefwechsel; die Correspondenz mit dem Herzoge Albrecht von Preußen, dem Verfasser aus dem königsberger Archive von Professor Voigt mitgetheilt, findet sich vollständig in dem Anhange des Buchs. Die Curie machte zu verschiedenen Zeiten angestrengte Versuche, ihren furchtbaren Gegner zu versöhnen, der rothe Hut sollte ihn locken; Vergerius wies alle Anträge mit Entrüstung und Entschiedenheit von der Hand. Daß er hier und dort anstieß, daß er nicht blos im Lager der Römlinge erklärte und heftige Feinde hatte, sondern auch kaum minder herbe Gegner unter den Lutheranern wie unter den Reformirten, kann denjenigen nicht befremden, der mit der Reformationsgeschichte einigermaßen vertraut, ebenso wenig als die häufigen Unannehmlichkeiten, die zahlreichen Angriffe, die ihm oft von dieser Seite kamen und die zum Theil auf eine spätere Zeit übergegangen sind.

Das Zeugniß des Sammler- und Forscherfleißes kann Sirt keinen Augenblick vorenthalten werden. Mit tiefer und sichtbarer Neigung hat er sich in seinen Stoff versenkt, ihn mit Liebe durchdrungen. Ein weiteres Lob kann ihm jedoch die historische Kritik nicht ertheilen. Der historischen Wissenschaft genügt seine Arbeit nicht. Sirt schreibt von dem Standpunkt eines Theologen, und zwar eines Theologen, der mit starrer Atrocität an dem Dissensus confessioneller Unterschiede festhält, nicht von dem Standpunkt eines Historiographen. Eine Menge einzelner Ausstellungen, die gegen ihn zu erheben wären, wird in jenem Umstande ihre Erklärung finden. Die ganze Composition sowol als die Gesichtspunkte, von denen Sirt seine Betrachtungen anstellt, die Art und Weise seiner Auffassung und seiner Schlußfolgerungen, die Maßstäbe, die er anlegt, seine Darstellung und sein Stil beweisen hinreichend, wie ihm der eigentliche historische Instinct durchaus fehlt, wie er sich über die höhern Anforderungen keineswegs klar geworden, die man an ein Geschichtswerk stellt. Der Historiker soll weder nach links, noch nach rechts schauen: das Rechte allein sei für ihn Kompaß und Magnet! Damit ist freilich beileibe nicht gesagt, daß die Darstellung und Beurtheilung geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten sich farb- und unterschiedlos abblassen soll; ein durchweg aschgrauer Bogen wird kein Bild, nicht einmal eine Caricatur, und was wäre eine Rede oder eine Abhandlung, in der die Sonne der Langeweile gleichmäßig scheint über Gerechte und Ungerechte, über das Große und das Kleine; aber die Forderung stellen wir an jeden, der die Curie oder das Forum betritt, daß er weder um den Beifall der Senatoren buhlt, noch sich gefangen gibt dem Geschrei und Lärm der Turba, d. h. ohne Metapher, wer sich mit Politik und Geschichte beschäftigt, der besitze den Muth, den Dingen und Menschen fest in das Auge zu schauen, ihn kümmern nicht Stirnrunzeln und finstere Brauen; er besitze den Muth, Irrthümer, die er vielleicht lange gehegt und großgezogen, über Bord zu werfen; er halte Einkehr und Umschau bei sich selbst und erhebe sich damit zu der Freiheit, welche, indem sie sich losringt von Vorurtheilen und Rücksichten, indem sie Lieblingsneigungen und vorgefaßte Meinungen siegreich niederkämpft, zur Gerechtigkeit führt und zur ewigen Wahrheit. Wir können Sirt von dem Vorwurfe nicht freisprechen, daß er die großartigen Bewegungen und Vorgänge des Reformationszeitalters nicht mit dem Blick des Historikers betrachtet. Er hat sich auf den immerhin achtungswerthen, aber doch sehr einseitigen Standpunkt des lutherischen Geistlichen gestellt; die welthistorische Mission und Bedeutsamkeit des römischen Papstthums vermag er nicht zu begreifen; der innige und intime Conner, die Wahlverwandtschaft und Wechselbeziehung zwischen der Reformation und der Politik Karl's V. ist ihm unbekannt; für die Schwächen und Misgriffe, welche in dem Lager begangen wurden, in dem er sein Zelt aufgeschlagen, hat er kein Wort des Tadels. Solange der Protestantismus mit der römischen Kirche um seine Existenz rang, solange der Kampf selbst währte, wird man es verstehen und entschuldigen, wenn die gereizte Leidenschaftlichkeit der Gemüther sich im Anklagen, Schmähen und Verdächtigen mitunter bis zur Ungerechtigkeit fortreißen ließ; der Historiker, der heute die Geschichte jener Tage schreibt, wird es nicht in Abrede stellen, daß auf beiden Seiten die Polemik durch Maßlosigkeiten und Ausschreitungen bezeichnet war; er wird nicht das Wohlgefallen an dieser Polemik finden, das Sirt unter anderm S. 234 an derselben zeigt; er wird am allerwenigsten, wie es Sirt thut, die Ausschreitungen und Maßlosigkeiten der protestantischen Polemik einseitig in Schutz nehmen. Gewiß ist die Auffassung eine ebenso trostlose als verwerfliche, welche in der Geschichte nichts sieht als einen Faden von ungeheuerer Länge, der sich von einem sausenden Rade abwickelt, ein buntes und wirres Aneinander von Thatsachen, bei deren Anschauen wir verzweifeln; gewiß überwacht und lenkt den Gang der Weltgeschichte, greift die mächtige Hand gestaltend und bestimmend in die Probleme und Processe jener ein, welche das Universum geschaffen hat und erhält: die historische Forschung mag des Satzes eingedenk sein, aber sie hat auch eingedenk zu sein der Selbständigkeit der einzelnen That und der einzelnen

Digitized by Google

Persönlichkeit, die in sich eine unendliche Kraft und Freiheit des Willens trägt. Die Blätter Klio's sind nicht wie die Kanzel der Ort, in allem und jedem das unmittbare Eingreifen und Vorwalten der göttlichen Fügung zu demonstriren; das übersieht Sixt. Es ist eine stereotyp bei ihm wiederkehrende Lieblingsmanier, geschichtliche Begebenheiten als Entscheidungen darzustellen, „welche ein helles Licht auf den Zusammenhang der göttlichen Führungen werfen".

Aus dem Gesagten wird erhellen, daß die Kritik, welche Sixt ausübt, im wissenschaftlichen Sinne keine besonders scharfe ist. Wir erwähnten vorhin der persönlichen Nachstellungen, denen Vergerius ausgesetzt gewesen. Sixt trägt kein Bedenken, zu behaupten, Papst Paul IV. habe Meuchelmörder gegen den ehemaligen Bischof gedungen und abgeschickt. Eine solche Behauptung, als unumstößliche Wahrheit und feste Thatsache vorgetragen, sollte denn doch, dünkt uns, nur auf die sichersten und unzweifelhaftesten Quellen hin erhoben werden. Die einzige Quelle, auf die sich Sixt stützt, ist ein Brief Vergerius' an Francesco Betti. Es heißt darin:

Als ich mich in Nürtingen aufhielt, wo die durchlauchtigste Herzogin Mutter residirte, schickte mir Paul IV. drei Banditen, die ich mit drei wüthenden Schafhunden vergleichen möchte, auf den Leib; sie wurden aber entdeckt, ehe sie eine passende Gelegenheit gefunden hatten, mich zu tödten. Zwei von ihnen entflohen nach Frankreich, wo sie auf dem Schlachtfelde blieben; der dritte wurde auf dem Gebiete des Herrn Grafen von Zollern ergriffen, und als er sah, daß sein Leben doch verwirkt sei, gestand er freiwillig und ohne gefragt worden zu sein, daß er mir viele Tage mit den beiden Vorgenannten aufgelauert habe, um mir entweder den Garaus zu machen oder, wenn es ihnen gelungen wäre, mich lebendig in ihre Hände zu bekommen, mich nach Rom zu liefern, und daß ihnen dieser Auftrag von Sr. Heiligkeit ertheilt worden sei. Das sind die Artigkeiten, das die Vertheidigungsgründe der Päpste. O ihr Elenden!

Sixt zeigt sich doch sonst, wenn es gilt, Urtheile zu entkräftigen, welche Vergerius' Gegner gegen diesen geäußert, so bereit, die Urtheile anzuzweifeln, weil die sittliche Charakterintegrität dieser Gegner ihm nicht immer ganz lauter und rein erscheint; bei der Aussage des Banditen steigt ihm ein solcher Zweifel nicht auf.

Aus der mangelnden Kritik entspringt endlich die unbedingte Parteinahme, welche Sixt für seinen Helden zeigt und die entschieden getadelt werden muß. Er geht in diesem Punkte über die Schranken des dem Biographen irgend Erlaubten weit hinaus; Vergerius' Bild ist bei Sixt durchaus zu günstig gezeichnet und deshalb durchaus verzeichnet. Sicher hat Vergerius sich aus ganzer und aufrichtiger Ueberzeugung der Reformation angeschlossen, aber ein glühender Ehrgeiz, der Durst nach persönlichem Ruhm und nach persönlicher Auszeichnung waren ihm bis auf die letzten Tage seines Lebens eigen, der Ehrgeiz sowol als die diplomatische Schlauheit, in Rom sowol als in Tübingen. Es sind nicht blos helle Lichtseiten in seinem Charakter, auch manche dunkle Flecken; das Reinwaschen und Schönfärben der schmuzigen Wäsche hätte Sixt besser unterlassen. Die Packetgeschichte z. B. bei dem Colloquium zu Poissy: wer kann es bestreiten trotz der Entschuldigungen, welche der Biograph vorbringt, daß Vergerius, gelinde ausgedrückt, bei dem Handel eine wenig ehrenhafte Rolle spielt?

Durch Vorzüge der Darstellung will unser Buch nicht glänzen. Die Anordnung und Vertheilung des Stoffs ist keine geschickte, die ganze Anlage sowol als die Verarbeitung der einzelnen Theile breit und schwerfällig.

Thaddäus Lau.

Dichtungen religiöser und verwandter Gattung.

1. Deutsche Sionsharfe. Von Karl Simrock. Elberfeld, Friderichs. 1857. 16. 1 Thlr.
2. Die Glorie des Christenthums. Dichtungen von Seraphine von Fulda. Tübingen, Ricker. 1857. 16. 7½ Ngr.
3. Gedichte von Gedeon von der Heide. Schaffhausen, Hurter. 1857. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
4. Neue fromme Lieder und Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Frauenweihe. Gedichte von Friedrich von Reinöhl Dresden, R. Schäfer. 1858. 16. 24 Ngr.
6. Traum und Wirklichkeit. Gedichte von Octavie Branth. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr.

Wir beginnen unter den uns diesmal zur Besprechung vorliegenden Werken mit einem Bändchen alter Lyrik, die aber im freundlichsten neuen Gwande auftritt: der „Deutschen Sionsharfe". Es sind geistliche und gottesdienstliche Lieder und Gedichte des Mittelalters, welche der unermüdliche Forscher und Sammler altdeutscher Sage und Poesie, Karl Simrock, als bisher todten Schatz gehoben und in trefflicher Bearbeitung dem allgemeinen Gebrauche übergeben hat. Seine Absicht ging, wie er in der Vorrede bemerkt, auf Zusammenstellung und Erneuerung der bessern Lieder der gedachten Kategorie, und es lag in seinem Plane, die in den katholischen Gesangbüchern von Veh, Leisetritt und Cornor enthaltenen deutschen Lieder alten Ursprungs vom Rost des Alters wie vom modernen Firniß zu reinigen und dem Gebrauch der Kirche in ursprünglicher Schönheit zurückzugeben. Da aber nicht alle der Herstellung sich fähig gezeigt, bietet er uns neben den eigentlichen gottesdienstlichen eine Reihenfolge geistlicher Lieder, welche theils niemals zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt waren, theils einen mehr volksmäßigen Ursprung haben. Die erstere der beiden letztgedachten Kategorien beginnt mit dem Wessobrunner Gebet aus dem 9. Jahrhundert und enthält unter anderm Gedichte von Walther von der Vogelweide, Gottfried von Strasburg und Konrad von Würzburg. Auch findet sich darin „Die Tochter Sion oder die minnende Seele", ein deutsches Hohelied, welches seinen echt deutschen Charakter durch große Innigkeit und Reinheit beurkundet, und ein psychologisch merkwürdiges Gedicht: „Das Beginchen von Paris." Der Herausgeber führt es mit den Worten ein: „Eine kleine Krone der Mystik ist »Das Beginchen von Paris«, das in seiner störrigen Wunderlichkeit wol anfangs befremdet, ja stutzig macht, zuletzt aber durch herzliche und wenngleich schmerzliche, doch von Entzückung versüßte Hingebung gewinnt und versöhnt." Zu einer solchen Seelenstimmung sind wir allerdings weder bei der ersten, noch bei wiederholter Lectüre des Gedichts gelangt. Der mystische Quietismus ist darin mit so naiver Wahrheit geschildert, daß man eine völlig klare Anschauung desselben gewinnt; man wird überzeugt, daß dergleichen geistige Zustände in entschiedener Aufrichtigkeit und Treue vorgekommen sind. Aber eben damit gewinnt man in die unerforschlichen Tiefen des menschlichen Herzens und in die Verirrungen, deren es selbst in sei-

Digitized by Google

ner Begeisterung fähig ist, einen Einblick, der mit unheimlichem Grauen erfüllt. Durch diese Bemerkung wird natürlich der Werth des Gedichts in keiner Weise beeinträchtigt; im Gegentheil, wir erkennen damit an, daß es jene Phase des menschlichen Gemüthslebens, die ein so umfangreiches Kapitel in der Geschichte der Entwickelung des Christenthums ausfüllt, in ganz trefflicher und vollendeter Weise darstellt.

Die schönsten Stücke der Sammlung finden sich in dem letzten Abschnitte, welcher die Lieder mehr volksmäßigen Ursprungs enthält. Besonders hervorzuheben sind „Die beiden Gespräche Christi mit der Seele", „Der Ackersmann", „Der Wachtelschlag", „Von der Ewigkeit", „Sieben Fragen" und „Vom Jüngsten Tage". Wir lassen die beiden letztern hier folgen:

Sieben Fragen.

Wer weiß, wo noch das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden?

Wer weiß, wo noch das Körnlein wächst,
Das uns zur Nahrung dienet?

Wer weiß, wo noch das Schäflein geht,
Das uns mit Wolle kleidet?

Wer weiß, wer uns den Tisch noch deckt,
Der uns den Körper weidet?

Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?

Wer weiß, wo noch das Bettlein stehe,
Wo Gott mich schlafen leget?

Wer weiß, wie bald der Tod schon kommt,
Der uns zum Richter führet?

Ach, treuer Vater, das weißt du,
Die ist ja nichts verborgen.

Und wenn es heute nicht geschieht,
Geschieht es doch wol morgen.

Ihr Sorgen weicht, laßt uns in Ruh',
Denn Gott wird für uns sorgen.

Vom Jüngsten Tage.

Wenn der Jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Wo die lieben Waldvöglein sitzen.

Kommt der liebe Gott gezogen
Auf dem schönen Regenbogen,
Und spricht: „Ihr Todten sollt erstehn
Und sollt vor Gottes Gerichte gehn.

„Ihr sollt treten auf die Höhn,
Wo die lieben Englein gehn,
Ihr sollt treten auf die Bahn
Und euer Urtheil all' empfahn."

Jesu, Jesu rosenrot,
Wie leid't der Mensch so große Noth,
Wie leid't der Mensch so große Pein:
Laß mich in deinen Himmel ein.

Ich kam auf einen breiten Weg,
Nun bin ich auf dem schmalen Steg.
Ein Engel kam und wies mich fort:
O nein, ich muß an diesen Ort.

Ich bin von Gott, ich will zu Gott:
Ihr Engel, weiset mich nicht fort.
Gott hat mir ein Licht gegeben,
Das soll mir leuchten ins ewige Leben.

Aus diesen Proben erhellt es zugleich, wie sehr es dem Herausgeber geglückt ist, die alten Lieder so umzudichten, daß sie im neuen Gewande an ihrer vollen ursprünglichen Schönheit nicht das mindeste verloren haben. Dies ist durchgehends der Fall. Ueberall ist der eigenthümliche Reiz, durch den sich unsere guten altdeutschen Gedichte auszeichnen, jene schlichte Einfalt und Kindlichkeit des Ausdrucks, die bei aller Naivetät nie in das Läppische, Süßliche und Kraftlose hinüberstreift, auf das schönste gewahrt.

Diesen lyrischen Klängen aus dem Schoße der noch ungetrennten abendländischen Christenheit lassen wir zwei Sammlungen folgen, in deren Dichtern wir die römisch-katholische Kirche vertreten finden.

Die Dichterin der „Glorie des Christenthums", Seraphine von Fulda, bemerkt unter anderm in der Vorrede: „Die Minderzahl unserer Poeten hat sich dem Credo einer bestimmten religiösen Weltanschauung angeschlossen, sondern ließ sich fortreißen durch den Tagesschwindel des Indifferentismus, der Gott dienen will, ohne Belial zu hassen" (ein Satz, in dessen erstem Abschnitte, wie beiläufig erwähnt wird, die Negation so angebracht ist, daß der zweite das Gegentheil von dem ausdrückt, was ausgedrückt werden soll), und fährt dann fort: „Das Geheimniß aller Weltanschauung ist mir klar geworden in Lehre und Leben der christlichen Kirche. Nur auf ihrem Altare kann deshalb nach meiner Ueberzeugung eine heilige Flamme der Poesie angefacht werden. Ich habe den Versuch gemacht, in dem engen Rahmen dieser Blätter die Hauptwunder des christlichen Bewußtseins abzuspiegeln." Die Dichterin setzt sich demnach hohe Ziele. Ueber das Geheimniß aller Weltanschauung sich klar geworden, will sie es der Mehrzahl der Poeten zuvorthun und das Höchste in ihren Dichtungen abspiegeln. Wird dies eine Abspiegelung sein, wie sie den Anforderungen der echten Poesie entspricht, eine Abspiegelung der Wunder des christlichen Bewußtseins in der That und im Leben, als wodurch das subjective Bewußtsein allein zur vollen objectiven Erscheinung gelangt? Wir müssen diese Frage verneinen und gestehen, daß wir auch vor der Lectüre kaum das Entgegengesetzte hofften, denn die Dichterin hat sich, indem sie das Axiom „Extra ecclesiam nulla salus" auch auf die Aesthetik anwendet, auf einen so beschränkten Standpunkt gestellt, daß wir uns nicht dazu ermuthigt fühlten. Wenn sie nur auf dem Altar der christlichen Kirche die heilige Flamme der Poesie für möglich hält, so hat sie für die ganze classische Poesie des Alterthums und für alle nichtchristliche und alle weltliche Poesie der nachchristlichen Jahrhunderte keinen Sinn. Ob sie auch in den alttestamentlichen Hymnen, in den Psalmen oder in Hiob keine Poesie finde, weil diese Werke entstanden, ehe es eine christliche Kirche gab, wollen wir nicht fragen. Doch genug, möge sie sich aller Consequenzen ihrer Behauptung bewußt gewesen sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß die „Glorie des Christenthums" sich streng innerhalb der gezogenen Grenzlinien hält, und es wäre dies für das christlich-religiöse Gedicht, wenn schon dasselbe eben als solches sich von jedem confessionellen oder specifisch-kirchlichen Standpunkte so fern als möglich halten sollte, nicht zu tadeln, wenn nur die Dichterin dem praktisch-christlichen und, da es sich um Dichtungen handelt, namentlich dem poetischen Moment ebenso gerecht geworden wäre wie dem dogmatischen. Dies vermögen wir jedoch nicht zu behaupten. Ein großer Theil des Dargebotenen ist genau genommen nichts anderes, als ein in poetischen Formen ausgearbeiteter Katechismus. Nur da, wo weder dieser Katechismuston, noch der auch hier und da angeschlagene polemische vorherrscht, namentlich in einigen parabelartigen Gedichten und in einigen gegen das letzte Drittheil der Sammlung hin kann man der Dichterin mit Vergnügen folgen. In diesen zeigen sich die Vorzüge, die wir schon bei Besprechung eines andern Werks der Dichterin („Glaube, Liebe, Hoffnung") hervorgehoben haben, während die Flüchtigkeiten der Form, die wir dort rügten, in den gegenwärtigen Dichtungen vermieden sind.

Digitized by Google

Die „Gedichte" Gedeon's von der Heide, eine äußerst reichhaltige Sammlung, beginnen mit einer poetischen Vorrede in 19 Abschnitten, darauf folgen von S. 25—133 religiöse, von S. 137—232 Marienlieder und von S. 237—595 weltliche Lieder aller Formen und Arten, einfache lyrische, Balladen, poetische Erzählungen, Oden in antiker Form, Cancionen, Gesänge aus der alten nordischen Mythologie und Gelegenheitsgedichte. Nach dem Grundsatze „A potiori fit denominatio" nehmen wir keinen Anstand, die Sammlung als eine werthvolle zu bezeichnen. Die religiösen Gedichte sind warm, kräftig, innig, und können zum größten Theile für alle Confessionen zur Erbauung dienen, so entschieden auch in einigen Liedern, die wir hier nicht meinen, der römisch-katholische Standpunkt des Dichters festgehalten ist. Mit Vergnügen hört man in den Gedichten „Die Bibel", „In eine Bibel", „In das Neue Testament", „Das Lesen der heiligen Schriften" den allgemeinen Gebrauch der Bibel aus eines katholischen Priesters Munde auf das wärmste empfohlen; und man würde ein Gleiches von seiner Begeisterung für Aufklärung und Licht sagen müssen, wenn nicht die Auffassung dieser Begriffe eine so verschiedenartige wäre, so verschiedenartig die geistigen Individualitäten sind, in denen sie Gestalt gewinnen. Wer wollte behaupten, daß die seinige die allein wahre sei? Und können wir dies nicht, so dürfen wir einer andern auf innige Ueberzeugung begründeten Auffassung unsere Achtung nicht versagen. Solche Toleranz suchen wir bei Gedeon von der Heide vergebens. In dem Gedichte „Aufklärung" unterscheidet er zwischen wahrer und falscher Weisheit, schildert die erstere und fährt dann fort:

Ihr müßt den Namen nicht verwechseln,
Mit jener, dran die Menschen drechseln,
Nicht mit dem Götzen aufgestutzt,
Dran jeder neue Moden putzt.
— — — — — — —
Nicht mit dem systemat'schen Bettel,
Der seines Unsinns langen Zettel
Im Hörsaal kaut und wiederkaut,
Bis ihn das liebe Vieh verdaut.

Heißt das nicht der Wissenschaft den Krieg erklären in einer Weise, die nicht allein die Achtung, sondern selbst den Anstand außer Augen setzt? Wir würden dem Dichter rathen, dergleichen Dinge, die sich in der Mitte so mancher trefflichen wahrhaft erhebenden Lieder gar nicht an ihrem Platze befinden und leicht mehr einreißen, als zuvor aufgebaut worden war, in einer spätern Ausgabe zu beseitigen; allein wir hüten uns, einen solchen Rath zu ertheilen, denn der Dichter ist, wie wir später sehen werden, über jeden Rath erhaben. Die Marienlieder ermüden durch zu große Monotonie. Es sind 63 Hymnen, die sich darauf beschränken, die Eigenschaften der Heiligen Mutter nach katholischem Lehrbegriff zu beschreiben und zu feiern; Wiederholungen waren daher unvermeidlich, und es ist dem Dichter bei aller sonstigen Formengewandtheit auch durch die Einkleidung und Darstellung nicht gelungen, das Störende dieser Wiederholungen minder fühlbar zu machen. Die weltlichen Lieder sind unter der Hauptüberschrift „Die todte Harfe" eingeführt und theilen sich in die drei Abschnitte „Sängerleben", „Bilder" und „Zeitlieder". Unter den letztern sind eine Partie Gelegenheitsgedichte, denen wir ein allgemeines Interesse und bleibenden Werth nicht zugestehen können. Dagegen findet sich unter den beiden andern Abschnitten viel Schönes und Treffliches. Beziehungsvoll und nicht ohne Berechtigung ist die für dieselben gewählte Bezeichnung „Die todte Harfe". Es sind die weltlichen Lieder eines katholischen Priesters, und es zieht sich durch die meisten derselben die Trauer um eine zu Grabe gegangene Liebe. Hier haben wir es mit einem Schmerze zu thun, der wahr, tief, edel, männlich und von so echt poetischem Hauche durchweht ist, daß das unerschöpfliche alte Thema in all den zahlreichen Variationen, zu denen es in des Dichters kräftig markirter und charakteristischer Individualität sich belebt, uns immer wieder neue Theilnahme abgewinnt. Die Balladen und Erzählungen zeugen von bedeutendem epischen Talent; die Gestalten sind plastisch entwickelt, die Situationen glücklich gewählt; die Darstellung ist kernig, gedrungen und wohl abgerundet. Diese halten sich auch frei von einem Fehler, der in den rein lyrischen Gedichten häufiger hervortritt, nämlich von einem gewissen Clairobscur, an dem der Dichter großen Gefallen zu haben scheint, das aber durch Verwahrungen, wie z. B.:

O nehme leise, leiser,
O nehme hörbar kaum;
Mein Lied steht auf der Heide
In wunderbarem Traum.
Du kannst ihn nicht verstehen,
Du weißt nicht, was er will u. s. w.

oder dadurch, daß der Dichter „das Geheimniß seiner dunkeln Lieder" nur einem einzigen Herzen, welches ganz allein an den Geist seiner Harfe gewöhnt sei, und vor dem all die Bilder sich allein entschleiern sollen, gesungen haben will, keineswegs entschuldigt wird; denn um zu diesem einzigen Herzen zu sprechen, hatte er es nicht nöthig, sich der Presse zu bedienen, und was dem allgemeinen gesunden Menschenverstande nicht verständlich ist, das muß man nicht drucken lassen. Die meisten Dunkelheiten finden sich in den 71 Cancionen, mit denen der Abschnitt „Bilder" beginnt, die aber trotz der erstern einen reichen Schatz von Poesie enthalten, wobei es sich von selbst versteht, daß denjenigen, die sich daneben durch Klarheit und Einfachheit auszeichnen, der Vorzug gebührt. Wir geben eins von diesen zur Probe:

Die Winzer ziehn mit Klang und Sang nach Haus;
Und sie stand bei den schönen Winzerinnen
Am Keller, wo die süßen Tropfen rinnen,
Mit einem Becher, und ich trank daraus.
Ich trank ihn leer, — kein Tropfen ist geblieben;
Wohl süß der Most, doch süßer ist's, sie lieben!
Von Lieb' und Wein erscholl der Winzer Lied;
Ich mag des besten Weins Begeist'rung nicht!
Mein Lied im Weine nicht die Liebe sieht,
Und meine Liebe nie vom Weine spricht!
Komm, süße Maid, laß' mich der Liebe leben
Und der Begeist'rung, die mir du gegeben! —
Die Winzer ziehn mit Klang und Sang nach Haus,
Und sie stand bei den schönen Winzerinnen
Am Keller, wo die süßen Tropfen rinnen,
Mit einem Becher, und ich trank daraus!

Der gute Eindruck, den die Vorzüge des Dichters im Leser hervorrufen, wird leider oft durch eine Untugend gestört, die sich in tadelnswerther Weise breit macht. Es ist dies sein Eigendünkel; denn so und nicht anders müssen wir die Selbstverherrlichung, in welche das Selbstgefühl des Dichters auf so vielen Blättern dieser Sammlung ausartet, bezeichnen. Sie tritt schon in der poetischen Vorrede „Mein Lied" auf, wo der Dichter unter wiederholten Ausfällen gegen die Kritik nicht oft genug versichern kann, daß ihm Lob und Tadel völlig gleichgültig seien. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß sich der durch die Kritik Betroffene gelegentlich einmal durch einen Kernspruch gegen dieselbe das Herz erleichtert; man wird am Ende dem, der sich verletzt fühlt, ein wenig Gereiztheit nicht verdenken und wird dergleichen Dinge in der Regel mit Stillschweigen übergehen. Allein wenn dasselbe Thema durch eine lange zusammenhängende Reihe von Liedern und sodann durch die ganze Sammlung hindurch periodisch immer wiederkehrt, ermüdet es, und das um so mehr, je mehr es der Dichter, indem er sich von diesen Gedanken nicht losmachen kann, verräth, wie sehr er von ihnen beherrscht wird, und wie sehr daher seine angebliche Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil eine protestatio facto contraria ist. Hierbei aber läßt er es nicht bewenden. Er allein ist der Dichter ohne gleichen, rings um ihn her Dichterlinge und Versleret. So S. 291:

Digitized by Google

Hab' keine Zeit
Unnütz zum Streit!
Kurz, wahr und frei; drum wenig!
Es bleibt dabei:
Die Verslerei
Der Dichterlinge höhn' ich!

Mein Volk! nur dir
Gehören wie,
Der Sänger und die Lieder;
Und allen Ruhm
Als Eigenthum
Bring' ich dir freudig wieder!

und S. 279, wo er mit den stolzen Worten:

An mein Volk am Rhein.

Frei tritt der Sänger vor dir auf,
Mein Volk! Willst du ihn hören?
Laß seinem Lied dann seinen Lauf:
Du sollst dich selber ehren! —

sich auf die eine und die „Dichterlinge schaarenweis'", „der Poeten feilen Schwarm", „die faden Verßler", „die Stümper" auf die andere Seite stellt. Selbst bei Gelegenheitsgedichten rührt er „die unsterbliche Harfe" und gibt uns endlich den Schlüssel zu seiner Kritik, indem er ausruft:

Ich mag sie nicht, ich mag sie nicht,
Ihr mögt sie loben und preisen,
Die Lieder der Ketzer — das Afterlicht
Kann ich nie Sonne heißen!
— — — — — — —
Nennt, was ihr wollet, Poesie;
Es paart sich, die ich meine,
Mit einer Ketzerseele nie,
Die himmelgeborne, reine! —

Freilich, da werden die Reihen der Dichter so gewaltig gelichtet und die Riesen des Waldes so mit einem Schlage gefällt, daß die Dii minorum gentium ins volle Licht hervortreten. Dessenungeachtet verschmäht es Gedeon von der Heide nicht, dem Ketzerdichterling Goethe das „Kennst du ihn wol — dahin, dahin" nachzudichten. Wir haben uns über eine ähnliche Theorie von der allein möglichen Poesie, die aber noch lange nicht so enge Grenzen zog und in weit mildern Formen auftrat, bereits oben ausgesprochen. Auf Anatheme, wie die hier vorliegenden, sich irgend weiter einzulassen, würde eine überflüssige Sache sein. Es ist zu beklagen, daß ein poetisch so begabter Mann wie Gedeon von der Heide an einer subjectiven und objectiven ästhetischen Monomanie leidet, die seine Poesien entstellt.

Wie ganz anders der Sänger der „Neuen frommen Lieder", Julius Sturm! Auch seine Begeisterung ist von selbstbewußter Kraft getragen, aber er drängt seine Persönlichkeit nicht in den Vordergrund, macht kein Idol aus dem Ich und erhöht seinen Werth durch Bescheidenheit.

— — — — — — —
Bin ich der Schwächste noch
Unter der Kämpfer Zahl,
Traf aus der Höhe doch
Mich auch des Geistes Strahl.

Leben, ich liebe dich,
Solang' die Kraft mir bleibt,
Die für das Heil'ge mich
Muthig zum Kampfe treibt.

In den letzten vier Zeilen ist zugleich das Princip ausgesprochen, das den Dichtungen Sturm's zu Grunde liegt, und das er mit herrlicher Consequenz festhält, nämlich die innige Verknüpfung des Irdischen und Himmlischen und die Forderung eines thatkräftigen, den Ansprüchen der Erde an den Menschen gerecht werdenden Erdenlebens als Vorbedingung des himmlischen. Neben den andern aus seinen frühern Dichtungen hinlänglich bekannten Vorzügen des Dichters scheint uns gerade darin, daß jene Idee überall harmonisch durchklingt, ohne durch einen innern Widerspruch getrübt zu werden, ein Hauptgrund zu liegen, warum man sich bei der Lectüre dieser Gedichte so durchaus befriedigt fühlt. Alle die geistlichen Liederdichter, welche von ihrem unnatürlichen Himmelsstandpunkt aus die Erde mit Verachtung behandeln, sind durch ihr eigenes Princip nothwendig zu zahllosen Widersprüchen verdammt. Wenn sie die Größe Gottes vollaus schildern wollen, dürfen sie seine Schöpferherrlichkeit nicht verschweigen und müssen die auf der ersten Seite geschmähte Erde auf der zweiten preisen; und selbst dann, wenn sie von der Offenbarung Gottes in seiner Schöpfung völlig absehen und ihren Cultus nur dem im Wort geoffenbarten Gott zuwenden, kommen sie bei der Ausschmückung der himmlischen Seligkeit abermals in Verlegenheit, denn sie müssen die Züge, Bilder und Farben, die sie dazu gebrauchen, doch immer wieder unterhalb des Horizonts, der nun einmal alles menschliche Schauen unerbittlich begrenzt, also auf der armen mishandelten Erde suchen. Bei solchen Widersprüchen ist weder eine religiöse noch poetische Erbauung möglich. In beider Beziehung ist Wahrheit das oberste Gesetz, und jeder Verstoß gegen dieselbe verstimmt, und zwar um so mehr, je schroffer er uns entgegentritt. Das letztere geschieht in der unleidlichsten Weise im Widerspruche, weil hier der Sprechende sofort den Beweis gegen sich selbst führt, daß er hier oder dort unwahr gewesen. In den Sturm'schen Gedichten ist Einheit und Harmonie, und dadurch üben sie mächtigen Reiz. Uebrigens sind es Gedichte im vollen Sinne des Worts: Gedanke, Bild und Form zusammenstimmend, wohl ineinander gefügt und zum anmuthigen Ganzen abgerundet. Die Anschauungsweise des Dichters eröffnet ihm auch bei dem religiösen Liede ein weites Gebiet und bringt Mannichfaltigkeit und Wechsel in seine Gaben. Daß er innig an die Natur anknüpft, versteht sich nach dem Bisherigen von selbst. Allein auch dem classischen Alterthum wird sein Recht gewahrt.

Doch wußt' er (Jehovah) auch die Helden zu behüten,
Und ließ aus ihrer Mitte sich entfalten
Der Wissenschaft und Kunst duftreiche Blüten,
Daß sie dem Heil, wenn es dereinst erschienen,
Das ganze Leben herrlich zu gestalten,
Mit ihren reichen Gaben möchten dienen.

In dem Gedichte „Aus Aegypten" finden wir die profane Mythe mit dem christlichen Moment glücklich verknüpft:

Hell klang die Memnonssäule durch die Nacht,
Als grüßte sie der Morgensonne Strahl,
Und leis erhebt von dem Schlaf erwacht,
Das Räthselhaupt der Sphinx zum ersten mal.

Das war zur Zeit, als durch den Wüstensand
Maria floh vor des Tyrannen Drohn,
Um fern der Heimat in Aegyptenland
Zu hegen Gottes eingebornen Sohn.

Da klang der Memnon seinen Gruß dem Licht,
Das mit dem Kindlein seinen Anfang nahm,
Und auf der Sphinx ergrautem Angesicht
Erlosch das Räthsel, weil die Lösung kam.

Das Symbolisiren ist auch anderwärts dem Dichter recht gut gelungen, wie in dem Liede:

In der Nacht.

Das Lied, das einst in heil'ger Nacht
Der Engel Mund gesungen,
Hat heut' im Kämmerlein mit Macht
Mich wunderbar umklungen.

Ich blickte nach der Sterne Heer,
Da klang es hoch von oben:
„Gott in der Höh' sei Lob und Ehr!"
Da mußt' ich still ihn loben.

Digitized by Google

Nur ſtill, damit mein liebes Kind
Im Bett nicht munter werde;
Es ſchlief, und um mich klang es lind:
„Und Frieden auf der Erde!“

Da ſah ich hell des Mondes Strahl
Das goldne Kreuz umwallen,
Und in mir klang es tauſendmal:
„Der Welt ein Wohlgefallen!“

Manche wunde Stellen der religiöſen Gegenwart werden mit kräftiger Hand berührt; ſo unter anderm in dem Gedichte:

Für die Liebe.

Ein finſtrer Geiſt erhebt ſein Haupt jetzt wieder,
Der lange Zeit im Schos der Nacht geruht,
Unheimlich blitzt im Strahl verhaltner Wuth
Durch die noch halb geſchloſſnen Augenlider.

Noch ſchleicht er nur verſtohlen auf und nieder
Und flüſtert leiſe uns von Ketzerbrut,
Von ſünd'ger Lauheit und von heil'ger Glut
Und dehnt zum Kampf die blutbeſprützten Glieder.

Noch iſt es Zeit, noch könnt' ich ihn beſiegen,
Doch ſammelt er ſich täglich neue Horden,
Und der Lawine gleich wächſt ſeine Macht.

Auf denn, zum heiligſten von allen Kriegen!
Der Liebe gilt es; denn um ſie zu morden,
Entſtieg der finſtre Geiſt dem Schos der Nacht.

Der Dichter ſteht auf ſtreng evangeliſch-confeſſionellem Standpunkte, zollt aber dem proteſtantiſchen Princip der freien Forſchung, wie z. B. in dem Gedichte „Jedem das Seine“ volle Anerkennung. Als beſonders gelungen heben wir hervor die Legenden: „Die wandernde Traube“, „Frau Elſe“; dann „Ein Lutherwort“, „Zu Dritt“, „Aus der Kinderſtube“, „Die Quelle der Reue“, „Freundesbeſuch“, „Mein Kirchlein“, „Vaterunſer“, „Auge und Seele“, „Myſterium“, „Die Blinde“, „Die Rebe und der Gärtner“, „Eitler Ruhm“; wir müſſen uns aber begnügen, nur das letzte noch mitzutheilen, was zugleich zeigt, wie der Dichter auch durch einfache Mittel erfolgreich zu wirken verſteht:

Eitler Ruhm.

Du rühmſt dich, daß du ohne Klagen
Des Kreuzes ſchwere Laſt getragen?

O ſieh doch jenen kleinen Knaben
Mit ſeinem Bündel luſtig traben.

Der treue Vater folgt geſchwinde
Dicht hinter ſeinem lieben Kinde.

Er hält die Laſt, daß ſie den Rücken
Des Kindes nicht zu ſchwer ſoll drücken.

Da ſpricht der Kleine mit Behagen:
„Die Laſt iſt federleicht zu tragen!“

Der Vater lächelt, zieht behende
Vom Bündel ab die ſtarken Hände.

Da ſinkt mit ängſtlicher Geberde
Das ſchwache Kindlein auf die Erde.

Rühmſt du dich noch, daß du getragen
Die Laſt des Kreuzes ohne Klagen?

Die beiden letzten oben aufgeführten Werke, „Frauenweihe“ von Friedrich von Reinöhl und „Traum und Wirklichkeit“ von Octavie Branth, gehören der weltlichen Dichtung an. Das erſtere iſt ein Bändchen Lieder zur Verherrlichung der Frauen, voll warmen und reinen Gefühls für all den Segen, mit welchem dieſe Bewohnerinnen und Pflegerinnen der höchſten Erdengüter die Herzen beglücken, und voll des beſten Willens, dieſem Gefühle Ausdruck zu geben; mit welchem Erfolge, möge der Leſer aus einigen Proben ſelbſt beurtheilen. Wir ſtellen eines der beſten voran, das wir vollſtändig geben, und bemerken, daß die Wiederholungen von Reimen und Gedanken, wie ſie ſich hier finden, zur Manier des Dichters gehören und in ähnlicher Weiſe häufig vorkommen:

Dein Anblick.

Was hält mich in dem engen Raum
Mit Zaubers Macht gefangen,
Und wie in einem ſüßen Traum
Die Seele mir umfangen?

Was iſt in meinem wachen Traum
Mein Hoffen und mein Sehnen?
Was macht's, daß ich vor Wehmuth kaum
Erſticke oft die Thränen?

Das biſt du, ſüßes, theures Kind,
Mit deinem Blick voll Wonne,
So gut und rein, wie Engel ſind,
Mein Licht und meine Wonne!

Du biſt ſo licht- und unſchuldsvoll
Von roſ'gem Hauch umfangen;
Dein Herz, es iſt ſo liebevoll
In ſeinem ſüßen Bangen.

Du biſt mit deinem ſüßen Wehn,
Den Roſen auf den Wangen,
Die junge Roſe, voll und ſchön,
Von zartem Hauch umfangen.

Du biſt mit deinem Blütenhauch
So lieblich, ſchön und offen,
Und läßt mich trüben Wandrer auch
Das Allerbeſte hoffen!

Die „Frauenweihe“ enthält unter anderm „Sapphiſche Oden“, aber in einem Metrum, zu dem man den Schlüſſel bei Sappho oder Horaz umſonſt ſuchen würde:

Weiſeſte Lehrerin der zarten Mädchen,
Edle Jungfrau von wahrem Seelenadel,
Fromm und gut! Ich hab' dich geſehen — ich werd' dich
Ewig verehren!

Wohl kann die Schweiz, als Stammland der Erziehung,
Auch ſolch' Frauen beſitzen! Mög' ſie nicht, wie's
Einſt bei Peſtalozzi geſcheh'n, auch dich zu
Spät erſt erkennen!

Zwar kenne ich ſo manche edle Frauen,
Die gleich dir ſich der ſchönen Jugend weihen;
Doch dir gleicht an Stärke des Willens dennoch
Keine von allen!

Drum habe ich dich auch ſo ſehr bewundert,
Als ich dich erſt ein einzig mal geſehen;
Und noch jetzt erfüllt's mich mit Stolz, daß ich doch
Gleich dich erkannte u. ſ. w.

Das Scandiren dieſer Strophen könnte man den Philologen als Preisaufgabe ſtellen. Der Dichter wollte auch gern „den Stand der Gattin“ beſingen, bemerkt aber in dem betreffenden Gedicht, daß er darauf verzichten müſſe, weil er nicht ſo glücklich ſei, eine Gattin zu beſitzen, und ſchließt mit den Zeilen:

Drum, ſoll ich nicht meinen Schmerz beſingen,
Kann mein Lied der Gattin nicht erklingen.
Mögen edle Frauen ſich erheben
An Chamiſſo's „Frauenlieb' und Leben!“

Digitized by Google

Wenn hier unglücklich, so war er, wie wir aus dem Abschnitt „Der Dichter als Lehrer" ersehen, in dieser Eigenschaft um so glücklicher. Denn die von ihm besungenen Schülerinnen sind Ideale, rein und frei von aller Leidenschaft, realisirte Jungfrauen und Hausfrauen, wie sie sein sollen. Die Lehre wird hierbei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Wir lesen in einem Gedichte an Bertha:

Ich habe dich in jenen Stunden,
Die wie im Zwiegespräch verbracht,
Zu der Begeisterung entzunden,
Die hohes Streben möglich macht.

Das Participium „entzunden" liebt der Dichter, denn es kommt S. 139 noch einmal vor. Schließlich können wir uns nicht versagen, aus dem Gedichte „Die zwei Rosen" eine Beschreibung der Centifolie mitzutheilen:

Lieblich ist der Centifolie Walten,
Süß ihr Duft, schön ihrer Formen Sinn,
Zart ihr Roth und züchtig ihr Entfalten;
Kurz sie ist der Blumen Königin.
Selbst ihr Wasser gibt noch Lebenskraft,
Die im Schmerze Linderung verschafft.

Zieht der Leser aus den gegebenen Proben den Schluß, daß bei dem Dichter kein übergroßer Reichthum an poetischen Mitteln anzutreffen sein möge, so sind wir nach der Lectüre des Ganzen nicht in der Lage, zu widersprechen.

Die Dichterin von „Traum und Wirklichkeit" wendet sich S. 94 an Apollo und singt:

Bilder such' ich, nicht nur Worte,
Doch Apoll höret mich nicht an,
Und der Dichtung goldne Pforte
Oeffnet mir kein Talisman.

Heut' ist mir der Gott nicht günstig,
Und der Funke zündet nicht,
Trotz des Flehens, tiefinbrünstig,
Kommt doch nichts ans Tageslicht.

Was soll ich auch wieder sagen,
Von der Sonne Frühlingsgruß?
Von des Herzens stillen Klagen?
Von der Liebe erstem Kuß?

Sonnenschein ist alle Tage,
Und die Liebe kenn' ich nicht;
Lange quält mich schon die Frage:
„Was besingt mein nächst Gedicht?"

Ist das Ironie und Persiflage, oder ist es Ernst? Nach dem Charakter, der sich in der ganzen Sammlung ausspricht, das letztere. Auch merkt man in der That bei unserer Dichterin hier und da die Qual des Suchens nach einem Thema und des Dichtens à tout prix, gerade als ob äußere Nöthigung, eine kategorische Aufgabe, binnen einer bestimmten Frist so und soviel Gedichte anzufertigen, sie zum Dichten gezwungen hätte, wobei denn freilich in der Erfindung und Ausführung manches mit unterläuft, was auf poetische Geltung keinen Anspruch hat. Hohe Begeisterung für alles Edle, Gute und Schöne ist durchgehends sichtbar; eine tiefere Durchdringung und echt sichere Beherrschung der Ideen, ebenso wie die Weihe der Poesie nicht überall. Wir können den Eindruck, den die Dichterin hervorzurufen geeignet ist, in der Kürze nicht besser bezeichnen, als durch die Uhland'schen Zeilen:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich, nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.

Man vergleicht die Dichterwerke mit Gärten, dann haben wir hier einen Orangegarten vor uns, gezeitigte Frucht und ungezeitigte nebeneinander. Auch in der Form begegnen wir derselben eigenthümlichen Mischung. Die Diction ist edel, die Verse sind im ganzen glatt und fließend. Aber im Metrum herrscht ein buntes Durcheinander. Sehr häufig sind die sechsfüßigen Jamben angewendet. Es scheint dies ein Modemetrum werden zu wollen; der Rococogeschmack sucht die altväterischen Alexandriner wieder hervor, verputzt sie durch Weglassung der Cäsur und belehnt sie mit neuem Namen. Wir können uns mit diesem Modeartikel nicht befreunden; er umkleidet das moderne Lied ebenso schwerfällig wie die Crinoline die moderne Dame. Unsere Dichterin geht indeß noch weiter; nicht nur, daß in einem und demselben Gedichte fünf- und sechsfüßige Jamben ganz willkürlich miteinander wechseln, selbst die siebenfüßige Jambe gesellt sich zu ihnen; in dem Gedichte „Marcus Curtius" finden wir alle drei Arten einträchtig nebeneinander. Noch auffallender tönen in dem Gedicht „Amerika" durch die ohnedies schon nicht enden wollenden fünfundeinhalbfüßigen Trochäen sechs- und sogar sechsundeinhalbfüßige dergleichen hinduech. In den sonoren Rhythmus endlich, der die erfreuliche Regel bildet, drängen sich einzelne Verstöße, die in der That alle poetische Licenz überschreiten, z. B. „Fluten" als Jambus in der Mitte eines trochäischen Verses, „hinweg" (noch dazu in einem öfters wiederkehrenden Refrain) als Trochäus, „welkenden" als Amphibrachys, „todtbringenden" als Ditrochäus; der Elisionen „strafend'" statt „strafenden", „begeisternd'" statt „begeisternde", „tödtlich'" statt „tödtlichem" nicht zu gedenken. Bei alledem sind diese Dichtungen eine nicht uninteressante Erscheinung; kräftige Gedanken, tiefes Gefühl und glücklich gewählte Bilder, die sich stellenweise geltend machen, legen für das Talent der Dichterin Zeugniß ab; und wenn die Schule reicherer Lebenserfahrungen und durchgreifender ästhetischer Studien ihre Wirkung gethan haben wird, darf man der Metamorphose der bald aufgeschlagenen, bald verhüllten Blume in eine werthvolle gezeitigte Frucht entgegensehen. 18.

In schriftstellerischen Angelegenheiten.

Da wir wol selbst viel dazu beigetragen haben mögen, die jetzt mehr und mehr in den Journalen hervortretende Discussion der mit der Lage und den Verhältnissen der Schriftstellerwelt zusammenhängenden Fragen angeregt zu haben, so sind wir auch wol moralisch genöthigt, der einmal in Gang gebrachten Discussion über diesen Gegenstand zu folgen. Wir halten dies für unsere Pflicht; denn Vergnügen und Dank hat man davon leider wenig, eher das Gegentheil.

Freilich, wir wissen jetzt kaum noch, ob wir überhaupt von „Schriftstellern" sprechen dürfen. Und auch hieran sind wir mitschuldig, wie wir offen bekennen. Der Leser kennt unsere Gründe, die uns veranlaßten, die Verbannung des Wortes „Schriftsteller" und seine Ersetzung durch ein geeigneteres, dem geistigen Charakter der schriftstellerischen Arbeit mehr entsprechendes zu beantragen. Wir schlugen „Schriftverfasser" vor als dasjenige, welches zugleich an „Schriftsteller" und „Verfasser" erinnert und daher das geläufigste sein dürfte. Sofort kam Glaßbrenner mit seinem „Schriftkünstler" und Süpke in Braunschweig mit seinem „Schrifter", während zu gleicher Zeit an Jahn's „Schriftner" erinnert wurde, welches Wort übrigens unsers Wissens auch schon von Luther gebraucht worden ist. Schade, daß man es später aufgegeben hat! Denn an ein außer Gebrauch gekommenes Wort gewöhnt man sich in der Regel ebenso schwer als an ein neues. Nun lesen wir in Nr. 5 der hamburger Wochenschrift „Nordische Blätter" eine Notiz, worin das von uns vorgeschlagene „Schriftverfasser" als „übelklingend und schwerfällig" verworfen wird. Aber in der That, wenn „Schriftverfasser" übelklingend ist, so mögen wir immerhin die Hälfte aller deutschen Wörter als übelklingend verwerfen und aus-

Digitized by Google

merzen. „Schriftsteller“ ist ein Wachsus und „Schriftverfasser“ ein Doppeltrockäus, und Doppeltrochäen fliegen in der Regel wohllautender und geschmeidiger zu sein als Wachsen, die sich ohnehin gegen die Verwendung in trochäischen und iambischen Gedichten äußerst spröde verhalten und in unserer Sprache in nur zu großer Zahl vorhanden sind. Der Verfasser der Notiz in den „Nordischen Blättern“ findet Skipke's „Schriften“ (nebst „Schriftsteri“) viel geringeter, schlägt aber seinerseits als bestes und wohllingendstes Ersatzwort „Schriftmann“ (Mehrzahl „Schriftmänner“) vor. Für „Schriftstellerstand“ würde man dann vielleicht gut oder übel „Schriftmannschaft“ (wie „Spritzenmannschaft“) sagen können. Aber wo bleibt der Ersatz für „Schriftstellerei“, „Schriftstellerei“ Soll man etwa „schriftmännern“ und „Schriftmännerei“ sagen? Der Verfasser der citirten Notiz will außerdem die „Philologen“ in „Sprachmänner“ oder mit höherer Bedeutung „Sprachgelehrte“ umgetauft wissen und schlägt für Linguistik „Sprachenforschung“, für Linguist „Sprachenforscher“ vor. Wäre in letzterer Hinsicht nicht das ganz übliche „Sprachforschung“ und „Sprachforscher“ vorzuziehen?

Interessant war es uns, in einer uns zugegangenen und durch unsere Vorschläge hervorgerufenen Zuschrift eines uns persönlich und auch sonst gänzlich unbekannten württembergischen Herrn von Abel ebenfalls das Wort „Schriftmann“ für „Schriftsteller“ in Vorschlag gebracht zu sehen, wie wir glauben, ohne daß der Einsender von der oben citirten Notiz in den „Nordischen Blättern“ Kenntniß gehabt hat. Doch wir lassen am besten diese Abhandlungen des 13. März datirte Zuschrift hier folgen, da sie manche beachtenswerthe Bemerkungen enthält. Sie lautet:

„Die nationale Richtung, welche erfreulicherweise unsere neueste Literatur kennzeichnet, hat das Bedürfniß hervorgerufen, auch hinsichtlich der literarischen Terminologie nationaler zu werden. Man hat sich vielfältig die Aufgabe gestellt, für eine Reihe von fremdländischen Wörtern, welche lange für heimahe unersetzbar galten und für solche, die dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen schienen, genügende Ersatzmittel aus dem Schatze der deutschen Sprache ans Licht zu fordern. Aber trotz des Eifers und des guten Willens von seiten der zunächst Betheiligten, trotz der anerkennungswerthen Anstrengsamkeit, welche ihre Bestrebungen in den regsamsten Organen der deutschen literarischen Welt fanden, scheint es bisjetzt in dieser Frage zu keiner endgültigen und allgemeinen Annahme eines oder des andern Vorschlags gekommen zu sein. Wege es mir daher gestattet sein, solange die Acten noch nicht geschlossen sind, einige Resultate meines Nachdenkens über jenes Problem an dieser Stelle vorzubringen und es den competenten Richtern anheimzugeben, so viel daraus zu entnehmen, als zur Förderung der endlichen Beschlußfassung etwa dienlich sein mag.

„Der wichtigste und am straffsten geschürzte Knoten in dem zu lösenden Gewebe von fremden Begriffsbezeichnungen schien mir das Wort „Literatur“ zu sein. Ich ging also zuerst daran für dieses bedeutsame Wort einen heimischen Ersatz zu suchen, welcher nicht gerade als nothdürftiger Lückenbüßer seinen Platz einnähme. Es sollte vielmehr ein Ausdruck sein, welcher ein gutes Recht hätte, den bereits halb und halb eingebürgerten Fremdling aus dem Hause zu weisen, etwa wie ein verschollener, todt geglaubter Sohn, welcher in sein väterliches Erbe zurückkehrt und sein rechtmäßiges Eigenthum von einem Eindringling in Besitzlag genommen sieht, bei den entscheidenden Behörden die Unterstützung seiner Ansprüche erstrebte. Ich wagte es also über den ursprünglichen Gedanken hinauszugehen, welcher dem Gebrauch des Wortes „Literatur“ zu Grunde liegt. Nach diesem nämlich wäre etwa die Verdeutschung „Schrifterei“ die entsprechende gewesen; aber sie schien mir mehr das Handwerksmäßige, den leidigen Schweiß anzudeuten, welcher dem literarischen Beruf anklebt. Die hohe göttliche Sendung, welche die Literatur im Entwickelungsgang der Menschheit zu erfüllen hat, schien mir einer würdigeren Benennung werth zu sein. Ich übersetzte „Literatur“ mit „Schriftschöpfung“. Diese Auffassung glaube ich begründen zu können; denn gewiß ist die Aehnlichkeit weder klein noch ohne tiefe Bedeutung, welche zwischen dem Schaffen Gottes in der Natur und dem des Menschengeistes in der Literatur herrscht. Hier wie dort können wir unter „Schöpfung“ das bereits Geschaffene wie das im Werden Begriffene und den Gesammtorgang des Schaffens bezeichnen; abgesehen davon aber gibt es noch unendliche Vergleichungspunkte zwischen den Phänomenen der Natur und jenen der Literatur hinsichtlich ihrer Schönheit und Erhabenheit, sowie des Grades von Widerstandsfähigkeit gegen das allgemeine Gesetz des Wechsels. Nun heißt aber der Urheber der großen Weltschöpfung — der „Schöpfer“, warum sollten wir nicht folgerichtig den Urhebern und Erhaltern unserer Schriftschöpfung den erhabenen Namen von „Schriftschöpfern“ zuerkennen, anstatt sie mit der kahlen Bezeichnung „Literker“ abzufinden. Freilich wären es dann vorzüglich die Vorkämpfer und Träger unserer Schriftenwelt: ein Luther, Lessing, Goethe, Tschiller, Uhland, Humboldt, welche das deutsche Volk durch jenen Ehrennamen auszuzeichnen Grund hätte; die öffentliche Meinung und ihr Anwalt, die Kritik, hätten Ursache ihn nicht allzu freigebig zu verleihen.

„Nichtsdestoweniger hat die reiche deutsche Sprache keineswegs nöthig in Verlegenheit zu gerathen, wie sie alle diejenigen benennen will, welche, ohne im strengsten Sinne „Dichter“ zu sein, sich um die vaterländische Schriftschöpfung verdient machen. Ist es nicht ein echt deutscher Brauch mit dem einfach wuchtigen Prädikat „Schriftsteller“ Männer und Frauen des betreffenden Standes und Berufs zu verknüpfen, wie in Kaufmann, Bergmann, Wehrmann, Weidmann u. s. w.? Warum also sagen wir nicht kurzweg „Schriftmann“, wenn uns das Wort „Schriftsteller“ nicht sinnentsprechend erscheint? Auch „Schrifter“ ist gewiß sachgemäß und handlich, aber es klingt etwas tonlos und das einfach Gute hat nicht immer das Glück am besten zu gefallen. Ebenso dürfte das hiervon abgeleitete „schriftisch“ für „literarisch“ sehr brauchbar sein und für viele Fälle passender als etwa „schriftmännisch“, „schriftstellerisch“ oder „schriftschriftstellerisch“. Endlich scheint mir das Wort „Schrifter“ die passendste Bezeichnung für literarische Dilettanten und Vielschreiber abzugeben — für die Anfänger und Pfuscher in der edeln Dichtkunst und Schriftkunst, wie auch für jene Proletarier des Schriftenthums, welche ihre schlechten Erzeugnisse fabrikmäßig nach einem bestimmten Muster anzufertigen pflegen. Jedenfalls würde es den Werth sein, wenn irgendeine schriftmännische Größe (eine „literarische Autorität“ nach dem bisher beliebten Stil) sich der Sache annähme und die Aufmerksamkeit des deutschen Volks auf diesen Theil seiner Sprachverjüngung hinlenken wollte. Möge dies bald und mit kräftigem Erfolge geschehen und das Fremde Schritt für Schritt vor dem Deutschen zurückweichen müssen!“

Also man wähle: „Schriftverfasser“, „Schriftner“, „Schrifter“, „Schriftkünstler“, „Schriftschöpfer“, „Schriftmann“. Aber gerade die Menge der vorgeschlagenen Ersatzworte dürfte hinderlich sein, das eins derselben wirklich dem öffentlichen dauernden Gebrauch überwinden wird, obschon andererseits dadurch ganz deutlich bezeugt zu sein scheint, daß das Wort „Schriftsteller“ nicht blos von uns als ungenügend erkannt worden ist. Jedenfalls wähle man eine möglichst einfache Bezeichnung, damit es uns nicht gehe wie den Schauspielern, die dadurch, daß sie sich ihres Namens zu schämen anfingen und sich „Bühnenkünstler“ und „Mimen“ nannten, um nichts besser gewerden sind.

Wenden wir uns von diesem nun wol schon zur Genüge behandelten Gegenstande zu einigen Aufsätzen, welche die innern Angelegenheiten und sittlichen Zustände des Schriftverfasserstandes betreffen. In den Kobersschen „Kritischen Blättern“ (Nr. 11) sprach sich Thaddäus Lau über „Modernes Schrift-

Digitized by Google

stellerthum" und in der „Zeitung für die elegante Welt" sängt ein O. G. über „Franzöſiſchen und deutſchen Schriftſtellerthum" aus. Thadddäus Lau ſatzt den Schriftſtellerſtand mehr von ſeiner Nachſeite auf. Der Verfaſſer ſchildert die Laufbahn eines Schriftſtellers. Als Gymnaſiaſt mache er, wenn er aus der Tanzſtunde heimkehre, ſeinem Herzen in einigen Verſen Luft, und eine gute Tante nenne das „Talent". Er komme nun auf die Univerſität, wo die „Couleurgenoſſen" die Dienſte der Tante übernähmen. Bald mache der Dichterling ſein Debut in einem der Hellermagazine und Familienjournale, „dieſem unnützigen Schlingegewächs der Journaliſtik"; dann werde die Theaterkritik die Domäne unſres Helden. Das akademiſche Triennium habe inzwiſchen ſeine Endſchaft erreicht; ein Fachſtudium ſei nicht betrieben worden, überhaupt kein Studium. Ein Examen könne nicht gemacht werden, aber die Exiſtenz wolle geſichert ſeinz und man verbleibe nun, wohl oder übel, bei der Schriftſtellerei. „Ein ſehr unvorſichtiges Beiſpiel", meint Thadddäus Lau, und fragt dann: „Wer aber will und kann etwas gegen die Echtheit ſeiner Farben einwenden?" Dennoch glauben wir einiges dagegen einwenden und vielmehr dreiſt behaupten zu können, daß wenigſtens von den Schriftſtellern, welche zu einer dauernden Geltung gelangt ſind, die meiſten irgendeine Prüfung beſtanden haben. Aber ſelbſt wenn dieſe bald genug einſieht, daß er einen Beruf gewählt hat, für den er keine Befähigung hat, daß er z. B. zum Schulmann, zum Juriſten nicht geboren iſt, daß er die Glaubensſätze, die er von der Kanzel vortragen ſoll, ſelbſt nicht glaubt, handelt der in der That nicht beſſer und redlicher, wenn er noch zur rechten Zeit darauf verzichtet, ein untüchtiger Schulmann oder Juriſt oder ein heuchleriſcher Prediger zu ſein, und ſich dem allerdings höchſt precären Schriftſtellerberuf, dieſem Handwerk ohne goldenen Boden widmet, vorausgeſetzt, daß er dazu Talent hat? Zur Ausübung des ſchriftſtelleriſchen Berufs, wenn er einen Mann nähren ſoll, ohne ihn zum bloßen Handlanger und Sklaven herabſinken zu laſſen, gehört ganz gewiß eine zähe Energie, eine ganz beſondere, geiſtige Organiſation und eine freiſiche Anlage. Wunderliche Intenſeyanz! Man findet es ganz in der Ordnung, daß jemand ſein ſchauſpieleriſches oder bildneriſches Talent zu Kunſt- wie zu Erwerbszwecken ausbilde, ja man würde mit der Ausübung ihrer Kunſt den Betrieb irgendeines andern Broterwerbs für höchſt unverträglich halten, nur dem ſchriftſtelleriſchen Talent will man verbieten, die Schriftſtellerei zum ausſchließlichen Lebensberuf zu wählen. Käuft dies nicht wieder darauf hinaus, daß die Welt leider nur zu ſehr geneigt iſt, den Werth eines Mannes einzig und allein nach dem materiellen Erfolge ſeine Thätigkeit abzuſchätzen?

Es iſt zünftig eine kleine Schrift, eine ſpäter von uns noch näher zu beſprechende gar nicht unintereſſante Sammlung von Aphorismen unter dem Titel „Lichtfunken und Pfefferkorner" von Wilhelm Binder erſchienen, in der es gleich zu Anfang heißt: „Unpraktiſch heißt in Deutſchland und wird voraus- ſichtlich noch lange heißen: alles, was ohne höhern Auftrag im Kopfe eines Rechtsbeſtehenden erdacht, oder was von einem Herzen empfunden wird, das nicht unter einer Staats- und Militäruniform, und nicht unter einem bureaukratiſchen Einfluß ſchlägt. Die Schuld hiervon liegt nicht an den Regierungen (denn keine Regierung in der Welt kann eine Anſchauungsweiſe ſchaffen, ſie kann blos die ſchon vorhandene benutzen), ſondern in unſerm angeborenen Reſpect vor Titeln und ſogenannten Würden. Wie Deutſchen vermögen und einmal nicht zu dem Gedanken zu erheben, daß ein Mann, der hinreichende Kenntniſſe zur Bekleidung eines Amtes beſitzt, ohne dabei ſehr reich zu ſein, den Privatſtand einer öffentlichen Stellung und Staatsbeſoldung vorziehen könne. Der Amtsverſtand hat uns von jeher mehr gegolten als der Menſchenverſtand. Ein Voltaire, Rouſſeau, Gibbon, Hume u. a., die kein Amt bekleideten, hätten bei uns den Rang weit hinter einem Hofrathe angewieſen bekommen und wer weiß, ob unſer Goethe, Schiller und Herder je den hohen Rang und Einfluß in der deutſchen Literatur erlangt hätten, wenn nicht der erſte Miniſter, der zweite Univerſitätsprofeſſor und der dritte Conſiſtorialpräſident geweſen wäre."

Freilich wird man einwenden, daß ſo viele Schriftſteller zu Grunde gehen, geiſtig und materiell, nicht blos ſolche, die keinen Beruf, ſondern auch ſolche, die wirklich Beruf aber kein Glück haben. Aber auch Hunderte von Schauſpielern und Malern verkümmern, Tauſende von Kaufleuten machen einen Bankrott, jährlich gehen auf der See ſo und ſo viele Seeleute unter: will man nun ſagen, es ſolle kein keiner dem Schauſpieler- oder Künſtler- oder Kaufmannsſtande wirmen, oder es ſolle keiner ein Seemann werden, weil es ſo höchſt gefährlich iſt, zur See zu gehen?

Uebrigens gibt auch Thadddäus Lau wenigſtens Ausnahmen zu, wenn er ſagt: „Nicht alle Schriftſteller kommen auf die geſchilderte Weiſe zu dem Martyrium des Literatenthums, aber doch ein guter Theil; nicht immer bedingen Eitelkeit und Illuſion, Mangel an Studium und Mangel an Subſiſtenzmitteln die Wahl des Berufs, aber doch in ſehr vielen Fällen. Keine Frage, daß auch hier edlere und beſſere Kräfte von lautern und reinern Motiven geleitet, durchdrungen von der Bedeutſamkeit ihres ſchriftſtelleriſchen Amtes den Anforderungen deſſelben durch ſorgfältige Arbeit und unter energiſcher Verfolgung des geiſtigen Strebens; aber was eine conſtatirte Thatſache und als ſolche zu bedauern bleibt: dieſe Mineralität iſt eben die Minorität, die Ausnahme und nicht die Regel. Eine Schwalbe, heißt es im Volksmunde, macht keinen Sommer."

Indeß die Schwalben machen überhaupt keinen Sommer, ſie erſcheinen nur in Maſſe, wenn es Sommer wird, und ſo ſind auch die Schriftſteller in ſo großen Maſſen erſchienen, weil die Leſebedürftigen leſen, die Drucker drucken, die Buchhändler verlegen wollen, und es dürfte ſelbſt für vielfach verſchlungene materielle Intereſſen ein empfindlicher Schlag ſein, wenn der ſchriftſtelleriſche Drang in der Nation plötzlich und gänzlich verſiegte. Was ſollte in dieſem Falle z. B. aus unſern zahlreichen oder vielmehr zahlloſen Zeitungen und Journalen werden? Wer ſollte ſie redigiren und ihnen die tägliche Füllung liefern? Etwa ein paar Beamte oder höchſtens Profeſſoren? Wie viel Zeit, Stimmung und guter Wille würde dieſen für eine ſolche Arbeit, die ſie doch nur als eine Nebenſache betreiben würden, übrig bleiben? Eine Redaction, wenn ſie tüchtig ſein ſoll, erfordert die Thätigkeit und Hingabe des ganzen Menſchen, obſchon es freilich in Deutſchland noch genug gebildete Töchter und Söhne gebildeter Aeltern geben mag, die von den Pflichten und Funetionen eines Redacteurs nicht den entfernteſten Begriff haben.

Im übrigen enthält der Aufſatz von Thadddäus Lau, der, wie wir glauben, manche nur zu beträchtlichen Kürzungen ſeitens der Redaction ſich gefallen laſſen mußte, auch ſehr viele treffende und beherzigenswerthe Bemerkungen, und man kann es in mancher Hinſicht keinesweegs misbilligen, daß er in ſo dunkeln Farben malt; denn bei dem enormen Zudrang zur ſchriftſtelleriſchen Arbeit und bei der Zunahme beſonders der kleinen Blättchen, welche, wie Thadddäus Lau ganz richtig einſieht, die wahren Stätten für das Auftreten angehender Schriftſteller ſind, iſt es allerdings mehr geboten, zu warnen und abzuſchrecken als aufzumuntern. Einige Uebertreibung wird man ſich zu jenem Zweck wol gefallen laſſen können.

O. G. in der „Zeitung für die elegante Welt" faßt die Sache freilich anders auf und von ſeinem Standpunkt bemerkt er ganz mit Recht: „Ganz fälſchlich wird ſo oft die Redensart im lieben Deutſchland gebraucht: dieſe Literaten ſchreiben ja nur ums tägliche Brot. Damit will man ſie verächtlich machen, aber ohne es zu wiſſen ſpricht der Unverſtand hierin das größte Lob aus, ein Lob, das gerade dem deutſchen Schriftſteller vor allen andern Ehre gibt. Denn wenn ein Mann durch die Thaten ſeines Kopfes und der Hand nicht mehr erſchwingt, als ſich nothdürftig ſatt zu eſſen, und doch

Digitized by Google

nicht den Muth verliert fortzuwirken, dann muß die Arbeit in sich selbst wol einen Lohn bieten, der ihn für materielle Glücksgüter entschädigt. Wer in Deutschland die Schriftstellerei zum Lebenszweck macht, der weiß von vornherein, daß er ein Dornenfeld betritt, daß er oft mit blutenden Füßen und wundem Herzen sich zu abgerüsteten Nachtschlummer auf sein Bett werfen und daß dies Bett nicht von Seide sein werde.“

Frankreich und Deutschland sind in dieser Hinsicht der directe Gegensatz; wenn wenn es schon in Frankreich auch noch in letzter Zeit vorgekommen ist, daß Dichter und Autoren, welche sich eben den bestehenden Verhältnissen nicht fügen wollten, im Elend untergegangen sind, so ist es doch vollkommen wahr, daß ein französischer Schriftsteller, wenn er sich auf alle Handwerksstöße des Geschäfts versteht, vollkommen als Grandseigneur leben kann, und das thun sie auch, so lange sie in der Mode sind, meist in nur zu großem Maße und zu eigenem Schaden; aber sie haben dann doch ihr Leben genossen und eine Reihe von Jahren in der Gesellschaft geglänzt. Zuletzt hilft dann vielleicht eine zwar nicht dem betreffenden Schriftsteller, aber den Franzosen als generösem Volk Ehre bringende Nationalsubscription wie die für Lamartine, der durch die Feder Millionen verdient, aber auch Millionen vergeudet hat. Diese französischen Schriftstellerverhältnisse wollen wir übrigens keineswegs zum Muster aufstellen und für Deutschland herbeiwünschen, denn sie entehrigen die Schriftstellerische Arbeit zu einer blos pecuniären Speculation und zur Anwendung selbst verwerflicher Operationen, wie die, zu welchen Dumas der Vater seine Zuflucht nahm, dessen Reputation übrigens in den Augen seiner Landsleute dadurch sehr wenig gelitten zu haben scheint. In Frankreich spricht man nicht blos im Börsen- und Actiengeschäft, nicht blos in industriellen Unternehmungen, sondern auch in der Advocatur, in der Politik, in der Kunst, in der Literatur, in der Ausbeutung gesellschaftlicher Verhältnisse, und wer nur etwas vor sich bringt, durch welche Mittel es auch sei, ist ein kluger, geachteter, beneidens- und nachahmenswerther Mann.

Diese äußerlich glänzenden, innerlich faulen Zustände sind es nicht, die wir bei uns eingeführt sehen möchten, eher möge es für immer beim Alten bleiben. Wir waren stets sehr bescheiden in unsern Forderungen, wir wollten von jeher dem deutschen Schriftstellerstande nur eine Lage herbeiführen helfen, in der kein seiner wirklich berufenen und fleißigen Mitglieder den niederdrückenden Demüthigungen des Proletariers ausgesetzt, sondern seinem Talent gemäß situirt sei; wir wollen, daß die schriftstellerische Arbeit im ganzen in einer Achtung stehe, welche sich auf den einzelnen, insofern er ein tüchtiger, gewissenhafter Arbeiter und ordentlicher Mensch ist, überträgt; und wir wollen, daß endlich einmal das garstige Gerede von „geistigem“ oder „literarischem Proletariat“ ein Ende nähme. Beschiedenere Forderungen wahrlich kann man doch nicht machen.

Wenn Thaddäus Lau behauptet, daß die Geringschätzung der schriftstellerischen Arbeit jetzt in „voller Blüte“ stehe und dahin wirke, „die wenigen bessern Bestrebungen, wo sie noch vorhanden, theils zu ignorieren, theils zu unterschätzen“, so muß man leider sagen, daß das Verhalten der Schriftsteller selbst untereinander hiezu das Meiste beiträgt. Es herrscht in der Schriftstellerwelt viel Haß und Neid, und polemisiren heißt bei uns persönlich an den Pranger stellen, soweit möglich die Achtung vor dem Angegriffenen untergraben und ihm dadurch selbst in seinem Erwerb Schaden zufügen. Geschieht dies selbst einem sonst geachteten Schriftsteller, so ist große Freude unter seinen Collegen, und kaum ein und der andere denkt daran, daß von solchen Fußtritten die Gesammtheit mitbetroffen wird. In Frankreich ist man so brutal nicht und weiß wenigstens die formellen Anstandsgesetze aufrecht zu erhalten, une auch in England hat die gute Sache des literarischen Anstandes gesiegt, seit die Wilsen (Christopher North) und Wilsonsgenossen, bei deren Geschäftsleiten und Verleumdungen es sich aber meist um politische Parteifragen handelte, ausgestorben sind. Glücklicherweise scheint sich in dieser Hinsicht selbst in Deutschland eine Wendung zum Bessern bemerkbar zu machen, und sogar in Blättern, die früher durch die hochfahrende Burschikosität und Liebloſigkeit ihrer Ausfälle berüchtigt waren, fanden wir das wohrschrinlich infolge eigener Erfahrungen herausgepreßte Geständniß, daß man dadurch nur sich und dem Stande der Journalisten schade.*) H. M.

Notizen.

Ueber die „Möglichkeit einer Wiedergeburt der deutschen Literatur“.

Die in Hamburg unter der Leitung von Fr. L. Kruger, dem Verfasser einer nicht unbeachtet aber auch nicht ohne Widerspruch gebliebenen „Geschichte der Assyrier und Iranier“, und Fr. Wilibald Wuiff erscheinenden „Nordischen Blätter“ enthielten jüngst einen durch mehrere Nummern laufenden Aufsatz „Möglichkeit und Vorzeichen einer Wiedergeburt der deutschen Dichtung und Kunst“ von Kruger, den zu berücksichtigen und durch den Verfasser des Aufsatzes fast vielleicht moralische Nothigung auferlegt wird, die uns zu der obigen Betrachtung über das Schriftverfasserthum veranlaßte. Der Verfasser beginnt sich nämlich in der Einleitung auf eine von uns früher in d. Bl. geäußerte Klage, daß die deutschen Journale, selbst die gleichartigen, auch in Fragen gemeinsamen Interesses so wenig Notiz voneinander nähmen und sich dadurch um einen großen Theil der Wirksamkeit brächten, die sie sonst wol ausüben konnten. Um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, daß wir uns desselben Fehlers schuldig machen, den wir an unsern Collegen gerügt haben, müssen wir also wol auf Kruger's Aufsatz Bezug nehmen. Aber er verdient es auch in mehrfacher Hinsicht, obschon es ihm an Widerspruch nicht fehlen wird, oder vielmehr nicht fehlen sollte, wenn denn eine die Debatte, ausser wo es persönliche Interessen und persönliche Prätensionen betrifft, in der deutschen Journalistik lebhafter wäre als sie ist. Kruger behandelt vorherrscht ein beliebtes Thema, die wirkliche oder angebliche Verkommenheit der Literatur und Kritik, und er sagt dabei viel Wahres, wie dies meist der Fall zu sein pflegt, wo wir Modernen negativ auftreten. Er tadelt an jener mit Recht, daß sie sich in knechtische Abhängigkeit von dem Launen von dem zufälligen Zeitgeschmack des Publikums begeben habe, und daß Ueberschätzung und Abspannung, wie sie eine jede Verfallzeit kennzeichnen, die Poesie veranlaßt hätten, „von der Höhe der Geschichte, wo die wahre Dichtkunst allein ihrer würdige Stelle zu suchen hat, in das Alltagsleben herabzusteigen und die Kleinlichkeit desselben durch falsche Idealisirung zu verspen.“. In der Wissenschaft vermißt Kruger wol mit gleichem Recht „das lebendige Zusammenwirken der einzelnen Zweige, welches unsern Heroen von ehedem neben ihrer Specialwissenschaft zugleich auch einen Schatz allgemeiner Kenntniß und Gesichtspunkte sicherte und vor Einseitigkeit bewahrte“. Insbesondere gemeinsam innerhalb der Sprachwissenschaft diejenige Form ihrer Abartung, welche man die „Stockphilologie“ zu nennen pflege, ein hochst bedenkliches Uebergewicht, und in gelehrten Werken werde unsere Sprache ebenso durch Einmischung unnöthiger Fremdwörter verunstaltet, wie zur Zopfzeit u. s. w. Man erwarte einen Umschwung durch irgendein ungewöhnliches Genie, einen Messias, aber klug Kruger sehr richtig hinzu: „Diese Hoffnungen auf einen neuen Umschwung durch ein plötzlich auftauchendes ungewöhnliches Genie beruhen auf dem falschen Grundsatz, daß blos die Männer die Zeit machen und nicht vielmehr umgekehrt.“ Freilich beweist man sich dabei in einem fatalen

*) Auf einen vieles Beherzigenswerthe und nur zu Wahre enthalten den Aufsatz „Die Frage der Schriftsteller“ in dem und eben erst zugekommenen zweiten Bande des „Jahrbuch deutscher Dichtung“ von Karl Weiler gegenüber wir bei der Besprechung dieses Buchs mit einigen Worten zurückzukommen.

Digitized by Google

Cirkeltanz, denn die Menschen machen doch auch wieder die Zeit — wie soll man da herauskommen? Größern Widerspruch wird finden, was Kruger von Shakspeare sagt, indem er diesem vorwirft, daß die Einflüsse des von ihm (angeblich) früher betriebenen „Fleischerhandwerks" sich in seinen Stücken nur zu deutlich wahrnehmen ließen, und er führt als Beweis dafür eine bluttriefende Stelle aus dem „Titus Andronicus" an. Aber solche vereinzelte Stellen beweisen nichts; auch wissen wir noch gar nicht und werden wol nie sicher wissen, was Shakspeare in manchen seiner Stücke aus ältern oder gleichzeitigen entnommen und nur für die Bühne bearbeitet hat. Hieran schließt sich eine Diatribe gegen die zu sehr hervortretende Protestantisirung unserer Literatur, die daher keine allgemein deutsche, keine nationale sei. Aber wie, wenn sie keine protestantische wäre, müßte sie dann nicht nothgedrungen eine katholische sein? und wäre diese dann eine „nationele, allgemein deutsche"? Aber der Ausdruck „protestantische Literatur" ist ein schiefer; es kann hier nicht die Rede sein von einer protestantischen Literatur im confessionellen Sinne, sondern nur von einer alle confessionellen Einseitigkeiten verzehrenden und beiseite lassenden allgemein menschlichen Literatur, um den kürzesten Ausdruck zu wählen. Mit dem Verfasser sind wir dagegen darin einverstanden, daß wir auch den Romantikern großen Dank zu sagen haben; denn trotz der Extreme und Verirrungen, welche die vergängliche und verwerfliche Seite ihres Wirkens bildeten, waren ihre Verdienste doch auch sehr bedeutende und bleibende, und die jetzt übliche Polemik gegen sie fängt an, in ein ziemlich oberflächliches unliterarisches Geschwätz auszuarten. Zum Schluß des ersten Artikels findet der Verfasser in der orientalischen Literatur und namentlich in Firdusi's „Schahname" alles was wir bedürfen, und er stellt daher die Behauptung auf, daß die Wiedergeburt der deutschen Dichtung und Kunst durch den Orient als Ziel einer neuen Sturm- und Drangperiode zu erfolgen habe. Der gelehrte Verfasser möge uns entschuldigen, wenn wir auf seine sich anschließenden Forschungen über die orientalische Literatur nicht weiter eingehen. Es scheint uns aber so, als ob Deutschlands Klima und Boden und der Geist, das Temperament, die Sitte und Lebensart seiner Bewohner sehr wenig Orientalisches hätten, weshalb auch bisher alle Dichtung hafisischen und „westöstlichen" Charakters keine Speise fürs Volk geworden, sondern nur Leckerbissen für ästhetische Feinschmecker geblieben sind.

Noch eine englische Stimme über „Soll und Haben".

Von der englischen Kritik scheint der Freytag'sche Roman „Soll und Haben" nicht ganz so gefeiert zu werden als von der deutschen. Zwar hat die „Westminster Review" ihn jüngst in einer freilich nicht tief eingehenden Notiz sehr gelobt und von ihm gesagt: „We do not wonder at the popularity of this admirable novel", und: „A German novel bears the palm among us for some of the best qualities in this class of composition", dagegen haben „Athenaeum" und „Literary Gazette" ihm nur ein sehr bedingtes Lob gezollt. Auch das im neuesten Heft von „Blackwood's Edinburgh Magazine" lautet ziemlich kühl: „Den Roman «Soll und Haben» können wir mit Recht englischen Lesern empfehlen, weil sie sich unter neue Scenen und Situationen versetzt sehen und in die socialen Zustände und socialen Bewegungen eines fremden Landes Einblicke gewinnen werden. Aber welchen Rang er auch in der höhern Literatur Deutschlands einnehmen mag, unter den englischen Romanen kann ihm nur ein zweiter Platz zugestanden werden. Deutschland, so reich an Werken tiefer Gelehrsamkeit, historischer Untersuchung und historischer Kritik (nicht auch an poetischen Werken?), dürfte wol bereitwillig seine Inferiorität in der Gattung der Romandichtung eingestehen; einen klarern Beweis für diese Inferiorität kann es wenigstens nicht geben als den großen Erfolg, den «Soll und Haben» in seiner Heimat gehabt hat. Verdienste hat das Buch ohne Zweifel, aber sie sind eher die Verdienste eines geübten Schriftstellers, der gewissenhaft den Plan seines Werks ausführt, als eines Mannes von Genie, der aus der Fülle und unwiderstehlichen Unmittelbarkeit seines Denkens und Fühlens schöpft. Er ist oft langweilig und niemals sehr interessant." Der Berichterstatter meint, daß zwar in der Uebersetzung (derjenigen von L. C. C.) manches gekürzt sei, daß aber der Roman durch weitere Kürzungen noch mehr gewonnen haben würde. Wie übrigens aus den Bemerkungen des Berichterstatters hervorgeht, möchte er seinen Landsleuten den Roman gern als Monopol sichern, und er stellt sich an, mit Verachtung auf die Romanproduction eines Volks herabzusehen, welches der Welt einen „Werther" und einen „Wilhelm Meister" gegeben hat. Freilich kann dies bei einem Engländer nicht auffallen; es ist vielleicht nur das Echo der Urtheile deutscher Blätter, welche nicht oft genug wiederholen konnten, daß die deutsche Romanproduction sammt und sonders nichts tauge und nicht werth sei, den englischen auch nur die Schuhriemen zu lösen. H. M.

Bibliographie.

Bechstein, L., Thüringer Sagenbuch. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gladisch, A., Empedokles und die Aegypter. Eine historische Untersuchung. Mit Erläuterungen aus den aegyptischen Denkmälern von H. Brugsch und J. Passalacqua. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Maguire, J. F., Rom: Sein Regent und seine Institute. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Marbach, O., Hippolyt. Tragödie. Leipzig, Lorck. Br. 8. 20 Ngr.

— — Medeia. Tragödie. Leipzig, Lorck. Br. 8. 20 Ngr.

Marienminne. In Dichtungen von Werinher von Tegernsee, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg. Zum ersten Male in vollständigen neudeutschen Uebertragungen. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Meisterwerke hellenischer Dichtkunst in moderner Uebertragung. Von E. Buchholz. 1stes Bändchen. Marburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Menzel, W., Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pröhle, H., Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westphalen. Vorgelesen am 13. Februar 1858 im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Berlin. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Spatz, J. M., Kaiserdom und Retscher. Ein Sang in die Gegenwart. Speyer, Lang. Gr. 16. 7½ Ngr.

Steub, L., Deutsche Träume. Roman. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Stolz, A., Legende. Aerntemonat. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858. Herausgegeben von G. M. v. Knonau und S. Vögelin. 1ster Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorpahl, K. L., Die Gesetze des menschlichen Wirkens. Halle, Lippert. 12. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Egler, L., Sonetten-Kranz zur Erinnerung an das Leben und den Tod Ihrer Durchlaucht, der höchstseligen Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen, geborenen Prinzessin von Leuchtenberg. Hechingen, Egersdorff. 1857. 8. 5 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und England. Berlin, Friedländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

MÉMOIRES DE M. GUIZOT.

Soeben erschien:

MÉMOIRES
POUR SERVIR
A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.
Par
M. GUIZOT.

Tome Ier. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's, seit lange mit Ungeduld erwartet, bilden unstreitig eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnts. Geistreich und anziehend geschrieben, geben sie uns das Bild einer an innern Kämpfen und Entwickelungen reichen Zeit, von einer Hand gezeichnet, die selbstthätig in die Ereignisse eingegriffen und Jahre hindurch die Bewegungen geleitet hat, welche der Geschichte unserer Zeit ihren Charakter aufgedrückt. Dass diese Memoiren gerade im jetzigen Augenblicke und bei Lebzeiten ihres Verfassers erscheinen, gibt ihnen noch eine ganz besondere Bedeutung.

☞ **Diese autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie noch besonders empfehlenswerth.**

Leipzig, 20. April 1858

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die orientalischen Münzen
des akademischen Münzcabinets in Königsberg
beschrieben von G. H. F. Nesselmann.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine für Numismatiker wie für Orientalisten wichtige Schrift, die zugleich als eine sehr vermehrte und verbesserte zweite Auflage der 1846 gedruckten (nicht in den Buchhandel gekommenen) Schrift des Verfassers: »Nummorum orientalium etc. definitio et explicatio« anzusehen ist.

In demselben Verlage erschien:

Stickel (J. G.), Handbuch der morgenländischen Münzkunde. — A. u. d. T.: Das grossherzogliche orientalische Münzcabinet zu Jena, erläutert und beschrieben. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasidenmünzen. Mit lithographirten Tafeln. 4. 2 Thlr.

Dieses wichtige Werk hat den Zweck, an dem Vorrath des reichen Cabinets zu Jena die gesammte morgenländische Münzwissenschaft darzustellen und in den noch dunkeln Partien weiter zu bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des einundzwanzigsten Heftes:

Beneficium als Kirchenpfründe, s. Kirchenamt. — Bentham (Jeremias). Von J. Weitzel und Welcker. — Bentham'sche Schule. Von H. Marquardsen. — Béranger (Peter Johann). Von J. G. Deeg und Welcker. — Beredtsamkeit, s. Redekunst. — Berg, Bergpartei und Gironde. Von Rotteck. — Bergbau, Bergwerk, Bergmesen, Bergrecht, Bergregal, Bergpolizei, Bergwissenschaft, Bergzehnt. Von Rotteck und F. A. Walchner. — Bericht, Berichterstatter. Von Welcker. — Bern. Von H. Zschokke. — Bern seit 1846. Von W. Schulz-Bodmer. — Bernadotte (Johann Baptist Julius), als Gründer der Dynastie Bernadotte in Schweden und Norwegen Karl XIV. Johann. Von J. Weitzel, K. Hagen und Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Basreliefs
am
Dom von Orvieto.
Marmor-Bildwerk
der
Schule der Pisaner.

Mit erläuterndem Texte von E. Braun.

Herausgegeben von L. Gruner.

Quer-Folio. 14 Tafeln.

Die Basreliefs am Dom von Orvieto schildern die Geschichte der Menschheit nach christlicher Weltanschauung. Sie gehören zu den erfreulichen Erscheinungen, welche die Anhänger des verschiedenartigsten Kunstgeschmacks mit gleichem Staunen und gleicher Bewunderung erfüllen, und zu deren Betrachtung und Studium die grössten Künstler in alter und neuer Zeit immer wieder zurückgekehrt sind. Bisher existirte von diesen Meisterwerken noch keine Nachahmung, die einen Begriff von der Trefflichkeit derselben zu geben im Stande gewesen wäre, und das vorstehende Werk liefert somit zum ersten male vollständige, der herrlichen Bildwerke würdige Nachbildungen. Dieselben sind nach den Zeichnungen des Orvietaner Vincenzo Pontani von tüchtigen Künstlern in Kupfer gestochen und von Ludwig Gruner herausgegeben. Der erläuternde Text ist die letzte Arbeit des der Wissenschaft und seinen Freunden zu früh entrissenen Dr. Emil Braun.

Das Werk ist in zwei Ausgaben, die eine in Kupfertondruck zum Preise von 30 Thlrn., die andere auf chinesischem Papier zum Preise von 40 Thlrn., erschienen. Jede dieser Ausgaben kann sowol mit deutschem als mit französischem Texte bezogen werden. Prospecte in deutscher, französischer oder englischer Sprache sind gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 6. Mai 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Hegel und seine Zeit. — Zur Geschichte und Kriegsgeschichte Oldenburgs. Von Karl Gustav von Berneck. — Deutsche Humoristik. — Bücher. Die Braut von Friedrich's des Großen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hegel und seine Zeit.

Hegel und seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung, Wesen und Werth der Hegel'schen Philosophie, von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser des uns zur Besprechung vorliegenden Werks macht an einer Stelle desselben mit Recht auf die „eigenthümliche und wunderbare charakteristische Erscheinung" aufmerksam, daß Hegel zur Zeit der ersten Vollendung seines Systems genau gewußt habe, an welcher Stelle im Entwickelungsgange des deutschen Geistes er stehe. Ganz dasselbe läßt sich von ihm selbst, dem Biographen Hegel's, sagen. Am Schlusse seines Werks, da, wo er die Ergebnisse und Folgerungen aus demselben für die Gegenwart und Zukunft zieht, vindicirt er den nächsten Beruf, die Erbschaft der Hegel'schen Philosophie anzutreten, der Geschichtswissenschaft. In einer Zeit voll ungelöster Widersprüche und verwickelter praktischer Aufgaben wie die gegenwärtige, so lautet seine Ueberzeugung, treibe die Dialektik unserer ganzen bisherigen Entwicklung aus dem absoluten Idealismus zu einer ideenreichen Erforschung und Behandlung der Menschengeschichte hinüber. Hierin realisire sich nicht nur die Meinung des Hegel'schen Systems, sondern auch der wahrhafte Geist seiner Methode. In der Geschichte wie in der Naturwissenschaft handele es sich schlechterdings um nichts anderes als um das „concrete Begreifen" und auf diesen Gebieten des realen Erkennens erst werde die „Dialektik der Sache selbst" zu wirklich objectivem und genetischem, das concrete erst zu wahrhaft individualisirendem Erkennen werden. Obwol er daher nicht zweifle, daß alsdann auch die Philosophie aus dem Gedeihen aller übrigen Wissenschaften den höhern Ideenmuth zu einer neuen Zusammenfassung des gesammten Denkens und Wissens ihrer Zeit schöpfen werde, so bleibe doch für jetzt nur das eine zu wünschen, daß die Regsamkeit der empirischen Forschung weder durch übereilte metaphysische Constructionen unterbrochen, noch durch Principien der Gedankenlosigkeit, durch den Aberglauben des Materialismus irre geleitet werde. Ihn selbst aber weise der Glaube an das Recht der Ideen und an die Zukunft der Philosophie auf die Mitarbeit an demjenigen Theile der empirischen Forschung hin, der die Interessen des geistigen Lebens zu seinem unmittelbaren Vorwurf hat: auf die Mitarbeit an der Geschichtsforschung, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Philosophie und der geistigen Entwickelung der Nationen.

Wer auch nur das geringste Verständniß für die theoretischen und praktischen Bedingnisse und Anforderungen der Gegenwart hat, wird keinen Augenblick ansetzen, dieses Glaubensbekenntniß buchstäblich zu unterschreiben. Etwas anderes ist es freilich, eine Aufgabe formuliren, und etwas anderes, ihre Lösung gedeihlich fördern. Wohl arbeiten heutzutage viele in gleicher Einsicht an dem Baue der Geschichtswissenschaft, und die tüchtigern und allseitigern Literarhistoriker und Kritiker der Gegenwart erkennen vielleicht nicht mit Unrecht ihren Leistungen im ganzen und großen die Palme auf dem Gesammtgebiete der Literatur zu; allein unter den vielen Berufenen sind doch nur wenige im vollen Sinne des Worts auserwählt. Die Mehrzahl von ihnen, um es kurz zu sagen, wird von der in unserer Zeit prädominirenden naturwissenschaftlichen Anschauung beherrscht; sie sucht mehr oder minder unbewußt den Bestrebungen nachzueifern, welchen die Naturwissenschaft so glänzende und weithin wirksame Resultate in der Nationalliteratur verdankt; Forschungsmethode, Darstellungsweise, Geist und Zweck der Behandlung ist im ganzen genommen auf beiden Seiten derselbe. Alles dies zusammen prägt ihren Leistungen denjenigen Charakter auf, welcher unter der Bezeichnung „Realismus" das Stichwort unserer Zeit und bei vielen unserer Kritiker der hauptsächliche Maßstab für den Werth oder Unwerth aller literarischen Erzeugnisse geworden ist. Nun sind wir weit entfernt, die Berechtigung dieser vom ganzen Geist unserer Zeit geforderten Tendenz leugnen oder die heilsamen Folgen derselben verkennen zu wollen; wir gestehen im Gegentheil bereitwillig zu, daß unser Volk

Digitized by Google

ohne sie jedenfalls jenes neuerdings erworbenen Schatzes historischer Productionen entbehren würde, welche den edelsten Schöpfungen des britischen Genius auf gleichem Gebiete nicht unwürdig zur Seite stehen. Allein uns damit begnügen, darin die höchste Aufgabe der Geschichtschreibung gelöst oder auch nur angestrebt sehen, das können wir nicht. Unsers Erachtens ist deren Mission eine viel ernstere und heiligere; die Geschichtswissenschaft ist für unsere Zeit mehr als eine bloße Parallele der Naturwissenschaft, sie hat außerdem noch den selbständigen Beruf, solange die Philosophie im Winterschlafe der Erstarrung liegt, deren reale Errungenschaften zu bergen, die letzte Heimat und Zuflucht des öffentlichen Gewissens, der Sammelpunkt aller nationalen sittlichen Bestrebungen, der letzte Schutzwall gegen das völlige Hereinbrechen des Materialismus und der letzte Rettungsanker des Idealismus zu sein. Dieser hohen Aufgabe ist sie sich aber bisjetzt nur in seltenern Fällen bewußt geworden; ja noch mehr: ihre Thätigkeit scheint seit einer Reihe von Jahren eigens darauf ausgegangen zu sein, ihrer Lösung entgegen und dem Materialismus und faulen Quietismus in die Hände zu arbeiten. Was wir meinen, ist die überwiegend literarhistorische Richtung dieser Thätigkeit, namentlich soweit sie sich auf die Person Goethe's, allenfalls mit Schiller im Schlepptau, concentrirt. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären, sie hat ihren Grund einfach in der Beschaffenheit unserer sittlichen Zustände. Die innere Zerrüttung und Trostlosigkeit derselben ist nahe daran, diejenige zu überbieten, aus welcher Goethe in die Welt hellenischer Ideale entfloh. Nun wäre es in der That schon traurig genug, wenn wir ihm blos dieses feige Entfliehen an Stelle des sittlichen Kampfes abgesehen hätten. Aber wir machen es noch viel schlimmer: Goethe brachte aus seiner Flucht in die Unwirklichkeit oder, wenn das jemand zu stark sein sollte, in die Vergangenheit wenigstens einen Erwerb zurück, dessen humaner Gehalt in den Geistesschatz des deutschen Volks übergegangen ist. Was aber bringen wir aus unserer Flucht zu Goethe zurück? Ein Ideal natürlich nicht; denn was an unserer classischen Literaturperiode Ideales ist, das haben wir schon theils verarbeitet, theils überwunden — und wer wäre wol kühn genug, behaupten zu wollen, daß die Gegenwart auch nur einen Ansatz zu einem Gesammtideal zeige? — wir bringen zurück, was wir eben blos zurückbringen können, den häßlichen Niederschlag, den faulen Bodensatz, bringen zurück eine demoralisirende Verwirrung ästhetischer und ethischer Begriffe, bringen zurück den ganzen Quietismus, Optimismus und Egoismus des Goethe'schen Wesens. Das heißt freilich Eulen nach Athen tragen, aber zum Glück ist der Magen unserer Zeit so gut wie der weiland der Kirche. Seinen vollendetsten Ausdruck, seinen eigentlichen Gipfelpunkt hat das gesammte historische Thun und Treiben dieser Gattung unlängst in dem Werke des Engländers Lewes gefunden. Den so wunderbar bezeichnenden Umstand, daß gerade ein Engländer ihm die Krone aufsetzen mußte, können wir hier füglich außer Augen lassen: genug, daß die gesammte deutsche Kritik das Werk unisono adoptirt und nationalisirt hat; denn demjenigen, was hier und da daran ausgesetzt worden ist, war der warme sittliche Pulsschlag des Herzens nicht anzuführen. Allerdings ist nun ein anderer Brite, der edinburgher Reviewer, gegen seinen Landsmann für das sittliche Interesse der Menschheit überhaupt und Deutschlands insbesondere in die Schranken getreten. Aber was verschlägt dies? Der Mann ist ein Blockhead, an dessen Hirnschädel das Schönheitsorgan nicht zur Entwickelung gekommen ist — Goethe for ever. *)

Unter diesen Umständen hätte uns zur Vervollständigung unsers moralischen Bankrotts weiter nichts gefehlt, als daß sich jemand bereit gefunden hätte, denselben galvanischen Proceß auch am caput mortuum der Philosophie vorzunehmen. Diese ist zwar vor derartigen Experimenten insofern etwas sicherer gestellt, als es dazu nicht allein der Fähigkeit zum Genießen, sondern auch der Fähigkeit zum Denken und geistigen Verarbeiten bedürfen würde, auch schon der bloße Name „Idealismus" als eine Art Vogelscheuche wirkt. Indeß blieb es immerhin eine Möglichkeit, daß irgendjemand auf den Gedanken gerieth zu versuchen, was bisjetzt weder einem orthodoxen noch einem heterodoxen Hegelianer beigekommen ist, nämlich dem gegenwärtig grassirenden Materialismus mit Haut und Haar, wie er leibt und lebt, im absoluten System Hegel's Hütten zu bauen. Es hätte uns weiter nichts gefehlt, sagen wir, als daß jemand den Goethe der deutschen Philosophie in demselben Sinne biographisch behandelt hätte, in welchem Lewes den Hegel der deutschen Poesie behandelt hat. Ein Kunststück wäre das freilich gewesen, aber mit einem Systeme, das an dem sublimirten Verstande einerseits und an der grobkörnigsten Realität andererseits eine unerschöpfliche Zwickmühle besitzt und wo nicht allein in der Rechtsphilosophie, sondern, wie Haym treffender als sonst jemand nachweist, allerwärts und selbst in der Logik das Wirkliche das Vernünftige und das Vernünftige das Wirkliche ist, sicherlich keine Unmöglichkeit. Dieser Besorgniß sind wir nunmehr Gott sei Dank ledig. Der Verfasser der oben angezeigten Biographie Hegel's hat dem Vordringen des Materialismus in dieser Richtung einen Damm entgegengesetzt, und wir können nicht umhin, uns der zuversichtlichsten Hoffnung hinzugeben, daß diese Arbeit auf den Geist der deutschen Geschichtschreibung überhaupt und auf den der Literaturgeschichtschreibung insbesondere eine heilsame Rückwirkung ausüben werde.

Eine gute Biographie Hegel's ist selbstverständlichermaßen ein Werk von großer und eigenthümlicher Schwierigkeit. „Hegel's Leben" von Rosenkranz, für die äußerlichen Thatsachen noch jetzt Haym's Hauptquelle, ist gewiß eine höchst anerkennenswerthe Leistung. Daß die-

*) Wie bemerken zu obigen Aeußerungen über Lewes und Goethe, daß wir unsern Mitarbeitern gern das Recht gönnen, in d. Bl. ihre Meinung unverkümmert auszusprechen, selbst wenn sie hier und da, wie im vorliegenden Fall, mit unserer individuellen Meinung nicht ganz im Einklang stehen sollte. D. Red.

Digitized by Google

selbe aber dem Bedürfniß der Gegenwart nicht mehr genügt, darüber braucht man kein Wort mehr zu verlieren, wenn man daran erinnert hat, daß sie im Jahre 1844 erschienen ist. Während der seitdem verflossenen 13 Jahre ist nicht nur in der philosophischen, sondern in der gesammten geistigen Anschauungsweise unsers Volks ein solcher Umschwung eingetreten, daß mindestens der jüngern Generation fast jeder Maßstab für das Verständniß der damaligen Ideen abhanden gekommen ist. Wir glauben aber auch außerdem nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß kein Hegelianer, nähme er auch eine verhältnißmäßig liberale Stellung in der Schule ein wie Rosenkranz, seinen Meister der Jetztzeit so schildern könnte, wie es ihr frommt. Weder die unabstreifbare philosophische Grundanschauung, noch die an sich höchst anerkennenswerthe Pietät würde dies erlauben. Wir hegen in dieser Beziehung sogar rücksichtlich Kuno Fischer's unsere Bedenken, obwol dieser am wenigsten rundweg als ein Hegelianer zu bezeichnen ist. Seine philosophisch-geschichtliche Anschauung trägt im Grunde doch unverkennbare Hegel'sche Züge an sich, und wir unsererseits sind die letzten, um in den hierauf gegründeten Tadel einer alles geschichtlichen Verständnisses baren Philosophie — Schule kann man nicht sagen — einzustimmen. Allein die Art, wie Fischer seinerzeit an Hegel herankommen wird, ist eine ganz andere als die Haym's, ohne Zweifel eine viel originellere und selbständige als die seiner Vorgänger, aber doch wol zum Theil eine in den gewohnten Gleisen der Geschichte der Philosophie sich bewegende. Indeß damit hat es fürs erste noch gute Weile, und sodann — desto besser: wir werden dann im Stande sein, der Genesis des Hegel'schen Systems von zwei verschiedenen Seiten her beizukommen, das eine mal in seinem Zusammenhange mit den unmittelbar vorhergehenden philosophischen Systemen, und das andere mal im Zusammenhange mit den äußern Lebensschicksalen und dem individuellen geistigen Entwickelungsgange seines Urhebers. Wo man die Wahl zwischen beiden Behandlungsweisen hat, da ist offenbar die letztere der geschichtlichen Entstehungsart des Systems am angemessensten; sie ist diejenige, welche bisher am meisten vernachlässigt und eben deshalb am meisten Bedürfniß war; sie ist endlich diejenige, welche am ersten eine wahrhaft künstlerische Behandlung des Gegenstandes zuließ und eine größere Wirksamkeit versprach.

Diese Aufgabe hätte nicht leicht in glücklichere Hände fallen können als in die Rudolf Haym's. Haym besitzt alle zu einem Biographen Hegel's erforderlichen geistigen und moralischen Eigenschaften: eine intime Vertrautheit mit seinem Gegenstande und mit der Geschichte der Philosophie überhaupt; einen scharfen kritischen Verstand, aber dabei auch ein offenes Auge für alle individuellen und geschichtlichen Erscheinungsformen des menschlichen Geistes- und Gemüthslebens in seiner Totalität, für die begrifflichen nicht nur, sondern auch für die religiösen, die ästhetischen und praktischen, ganz besonders aber die sittlichen, und, was man leider heutzutage nicht stark genug hervorheben kann, ein lauteres philosophisches Gewissen, für welches die Wahrheit und nur die Wahrheit, die unbedingte, rücksichtslosesste Wahrheit Ziel und Leitstern der Forschung ist; Freiheit von allem Autoritätsglauben und von allen Schulfesseln und darum eine seltene Unbefangenheit, Originalität, Unparteilichkeit und Ueberzeugungskraft des Urtheils; eine tiefe Einsicht in die theoretischen und praktischen Bedürfnisse und Anforderungen seiner Zeit; eine warme patriotische Begeisterung und ein energisches Rechtsgefühl; dazu echten psychologischen und historischen Sinn, die Gabe einer klaren und eleganten Darstellung, und trotz einzelner an den Katheder vortrag erinnernder kleiner Eigenheiten einen reinen und markigen Stil. Es war dies auch nach der bisherigen praktischen, publicistischen und wissenschaftlichen Thätigkeit des Verfassers nicht anders zu erwarten. Der Biograph Wilhelm von Humboldt's war ganz der rechte Mann zum Biographen Hegel's. Der Natur des Gegenstandes nach scheint freilich der letztere gegen den ersteren in ganz entschiedenem Nachtheile zu sein. Wilhelm von Humboldt ist ein harmonisch schöner Charakter mit reicher Lebensfülle, Hegel ist das entschieden nicht; jener ist unter allen Umständen ein wohlthuender und befriedigender, dieser ein peinlicher und unbefriedigender Vorwurf geschichtlicher Darstellung. Das Lebensbild des klaren, gewissenhaften Denkers und Forschers im kritisch-ästhetischen Sinne und Geiste Kant's und Schiller's mit seinem offenen Auge für und seiner unbefangenen Dahingabe an die geschichtliche Erscheinung, des ersten Schöpfers einer Wissenschaft, die seitdem ungeheuere Dimensionen angenommen hat und bestimmt ist, in Zukunft auf dem Gebiete der Metaphysik und der Philosophie überhaupt eine gewaltige Revolution herbeizuführen, des Mannes mit dem eher zu kräftigen Bewußtsein individueller Freiheit und Berechtigung, des geschmackvollen Schriftstellers, des feingebildeten Weltmannes und des freisinnigen, patriotischen Staatsmannes, den Geburt, Beruf und Pflichtgefühl auf die Höhen des gesellschaftlichen Lebens und der öffentlichen Wirksamkeit führten, muß freilich ganz andere, schärfer zugleich und feiner geschnittene Züge, muß lebhaftere und mannichfaltiger nuancirte Farbentöne aufweisen als das Lebensbild des nur zu oft abstrusen, nur zu oft sophistischen, nur zu oft geschmacklosen Systematikers à tout prix, der trotz der weltumspannenden Tendenz seiner Philosophie doch eigentlich niemals den Schulstaub abgeschüttelt hat, der die subjective Freiheit, für welche er kein Verständniß besaß, rücksichtslos einem erborgten Ideale oder der allerschlechtesten Wirklichkeit zum Opfer brachte und für die heiligsten Interessen seines Vaterlands kein Herz, für den erhabensten sittlichen Aufschwung seines Volks keinen Sinn hatte. Allein man würde sich dessenungeachtet gar sehr irren, wenn man um deswillen wähnen wollte, daß das Charakterbild Hegel's, welches uns Haym gegeben hat, grau in grau gemalt sei. Ganz im Gegentheil: wenn auch der genetische Proceß, dem wir zuschauen, weit mehr in der Tiefe des Geistes und Ge-

Digitized by Google

müths als auf der Oberfläche der äußern Erscheinungswelt vor sich geht, wenn auch die Umrisse und Linien etwas weniger markirt sind und das Colorit etwas blässer und monotoner ist, so sind doch alle Charakterzüge bis ins kleinste Detail hinein mit einer unvergleichlichen Sorgfalt und Zartheit ausgearbeitet; und wenn am Schlusse des Werks der Riesenbaum des Systems mit seinen weithin ragenden Aesten, seinen bald die Herrschaft eines wunderbaren Gesetzes der Symmetrie, bald und zumeist aber das Walten regelloser Willkür verrathenden Zweigmassen, seinem in allen Schattirungen vom tiefsten, gesundesten Grün bis zur Farbe völliger Abgestorbenheit wechselnden Laubwerk und seinen reifen und überreifen Früchten vor uns steht, dann erinnern wir uns mit der lebhaftesten Befriedigung, mit weich überrascheuder Klarheit und künstlerischer Gestaltungsgabe der Verfasser uns durch alle organischen Entwickelungsstufen vom ersten Keim an hindurchführte und, die unscheinbarsten so gut wie die auffallendsten Einflüsse und mitwirkenden Kräfte beachtend, Glied auf Glied des großen Ganzen vor unsern Augen entstehen ließ.

Das vorliegende Werk hat aber noch einen andern Vorzug: es beruht auf einer Anzahl bisher noch unbekannter oder wenigstens unbenutzter handschriftlicher Quellen. Die Söhne Hegel's stellten dem Verfasser, obgleich es ihnen wohlbekannt war, daß derselbe nicht eine panegyrische Darstellung des Lebens oder der Lehre ihres Vaters bezwecke, „mit dem rückhaltslosesten Vertrauen zu einem persönlich Unbekannten, mit einer unvergleichlichen Liberalität und in dem alleinigen Sinne, daß die Förderung der Interessen der Wissenschaft der Pietät gegen den Verstorbenen nichts vergebe", den ganzen umfangreichen Schatz von Hegel's nachgelassenen Manuscripten zur Verfügung, und auch von einigen andern Seiten wurde er gleich bereitwillig durch die erwünschtesten Mittheilungen unterstützt. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß das Buch von dem ursprünglichen Charakter von „Vorlesungen" im Grunde weiter nichts als den Titel und hier und da eine einfache Anredeform behielt. Indeß begreifen wir unsererseits bei der außerordentlichen Klarheit und Verständlichkeit des ganzen Werks nicht, weshalb der Verfasser daran zweifeln zu müssen glaubt, ob ein so genaues Eingehen in das Detail der Lehre und der individuellen Entwickelung Hegel's der Aufmerksamkeit und Fassungskraft von Hörern zugemuthet werden dürfe. Wenn diese Besorgniß wirklich gegründet ist, dann müssen sich die Umstände seit einem Decennium in dieser Hinsicht ganz gewaltig geändert haben. Damals waren Vorlesungen von solcher Deutlichkeit ein sehr seltener Artikel; denn zu jener Zeit schienen Hegel'sche und halb-Hegel'sche Docenten noch treu an dem ehemaligen Grundsatze ihres Meisters zu hangen, daß den Zuhörern vor allem „das Hören und Sehen vergehen" müsse. Wie es sich aber auch hiermit verhalten möge, so viel ist gewiß, daß das Buch Haym's auch in sfagogischer Beziehung eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. Die Zeit ist allerdings Gott sei Dank vorüber, wo die Studenten über Theologie und Juristerei, über Kneipe und Fechtboden in Hegel'schen Kategorien verhandelten und an manchen Universitäten, wie Halle und Berlin, die ganze Atmosphäre mit den Nebelbildern Hegel'scher soi-disant Speculation geschwängert schien; seitdem ist man aber augenscheinlich in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und wir können nicht umhin, die Hoffnung auszusprechen, daß die vorliegende Biographie das philosophische Studium in den bezeichneten Kreisen wieder lebhafter anregen möge. Was indessen das „so genaue Eingehen auf das Detail der Lehre" betrifft, so dürfte der Verfasser hierin manchem eher etwas zu wenig als zu viel gethan haben. Genau genommen kann von einem solchen Eingehen gar nicht die Rede sein; specielle Kategorien greift derselbe nur dann aus den einzelnen Theilen des Systems heraus, wenn sie die allgemeine, am Faden der historischen Entwickelung verlaufende Kritik treffend erläutern. Man wird vielleicht manches, was man in einer Darstellung des Hegel'schen Systems zu finden gewohnt ist, vergeblich suchen, aber man wird gewiß nichts zum Verständnisse desselben wesentlich Nothwendiges vermissen. So erinnern wir uns z. B. im ganzen Verlaufe der Darstellung nirgends auf das Stichwort der „immanenten Negativität" gestoßen zu sein; wer aber das sonst über Princip, genetische Entwickelung und Wesen der Hegel'schen Dialektik Gesagte mit der geringsten Aufmerksamkeit liest, kann über den Sinn jenes Ausdrucks keinen Augenblick in Ungewißheit bleiben.

Um nun unsern Lesern, wenn auch nur in gedrängtestem skizzenhaften Auszuge, eine Probe von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, müssen wir uns aus Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum entweder für eine Partie mit vorwiegend historischer oder für eine solche mit vorwiegend kritischer Färbung entscheiden. Der Natur der Sache nach waltet jene im frühern, diese im spätern Theile des Werks vor. Dort sehen wir der allmählichen wechselvollen Genesis des Princips zu; hier legt sich dasselbe in der ganzen Breite des Systems endgültig auseinander; das Urtheil wird daher dort ein mehr zuwartendes und zurückhaltendes, hier ein bestimmtes und definitives, noch mehr, es wird dort, wo sich der Philosoph den wahrhaft realen Mächten der Wirklichkeit gegenüber offener und unbefangener verhält, ein mehr billigendes, hier, wo er die starren Fesseln des eigenen Systems nicht mehr abzuschütteln vermag und mit erlahmter Kraft in der schlechtesten Wirklichkeit Abschluß und Befriedigung sucht, ein mehr verwerfendes sein. Bei einem Werke von so echt historischem Charakter kann uns diese Wahl nicht schwer fallen: das System kann nur aus seinen Anfängen vollkommen begriffen werden, und da überdies die neu hinzugekommenen Urkunden gerade auf diese ein helleres Licht werfen, so können wir den Leser hinsichtlich des Systems selbst in seiner fertigen Gestalt füglich auf sein eigenes Urtheil und in letzter Instanz natürlich auf das Buch selbst verweisen. Wie bemerken noch, daß wir in nachfolgender Skizze dem Verfasser nirgends unsere eigene Ansicht unterschieben.

Digitized by Google

Hegel wurde am 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater herzoglicher Beamter war. Das eigenthümlich schwäbische Naturell bricht auch in Hegel's Wesen überall hervor, nicht nur in der Art, wie er eine universell nationale Vermittelung zwischen dem nord- und süddeutschen Geiste vollbrachte, wie er in seinem Systeme die poetisch-contemplative Anschauung des letztern mit dem Reflexionstriebe des erstern und die Schätzung des Substantiellen mit dem Rechte subjectiver Freiheit vereinigte, sowie in der Methode seiner Philosophie, deren Dialektik nicht die zersetzende des unbarmherzig analysirenden Verstandes, sondern eine das Geschiedene stets wieder gemüthlich zusammenbringende ist, sondern auch in der seltsamen Mischung von abstracter Hülflosigkeit und von sinnlicher und schlagender Anschaulichkeit, die seinem Stil eine so eigenthümliche Färbung verleiht. Der Einfluß schwäbischer Stammesart zeigt sich gleich auf den ersten Stufen seines Bildungsganges, zunächst in seinem Familienleben und sodann in seiner langsamen, ebenso innerlichen wie unbeholfenen Selbstentwickelung. Seine Jugendarbeiten verrathen in nichts die künftige geistige Größe des Mannes, sondern tragen das Merkmal absoluter Hingebung an das Sachliche an sich. Dies befähigte ihn zum Verständniß aller Bildungsphasen seiner Zeit mit alleiniger Ausnahme der Sentimentalität der Sturm- und Drangperiode und ihres überspannten Subjectivismus. Seine Jugend hat wenig Jugendliches, sondern macht den Eindruck des Ungemalten und Philiströsen. Nur ein solcher Geist konnte eine Philosophie ersinnen, die nichts anderes als ein logischer, von historischen Motiven durchwachsener und gesättigter Encyklopädismus ist.

Hegel besuchte das stuttgarter Gymnasium, wo sich das Verständniß des Alterthums und der Sinn für das Classische fest in seinen Geist einsenkte. Das Alterthumsstudium war für ihn in der That „die wahrhafte Einleitung in die Philosophie" und sein ganzes spätered System ist, namentlich auf ethischem Gebiete, in Form, Anschauung und Gesinnung nach den großen Systemen des Alterthums modellirt und von antiker Denkweise durchdrungen. Daneben trat jedoch als zweites Bildungsmoment die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, welche an Hegel's nüchtern verständigem Wesen einen Anknüpfungspunkt fand. Auch auf der Universität Tübingen, die Hegel im October 1788 bezog, um Theologie zu studiren, trat ihm aus der philosophischen und fast mehr noch aus der theologischen Facultät im Grunde nur ein Stück Aufklärung entgegen. Doch waren die Selbststudien für ihn das Wichtigere. Er löste sich allmählich von der trivialen Aufklärung los, that die ersten Schritte zu den Gedanken Kant's und von diesen, vielleicht durch Jacobi's, Lessing's und Herder's Vermittelung, zu einer eigenthümlichen Gefühlsrichtung, und wurde zugleich von der Französischen Revolution enthusiasmirt und durch seinen Freund Hölderlin gleichsam in die Mysterien des Hellenenthums eingeweiht. In diesem fand er das schöne Gleichgewicht zwischen dürrer Abstraction und Gefühls- oder Phantasiecentricität, und in der Sehnsucht danach fühlte er sich jetzt sogar zu dichterischen Versuchen fortgerissen.

Hegel beschloß seine theologischen Studien mit der Leistung des Candidatenexamens im Herbst 1793, und seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß mit auf den Weg, daß er ein Mensch von guten Anlagen, aber mäßigem Fleiß und Wissen, ein schlechter Redner und ein Idiot in der Philosophie sei. Wenige Wochen darauf ging er nach Bern, wo er drei Jahre als Hauslehrer verweilte. In dem Vordergrunde seines Interesses standen noch immer theologisch-philosophische Fragen. Seinen theologischen Studien lag der gediegenere Rationalismus Lessing's und Kant's zu Grunde. Höchst anregend wirkte hierauf namentlich der Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Schelling ein, dessen erste Bekanntschaft er kurz nach dem Ausbruch der Revolution im tübinger politischen Club gemacht hatte. In diesem spricht sich nicht nur der ganze Gedankenkreis, sondern auch die ganze Gesinnung der Kant-Fichte'schen Philosophie aus. Noch strebt aber Hegel nicht hierüber hinaus; seine eigenen Untersuchungen bleiben an dem viel concretern Probleme haften, woher das Positive in der Religion und insbesondere der christlichen Religion komme. Die Lösung desselben enthält das im Frühjahr 1795 verfaßte Leben Jesu, nach seinen Grundlinien eine Darstellung der heiligen Geschichte im Geiste der gediegenen Aufklärung, worin er die positivistische Verfälschung des christlichen Inhalts einmal aus der jüdischen Auffassungsweise der Anhänger Jesu, und sodann aus der Verschmelzung der ursprünglich auf eine kleine Gesellschaft berechneten Religion mit dem Staate herleitet. Allein bei dem Bemühen, diese Ansicht tiefer zu begründen, gewinnt bald das Interesse an der Substanz der Geschichte die Oberhand, und hierbei läßt sich deutlich die Genesis der Ueberzeugungen Hegel's belauschen, dessen Denken trotz aller Unbefriedigtheit des Ausdrucks von künstlerisch producirendem Charakter ist. Der Gegensatz von Judenthum und Christenthum regt ihn zugleich zu noch tiefern Eindringen in die innermenschlichen Mächte des Gemüths an. Liebe und Lebensfülle sind die Begriffe, welche ihm das Räthsel der Erscheinung Christi und den Tiefsinn des christlichen Glaubens und Cultus erschließen: die wahre Synthese des Gesetzes in seiner Allgemeinheit und des Subjects in seiner Besonderheit. Und was objectiv das Wesen der Liebe, das erscheint persönlich in Christo mit seiner göttlichen und menschlichen Natur, deren Einheit zwar nicht einseitig mit dem Verstande, wol aber mit der Totalität des Gemüths begriffen werden kann. Um aber das Problem der positiven Religion vollständig lösen zu können, bedarf es für ihn auch noch der Vergleichung der griechisch-römischen mit der christlichen Religion. Er beweist die Nothwendigkeit eines Umschlags der alten Phantasiereligion in eine positive durch die im Stillen vorausgegangene Revolution im Geiste des Zeitalters, speciell durch den Untergang der Idee des freien Gemeinwesens. Die praktische Vernunft Kant's wird durch dieses Verfahren historisirt und ästhetisirt. Hierdurch ist

Digitized by Google

zugleich eine gewisse Möglichkeit gegeben, daß die Vertiefung in das echt und ursprünglich Christliche friedlich mit der Vertiefung in das klassisch Heidnische zusammentrifft. Der Oedipus auf Kolonos wird zu dem am Kreuze zur Versöhnung des Schicksals — in diesem Mittelbegriff glaubt Hegel die ganze Bedeutung der christlichen Sündenvergebung kraft der Liebe erschöpfen zu können — sterbenden Christus umgedichtet und das Evangelium von der Liebe als die wahre Auflösung des in der griechischen Tragödie waltenden Conflicts der ethischen Mächte begriffen. Wo aber christliche und griechische Anschauungen nicht so willig ineinander übergehen, da ist Hegel's Humanismus für jetzt noch stärker als sein Christianismus.

Im Januar 1797 trat Hegel eine neue Hauslehrerstelle in Frankfurt an, wo er mehr Muße zu eigenen Arbeiten hatte und literarisch wie gesellschaftlich viel weniger isolirt war. Damit erweiterte sich auch sein Gesichtskreis. Zwar hatten ihn schon in Bern Politik und Staatsgeschichte, ja sogar politische Detailstudien beschäftigt, jetzt aber steigerte und erweiterte sich dieses Interesse an politischen Dingen. Er wandte sich dem Studium staats- und privatrechtlicher und nationalökonomischer Fragen zu und kritisirte die darauf bezüglichen Erscheinungen vom Standpunkte einer lebendigern Auffassung des Lebens im Sinne der ästhetisch-humanistischen Ideen der griechischen Welt. Die Lage und das Schicksal seines engern Vaterlandes veranlaßten ihn 1798 zu der kleinen (ungedruckt gebliebenen) Schrift: „Ueber die neuesten innern Verhältnisse Würtembergs, besonders über die Gebrechen der Magistratsverfassung", in der sich zwar von hellenischen Anschauungen durchaus nichts vorfindet, vielmehr, wie bei den theologischen Untersuchungen, von rationalistisch-kritischen Motiven ausgegangen, die Mißbräuche der würtembergischen Verfassung mit ihrem fehlerhaften Beamtenthum und Repräsentativsystem auseinandergesetzt und auf das Seinsollende im Gegensatz des Seienden hingewiesen wird, aber dennoch schließlich die Begriffe von allgemeinen Menschenrechten, Fortschritt und Vernunftrecht resultatlos in der Anschauung des Thatsächlichen und Historischen untergehen. Noch tiefer lebte er sich mit seinen Gedanken wie mit seinem Gemüth in die Welt der Gegenwart ein, als er seinen Blick auf die Schicksale seines weitern Vaterlandes warf. Das Ergebniß dieser Betrachtungen war eine ziemlich umfangreiche, großentheils jedoch nur im Entwurf vollendete Schrift, deren Abfassung (1801) etwas über die frankfurter Periode hinausreicht. Den Inhalt derselben kann man in die Worte zusammenfassen: Deutschland ist kein Staat mehr, weil es keine feste oberste Staatsgewalt und insbesondere keine gemeinsame Wehr- und Finanzverfassung besitzt. Dieser Zustand wird nun in gewohnter Weise von ihm historisch erklärt durch den hartnäckigen deutschen Freiheitssinn und die Wahrheit der deutschen Freiheit in einer Repräsentativverfassung gefunden. Als den Punkt, von dem aus eine solche Entwickelung möglich sei, bezeichnet er das „Kaiserhaus, dessen Erblande selbst ein Staat sind, der sich auf Repräsentation gründet", gestehet jedoch offen ein, daß die Erreichung dieses Ziels nur die Frucht der Gewalt sein könne, die er zu wünschen scheint, ohne sie anrathen zu wollen. Er schreckt wieder vor dem „Soll" zurück und begnügt sich mit dem Verstehen dessen, was ist. Wie Goethe sich mit seinen individuellen Erlebnissen durch die Dichtung, so findet sich Hegel mit dem Zustande der Welt und seines Vaterlandes durch eine gedankenmäßige Charakteristik ab, deren kurze Summe in dem Nachweis, daß Deutschland ein „Gedankenstaat" ist, und in der Ausmalung dieses Begriffsbildes besteht. Auf welche Weise er den hierin liegenden Widerspruch mit seinem eigenen Ideal aufheben zu können vermeint, das sagt uns ein erhaltenes Fragment aus jener Periode:

Ein besseres Leben hat diese Zeit angehaucht, sein Drang nährt sich an dem Thun großer Charaktere einzelner Menschen, an den Bewegungen ganzer Völker, an der Darstellung der Natur und des Schicksals durch Dichter; durch Metaphysik erhalten die Beschränkungen ihre Grenzen und ihre Nothwendigkeit im Zusammenhang des Ganzen.

Um dies aber zu ermöglichen, mußte sein Ideal zu vollerer Reife kommen. Dies geschah durch eine neue Vertiefung in das Wesen der Religion. Hegel begann in Frankfurt eine Ueberarbeitung des über den Ursprung des Positiven in der christlichen Religion Niedergeschriebenen und präcisirte in einer neuen Einleitung seine Stellung zur Verstandeskritik durch den Ausspruch, daß diese nur insoweit berechtigt sei, als das Positive in der Religion Prätensionen gegen den Verstand und die Vernunft mache, während dasselbe im übrigen nach dem Ideal der lebendigen menschlichen Natur und wahrhaft historisch beurtheilt werden müsse. Diese Untersuchung führte ihn aber auf die tiefer zurückliegende Frage, was das eigentliche Wesen der Religion überhaupt sei, und er findet dasselbe in der Selbsterhebung vom endlichen zum unendlichen Leben, d. i. Gott, der Grenze der im Begriffe der Entgegensetzung, in der Reflexion sich bewegenden Philosophie, deren Aufgabe darin besteht, daß sie in allem Endlichen die Endlichkeit aufzeigt und durch Vernunft die Vervollständigung desselben fordert.

Wir stehen hier an der Schwelle von Hegel's philosophischem System, die jedoch nur durch einen Sprung zu erreichen ist. Sein im griechischen Alterthum wurzelndes Ideal läßt ihn das Unbefriedigende der Gegenwart übersehen und das bloße Seinsollen, die Sehnsucht, das „Gedankending" als Wirklichkeit betrachten, wie ihn andererseits die Beschaffenheit seines Geistes die Grenzen der Reflexion verkennen läßt und zur begrifflichen Darstellung der Religion drängt. So wird ihm die Metaphysik alles in allem und seine Aufgabe geht dahin, dieselbe so zu verdichten und zu vertiefen, daß sie gleichsam für das Leben der Wirklichkeit wie für das der Religion tragbar wird. Wie er selbst am 2. November 1800 an Schelling schreibt, ist er, ausgehend von untergeordneten Bedürfnissen des Menschen, zur Wissenschaft vorgetrieben worden, und das Ideal des Jünglingsalters hat sich zur Reflexionsform und damit zugleich in ein System

Digitized by Google

verwandeln müssen. Daher der totale Unterschied des Ursprungs und Charakters dieses Systems von dem der Systeme Kant's und Fichte's, die zunächst aus dem Bedürfnisse wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit hervorgegangen, und sodann reine und naturwüchsige Producte der factischen Situation unsers Volks waren; daher andererseits die Aehnlichkeit seiner Stellung im deutschen Geistesleben mit den poetischen Schöpfungen unserer beiden großen classischen Dichter. Das Hegel'sche System ist ein Kunstwerk des Erkennens, eine Darstellung des Universums als eines schönen lebendigen Kosmos. Um hiezu eine Grundvorstellung zu gewinnen, mußte der der wesentlich religiöse Begriff der Liebe tiefer und geistiger bestimmt werden, und dies geschah dadurch, daß Hegel, auf ähnliche Weise wie Plato die Sokratische Reflexionsphilosophie objectivirt hatte, die in seinem Geiste feststehende Anschauung von der geschlossenen Totalität des Universums mit dem von Fichte in der Wissenschaftslehre dargelegten abstracten Schema des Selbstbewußtseins verschmolz, das All als sich denkend vorstellte und den Begriff der Liebe in den des Geistes übersetzte. „Das Absolute ist der Geist", damit ist ein für allemal der Grund und Kern der Hegel'schen Weltanschauung ausgesprochen.

Das Wesen des Geistes bestimmt nun auch den Grundriß und die allgemeine Gliederung des Systems. Zuerst nämlich constituirt sich der absolute Geist überhaupt, indem das noch nicht als Geist Erkannte zur Idee des Geistes wird; dies geschieht im ersten Theile des Systems, der Logik und Metaphysik, aus der er für uns als ein reflexives Beisichselbstbleiben hervorgeht. Nunmehr muß er aber auch für sich selbst diese Bewegung der Rückkehr in sich darstellen, er muß sich vergegenständlichen, sein Sein realisiren; dieses Anderswerden seiner selbst ist die Natur, von welcher der zweite Theil des Systems, die Naturphilosophie, handelt. Indem aber endlich der Geist diese Gegenständlichkeit als seine eigene erkennt, kehrt er aus der Natur als seinem Anders zu sich als Geist zurück; dies vollzieht sich im dritten Theile des Systems, der Geistesphilosophie. Von diesem dreigliederigen System hatte Hegel bis zum Schlusse des Jahres 1800 die Logik und Metaphysik und die erste Hälfte der Naturphilosophie ausgearbeitet, aber in einer Form, die äußerlich und innerlich an Härte, Unmittelbarkeit und Schwerverständlichkeit alles Aehnliche übertrifft. Dem Schema des Ganzen entspricht die Durchführung des Einzelnen. Diese wie jenes wird nur möglich durch das Zusammenwirken eines scharfen, sogar grüblerischen Verstandes und einer stark ausgeprägten ästhetisch-religiösen Anschauung, welche die combinirende Einbildungskraft abwechselnd ins Spiel setzt, und wobei äußerlich mehr die Thätigkeit des Reflectirens hervortritt, während die eigentliche Ausmalung des Weltbildes der Gesammtthätigkeit des Gemüths anheimfällt. Der Kampf des Logischen und des Lebendigen muß an jedem einzelnen Punkte auf beiderseitige Kosten durch ein Compromiß ausgeglichen werden; das Ganze ist ein fortwährender Proceß des Vergeistigens und Verlebendigens, des Insbezugsetzens und Ergänzens, des Totalisirens und Realisirens der Einzelbegriffe, die dadurch als im stetigen Fortschritte begriffen erscheinen. Hierin liegt der zweite eigenthümliche Charakter des Systems, ausgedrückt durch die Formel: „Das Absolute ist unendlich dialektisch." Diese Dialektik gab den Anstoß zu einer durchgreifenden Revolution auf dem Erkenntnißgebiete, indem sie einestheils die Denkgewandtheit erweiterte und belebte, anderntheils aber auch zu einer gewissen haltlosen Sophistik führte.

Halten wir einen Augenblick inne. Das große Verdienst Haym's besteht, wie erwähnt, darin, daß er durch eine scharfe geschichtliche Analyse das Hegel'sche System in seinem Princip, seiner Methode und seiner Hauptanlage erklärt und kritisirt. Was er für das Große und Ganze gethan hat, das haben nun andere, das haben insbesondere solche Hegelianer, welche mit einer hingebenden Pietät gegen den Altmeister eine möglichst freie Stellung in oder zu seinem Systeme verbinden, für die einzelnen Theile desselben zu leisten Pflicht und Beruf. Ganz besonders ist es die Logik, welche zu ihrer endlichen Erklärung und Kritik die gewissenhafte Auffassung aller bei ihrer Gliederung wirksam gewesenen realen Motive bedarf. Das unentbehrlichste Hülfsmittel bei diesem Geschäft ist aber für alle Zukunft das von Haym benutzte, 98 Quartbogen starke frankfurter Originalmanuscript der „Logik", „Metaphysik" und „Naturphilosophie", dessen Inhalt er uns im Grundrisse mittheilt. Da eine noch engere Zusammendrängung desselben seine Eigenthümlichkeit total vernichten würde, so begnügen wir uns, unter Hinweis auf die betreffende Partie des Buchs und in der Hoffnung, das Manuscript selbst bald gedruckt zu sehen, mit der einfachen Bemerkung, daß trotz der in der gegenwärtigen Fassung der erwähnten Theile des Systems scheinbar zu Tage tretenden größern Willkür des dialektischen Fortschritts oder vielleicht gerade wegen derselben die einzelnen Kategorien und ihre Verknüpfung im ganzen das Gepräge größerer Lebensfrische und Natürlichkeit an sich tragen als in der spätern nach einem selbst auferlegten, bestimmter formulirten Gesetz mit raffinirter Feinheit bis ins kleinste Detail ausgesponnenen „Wissenschaft der Logik". Den Geist der gegenwärtigen unentwickelten Methode charakterisirt der Biograph kurz folgendermaßen. Der Leitfaden, welcher der angeblichen Nothwendigkeit des Fortschritts eine thatsächliche Berechtigung verleiht, ist die Geschichte der vor-Hegel'schen Philosophie. Die Begriffe, hätte er sagen können, sind in Wahrheit so, wie sie zu einer bestimmten Zeit verstanden wurden, und sie werden in Wahrheit zu dem, was sie beim geschichtlichen Uebergange von System zu System wurden. Eine andere concrete Unterlage des fortschreitenden Reflectirens ist eine den Verstand begleitende Ahnung für die in Anschauung zurückreichenden Wurzeln der Begriffe und deren Verschlingung. Oft aber ist der Uebergang nur durch eine Vernichtung des concreten Inhalts der Begriffe möglich und blos

Digitized by Google

subjectiv durch das Spiel einer geistreichen Ideenassociation motivirt. Wir haben dem unsererseits nur hinzuzufügen, daß außer den genannten beiden jedenfalls auch noch andere reale Motive thätig gewesen sind, und zweifeln nicht, daß es mit der Zeit gelingen wird, dieselben in den äußern und innern Lebens- und Denkenbedingungen Hegel's nachzuweisen.

Um aber auf das allgemeine Bewußtsein nachhaltig einwirken zu können — so ist der weitere Gedankengang des Verfassers — mußte sich dieses Hegel'sche System einerseits mit dem allgemeinen Gange der deutschen Philosophie auseinandersetzen, und andererseits glücklicher formiren und innerlich disciplinirten. Daß dies geschah, verdanken wir der Uebersiedelung Hegel's nach Jena im Januar 1801. Dieser Schritt war für ihn epochemachend. Seine bisher ganz eigenthümliche Bildung mußte in die lebendige Strömung der geistigen Strebungen seiner Zeit eintreten, seine antike Weltanschauung der modernen näher rücken und sich daran läutern, und die tiefere Stammesverwandtschaft derselben mit dem Zeitgeiste sichtbar hindurchbrechen. Und da ist denn zunächst das Verhältniß seines Systems zu dem Schelling'schen entscheidend. Zwar mußten, zumal für Hegel selbst, gleich anfangs die Differenzen beider augenblicklich hervortreten; allein das Bedürfniß einer Formel zum Behuf des Verständlichwerdens bewog ihn, im Gegensatze gegen die kritische Philosophie zunächst von jeder Differenz zu abstrahiren und nur die Gemeinsamkeit der Grundanschauung, den ästhetischen, objectiven, vollendet systematischen Standpunkt hervorzuheben und seine Philosophie mit dem Schelling'schen Identitätssystem zu identificiren. Er that dies zuerst in der Mitte 1801 erschienenen „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie". Auch seine dissertatio pro venia legendi („De orbitis planetarum") war ein Kapitel aus der „Naturphilosophie". Unter solchen Umständen wuchsen die Interessen, das Philosophiren, die Wirksamkeit beider völlig in eins zusammen. Hegel, der wegen seiner Schwerfälligkeit nicht viel auf dem Katheder wirken konnte, vereinigte sich mit Schelling zur Herausgabe des „Kritischen Journal der Philosophie", dessen beide 1802 bei Cotta erschienene Bände das sprechendste Denkmal der vollkommenen wissenschaftlichen und persönlichen Union beider Männer sind. Drei Viertheile des ganzen Journals, und gerade die wahrhaft bedeutenden, rühren notorisch von Hegel her. Schelling's philosophische Kraft war bereits im Ermatten; aber Hegel ließ bisjetzt nicht nur nirgends das Gefühl seiner Präponderanz hervorblicken, sondern gestattete auch der Form des Schelling'schen Philosophirens einen entschiedenen Einfluß auf sich selbst. Dieser zeigt sich namentlich in dem 20 Bogen starken Manuscripte unter dem Titel „System der Sittlichkeit" (welches zur „Rechtsphilosophie" in einem ähnlichen Verhältnisse steht wie das frankfurter Manuscript zur „Logik", und auf das wir aus gleichem Grunde nicht näher eingehen können), wodurch er sein System vervollständigte. Diese Ethik ruht auf dem Grund seiner ganzen Denkweise: sie ist ihrem Inhalt nach eine Beschreibung, ihrer Form nach eine Absolutisirung des privaten und öffentlichen, des socialen, künstlerischen und religiösen Lebens der Griechen. Sie soll nicht etwa einen Theil der im frankfurter Manuscript vorangedeuteten „Geistesphilosophie" sein, sondern sie ist wesentlich diese Geistesphilosophie selbst. Den „subjectiven Geist" mochte Hegel dort in der „Metaphysik der Subjectivität" abgehandelt zu haben glauben; daß er aber nicht schon jetzt in Kunst, Religion und Philosophie eine noch höhere Manifestation des absoluten Geistes erblickte — wofür er sich später infolge des Gegensatzes zu den Lebensbedingungen der modernen Zeit, welcher ihn zwang, die Philosophie für eine noch wahrere Realisirung des Gedachten zu erklären, wenn auch stets noch hin- und herschwankend, entschied —, das ergibt sich theils aus dem innersten Motiv seiner Denkweise, theils aus dem Inhalt des Manuscripts, worin die sittliche Wirklichkeit des Staatslebens ausdrücklich als das absolut Absolute charakterisirt und gesagt wird, daß die intellectuelle Anschauung durch die Sittlichkeit und in ihr allein eine reale sei. Insbesondere geht sein angestrengtestes Bemühen darauf aus, die sich ihm immer von neuem wieder aufdrängende Idee des Göttlichen in die Objectivität des sittlichen Geistes zurückzubiegen. So namentlich in den an das Manuscript sich anschließenden Vorlesungen (aus dem Wintersemester 1802), wo der Religion lediglich eine historische Berechtigung zuerkannt und ausgesprochen wird, daß eine neue Religion erst wieder auf dem Boden des real existirenden Göttlichen, auf dem Boden einer vollendeten sittlichen Politie erwachsen könne. Aber auch die specielle Fassung des „sittlichen Geistes" beruht auf classischer Grundlage: die individuelle Sittlichkeit und das Recht werden lediglich in der umschließenden und übergreifenden Sittlichkeit des staatlichen Gesammtlebens gewürdigt. Hegel's Idealstaat ist bis in die Einzelheiten fast über die Schablone des Platonischen gezeichnet. Das das. Geistlein des Absoluten über dem Absolutsein des Geistes so völlig vergessen worden ist, darin hat man jedenfalls zum Theil den Einfluß der Schelling'schen Philosophie zu erblicken; ganz unverkennbar tritt aber dieser Einfluß in der Form hervor, einerseits in dem Mangel aller, wenigstens äußern Verknüpfung mit den beiden vorhergehenden Theilen des Systems, andererseits in dem subjectiven Anstrich der Dialektik und in der Art, wie ihr formelles Wesen, das factische Alterniren und Wiederzusammenbringen von Begriff und Anschauung, hier zuerst und nur hier ausdrücklich als die Seele der Methode bezeichnet wird, die Schelling'sche Constructionsmanier sich auf der Oberfläche ausbreitet, der absolute Geist und dessen Momente als absolute Indifferenz und deren Potenzen erschienen, und wie dadurch alles viel übersichtlicher, einfacher, schematischer, aber zugleich unlebendiger und äußerlicher wird. In etwas freierer Form und sachlicher Gliederung brachte Hegel diesen letztenworfenen Theil seines Systems in allgemeinen Umrissen zuerst vor die Oeffentlichkeit im letzten Aufsatze des „Kriti-

Digitized by Google

schen Journal": „Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts, seine Stelle in der praktischen Philosophie und sein Verhältniß zu den positiven Rechtswissenschaften", worin auch zuerst der Geschichte als der Realität des „Weltgeistes" Erwähnung geschieht und der Uebergangspunkt aus der Naturphilosophie angedeutet wird. Von seiner polemischen Seite, wodurch der empirischen und rationalistischen Behandlungsart des Naturrechts bei Kant und Fichte die speculativ philosophische, übergreifend vermittelnde entgegengestellt wird, erscheint dieser Aufsatz als ein Glied einer ganzen Kette kritisch polemischer Entwickelungen, durch welche sich Hegel mit dem vor-Schelling'schen sowie mit dem gleichzeitigen Philosophiren anderer auseinandersetzte. Dies war schon in der „Differenz" und in der Abhandlung „Glauben und Wissen oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität" geschehen und geschah noch in einer Reihe anderer Kritiken. Der principielle Standpunkt dieser Kritik ist die Ueberzeugung, einmal, daß die Philosophie wie die Vernunft nur eine, und sodann, daß diese eine Philosophie diejenige ist, welche von Anfang an im Absoluten feststeht, also das Identitätssystem. Die Forderung eines Beweises für die Berechtigung dieses Standpunkts wird mit souveräner Vornehmheit als eine Impertinenz und Bornirtheit des gemeinen Verstandes zurückgewiesen und alles Gegnerische schlechthin für gar nichts erklärt. Die Vertreter des „sogenannten gesunden Menschenverstandes", die Reinhold und Bardili, die Krug, Weiß und Rückert, tritt er mit schonungslosem Humor und Cynismus unter die Füße, aber auch gegen Kant, Fichte, Jacobi, Herder und Schleiermacher verfährt er nur in Ton und Manier etwas anders. Ueberhaupt empfängt Hegel's Wesen aus der Berührung mit Schelling die Farbe des romantischen Genialitätsbewußtseins. Die ästhetische Anschauungsweise tritt jetzt bei ihm in ihrer ganzen Einseitigkeit hervor, trübt sein Urtheil über große historische Erscheinungen und geistige Richtungen, und veranlaßt ihn sogar, den Katholicismus mit seinen objectiven Ordnungen und seiner künstlerischen Weihe über den Protestantismus zu erheben, dessen Wesen er irrthümlicherweise in unbefriedigter Sehnsucht findet.

Dies war aber auch der Höhepunkt des Einflusses, welchen Schelling und die Romantik auf Hegel ausübten. Die ganze Natur des letztern war nicht darauf angelegt, den Verirrungen der erstern weiter zu folgen. Der Kampf gegen sie, welcher sich schon früher im Stillen vorbereitet hatte, kam nach Schelling's Weggange von Jena zum Ausbruch. Es ging in Hegel's Geiste eine große Reaction vor: die bisher zurückgedrängte Reflexionsseite trat wieder mit aller Kraft hervor und er ging daran, sich nunmehr auch mit der Philosophie der Romantik auseinanderzusetzen. Vermittelt wurde diese Entscheidung durch Hegel's Vorlesungen, denen er sich seit dem Winter 1803 mit größerm Erfolge wieder zuwandte. Diese Thätigkeit nöthigte ihn zum ununterbrochenen äußern und innern Ausbau seines Systems, das er alljährlich als ein Ganzes vortrug, zwang zur schärfsten Aufmerksamkeit auf das der Reflexion Angehörige, insbesondere die Methode, und machte das Bedürfniß einer Erziehung zur Speculation, mithin einer Beweisführung vor der Philosophie fühlbar. Der Niederschlag nun der 1803—6 in seinem Geiste vor sich gehenden Entwickelung liegt in der 1806 vollendeten „Phänomenologie des Geistes" zu Tage. Gleich die Vorrede derselben ist ein ausführliches und gründliches Absageschreiben an die Romantik. Mit schonungsloser Strenge und Bitterkeit wendet Hegel sich hier und in seinen Vorlesungen gegen das Genialitätswesen überhaupt und charakterisirt die Philosophie der Begeisterung nach der ganzen Dürftigkeit ihres Inhalts und der ganzen Armseligkeit ihrer Methode; er selbst dagegen tritt ein für die Mächte der Bestimmung, des Maßes, der Form, des Begriffs, der Reflexion, läßt dem gesunden Menschenverstande wieder sein Recht angedeihen und dringt auf Allgemeinverständlichkeit der Philosophie. Auch hier ergänzt er die rein theoretische Angabe seines Standpunkts durch die geschichtliche Construction von dessen Berechtigung. Aus ihr ergibt sich die nunmehrige Formel für die Grundanschauung seines Systems: „Das Absolute ist Geist, sofern es ebenso sehr Subject wie Substanz ist", sowie der damit wesentlich identischen Methode, durch welche für das Erkennen des Absoluten vom Standpunkt der intellectuellen Anschauung das antithetisch-synthetische Verfahren der Wissenschaftslehre in Anwendung gebracht, d. h. überall von dem Ansichseienden ausgegangen, von da zum Andersein und Fürsichsein fortgeschritten und somit das Geistige zuletzt als an und für sich seiend in seiner Rückkehr zu sich begriffen wird. Die freilich als mislungen zu betrachtende Ausführung der hiermit ausgesprochenen Intention versuchte Hegel in der „Phänomenologie des Geistes".

Der Wunsch, den Leser an der Hand des Verfassers bis an die eigentliche Schwelle des fertigen Systems zu geleiten, hat uns leider, namentlich gegen das Ende hin, zu einer solchen Eile und Kürze genöthigt, daß das Charakteristische seiner Darstellungsweise fast gänzlich verwischt wird. Indeß wird auch diese äußerst gedrängte Skizze hinreichen, um den reichen Gehalt und die von Grund aus selbständige, im vollen Sinne des Worts echt historische Methode des vorliegenden Werks ahnen zu lassen. Um dem Biographen Hegel's vollkommen gerecht zu werden, bedürfte es eines genauern Eingehens auf seine genetische Entwickelung und Kritik des Systems selbst. Wir müssen aus äußern Gründen hierauf verzichten und schließen mit einigen kurzen Bemerkungen über seine Behandlung der Hegel'schen Rechts- und Geistesphilosophie. Zwei Punkte sind es, die hier in allen Theilen zunächst die Strenge der Kritik herausfordern: einmal der einseitig logisch-spiritualistische Charakter des Systems, welcher den ganzen lebendigen Inhalt des individuellen und geschichtlichen Geistes zu abstracten Gedankenbestimmungen verflüchtigt, und sodann die Kehrseite dieses Verfahrens, welche die Idee in der schlechtesten Wirklichkeit der Gegenwart realisirt findet. In letzterer

Digitized by Google

Beziehung handelt es sich nicht sowol um einen wissenschaftlichen Irrthum als vielmehr um den schnödesten Misbrauch der höchsten Thätigkeit des menschlichen Geistes, und das rücksichtslose Verdammungsurtheil des Biographen trägt hier überall den einschneidenden Stempel einer edeln sittlichen Entrüstung, wie man sie nicht anders von einem Manne erwarten kann, welcher klar begriffen hat, daß es keineswegs darauf ankomme, ob man überhaupt ein System oder eine Philosophie habe, sondern allererst darauf, daß „einmal wieder die sittlich-ideelle Form der Wissenschaft, das reine Organ alles Philosophirens, der Wahrheitssinn und der unbedingte Muth der Wahrheit geschärft und zur Anerkennung gebracht werden". Wenn wir aber auch rücksichtlich des erstern Punktes dem Verfasser vollkommen darin beipflichten müssen, daß die Philosophie der Zukunft zuvörderst in Kant'scher Weise von einer Kritik nicht blos der Vernunft, sondern der Totalität des menschlichen Wesens in allen seinen Erscheinungsformen auszugehen habe, so bedanken wir uns doch füglich, den alten Hegel allzu scharf deshalb zur Verantwortung zu ziehen, weil er sich etwas gar zu kühn mit dem Begriffe an einen für den Verstand incommensurabeln Geistesinhalt herangewage und diesen eliminirt hat. Im Princip ist dieser Tadel freilich vollkommen begründet; aber haben wir denn ein so entschiedenes Recht, den Spruch zu fällen? Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sind wir etwa über eine blos formelle Anerkennung der specifisch-religiösen Gemüthsvorgänge hinaus? Ist denn trotz alles Geredes von innern religiösen Erfahrungsthatsachen, trotz der unleugbaren Fortschritte der Psychologie, dieser „Naturwissenschaft" unter den psychologischen Disciplinen, trotz der mannichfaltigen Bereicherung der allgemeinen Religionsgeschichte auch nur ein Ansatz zu einer wahren Religionsphilosophie bemerkbar? Haben sich die neuesten Versuche dieser Gattung etwa in irgend bedeutsamer Weise über das Hegel'sche Niveau erhoben? Das ist die eine Erwägung, die unsern Tadel ermäßigen muß. Hieran schließt sich aber noch eine andere: jene der absoluten Bewältigung durch die Begriffsform unzugänglichen organischen geistigen Gebilde sind nur zu oft von einem fremdartigen Unkraut durchwachsen und sogar überwuchert, welches wir einstweilen mit dem Namen „Autorität" bezeichnen wollen, und da ist es denn nicht selten ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft, wenn der ungeduldige Verstand einige gesunde, körnerreiche Aehren mit dem Unkraut zusammen in den feurigen Ofen der Kritik wirft. Endlich aber ist es bei dem organischen Zusammenhange aller Erscheinungsformen des Geistes nicht anders möglich, als daß auch in einzelnen Kategorien der realern Geistessphären das begriffliche Element besonders auffallend hervortritt. Wir vermögen daher z. B. den allerdings sehr milden Tadel nicht zu unterschreiben, welcher nach Haym den Philosophen deshalb treffen soll, weil er einmal die Kunst an sich selbst, das andere mal an ihrer Begrifflichkeit messe und vom ersten Gesichtspunkte aus die classische, vom letztern die romantische Kunstform als die höchste erscheinen lasse. Wenn irgendwo, so ist gerade hier unserer Ansicht nach Hegel mit der unbefangenen Hingebung an das Sachliche zu Werke gegangen, welche man sonst nur zu häufig bei ihm vermißt. Ja, wir bekennen uns sogar offen zu Hegel's Meinung, daß die romantische Kunstform den Begriff der Kunst bereits um etwas überschreite, weil wir mit ihm dafür halten, daß es etwas Höheres gebe, als die schöne Erscheinung des Geistes in sinnlicher Gestalt, die Erscheinung dieses Geistes nämlich in begrifflicher und in bewußter sittlicher Gestalt. Um es rund herauszusagen, wir glauben, daß, wohlverstanden der Form nach — denn der Inhalt ist dem Menschen in jeder Gestalt von außen gegeben — die Wissenschaft eine höhere Sphäre der Geistesthätigkeit sei als die Kunst, und daß derjenige, welcher den gesammten Inhalt eines Kunstwerks begrifflich birgt, unendlich reicher ist als der Künstler, welcher dasselbe producirt. *) Wir wollen mit dieser Ueberzeugung um so weniger zurückhalten, als gerade heutzutage viele Künstler und Kunstkritiker die Kunst als das letzte und sicherste Asyl des bedrohten Idealismus betrachten, ohne zu bedenken, daß es vielleicht weniger die geistige und ideale als vielmehr die sinnliche und genießliche Seite dieser Geistessphäre ist, welcher sie noch ihre Gunst bei einem großen Theile der Zeitgenossen verdankt. Uns scheint es ein unsterbliches Verdienst der Hegel'schen Philosophie zu sein, daß sie trotz der falschen Stellung des sogenannten „absoluten Geistes" im Gesammtsystem das gegenseitige Verhältniß von Religion, Kunst und Wissenschaft für alle Zukunft fixirt hat, und wir haben nur ungern die Anerkennung desselben bei Haym vermißt. Auch sonst noch hätten wir gern hier und da den Tadel durch eine kleine Anerkennung modificirt gesehen. Trotz alledem aber muß es dieser Biographie als ein ganz besonderer Vorzug nachgerühmt werden, daß sie den dauernden Werth dessen, was Hegel für die Wissenschaft geleistet hat, überall bereitwillig anerkennt, und wenn den Verfasser am Schlusse „beim Anblick der Trümmer eines großen Gedankengebäudes ein niederschlagendes Gefühl" beschleicht, ein Gefühl, welches sich hier noch „durch das unvermeidliche Eingeständniß steigert, angesichts eines übermüthigen und siegreich vordringenden Feindes eine letzte Schanze geräumt zu haben, hinter welcher der Glaube an das Recht der Vernunft und der Freiheit eine lange Zuflucht vor ihren Verächtern und vor den gedankenlosen Repristinationstendenzen der Gegenwart gefunden hat, ohne eine neue an ihrer Stelle aufzuführen", so versteht er wenigstens in Bezug auf die Sache dieses niederschlagende Gefühl vollkommen zu bemeistern; was aber die Person Hegel's betrifft, so sei es uns erlaubt mit der Versicherung zu schließen, daß dessen Recht auf einen der hervorragendsten Plätze im Pantheon des deutschen Volks durch die unparteiische Schilderung und rücksichts-

*) Hiernach würde ja zuletzt wol jeder Interpret des Goethe'schen „Faust", der dessen gesammten Inhalt „begrifflich" birgt, sich einbilden dürfen, unendlich reicher zu sein als der Dichter des „Faust"?! D. Red.

Digitized by Google

loſe Kritik ſeines jüngſten Biographen unzweifelhafter feſtgeſtellt worden iſt, als durch alle Panegyriken ſeiner frühern Vergötterer und Nachtreter.

Wir hoffen den Verfaſſer bald wieder auf gleichem Gebiete zu begegnen. Iſt uns ein wohlgemeinter Vorſchlag geſtattet, ſo dürfte der Biograph Wilhelm von Humboldt's und Hegel's dem deutſchen Volke im gegenwärtigen Augenblicke kein ſchöneres Geſchenk bieten können, als ein Lebens- und Charakterbild Fichte's. Wir glauben uns nicht zu täuſchen, wenn wir behaupten, daß dieſer Vorwurf ſeinen eigenen Neigungen ungleich congenialer ſein würde als der gegenwärtig behandelte.

Vorſtehendes war bereits niedergeſchrieben, als uns die Schrift:

Apologie Hegel's gegen Dr. R. Haym von Karl Roſenkranz. Berlin, Duncker und Humblot. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

zu Händen kam. Dieſe Apologie iſt freilich blos eine Kritik des Haym'ſchen Werks und jedenfalls ein neuer Beweis von der anerkennenswerthen Pietät des Verfaſſers gegen ſeinen großen Meiſter, aber auch ein neuer Beweis von der Leichtigkeit, mit welcher dieſe Pietät ſich zu ungerechten Urtheilen über Andersdenkende fortreißen läßt. Ein unbefangener Vergleich zwiſchen dem durchaus ruhigen und ſelbſtgewiſſen Tone, welcher in Haym's Biographie, und dem heftigen und erbitterten Tone, welcher in Roſenkranz' Apologie herrſcht, iſt nicht geeignet, im voraus zu Gunſten der letztern einzunehmen. Insbeſondere liegt in der wiederholten Verſicherung, daß „Dr. Haym" oder „Herr Haym" jedenfalls bona fide gehandelt habe, eine verſteckte Inſinuation, welche ſich der ſo ehrenwerthe Apologet nur in der Hitze der erſten Aufwallung erlauben konnte.

Natürlich heftet ſich die Kritik Roſenkranz' hauptſächlich an den von uns oben nur vorübergehend berührten zweiten Theil der Haym'ſchen Biographie. Daß wir ſelbſt gegen den Inhalt dieſes zweiten Theils manches einzuwenden haben, daß wir viele tadelnde Ausſprüche in demſelben zu ſcharf und zu unbedingt finden und daß wir in mancher Beziehung das unſterbliche Verdienſt Hegel's nachdrücklicher hervorgehoben wünſchten, das haben wir oben wol hinlänglich ausgeſprochen. Wir können daher auch Roſenkranz in vielen einzelnen Bemerkungen, nachdem wir dieſelben auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben, herzlich gern beipflichten. Im ganzen und großen aber handelt es ſich um einen diametralen Gegenſatz der Standpunkte, und da können wir nicht umhin, ganz entſchieden auf die Seite Haym's zu treten. Roſenkranz vermag ſich nur zu denken, daß Haym's „ganzes Buch ein unglückſeliger Irrthum, ein Product falſch ſehender Verſtimmung iſt. Nicht der Wiſſenſchaft bedurfte Haym, ſondern einer politiſchen That. Nach einer ſolchen lechzt er in ſeinem Pathos. Statt ihrer ſchrieb er dies Buch — zufällig über Hegel, und ſo mußte es ein krankhaftes werden." Hierin liegt in der That etwas Wahres; aber weit entfernt, dieſe Verſtimmung für unberechtigt zu erklären, erblicken wir darin nichts anderes als jenen geſunden ſittlichen Drang, welcher von jeher das wirkſamſte Motiv zur Ueberſchreitung einer faulen Stufe des religiöſen, äſthetiſchen oder wiſſenſchaftlichen Zeitbewußtſeins geweſen iſt. Wir brauchen auf dieſe Frage nicht nochmals näher einzugehen, weil wir den Leſer oben hinreichend über Haym's Ausgangs- und Zielpunkte aufgeklärt zu haben glauben. Wer freilich ein ſolches ſittliches Bedürfniß nicht verſpürt, wer ſich durch die Hegel'ſche Philoſophie in der Totalität ſeines Gemüths befriedigt findet, und wer die unſeligen Wirkungen ihrer Herrſchaft über den deutſchen Geiſt überſieht, der kann in jenem moraliſchen oder politiſchen Unbehagen nur etwas Fremdartiges und Ungehöriges erblicken und ermangelt des Verſtändniſſes für den durch die Bedürfniſſe einer neuen Zeit, durch die Bedürfniſſe der nächſten Zukunft bedingten ſittlichen Maßſtab. In einer ſolchen Lage iſt Roſenkranz, der ſtrebſame und freiſinnige, Haym gegenüber allerdings nur theilweiſe, aber theilweiſe iſt er es unleugbar. Den Reſt der Differenz erklärt ſodann eine verſchiedene Auffaſſungsweiſe des Syſtems. Es verhält ſich ja überhaupt mit philoſophiſchen Syſtemen gerade ſo wie mit religiöſen Glaubensbekenntniſſen: der Ungläubige, welcher ſich auf ſich ſelbſt geſtellt hat, iſt zuweilen ſogar da abgeneigt, eine Uebereinſtimmung anzuerkennen, wo dieſelbe vielleicht wirklich vorhanden iſt, während umgekehrt der Gerngläubige dieſe Uebereinſtimmung auch im Unvereinbaren nachzuweiſen ſucht. Bietet nun überdies eine Philoſophie überall eine doppelte Seite dar wie die Hegel'ſche, und macht ſich darin trotz aller Formfeſſeln fortwährend die Natur der Dinge geltend, ſo iſt ein derartiges gegenſeitiges Misverſtändniß nur um ſo erklärlicher, wie es denn auch Roſenkranz bei ruhigerer Ueberlegung keineswegs ſo ſtaunenswerth und verdammlich finden wird, daß Haym auf Hegel's Verirrungen und Beſchränktheiten ein größeres Gewicht gelegt hat, als er ſelbſt zu thun geneigt iſt.

Daß „Haym die Hegel'ſche Philoſophie in die Geſchichte des philoſophirenden Individuums Hegel auflöſen" will, dagegen hat natürlich Roſenkranz dieſelbe Antipathie wie jeder Hegelianer gegen die wahrhaft geſchichtliche Methode. Sein Vorwurf, daß jener deshalb auf das eigentlich Speculative wenig eingehe, hat nur den Sinn, daß der Biograph innerhalb der ihm geſteckten engen Grenzen ſein richtiges genetiſches Verfahren aus rein äußerlichen Gründen nicht weiter ins Einzelne verfolgen konnte, wie wir ſchon oben angedeutet haben. Dies gilt ganz beſonders von der Logik, deren hiſtoriſche Analyſe für ſich allein ein ausführliches Werk erfordern würde. Roſenkranz hat aber keinen Grund, Haym Misverſtändniß des logiſchen Begriffs und ſeines Verhältniſſes zum Abſoluten vorzuwerfen. Die Anklage, im Dualismus befangen zu ſein, wird der letztere fürs erſte ruhig hinnehmen: welche ehrliche Philoſophie wäre heutzutage nicht dualiſtiſch? Auch tadelt Haym nicht den Dualismus am Hegel'ſchen Syſteme, ſondern vielmehr

Digitized by Google

die Zweideutigkeit, d. h. das unaufhörliche Beſtreben, den Dualismus zu bemänteln und zu verbergen. Daß „Natur und Geiſt, ohne das logiſche Element als ein ihrer Realität immanentes Moment zu beſitzen, vernünftig ſein können", ein ſolcher alles Denken überhaupt aufhebende Gedanke kommt natürlich auch Haym nicht bei, aber mit Recht leugnet derſelbe, daß man mit einem logiſchen oder metaphyſiſchen Syſtem dem ganzen reichen Inhalt der Wirklichkeit beikommen könne, und mit nicht geringerm Recht leugnet er die Fähigkeit gerade des Hegel'ſchen Syſtems der Logik zur Leiſtung dieſer Aufgabe. Wer das obreptoriſche und ſurreptoriſche Verfahren der Hegel'ſchen Dialektik kennt, und weiß, daß die Hegelianer zwar feſt auf jede Kategorie des Meiſters ſchwören, aber niemals genau auf demſelben Wege zu ihr gelangen und ſie genau in demſelben Sinne auffaſſen, der wird es vollkommen in der Ordnung finden, wenn Haym von Manövern, Capriolen, Taſchenſpielerkunſt u. ſ. w. ſpricht. Uebrigens iſt das Verdienſt, welches derſelbe dem Hegel um die Entwickelung der Logik zuſchreibt, groß genug; er rühmt ihm nach, die formelle Logik definitiv in ihre Schranken zurückgewieſen und zuerſt, wenn auch noch unvollkommen, die dialektiſche Natur des Geiſtes conſtruirt zu haben. Haym ſagt:

In der Schule der angeblich reinen Vernunft und der angeblich abſoluten Methode iſt vielen der Sinn und das Geſchick für diejenige Erkenntnißweiſe aufgegangen, die überall ein Lebendiges, Ganzes und Begeiſtertes erblickt und dies nicht anders als mit lebendigem und ganzem Geiſte glaubt bewältigen zu können. Der Urheber oder doch der erſte wirkſame Vermittler einer ſolchen Revolution geweſen zu ſein — durch welche Mittel und durch welche Irrthümer auch immer —, das, ſicherlich, iſt etwas Großes. ... Allein nicht nur, daß ſich Hegel an Abſtractionskraft, an Scharfſinn und Zähigkeit des Denkens ſehr wohl mit ſeinem Rivalen (Herbart) meſſen kann, ſo liegt ſeine Größe gerade in dem Muth, das Geſetz des Verſtandes zu brechen und zu biegen. Das macht: er allein hat den großen Inſtinct gehabt, die geiſtigen Mächte, welche durch unſere claſſiſche Poeſie in der Nation erwachten, zum Stehen zu bringen, ſie in den Dienſt der Philoſophie zu ziehen und ſie auf dieſe Weiſe in die wiſſenſchaftliche Denkart des Jahrhunderts zu weiterer Läuterung hineinzuſenken. Er war vielleicht nicht durchaus der größere Denker: er war gewiß der größere Philoſoph.

Mit einer ſolchen bedingten Anerkennung iſt aber Roſenkranz nicht zufrieden; ja, er benutzt dieſelbe, um den Biographen eines Widerſpruchs zu zeihen, der gar nicht vorhanden iſt, wie ſich aus einer gewiſſenhaften Vergleichung der angeführten Stellen ergibt. Aber auch im ganzen und großen waltet keineswegs der Widerſpruch, welchen Roſenkranz zu finden glaubt. Daß ein Mann in der wiſſenſchaftlichen Entwickelung von welthiſtoriſcher Bedeutung ſein und dennoch die gröbſten Irrthümer vertreten kann, lehrt unter anderm das Beiſpiel Rouſſeau's, der durch ſeinen „Emile" und „Contrat social" vielleicht mehr gewirkt hat als irgendein Schriftſteller vor ihm und nach ihm, und dem gleichwol jetzt jeder Schulknabe die Verkehrtheit ſeiner pädagogiſchen und politiſchen Prineipien nachzuweiſen im Stande iſt. Was ferner den angeblichen Widerſpruch in der ſonſtigen Charakterſchilderung betrifft, ſo gehen wir nicht darauf ein, weil Roſenkranz ſelbſt den einzig richtigen Erklärungsgrund deſſelben beigebracht hat.

Ebenſo wenig können wir uns auf die einzelnen Punkte der Roſenkranz'ſchen Kritik einlaſſen. Wären ſie auch richtig, ſie würden doch für das Ganze wenig beweiſen. Sie ſind aber zum großen Theil nicht einmal richtig. Wie man z. B. auch Hegel's Verhalten zu den nationalen und politiſchen Intereſſen ſeines Volks deuten möge, gerechtfertigt kann daſſelbe nie werden, da im günſtigſten Falle noch der Eindruck einer ſchmählichen ſittlichen Indifferenz zurückbleibt, die einem Manne von der geiſtigen Größe Hegel's weniger als irgendeinem andern zu verzeihen iſt. Die Frage aber, ob in einem beſtimmten Falle ein wiſſenſchaftlicher Irrthum oder eine ſittliche Corruption anzunehmen ſei, iſt unter allen Umſtänden ſchwer zu beantworten und nur mit großer Vorſicht zu entſcheiden; dieſe Rückſicht hat der Biograph auch keineswegs außer Augen gelaſſen, da er Hegel nirgends einer unbedingten Unſittlichkeit, eines gefliſſentlichen Zuwiderhandelns gegen ſeine beſſere Ueberzeugung beſchuldigt, ſondern deſſen bedauerliche Wandlungen vielmehr aus der ſittlichen Haltloſigkeit ſeiner philoſophiſchen Weltanſchauung erklärt. Dieſen Vorwurf gegen das Syſtem zu mäßigen, hatte der Biograph in gegenwärtiger Zeit weniger als jemals Beruf, und ſo bereitwillig wir dem Apologeten unſererſeits zugeſtehen, daß jener den unſterblichen Leiſtungen des Meiſters auf allen Gebieten der objectiven und abſoluten Geiſtesphiloſophie noch größere Gerechtigkeit hätte angedeihen laſſen ſollen, ſo finden wir doch ſo exorbitanten Behauptungen Roſenkranz' gegenüber wie die, daß Hegel in der Geſchichtsphiloſophie nie das Subjective und Individuelle misachtet habe, die entgegengeſetzte, wenn auch bei weitem nicht ſo grelle Einſeitigkeit Haym's faſt gerechtfertigt. Hegel ſoll nach Roſenkranz „an der Individualität großer Menſchen eine unendliche Freude gehabt" haben. Ja wohl, an der Individualität großer Menſchen, aber nie an der Individualität edler Menſchen, und auch an der Individualität großer Menſchen nur, wenn dieſe großen Menſchen zugleich glückliche Menſchen waren. Seine ganze Philoſophie der Geſchichte iſt eine Expoſition jenes berüchtigten Worts des Brennus: Vae victis! Und da nun das Vae victis, Gott ſei's geklagt, auch das Loſungswort unſerer Tage iſt, da die Wiſſenſchaft ſo gut wie das gemeine Leben der vollendeten Thatſache huldigt und wir, nachdem uns Droyſen einen verhegelten Alexander gegeben hatte, nunmehr auch durch Mommſen einen verhegelten Cäſar erhalten haben und allem Anſchein nach ruhig zuwarten müſſen, ob uns vielleicht ein Engländer von dem letztern ebenſo gründlich wie Grote von dem erſtern befreien wird, ſo fühlen wir uns keineswegs zu einem herben Tadel Haym's berufen, weil derſelbe in gegenwärtigem Augenblicke bei ſeiner Beurtheilung Hegel's überhaupt und der Philoſophie der Geſchichte insbeſondere vor allem Freiheit und Recht der Subjectivität, d. h. der wahren, reellen Subjectivität, betont hat.

Digitized by Google

So ungern wir gegen einen Mann von Rosenkranz' wissenschaftlicher und sonstiger Bedeutung, die jedoch zum geringsten Theile auf seinem specifischen Hegelianismus beruht, in dieser Weise polemisiren, so können wir bei unserer Ueberzeugung von dem echt künstlerischen Werthe der Haym'schen Biographie doch nicht umhin, mit der Bemerkung zu schließen, daß ein wahrer Künstler auch mit wenig „Farbentöpfen" ein vollkommenes Gemälde herzustellen vermag, wenn er nur die Farben gehörig auf der Palette mischt, während ein anderer so viel Farbentöpfe vor sich stehen haben kann, wie die Hegel'sche Logik Kategorien zählt, und doch kein Gemälde zu Stande bringt, weil er, wie viele Hegelianer, lediglich über die Schablone pinselt. Uebrigens empfehlen wir das Rosenkranz'sche Schriftchen allen Lesern der Haym'schen Biographie zu unbefangener Prüfung und Berichtigung mancher Einzelheiten; den hohen Werth der letztern wird es kaum zu schmälern im Stande sein. 7.

Zur Geschichte und Kriegsgeschichte Oldenburgs.

Militärische Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geschichte des oldenburgischen Contingents von Louis von Weltzien. Oldenburg, Schulze. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber der Reiche'schen Memoiren übergibt seinen Kameraden und Landsleuten eine Geschichte des großherzoglichen Truppencorps und als deren Einleitung eine Skizze der Hauptmomente aus Oldenburgs Vorzeit, die Frucht einer Reihe von Studien, zu welcher der Verfasser bei seinem Unternehmen nothwendig geführt wurde. In seinem bescheidenen Vorworte verzichtet er für das Werk ausdrücklich auf den Namen einer Kriegsgeschichte, weil die kriegerischen Begebenheiten, welche von dem großherzoglichen Contingente berichtet werden konnten, leider zu unbedeutend seien, doch meint er, sie würden in Ermangelung einer reichern Tradition und als Vorspiel und Einleitung einer hoffentlich nicht zu lange ausbleibenden Kriegsgeschichte in ihren Einzelheiten wol einiges Interesse in Anspruch nehmen. Wir haben das ganze Werk als Frucht eines ernstern Bestrebens mit Interesse gelesen.

Auf historischer Basis ist der Stoff in sieben Zeitabschnitte getheilt. Im ersten werden die frühesten Jahrhunderte, von der Anwesenheit der Römer bis zur Auflösung des fränkisch-karolingischen Reichs 888 besprochen, besonders die Wehrverfassung des letztern; der zweite enthält die Zeit bis zur Zersplitterung des sächsischen Herzogthums 1180, in welcher zu Heinrich's des Löwen Zeit Graf Christian der Streitbare als der erste erscheint, der sich und sein Besitzthum nach dem damals eben befestigten Oldenburg genannt hat. Die bremische Reimchronik Renner's sagt von ihm:

Tho Oldenborch Graf Christian,
De was ein löflich Kriegesmann,
Em was Recht leef und Unrecht leidt,
Dat iß ein zierlik Ummekleidt.

Der dritte Abschnitt schildert die Jahrhunderte bis zur Besitznahme des Stad- und Budjadingerlandes 1517. Wir lesen hier die tapfern und furchtbaren Kämpfe gegen die Stämme der Friesen. Das gemeinsame Band der sieben Seelande hatte sich zwar schon gelockert, die ehemaligen, aus freier Volkswahl hervorgegangenen Richter waren Häuptlinge geworden und hatten die frühern freien Gemeinden allmählich in „Herrlichkeiten" verwandelt. Aber die Kraft des harten Seevolks war darum noch nicht gebrochen und gewann noch manchen Sieg gegen die benachbarten Fürsten und Herren, bis sie erlag. Wir empfehlen dies Kapitel ganz besonders. Im folgenden Abschnitt wird die neue Zeit bis 1667, bis zum Tode des Grafen Anton Günther dargestellt, welcher sein Land vor der Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege und damit vor den Greueln desselben thunlichst bewahrte. Zuerst wird die damalige Reichskriegsverfassung dargestellt. In der ersten Matrikel von 1422 war Oldenburg zur Gestellung eines Mannes verpflichtet, was bis 1547 nach und nach auf 10 Mann zu Roß und 44 Mann zu Fuß erhöht wurde. Statt der Mannschaft konnte auch Geld verlangt werden, und zwar ein monatlicher Sold, 12 Gulden für den Reiter, 4 Gulden für den Fußknecht: dies hieß ein Römermonat, von den frühern Römerzügen. Die Grafen von Oldenburg hatten aber bis 1525 weder Truppen noch Geld hergegeben, ebenso wenig für das Reichskammergericht den sogenannten Kammerzieler gezahlt, bis sie durch die Reichsacht dazu gezwungen wurden. Im Lande bildeten sie ihre monarchische Gewalt immer weiter aus und suchten die Wehrhaftigkeit der Bürger und des Landvolks bei den „gefährlichen Zeitläufen" (Ende des 16. Jahrhunderts) zu erhöhen. Mannzahl, Harnisch- und Wehrbeschauung, Landfolge wurde geregelt. Im Anfang des Dreißigjährigen Kriegs, als dieser sich nach Niedersachsen gespielt, blieb allerdings Oldenburg nicht ganz verschont, Mansfeld's und Tilly's Truppen suchten es heim und erst 1631 gelang es, von beiden Seiten, Kaiserlichen und Schweden, die Neutralität anerkannt zu sehen. Zur Charakteristik damaliger Zustände erzählt der Verfasser, daß Oberst Karpezan seine Frau wegen angeblichen Ehebruchs vor das Kriegsgericht seines Regiments gestellt und durch dessen Freiknecht habe enthaupten lassen. Der fünfte Abschnitt hat es mit der dänischen Zeit zu thun: das Land fiel nämlich nach dem kinderlosen Tode des Grafen Anton Günther an den König Friedrich III. von Dänemark. Die neue Regierung ließ die Wehrkraft des Landes durch eine Commission untersuchen, verstärkte die Befestigungen von Oldenburg und Delmenhorst und muthete der erstern Stadt dänische Einquartierung zu.

Oldenburg hatte damals seine fünf Bürgercompagnien und sein eigenes Geschütz. Einige ergötzliche Züge von dieser weiland Bürgerwehr lesen wir. Die gesammte Wachtmannschaft wurde bald permanent, drei Stadtcorporale mit zwölf Mann, nebst zwei Reservemännern versahen den Dienst und wohnten gleich in den Wachthäusern, von wo sie nur durch den Tod abgelöst wurden. Die Wehrpflicht haftete nicht mehr an der Person, sondern auf dem Hause, also oft auf Witwen, die sich einen Stellvertreter schafften. War eine zu arm, so erschien sie auch wol selbst mit Gewehr und Patronentasche ihres Seligen beim Appell. Im Jahre 1704 wurde aber eine ordentliche Landmiliz errichtet von zwei Bataillonen zu vier Compagnien, deren Organisation der in andern Ländern ähnlich und ganz zweckmäßig war, aber nicht ebenso ausgeübt wurde. Die im Jahre 1681 veränderte Kriegsverfassung des Deutschen Reichs, welche dann bis zu dessen Auflösung bestand, hatte für das auf 40000 Mann normirte Simplum des Reichsheers das Contingent von Oldenburg auf 280 Mann zu Fuß und 137 Reiter erhöht. Dänemark wußte sich aber während des Siebenjährigen Kriegs neutral zu halten, was Oldenburg zugute kam. Als der bekannte Tractat die Grafschaften zur Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem Hause Holstein-Gottorp an die ältere Linie desselben brachte, welche mit Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, erwartete man allgemein in dem Fürstbischof von Lübeck von der jüngern Linie einen russischen Gouverneur zu erhalten: er überkam jedoch das Land als selbständiger Souverain. Seine und seines Nachfolgers Peter Friedrich Ludwig Regierung, 1774—1829, füllt den sechsten Abschnitt des Werks. Das Nationalregiment, zuletzt zwölf Compagnien stark, war schon 1763 bis auf ein Wachtcommando aufgelöst worden, und nur eine Invalidencompagnie ging an die neue Regierung über. Ihr Hauptmann und ältester Lieutenant zählten zusammen 160 Lebensjahre. Schon 1775 wurde daher die Errichtung eines neuen Infanteriecorps von einer Compagnie beschlossen, welche unter dem Commando eines Kapi-

Digitized by Google

tâns von Knobel auch sofort organisirt wurde und zum Ehrenwachtdienst wie zur Unterstützung der Polizei, unter dem Namen ihres Chefs, auch wol scherzhaft „Knobsgarde“ geheißen, bis 1809 bestand. Die Rheinbundsacte machte jetzt die Formation eines zu wirklich kriegerischer Verwendung geeigneten Corps nothwendig, das auf sechs Compagnien, nach französischem Muster eine Grenadier-, vier Füsilier-, eine Schützencompagnie, bestimmt war. Als Oldenburg 1811 dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde, nahm ein Theil des Officiercorps seine Entlassung, die übrigen traten mit der betreffenden Mannschaft unter französische Fahnen und formirten mit den Conscribirten des Departements der Wesermündungen das 129. Regiment. Der Verfasser gibt uns die Namen der Officiere und Militärbeamten, welche von 1775—1809 im Knobel'schen Corps und dann bis 1811 im Rheinbundscontingent gedient haben.

Wir lesen nun die Schicksale des 129. Regiments. Der Verfasser schildert mit patriotischer Entrüstung die Gewaltmaßregeln der Napoleonischen Militärdespotie und die Drangsale des Landes infolge der Volksbewegungen Anfang 1813, als die drei hanseatischen Departements und alle auch das Arrondissement Oldenburg, außer der Constitution und dem Schutz der Gesetze erklärt und der Willkür einer Militärregierung überlassen wurden, wobei niemand seines Eigenthums, seiner Freiheit und seines Lebens sicher war. Die Völkerschlacht von Leipzig setzte der Noth endlich ein Ziel und der Herzog kehrte am 27. November 1813 in seine Staaten zurück. Seine Sorge für die Landesbewaffnung, welche sofort auf allgemeine Wehrpflicht hafte wurde, fand jedoch einige Hemmnisse in der geringen Neigung der Oldenburger zum Militärstande, eine natürliche Folge der in allen frühern großen Kriegen bewahrten Neutralität, wodurch alle kriegerischen Traditionen im Volke fehlten, an welchen sich das Interesse für den Kriegesstand entzündet und belebt. Alles mußte überdem neu geschaffen werden, auch Waffen mangelten und so war 1814 das oldenburger Contingent, wie das einiger sämmtlicher deutschen Staaten, das nicht mobil gemacht wurde. Die Organisation desselben wurde aber durch den neuen Chef, den Oberst Wardenburg, der, ein geborener Oldenburger, aus der russisch-deutschen Legion in den vaterländischen Dienst zurücktrat, wesentlich gefördert. Wir erfahren die lebensschicksale dieses ausgezeichneten Officiers, welcher hierauf fast 24 Jahre an der Spitze des Regiments Oldenburg stand. Dasselbe nahm endlich theil am Feldzuge von 1815, wenn auch erst nach der Schlacht von Waterloo, es gehörte zur anhalt-thüringischen Brigade und wurde bei den Unternehmungen gegen Bouillon, Sedan und Mézières verwendet, vor welcher letzterer Festung ein Gefecht sich auszeichnen. Wir heißen alle solche Beiträge zur Kriegsgeschichte, die ins Detail gehen und zuverlässig wie die vorliegenden sind, willkommen. Daß die Operationen, nachdem Paris seit dem 7. Juli besetzt und ein Friedensschluß täglich zu erwarten war, von den Führern der kleinen Contingente nicht mehr mit besonderer Kriegslust unterstützt wurden, wird hier eben gesagt und ist wohl erklärlich. Oberst Wardenburg machte energische Vorstellungen gegen den seinem Regiment zugedachten Sturm auf Montmédy und dieser wurde in der That den Preußen und Waldeckern überlassen. Diese drangen allerdings bei Nacht in Medibas ein, das am Fuße der Felsenfeste liegt, wurden aber so beschossen, daß sie, gewiß ein seltsamer Fall, eine Capitulation abschlossen, um den erstürmten Platz wieder verlassen zu können. Der Friede brachte die Ordre zum Rückmarsch und auch bei dem oldenburgischen Contingente wurde die Erinnerung an den Feldzug durch Auszeichnungen mancher Art geehrt. Personalien und innere Organisationsverhältnisse füllen die nächsten Blätter. Die Bundeskriegsverfassung hatte das Contingent Oldenburgs auf 2178 Mann bestimmt, wobei 311 Mann Cavalerie und eine halbe Batterie; letztere wurde aufgestellt, die Cavalerie jedoch erst unter den folgenden Regierungen, deren Geschichte den siebenten Abschnitt des Werks füllt.

Der Großherzog Paul Friedrich August, der im russischen Feldzug selbst mit Auszeichnung gedient hatte, widmete dem Truppencorps seine besondere Sorgfalt, indem er es, der neuen Zusammensetzung des zehnten Armeecorps entsprechend, in eine Brigade von zwei Infanterieregimentern und einer leichten Fußbatterie organisirte und in möglichst schlagfertigen Zustand setzte, was freilich im Lande, bei den vorwaltenden Ansichten über das Militärwesen wenig Zustimmung fand. Auch dem Militärbildungswesen widmete er seine Fürsorge. Im Jahre 1835 wurde die Convention mit den drei Freien Städten wegen Vereinigung der Contingente zu einer gemeinschaftlichen Brigade unter einem Oberbefehlshaber auch im Frieden — das erste Beispiel in Deutschland! — abgeschlossen. Diese Brigade concentrirte sich zweimal 1837 und 1840; 1843 wurde das ganze zehnte Armeecorps zu gemeinschaftlichen Uebungen zusammengezogen, welche allgemeine Anerkennung fanden. Ihr günstiger Einfluß erstreckte sich auch in die Zukunft und erleichterte in hohem Maße 1848 die Verwendung der Corps im dänischen Kriege. Das oldenburgische Contingent war mittlerweile verstärkt worden und hatte seit 1834 ein neues Exercirreglement bekommen, wodurch die zweigliederige Stellung eingeführt und die Flügelrüge zum Treffen bestimmt wurden. Die „Strömung“ des Jahres 1848 brachte auch Oldenburg eine constitutionelle Staatsform und äußerte durch sie, wie überall, die Abneigung des Militärs. Von unserm Standpunkte aus, d. h. von dem eines alten Soldaten, können wir darin kein Heil für das Kriegswesen, namentlich der Kleinstaaten, erblicken, welches durch leidschende Beschränkung, wie der Verfasser sich ausdrückt, physisch und moralisch darunter leidet.

Indessen brachte das Jahr 1848 den oldenburgischen Truppen auch etwas Gutes: einen frischen Feldzug gegen ehrliche Feinde, welcher auch für andere nach all dem Erlebten wie klare Himmelsluft erquickend wirkte. Wir leben hier einen gewissenhaften und erfreulichen Beitrag zur Geschichte des dänischen Krieges. Der Verfasser sagt über die Theilnahme seines Truppencorps: „Die Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 haben der Brigade zwar keine Gelegenheit geboten, besondere Lorbeern einzupflücken, die ja überall in diesem Kriege nicht zu gewinnen waren, doch haben sie zur Erhöhung der Kriegsbrauchbarkeit entschieden beigetragen.“ Die Bemerkte, die er der Kriegsleitung macht, wollen wir unerörtert lassen, jedenfalls wird der unparteiische Leser die besondern Verhältnisse berücksichtigen und sich, wenn er die verschiedenen Berichte, namentlich über die ersten Operationen, verglichen hat, ein selbständiges Urtheil darüber bilden, was zu erreichen war und was versäumt worden ist. Die Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs in den Bethesten des preußischen Militärwochenblattes harrt aus verschiedenen Gründen noch ihrer Vollendung: ihr Verfasser wird auch in seiner neuen Stellung damit noch nicht vorgehen. Die taktischen Details, welche uns in dem vorliegenden Werke gegeben werden, nehmen wir dankbar an und heben die Hingebung und Ausdauer hervor, mit welcher sich die braven Oldenburger in kleinern Gefechten oft gegen die Uebermacht geschlagen haben. Besonders ist die schöne Waffenthat der dritten Compagnie unter Hauptmann Schlarbaum würdig in weiteren militärischen Kreisen bekannt zu werden. Diese Compagnie war abgeschnitten und schlug sich auf einem langen Marsche, vom Feinde hart bedrängt, die ihm gebotene ehrenvolle Capitulation ablehnend, glücklich durch. Wir empfehlen die Maßregeln, welche dazu getroffen wurden, besonders den wiederholten retour offensif der vollen Beachtung in ähnlichen Lagen. Ein Parolebefehl sprach der Compagnie die Anerkennung ihres Kriegsherrn aus. Infolge der Beschlüsse in Frankfurt 1848 sollte das Contingent von Oldenburg auf 3600 Mann erhöht werden, wobei auch ein leichtes Bataillon, ein Cavalerieregiment von 800 Mann und ein Artillerieregiment von 10 Geschützen. Es mußte daher endlich mit der Organisation der Cavalerie vorgegangen werden, wozu denkbarste preußische

Digitized by Google

Offiziere und Unteroffiziere wirkten. Zu einem Stationspunkt für die junge deutsche Flotte empfahl die oldenburgische Regierung schon damals den Jahdebusen, der später bekanntlich von Preußen zur Anlegung eines Kriegshafens erworben worden ist. Nach dem Frieden mit Dänemark führte die bekannte politische Lage Deutschlands im Norden zunächst zu einer Auflösung der vorerwähnten Brigadeconvention, dann aber, nachdem die Reichsverfassung beseitigt war, zu einer Revision des Staatsgrundgesetzes, wobei diejenigen Artikel, welche dem Militär die gefährlichsten waren, ausgeschieden wurden. Der Verfasser bespricht diese Verhältnisse mit ruhigem Urtheil und führt uns zum Schlusse noch die letzten organisatorischen Bestimmungen vor, welche infolge des Bundesbeschlusses vom 4. Januar 1865 über die Kriegsverfassung und die erhöhte Kriegsbereitschaft, wegen des orientalischen Krieges, zur Ausführung gekommen sind, um das großherzogliche Contingent, „solange ihm das Glück versagt bleibt, dem Feinde entgegenzutreten, in segensreicher Weise zu einer Schule für das Volk zu bilden, in welcher jährlich etwa 700 junge Burschen physisch und moralisch zu Männern erzogen werden". Einige Anlagen enthalten Actenstücke aus dem dänischen Kriege und die Organisation des Truppencorps, auch eine Rangliste desselben.

Karl Gustav von Bernech.

Deutsche Humoristik.

Der Buchhändler E. Wengler in Leipzig beschäftigte sich schon seit Jahren mit dem Plane, eine alle Perioden, Richtungen und Stilarten umfassende Sammlung von Proben aus dem Gebiete der so ungemein reichhaltigen humoristischen, komischen und satirischen Literatur der Deutschen zu veranstalten. Mancherlei Umstände trafen zusammen, um ihm den gegenwärtigen Zeitmoment für geeignet erscheinen zu lassen, zur Ausführung und Herausgabe dieses Werks zu schreiten, von welchem jetzt den Literaturfreunden wie speciell allen Liebhabern des Humors, des Witzes und der satirischen Laune die beiden ersten Lieferungen zur Prüfung vorliegen und welches den einfachen Titel „Hausschatz der deutschen Humoristik" trägt. Der Verleger forderte mich auf, ihm dazu eine literarhistorische Einleitung zu schreiben, und ich entsprach diesem Ansuchen um so lieber, da es zufällig oder nicht zufällig in eine Zeit fiel, in der ich mich selbst mit diesem Gegenstande lebhaft zu beschäftigen angefangen hatte. Diese Einleitung, eine Umschau der deutschen Humoristik seit den ältesten Zeiten bis jetzt, füllt die ganze erste Lieferung.

Diese Arbeit oder Skizze hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Die komische und satirische Literatur ist nächst der Journalistik derjenige Literaturzweig, welcher in unsern Literaturgeschichten am meisten vernachlässigt und zurückgesetzt zu werden pflegt. Unsere Literaturhistoriker, von denen sich jeder fast immer nur an die allbekannten, in den Literaturgeschichten stereotyp gewordenen Namen und Werke hält, bieten in Betreff der humoristischen Literatur ein sehr dürftiges, zersplittertes Material, welches den Nachforschenden gerade bei den wichtigsten Momenten im Stiche zu lassen pflegt. Nirgends ersieht man aus ihnen den literar- und culturgeschichtlichen Entwickelungsgang der komischen Literatur in ihrem Zusammenhange im ganzen und großen, wenn es auch an einzelnen geistreichen und treffenden Bemerkungen bei Gelegenheit einzelner hervorragender Humoristen allerdings nicht fehlt. Im allgemeinen sind unsere Literaturhistoriker zu ernst, kritisch-doctrinär und gravitätisch, um mit Lust und innerm Antheil sich mit der komischen Literatur zu befassen, die doch in culturgeschichtlicher Hinsicht mindestens ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger ist als die ernste und pathetische. Unsere humoristischen Talente dagegen haben meist zu wenig Sitzfleisch und zu wenig Theilnahme für die allgemeinen Fragen der Literatur, als daß sich, selbst die dazu nöthigen Kenntnisse und kritischen Fähigkeiten bei ihnen vorausgesetzt, je von einem unter ihnen so leicht eine zugleich unparteiische und gründliche literargeschichtliche Darstellung ihres speciellen Literaturzweigs erwarten ließe. Seit Flögel, diesem großen, vielleicht größten Kenner der komischen Literatur ist zwar für die Feststellung der in das Bereich des Komischen einschlagenden ästhetischen Begriffe durch Jean Paul, Vischer, Zeising u. s. w. viel, für die Geschichte der komischen Literatur aber fast gar nichts geschehen, während sich doch für den Literatur- und Culturhistoriker kaum eine belohnendere Aufgabe denken läßt als diese. Aber auch Flögel's Schriften enthalten nur sehr reichhaltige aber unverarbeitete Materialien, die eben nur bis in seine Zeit reichen, und sich nicht über alle Gattungen des Komischen verbreiten, da der Tod ihn mitten in seinem rastlosen Sammeln und Forschen von dieser Erde abrief. In unsern Tagen hat sich Ignaz Hub duech seine umfangreichen Sammlungen von Proben deutschen Humors ein großes Verdienst erworben; aber was die Prosa betrifft, so umfaßt sein Sammelwerk nur das 16. Jahrhundert und von Proben der humoristischen Dichtung ist die zweite Hälfte des letzten Bandes noch immer nicht eeschienen. Höchst dankenswerth sind auch die von Hub fleißig zusammengestellten biographischen und bibliographischen Notizen, aber sie sind doch immer nur Material, das zum Zweck einer geschichtlichen Uebersicht mit andern Quellen und den Schriften der betreffenden Autoren verglichen werden muß.

In der letzten Zeit hat sich vielfach die Ansicht geltend machen wollen, daß es mit der humoristischen Literatur in Deutschland sehr dürftig bestellt sei; ja man ist sogar so weit gegangen zu behaupten, daß wir eigentlich gar keine hätten. Als Antwort hierauf möge folgende kurze Bemerkung in meiner Einleitung zu dem Wengler'schen Werke dienen: „Der treffliche Thomas Carlyle, ein gründlicher Kenner des Deutschen, behauptete sogar, der insolenten Versicherung des Franzosen Bouhours gegenüber, in dee «Edinburgh Review» von 1827, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu verdanken gehabt. Tyll Eulenspiegel's Schwänke, «Reineke der Fuchs», Sebastian Brandt's «Narrenschiff», dieses freilich nach der lateinischen Bearbeitung, wueden fast in alle europäischen Hauptsprachen übersetzt. Die Eulenspiegelstreiche gingen als «espiègleries» in das französische Wörterbuch über, und sogar den französischen Ausdruck «Calembourg» leitet man wol am natürlichsten von den Späßen des Pfaffen vom Kalenberg ab. Der Baron Münchhausen wird auf der ganzen Erde als der König und das Urbild aller Lügner und Aufschneider betrachtet und genannt, und auch den ehrlichen Candidaten Jobs kennt man im Auslande, von den vielausgebeuteten Kotzebue'schen Chargen gar nicht zu sprechen. Haben wir von unserm humoristischen Reichthum so viel an das Ausland abgegeben, so steht damit die in Deutschland selbst letzter Zeit laut gewordene Behauptung, daß wir auf diesem Felde arm seien, in einem auffallenden und sonderbaren Widerspruch."

Aus älterer Zeit darf man nur den in seiner Art unübeetrefflichen niederdeutschen «Reineke Fuchs», der schon so manche ehemals gefeierte Dichtungen ernster Gattung überdauert hat und andere jetzt noch gefeierte überdaueen wird, die vielen ergötzlichen Volksschwänke, die Geschichte der sieben Schwaben, die oft sehr lustigen schildburger und lalenburger Streiche, die von Goethe so hoch geschätzten lehrreich drolligen Schwänke von Hans Sachs, so manches toll Humoristische von Johann Fischaet u. s. w. nennen — der spätern Zeit gar nicht zu gedenken —, um die deutsche Anwartschaft auf den Besitz einer ganz eigenthümlichen humoristischen Literatur und damit unsere Gleichberechtigung mit andern Völkeen auch auf diesem Gebiete darzuthun.

Andere gehen freilich noch weiter, und sehen die komische Literatur überhaupt als ein verächtliches Ding über die Achseln an. Diesen diene, um mich noch weiter abzuschreiben, Folgendes als Antwort: „In sittengeschichtlicher Hinsicht ist die

Digitized by Google

humoristische Literatur überhaupt von eigenthümlicher und großer Bedeutung. Die politischen, religiösen und sittlichen Zustände der betreffenden Perioden spiegeln sich nirgends sonst wo so scharf und lebendig, als in den komischen und satirischen Producten, deren Gegenstand sie sind. Selbst in unserer Zeit hat die Satire und die komische Literatur diese Bedeutung noch nicht ganz verloren. Man wird die ernsten Schöpfungen unserer classischen Dichter immerdar bewundern, aber wenn Spätere wissen wollen, wie es im Volke selbst aussah, wie es mit seinem Witz, seinen Sitten, seinem Geschmack, seinem Verstande und Unverstande, seinen gesellschaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten beschaffen war, so werden sie zu diesem Zwecke aus der Zeitschrift und Kotzebue's Kleinstädtern, ja aus den „Fliegenden Blättern" und andern Witzblättern mehr lernen als aus allen Tragödien und pathetischen Gedichten unserer Zeit. Es läßt sich von der deutschen humoristischen Literatur wol auch mit Recht behaupten, daß sie nicht so wie die ernste in allen Richtungen der kosmopolitischen Weltoberseigseit, seltener blos nachahmend gewesen und dem deutschen Volkscharakter im ganzen treuer geblieben ist. Vergessen sollte man auch nicht, daß gerade die humoristischen und komischen Schriftsteller, welche schöpferischen Geistes waren, die deutsche Sprache mit sehr vielen neuen charakteristischen Wortbildungen bereichert haben. Noch eine besondere Stärkkraft, in der Komik und Satire und in ihren Unterarten, der Parodie und Travestie, liegt, ist hier zu erwähnen. Das komische Element in seiner Reinheit ist ein abgesagter Feind und der entschiedene Gegensatz des Pathos und der Sentimentalität und knüpft dafür an den gesunden Menschenverstand an, der von jener in ihm einen Vertreter gefunden hat. Es findet zwischen beiden etwa derselbe Gegensatz statt, wie zwischen dem Bürgerthum und dem Ritterthum. Daher gibt es für das falsche Pathos und für die falsche Sentimentalität kein besseres Correctiv, als das so prosificirende und zügelnde komische Element, das ihnen einen Spiegel vorhält, worin sie sich in carikirter Gestalt erblicken, um so zur Besinnung zu kommen. An die wahre Größe, die wahre Erhabenheit und das wahre Gefühl wird sich die Komik niemals wagen, weil sie ihr keine Blöße geben, an der sie sie fassen könnte. Thut sie es aber einmal, so gräbt sie sich selbst ihr Grab. Mehr aller falschen Größe ist sie ein geschworener und zuletzt fast immer siegreicher Gegner."

Doch diese Geringschätzung der komischen Literatur hat sich eigentlich erst in unserer Zeit geltend gemacht, die, sonderbar genug, sehr wenig Pathos in sich selbst hat, während sie manche literarische Vorführer und auch in Wolf des Publikums einseitig der pathetischen Phrase ihre Gunst zuwenden. Sebastian Frank sagte: „Thorheyt zu gelegener Zeit ist die gröst weisheit"; Hippel erklärte: „Der Vater von Sancta Clara hat mehr Gutes gestiftet als zehn Kopfhänger"; Kant, obschon er selbst wenig oder gar nicht lachte, gestand, „daß kein Metaphysiker so viel Gutes hätten stiften können als Erasmus von Rotterdam"; Carlyle betrachtete den Humor als die feinste Vollendung des dichterischen Geistes und behauptete, daß, wer ihn nicht besitze, wie reich er auch sonst begabt sein möge, nur die eine Halbhälfte gestaltender Kraft besitze, ähnlich wie schon Aristoteles der Ansicht war, daß der große Tragödiendichter zugleich auch der größte Komödiendichter sein müsse, wie sich dies auch an dem ſrüheren Shakspeare bestätigt. Doch auch in unsern Tagen fehlt es nicht an Autoritäten, die von der Komik einen sehr hohen Begriff haben; Prutz z. B. erkennt in ihr eine Tochter jener „göttlichen Heiterkeit", welche als „die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung", als die „äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes" zu betrachten sei.

Wie ausgedehnt und reich angebaut das Gebiet der deutschen komischen Literatur ist, davon gibt wol meine Einleitung ein deutliches Zeugniß, indem ich darin in einem Umfange von nur fünf Druckbogen nicht weniger als gegen 300, oder genau gerechnet zwischen 270 und 280 deutsche Humoristen und Satiriker (unter denen sich nur eine einzige Satirikerin, die übrigens als humoristin verunglückte pseudonyme Emma Emilie von Hallberg befindet) genannt und zum großen Theil kurz charakterisirt habe. Und wenn darunter vielleicht die Hälfte dem Humor nur einen und den andern Gelegenheitsbesuch abgestattet haben, so bilden doch die übrigbleibenden, welche sich einzig und allein oder vorzugsweise im Gebiet des komischen Elements bewegten, noch immer noch eine höchst beträchtliche Heerschaar. Dabei bitte ich mir keineswegs ein, absolute Vollständigkeit erreicht zu haben und ich weiß schon jetzt, daß ich z. B. aus älterer Zeit den Baseler Pamphilus Gengenbach, aus späterer den Verfasser des „Cantan eines österreichischen Edelmanns", den Münchener Ludwig Aurbacher, Verfasser des „Volksbüchlein" und der „Geschichte des Spiegelschwaben", und selbst Friedrich Gerstäcker, dessen „Mahlhuber's Reiseabenteuer" freilich erst in letzterer Zeit größere Bekanntschaft erlangt haben, und den selbst Heine an Witz übertreffenden, wenn auch völlig unpolitischen Verfasser der „Sammelbunger Reisen", Karl Heinrich Ritter von Lang vergessen habe. Diese Auslassungen erklären sich sehr leicht, wenn man bedenkt, daß dem Verfasser einer solchen Arbeit namentlich in Betreff der neuern Zeit in unsern den humoristen nur geringe Beachtung schenkenden literargeschichtlichen Werken und Monographien für sein Gedächtniß so wenig Handhaben geboten sind. Indeß wird der Verfasser ja wol in den frühren Lieferungen bei Mittheilung der Proben aus den betreffenden Autoren Gelegenheit finden, diese Auslassungen zu ergänzen, auch einige wenige in den Jahresjahlen vorkommende Druckfehler zu berichtigen und einzelne in der Einleitung nicht genau angegebene Büchertitel zu vervollständigen.

Was den anthologischen Theil der Sammlung anlangt, so ist damit, wie es im Vorwort heißt, beabsichtigt, „das große Publikum mit den Schätzen der in cultur- wie literargeschichtlicher Hinsicht so wichtigen deutschen Humoristik bekannt zu machen und daher nur das Charakteristische und Mustergültigste und, was die ältern Perioden betrifft, nur das noch für uns Genießbare und Verständliche auszuwählen". Ueberall, wo es sich thun ließ, ist dabei auf die Quellen selbst zurückgegangen. Mit den Hub'schen Sammelwerken, die ein ganz anderes Publikum vor Augen haben, concurrirt das vorliegende weder der Tendenz, noch der Einrichtung nach. Um den einzelnen Lieferungen den Reiz möglichster Mannichfaltigkeit zu ertheilen, hat der Herausgeber es vorgezogen, sich nicht an eine strenge Regel zu binden, sondern es sich zum Gesetz gemacht, in jeder Lieferung Proben möglichst aus jeder der drei Hauptperioden der literargeschichtlichen Entwickelung berjenigen Perioden mitzutheilen und dabei chronologisch vorzuschreiten. Die bereits erschienene zweite Lieferung enthält Proben von Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Martin Luther, Erasmus von Rotterdam, Hans Sachs, Georg Rollenhagen, Andreas Gryphius („Die geliebte Dornrose"), Abraham a Sancta Clara, Jobst Sackmann, Wieland, von Hippel („Denkereien eines Mutter für ihren Sohn"), Matthias Claudius, Jean Paul, Ludwig Tieck („Eulenbock's Trinkrete", eine Perle poetisirender Humoristik), Saphir und Gedichte satirischen und humoristischen Charakters von August Schnezler, Otto Banck u. s. w., darunter auch bisher Ungedrucktes. Interessant ist es, darin die drei humoristischen Kanzelredner Geiler von Kaisersberg, Abraham a Sancta Clara und Jobst Sackmann zu vergleichen. Letzterer, der 1718 als Pfarrer in Limmer bei Hannover starb, ist der literarischen Welt noch so gut wie gar nicht bekannt, obschon seine Predigten erst 1850 eine fünfte Auflage erlebten. Er pflegte sie in plattdeutschem mit hochdeutschen Phrasen gemischtem Dialekt zu halten. In der Einleitung sind von diesem sehr dreilligen Kauz einige lustige Charakterzüge und in der ersten Lieferung eine Probe aus seiner Leichenpredigt auf den Küster Bichmann mitgetheilt. Die dritte und vierte Lieferung werden, soviel wir wissen, Stücke von Johann Fischart, Thomas Murner, dem alten „Reinecke Fuchs" (nach Soltau's Bearbeitung) und dem „Neuen Reinecke" von Glaßbrenner,

Digitized by Google

von Moscherosch, Lindenborn (dem „kölnischen Diogenes", einem der literarischen Welt noch nicht oder wenig bekannten cynischen Philosophen und Humoristen, der 1750 in Köln starb), von Canitz, Liscov, Rabener, Thümmel, Knigge, Karl Heinrich Ritter von Lang, dem Verfasser der „Hammelburger Reisen", Heinrich Heine, Ludolf Wienbarg („Ueber Tyll Eulenspiegel") Joh. Em. Veith, dem wiener Dompredicger, Wolfgang Müller, Gerstäcker (aus „Mahlhuber's Reiseabentruern"), A. v. Sternberg („Die dicke Frau von Mecheln"), Adolf Böttger, Karl von Holtei, aus Immermann's „Münchhausen" und der neuesten Münchhausiade „Fritz Beutel" u. s. w. enthalten. Für Kauflustige bemerken wir, daß das Werk in 10—12 Lieferungen, jede zum Preise von 10 Ngr. erscheint, mit der Zugabe der Bildnisse berühmter Humoristen (die beiden ersten Lieferungen bringen die Porträts von Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Hans Sachs und Abraham a Sancta Clara) und genauen Inhaltsregisteen, wie auch alphabetisch geordneten Biographien der Autoren am Schlusse des Werks. H. M.

Die Brautschau Friedrich's des Großen. Historische Erzählung von Julius Bacher. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser der „Philosophischen Königin" hat mit der vorliegenden Aebeit ohne Zweifel einen großen Rückschritt in der Kunstlaufbahn, soweit sie dem historischen Roman geöffnet ist, gemacht. Sowol was die Tiefe der Anlage, als was die Charakteristik und was die Ausbeute an neuen Gedanken oder fesselnder Situation betrifft, ja selbst in Bezug auf Geschmack und glücklichen Ausdruck, kann sich die gegenwärtige Erzählung mit der früheen gar nicht messen und es bleibt von allen ihren Verdiensten nichts als die treffende „Zeichnung der Zeit" übrig, welche an den mit so vielem Recht gelobten Verfasser der „Philosophischen Königin" erinnert, von einigen unangenehmen Manieren und stilistischen Unarten abgesehen, die sich in beiden Arbeiten wiedeeholen. Das ist schlimm und genug, meinen wir, um den Verfasser zu ernster Selbstprüfung zu veranlassen. Will er diesen Rückschritt etwa damit rechtfertigen, daß es hier nur auf eine histerische Skizze, auf eine geschichtliche Anekdote abgesehen gewesen sei, während seiner frühern Leistung ein tieferer Plan, eine höhere Absicht zu Grunde gelegen habe, so machen wir ihn auf die Gefahr aufmerksam, in welche der angehende Künstler sich jedesmal begibt, wenn er zu früh dem Ernst und dem nachhaltigen Fleiße entsagt, dessen die schwerere Aufgabe bedarf und die sie bedingen, um sich der Laune flüchtiger Hervorbringung zu überlassen. Der Meister kann von einer „Iphigenia" zum „Jahrmarkt von Plundersweilern" übergehen, um neue Kraft zu sammeln; wer jedoch kaum den Fuß im Bügel hat, von dem duldet das Musenpferd nicht, daß er mit dem Zügel spiele; es wirft ihn ab. Genug, die vorliegende Aebeit verdient als ohne Ernst entworfen und zu flüchtig ausgeführt und weder zu rechter Rundung noch zu rechtem Schluß gebeacht eine um so ernstere Rüge, als der Verfasser den Beweis geliefert hat, daß er wol besser Angelegtes, Würdigeres und in Ton und Farbe den Gesetzen des historischen Romans Entsprechenderes zu liefern vermag.

Der Berichterstatter befindet sich zu dem Inhalt des Romans in einer eigenthümlichen Lage. Aus seiner Gefangenschaft, nämlich im Schlosse zu Küstrin, unternimmt der Kronprinz Friedeich, damals 20 Jahre alt, eben jene heimliche Reise nach Berlin zur Brautschau, die den Stoff zu dieser Erzählung hergibt; gegen den Willen seines zürnenden Vaters, ohne Vorwissen seiner Hüter wird dieser kühne Schritt gewagt. In eben diesem Schlosse nun, ja in denselben Räumen, die der gefangene Prinz bewohnte, hat der Referent den größten Theil seiner Kindheit verlebt und daran ein lebendiges Andenken bewahrt. Es findet sich darüber in seinen „Erinnerungen" Folgendes aufgezeichnet, das, da es sich hier um eine Lokalität handelt, in welcher Friedrich's Geist die gewaltige Umwandlung erfuhr, die ihn zum großen Mann machte, doch wol in weitern Kreisen einiges Interesse erwecken dürfte.

„Es ist", heißt es in jenen Memorabilien, „gewiß ein großes Glück für Kinder, in großen Räumen, Bauwerken voll Verstecken, alten Schlössern zu erwachsen. Wie viel mag durch eine solche Lokalität in Naturanlage und Charakter vorbestimmt werden, was in einer engen bürgerlichen Wohnung, wo die Augen der Aeltern immer über den Kindern wachen, gar nicht entstehen oder hervortreten kann! Das alte Schloß, von Markgraf Johann ausgebaut, in dem der große König Friedrich II. seine weltgeschichtliche Gefangenschaft bestanden hatte, war ein solcher alterthümlicher und gehrimnißvoller Bau. Die Erinnerung daran ist unverwischt geblieben. Wie dieser Bau vom Dach bis zu den Kellern für die Knaben voller Geheimnisse steckte, so nehmen denn auch die Entdeckungsunternehmungen kein Ende und waren selbst nicht ohne die reizendsten Gefahren. In diesem alten Corridor stießen die Entdecker auf eine niegesehene Eisenthür, die mit aller Gewalt erfindungsvoll geöffnet werden mußte; in jenem alten Souterrain fand sich eine prächtige Lokalität für eine Kaninchenhecke, die sogleich benutzt wurde; an jener staubigen Wendeltreppe war eine Stufe los, die ausgehoben und deeen Verborgenheit untersucht werden mußte, bis endlich ein Burgverließ wirklich zum Vorschein kam. In die großen Söllerstuben wurden Reiser und Bäume gebracht und eine Canarienvogelhecke, zum Entzücken schön, gegründet, um im Grünen unter dem Zwitschern von hundert gelben Sängern, spielend oder lesend, glückselige Stunden zu verleben. Unsere älterliche Wohnung aber befand sich unmittelbar unter den Räumen, welche dem Kronprinzen zum Gefängniß gedient hatten; ja, in einem Theil dieses Raumes selbst hatten die Knaben eben ihee kostbare Canarienvogelhecke angebracht. Es waren nur kahle Wände, hoch und vom Wind durchstrichen, ich meine aber, sie sollten jedem Deutschen theuer sein, und verdienten es, der Nachwelt erhalten und zugänglich gemacht zu werden. Besuchen wir nicht den Kerker des Jugurtha in Rom? Gehen wir nicht zu Ferrara in den Kerker, der den Sänger der „Gerusalemme liberata" umschloß? Was sind uns Jugurtha und Tasso im Vergleich zu dem großen König, der hier die Taufe des Unglücks empfing, gefangen, vom schmählichen Tode bedroht, gezwungen der Hinrichtung seines Jugendfreundes zuzusehen und von unnennbaeen Seelenschmerzen zernagt! Das erwachte Nationaldewußtsein lehnt sich dagegen auf, daß ein solcher Ort gänzlich vergessen, dem Zufall preisgegeben, in ein Hospital oder in eine Kaseene verloren gehe für immer! Es sei erlaubt, hier eine geschichtliche Anmerkung einzuschalten. Fast alle Lebensbeschreiber des großen Königs berichten bei Erzählung seiner Gefangenschaft in Küstrin, daß der Prinz genöthigt worden sei, der Enthauptung seines Freundes Katt von seinem Gefängniß her zuzusehen. Die Stelle auf dem Festungswalle, wo Katt's Haupt fiel, liegt jedoch der örtlichen Tradition nach auf der gerade entgegengesetzten Stadtseite und konnte aus den Fenstern des Schlosses auf keine Weise gesehen werden. Unfern von jener Stelle steht jedoch eine Art von Sommerhaus, früherhin zur Verfügung des Commandanten gestellt, und die Tradition, deren wir eben gedachten, sagt in der That, daß der Prinz aus den Fenstern dieses Sommerhauses dem blutigen Ende seines Freundes habe zusehen müssen. So nur wird auch erklärlich, wie Katt auf dem Todeswege mit dem Prinzen ein letztes Lebewohl habe tauschen können, was von den Fenstern des Schlosses her gar nicht thunlich erscheint. Genug und wie dem auch sei, jener für Preußen erinnerungsreiche und historische Fleck wird der würdigen Bewaheung und Bezeichnung für die Nachwelt gewiß nicht mit Unrecht zu empfehlen sein."

Soweit die „Erinnerungen" des Referenten; kehren wir nun

Digitized by Google

zu unserm Verfasser zurück. Der Autor läßt sich zunächst die so günstig gebotene Gelegenheit ganz entgehen, den Prinzen in seiner Gefangenschaft und in der historischen Metamorphose darzustellen, welche hier mit ihm vorging, obwol er gerade hierdurch seiner Erzählung eine höhere psychologische Bedeutung hätte mittheilen können. Statt dessen zieht er es vor, uns den Vater im Schlosse zu Berlin in einer seiner barocken Malerlaunen vorzustellen, die, wenn auch historisch und komisch genug, doch mit der Erzählung selbst in keinem Zusammenhang steht. Diese verläuft denn auch einfach und rein äußerlich, was wir ihr eben zum Vorwuef machen müssen. Nur von einem Freunde begleitet, benutzt Friedrich die Freiheit einer Jagdpartie dazu, mit raschem Entschluß die zehn Meilen nach Berlin zu durchreiten, in der Absicht, die ihm vom Vater bestimmte, von der Königin aber nicht begünstigte Braut persönlich kennen zu lernen und mit den ihm zugekommenen verdächtigen Bildnissen derselben zu vergleichen. Spät am Abend im November erreicht er die Hauptstadt, tritt in einer kleinen Herberge am Haack'schen Markte ab, wendet aber, Endeckung fürchtend, von hier nach dem Fürstenhause, von dessen Castellan er ein verborgenes Asyl erwartet. Eben hier wohnt aber seine Braut, die kleine bescheidene Prinzeß von Bevern. Die jungen Leute finden sich und die schüchterne Braut in ihrer Natürlichkeit gefällt dem Prinzen. Der König entdeckt durch einen launigen Zufall den Flüchtling, lobt ihn jedoch und krönt endlich, gegen den Willen der Königin, den Ehebund mit seinem Segen. Der mit diesem einfachen Hergang wohl oder übel verbundenen Episoden gedenken wir am liebsten gar nicht, da sie ohne Werth sind. Und da nun auch Stil und Ausdruck in dieser Erzählung ziemlich weit hinter dem zurückbleiben, was wir von dem Verfasser erwarten durften, so bleibt uns nur übrig, diese Leistung, der es selbst an einem irgend befriedigenden Abschluß fehlt, als eine misrathene zu bezeichnen. Wir wiederholen daher unsere Warnung. Will der Verfasser sich der novellistischen Behandlung der Geschichte ergeben, für die ihm Fluß und Leichtigkeit fehlen, so mag er es thun: er wird dann immerhin lesbare Kalendernovellen liefern können; allein von der höhern Aufgabe, „historische Charaktere episch zu verklären" — eine Aufgabe, für welche er mit der „Philosophischen Königin" einen so achtenswerthen und Begabung bekundenden Anfang gemacht hat —, muß er in diesem Fall durchaus Abschied nehmen. Die Austiefung, die der historische Roman erfordert und bedingt, verträgt sich nicht mit der spielenden Oberflächlichkeit, die den Charakter dieser Arbeit bildet.

4.

Notizen.

Schiller's jüngst veröffentlichter Brief.

In unserm Aufsatz über die neueste Goethe-Literatur (Nr. 17 d. Bl.) haben wir auch gelegentlich einige Stellen aus einem angeblichen Briefe Schiller's an eine Gräfin mitgetheilt, welcher zuerst im „Altonaer Mercur" abgedruckt worden ist. Wir glaubten jedoch die Verwahrung hinzufügen zu müssen, daß die Authenticität desselben vielleicht aus gewissen äußern wie innern Gründen sich in Zweifel ziehen ließe. Diese Zweifel waren es auch, die uns abhielten, schon früher diesen, wenn er echt wäre, allerdings bemerkenswerthen Brief in d. Bl. zum Abdruck zu bringen; indeß ließ er sich in einer Charakteristik Goethe's um so weniger ganz übergehen, da bis dahin kein competenter Beurtheiler Widerspruch erhoben hatte. Nun begegneten wir aber jüngst in den „Jahreszeiten" einer wahrscheinlich von einem solchen Kenner eingesandten Notiz mit der Ueberschrift: „Bescheidene Bedenken gegen den jüngst in der Beilage zu Nr. 57 des «Altonaer Mercur» mitgetheilten Brief Schiller's", welche mit der Frage schloß: „Konnte der Brief nicht nachgemacht sein? Wie viele solche Täuschungen haben uns nicht schon der vermeintlich werthvollsten Nachrichten beraubt!" Dem Verfasser der Notiz wurden diese Bedenken erweckt im Hinblick auf das in diesem Briefe ausgesprochene auffällig beißende und wegwerfende Urtheil Schiller's über die Schlegel, welches mit andern bekannt gewordenen Urtheilen des Dichters über beide in zu grellem Widerspruch stehe und den Verhältnissen nach fast zu offen sei. Wir unsererseits glaubten in dem Briefe eine im ganzen zwar geschickte Nachahmung der Schiller'schen Ausdrucksweise und eine ebenso geschickte Benutzung einiger spätern Urtheile Schiller's über Goethe, aber auch manches Un-Schiller'sche zu erkennen. Das fast demüthige Bekenntniß Schiller's, daß, was er Gutes haben möge, durch einige wenige vortreffliche Menschen in ihn gepflanzt worden und daß seine Bekanntschaften auch die Geschichte seines Lebens seien, schien uns mit dem im ganzen stolzen Selbstbewußtsein Schiller's, der wol am besten wissen mußte, wie viel er sich selbst verdankte, nicht sehr in Uebereinstimmung zu stehen, und die Wendung, die der Brief von diesem Geständniß zu einem überwallenden Panegyrikus Goethe's nimmt, gezwungen zu sein. Dem Gefühl der Inferiorität in Bezug auf ursprüngliches Schaffen begegnet man zwar auch in einem bekannten Briefe Schiller's an Körner, hier aber gepaart mit einer gewissen männlichen Bitterkeit über sein Schicksal. Auch daß Schiller gerade Goethe's Verdienste um die Naturwissenschaften in solcher Weise, wie hier geschieht, hervorgehoben haben sollte, hatte für uns etwas Auffälliges. Im ganzen stellt sich Schiller in diesem Briefe zu klein neben Goethe hin, feiert den Charakter Goethe's, über den er wenige Jahre früher ein ganz anderes Urtheil hatte, in zu überschwenglicher Weise, sagt über Goethe als Dichter zu wenig Tiefes, als daß bei näherer Prüfung des Briefs nicht einige Zweifel an der Echtheit desselben entstehen sollten. Warum endlich hat die Redaction, die, wenn der Brief nicht echt wäre, natürlich selbst zu den Getäuschten gehören würde, die Frau, an welche der Brief gerichtet ist und bei der man zunächst an die Gräfin Schimmelmann zu denken hat, nicht genannt? Aehnliche Mystificationen sind leider nur zu oft vorgekommen; wir erwähnen nur den angeblichen, an einen nicht genannten Baron gerichteten Brief Mozart's, welcher zuerst von Rochlitz veröffentlicht und vom Publikum viel bewundert wurde, dessen Unechtheit erst jetzt Otto Jahn in seinem Werke über Mozart mit unwiderleglichen Beweisen dargethan hat. Wir müssen nun abwarten, was die Redaction des „Altonaer Mercur" auf die von den „Jahreszeiten" und gegenwärtig von uns angeregten Zweifel erklären und mit welchen Beweisen ihr die Echtheit des Briefs, der mit so überraschender Plötzlichkeit aus einem bisher verborgen gebliebenen Briefwechsel in die Oeffentlichkeit getreten, darzuthun gelingen wird.

Zur Kennzeichnung der Parteikritik.

Die Schattenseiten der Parteikritik sind gewiß selten in so auffallender Weise zu Tage getreten als in den Urtheilen, die wir bisher über Wolfgang Menzel's „Geschichte der letzten vierzig Jahre" gelesen haben, wiewol man zugeben muß, daß die Veranlassung zu diesen einander gänzlich widersprechenden Urtheilen in dem Buche selbst gegeben ist. In den von der Meidinger'schen Verlagshandlung begründeten „Kritischen Monatsheften" beginnt M. Heß seine Kritik mit den Worten: „Welche verderbliche Wirkung verletzte Eitelkeit, gepaart mit einer boshaften Gemüthsart auf einen Menschen üben können, davon sehen wir in dem vorliegenden Werke ein eclatantes Beispiel. „Wir glauben nicht, daß irgendein Kritiker so weit gehen dürfe, die Tendenz eines Buchs, selbst zugegeben, daß sie eine verwerfliche sei, in dieser Weise auf den sittlichen Charakter des Schriftverfassers zurückzuführen und ihm öffentlich Beschuldigungen ins Antlitz zu werfen, gegen die man eigentlich den Schutz der Gesetze in Anspruch zu nehmen hätte, insofern man nicht der Ansicht Schlözer's ist: „Wenn mir einer mündlich sagt, ich wäre ein Dummkopf, so gebe ich ihm eine Ohrfeige; sagt mir aber einer

Digitized by Google

in einem Epigramm oder einer Recension, ich wäre ein Rindvieh, ich hätte gestohlen, ich hätte einen falschen Eid gethan, so mache ich kein mouvement." Freilich wird dem Verfasser der „Geschichte der letzten vierzig Jahre" von M. Heß nur mit dem Maße wiedergemessen, mit dem er selbst gemessen hat. So nennt Menzel den unglücklichen König Ludwig Philipp einen „greisen Wucherer", von dessen Haupte mit der spanischen Heirath der „letzte sittliche Nimbus" gefallen sei, und Guizot, Thiers und Dupin „elende Menschen", welche jahrelang um die Geschicke Frankreichs spielen durften; den Namen eines Juden aber kann er nun gar nicht aussprechen, ohne damit eine ehrenrührige Bedeutung zu verbinden. (Im Vorbeigehen möchten wir uns hier eine kleine Berichtigung gestatten. M. Heß führte eine Reihe jüdischer Schriftsteller an, welche sich die Gunst des Publikums erworben hätten, und nennt unter ihnen auch Levin Schücking, der kein geborener Jude ist. Dieser Irrthum scheint auf einer Verwechselung des jüdischen „Levi" mit dem katholischen Vornamen „Levin" zu beruhen.) Die Blätter auf der nichtliberalen Gegenseite wissen dagegen nicht, was sie von dem Menzel'schen Buche Gutes alles sagen sollen; eins derselben rechnete Menzel sogar die Gehässigkeit, womit er die Vertreter des Liberalismus behandelt (wenigstens jetzt, denn früher sprach er für manche derselben, z. B. Börne und Heine, die ungemessenste Hochschätzung aus), zur Ehre an, weil es einem Ehrenmanne nur zur Ehre gereichen könne, die „liberalen Literaten" mit „Schmähungen" zu verfolgen. Bei aller pflichtschuldig gebotenen Anerkennung des ungeheuern sittlichen Werths aller ultraconservativen und reactionären Literaten müssen wir doch sagen, daß ein „Ehrenmann", der seine Gegner im Hause, auf der Gasse, im Felde, in der Literatur mit „Schmähungen" überhäufen wollte, nicht mehr ein Mann von Ehre sein würde. **H. M.**

Bibliographie.

Berghaus, H., Schweden, Norwegen und Dänemark die drei skandinavischen Reiche. Nebst einer Einleitung zur Kenntniß Europas. Berlin, Hasselberg. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Binder, W., Lichtfunken und Pfefferkörner oder nichtoffizielle Gedanken eines Deutschen über Recht, Staat, Kirche, Wissenschaft und Menschenleben. Stuttgart, Binder. 1857. Gr. 16. 14 Ngr.

Brugsch, H., Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler gesammelt während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen unternommenen wissenschaftlichen Reise in Aegypten erläutert und herausgegeben. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Geographie der Nachbarländer Aegyptens nach den altägyptischen Denkmälern zum ersten Male zusammengestellt und verglichen mit den geographischen Angaben der heiligen Schrift und der griechischen, römischen, koptischen und arabischen Schriftsteller. Nebst 23 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Buchfild, G., Rigobert. Eine Erzählung aus der Schreckenszeit. Luxemburg, Heintze. 1857. Gr. 16. 6 Ngr.

Buchholz, E., Der Verbannte am Pontus Eurinus. Tragödie in fünf Acten. Marburg. Gr. 8. 17½ Ngr.

Burow, Julie, Johannes Kepler. Historische Erzählung. Drei Bände. Prag, Kober. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. (Von Emilie von Gleichen-Rußwurm.) Stuttgart, Cotta. 1857. Gr. Lex.-8. 7½ Ngr.

Clemens, A., Die Sinnestäuschungen. Eine psychologische Betrachtung. Frankfurt a. M., Hedler. Br. 8. 7 Ngr.

Dingelstedt, F., Studien und Copien nach Shakspeare. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Floto, H., Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Besser. 8. 27 Ngr.

Goldschmidt, K., Dramatische Werke. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Zwei Bände. Berlin, G. Reimer. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hüter, W., Zeugnisse christlicher Wahrheit in Predigten. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 22½ Ngr.

Jahrbuch deutscher Dichtung herausgegeben von Karl Weller. 1857. 2ter Theil. Literaturgeschichte der Gegenwart. Leipzig, Hübner. 8. 15 Ngr.

Körner's, T., Werke in vollständigster Sammlung. Nebst Briefen von und an Körner, sowie biographischen und literar-historischen Beilagen von A. Wolff. Vier Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Mertens. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lippart, G., New-York bei Nacht und bei Tag. Roman. Aus dem Englischen frei übertragen von A. Marahrens. 1stes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. 3 Ngr.

Lühdorf, F. A., Acht Monate in Japan nach Abschluß des Vertrages von Kanagawa. Mit 11 verschiedenen Illustrationen. Bremen, Strack. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marggraff, H., Hausschatz der deutschen Humoristik. Mit literar-historischen Einleitungen. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Wengler. Gr. 8. à 10 Ngr.

Maynard, Von Delhi nach Khanpur. Greuelscenen aus dem indischen Aufstande. Mittheilungen einer englischen Dame — Mistreß Hornsteett. — Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 22½ Ngr.

Urkundenbuch zur Geschichte der Holstein-Lauenburgischen Angelegenheit am Deutschen Bunde in den Jahren 1851 bis 1858. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 25 Ngr.

Weber, B., Cartons aus dem deutschen Kirchenleben. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Werder, K., Columbus. Trauerspiel. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Friederich, Der Jubilar Dr. theol. Gerhard, Senior des evangelisch lutherischen Prediger-Ministeriums zu Frankfurt a. M., Andeutungen aus seinem Leben, mitgetheilt von einigen Freunden desselben. Frankfurt a. M., Boselli. Lex.-8. 12 Ngr.

Hengstenberg, Der Prediger Salomo. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Lange, J. P., Ueber die geistige Einheit des katholischen Mittelalters. Vortrag. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Mahler, H., Britannia und Borussia. Allegorisch-dramatisches Gedicht zum 25. Januar 1858. Posen, Merzbach. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schwartz, K., Das Leben des heiligen Sturmius. Uebersetzung und Bemerkungen zu Eigil's Nachrichten über die Gründung und Urgeschichte des Klosters Fulda. 2te Abtheilung des Programmes zur Feier 1000jähriger Erinnerung an Hrabanus Maurus, den Begründer des deutschen Schulwesens. Fulda, Müller. Gr. 4. 9 Ngr.

Siegfried, H., An G. H. Lewes eine Epistel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber königliche Maßnahmen für das Gedeihen der Wissenschaften. Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Bayern gehalten. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Das Verfahren wider den ordentlichen Professor der Theologie Dr. Baumgarten in Rostock. Geschichtlich und rechtlich. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wurm, C. F., Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschiffahrt und über die Donau-Akte vom 7. November 1857. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

Zweites Bändchen.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Verfasser hat sich durch den Beifall, den seine Schrift über die Dresdener Galerie gefunden, zur Fortsetzung derselben bestimmen lassen und legt hiermit dem Publikum ein zweites Bändchen derselben vor. Die Schrift besteht bekanntlich aus Novellen, die sich an bekannte Bilder der Dresdener Galerie und das Leben der Maler anschließen.

Dieses zweite Bändchen enthält: Die Marquise Pescara (Tizian); Die Nacht (Correggio); Die Freunde (Lukas van Leyden); Die Dame im Schleier (Van Dyck); Die grüne Spinne (Peter Breughel der Jüngere); Die Kuh des Potter (Paul Potter); Die büßende Magdalena (Ribera); Die dicke Frau zu Mecheln (Jordaens); Der Traum der Aebtissin (Holbein); Der alte Schulmeister (Gerhard Dou).

Das erste Bändchen (von gleichem Umfang und Preis) enthält: Die Gräfin von Flandern (Rembrandt); Die Burg der Häßlichen (Asselyn); Die Rose von Harlem (Van der Neer); Eine Vision Holbein's (Holbein); Die Hexenküche (Teniers); Schleier und Mandel (Cignani); Der Unbekannte (Paul Veronese); Der Künstler-Vagabund (Brouwer); Der Liebesgarten (Rubens); Das Grab des Juden (Ruisdael).

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Erinnerungsblätter. Erster bis vierter Theil. 8. Jeder Theil 24 Ngr.

In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe in diesen „Erinnerungsblättern", an seine eigenen Lebensschicksale lose anknüpfend, dem Leser Schilderungen der Gegenwart und Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten.

Soeben erschien im Verlage des Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strafe oder Zucht?

Eine pädagogische Abhandlung

von

Dr. F. Eiselen,

Rector der höhern Bürgerschule zu Lennep.

Gr. 8. Brosch. 20 Ngr.

Vorstehende Schrift betrifft einen Gegenstand von allgemeinstem pädagogischen Interesse und sucht ihr Fundament in wissenschaftlicher Begründung und Erfahrung.

Leipzig 1856. **Hermann Costenoble.**

Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist soeben erschienen und an alle auswärtigen Buchhandlungen versandt:

Die griechischen Elemente

in

Schiller's

Braut von Messina.

Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte

von

Dr. Baptist Gerlinger,

eingeleitet durch

Dr. Franz Dingelstedt.

Neue umgearbeitete und bereicherte Auflage.

Promotionsschrift.

8. Velinpapier. In Umschlag brosch. 48 Kr., oder 15 Sgr.

Die diesem Werke von seiten der „Grenzboten" (Juniheft, S. 480), der neuen Jahn'schen „Jahrbücher" (Septemberheft 1857) ꝛc. widerfahrenen vortheilhaften Beurtheilungen machen bei dem Erscheinen dieser neuen Auflage jede weitere Anpreisung überflüssig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Dritte Auflage. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe.

Geb. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen dritte Auflage bald nach dem Erscheinen der beiden ersten nöthig wurde, ist in dieser gänzlich umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kirchliche Bauwerke

in

gothischem Style

von

Vincenz Statz.

Erste Lieferung. Fol. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk des berühmten Baumeisters hat wesentlich einen praktischen Zweck. Es sind Vorlagen zu Kirchenbauten in gothischem Style, mit allem Detail wie es der Werkmeister nöthig hat, und unter Berücksichtigung des heutigen Bedürfnisses und des in jedem einzelnen Falle sich darbietenden Materials durchgeführt. Fast alle Entwürfe, die hier geboten werden, haben die Probe der Ausführung und der öffentlichen Kritik bereits bestanden. Das ganze Werk erscheint in 12 Lieferungen zu je 6 Blättern in zweimonatlichen Zwischenräumen und zu gleichem Preise wie die vorliegende erste Lieferung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 13. Mai 1858.

Inhalt: Eine Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von G. Brückner. — Anderssen's Reise in Afrika. — Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Achter Band. — Heyse, Neue Novellen. Von Theodulus Lau. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Deutschland im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Erster Band: Deutschlands politische, materielle und soziale Zustände im 18. Jahrhundert. Zweiten Bandes erster Theil: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. Bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1740). Leipzig, Weber. 1854—58. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Wenn das Eindringen in die deutsche Geschichte des 18. Jahrhunderts einer Himmelfahrt oder einer Höllenfahrt gleicht und danach mit Huldigungen oder Schmähungen begleitet wird, je nachdem die politische Leier beschaffen ist, welche man zum Eintauchen in die Schachten der Vergangenheit anlegt, und wenn wiederum ebendieselbe Periode vor dem weniger bestochenen historischen Auge in Absicht auf patriotisches Verhalten als Landkrankenhaus erscheint, so gilt dies alles nicht, sobald man dies Jahrhundert culturhistorisch erfaßt. Zwar steht das culturhistorische Leben eines Volks mit seinem politischen in innigster Wechselwirkung, was sich ganz besonders auf das allseitigste und tastbarste in dem vorigen Jahrhundert zeigt; aber der Rückschlag und Uebergriff von der innern Welt auf die äußere wie umgekehrt der des Realen auf das Ideale erfolgt oft langsam und im natürlichen Verlauf erst dann, wenn die eine Sphäre eine fatsam gespannte, überwindende und gestaltende Lebenskraft gewonnen hat. Es kann deshalb in dem Geist und Gemüth der Völker, selbst in ihren engern geselligen Verhältnissen, in Haus und Gemeinde, in Kirche und Schule, in Kunst und Wissenschaft eine fortschreitende Erhebung und Verbesserung stattfinden, ohne daß ihre politische Lage sich zum Bessern wendet; es kann sogar in ihnen der sittliche Zorn über die Verschobenheit und Ohnmacht der nationalen Zustände wach werden, ohne daß hier gleichzeitig Stärke und Ehre zu erreichen ist; es können dort große Mittel aufgebracht und rühmliche Arbeiten vollbracht werden, und doch bleibt hier unter dem starren Ausdruck und Widerstand verschränkter Weltconjuncturen vorläufig alles beim Alten.

Mehr oder minder ist dies auch im vorigen Jahrhundert der Fall. So stumpf der Gemeinsinn in Deutschland, so stabil jedwede politische Einrichtung, so machtlos das Reich nach innen und nach außen, so unerquicklich, die Thaten der Preußen abgerechnet, die Physiognomie des gesammten öffentlichen Lebens war, ebenso bedeutend, erhebend und ehrenwerth waren die Arbeiten und Entwickelungen, welche auf dem culturhistorischen Gebiet des deutschen Volks geschahen. Wenn man die mittlere Temperatur der sittlichen Volksgesinnung und die mittlere Lichtstärke des Volksgeistes am Anfang des Jahrhunderts mit den bezüglichen Durchschnittszuständen am Ausgang desselben vergleicht, so wird und muß man finden, daß nach diesen Seiten hin wenig Jahrhunderte der deutschen Geschichte eine gleich große Arbeit überwunden und einen gleich starken Fortschritt gemacht haben. Denn als das 18. Jahrhundert auf die Weltbühne trat, lagen auf dem deutschen Volksleben außer der mittelalterlichen Feudallast drei nach Tiefe und Breite gewaltige Schutthaufen, welche in der letztern Zeit von verschiedenen aufeinander folgenden Fluten auf- und übereinander geschüttet waren und zum Theil noch aufgeschüttet wurden. Zu dem Schutt, den der Dreißigjährige Krieg über die deutschen Gauen gewälzt hatte, kam der fesselnde Autoritätszwang in Religion und Wissenschaft und die verderbliche Geistes des leichtfertigen romanisch-französischen Geistes. Vermochte schon jene erste Katastrophe allein die Kraft des deutschen Volks zu brechen, so mußten um so stärker und tiefer die zusammengreifenden verbündeten Wirkungen der drei tyrannisirenden Gewalten die geistige und leibliche Ohnmacht, Stumpfheit und Verbildung der Nation erzwingen und erzeugen. Kaum schien unter diesen traurigen Stockungen und allseitigen Lähmungen, welche den Charakter Deutschlands am Beginn des 18. Jahrhunderts bilden, irgendeine Garantie für die Wiedergeburt von Tagen edlerer Menschlichkeit denkbar, und doch ward, als dieselbe Periode ihren Abschluß hielt, der compacte dreifache Schutt vom deutschen Boden und Leben durch die deutsche Nation zum größten Theil abgeräumt und ein freierer Blick und Pulsschlag und eine energischere Gesinnung gewonnen.

Die Wege und Mittel, die Anstrengungen und Kämpfe nun nachzuweisen und der ganzen nationalen Entwickelung Schritt für Schritt nachzugehen, durch

Digitized by Google

welche im 18. Jahrhundert der zähe Widerstand der Gegengewalten bewältigt und das große Läuterungswerk vollzogen wurde, gehört sicher ebenso zu den schwierigsten als zu den verdienstvollsten Unternehmungen culturhistorischer Thätigkeit: zu den schwierigsten, weil im großen und ganzen keine Bahn gebrochen, überdies der Gegenstand selbst äußerst vielseitig ist und ebendarum außer einer erprobten Geschicklichkeit des historischen Sinnes, einen Fleiß von Stahldauer und Feuereifer erfordert; zu den verdienstvollsten aber vor allem nach zwei Beziehungen. Zuerst dadurch, daß ein scharf gezeichnetes culturhistorisches Gemälde des 18. Jahrhunderts eine Beleuchtung desjenigen Bodens ist, aus dem die modernen Zustände herausgewachsen sind, und daß es mithin den Blick der Gegenwart sowol auf ihre festen als auf ihre morschen Unterlagen richtet und zugleich ihr das nothwendig klare Verständniß über die wahren und erfolgreichen Mittel und Ziele eines gerechten Fortschritts bietet; zum andern, daß dasselbe an und für sich, was in dem Wesen der Culturgeschichte liegt, das regste Interesse an den werthesten Gütern der Menschheit erweckt. Denn dies vermag in solcher Intensität weder die politische Geschichte, welche mehr die äußern und obersten Verhältnisse, noch die Fachgeschichte, welche vorherrschend nur einzelne Lebensnerven des Volkslebens zur Anschauung bringt, sondern allein die Culturgeschichte. Da sie ihrer Natur nach zur Aufgabe hat, das ganze innere staatliche und sociale Leben oder alle Formen der staatlich bürgerlichen Entwickelung in deren concreten Entfaltung und Stetigkeit darzustellen, so greift sie tief und voll wie keine andere Historie in Leib und Seele des gesammten Volkslebens und wirkt ebendarum wärmer, ergreifender und fesselnder.

Hiermit sind wir bei der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts angelangt, welche Biedermann dem deutschen Volke und der Wissenschaft übergeben hat, denn was wir soeben gleichsam statutarisch ausgesprochen, hat in diesem trefflichen Werke seine schönste Erfüllung gefunden. Zwar ist dasselbe noch nicht ganz abgeschlossen, indem bisjetzt nur der erste Band und der erste Theil des zweiten Bandes gedruckt vorliegen, der andere Theil dagegen noch zurücksteht; indeß das bereits Gegebene bietet in sich selbst durch die Darstellung von Hauptseiten und Hauptgliedern des 18. Jahrhunderts Selbstverständlichkeit und Abrundung und besitzt darum volle und übervolle Auslänglichkeit, um die Mühen der Arbeit, die Anordnung und Ausführung des Stoffs, die Würdigung und Durchleuchtung des Jahrhunderts und den historischen Geist des Verfassers scharf zu erkennen. Auf Grund dieser Momente haben wir die Arbeit Biedermann's zunächst für sich selbst zu fassen, sie hat aber noch außerdem einerseits ein tiefliegendes Motiv und andererseits eine auf Weckung und Belebung culturhistorischen Strebens hindrängende Kraft. Nach jener Seite hin gehören unleugbar die praktischen Segnungen, welche das Buch durch seine Erhellung der Volkszustände im 18. Jahrhundert zu verbreiten im Stande ist, wie ein Willebrief oder Testament dem Geist der Gegenwart und der Zukunft. In die noch ungeklärten schroffen Gegensätze und noch ungelösten Aufgaben des modernen bürgerlichen Lebens tragen sie als höhere Einheit und Vermittelung die Heiligkeit deutscher Gesinnung und Nationalehre, in welcher das Einzelne und Getheilte sich zum Glied des Ganzen erheben, das Starre sich beleben, das Flüchtige sich festigen, das Rückwärtsstrebende und das Vorwärtsdrängende sich einander in gegenseitiger Beschränkung anerkennen soll. Nach der andern Seite hat bereits das Werk Biedermann's durch den Geist, der in ihm lebt, durch die Resultate, die es gewonnen, und durch die darin über den Mangel an culturhistorischem Quellenmaterial ausgesprochene Klage auf weiten Kreisen hin culturhistorische Forschungen und selbst culturhistorische Vereine hervorgerufen und dadurch seine Triebkraft an den Tag gelegt.

Doch wir lenken auf das Werk selbst nach seiner Genesis und seinem Inhalt zurück. Die Schwierigkeiten, welche der Verfasser bei der Schöpfung desselben zu überwinden hatte, waren groß und lagen zunächst, da für einige Gebiete massenhaftes Material, für andere und zwar für die meisten, zudem die wichtigsten, fast gar kein urkundliches Material zu Gebote stand, dort in der Verarbeitung und Vergeistigung des massenhaften Stoffs zu einem einheitlichen, abgerundeten, lebensvollen und durchsichtigen Bilde, hier in der Beschaffung auslänglicher und sicherer Unterlagen zur Feststellung allgemein gültiger culturhistorischer Resultate. Um diese ausgedehnten, von der bisherigen Forschung nicht gehobenen Lücken möglichst auszufüllen, mußte der Verfasser vielfach auf Geschichtsquellen erster Hand zurückgehen, zu welchem Ende er einerseits Chroniken, Lebensbeschreibungen, Briefwechsel und Tagebücher, gedruckte und ungedruckte, durchstudirte, andererseits andere Persönlichkeiten durch private und öffentliche Aufforderungen zu einschlagenden Mittheilungen veranlaßte.

Nicht geringer als in der Beschaffung des Materials zeigten sich die Schwierigkeiten in der Anordnung des Ganzen und in der Darstellung des Einzelnen. Um diesen letztern Punkt vorauszunehmen, so gehört es nicht zu den leichten Arbeiten, die Speculationen eines Leibniz und Wolf, die Gegensätze zwischen Pietismus und Orthodoxie, die literarischen Kämpfe Gottsched's und der Schweizer und andere strengwissenschaftliche Doctrinen nicht blos ihres gelehrten Anstrichs zu entkleiden, der den Laien zurückschreckt und ermüdet, sondern sie auch aus der Abgeschlossenheit, worin die fachwissenschaftliche Behandlungsweise dergleichen Themata zu halten pflegt, herauszulösen und unter den höhern und allgemeinern culturhistorischen Gesichtspunkt zu bringen. Was die Anordnung betrifft, so stellte besonders der zweite Theil Schwierigkeiten entgegen, mit denen die ganze Denkkraft und Herzhaftigkeit des Mannes zu ringen hatte. Wenn im ersten Bande die einfache Gruppirung der verschiedenen Seiten des Culturlebens nach einzelnen Abschnitten, mit leichten Andeutungen ihres Zusammenhangs ausreichend und zweckmäßig erscheinen mochte, so konnte dies wol dort, wo die statistische Natur des Stoffs vorherrschte,

Digitized by Google

keineswegs aber hiee genügen, wo das geiſtige Leben die Seele bildet. Hier galt es vielmehr, das Entwickelungsgeſetz aufzufinden und anzuwenden, kraft deſſen ſich dieſes Leben als eine organiſche Einheit, als ein ſtetiger Fluß darſtellt. Und wenn dies, ſo mußte jedes chronologiſche Nacheinander und jedes bloße Nebeneinander von Culturgruppen als der Wirklichkeit zuwider aufgegeben, dagegen als die wahre Aufgabe der Culturgeſchichtſchreibung das ausgeführt werden, daß ſie die Mannichfaltigkeit der vielen, innerhalb einer und derſelben Zeit ſich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebenſo wol in ihrem organiſchen Zuſammenhange, wie nach der beſondern Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebenſo wol nach ihrem Hervortreten und Dominiren in einem beſtimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und Hinübertönen in die folgenden Abſchnitte der Periode klar erfaßt und anſchaulich ſchildert.

Als das oberſte, das 18. Jahrhundert charakteriſirende Entwickelungsgeſetz, welches wie eine mehr und mehr anſchwellende Pulsader die ganze Reihenfolge culturgeſchichtlicher Geſtaltungen hindurchzieht, wird vom Verfaſſer das Wiederaufſtreben des deutſchen Geiſtes aus dem Zuſtande der Verknöcherung, Unſelbſtändigkeit und Verrohung, in welche ihn der Dreißigjäheige Krieg, das einſeitige Kirchen- und Gelehrtenthum und die vom Auslande abhängige entnervte Ariſtokratie verdrückt hatten, angenommen und ausgeführt, der allererſte dreifach triebkräftige Keim der Entwickelung aber in die Neubelebung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, in die Umgeſtaltung des religiöſen und ſittlichen Lebens und in die Anfänge einer neuen lebenswarmen Poeſie geſetzt.

Indem hiermit der Verfaſſer dem der concreten Entwickelung des geiſtigen Lebens im 18. Jahrhundert zu Grunde liegenden Geſetz nachgeht, ſichert er ſich den allein gültigen Maßſtab hiſtoriſcher Darſtellung und kennzeichnet ſchon dadurch ſein culturhiſtoriſches Arbeiten als auf der ſonnigen Höhe der echten kritiſch-hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſtehend. Auch unterſchreiben wir, was er bezüglich des 18. Jahrhunderts als den Wecker und Träger der fortſpinnenden Entwickelung annimmt, weil ihr Anfang und Fortgang aus den gegebenen Zeitlagen, namentlich aus dem durch überſpannte Gegenſätze und durch Zerſetzung verſchiedener Kräfte gereizten und belebten Volksgemüth mit Nothwendigkeit folgt und abzuleiten iſt; nur vermiſſen wir dabei das eine, daß dem proteſtantiſchen Geiſte nicht genug Rechnung getragen wurde. Schon daß nicht das katholiſche, ſondern das proteſtantiſche deutſche Volk und wiederum hier nicht der ariſtokratiſche Stand, der dem Ausland und dem Katholicismus ſchmeichelte, ſondern der bürgerliche die erſten Zuckungen des Wiedererwachens that, mußte dem proteſtantiſchen deutſchen Sinn größere Bedeutung beilegen; aber ganz beſonders iſt für das Entwickelungsgeſetz des 18. Jahrhunderts von nicht geringer Schwere die Thatſache, daß die Idee und Zucht des Proteſtantismus, die durch die Reformation wie ein Ferment in das bürgerliche Leben geſenkt war, wenn auch vorübergehend geſtört und geſchwächt, doch nicht vernichtet wurde und nicht vernichtet werden konnte, ebenſo wenig als ſich das Volk ſeine Bibel, ſeine Geſang- und Gebetbücher nehmen ließ, vielmehr ſich durch dieſe von neuem aufrichtete.

Dies bezüglich des Ganges und bezüglich des Verhältniſſes zur Wirklichkeit; wie nun aber bezüglich der Durchdringung des Ganzen? Wenn der Verfaſſer dort mit feſtem Griffe in die mannichfachen Erſcheinungen und Lebensbewegungen des 18. Jahrhunderts Zuſammenhang und Wahrheit bringt und vor allem in das geiſtige Regen und Streben das klare Geſetz der Entwickelung einlegt, wodurch das Abſpinnen der Periode zum Werden und Entfalten eines Organismus wird, ſo haucht er auf der andern Seite der ganzen Culturdarſtellung dadurch einen hohen ſittlichen Ernſt ein, daß er die höchſten Güter des nationalen und menſchlichen Lebens als Maße und Strebeziele an die Aeußerungen und Beſtrebungen des Jahrhunderts hält. Die ewigen Forderungen, welche jedes Volk auf ſeinen nationalen und ſocialen, ſeinen geiſtigen und realen Bahnen zu erfüllen hat, ſtehen mit Recht auch am Himmel des 18. Jahrhunderts mit Flammenſchrift verzeichnet, um zu erkennen, wie weit die Gedanken und Geſinnungen, die Thaten und Zuſtände in Vaterland, Staat, Gemeinde und Haus von der Wahrheit, Gerechtigkeit und ſchönen Menſchlichkeit zurückgeblieben ſind. Indeß dieſen ſittlichen Geiſt offenbart das Werk nicht allein in den höhern Anſchauungen, unter die das Weſen des Staats und das Streben eines jeden Gliedes gefaßt wird, ſondern auch in dem, daß es gegen die Gewalt der ſtrömenden Wirklichkeit Gerechtigkeit übt; darum entſchuldigt es Beſtrebungen, welche von den Einflüſſen der Zeit beirrt und abgelenkt wurden; vertheidigt, was ohne Beziehung zum Ganzen verurtheilt wird; ſetzt ins rechte Licht, was von den Parteien getrübt; begründet, was aus Unkenntniß der Ereigniſſe ſchwebend und unbeſtimmt gelaſſen iſt, und übt ſo auf das gerechteſte und wohlthuendſte die höchſte hiſtoriſche Kritik im Einzelnen und im Ganzen.

Durch dies alles, was hier angedeutet worden iſt, durch Fleiß und Kritik, durch höhere Lebensanſchauung und gerechte Geſinnung, überdies durch Benutzung von ſeither unberückſichtigt gebliebenen Materialien hat der Verfaſſer uns ein hiſtoriſches Gemälde geliefert, welches ein bisjetzt größtentheils dunkles Jahrhundert durchleuchtet und die Zuſtände und das Geiſtesleben deſſelben in den lebendigen Zuſammenhang mit der geſammten Culturbewegung bringt: ein Gemälde, welches ebenſo fern von Neutralität als von Götzendienſt und Illumination der Motive die zum Sitzen gewählte Zeit in gerechter Würdigung darſtellt, durch Galerien intereſſanter, überraſchender Details, durch Verknüpfung einzelner Thatſachen zu neuen Geſichten und Reſultaten und durch eröffnete Einſicht in die Geneſis des wiedererwachten geiſtigen Bewegens und Erhebens belehrt und feſſelt, ja ſelbſt mit dem wärmſten und edelſten Patriotismus erfüllt.

So gern wir nun das Werk auf der ganzen Länge

Digitized by Google

seiner Bahn durchschreiten und dabei seine Hauptstationen in scharfen Augenschein nehmen möchten, um dadurch nicht minder dessen Reichthum an Licht und Stoff als des Verfassers gediegenes culturhistorisches Weben erkennen zu lassen, so müssen wir doch hiervon abstehen, weil das detaillirte Besprechen der ganzen Schrift ihres bedeutenden Umfangs wegen hier nicht thunlich ist und ein Herausreißen von bloßen Einzelheiten bei wissenschaftlichen Werken dieser Art uns als großes Unrecht gegen dieselben erscheint. Deshalb müssen wir uns schließlich auf eine kurze Inhaltsübersicht der Schrift beschränken.

So wie das Werk angelegt ist, behandelt der erste Band die politischen, materiellen und socialen, der zweite dagegen die sittlichen, wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen und literarischen Zustände, somit jener das äußere, dieser das innere Leben oder jener mehr die Reichs- und Landeskunde, dieser die Geisteskunde Deutschlands im 18. Jahrhundert.

Im ersten Band beginnt der Verfasser damit, die äußere Physiognomie des Deutschen Reichs während der Zeit, welche dessen Untergange unmittelbar vorherging, seinen Umfang, sein Ländergebiet und seine politische Eintheilung zu schildern und darauf das Verhältniß des Reichs zu den Einzelstaaten, der kaiserlichen zu der landesherrlichen Gewalt, die Zustände des Reichstags und der Reichsgerichte, das Kriegs- und Finanzwesen des Reichs, die politischen Parteien unter den Ständen und im Volke zu charakterisiren. Mit drastischer Wirkung tritt uns hier die Zeichnung entgegen, wie sich nach dem Dreißigjährigen Krieg das deutsche Reichsleben im Großen und Kleinen zersetzt, wie des Kaisers Macht in Schein und Ohnmacht, allmählich selbst in die Stütze der üppig aufschießenden Sonderinteressen umschlägt, gleichsam als der Fluch des ursprünglichen kaiserlichen Strebens, seine Hausmacht durch den deutschen Reichskörper zu speisen und zu kräftigen. Uebergehend sodann zu den Einzelstaaten macht der Verfasser den Geist der Regierenden wie der Regierten, die Stellung der Beamten, der Gerichte und der Landstände, das Wesen und die Bedeutung der öffentlichen Meinung und ihres Organs, der Presse, die Verhältnisse des Gemeindelebens in den Städten wie auf dem flachen Lande zu Gegenständen speciell eingehender Darstellungen. Doch nicht genug: um die eigentlichen Volkszustände recht offen zu legen, kam es dem Verfasser vor allem darauf an, die Rückwirkungen der politischen Zustände auf das materielle Leben des Volks und die Entwickelungen seiner schaffenden, gewerblichen Thätigkeit zu veranschaulichen, zu welchem Ende er den Druck, welchen die Finanzpolitik, das Steuerwesen und das Militärsystem seinerzeit auf dasselbe übten, die Erfolge einer trotz aller Hindernisse unermüdlich und kräftig emporstrebenden Betriebsamkeit auf den Gebieten der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie, sammt dem Antheil, welchen einzelne Regierungen an der Förderung und Entwickelung dieser Betriebsamkeit hatten, das Wachsthum und die Vertheilung der Bevölkerung, das Maß des Wohlbefindens und die Besitzverhältnisse der verschiedenen Schichten des Volks, sowie die socialen Einrichtungen zur Verbesserung der Lage aller oder einzelner derselben, ganz besonders die Zustände der untern, arbeitenden Klassen, den Umfang der materiellen Noth und der Armuth, die Anstalten zu deren Abhülfe, endlich die Anfänge jener Massenauswanderung, welche schon damals bei einer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung Deutschlands fremde Länder mit deutscher Gewerbskraft und deutschem Kapital zu bereichern begann, in trefflichen belehrenden Schilderungen zur Anschauung bringt.

Der erste Theil des zweiten Bandes rollt die allgemeine Physiognomie des deutschen Gesellschaftskörpers am Anfang des 18. Jahrhunderts vor uns auf. Ihr charakteristischer Hauptzug ist die schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen, die sich wie äußerlich, so innerlich, wie im öffentlichen Leben, so in Bildung und Gesinnung kund thut. In der obern Region der Gesellschaft herrscht Weltfirniß und Uebermuth bei innerer Hohlheit und Verliederung, in der untern einerseits beschränkte Einfalt und leidende Demuth, andererseits verlogene Kriecherei. Ebenso scharf spalten sich die Stände nach einer andern wichtigen Seite. Der gesunde Zustand eines Culturvolkslebens besteht darin, daß in allen seinen Schichten ernste Arbeit und edler Genuß als nothwendige Pulsschläge des Daseins in rechtem Wechsel einander kräftigen. In dieser Periode waren aber dieselben unnatürlich auseinander gerissen, indem die Arbeit ohne Genuß den Bürgerlichen, der Genuß ohne Arbeit den Vornehmen zugetheilt war. Ueberhaupt sind Particularismus und Gesinnungslosigkeit die Mächte der Zeit. Sie triumphiren nicht allein über nationalen Sinn, sociales Gemeingefühl und bürgerlich sittlichen Geist, sondern sie beschränken und hemmen auch die freie und gesunde Bewegung der Gedanken.

Wenn der Verfasser nach der einen Seite die Wurzel dieses gesellschaftlichen Ausdrucks in den Einflüssen der Reformation, des Dreißigjährigen Kriegs und des einströmenden französischen Geistes und Sinnes nachweist, so zeigt er nach der andern Seite, wie sich derselbe von der Mitte des 18. Jahrhunderts an verändert, dies vor allem durch den Siebenjährigen Krieg und durch seinen königlichen Sieger. Aus der bürgerlichen Zucht am berliner Hof war der Geist hervorgegangen, der getragen von der weithin flammenden Begeisterung, welche seine deutschen, protestantischen Thaten und Siege hervorriefen, nationales Gefühl, bürgerliche Selbstachtung und elastisches Denken erweckte. Dadurch gewinnt die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einen andern Ton und Hauch des gesellschaftlichen Lebens, als ihn die erste Hälfte aufweist und ebendarin liegt der Grund, daß der Verfasser jeder verschieden gearteten Hälfte des Jahrhunderts einen besondern Theil widmet.

In dem Anfang des Jahrhunderts, wo sich, wie die farbenreiche Schilderung der Höfe, des Adels und des bürgerlichen Standes darthut, die geistige und sittliche

Digitized by Google

Verbildung und die scharfe Sonderung des Volks vollendete, beginnen aus der bürgerlichen Volksschicht neue, auf Rettung zielende Geisteskeime emporzuschießen. Die Elemente dieses wiedererwachenden bürgerlichen und nationalen Bewußtseins werden nun aufgesucht und dieselben in verschiedenen zusammenwirkenden Richtungen gefunden, zunächst in der Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes, insbesondere auf den Gebieten der exacten Wissenschaften und der Philosophie, dann in der Umgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens, ferner in der immer weitern Ausbreitung sowol der wissenschaftlichen und aufklärenden als auch der religiös-sittlichen Bewegung und endlich in den Anfängen einer neuen lebenswärmern Poesie und in den Bestrebungen für die Wiederherstellung einer nationalen Poesie. Jede dieser Hauptrichtungen wird um eine einzelne hervorragende Persönlichkeit als ihren centralen Träger und Vertreter gruppirt, und auf diese Weise bilden die Charakteristiken eines Leibniz, Spener, Thomasius, Wolf und Gottsched die Mittelpunkte der einzelnen Abschnitte des Werks. Die höchste Beachtung und Anerkennung verdienen die Zeichnungen all dieser geistigen Strömungen und der sie erregenden und fortleitenden Persönlichkeiten. Jene wie diese sind nach ihrer Entwickelung und Wirksamkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit und Beziehung zum Ganzen scharf und tief gefaßt und meisterhaft ausgeführt, weshalb sie auch über den dunkelsten Theil des vorigen Jahrhunderts, welcher die Zeit von 1700—1740 umfaßt, ein helles Licht verbreiten.

Indem zuletzt der Verfasser das gemeinsame Ergebniß aller dieser Culturbestrebungen zu einer Gesammtanschauung der Bildung und Gesittung des deutschen Volks, namentlich aber des häuslichen und geselligen Lebens der Mittelklassen als des von nun an wieder entschiedener in den Vordergrund tretenden Theils der Nation zusammenfaßt, hat er ebenso den naturgemäßen Abschluß der Schilderungen der ersten Periode als auch die Brücke für die Schilderungen der zweiten Periode des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert gewonnen.

Dies der Inhalt des Werks. Nach dem bereits Ausgesprochenen genügt ein kurzes Schlußwort. Biedermann's Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist ein Buch von deutscher Gründlichkeit und deutscher Gesinnungstüchtigkeit. Es stellt die Dinge in ihrem innersten Kern und in ihren Wirkungen nicht minder kritisch-historisch und in durchsichtiger, sicherer Fassung als mit Wärme und Begeisterung dar, weshalb es der Wissenschaft zur Ehre gereicht und dem deutschen Volke wie wir mit Zuversicht hoffen zum Nutzen gereichen wird. Auf Bücher von solcher Gediegenheit kann unsere Literatur stolz sein.

G. Brückner.

Andersson's Reise in Afrika.

Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—54 von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Hermann Lotze. Mit acht Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth, und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1858. Lex.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Mehr als in irgendeinem andern Erdtheile sind in Afrika geographische Forschungen und Entdeckungen durch die hydrographische Beschaffenheit des Landes bestimmt. Bei einem ungeheuern Continente, der mit wenigen Ausnahmen ringsum von völlig buchtenlosen Küsten eingeschlossen wird und dem Seefahrer nur an einzelnen Punkten einen erträglich sichern Hafen bietet, werden die meisten zu wissenschaftlichen und commerziellen Zwecken unternommenen Erforschungsreisen ihren Ausgangspunkt von den Mündungen der größten Ströme nehmen. Obwol sich diese Regel nun bei Afrika durch den eigenthümlichen Charakter der Nordküstenländer einigermaßen modificirt, so fällt doch nach allen bisher gemachten Entdeckungen dessenungeachtet die definitive Möglichkeit, das eigentliche Herz Afrikas, das noch immer räthselhafte Hochgebirgsland desselben, zu erforschen und auf diese Weise das Ziel jahrtausendlanger Bestrebungen zu erreichen, mit der Lösung des Problems der Auffindung der wahren Nil- und Nigerquellen zusammen. Während aber der Entdeckungseifer noch rastlos diese ersten, sichersten und großartigsten Bahnen verfolgte, ging nicht nur in den gewohnten Anschauungen von der natürlichen Beschaffenheit des innern Afrika eine große Revolution vor, sondern es wurden auch einzelne völlig unerwartete Eigenthümlichkeiten derselben, welche man zunächst aus dem Munde von Eingeborenen entfernter Landstriche vernahm und durch zureichende physikalische Gründe bis auf weiteres bestätigt fand, Zielpunkte neuer Unternehmungen. Die hervorstechendsten unter diesen eigenthümlichen und vorher völlig ungeahnten Zügen sind unstreitig die großen Süßwasserlandseen, von deren Existenz die staunenden europäischen Reisenden erst in neuerer und neuester Zeit die Kunde mit nach Hause brachten. Man kann füglich behaupten, daß die verschiedenen großartigen Entdeckungsreisen, welche uns im Verlaufe der letzten Decennien einen so großen Theil Afrikas erschlossen haben und aller Voraussicht nach in dem nächsten Decennium einen vielleicht kaum minder großen erschließen werden, sich um drei große Landseen gruppiren. Welche Rolle der Tsadsee in allen von der Nordküste sowol als von der Nigermündung ausgehenden Expeditionen gespielt hat, ist zu bekannt, als daß wir an diesem Orte näher darauf eingehen dürften; hat man doch sogar den großen südlichen Arm des Niger, den Benue, infolge eines vermutheten Zusammenhangs desselben mit jenem Binnensee irrthümlicherweise den „Tsadda" genannt. Kaum minder wichtig wird allem Anschein nach in nächster Zukunft für die Reisen im Osten der große Nyassi oder See von Uniamesi werden, und wenn es dem kühnen Burton gelingen sollte, bis dahin vorzudringen, so dürfte dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach die Frage nach den Nilquellen endlich beantwortet und der geographischen Wissenschaft ein neues ausgedehntes Terrain erobert werden. Und was dieser für die Erforschung des Ostens verspricht, das hat endlich der Ngami für die Erforschung des Südens bereits geleistet. Er ist es, der zu allen großen Entdeckungsreisen in das Innere von Südafrika, theils vom Caplande, theils von der Westküste, theils vom Kafferlande und der Küste Natal aus, den Anstoß gegeben, er ist es auch, der die in dem oben angezeigten Werke beschriebene Reise Andersson's veranlaßt hat.

Die erste Nachricht von der Existenz des Ngami erhielt die im Jahre 1834 von einer Gesellschaft in der Capstadt unter Dr. Andrew Smith ausgesandte Expedition, welche zwar das Land der Matabili durchreiste und den Oranjefluß überschritt, aber schon in der Gegend des heutigen Kuruman (ungefähr

Digitized by Google

28° 30') wieder umkehrte. Von den zahlreichen Reiseunternehmungen, welche diese Kunde hervorrief, war die in ihren Ergebnissen fruchtbarste die große Entdeckungsreise Cumming's (im Jahre 1844), welcher bis zum Limpopoflusse, also bis zum 23°, d. h. beträchtlich weiter als alle seine Vorgänger nach Norden vordrang, aber ebenso wie diese, durch die dazwischenliegende Kalahariwüste genöthigt, eine zu weit westliche Richtung eingeschlagen hatte, um den Ngami erreichen zu können. Der Ruhm, die Gestade dieses Sees zuerst betreten zu haben, war David Livingstone vorbehalten, dessen Reisebeschreibung im Laufe des vergangenen Jahres erschienen ist. Hier erwähnen wir des nothwendigen Zusammenhangs halber nur das auf die Entdeckung des Ngami Bezügliche. Livingstone brach am 1. Juni 1849 in Gesellschaft Oswell's und Murray's von Kolobeng, seiner Missionsstation, seit langer Zeit dem eigentlichen Vorposten der südafrikanischen Missionen (unter 25° südl. Br. und 26° östl. L. v. Gr.), in nördlicher Richtung auf. Nachdem er bis zum Ende des Monats unter großen Beschwerden und Entbehrungen 300 englische Meilen zurückgelegt hatte, gelangte er zu seiner größten und freudigsten Ueberraschung an die Ufer des Zouga, eines imposanten und außerordentlich schönen Flusses, der in südöstlicher Richtung strömte. Hier wurde die Gesellschaft von den Eingebornen, den Bayeye, herzlich und freundlich aufgenommen und erfuhr von ihnen, daß der Zouga ein Abfluß des 300 Meilen weit entfernten Ngamisees sei. Livingstone fuhr in einem von Eingeborenen gerud erten Canot anfangs in nordwestlicher und später in westlicher Richtung den Fluß hinauf, welcher allmählich immer breiter und tiefer wurde. Endlich sah er seine Anstrengungen durch einen glücklichen Erfolg gekrönt: am 1. August erreichte er den langersehnten Ngamisee an seiner nordöstlichen Seite, welche den von ihm angestellten Beobachtungen zufolge unter 20° 19' südl. Br. und ungefähr 22—23° östl. L. in einer Höhe von 2825 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Kunde von dieser Entdeckung regte in Europa den Forschungseifer von neuem an, und so geschah es denn, daß sich ein wohlhabender englischer Privatmann, Mr. Francis Galton, entschloß, durch die Capcolonie vom Trans-Vaalflusse aus womöglich zum Ngami vorzudringen. Er war bereits im Begriff, diese Expedition anzutreten, als er durch Vermittelung eines Freundes die Bekanntschaft des Schweden Karl John Andersson machte, welcher kurze Zeit vorher nach vielfachen Reisen und Jagdexcursionen in seinem Vaterlande in England angekommen war und Island zu bereisen beabsichtigte. Galton erbot sich, die Reisekosten für Andersson zu bestreiten, wenn ihn derselbe auf seiner Expedition begleiten wolle, und da dieser Vorschlag ganz mit der eigenen Neigung des letztern übereinstimmte, so ging er mit Freuden darauf ein. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zu einer südafrikanischen Landreise waren in der Capstadt bald beendigt; da ging die Nachricht ein, daß die Boers am Trans-Vaalflusse vor kurzem einige Handelsleute und Reisende, die nach dem Norden gingen, zurückgewiesen und außerdem gedroht hätten, jeden todt zu schlagen, welcher es versuchen sollte, ihren Bezirk zu passiren und bis zum Ngamisee vorzudringen. Unter solchen Umständen mußten sich die Reisenden zu einer Abänderung ihres Plans entschließen. Auf den Rath einiger einsichtsvoller Männer mietheten sie einen Schooner und schifften sich mit ihren Reisevorräthen und Dienern nach der Walfischbai ein, von wo sie in das Innere des Landes einzudringen gedachten. Für die Wissenschaft muß dies als ein glücklicher Zufall betrachtet werden: denn abgesehen von der kaum zu bejahenden Frage, ob die beiden Reisenden bei Einhaltung des ursprünglich entworfenen Plans ihr Ziel wirklich erreicht haben würden, läßt sich unbedenklich behaupten, daß sie aller Voraussicht nach zu einem guten Theile in die Spuren Livingstone's oder irgendeines andern von den vielen Reisenden im Betschuanenlande gerathen wären und auf dieser Seite nichts wesentlich Neues beigebracht, auf der andern Seite die ungeheuere Lücke in unsern geographischen Kenntnissen von Südwestafrika unausgefüllt gelassen hätten. Diese Lücke würde nach Livingstone's wunderbaren Entdeckungen nur um so auffälliger hervorgetreten sein. Livingstone nämlich drang auf seiner zweiten, am 8. Juni 1852 von der Capstadt angetretenen Reise wieder über Kolobeng nördlich bis nach Linyanto, der am Tschobe, einem Nebenfluß des Zambese, unter dem 18° gelegenen Hauptortschaft der Makololo, vor und machte dieselbe zum Ausgangspunkt seiner fernern Operationen, indem er von da aus zuvörderst die ganze Westhälfte Afrikas bis Loando in nordwestlicher, und sodann nach seiner Rückkehr auch die ganze Osthälfte bis zum Ausflusse des Zambese in ziemlich östlicher Richtung durchmaß. Nun waren aber die 20 Breitengrade, welche die Entfernung zwischen der Mündung des Oranjeflusses und dem Endpunkte von Livingstone's Reise auf der Westküste, trotz der Reise des Capitän James Alexander bis auf wenige Punkte in der Nähe des britischen Gebiets völlig unbekanntes Land. Ueber einen sehr großen, und zwar gerade den von Galton und Andersen nicht berührten nördlichsten Theil dieser ungeheuern Landstrecke würden unstreitig die Ergebnisse des Magyar Laszlo, deren Veröffentlichung Petermann vor zwei Jahren in Aussicht stellte, ein helles Licht werfen. Der genannte Ungar war nämlich 1847 an die afrikanische Küste gekommen, um das Innere des Erdtheils südlich vom Aequator zu erforschen. Um diesen Zweck zu erreichen, lernte er mehrere afrikanische Sprachen und heirathete die Tochter des Königs von Bihe, östlich von Benguela. Anfang 1850 brach er an der Spitze von mehreren hundert bewaffneten eingeborenen Elefantenjägern von Bihe nach dem Innern auf und erforschte den beträchtlichen, zwischen dem 4° und 22° südl. Br. und dem 12° und 34° östl. L. liegenden Theil Afrikas. Die letzten Briefe, welche seine Verwandten und Freunde in Ungarn von ihm erhalten haben, sind „Cupata, in Centralchila, 16° südl. Br., 15° 20' östl. L." datirt. Er war damals von seinen Reisen im Innern zurückgekehrt und wieder auf dem Wege nach seiner afrikanischen Adoptivheimat. Seine Gesundheit hatte durch seine langen und fortwährenden Reisen empfindlich gelitten. Er hatte viele große und bevölkerte Länder durchforscht, die von ihm besuchten Punkte mit „astronomischer Genauigkeit" bestimmt und die Landesproducte sowie die Sitten und Gebräuche der Einwohner beobachtet und aufgezeichnet. Einen Theil seines Journals schickte er nach Hause, beabsichtigte aber selbst nach Europa zurückzukehren, um einen ausführlichen Bericht über seine Reisen und Abenteuer zu veröffentlichen. Seit jener Zeit hat man jedoch nichts weiter von ihm gehört und es steht dahin, ob die Ergebnisse seiner Bemühungen der Wissenschaft jemals zugute kommen werden. Auch das im Jahre 1856 zu London erschienene Werk: „Southern Africa: a Geography and Natural History of the Country, Colonies and Inhabitants from the Cape of Good Hope to Angola", von Francis Fleming, enthält, soweit es auf eigenen Forschungen und Beobachtungen ruht, gerade für die Länder an der Westküste sehr wenig Neues, obwol es namentlich für den Ornithologen und Entomologen einen eigenthümlichen Werth besitzt. Und so würde denn über allen den ausgedehnten Regionen südlich und westlich von Livingstone's Reisepfade fortwährend das frühere Dunkel schweben, wenn nicht ein günstiger Zufall dieselben Galton und Andersen zum Schauplatze der Bethätigung ihres Unternehmungsgeistes angewiesen hätte. Francis Galton kehrte im Januar 1852 wieder nach Europa zurück, ohne den Ngami erreicht zu haben, und beschrieb seine Reise in dem 1853 zu London erschienenen Buche: „The Narrative of an explorer in Tropical South Africa." Dasselbe ist, wenn wir uns recht entsinnen, aus einer französischen Uebersetzung ins Deutsche übertragen und auch in Nr. 46 d. Bl. f. 1857 besprochen worden. Man hatte Andersson den Rath gegeben, sich bei seiner Erzählung auf die zweite, von ihm nach Galton's Entfernung allein unternommene Reise, auf welcher er den Ngami wirklich erreichte, zu beschränken; allein Andersson hat aus den im Vorwort angeführten Gründen und,

Digitized by Google

was er zwar nicht selbst erwähnt, was wir aber an seiner Stelle zu erwähnen für nöthig halten, namentlich deshalb, weil Mr. Galton in seiner Reisebeschreibung die Person seines Gefährten etwas ungebührlich in den Hintergrund zurücktreten läßt, für gut befunden, den ganzen ersten Theil des vorliegenden Werks jener gemeinschaftlichen Reise zu widmen. Dieses Werk erschien zuerst 1855 englisch zu London unter dem Titel: „Lake Ngami, or, Explorations and Discoveries during four years wanderings in the wilds of South-Western-Africa. With a map and numerous illustrations" und erlebte bereits 1856 eine zweite Auflage. Der oben angezeigten, sehr gelungenen deutschen Uebersetzung liegt aber nicht das englische Original, sondern die 1856 in Stockholm herausgekommene schwedische Uebersetzung von Gustav Thomé zu Grunde, da die letztere einige Veränderungen und Zusätze von der Hand des Verfassers erhalten hat. Bedeutend wird indeß der Unterschied nicht sein.

Der bereits erwähnte Ausgangspunkt der Landreise, die Walfischbai, liegt etwa unter 22° 48′ im Groß-Namaqualande und war früher, als noch der Guanohandel auf der Westküste Afrikas blühte, immer von Schiffen jeder Größe besucht. Einige Meilen oberhalb derselben mündet der von Westen herkommende Swakop, während sich in südwestlicher Richtung der Knisip in die Bai selbst ergießt. Der erstgenannte Fluß bildet die Grenze zwischen den Damara im Norden und den Namaqua im Süden. Die Groß-Namaqua, ein halbcivilisirter Hottentottenstamm, bewohnen den ganzen südlich vom Oranjefluß und östlich (etwa unter 19° östl. L.) von der Kalahariwüste begrenzten Landstrich, der nach Andersson's Angabe eine Fläche von 112000 geographischen (soll wol heißen englischen) Quadratmeilen und eine Bevölkerung von wahrscheinlich kaum 30000 Menschen hat. Die Wüste Sahara ausgenommen, findet man vielleicht auf der ganzen Erde kein so ausgedehntes und dünnbevölkertes Land, das so arm an Wasser, so vernachlässigt von der Natur, so überaus unfruchtbar und so wenig zum Ackerbau geeignet wäre. Es besteht aus ungeheuern Sandflächen, die von Bergketten vulkanischen Ursprungs durchzogen sind und eine äußerst spärliche Vegetation zeigen. Von der Meeresküste aus erhebt sich das Land in drei deutlichen Terrassen, welche eine große Masse Mineralien bergen und den größten Theil ihrer Gewässer ostwärts nach dem Fischflusse entsenden, der das ganze Land in südlicher Richtung durchströmt und sich 3 bis 4 Tagereisen vom Meere in den Oranjefluß ergießt. Die nördlichen Namaqua theilen sich in zahlreiche Stämme, deren jeder einen Häuptling hat. Die vornehmsten unter ihnen sind: Jonker Afrikaner in dem ganzen langgestreckten Landstriche zwischen dem Swakop und Knisip, also bis über 17° östl. L. hinaus; südöstlich davon Zwartbooi, in der Quellgegend des großen Fischflusses, und am weitesten östlich bis fast zum 20° Amral; in der Richtung nach Süden schließen sich an Zwartbooi zunächst Jan Booi, und sodann William Fransman, Paul Goliath, David Christian, Blondel Zwarts und andere unbedeutendere. Die Namaqua wohnen in kleinen runden Hütten, die mit Rohrmatten bedeckt sind und deren Fachwerk aus Zweigen sie auf ihren Ochsen mit sich fortführen, so oft sie ihre Lagerplätze verändern. Von einem höhern Wesen scheinen sie kaum eine Ahnung zu haben und alle Bekehrungsversuche der christlichen Missionare unter ihnen sind bisjetzt erfolglos geblieben. Dagegen haben sie eine gewisse abergläubische Ehrfurcht vor den Todten und glauben an Hexerei und Zauberei, die von Männern und Weibern, den sogenannten Kaiaobs, ausgeübt wird, welche Regen machen, Kranke heilen, die Ursache des Todes der Menschen auffinden und andere merkwürdige Dinge ausführen. Die Polygamie ist allgemein; jeder Mann hat so viel Weiber, als er ernähren kann und darf sie zu jeder Zeit ohne Umstände zu ihren Aeltern zurückschicken. Früher ließ man Alte und Krüppel fern von den menschlichen Wohnungen umkommen. Von den vielen charakteristischen Sitten, welche Andersson berichtet, wollen wir beispielsweise hier nur den sonderbaren Gebrauch anführen, daß die Töchter nach dem Vater und die Söhne nach der Mutter benannt werden, und daß sie einen Vater oder eine Mutter zu adoptiren pflegen. Sie schmücken sich gern mit kleinen Zierathen aus Messing, Eisen und Kupfer, am liebsten aber mit kleinen Perlen von verschiedenen Farben, die sie meist selbst verfertigen; sie tätowiren sich nicht blos, sondern überstreichen auch den ganzen Körper mit Fett und bestreuen das mit verschiedenartigem Pulver. Hinsichtlich ihres moralischen Charakters erklärt Andersson, daß sie alle Laster der Wilden ohne irgendeine gute Eigenschaft derselben an sich haben. Sie sind undankbar, lügnerisch und treulos, habgierig, räuberisch und grausam, und dazu außerordentlich faul und träge, aber der Musik, dem Tanz und dem Genusse selbstbereiteter geistiger Getränke und des kaum minder berauschenden Tabacks ergeben. Ihre Hausthiere bestehen aus Kühen, Schafen, Ziegen und Hunden und ihre Waffen aus Schießgewehren.

Nördlich vom Swakop erstreckt sich etwa bis zum 19. Breitengrade das Land der Damara, über welche Andersson's Reisewerk einige geschichtliche Andeutungen enthält. Danach steht fest, daß sie erst vor ungefähr 70 Jahren, wie es scheint von Norden oder Nordosten her, das Land überschwemmt haben, welches damals von Buschmännern und andern Eingeborenen, den heutigen Berg-Damara bewohnt war. Sie sind ohne Zweifel eine große Nation gewesen, haben sich aber allmählich in eine Unzahl kleinerer Stämme unter vielen Häuptlingen zersplittert. Anfangs breiteten sie sich ohne Widerstand fast bis an den Ngami und bis an den 24. Breitengrad aus. An diesen beiden Punkten wurden sie im Weiterdringen aufgehalten. Dort wurden sie von den Mathona angegriffen, mit denen sie wiederholt verzweifelte Kämpfe zu bestehen hatten, und obwol sie sich mit Muth geschlagen zu haben scheinen, so mußten sie sich doch endlich mit großem Verluste zurückziehen. Auf der andern Seite wandten sich die nördlichen Namaquastämme, die von den Damara viel zu leiden hatten, an Jonker Afrikaner, welcher, damals ein Häuptling von untergeordnetem Range, seine Zelte am Oranjeflusse aufgeschlagen hatte. Dieser kam, besiegte die Damara und ließ ihnen keine Ruhe mehr, bis er sie zuletzt völlig aufgerieben und vernichtet hatte. „Von meiner Ankunft an", erzählt Andersson, „bis zu dem Tage, wo ich dieses Land verließ, hatten die Namaqua den Damara gewiß die Hälfte ihrer Viehheerden geraubt, nachdem die andere Hälfte ihnen vor meinem Besuche im Lande schon abgenommen worden war. Mit ihrem Eigenthum gingen sie zugleich ihrer Freiheit verlustig." Ihr ausgedehntes Land ist zum großen Theile ebenso unfruchtbar wie das der Namaqua, weil es wie dieses Wassermangel leidet und außerdem mit undurchdringlichen Wäldern von stacheligen Bäumen besetzt ist. Eine ebenso große Aehnlichkeit verrathen ihre Glaubensansichten, Sitten, Einrichtungen und Beschäftigungen, obwol dieselben in anderer Beziehung vielfach an die Verwandtschaft mit den Betschuana erinnern. Die einzelnen Unterschiede muß man im Werk selbst nachlesen. Eigenthümlich ist diesem Volke die Eintheilung der Stämme in eine Art Kasten, das heilige Feuer, welches von einer Priesterin vor der Hütte des Häuptlings oder bei schlechtem Wetter in der eigenen Wohnung unterhalten und beim Wechsel des Lagerplatzes vor den Ochsen hergetragen wird, die Beschneidung aller Mannspersonen und die Todtengebräuche. Ihre Hauptnahrung ist Milch und ihr höchstes Vergnügen Musik und Tanz, welcher letztere meistentheils in mimischen Darstellungen der Bewegungen von Rindvieh und Schaafen besteht. Wunderbar ist ihre Unbeholfenheit im Zählen. Obwol nämlich ihre Zahlworte bis hundert gehen, so fällt es ihnen doch außerordentlich schwer, diejenigen anzuwenden, bei welchen die zehn Finger nicht ausreichen. „Es ist ein sehr ergötzliches Schauspiel, wenn man eine Anzahl Damara sieht, die ein Dutzend Stück Vieh zusammenzählen wollen." Im allgemeinen sind die Damara ein schönes Volk, und es ist gar nicht ungewöhnlich unter ihnen Leute von sechs Fuß und einigen Zoll

Digitized by Google

Länge zu finden, die in jeder Hinsicht wohlproportionirt sind. Ihre Gesichter sind ebenfalls schön und regelmäßig, und manche können als wahre Muster menschlicher Schönheit gelten. Ihr Wesen und Benehmen ist angenehm und ausdrucksvoll. Aber obgleich sie äußerlich sehr kräftig aussehen, so können sie doch in dieser Beziehung keinen Vergleich selbst mit nur mäßig starken Europäern aushalten. Die Frauen sind meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen runden Formen und sehr kleinen Händen und Füßen, werden aber im vorgerückten Alter überaus häßlich. Schießgewehre sind unter den Damara selten; ihre gewöhnlichen Waffen sind Assegais, meist zum Schneiden benutzt, Kirris zum Werfen und Bogen und Pfeile, die sie jedoch nicht mit großer Wirksamkeit zu handhaben verstehen. „Die Damara sind in jeder Hinsicht ein Hirtenvolk und wissen nichts von festen Wohnplätzen. Das ganze Land wird als gemeinsames Eigenthum angesehen. Sobald das Gras einer Stelle abgeweidet oder das Wasser verbraucht ist, ziehen sie weiter. Trotzdem und obgleich sie keinen bestimmten Begriff von dem Mein und Dein haben, ist es doch Regel, den, der zuerst an einen Ort kommt, als Eigenthümer desselben anzusehen, solange es ihm gefällt denselben zu behaupten, und niemand wird sich einen Eingriff erlauben, ohne vorher seine Erlaubniß erlangt zu haben. Dieselbe Regel gilt auch in Rücksicht der Fremden. So hatte der früher mächtige Häuptling Kahitschene große Lust sich in Richterfeldt niederzulassen; aber in Befolgung des erwähnten Gebrauchs schickte er erst einige seiner Vornehmsten an Mr. Rath (den dortigen Missionar), um sich zu erkundigen, wie weit er etwas gegen seinen Plan einzuwenden habe. Rath antwortete, der Häuptling solle hierin nach seinem Gutdünken handeln, da er nur ein Fremdling sei und keine Ansprüche an ihr Land zu machen habe. Dabei beruhigten sich jedoch die Gesandten nicht, sondern erklärten ihm, es könne ihrem Häuptling nicht in den Sinn kommen, uns durch ihre Nähe zu belästigen, ohne besondere Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Zu jener Zeit galt Kahitschene als der reichste und mächtigste Häuptling im ganzen Lande. Sein Reichthum bestand natürlich nur in Ochsen und Schafen. Damit man sich eine Vorstellung von der großen Menge machen könne, die er besaß, will ich nur anführen, daß frühzeitig am Morgen des Tags, an dem die erwähnte Unterhandlung stattfand, die ersten Züge ankamen, und daß die Zuzüge unaufhörlich bis spät am Abend des folgenden Tags dauerten. Außerdem kamen die Thiere nicht eins oder zwei zusammen, sondern das ganze Bett und die Ufer des Swakop waren sozusagen mit einem lebenden Ochsenknäuel bedeckt. Und doch war dies immer nur ein geringer Theil von alledem, was er hatte. Nach einem Zeitraum von nur drei Wochen war mehrere Meilen weit an beiden Seiten von Richterfeldt nicht ein grünes Hälmchen mehr zu sehen."

Wir müssen aus äußern Gründen hier darauf verzichten, unsere Reisenden von Haltepunkt zu Haltepunkt durch die Districte der soeben kurz geschilderten Völkerschaften zu begleiten. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten einer Reise in Südafrika dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Ihr Grundzug ist der, daß der Reisende für die Dauer seiner Expedition ebenfalls ein Nomadenleben nach Art der Eingeborenen führt. Die Ochsen dienen ihm zugleich als Zug- und Reitthiere und zum Lebensunterhalt. Seine nothwendige Begleitung bilden europäische, halbwilde oder wilde Diener, oft letztere allein, und in seinem kleinen Lager werden oft acht bis zehn verschiedene Sprachen geredet oder geradebrecht. Die nationale oder individuelle Verschiedenheit der Charaktere verleiht dem Ganzen ein eigenthümlich buntes und anziehendes Aussehen. Als eine interessante Persönlichkeit von nicht gewöhnlichem Schlage verdient jedoch einer von den Begleitern Galton's und Anderssons besondere Erwähnung. Dies war ein gewisser Hans Larsen, ein durch Muth, Riesenstärke, Standhaftigkeit und Ausdauer höchst merkwürdiger Mann, der von Geburt ein Däne und von Profession ein Seemann war, aber einige Jahre zuvor sein Schiff verlassen hatte, um Viehhirt zu werden, jetzt aber von seiner eigenen Heerde und der Jagd lebte. „Hans war ein vortrefflicher und unermüdlicher Jäger, dabei so glücklich, daß, obwol die ganze Gegend, als er hierher kam, von Rhinoceros, Löwen, Giraffen, Zebras, Gnus, Gemsböcken u. s. w. buchstäblich wimmelte, in kürzester Zeit alle ausrottete. Damit der Leser sich einen Begriff machen kann von der ungeheuern Menge Wild, die sich damals in jenen Theilen Afrikas befand, will ich nur erwähnen, daß Hans einmal mit eigener Hand nicht weniger als neun Rhinoceros an einem Tage erschoß. Sein gewöhnlicher Jagdaufzug war höchst seltsam; denn er trug keine Unterkleider, sondern nur ein dickes, grobes, blaues, um den Leib mit einem Gürtel zusammengehaltenes Hemd, worin er Kugeln, Zündhölzchen, Vorladung u. s. w. aufbewahrte. Er nahm nur wenig animalische Kost zu sich; aber so oft er konnte, trank er Kaffee in wahrhaft erschrecklicher Menge. Seine Hauptnahrung war jedoch dicke saure Milch, die er kannenweise genoß. Es ist wirklich wunderbar, daß Menschen davon leben können; übrigens ist dies das Hauptnahrungsmittel der Damara, welche, wie schon erwähnt, ein sehr schönes Volk sind." Hans verkaufte seine ganze Heerde um einen mäßigen Preis an Galton und trat mit seinem eigenen Burschen, einem Engländer Namens John Allen, in dessen Dienste, wo er sich so nützlich erwies, daß Anderssen zweifelt, ob sie sich ohne ihn hätten helfen können. Natürlich bilden kleinere und größere Jagdstücke einen wesentlichen Zug in dem mannichfaltigen Reisegemälde. Die Menschen selbst werden allerdings von den wilden Thieren fast nie angegriffen; wohl aber galt es bei Tag und noch mehr bei Nacht die vierbeinigen Mitglieder der Karavane zu schützen, und wenn diese den Weg alles Fleisches gewandert oder einer der verschiedenartigen höchst verderblichen Landseuchen erlegen waren, so sah man sich für den Lebensunterhalt lediglich auf die Bewohner der weiten Ebene oder des Dickichts angewiesen. Geflügel oder Straußeneier waren in diesem Falle ein seltener Leckerbissen, und wenn es keine Gnus oder Antilopen, keine Zebras oder Giraffen mehr gab, alsdann wurde auch ein „Beefsteak" vom Rhinoceros oder Flußpferd oder Elefanten nicht verachtet, am wenigsten von den Eingeborenen, deren Gefräßigkeit an das Unglaubliche grenzt. Die Reise, welche unter solchen Umständen ohnehin langsam genug von statten ging, wurde, namentlich im Damaralande durch Unmassen von stacheligen Bäumen und Sträuchern, den „Wachteen-bigte" (Wart' ein bischen), wie sie der bekannte holländische Mutterwitz der Colonisten treffend nennt, noch mehr verzögert, und die Gesellschaft pflegte aus diesen wie aus andern Gründen soweit nur irgend möglich trockene Strombetten, die freilich oft der Gefahr plötzlicher Ueberflutung ausgesetzt sind, als Heerstraße zu benutzen. Hierzu kam, abgesehen von den Unterhandlungen mit argwöhnischen Häuptlingen, noch der Umstand, daß von den Eingeborenen in der Regel weder über die Richtung, noch über die Entfernung des Wegs etwas Sicheres oder auch nur Glaubliches zu erfahren war; alsdann mußte gewöhnlich erst eine Recognoscirabtheilung, oft ganze Tagereisen weit, vorausgesandt werden und die ganze Karavane inzwischen halt machen. Auf solche Art drangen die Reisenden langsam von der unweit der Walfischbai am Kniship gelegenen Missionsstation Scheppmansdorff aus über die Naaripabena und durch den Usappaß längs des Swakop über die rheinischen Missionsstationen Richterfeldt und Barmen bis nach Schmelen's Hope, dem nördlichsten von einem Missionar damals noch bewohnten, aber bald darauf verlassenen Punkte, vor, von wo sie eine bald mehr östlich, bald mehr westlich abweichende, im ganzen aber ziemlich gerade nördliche Richtung einschlugen, ein 6000 Fuß hohes Tafelland überschritten und einen rechts am Fuße des Omatakogebirges landeinwärts strömenden Fluß verfolgten, bis sie endlich am 5. April den langersehnten Landsee Omandobe erreichten, in diesem aber nichts anderes als einen ausgetrockneten und mit Rohr bewachsenen Sumpf von etwas mehr als der Länge einer eng-

Digitized by Google

lischen Meile fanden. Um nicht mit diesem ärmlichen Resultate zurückzukehren, beschlossen Galton und Andersson ein weiteres Vordringen nach dem Lande der Ovambo, über welche sie von den Damara einige höchst unbestimmte und unbefriedigende Aufschlüsse erhalten hatten. Nachdem sie am 13. April die Südgrenze der Fächerpalme (unter 20°) überschritten, trafen sie am 2. Mai auf eine Handelskaravane von Ovambo, unter deren gezwungenem Geleite sie bald die letzten Ausläufer des bisher verfolgten Gebirgszugs zurückließen, eine ebene, aber außerordentlich öde Gegend durchzogen und am 29. Mai (etwa unter 18° 12′) Omutjamatunda, den ersten Viehkraal der Ovambo, erreichten. Von hier schickten sie Boten ab, um den König Nangoro von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Sie selbst zogen langsam nach, passirten eine ungeheuere mit Salzkrustationen bedeckte und von waldigen, scharf abgegrenzten Bänden umgebene Schlucht, einen sogenannten „Salzkessel", Namens Etoscha, und sodann eine ungeheuere baumlose Grasfläche, die sich nach Westen bis ans Meer, also fünf Längengrade weit, erstrecken sollte, und sahen am 2. Juni zum ersten male die schönen und fruchtbaren Flächen in Odonga, dem Lande der Ovambo. „Es würde ein vergeblicher Versuch sein", sagt der Verfasser, „unsere Freude und das Entzücken bei dieser denkwürdigen Gelegenheit zu beschreiben, oder eine Vorstellung von dem bezaubernden Panorama zu geben, das sich auf einmal vor unsern Augen eröffnete. Nur so viel: statt des unaufhörlichen dichten Gebüsches, wo wir jeden Augenblick erwarten mußten, von den ungeheuer großen Dornen aus dem Sattel gerissen zu werden, zeigte jetzt die Landschaft ein scheinbar unbegrenztes Feld von goldenem Korn, das mit zahlreichen friedlichen Wohnungen abwechselte und von dem milden Lichte der untergehenden tropischen Sonne beleuchtet wurde. Hier und da erhoben sich außerdem riesengroße, weit ausgebreitete und in dunkelm Laubschmuck prangende Nutzhölzer und Fruchtbäume, während unzählige Fächerpalmen, entweder einzeln oder in Gruppen, das Bild vervollständigten. Mein Freund, der weit und breit gereist war, gestand, daß er nie etwas gesehen habe, was sich hiermit vergleichen ließe." Am 5. Juni trafen die Reisenden in der Hauptstadt des Königs Nangoro ein, der sie einige Tage darauf besuchte. Der König war, kraft des Privilegiums aller afrikanischen Souveräne, eine dicke und plumpe Falstafffigur, dabei grämlich, mistrauisch und geizig. Unsere Reisenden, welche den von einer französischen Fregatte zwischen dem 17 und 18° entdeckten Fluß Rourse, dessen Mündung man später nicht wieder hatte auffinden können, zu erreichen wünschten, da sie von den nordwärts handeltreibenden Ovambo und namentlich von einem aus Benguela entlaufenen Sklaven hörten, daß der Fluß in seinem obern Laufe Mukuru Mukovenja und in seinem untern Cunene heiße, aber trotz seiner bedeutenden Wassermasse nicht immer den Weg direct nach dem Meere finde, versprach er nur unter der Bedingung die nothwendige Hülfe, wenn sie Elefanten für ihn jagen wollten. Ein unmittelbares Hinderniß legte er ihnen nicht in den Weg, und wenn Andersson sich nicht etwa hier aus anderweiten Rücksichten zu einer etwas unklaren Darstellung des Sachverhältnisses hat bestimmen lassen, so verzichteten die Reisenden nur deshalb auf die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens, weil sie sich nicht noch einen vollen Monat von ihrem in dem 14 Tagereisen entfernten Okamabuti zurückgelassenen Lager entfernen wollten. Wenn wir unsere Meinung offen herausſagen sollen, so scheint Galton durchaus nicht das rechte Zeug zu einem Entdecker in sich gehabt zu haben, wie auch seine spätere Rückkehr auf halbem Wege nach dem Ngamisee trotz der von Andersson beigebrachten Entschuldigungsgründe beweist. Kurz, die Reisenden kehrten auf demselben Wege zurück und trafen am 4. August wieder in Barmen ein.

Die Charakterschilderung, welche uns Andersson von den Ovambo entwirft, ist in mehr als einer Beziehung höchst interessant, namentlich aber in einer Zeit, die allen ihren übrigen idealfeindlichen und unmoralischen Tendenzen gemäß bereits wieder ohne Scham und Scheu auf die rücksichtsloseste Wiederherstellung der Negersklaverei und des Negerhandels hinarbeitet, von tiefster sittlicher Bedeutung. Wir lernen aus Andersson, was wir bereits aus Barth, aus Livingstone und den ethnographischen Schilderungen aller ehrlichen afrikanischen Reisenden gelernt haben, daß die Neger keineswegs von der Natur dazu prädestinirt sind, willenlose Werkzeuge der Habgier einer höher begabten Menschenrasse zu sein. Die Ovambo nebst den ihnen sprach- und sittenverwandten Stämmen am Cunene, den Ovapansari und Ovabundesa, diese nächsten Nachbarn der Neger von Benguela und Congo, jenen Hauptemporien des Menschenfleischhandels, stehen ohne alle Widerrede auf einer viel höhern Culturstufe als die obenerwähnten Hottentottenstämme und berechtigen für eine spätere Zukunft sicherlich zu den schönsten Erwartungen. Sie haben nicht das Geringste mehr von dem nomadischen Charakter ihrer südlichen Nachbarn an sich; das Vieh ist sogar selten und theuer unter ihnen, und Ackerbau, Metallindustrie und Handel bilden ihre Haupterwerbszweige. Sie bauen Getreide, namentlich Kafferkorn und eine dem Canariensamen ähnliche sehr nahrhafte Korngattung, außerdem Kalabassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w., auch Taback, wohnen jedoch nicht in Städten und Dörfern, sondern familienweise in hoch und stark umzäunten Wohnungen mitten auf den Feldern zusammen. Nach Andersson's Schätzung beträgt die Bevölkerungszahl mehr als 2000 auf die Quadratmeile. Die Männer sind meist riesig groß und stark gebaut, aber auffallend häßlich, und ihr ganzes Aeußere verräth Entschlossenheit und Selbständigkeit; die Züge der Frauen sind zwar grob, aber wenigstens in der Jugend nicht unangenehm; beide Geschlechter haben eine kohlschwarze Hautfarbe und kurzes, grobes, wolliges Haar. In der Kleidung sind sie noch dürftiger ausgestattet, als die Damara. Ihren moralischen Charakter schildert der Verfasser folgendermaßen. Die Ovambo sind ein redliches und ehrliches Volk, das wirklichen Abscheu vor dem Diebstahl zu haben schien. „Ohne Erlaubniß rührten die Eingeborenen nichts an, und wir konnten unser Lager unbewacht lassen, ohne daß wir zu befürchten hatten, daß man uns etwas nahm. Als einen Beweis ihrer Ehrlichkeit will ich anführen, daß, als wir das Ovamboland verließen, unser Diener einige Kleinigkeiten zurückließen; aber diese Wilden waren so redlich, daß, obgleich wir schon eine ziemliche Strecke weit entfernt waren, Boten uns nachkamen und das Vergessene brachten.... In ihrem Lande gab es keinen Armen, und die Bejahrten und Kranken wurden mit Sorgfalt abgewartet und geschützt.... Die Ovambo sind außerordentlich gastfrei, und wir hatten oft Gelegenheit, ihre Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen. Ihr bestes Nahrungsmittel ist eine Art dicker Brei, der stets warm mit zerlassener Butter oder saurer Milch genossen wird." Rühmenswerth ist auch ihr außerordentlicher Fleiß. „In diesem Lande geht niemand müßig, am allerwenigsten die Frauen. Die Arbeit beginnt mit Sonnenaufgang und endet erst mit Niedergang derselben. Die Ovambo lieben in hohem Grade ihr Vaterland und sind stolz darauf. Sie fühlen sich beleidigt, wenn man sie nach der Anzahl ihrer Häuptlinge fragt. Wir erkennen blos einen König, sagen sie, fügen aber mit einem verächtlichen Lächeln hinzu: wenn aber ein Damara ein paar Kühe hat, wird er sogleich als Häuptling angesehen." Nach alledem wollen wir es uns bis auf weiteres gern gefallen lassen, daß „die Sittlichkeit der Ovambo sehr tief steht", indem die Polygamie etwas Gewöhnliches ist und das Weib blos als Waare betrachtet wird. Es versteht sich wol von selbst, daß, je tiefer die Elemente einer wahren Civilisation eindringen, auch das Weib eine um so würdigere sociale Stellung einnehmen und die Monogamie zur Regel werden wird. Aber es heißt die ganze geistige Natur des Menschen und seinen geschichtlichen Entwickelungsgang verkennen, wenn man an ungebildete Völker die Forderung stellt, sich sofort in einen von außen hergebrachten fertigen Glaubens- und Sittencodex zu fügen. Dies

Digitized by Google

ist aber hier wie überall die Art der bei aller Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit geistig oft sehr beschränkten Missionare, und da darf es denn nicht wunder nehmen, wenn sie keine erfreulichern Erfahrungen machen als z. B. der rheinische Missionar Hahn auf der Station Barmen unter den Damara, über dessen Erfolge Andersson unter anderm berichtet: „Als einen Beweis der geringen Ermuthigung, die der religiöse Eifer hier erwarten kann, muß ich anführen, daß Mr. Hahn, der doch von den Eingeborenen, wie er mir selbst sagte, geliebt und geachtet wird, nie so glücklich gewesen ist, jemand zu bekehren. In einem einzigen Falle glaubte er seinen Zweck erreicht zu haben; aber ehe der, wie es schien gewonnene Mann als Mitglied der christlichen Kirche aufgenommen werden konnte, mußte er noch auf einige Fragen befriedigende Antwort geben. Eine von diesen Fragen war, ob er nach christlicher Sitte sich nur mit Einer Frau begnügen würde. Hierauf antwortete der Mann, obgleich er Herrn Hahn und seinem Freunde persönlich gefällig sein und außerdem, soviel in seinem Vermögen stände, die Missionare unterstützen wollte, ließe doch sein Gewissen ein so großes Opfer nicht zu, als man hiermit von ihm begehrte." Rücksichtlich der sonstigen Glaubensansichten, Sitten und Gebräuche der Ovambo müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen.

Ebenso wenig können wir uns mit einer Beschreibung des ersten verunglückten Versuchs, den Ngami zu erreichen, aufhalten. Die Expedition gelangte von Eikhams, dem östlichsten Punkte in Jonker Afrikaner's Besitzungen und zugleich dessen Residenz, in ostnordöstlicher Richtung über Kurrikep nach Tunobis (unter 21° östl. L.), mußte aber wegen der großen Hitze und des Mangels an Weide unverrichteter Sache zurückkehren. Galton schiffte sich, wie bereits erwähnt, bald darauf nach England ein. Andersson dagegen beschloß den Versuch zu wiederholen, unternahm aber zuvor eine Reise nach der Capstadt, um sich dort mit den zur Ausrüstung nothwendigsten Gegenständen, als da sind Artikel für den Tauschhandel, Geschenke an die Häuptlinge, Instrumente zu wissenschaftlichen Beobachtungen, Mundvorrath u. s. w. zu versehen. Zu diesem Behufe associirte er sich mit Hans und tauschte für alle seine entbehrlichen Habseligkeiten Ochsen ein, welche er nach seiner Ankunft in der Capstadt verkaufte. Sein Weg führte ihn durch das Gebiet der Rothen Nation, des östlichsten und baebarischsten aller Hottentottenstämme im Groß-Namaqualande unter dem Häuptling Cornelius, deren Hauptsitze sich theils am Kubakop, einem Nebenflusse des Nakop, theils am großen Fischflusse befinden, und sodann über die Missionsstationen Rehoboth und Bethanien nach dem Caplande. In der Capstadt verlor Andersson seine beiden bisherigen treuen Begleiter Hans und John Allen, die nach Australien gingen. Nachdem er alle Anstalten zu seiner neuen Expedition getroffen hatte, ging er am 16. Januar wieder nach der Walfischbai unter Segel. Wir folgen dem Verfasser nicht wieder durch die frühern Reisestationen, sondern begleiten ihn sogleich vom Nosop an über ungeheuere Sandflächen, welche arm an Wasser, aber reich mit Gras und Buschwerk bedeckt sind, aus dem hier und da Gruppen von Kameeldornbäumen hervorschauen, nach Tunobis oder Otjiombinde, dem Endziel der vorigen Reise, welches am Rande der großen Kalahariwüste liegt und dessen Umgegend auf beiden Seiten wol zwei Längengrade weit wie diese von Buschmänneen bewohnt wird. Wir eilen über Ghanje, eine, wie es scheint, schon seit langer Zeit den Betschuanen und Griqua bekannte, auch im Jahre 1852 von einem englischen Jagd- und Handelsreisenden, Namens Moyle, durch die Kalahariwüste erreichte Lagerstelle, durchziehen eine weite Sandsteecke mit Kalkgeund, welche dicht mit Wald bewachsen ist und schöne Weiden, aber wenig oder gar kein Wasser hat, lassen den gegen 3900 Fuß hohen Kobis mit seinen zahlreichen Elefanten und Rhinoceros zu unserer Rechten, machen die erste Bekanntschaft mit den riesigen Baobabbäumen und erblicken endlich am 25. Juli den langersehnten Ngami. Andersson fand sich einigermaßen in seinen Erwartungen getäuscht; er meint, die Reisenden hätten vielleicht die Größe des Sees und die Ueppigkeit der ihn umgebenden Vegetation übertrieben. Er seinerseits schätzt den ganzen Umfang auf 60—70, die Breite durchschnittlich auf sieben englische Meilen und sagt, daß es kein unrichtiges Bild von ihm gebe, wenn ihn die Eingeborenen der Form nach mit einer Brille verglichen. „Das nördliche Ufer ist niedrig und sandig, und auf eine halbe oder noch öfter ganze (englische) Meile weit vom Wasser ist kein Baum oder Strauch oder irgendeine Spur von Vegetation zu entdecken. Jenseit dieser Grenze ist das Land rund um den See herum dicht mit Wald bewachsen, welcher verschiedene Arten der in Südafrika heimischen Akazie, des «Stammbaums der Damara», und hier und da einzelne Baobabbäume aufweist, welche ihr riesiges Haupt weit über die übrigen Bäume des Waldes erheben. Die Südküste des Sees ist hoch und so dicht mit breiten Gürteln von Rohr und Schilf umschlossen, daß das Wasser nur an wenigen Stellen und zwar nur da zugänglich ist, wo das Vieh der Eingeborenen den natürlichen Damm durchbrochen hat. Auch das westliche Ufer ist hoch, das Wasser jedoch hier seicht, indeß immer noch bedeutend tiefer als an der Ostküste." Der Ngami muß aber zu verschiedenen Zeiten große Veränderungen erfahren haben. Sein Hauptzufluß ist der jedenfalls auf einem Plateau im fernen Nordwesten entspringende Teoge, welcher, soweit Andersson seinen ungeheuer gewundenen Lauf verfolgte, nirgends breiter als 60 Fuß, aber bedeutend tief war; er soll jedoch wie viele afrikanische Flüsse beträchtlich breiter werden, je näher man seiner Quelle kommt. „Im Osten hat der Ngami nur einen einzigen Abfluß, nämlich den schönen und bedeutenden Zouga. Nahe bei der Stadt Batoana, wo er den See verläßt, ist er etwa 150 Ellen breit und fließt so langsam, daß das Wasser still zu stehen scheint. Einige behaupten, daß das Wasser des Zouga zu unbestimmter Zeit des Jahres durch einen Arm des Teoge in den See zurückgedrängt werde, sodaß dieser letztere Fluß nicht nur am nordwestlichen Ende in den See mündet, sondern auch am östlichen. Die Flüsse sind in diesen Gegenden so unvollständig entwickelt, daß ich dies gar nicht für ein Ding der Unmöglichkeit halte. Den Zouga kann man in östlicher Richtung vom See aus etwa einen Monat oder ungefähr 300 englische Meilen weit verfolgen, wenn man alle Biegungen und Windungen mit einrechnet, dann aber verschwindet er in einen ungeheuern Tümpel oder eine große Sandfläche, welche von einigen Great Reed Vley (großer Rohrtümpel) genannt wird. Es ist dies ein waheer Rohrsee mit verschiedenen Ausgängen und der Aufenthaltsort für unzählige Büffelheerden." Wir übergehen die weitere Beschreibung des Zouga, den ja Andersson selbst nicht besucht hat, indem wir auf Livingstone verweisen, der, wie oben erwähnt, den Ngami dadurch erreichte, daß er den Zouga fast auf seinem ganzen Laufe bis zu seinem Ausflusse verfolgte. Aus gleichem Grunde enthalten wir uns eines genauern Eingehens auf die Schilderung, welche uns der Verfasser von den Uferbewohnern, den Batoana, gibt. Diese nennen sich selbst Bayeye, d. h. Menschen, und bilden einen Stamm der großen Betschuanenfamilie, welche die ganzen ungeheuern Strecken ostwärts von der Kalahariwüste bis hinauf an den Zambese innehat. Die Batoana sind erst unter dem Vater ihres gegenwärtigen Häuptlings Letscholetebe an den Ngami gekommen und haben die frühern Landeseinwohner unterjocht. Was Andersson über ihren Charakter und ihre Sitten erwähnt, das hat er, den Hang zur Dieberei und Betrügerei abgerechnet, nicht aus eigener Erfahrung, sondern den Schilderungen anderer entnommen; das von ihm Gesagte bezieht sich auf die Betschuanen im allgemeinen, und wer sich über diese genauer unterrichten will, der ist vor allem auf die Berichte Moffat's, des Schwiegervaters Livingstone's, welcher als Missionar auf der Station Kuruman seit nunmehr 30 Jahren unter den Betschuanen gelebt und gewirkt und auf mannichfaltigen Reisen alle ihre Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat, ins-

Digitized by Google

befondere auf deſſen „Missionary Labours and Scenes in Southern Africa“ und auf ſeine bis in die neueſte Zeit fortgeſetzten und im Journal der britiſchen Geographiſchen Geſellſchaft enthaltenen Miſſions- und Reiſeberichte, ſowie auf Livingſtone's eigene Schilderungen zu verweiſen.

Die weitern perſönlichen Erlebniſſe Anderſſon's wollen wir in wenige Worte zuſammenfaſſen. Von Letſchaletebe wurde er in deſſen Reſidenz Batoanaſtadt, wohin man nicht gerade feindſelig, jedoch mißtrauiſch und ſicherlich nicht gaſtfreundlich aufgenommen. Allmählich, nachdem er die Hablucht deſſelben nach Kräften befriedigt hatte, kam er mit ihm auf weiten beſſern Fuß; doch that der Häuptling wenig, um ihn weiter zu befördern, ja er wußte es auf hinterliſtigem Wege ſo anzuſtellen, daß der nächſte Zweck des Reiſenden ſcheiterte. Anderſſon wünſchte nämlich den ziemlich weit nördlich oder nordweſtlich vom See gelegenen Hauptort der Banieka, Namens Libebe, zu beſuchen, um Erkundigungen über die großen Waſſerſtraßen einzuziehen, von denen eine, der Teoge, in den Ngami mündet, und welche vor kurzem erſt in dieſen entlegenen Gegenden entdeckt worden waren, und außerdem zu erforſchen, ob eine Communication dieſer Waſſerſtraßen mit dem Meere beſtehe. Dies war nur durch eine Fahrt den Teoge hinauf möglich. Letſchaletebe, der noch niemand durch ſein Gebiet hatte reiſen laſſen, verſah Anderſſon auf deſſen Bitte zu ſeiner größten Freude und Verwunderung mit Mannſchaft und Booten. Unſer Reiſender durchſchnitt den See in zwei Tagen von ſeiner ſüdöſtlichen zu ſeiner nordweſtlichen Spitze, und fuhr ſodann in den Teoge ein. „Während der erſten Tagereiſe war die Gegend ziemlich öde und einförmig und ſtand oft mehrere Meilen weit unter Waſſer, wodurch das Land zu beiden Seiten des Fluſſes in ein mit Rohr bewachſenes Sumpfland verwandelt wurde, das nur hier und da durch eine angenehme Gruppe von Dattel- und Fächerpalmen belebt ward. Auch wo die Ufer ſich einige Fuß über die Waſſerfläche erhoben, waren ſie doch ganz und gar vom Strome unterwaſchen, und wenn man mit einem Stock hineinſtach, ſprudelte ſogleich Waſſer aus der ſo entſtandenen Oeffnung. Am vierten Tage gewann die Landſchaft ein ſchöneres Anſehen; die Ufer wurden höher und waren mit üppiger Vegetation bekleidet. Da gab es Fächerpalmen, Dattelpalmen, ſchwarzſtämmige Mimoſen, wilde Sykomoren mit weit ausgebreiteten Zweigen, ſchöne, mit dunkelm Laubwerk bekleidete Mokhamabäume, ſowie viele andere, unter denen manche ganz neu für mich waren und wohlſchmeckende Früchte in Menge trugen. Limbo, der mich begleitete, erkannte mich weniger als ſechs bis ſieben Arten Fruchtbäume, die an der Oſtküſte Afrikas heimiſch ſind. Die Baumvegetation übertraf an manchen Stellen an Schönheit alles, was ich je geſehen. Ich hätte ganze Tage im Schatten dieſer prachtvollen Bäume zubringen mögen, die hier und da vom Zwitſchern der Vögel widerhallten, während man in der Ferne ganze Heerden der ſchönſten Antilopen erblickte. Aber die Vorſicht verbot dem Wanderer hier zu ſäumen. Wenn die jährliche Strömung vorüber iſt und das Waſſer zu ſallen beginnt, entwickeln ſich ſchädliche Dünſte, die den Tod um ſich verbreiten. Das Abwechſeln der Hitze und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit, das Abſterben der Vegetation, die ungeheure Menge von Moskiten und anderm Ungeziefer, das Alles macht dieſe Gegenden zu einem Aufenthalt, der ſelbſt den Eingeborenen ſchädlich iſt. Ich ſah Leute, die ſich ſo ſehr vor dem Fieber fürchteten, daß ſie ihre Hütten nicht verließen, ohne ihr Geſicht mit einem Tuche zu verbinden, um ſich vor dem Einathmen der ungeſunden Luft zu ſchützen. Ich ſah Andere

deſtoweniger fügt er hinzu, daß er gern wieder zu jenem Leben voll Entbehrungen und Beſchwerden zurückkehren würde, wenn die Umſtände es erlaubten. Sollte dies noch einmal der Fall ſein, ſo thäte Anderſon wohl daran, das alte Sprichwort zu beherzigen: „Wer ſich in Gefahr begibt, der kommt darin um.“ Wir meinen damit natürlich nicht die mit dem großen Unternehmen ſelbſt unzertrennlich verbundenen Gefahren, denen zu trotzen oder zu erliegen einen gleich ſchönen Anſpruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt begründet, ſondern nur diejenigen Gefahren, welche für ſeinen überſchwellenden animaliſchen Muth und namentlich für ſeine Jagdluſt etwas allzu Verlockendes haben, ohne daß ein höherer Zweck ſie zu beſtehen erheiſchte.

Die vorliegende Ueberſetzung des Werks iſt elegant ausgeſtattet; insbeſondere enthalten die ſchönen Stahlſtiche intereſſante Bilder aus dem ſüdafrikaniſchen Thier- und Menſchenleben. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß man ſich auf der dem zweiten Bande beigegebenen Karte der Andersſon'ſchen und nicht der Galton'ſchen Orthographie bedient hätte. 7.

Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener und vergeſſener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Achter Band. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ſcheint uns zweckmäßig, auf dieſe Sammlung der merkwürdigſten und intereſſanteſten Geſchichten (deren erſte Bände in Nr. 214 d. Bl. f. 1850, Nr. 89 f. 1851 und Nr. 37 f. 1852 beſprochen worden ſind) wieder einmal die Aufmerkſamkeit zu leiten. Indeß wollen wir uns dabei nur auf den letzterſchienenen achten Band beſchränken, weil deſſen Inhalt vorzugsweiſe geeignet iſt, den Leſer auch auf die Lectüre der vorangegangenen begierig zu machen.

Durch Klarheit der Anordnung und Darſtellung zeichnen ſich in dieſem Bande beſonders mehrere Beiträge von E. Köhler aus: „Marie, Herzogin von Chevreuſe“; „Jean André Benel. Leben eines Arztes“ und „Jean François Henri Benel. Leben eines Pädagogen“. Die beiden letztern erwähnen wir zuerſt, da ſie unſerer Zeit am nächſten liegen. Wie vielleicht einzelnen bekannt iſt, machten die Schweiz und Frankreich die Erfindung der Orthopädie Deutſchland, beziehungsweiſe dem Dr. Heine in Würzburg, ſtreitig, und zwar in der Perſon des ſchweizer Arztes Jean André Benel, deſſen hier gegebene Biographie der Verfaſſer nach franzöſiſchen Quellen und Mittheilungen der Benel'ſchen Familie ſelbſt bearbeitet hat, nicht ohne mancherlei Gedrucktes betreffend, die zur Zeit in Deutſchland beſtehenden orthopädiſchen Anſtalten, eingeſehen und zu Rathe gezogen zu haben. Jean André Benel, geboren 1740 in Morges und geſtorben 1791, war der erſte, der die neuern Grundſätze einführte, nach denen jetzt Verkrümmungen und Misbildungen menſchlicher Körpertheile geheilt werden. Er war es, der die Abbaye bei Orbe im vorigen Jahrhundert zu einer orthopädiſchen Anſtalt, der erſten dieſer Art, einrichtete, freilich hiermit erſt nach langen Vorarbeiten und Mühen im Jahre 1787, alſo wenige Jahre vor ſeinem Ableben, zu Stande kam; er war auch der erſte, welcher das berühmte mechaniſche oder Extenſionsbett in Anwendung brachte und dieſe Erfindung in ſeiner 1788 veröffentlichten „Description de plusieurs nouveaux moyens mécaniques propres à prévenir, borner et même corriger, dans certains cas, les courbures latérales et la torsion de l'épine du dos“ beſchrieb und an einer Abbildung erläuterte. Dieſe nur in wenigen Exemplaren abgezogene Schrift iſt freilich in der Gelehrtenwelt nicht ſehr bekannt geworden. Dieſes „lit mécanique à extension“ tauchte 30 Jahre ſpäter wieder als „Würzburger Bett“ auf, welches jedoch namentlich und zuerſt von dem pariſer Arzt Bricheteau in einer 1826 erſchienenen Schrift als „Plagiat“ bezeichnet wurde. Gewiß iſt, daß in dem Zeitraum von 1817—20 Benet's verdienſtliche Erfindung in ſeiner Heimat ſo gut als in Vergeſſenheit gerathen war, und daß um dieſe Zeit, wo nicht früher, die berühmte würzburger Heilanſtalt unter der Leitung des Dr. Heine erſtand. In dieſer Heilanſtalt wurde im Anfange der zwanziger Jahre ein junger Kaufmann Namens Milli behandelt, welcher, ehe er die Anſtalt verließ, ſchlau genug war, ein Modell des Extenſionsbettes mit ſich nach Paris zu nehmen, ein ähnliches darnach anfertigen zu laſſen und nun ſelbſt eine orthopädiſche Anſtalt auf dem Quai de Billi unweit der Champs Elyſées zu errichten. Von dieſem Bett des Dr. Heine verſicherte nun Bricheteau, daß es ganz das nämliche ſei, welches Benel erfunden hatte. Möglich wäre es jedoch immer, daß der Dr. Heine durch eigene Gedankencombinationen auf die Structur eines ſolchen Streckbettes gerathen ſei, vielleicht nachdem er davon gehört hatte, daß ſich ſein Vorgänger eines Bettes dieſer Art und zu dieſem Zwecke bedient habe, ohne aber die genannte Schrift und die Abbildung zu Geſicht bekommen zu haben. Jedenfalls ſuchte aber Benel aus ſeiner Erfindung kein Geheimniß, ſondern daſſelbe zu einem Gemeingut der wiſſenſchaftlichen Welt zu machen, während, wie es heißt, Heine ſich und ſein Extenſionsbett in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen bemüht war. Was die Biographie ſelbſt betrifft, ſo bietet auch dieſe vieles Intereſſe. Benel gehört zu den Wohlthätern der Menſchheit und zugleich zu jenen Männern, voll der unbeugſamſten Willenskraft, Energie und Zähigkeit, die ſich durch keine noch ſo großen Schwierigkeiten von der Ausführung ihrer Plane zurückſchrecken laſſen. Mit nur geringen Mitteln und unter den ſchwierigſten Umſtänden richtete er ſeine orthopädiſche Anſtalt wie früher ſeine Entbindungsſchule ins Werk, und da es ihm zu dem erſtern Zweck noch an einer genügenden Kenntniß des menſchlichen Gerippes fehlte, verließ er Weib und Kind und begab ſich nach Paris, um hier dieſen Theil ſeiner anatomiſchen Studien zu ergänzen.

Die Biographie ſeines auch durch mehrere pädagogiſche Schriften bekannten Sohnes, Jean François Henri Benel (1780—1855), der in dem reizend in der Nähe von Genf gelegenen Champel ein Erziehungsinſtitut gründete und für deſſen Leitung einen ausgezeichneten Mitarbeiter an dem Sachſen Eduard Sillig fand, gehört eigentlich nicht ſo ganz in dieſe Sammlung „geheimer“ Geſchichten; dennoch ſind wir dem Herausgeber der Sammlung unſern Dank dafür ſchuldig, daß er ihr in dem Buche eine Stätte eingeräumt hat, die ſie ſonſt wol anderswo nicht ſo leicht gefunden haben würde. Einen geeignetern Biographen konnten aber beide Benel, Vater und Sohn, nicht wol finden als E. Köhler, der mit der Familie Benel im engern Verkehr ſtand, und außerdem jenes pittoreske Stück Erde, auf welchem beide Benel wirkten, durch eigene Anſchauung und jahrelangen Aufenthalt aufs genaueſte kennt. Folgende Landſchaftsſchilderung kann nur aus unmittelbarer Anſchauung geſchöpft ſein und möge zugleich als Stilprobe dienen: „Unmittelbar unter der Abbaye und ihren Fuß beſpülend drängt ſich der Orbefluß, deſſen Lauf weiter aufwärts zum Lac des Rouſſes nicht ſeinesgleichen an Naturſchönheiten im Jurathal hat, mit ſeinen klaren und eiskalten Gewäſſern aus den ſchroff ihn einſäumenden Bergen hervor, und durchläuft von jetzt an, als ſein letztes Stadium, eine drei Stunden lange Ebene, bis er ſich unterhalb Yverdon in den Neuenburger See ergießt. Im Oſten dieſer von den Sandſteinbergen des Jorat begrenzten kornreichen Ebene ruht das Auge wohlgefällig auf den dunkeln Geſtalten der Freiburger Alpen, unter welchen der majeſtätiſche Moleſſon imponirend hervortritt, und noch öſtlicher auf den Bergrieſen des Berner Oberlandes und ihren Schneehäuptern, während gen Süden ſich die himmelanſtrebende Kette der Savoyer Alpen, die Dent d'Oche und der Scheitel des Montblanc dahinzieht. So viele Naturwunder ſchaut der Fremdländer, der nach Orbe kommt; aber das daran

Digitized by Google

gewöhnte Auge der Einwohnerschaft beachtet sie wenig, denn ihr tagtägliches Sinnen ist auf Ackerbau, Viehzucht und die Erträgnisse ihrer von der Morgen- und Mittagsonne bestrahlten Weinhügel gerichtet" u. s. w.

Einen bedeutenden Zeitabschnitt im Leben Venel's des Sohnes bildete sein Aufenthalt in Sachsen. Er unterrichtete seit dem Jahre 1800 in Leipzig die beiden Söhne der verwitweten Frau Schmidel, besuchte 1811 die Hörsäle der leipziger Universität und hörte dann den berühmten Werner auf der Bergakademie in Freiberg. Aber obschon er einzelnen Menschen, die er in Sachsen kennen lernte, immer eine hohe Verehrung bewahrte, konnte er sich doch an Land und Volk nicht recht gewöhnen, und die Sachsen, von denen manche die Einbildung hegen, die „deutschen Franzosen" zu sein, nannte er in seinen Briefen ein „peuple pesant". E. Köhler fügt hinzu: „Die Sachsen mögen freilich damals weniger glacirte Handschuhe getragen haben, als man ihnen in unserer Zeit nachsagt." Indeß fand Venel späterhin in Freiberg und auf seinen Wanderungen durch das Erzgebirge, das Zschopauthal einen Menschenschlag, welchem er seiner Natürlichkeit, Genügsamkeit, Biederkeit, Gutherzigkeit und musikalischer Virtuosität halber nie aufhörte, volles Lob zu spenden: die Bergleute im sächsischen Erzgebirge, und er schreibt daher einmal: „Si je pouvais seulement donner un peu de gaité à ce peuple et adoucir l'âpreté de son gosier, sous bien des rapports je le préférerais à nos Suisses (unter denen Venel wol zunächst seine Landsleute, die Vaudois verstand) qui ont toujours la tête si près du bonnet." In der That würden unsere Dorfgeschichtenschreiber zu ihrem Zwecke unter dieser bescheidenen, tief gemüthlichen Klasse geeignetern Stoff finden als unter dem im ganzen selbstsüchtigen Landvolk, und man muß sich fast wundern, daß noch kein Auerbach der Bergmannsgeschichten aufgestanden ist, der dieses Geschäft systematisch betrieben hat. Auch ein Aufenthalt in Wien (1811) wurde dem Schweizer Anlaß, von den „froids et lourds Germains du Nord" zu sprechen, wogegen ihm die Slawen viel besser gefielen. Venel's Bildung war eine specifisch französische, er fühlte sich namentlich von dem pedantischen und dem bei aller Beschränktheit doch anmaßenden Wesen, wie es so oft den von der Studentenbank sofort auf den Katheder versetzten deutschen Gelehrten früher anklebte und zum Theil wol noch anklebt, abgestoßen, hatte auch wol eine gewisse geheime Furcht vor dem deutschen Geiste, der trotz so mancher abstoßender Eigenschaften durch seine Schärfe und Universalität die Welt doch in immer weitern Kreisen durchdringt. Köhler bemerkt in dieser Hinsicht sehr treffend: „Das germanische Element ist unwiderstehlich; schon Ludwig's XVI. Minister de Vergennes hat es gewußt und ausgesprochen; es durchdringt und überwältigt Slawen- und Romanenthum, wo es nicht auf die Phalanx einer kraftvollen Nationalität stößt, geht aber in einer solchen nicht unter, wie man am Elsaß wahrnimmt; auch die romanische Schweiz vermag sich seiner Impulse nicht zu erwehren, mag ihre Antipathie gegen das Deutschthum noch so zähe sein."

Von hohem Interesse ist die von Köhler verfaßte Lebensgeschichte der Marie von Rohan, Herzogin von Chevreuse, die fast ihr ganzes Leben damit zubrachte, Complote gegen Richelieu und Mazarin zu spinnen und in dieses politische Doenengespinst die Flatterrosen galanter Abenteuer zu verflechten. In ihren letzten Tagen freilich, als es mit ihren Reizen aus war, versöhnte sie sich mit dem Hofe, und schloß, wie dies so geht, ihren abenteuerlichen unruhigen Lebenslauf als fromme Büßerin. Interessant ist diese Biographie auch als Beitrag zur Geschichte der „Importans", der Vorläufer der Frondeurs, die ohne Aufhören das alte Rom und Brutus im Munde führten, so gut wie die spätern Girondisten, sich aber wie durch anderes namentlich dadurch von Brutus unterschieden, daß sie äußerst frivol waren und galanten Liebesabenteuern nachliefen.

Eine andere Intriguantin, deren Leben hier beschrieben wird, ist eine Deutsche, die Gräfin von Berlepsch, die als erste Hofdame die zweite Gemahlin des Königs Karl II. nach Spanien begleitete, aber weniger romantisch und geistreich als die Herzogin von Chevreuse nur ihrer Habsucht fröhnte, den deutschen Namen in Spanien verhaßt machte und Ursache wurde, daß das Gerede von einer „deutschen Junta" aufkam. In sehr weitschichtiger Darstellung wird uns weiter, und zwar nach Familienpapieren, der Sturz des sächsischen Großkanzlers Beichling beschrieben. Wir blicken hier in einen wahren Abgrund politischer Demoralisation. Nicht daß er sich bereichert hatte, war Beichling's Sturz, sondern daß er andern im Wege stand, sich in ähnlicher Weise zu bereichern. Bei dem König gab allem Anschein nach die Vorspiegelung den Ausschlag: Beichling sei entbehrlich, weil sich auf anderm Wege viel mehr Geld beschaffen lasse, auch habe sich Beichling so unermeßlich bereichert, daß schon durch die Confiscirung seines Vermögens mehr zu gewinnen sein würde, als er in den nächsten Jahren zu beschaffen im Stande sein würde. Eine andere biographische Mittheilung betrifft Adam von Schlieffen, der wegen seiner Verbindung mit Wallenstein nahe daran war, in Wien der Tortur unterworfen und gerichtet zu werden, der jedoch nach einem abenteuerlichen Leben ruhig in Stettin als Schloßhauptmann seine Tage schloß, und einen Herrn Adam von Schlieben, der, von unwiderstehlicher Wanderlust getrieben, Spanien, Italien, Marokko, später die Länder des Orients bereiste und zweimal in Konstantinopel war. In Marokko verweilte er 13 Monate lang, und brachte von hier ein im vorliegenden Bande nach der im berliner Archive befindlichen Urschrift mitgetheiltes merkwürdiges Schreiben Muley Hamed's mit, gerichtet an „seinen Bruder, Johann Georg den Siebenherrn in der mitternächtlichen germanischen Mark, regierenden und gewaltigen Fürsten" u. s. w. Ein anderer Aufsatz erinnert an mehrere Mitglieder der von der italienischen Familie Linari abstammenden Grafen Lynar. Endlich wird uns noch das Leben des aus Thüringen stammenden russischen Generals Tottleben beschrieben, der im Jahre 1760 den Handstreich auf Berlin ausführte, dann abberufen und wie es heißt in Ketten nach Petersburg geschickt und hier in Haft gehalten wurde, schließlich aber zu Gnaden kam und sich im Feldzuge von 1770 in Georgien so auszeichnete, daß er den Alexander-Newski-Orden erhielt und zum Generallieutenant und Commandirenden in Lithauen ernannt wurde. Ueberhaupt waren das 17. und 18. Jahrhundert die Blütezeit der Abenteurer aller Art; namentlich lieferte auch der deutsche Adel eine Menge solcher Glücksritter, die von einer Fahne zur andern liefen und sich für jedes Interesse schlugen oder diplomatisch verwenden ließen, dabei aber begreiflicherweise nur ihre eigene Fortune, oft auch nur die Befriedigung einer fast epidemisch gewordenen unverwüstlichen Abenteuerlust vor Augen hatten. Den Schluß des Bandes bilden kleinere Miscellen und Zusätze zu frühern Bänden, z. B. zu den Mittheilungen über den Geafen Axel Fersen in dem 1856 erschienenen siebenten Bande.

K. M.

Neue Novellen von Paul Heyse. Stuttgart, Cotta. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Leidenschaften sind nach Jean Paul die Rosse an dem Wagen des menschlichen Lebens. Je einfacher und ursprünglicher die Gesellschaftsformen, unter denen sich der Mensch bewegt, je weniger culturgetränkt und dampfvernebelt die Umgebung und die Natur, welche die seinige, um so reiner und wahrer, um so natürlicher und ergreifender äußern sich die Leidenschaften des Menschen in ihrer empirischen Erscheinung. Für die Poesie liegt, wenn sie die Darstellung der Leidenschaften unternimmt, in der ungekünstelten Reinheit und der intensiven Stärke der Leidenschaft das willkommenste, weil wirksamste Moment. Der Dichter sieht sich wirksam unterstützt, wenn er Figuren und Situationen zu seinem Vorwurf wählt, deren charakteristisches Kriterium die Ursprünglichkeit ist: die

Digitized by Google

Czikos und Zigeuner in Ungarns Puszten oder die Gauchos in den Savannen von Amerika, die Nordlandsrecken auf den Eisfeldern von Tellemarken oder die Ritter des asiatischen Hochlandes im Kaukasus. Die Unterstützung ist um so wirksamer, als denjenigen, für welche diese poetischen Productionen bestimmt sind, gerade das fehlt und mangelt, was diesen Gebilden der dichterischen Phantasie das typische Gepräge verleiht. Wir Zeitgenossen der Dampfgeschwindigkeit und der Telegraphenschnelle, wir Kinder der Barbarei der Civilisation sind durch die Abundanz der Cultur und der Reflexion, hinter unsern Comptoirpulten und Schreibstühlen, vor den grünen Tischen und Actenschränken, in unsern Studirzimmern und an den Bücherbretern molluskenartig zusammengeschrumpft und verweichlicht und verfeichtigt, derartig, daß wir zu jenen Söhnen der Natur mit ihrer mannhaften Kraft, mit ihrer Originalität und Charakternatürlichkeit wie zu Heroen emporschauen. Was wir selbst nicht besitzen, achten und schätzen wir an andern nach alter Erfahrung um so höher. Die Naturwüchsigkeit der Leidenschaft, nicht abgeschwächt und zersetzt durch Dialektik und Sophistik, nicht angekränkelt von des Gedankens Blässe, imponirt und zieht uns an, weil wir selbst mit dem dahinschwindenden Unterschiede von Raum und Zeit auch die Unterschiede in Sitte und Charakter verwischt haben, weil unser Denken und Empfinden und demgemäß auch unser Thun und Handeln durch Raisonnement und Raffinement ungesund geworden, weil wir, mehr oder minder nüchtern und altklug, nicht im Stande sind, uns zu der Energie der Leidenschaft zu erheben.

Wir können hier selbstverstanden nicht ausführen, nur andeuten. Die Betrachtung der modernen Culturverhältnisse, die Betrachtung der Menschen, die unter ihnen aufwachsen, sich im Ergreifen und Meiden jenen anpassen und dahinwandeln, ist für die Poesie nicht besonders ausgiebig oder von Vortheil. Entweder verhält sich der Dichter seinen Helden gegenüber kritisch; dadurch bekommt die Dichtung einen satirisch-polemischen Beigeschmack; das Hereinziehen und zumal das Vorwiegen der Tendenz beeinträchtigt die Reinheit des Kunstgenusses. Oder der Dichter nimmt Partei für seine modernen Helden, er sucht uns für die unverständlichen Probleme derselben, für ihre Blasirtheit, für ihr Raffinement und ihre Sophistik zu interessiren; die Romanliteratur von jüngstem Datum und vor allem die dramatischen Novitäten beweisen, was und wie viel in diesem Punkte zusammengesündigt ist, sittlich sowol als ästhetisch. Ein dritter Standpunkt, von welchem die Zeichnung der angedeuteten Zustände und Richtungen unternommen werden kann, ist der Standpunkt der abgekühlten Resignation. Auf diesem Standpunkte befindet sich der Dichter, dessen neueste Leistung wir hier zur Anzeige bringen. Die modernen Cuiturmenschen mit ihrem abgeblaßten Hamletthum, mit ihren sophistischen Problemen und ihren Leidenschaften, die keine Leidenschaften sind, weil sie die Reflexion entnüchtert und entschalt, sind die Helden dieser Novellen; ihr Gemüthsleben ist dem Dichter ein Schachbret, auf dem er mit todten Puppen Schachzüge hin- und herthut. Die psychologischen Vorgänge werden uns mit einer kühlen Objectivität, mit einer geistigen Kälte geschildert, die ein Erwarmen nicht zuläßt. Die Menschen bei Heyse sind gläserne Würfel, die wir von allen Seiten durchschauen; Theilnahme können wir für dieselben ebenso wenig empfinden, wie für ein solches Spielzeug.

Daß dieser Standpunkt seine Berechtigung hat, und wäre es auch nur die Berechtigung eines Experiments, wollen wir nicht leugnen. Populär können aber derartige Dichtungen schwerlich werden. Die echte dichterische Production entsteht nur und wird als solche begriffen und gewürdigt durch den innern intimen Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte, durch seine unmittelbare Neigung und Ueberzeugung von der Bedeutung der Sache. Die Dichtungen von Paul Heyse machen ungefähr den Eindruck wie die Rede eines Anwalts, der die Angelegenheit seines Clienten von vornherein verloren gibt, dessen Vortrag aber trotzdem von rhetorischer Vollendung ist. Denn was wir Heyse bereitwillig zuzuerkennen haben, seine Composition zeichnet sich durch Geschmack und Rundung aus, die einzelnen Theile schließen und fügen sich wie Angeln, die Darstellung ist von aristokratischer Glätte und seltener Schönheit der Form. Letztere erinnert an die besten classischen Vorbilder.

Die Sammlung besteht aus vier Erzählungen. Der ersten, „Das Mädchen von Treppi", erkennen wir den Preis zu, und zwar aus dem Grunde, weil hier das Moment der Resignation sich weniger gewaltsam in den Vordergrund drängt. Es sind nicht wenige Stellen in dieser Novelle, welche Goethe geschrieben haben könnte. Filippo Mannini hat sich als ein junger Mann auf einer Streiferei durch den Apennin nach Treppi verirrt, ein einsames toscanisches Hirtendorf in öder, abgelegener Gegend. Fenice, die Tochter seines Wirths, ist schön; er tändelt des Nachts vor ihrer Thüre, die ihm jedoch verschlossen bleibt. Sieben Jahre später wirft der Zufall Filippo, der unterdeß Advocat geworden, nach demselben Orte. Er will über die Grenze nach Pisteja, um sich dort am nächsten Tage mit einem politischen Gegner zu schlagen; da ihm als einem Vorkämpfer der Opposition von der Regierung kein Paß ertheilt worden, läßt er sich durch Contrabbandieri über unwegsame Gebirgspfade geleiten. In der Taberne Fenice's, deren Aeltern mittlerweile gestorben, rastet der Fremde. Er erkennt niemand wieder. Die Begleitung und die Hausgenossenschaft hat sich bereits zur Ruhe begeben. Der Gast stützt müde und schläfrig das Haupt auf den Tisch. Vor ihm steht die junge Padrona:

„«Filippo», sagte sie, «kennt Ihr mich nicht mehr?» Er sah eine Zeit lang forschend in das schöne Gesicht, das vom Scheine der Lampe und mehr noch von der Angst zu glühen schien, welche Antwort ihrer Frage werden würde. Das Gesicht war wol des Wiedererinnerns werth. Die weichen langen Augenwimper sänftigten, wie sie langsam auf- und niedergingen, die Strenge der Stirn und der schmalgeformten Nase. Der Mund blühte in der röthesten Jugend; nur hatte er, wenn er schwieg, einen Zug von Entsagung, Schmerz und Weisheit, dem die schwarzen Augen nicht widersprachen. Jetzt erst, als sie am Tische stand, zeigte sich auch der Reiz der Gestalt, besonders die Schönheit des Nackens und Halses. Und dennoch sprach Filippo nach einigem Besinnen: «Ich kenne Euch wahrlich nicht, Padrona!» «Es ist nicht möglich», sagte sie mit einem wunderbar tiefen Ton der Gewißheit, «Ihr habt ja sieben Jahre Zeit gehabt, mich zu behalten. Das ist lang, da kann ein Bild sich schon einprägen.» Das seltsame Wort schien ihn jetzt erst völlig aus seinen besondern Gedanken loszumachen. «Ja Mädchen», sagte er, «wer sieben Jahre zu nichts anderm braucht, als einem schönen Mädchenkopf nachzudenken, der muß ihn wol zuletzt auswendig wissen.» «Ja», sagte sie nachdenklich, «so ist es, so sagtet Ihr auch damals, daß Ihr an nichts anderes denken würdet.» «Vor sieben Jahren? So war ich noch ein scherzhafter Mensch vor sieben Jahren. Und du hast das im Ernste geglaubt?» Sie nickte dreimal sehr ernsthaft. «Warum sollte ich nicht? Ich habe es ja an mir selbst erfahren, daß Ihr Recht hattet.» «Kind», sagte er mit einer gutmüthigen Miene, die seinen entschiedenen Zügen wohl stand, «das thut mir leid. Vor sieben Jahren dachte ich wol noch, es wüßten es alle Weiber, daß zärtliche Männerworte nicht viel mehr werth sind als Spielmarken, die man freilich gelegentlich gegen klingendes Geld umwechselt, wenn es ausdrücklich ausgemacht ist. Was dachte ich nicht alles vor sieben Jahren von euch Weibern! Jetzt denke ich, ehrlich gesagt, selten an euch. Liebes Kind, man hat so viel Wichtigeres zu denken.»"

Das Resultat der Unterredung ist, daß Filippo die Liebe des Mädchens entschieden, fast brutal zurückweist, als sie leidenschaftlicher in ihn dringt. Um für Liebe empfänglich zu sein, ist er zu blasirt; außerdem reflectirt er, daß er verheirathet der Volkspartei nicht so rücksichtslos Dienste leisten werden könne, als ohne Familie. Als er erwacht, ist der Tag ziemlich

Digitized by Google

weit vorgerückt, niemand im Hause als die Besitzerin. Sie selbst wollte den Gast geleiten. Die Nothwendigkeit zwingt ihn, ihre Begleitung anzunehmen, so widerwärtig sie ihm ist; vor dem Gange stärkt er sich duech einen Trunk Wein. Sie wandern stundenlang durch das Geklüft; da erkennt er, daß er in die Irre geführt worden. Fenice gesteht offen ihren Plan ein: in Pistoja wollten sie dich morden; du allein findest den Weg jetzt nimmer. Uebrigens müsse er ihr jetzt angehören trotz seines Scheltens und seiner Vorwürfe; er habe von dem Wein getrunken, in den sie einen Liebeszauber gethan, drei Tropfen von dem Herzblut eines Hundes. Der Advocat geräth in Wuth; er glaubt seine Ehre geschändet, weil er sich zu dem verabredeten Rendezvous nicht mehr einstellen kann; er mag nicht mehr leben, er stürzt sich einen Felsabhang hinunter. Das Mädchen schafft den Schwerverwundeten mit Hülfe herbeigeholter Freunde in ihre Hütte und pflegt ihn mit der aufopferndsten Hingabe. Sie schützt den Kranken mit Gefahr des eigenen Lebens gegen die Sbirren der Polizei, die abgesandt, Filippo wegen des projectirten Duells zu verhaften. Der Kranke ist genesen; der Liebeszauber, wenn auch ein anderer als der ihm gereichte, hat gewirkt. Filippo bittet Fenice um ihre Hand. Finster verweigert sie sie ihm. Die Situation ist mit wenigen Strichen zu einem ausdrucksvollen Gemälde gestaltet:

„«Ihr sollt nicht denken, daß Ihr mich elend gemacht; ich lobe Euch, Ihr habt mich geheilt! Geht! und nehmt meinen Dank mit Euch!» «Antworte mir vor Gott», rief er außer sich und trat ihr näher, «habe ich dich auch geheilt von deiner Liebe?» «Nein!» sagte sie fest, «was fragt Ihr danach? Sie ist mein, Ihr habt kein Recht und keine Macht über sie. Geht!» Damit trat sie zurück und über die Schwelle. Im nächsten Augenblick lag er hingestürzt auf den Steinen zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie. «Wenn es wahr ist, was du sagst», rief er im höchsten Schmerz, so rette mich, so nimm mich an, nimm mich auf zu dir, oder dieser Kopf, den ein Wunder in seinen Fugen erhalten hat, wird in Scherben gehen sammt diesem Herzen, das du verstoßen willst. Meine Welt ist leer, mein Leben eine Beute des Hasses, meine alte und meine neue Heimat verbannt mich, was soll ich noch leben, wenn ich auch dich verlieren muß!» Da sah er auf zu ihr und sah aus den geschlossenen Augen helle Ströme brechen. Noch war ihr Antlitz regungslos, dann athmete sie tief auf, ihre Augen öffneten sich, ihre Lippen bewegten sich, noch ohne Worte; das Leben blühte wie auf einen Schlag in ihr auf. Sie beugte sich herab zu ihm, ihre kräftigen Arme hoben ihn auf: «Du bist mein!» sagte sie bebend, «so will ich dein sein!»"

Ungleich schwächer sind die drei andern Erzählungen; die Dissonanzen tönen in ihnen kaum zu einer äußerlich befriedigenden Harmonie zusammen. Die kühle Ruhe, welche Heyse in der ersten Novelle, sehr zu deren Vortheil, namentlich am Schlusse aufgegeben, drückt in den andern bleischwer. Am ungenügendsten, auch in formeller Hinsicht, erscheint uns „Der Kreisrichter". Der Fundamentalfehler der Anlage düefte in der gereckten Breite liegen, in der Weitschichtigkeit und der Uebermasse des accidentiellen Beiwerks, das gleich geilen Ranken den eigentlichen Kern der Fabel überwuchert. Bis wir die letztere erfahren, das Verhältniß einer schönen Schauspielerin mit einem häßlichen, aber geistvollen Studenten: wie lange dauert es, welcher unendliche Vorbau! Straffer hält sich die Novelle unter der Aufschrift „Erkenne dich selbst"! Die allgemeine Charakteristik, die wir vorhin von Heyse's Standpunkt entworfen, paßt hier Zug für Zug. Der Held ist ein gläserner Würfel, ist ein solcher geworden, weil er ewig reflectirt, ewig nach dem Grundsatz gelebt hat: erkenne dich selbst! Dem eigentlich novellistischen Theil der Erzählung wird man mit Recht Mangel an Originalität vorwerfen; ein Mädchen, das sich als Mann verkleidet, und zu dem sich ungeachtet der Verkleidung ein anderer Mann sympathetisch hingezogen fühlt, ist ein nur zu oft behandelter Gegenstand. Das Schlußstück „Helene Morten" läßt uns die Bekanntschaft eines Kaufmanns machen, der sich von der Welt und ihrem Geräusch als Einsiedler zurückgezogen, aus Schmerz über den Verlust seiner Frau, jener Helene Morten. Es fehlt der Schilderung die Wärme, nur das Trostlose einer indifferenten Resignation, für die jetzt nichts mehr existirt, weder Freude noch Schmerz, liegt wie der ewige Sand der Wüste vor dem Auge des Lesers. **Thaddäus Lau.**

Notiz.

Zur englischen Journalistik.

Von der neubegründeten „Continental Review" war bereits für den 3. März eine erste Nummer angekündigt; wir haben bisher jedoch weder diese noch eine spätere zu Gesicht bekommen. Sie erscheint wöchentlich und soll, laut der buchhändlerischen Ankündigung, hauptsächlich Folgendes enthalten: „Besprechungen der wichtigern Gegenstände festländischer Politik, statistische Angaben über die Lage der Festlandsstaaten in finanzieller und nationalökonomischer Hinsicht, ein ausführliches Summarium von Neuigkeiten aus allen europäischen Staaten, Berichte über die Kammerberathungen in den constitutionellen Ländern, Notizen über die Tagesliteratur des Festlandes, besonders Frankreichs, Deutschlands und Italiens; Correspondenzen aus Paris und andern Städten und außerdem Vermischtes." Hiernach scheinen nicht wie bei der trefflichen, schon vor Jahren eingegangenen „Foreign Quarterly Review" Kunst und Literatur die Hauptgegenstände der „Continental Review" bilden zu sollen. 13.

Bibliographie.

Bacher, J., Der Beand von Köln oder: Der Fluch der Gemoedeten. Historische Erzählung. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Becker, A., Die Pfalz und die Pfälzer. Mit 80 in den Text gedeuckten Abbildungen und 1 Karte der Pfalz. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bürgeler, F., Geschichtliche Mistellen aus der Reformationszeit Luther's. Zur Beieheung für alle gebildeten Protestanten. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Geiler's von Kaisersperg ausgewählte Schriften. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der höllische Löwe, Predigten gehalten im Jahee 1507 im hohen Münster zu Straßburg. Neu herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzen, A., Gesammelte Erzählungen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Mittheilungen aus China. Herausgegeben vom Pommerschen Hauptverein für Evangelisirung Chinas. Redigirt von H. Graßmann. 1ster Jahrgang 1858. Zwölf Nummern. Stettin, Geaßmann. 8. 7½ Ngr.

Monod's, A., Abschiedsworte an seine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Aus dem Französischen. Berlin, Hertz. 8. 21 Ngr.

Munch, A., Lord William Russell, historische Tragödie in fünf Acten. Aus dem Norwegischen übertragen von J. H. Burt. Kopenhagen, Lose u. Delbanco. 8. 20 Ngr.

Netolička, E., Blicke in die Geheimnisse des Mondes. Eine populäre Darstellung seiner kosmischen Verhältnisse, physischen Beschaffenheit und seiner Wechselbeziehungen zur Erde. Mit 1 Mondkarte und mehreren Zeichnungen. Graz, Damian u. Soege. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Novellen-Album für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. Mit Beiträgen von A. E. Brachvogel, R. Giseke, R. Gottschall, K. v. Holtei ꝛc. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plate, J. D., Dietrich un Meta oder: Wo de Weierbarg herkummt. En eld plattdütsch Dönjen. Hannover. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch
für
Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.
Von
Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.
Dritte Auflage,
bearbeitet und herausgegeben
von
Johann Jakob von Tschudi.
Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.
Zwei Bände.
Erste bis vierte Lieferung.
8. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht das „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Dietrich aus dem Winckell noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewähret und ihm jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die Veranstaltung einer neuen dritten Auflage des Winckell'schen Werks war, da auch die zweite Auflage seit einiger Zeit fehlte, schon längst ein dringendes Bedürfniß; für dieselbe wurde in Herrn Dr. Johann Jakob von Tschudi ein zu dieser Aufgabe in vollem Grade befähigter Mann gewonnen, der die Bearbeitung mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erheischt, ausgeführt hat. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren; die Grundsätze, welche den Bearbeiter dabei geleitet haben, sind in seiner Vorrede ausführlich dargelegt.

Das Werk erscheint in 12 Lieferungen zu etwa 8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung beträgt 15 Ngr., des ganzen Werkes mithin 6 Thlr. Die Verlagshandlung glaubt durch den verminderten Umfang der dritten Auflage dieses Werkes, welches früher aus 3 Bänden zum Preise von 11 Thlr. bestand, sich den Dank aller Jäger und Freunde der Jagd erworben zu haben, indem sie ihnen so ein treffliches und unentbehrliches Handbuch in verbesserter Form zu einem weit mäßigern Preise bietet.

Auf die artistische und typographische Ausstattung ist dabei die größte Sorgfalt verwendet worden, sodaß den in dieser Beziehung zu stellenden Anforderungen vollkommen Genüge geschieht.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene sechzehnte Heft (Bogen 14—18 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Kaiser Nikolaus I. von Rußland in seinen letzten Regierungsjahren. — Oberstlieutenant Charras. — Lucknow. — Georg von Viebahn. — Kleinere Mittheilungen: Breckinridge (John Cabell). — Chelmsford (Frederick Thesiger, Lord). — Dehn (Siegfried Wilhelm). — Fraas (Karl). — Kugler (Franz Theodor). — Lewschin (Alexei Irakliewitsch). — Neukomm (Sigismund, Ritter von). — Neville (Richard Griffen). — Norow (Awraam Sergejewitsch). — Nostitz und Jänckendorf (Eduard Gottlob von). — Pakington (Sir John Somerset). — Senkowski (Joseph oder Osip Iwanowitsch). — Symonds (Sir William). — Toole (Thomas). — Unzelmann (Bertha). — Wjasemsky (Fürst Peter Andrejewitsch). — Zampelios (Joannis).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon
sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cutbed-Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels. 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 20. Mai 1858.

Inhalt: Goethe und die neueste Literatur über ihn. Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. — Eine neue Gottheits- und Unsterblichkeitslehre. Von Maximilian Perty. — Alexander von Humboldt, Kosmos. Vierter Band. Von Heinrich Binnbaum. — Franz Carion's historische Romane. Von Friedrich Voigts. — Vorschlag zu einer französischen „Académie de littérature étrangère". — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Goethe und die neueste Literatur über ihn.

Zweiter Artikel.*)

Im ersten Artikel hat uns ausschließlich Lewes' biographisches Werk über Goethe mit Hinzuziehung der an Lewes gerichteten Epistel von Heinrich Siegfried beschäftigt. Wir kommen nun zu einer Reihe von Schriften und Publicationen, welche nur diese oder jene Seite Goethe's, sein Verhältniß zu Schiller, zu den Frauen, zur Pädagogik u. s. w. hervorheben oder einige neue Details aus seinem Leben enthalten.

Ausgenommen hiervon ist jedoch eine sehr fleißige und umfangreiche Arbeit von Karl Goedeke, die als eine förmliche und vollständige Biographie Goethe's vollkommen befugt ist, sich den übrigen vorhandenen Lebensbeschreibungen zur Seite zu stellen. Man findet sie freilich an einem Orte, wo man sie schwerlich suchen wird, nämlich in dem von Heinrich Kurz bereits in Nr. 10 d. Bl. besprochenen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", in dessen drittem Heft der zweiten Abtheilung sie mit Einschluß des bibliographischen Anhangs nicht weniger als 200 enggedruckte und breitzeilige Seiten (S. 709—908) umfaßt. Wir bedauern, daß sie nicht als selbständiges Buch veröffentlicht worden ist, da sie, splendid gedruckt, einen ganz ansehnlichen Band gegeben haben würde; denn in einem bloßen „Grundriß" ist sie doch nur ein hors d'oeuvre. In demselben Hefte umfaßt z. B. die Lebensbeschreibung und Charakteristik Klopstock's nebst Bibliographie nur etwas über vier, die Lessing's nur etwas über sieben, die Herder's und die Wieland's jede nur gegen fünf Seiten. Dieses Misverhältniß zu den 200 Seiten über Goethe ist offenbar zu enorm. In einem „Grundriß" sucht und begehrt niemand die Aufzählung aller auch der kleinsten Details, aller Freundschaften und Liebschaften, aller Reisen und kürzern Ausflüge, die bei Goedeke sogar tagebuchähnlich von Datum zu Datum fortschreiten, ebenso wenig vollständige kritische Analysen und Charakteristiken der einzelnen Werke und Dichtungen, zahlreiche oft sehr ausführliche Briefauszüge, oder genaue Personalbeschreibungen wie die der Christiane Vulpius. Der Verfasser hatte seine eingehenden Studien über Goethe gemacht, und suchte nun das mit unendlichem Fleiß erzielte Resultat zu verwerthen; aber es gehört, wie gesagt, nicht in einen „Grundriß" der deutschen Dichtung, ebenso wenig als z. B. eine vollständige Geschichte und Lebensbeschreibung Friedrich's des Großen oder Napoleon's in einen Leitfaden der Weltgeschichte gehören würde.

Davon abgesehen ist die Goedeke'sche Arbeit über Goethe sehr preiswürdig und konnte in einem Aufsatz, der wie der unserige über die neueste Goethe betreffende Literatur handelt, nicht wohl übergangen werden. Sie ist reicher an Details als manche Lebensbeschreibung Goethe's, die ganze Bände umfaßt, und ihre Lectüre erfordert bei der Gedrängtheit, womit die Details aneinander gestellt sind, vielleicht mehr Zeit als ein ganzer Band des Lewes'schen Werks. Aber auf je größere Vollständigkeit (eine absolute ist ja überhaupt unmöglich) eine solche Arbeit Anspruch macht, um so mehr fällt dann auf, was trotz dieses Strebens nach möglichster Vollständigkeit etwa daran vermißt wird. So fehlt bei Goedeke eine genügende Hervorhebung der ebenfalls erstaunlichen Thätigkeit Goethe's und seiner Verdienste als Staatsbeamter, praktischer Menschenfreund und Förderer des allgemeinen Wohls, wozu er in Diezmann's Schrift „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" und bei Lewes genug Material finden konnte. Das würde uns wichtiger erschienen sein als Excerpte aus den Briefen der Frau von Stein, worin sie Klage darüber führt, daß Goethe's Sohn August bereits gewohnt sei, sein Leiden zu vertrinken und daß er jüngst in einem Club „von der Klasse seiner Mutter" 17 Gläser Champagner hinuntergestürzt habe. Läppischer Klatsch dieser Art gehört nicht in eine literarhistorische Darstellung, ebenso wenig eine Aufzählung aller Besuche in Weimar wie folgende:

Der alte Eckhof war im Winter 1778 bei Goethe. ... Auch Behrisch, den er schon im December 1776 als Prinzenerzieher in Dessau wiedergesehen hatte, überraschte ihn im Juli 1780. Am 14. August war Schröder (auf der Reise von Paris über Manheim und Gotha nach Hamburg) sein Gast. Leisewitz war gleichfalls im Sommer dort; Goethe gedenkt sei-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 17 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

ner so wenig als des einst gern gehabten Gotter, der öfter dort war u. s. w.

Im Verlaufe seiner Arbeit scheint übrigens Goedeke selbst gefühlt zu haben, daß er nicht fortfahren dürfe, in gleicher Weise ausführlich zu sein; denn er bemerkt auf S. 846: „Die Nothwendigkeit, den Stoff auf die engste Form einzuschränken, damit die Skizze nicht zum Buche werde, gebietet die Wahl des kürzern Wegs.“ Ueber das letzte Lebensdrittel Goethe's faßt sich dann auch Goedeke in der That bei weitem kürzer; es hat sich aber dadurch wieder eine gewisse Ungleichmäßigkeit und Disproportion in die Arbeit eingeschlichen.

Goedeke versteht sich sehr gut darauf, die einzelnen Schöpfungen Goethe's mit wenigen gedrängten Worten zu charakterisiren und die Art und Weise, wie sie in Goethe's Geist organisch entstanden sind und sich von ihm wie Stücke seines eigenen Ich abgelöst haben, deutlich zu machen. Man gewinnt dabei oft höchst wunderbare Einblicke in Goethe's produktive Thätigkeit, und während man in dem einen Augenblicke über die Schnelligkeit seines Productens erstaunt, wenn man z. B. liest, daß er an „Hermann und Dorothea“ neun Tage hintereinander täglich anderthalbhundert Hexameter niederschrieb und ihn ein andermal die heterogensten Geschäfte, z. B. Straßenbesichtigungen und Rekrutenaushebungen, in seiner Productionslaune und seinem Schaffen nicht zu stören vermochten, so erstaunt man im andern über die Zähigkeit, womit er eine poetische Conception festhielt, jahrelang die Ausführung unterbrach oder nur im Stillen je nach Gelegenheit und Stimmung darüber brütete, und dann plötzlich den Faden wieder aufnahm und weiter spann. Einige seiner Hauptwerke, wie „Faust“, dessen Entstehen und Werden eigentlich sein ganzes Leben ausfüllte und an welchem sich alle Phasen seines Lebens und Denkens der Reihe nach abtasten lassen, und „Wilhelm Meister“ waren solche Geburten, die nur stoß- und ruckweise erfolgten; an letzterm brauchte er z. B. sechs Jahre, um vier Kapitel auszuarbeiten. An „Egmont“ arbeitete er schon 1779; im Jahre 1781 kehrte er wieder zu ihm zurück; im December klagt er über den vierten Act, den er hasse und nothwendig umschreiben müsse; im März des Jahres 1782 nahm er den Strada vor, um über den Charakter des Egmont ins Reine zu kommen, und erst im September 1787 hatte er die Tragödie bis auf Titel und Personenverzeichniß wirklich vollendet. Mit welcher Seegfalt Goethe die „Iphigenia“ u. s. w. umschuf, ist bekannt. Das nennt man die Kunst doch noch ernstlich nehmen!

Wir könnten unter den Bemerkungen Goedeke's manche sehr beachtenswerthe hervorheben, wie folgende, die er an das Verhältniß Goethe's zu seinem Vater knüpft: „Väter sind häufig in der Nothwendigkeit, die Söhne mit dem Zwang des Lebens bekannt zu machen, und die Söhne nur zu leicht in der Laune, den fühlbar werdenden Druck für einen willkürlich und grundlos geübten zu halten.“ Goedeke ist nicht der Ansicht, daß dem Dichter der Aufenthalt in Weimar oder vielmehr seine nahe Verbindung mit dem Hofe sehr förderlich gewesen sei; er findet es augenfällig, „wie wenig Befriedigung und wahren Gewinn die weimarischen Jahre ihm geboten hätten und wie irrig die Ansicht sei, als habe er das Opfer, zu dem ihn jugendlicher Uebermuth und Ehegeiz führten, nicht zu theuer gebracht“, und Goedeke fügt hinzu: „Was er auch aus dem kleinen Welttheater gewonnen an Umblick und Einsicht, er würde es in jeder andern seiner Künstlernatur gemäßen Lage, zu der er sich aus jedem Druck und durch alle Schranken hindurchgearbeitet hätte, auch gewonnen haben.“ In Bezug auf die Goethe'sche Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ bemerkt Goedeke, daß das alte Gedicht durch sie nicht verdrängt worden sei, und für die, welche die niederdeutsche Bearbeitung des alten Gedichts zu genießen vermöchten, werthvoller bleibe. Bei Goethe sei schon durch Sprache und Vers bei aller sonstigen Treue der derbe Stoff sehr sublimirt und nicht gerade zu seinem Vortheil verfeinert. Wie sehr Goethe, der sich zu jener Zeit wol zu sehr auf das Hellenisiren legte, durch die Einkleidung in das epische Maß der Griechen das ursprüngliche Colorit und den gesunden Schalkskern der Dichtung verwische, erkennt man, wenn man seine Bearbeitung z. B. mit der spätern Knittelversbearbeitung Soltau's vergleicht. Indeß hat auch Goethe's Umdichtung ihren Werth und ihre große Bedeutung, und wie es schon früher den wackern Hans Sachs wieder zu Ehren gebracht hatte, so verdankt man es ihm auch vorzüglich, daß „Reineke Fuchs“ in die Kreise der Gebildeten wieder eingeführt wurde.

Mit andern Bemerkungen und Urtheilen Goedeke's vermögen wir weniger übereinzustimmen, und namentlich scheint er uns den alten Goethe nicht immer sehr billig zu beurtheilen. Einmal hatten die gewaltsamen Ereignisse der Französischen Revolution, die plötzlich die ganze Stimmung und geistige Atmosphäre der Zeit veränderten, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, von dem er sich nur nach und nach zu erholen und zu sammeln vermochte, und als er zu dieser ruhigern Stimmung gelangt war und sich wieder zu bedeutenden Leistungen erhoben hatte, trat nach einem unverbrüchlichen Naturgesetz zwar nicht eine Unfähigkeit des Schaffens ein, aber doch ein Nachlassen des Feuers und der Schnellkraft, und diese zu erkünsteln, war nicht Goethe's Art. Mit Recht sagt Lichtenberg: „Der Mensch ist der größten Werke alsdann fähig, wenn seine Geistesstärke schon wieder abnimmt.“ Daß es so ist, daß der Mensch gerade in dem Stadium, wo er die möglichst größte Summe von Lebenserfahrungen beherrscht und einen möglichst weiten Umkreis übersieht, mehr und mehr das Vermögen, zum Theil selbst die Neigung verliert, diese reiche innere Welt in kräftigen Gebilden zur Anschauung zu bringen, ist freilich traurig, aber es läßt sich dagegen nichts machen. Dennoch bleibt Goethe in seinem Alter eine in ihrer Art ebenso bewundernswerthe Erscheinung, als er in seiner Jugend und in seinem Mannesalter nur immer gewesen war, und was der Dichter im Laufe der Jahre verlor, gewann der Weise und Denker. Wir ha-

Digitized by Google

ben uns gewundert, bei Goedeke die Worte zu lesen: „Schon während der Arbeit von «Hermann und Dorothea» fing der Dichter an, die Geduld zu verlieren und sich nach leichterm Spiel umzuschauen. Für ihn ganz bezeichnend ist es, daß er, von der einfachen homerischen Welt in die patriarchalische des Alten Testaments übergehend, sich den Moses auswählte", denen später die Worte folgen: „Neben Spielereien dieser Art" u. s. w. Wenn ein Goethe den Moses vornimmt, so scheint uns dies keineswegs eine bloße „Spielerei" zu sein, und während Goedeke zu verstehen gibt, daß es Goethe zur Behandlung dieses Stoffs an „tieferm Studium" gefehlt habe, bedauern wir unsererseits aufrichtig, daß er seine beabsichtigte kritisch-historisch-poetische Arbeit über Moses nicht ausgeführt hat, da sie bei dem instinctiven Blick Goethe's ohne Zweifel eine in ihrer Art sehr bedeutende Arbeit geworden sein würde. Und woher wissen wir so bestimmt, daß Goethe nicht die dazu gehörigen Studien gemacht habe oder, ehe er zur Ausführung schritt, gemacht haben würde? Für den Ausdruck „seniler Liebesdrang", den Goedeke auf Goethe's Leidenschaft für Fräulein Lewezow verwendet, hätte wol auch ein etwas weniger drastischer gewählt werden können. Ueber die Liebhaberei des alten Goethe, gerade Mittelmäßigkeiten zu protegiren und sich überhaupt von der vorwärts strebenden Welt abzuschließen, macht Goedeke einige Bemerkungen, die wir ihm auch gern erlassen hätten. Allerdings übte Goethe auf die Literatur einen Druck aus, der manches Gute in seiner Entwickelung hemmte, aber auch manches Schlechte um seine schädlichen Einwirkungen brachte, und angesichts der jetzt in der Literatur herrschenden Anarchie fühlt man sich oft versucht, eine Autorität zurückzuwünschen, die das für unsere Zeit wäre, was Goethe für die seinige war. Goedeke bemerkt weiter: „Pfaff hatte ihm einen wissenschaftlichen Widerspruch gesandt; Goethe strafte dies «unartig zudringliche Verfahren der Deutschen» wie eine allgemeine Unart." Nun, wir glauben, daß Goethe mit diesem Vorwurf durchaus nicht so ganz unrecht gehabt hat; denn Takt ist es gerade nicht, was die Deutschen bei solchen Anlässen besonders auszuzeichnen pflegt. Wenn Goedeke einmal versichert, Schiller sei es nie um Rechthaben zu thun gewesen, so mag dies richtig sein, vorausgesetzt, daß Goedeke dies so versteht, es sei Schiller nie um persönliche Rechthaberei zu thun gewesen; denn wenn es galt, ein Princip zu vertheidigen, so war Schiller sehr hartnäckig, womit wir ihm übrigens keinen Vorwurf machen wollen. Im Gegentheil zeigte sich Goethe, soweit sich dies nach dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel beurtheilen läßt, als der Nachgiebige, und ihm ist es vielleicht zumeist zu danken, daß so manche Differenzpunkte nicht bis zur der Schärfe discutirt wurden, welche möglicherweise einen Bruch des schönen Freundschaftsbündnisses hätte nach sich ziehen können. Wir erinnern uns eines Schiller'schen Briefs, worin Schiller, wennschon in allgemeiner Haltung, aber doch mit einer gewissen Herbigkeit gegen das Goethe'sche Schönheitsprincip eifert: die griechische Tragödie sei für unsere Zeit nichts, die Schönheit sei nur für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches müsse man erhaben zu rühren suchen u. s. w. Wie aus dem ganzen Zusammenhange mit frühern Briefen hervorgeht, konnte und mußte Goethe diesen Ausfall direct auf sich beziehen, aber er war klug und vorsichtig genug, diesen streitigen Punkt fallen zu lassen und nicht weiter anzuregen. Daß übrigens der Cultus der Schönheit in den Umgebungen Goethe's etwas weit getrieben wurde, davon gibt die Schlußstelle der Goedeke'schen Arbeit selbst einen schlagenden Beweis. Goedeke citirt Eckermann's Bericht über Goethe's Tod, worin Eckermann erzählt, wie er gleich nach erfolgtem Ableben Goethe's Körper genau inspicirt habe; Eckermann beschreibt Brust, Arme, Schenkel, Füße u. s. w., und fährt dann fort: „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken (!), das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen."

Jene kleinen Mängel abgerechnet, die nicht einmal von allen als Mängel angesehen werden dürften, ist, wie gesagt, Goedeke's Arbeit eine sehr preiswürdige, mit bewundernswerthem Fleiß zusammengestellte, der sich ein gleich dankenswerther, mit gleichem Fleiß behandelter bibliographischer Theil anschließt, durchflochten mit einem „biographischen Schema", dem Abdruck eines Entwurfs von Goethe's Hand, der durch Eckermann an den Advocaten, spätern Reichsminister Detmold und nach dessen im März 1856 erfolgten Tode im Jahre 1857 an den Freiherrn von Cotta gelangte. Einige Notizen hatte Goedeke daraus, wie er in einer Note bemerkt, bereits am 28. August 1849, dem Säcularlage der Geburt Goethe's, in der „Zeitung für Norddeutschland" veröffentlicht.*)

Der frankfurter Buchhändler Karl Jügel (geboren 1783 in Düren bei Aachen), ein Mann von Bildung, reicher Erfahrung und verständiger Beobachtung, hat seine Schrift „Das Puppenhaus", deren vollständiger Titel im ersten Artikel angeführt worden, für sich als Manuscript drucken lassen, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das Buch durch ein angemessenes Geschenk für die frankfurter Schiller-Stiftung, und nur unter dieser Bedingung erworben werden könne. Der Ertrag von 200 Exemplaren ist ohne allen Abzug für diese Stiftung bestimmt, und soviel wir wissen, hat der Verfasser damit ein gün-

*) Dem „Bremer Sonntagsblatt" zufolge wird Schaefer's bekanntes biographisches Werk über Goethe demnächst in einer zweiten erweiterten und verbesserten Auflage erscheinen. Da seit dem Erscheinen der ersten Auflage so manche wichtige Beiträge zur Goethe-Literatur veröffentlicht worden sind, es auch gewiß manches zu berichtigen geben wird, so darf man in der so nahe in Aussicht gestellten zweiten Auflage wol eine interessante Bereicherung der Goethe und seine Werke betreffenden Literatur begrüßen. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch die bei Hochhausen in Jena in kleinen Bändchen erscheinenden „Erläuterungen zu den deutschen Classikern". Die Werke Goethe's werden von Düntzer, die Schiller's von Ludwig Eckardt erläutert. Von den erstern liegen uns vor: „Hermann und Dorothea", „Werther's Leiden", „Wilhelm Meister's Lehrjahre", „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister's Wanderjahre".

Digitized by Google

stiges Resultat erzielt und der frankfurter Schiller-Stiftung ein ansehnliches Geschenk machen können. Auch hat Jügel seiner Schrift eine poetische Widmung an die Schiller-Stiftung vorangestellt, deren Schlußstrophe lautet:

So gib denn, hoher Meister, deinen Namen
Dem Stiftungswerk, das sinnig deiner denkt.
Sprich über diese Saat des Segens Amen!
Die hoffnungsvoll sich in die Zukunft senkt.
Muß mühsam auch sie sich ins Leben ringen:
Der Liebe Hauch bringt doch sie einst zum Blühn;
Drum laß uns freudig unsre Opfer bringen;
Ein dankend Herz — lohnt reichlich unser Mühn.

Die Wahl des Titels „Das Puppenhaus" schreibt sich von einem alterthümlichen Puppenschrank her, der sich als ein Erbstück in der Familie seiner seligen Frau mehr als ein Säculum erhalten hat und dem in dem Buche ein eigenes Kapitel (S. 239—277) gewidmet ist. Hierher gehört die Schrift namentlich wegen der darin enthaltenen sehr reichlichen Mittheilungen über Anna Elisabeth, geborene Schönemann, später verehelichte von Türkheim, eine Zeit lang erklärte Geliebte und wirkliche Braut Goethe's, seine „Lilli", die er noch in seinem höhern Alter inniger als irgendeine andere geliebt zu haben erklärte. Das Verhältniß löste sich bekanntlich, oder vielmehr Goethe ließ es sich verschleppen und einschlafen, vielleicht nicht zu seinem eigenen Glücke, vielleicht aber zum Glücke Lilli's — wer kann dies wissen? Vielleicht würde aber auch, was und soviel Goethe durch die Verbindung mit Lilli in persönlicher Beziehung gewonnen hätte, die Literatur verloren haben; denn Goethe befand sich damals noch in einem geistigen Gährungszustande, der durch eine übereilte Verheirathung mit einer so verständigen, im ganzen ruhigen und leidenschaftslosen Person zu rasch von außen her beschwichtigt und in einen Zustand künstlicher Ruhe eingewiegt worden sein würde, statt sich in sich und durch sich selbst abzuklären. Diesem Instinct gehorchte auch wol Goethe, als er sich stillschweigend von Lilli schied. Jügel ist der Ansicht, daß manche von Goethe's Conceptionen, wie z. B. die, welche sich in den „Wahlverwandtschaften", der „Braut von Korinth", dem „Gott und die Bajadere" durchgeführt finden, „vielleicht in gewissen Beziehungen einen der zartern Weiblichkeit mehr entsprechenden Ausdruck erhalten haben würden", wenn ihm nämlich in Weimar Lilli als Gattin zur Seite gestanden hätte. Indeß sind gerade jene Dichtungen, so wie sie sind, vollkommen gut, wie wir meinen, und überhaupt erscheint es ziemlich müßig, Reflexionen darüber anzustellen, welche Modificationen Goethe als Dichter erlebt haben würde, wenn er dies oder jenes gethan oder unterlassen hätte. Jedenfalls hatte das Verhältniß zu Lilli wenigstens den Erfolg, den Dichter einen neuen Zustand kennen zu lernen, den Bräutigamszustand, über den er in „Wahrheit und Dichtung" einige schöne Bemerkungen macht.

Im Goethe'schen Hause scheint Lilli keine persona grata gewesen zu sein; Goethe's Vater nannte sie eine „Staatsdame" und Goethe selbst sie einmal einen „schönen Grasaffen". Die Wünsche der Geliebten in Bezug auf seine Toilette ließen ihn Prätensionen argwöhnen, die ihn für die Zukunft besorgt machten, und in der That hebt Goethe als Grund seiner Trennung die sehr prosaische Ansicht hervor, „daß junge Gatten sich keine Honigmonate versprechen dürften, wenn sie nicht mit genugsamen Mitteln versehen seien". Bei einem jungen Manne von den Aussichten und der Lage Goethe's war dies jedenfalls nur ein Vorwand, womit er sein Gewissen beschwichtigen wollte. Zwar war Lilli von zahlreichen Verehrern umschwärmt (vgl. Goethe's bekanntes Gedicht „Lilli's Park"), wie dies bei einem Mädchen von ihren körperlichen und geistigen Reizen, ihrer Bildung und ihrer gesellschaftlichen Stellung erklärlich ist; aber niemals hat sie ihrem Geliebten einen wirklich begründeten Anlaß zur Eifersucht gegeben. Kurz, auf Lilli fällt nicht der Schatten einer Schuld, und Goethe hätte am besten gethan, offen zu gestehen, er habe durch eine Heirath in jenem wichtigen Abschnitt seines Lebens den freien Flug seines Genius zu unterbrechen und zu hemmen gefürchtet. Das wäre zwar auch Egoismus, aber der Egoismus eines Genies, nicht eines ängstlich berechnenden Spießbürgers, welcher sich der Furcht hingibt, seine Frau und Familie nicht standesgemäß ernähren zu können oder um dies zu können, gewissen Bequemlichkeiten, Genüssen und gesellschaftlichen Ansprüchen entsagen zu müssen.

Der Charakter Lilli's ist uns von manchem Biographen, und noch erst jüngst von Lewes, in ein wie es uns scheint gänzlich falsches Licht gestellt worden. Was wir schon früher von ihrem spätern Leben wußten und hier noch weiter durch Jügel erfahren, gibt uns die Ueberzeugung, daß sie ein sehr verständiges, besonnenes, ja im guten Sinne nüchternes Geschöpf gewesen sei. Goethe selbst nennt sie einmal die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose". Sie liebte in Goethe, wie wir glauben, nicht den Dichter, sondern den Menschen; sie war fern von jeder Excentricität, jeder schwärmerischen Sentimentalität, jeder Ueberspannung der Gefühle, wie sie damals so häufig waren. Wir wollen uns ganz prosaisch ausdrücken und sagen, daß sie danach trachtete, eine gute Partie zu machen, wobei sie von ihrer Mutter unterstützt wurde. Darum sehen wir sie auch bald nach Goethe's Lossagung ein zweites Verlöbniß mit einem Herrn Bernard, und als dieser wegen ruinirter Vermögensverhältnisse in die weite Welt ging, ein drittes mit Herrn von Türkheim, ihrem spätern Gatten, eingehen, was doch gewiß beweist, daß die Auflösung des Verhältnisses mit Goethe bei ihr nicht eben tief gegriffen habe. Sie gehörte zu den zahlreichen weiblichen Geschöpfen, welche von Natur den Beruf in sich fühlen, ihrem Manne eine brave Gattin und ihren Kindern eine tüchtige Mutter zu sein. Und daß sie beides war, hat sie später in einer Zeit schwerer Prüfung bewiesen.

Jügel, der sich mit einer Nichte Lilli's, mit Marie Schönemann, vermählte, hatte die beste Gelegenheit, die Familienpapiere einzusehen, worin z. B. Goethe, der „berühmte Goethe", wie es in der betreffenden Notiz

Digitized by Google

heißt, ein Mann „von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität" sei, weiter aber noch die Notiz enthalten ist, daß die Mutter „als eine praktische, in allem sich Rechenschaft gebende Frau bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften, nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können". Diese Ansicht auf Schönemann'scher Seite erklärt vielleicht auch, daß Goethe von einem ganz richtigen Instinct geleitet wurde, als er sich von Lilli zurückzog, und daß auch Mutter und Tochter sehr bald über seine Treulosigkeit, wenn man sie so nennen will, getröstet waren.

Lilli wuede, wie man weiß, später die Gattin eines edeln Mannes, des Herrn von Türkheim in Strasburg. Die Verlobung fand bereits im Jahre 1778 statt und führte zu einer Ehe, welche Jügel eine der „glücklichsten Ehen" nennt, „die jemals zwei so edle und einander so werthe Herzen vereinigt hat". Aber sie war auch reich an harten Prüfungen, welche der ehemaligen Geliebten Goethe's Gelegenheit gaben, zu beweisen, daß sie nicht blos eine „Staatsdame" war, daß sie auch die schwersten Entbehrungen zu erdulden und selbst Gefahren mit größtem Muth und bewundernswürdiger Umsicht und Entschlossenheit zu bestehen wußte. Türkheim, durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Maire von Strasburg berufen, mußte zur Zeit der Schreckensregierung flüchtig werden. Lilli schlug, nachdem ihr Mann in Sicecheit war, ebenfalls den Rettungsweg nach Deutschland ein, und zwar mit fünf noch kleinen Kindern, von denen die drei ältesten Knaben in eine ihre Herkunft nicht verrathende Kleidung gesteckt und ihrem ebenso verkleideten Hofmeister übergeben wueden, der ihnen stets eine kleine Strecke voraufging. Lilli selbst folgte, „als Bäuerin costumirt und ihr jüngstes Kind, in ein Leinentuch gebunden, auf dem Rücken tragend, während eine treue Wärterin, ebenfalls in Bauerntracht, mit dem kleinen Töchterchen an der Hand, ihr zur Seite ging". Die nicht uninteressanten Details, welche die Flucht Türkheim's und seiner Gattin betreffen, mag man in Jügel's Buche selbst nachlesen. Es sind darin auch mehrere anziehende Beiefe Lilli's, mit „Luise Türkheim" unterzeichnet, mitgetheilt, aus denen sich, wie Jügel wahrheitsgetreu bemerkt, immer eine „klare und ruhige Beurtheilung der Verhältnisse" erkennen läßt. Die anziehendsten sind aus Erlangen datirt, wo das Ehepaar zuerst seinen interimistischen Aufenthalt nahm. Niegends begegnen wir in diesen Briefauszügen excentrischen Ausbeüchen, sondern nur den Anschauungen eines ruhigen und gesetzten, aber entschlossenen Charakters. Bekanntlich hatte sie Goethe einmal den Vorschlag gemacht, mit ihm nach Amerika auszuwandern, und wie wir sie jetzt kennen, düefen wir überzeugt sein, daß dies keine bloße phantastische Aufwallung, sondern der Ausfluß eines über sein Wollen klaren, thatkräftigen Charakters gewesen, obschon dieser Vorschlag andererseits beweist, daß sie Goethe's eigenthümliches Wesen nicht erkannt hat; denn was sollte Goethe, dieser echte Sohn der modernen europäischen Cultur, in Amerika anfangen? Mit folgender interessanten Briefstelle wollen wir diese Mittheilungen über „Luise Türkheim" ergänzen; sie ist einem Briefe aus Erlangen vom 12. October 1794 entlehnt:

Unbegreiflicher wird es mir mit jedem Tage, daß die Anhänglichkeit der Deutschen an Frankreich so groß und ihr Durst nach Neuerungen so unersättlich ist; denn mehe als jedes andere Publikum scheint das von Nürnberg dem Convent ergeben zu sein. Auch hier hat derselbe Anhänger und Verehrer, und Vorsicht ist daher ein Hauptingredienz der Gesellschaft. Doch ist man im allgemeinen ziemlich billig. Französische Emigranten mag man nicht; auch bei dee Feau Markgräfin sind sie nicht aufgenommen. Ihr Ton und ihre Grundsätze misfallen durchgehends. Glücklicherweise setzt man uns nicht in eine Klasse mit ihnen; auch sehen wir keine derselben, weil sie wirklich mit zu vielen Prätensionen auftreten.

Ein Porträt Lilli's (im Profil) ist dem Buche beigegeben, und entspricht im ganzen der Schilderung, welche ihr Bruder von ihr in folgenden Worten gab:

Meine Schwester war von der Natur mit einer schönen, interessanten Gestalt begünstigt. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, allen wohlwollendes Herz schließen ließ.

Das Porträt gehört übrigens schwerlich der jugendlichern Periode Lilli's an und die Gesichtszüge treten daher etwas schärfer hervor, als daß man sie eigentlich „weich" nennen könnte.

Karl Jügel lernte Goethe auch persönlich kennen, und zwar bei einem Besuche, welchen derselbe seiner Vaterstadt im Jahre 1815 abstattete. Der Stadtbaumeister Heß feierte in diesem Jahre seine Vermählung mit Fräulein Neuburg, Tochter eines hochgefeierten Arztes und petite nièce von Goethe's Mutter. Die Hochzeitfeier fand im Forsthause statt, und Goethe, welcher gerade seine Badeeur in Wiesbaden beendet hatte, nahm als Verwandter der Braut und dem Bräutigam näher befeeundet an der Feier theil. Jügel erzählt:

Ich sah ihn hier zum ersten mal. Er war damals im sechsundsechzigsten Jahre, also bereits auf einer Lebensstufe, wo das gereifte Mannesalter jenen eigenthümlichen Ausdruck des sich selbst bewußten Verdienstes um so mehe und in einer Weise erhöht, die jedem Gebildeten Achtung einflößen muß. Seine Gegenwart wirkte übrigens nicht einschüchternd auf die Heiterkeit der Gesellschafe. Wir waren alle lebenslustige Gemüther und weder von den überschwenglichen Gefühlen der Bettina angesteckt, noch mit dem Ausbeutungstalente begabt, womit Professer Düntzer den geheimsten Neigungen des großen Dichters nachzuspüren versteht. Diese ungezwungene Heiterkeit wirkte auch sichtlich auf die Stimmung des hohen Gastes.

Jügel hatte ein längeres spaßiges Hochzeitsgedicht verfaßt, mit allerlei ungenirten Anspielungen durchwebt, wie sie bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegen. Er las es vor, und als er geendet, äußerte Goethe, sich freundlich zu ihm wendend: „Das Gedicht ist viel besser als Sie es uns vorgetragen; wir hätten uns noch weit länger daran erheitern können."

Da wir es in gegenwärtigem Artikel nur mit Goethe

Digitized by Google

und den mit ihm in Berührung gekommenen Personen zu thun haben, so müssen wir des Verfassers weitere „Erinnerungen" wol beifeite lassen, obschon sie auf Berlin (namentlich aus dem verhängnißvollen Jahre 1806), auf Hamburg und aus Frankfurt (besonders aus den Zeiten der französischen Contributionsplage, die uns Deutschen immer wieder in Erinnerung zu bringen gar nicht von Uebel ist) und aus dem Jahre 1813 sehr viel interessante Details enthalten. Die Vergleiche, die der Verfasser zwischen dem Damals und dem Heute anstellt, fallen fast nirgends zum Vortheil der Gegenwart aus; er vermißt schmerzlich die alte frankfurter Gemüthlichkeit und Solidität. Trotz der so außerordentlichen Vermehrung und kunstvollern Organisation aller polizeilichen Anstalten, trotz der Armenhäuser und wohlthätigen Institute nähmen die Verbrechen nicht ab und das Proletariat in schreckenerregendem Grade zu u. s. w. Diese Klagen mögen sehr gerecht sein; aber vieles ist auch besser geworden; der alte reichsstädtische Zopf mußte beschnitten werden und wird noch mehr beschnitten werden müssen. Eine freiere Bewegung der Kräfte mußte endlich eintreten, selbst auf Kosten der Gemüthlichkeit, freilich leider auch der alten Solidität. Man wird diese „Erinnerungen" aber mit Vergnügen lesen; geben sie doch ein Bild von dem Frankfurt, welches noch zum großen Theile dasselbe war, unter dessen Einflüssen sich Goethe's Anlagen entwickelten. In dem spätern Abschnitt des Buchs, „Ein Gontard'scher Familienzweig", treten dann außer Lilli noch zwei Dichter und Schriftsteller auf, Hölderlin, über dessen lauteres Verhältniß zu Frau Susette Gontard, verwitweten Borkenstein, einiges Neue mitgetheilt wird, und der durch mehrere gediegene Werke über die Schweiz u. s. w. bekannte Dr. Ebel aus Züllichau und sein Verhältniß zu Margarethe Gontard, die leider durch die Blattern häßlich entstellt, aber von Gemüth und Geist hochbegabt und auf der Harfe Meisterin war. Die Erzählung ihrer Lebensschicksale hat etwas ungemein Rührendes und wiegt an Werth und dichterischem Inhalt vielleicht ganze Bände künstlich fabrizierter Romantik auf.

August Diezmann, der von den Ergebnissen, womit sich seine in den weimarischen Archiven angestellten Forschungen belohnt haben, bereits in der dankenswerthen Schrift „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" niedergelegt, hat ein Organ, das „Goethe-Schiller-Museum", ins Leben gerufen, in welchem die Resultate der auf Goethe und Schiller bezüglichen Studien, Forschungen und Entdeckungen vereinigt werden sollen, „damit sie sich nicht wie bisher in den zahllosen Zeitungsblättern zerstreuen und mit denselben für die Meisten verloren gehen". Seinen Inhalt würden bilden: ungedruckte Reliquien Goethe's, Schiller's u. s. w.; Revision des Textes ihrer Schriften behufs der Herstellung tadelloser Ausgaben; vergessene Urtheile ihrer Zeitgenossen über sie und ihre Werke; Stimmen des Auslandes aus früherer und jetziger Zeit; Biographisches und Bibliographisches, namentlich ein Verzeichniß der Artikel über Goethe- und Schiller-Literatur in den deutschen wie auswärtigen Zeitungen. Als Versuch eines derartigen Gesammtorgans tritt nun das vorliegende Heft auf, dem von Zeit zu Zeit andere folgen sollen.

Das vorliegende Heft enthält zuvörderst eine Mittheilung mit der Ueberschrift: „Goethe und die drei Musiker." Eberwein, Violinist bei der Kapelle, hatte von der Hoftheatercommission zu Weimar Urlaub erhalten, um sich in Berlin unter Zelter der Musik zu widmen; der Concertmeister Oestouches aber weigerte sich, den Urlaub anzuerkennen. In einem dem Herzog Karl August unterbreiteten Bericht vom 25. Februar 1809 drückt Goethe über diese „heftigste und unanständigste Weise sich zu widersetzen" seinen ganzen Unwillen aus, als es sich aber um die Entlassung Oestouches' handelte, war es doch wieder Goethe, der ihm bessere Bedingungen in Bezug auf Pension, Titel u. s. w. beim Herzoge auswirkte, als dieser anfangs zugestehen wollte. Unter den hier abgedruckten Dokumenten befindet sich auch ein in dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel fehlender Originalbrief Zelter's vom 9. Mai 1809. Hierauf folgt ein Brief von Goethe, wahrscheinlich an von Voigt in Weimar gerichtet, sodann eine nicht ohne Gewandtheit arrangirte und stilistere komische Oper von Bulpius, dem Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", unter dem Titel „Theatralische Abenteuer", die 1791 auf dem Theater in Weimar zur Aufführung kam. Goethe hatte bekanntlich von seiner italienischen Reise eine große Vorliebe zur komischen Oper mitgebracht und war nun eifrig bemüht, für das in jenem Jahre zur Hofbühne erhobene Theater ein reiches Repertoire auch nach jener Richtung zu schaffen. Es wurden zu diesem Zwecke vielen französischen und italienischen Opern deutsche Texte untergelegt, wobei Bulpius besonders thätig war. Goethe selbst verbesserte viele Texte, unter andern auch den der „Theatralischen Abenteuer" und legte ihm auch die beiden Lieder „An den reinsten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe" ein. Hieran reiht sich ein sehr detaillirtes Goethe'sches Referat, betreffend die Regulirung des Plans zu einem beabsichtigten („vorseienden") Schloßbau, das zugleich als Beweis gelten kann, zu wie viel Nebenarbeiten man Goethe's Capacität verwendete; weiter eine sehr fleißig zusammengestellte „Vergleichung der ersten Ausgaben von «Werther's Leiden» mit den neuern", aus der unter anderm hervorgeht, daß die Correctur auch vieles von der Frische und Ursprünglichkeit der ersten Ausgaben verwischt hat; sodann der Abdruck eines Theaterzettels, betreffend ein am 9. Februar 1810 in Leipzig aufgeführtes großes pantomimisches Ballet „Doctor Faust" in drei Aufzügen von L. Ruth, mit Musik von dem königl. sächsisf. Kammermusikus Dunkel; der schon im ersten Artikel erwähnte Bericht eines Nordamerikaners über seinen Besuch bei Goethe im Jahre 1825; einige mißgünstige Recensionen über „Clavidine von Villa Bella" und das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel" aus der „Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Literatur" (Band 10, 1776) und dem „Hamburger Correspondenten" (1775 u. 1776); hierauf

Digitized by Google

Schiller's nicht unwichtige Briefe an den Buchhändler Crusius in Leipzig aus den Jahren 1788, 1791, 1792, 1799 und 1804; alsdann Beiträge zu einer „Schiller-Bibliothek", mit Hinweisung auf die mancherlei Irrthümer, die aus Geuber's und Oemlee's Fabrikaten über Schiller in spätere Biographien dieses Dichters übergegangen sind; zum Schluß ein Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe, betreffend die regelmäßigen Geldbeiträge aus der Kasse Karl August's zur Erziehung der Söhne Herder's. Diezmann bemerkt mit Recht:

Jene Briefe zeugen nicht nur von dem innig freundschaftlichen Verhältniß, in welchem Karl August und Goethe standen, sondern auch von des Herzogs wohlbekannter, nie ruhender Fürsorge und thätiger Unterstützung ihm bekannter und empfohlener Personen, wie von Goethe's trefflichem Herzen, an dem so manche noch immer zu zweifeln wagen.

In letzterer Beziehung haben wir selbst noch in den jüngsten Tagen eine Mittheilung aus dem Munde eines hochgeschätzten Veteranen der Literatur und Journalistik, wie auch eines besondern Kunstzweigs, in Erfahrung gebracht, der als beiläufig sechzehnjähriger junger Mensch drei Tage in Goethe's Hause weilte, von ihm aufs liebevollste behandelt und in jeder Weise gefördert wurde, und unter anderm auch das Glück erlebte, daß Goethe selbst in der „Jenaischen Literaturzeitung" auf ihn die Aufmerksamkeit des Publikums leitete. Folgende Stelle aus einem der hier in Rede stehenden Briefe Karl August's verdient auch in d. Bl. mitgetheilt zu werden:

Burke's Brief oder Oration ist gewiß sehr merkwürdig; ich habe sie in einem Athem durchgelesen, und doppelt merkwürdig, weil sie aus der Feder eines der wüedigsten politischen Praktikanten dieses Jahrhunderts fließt; sie gewährt Aufschlüsse über den Geist der englischen Nation, den man in der Entfernung gar zu leicht nach fremdem Maßstabe und also falsch misset, und versinnlicht uns sehr den Kampf der Gemüther, der dorten dem Staatskörper wie dem menschlichen das Athemholen und Ausblasen belebet. Diese Lebendigkeit jenes organisirten Körpers lässet hoffen, daß er aller Energie fähig ist, deren er bedarf, um sich gegen Frankreich zu erhalten, während die deutsche Atonie dieses zu Grabe schleichen und verschwinden lässet.

In unsern Tagen gilt leicht jeder für eine Art Revolutionär oder doch Brausekopf, welcher derselben Ansicht über England ist wie Kael August, der regierender Herzog und kein Revolutionär war.

Als ein rechtes Emporium zur Aufnahme von Reliquien und Mittheilungen, welche die classische oder weimarische Periode unserer Literatur betreffen, durfte das „Weimarer Sonntagsblatt" angesehen werden, das nun leider eingegangen ist. Mögen diejenigen, welche noch solche Mittheilungen in Reserve haben, damit nun das obengenannte zu diesem Zwecke speciell gestiftete „Goethe-Schiller-Museum" von Diezmann bedenken! Von dem „Weimarer Sonntagsblatt" liegt uns der größte Theil des vorigen Jahrgangs (Nr. 14—39) vor, der manche in dieses Feld einschlägige dankenswerthe Mittheilungen enthält, unter denen wieder die über Goethe an Zahl wie an Bedeutung die hervorragendsten sind. Wir rechnen dahin namentlich den Aufsatz „Ein Besuch bei Goethe und Knebel" in Nr. 232, dem in Nr. 233 drei bisher ungedruckte Briefe von Goethe folgen. Diese Mittheilungen rühren von einem Ungenannten und seiner Gattin her, welche 1820 auf einer Reise auch Weimar und Jena besuchten, einen Gruß an Goethe von dem Kammerherrn von Preen zu überbringen hatten und an Knebel durch ein Schreiben des Fräuleins von Bosen empfohlen waren. Bei Knebel wurden die Reisenden mit Goethe persönlich bekannt, der durch sein liebenswürdiges Benehmen sofort die Gerüchte Lügen strafte, die ihnen über sein angeblich „kaltes und rückhaltendes" Wesen zu Ohren gekommen waeen. Die Frau verbreitet sich nach Frauenart sehr ausführlich und insbesondere über das äußeee Aussehen Goethe's, der, obschon damals bereits 71 Jahre alt, „noch eine so feste gerade Haltung hatte, als wäre er noch ein junger Mann". Die Schreiberin fährt dann fort:

Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz in einem Journal gelesen, worin der Engländer Thackarey Goethe's Augen fuchtbare Glutaugen nennt; ich muß sagen, daß unter allen Bezeichnungen dieser Art diese die letzte gewesen wäre, die ich hier anwenden möchte. Es lag in diesem Auge nach dem Eindrucke, den es mir gab, die Majestät eines großen erhabenen Geistes, verbunden mit dem Blicke eines edeln reichen Herzens u. s. w.

Und nachdem sie einen Vergleich zwischen Napoleon's und Goethe's Augen angestellt, fährt sie fort:

Mit welchem Vergnügen, ich möchte sagen, magnetisch angezogen, kehrte der Blick immer zurück zu Goethe's herrlichen Augen, in denen bei allem ernsten Forschen doch so gar nichts Stechendes und Unheimliches lag. Gewiß hatten Goethe's Auzen auch etwas Bezwingendes, aber es war ein anderer Geist, der dies bewirkte. Ee war der humane Geistesfürst, jener der irdische Despot.

Frau von Knebel, welche im Laufe des Gesprächs mit kindlicher Naivetät gestand, daß sie unter allen diesen großen Geistern Weimars noch nicht einmal gelernt habe, das „mir" und „mich" voneinander zu unterscheiden, hatte ihr von Goethe gesagt: „Er ist außerordentlich liebenswüedig, wenn er in guter Laune ist; doch ist er auch zuweilen verstimmt, und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist es gerade nicht oft der Fall." Unsere Gewährsmännin hatte das Glück, Goethe gerade in der besten Stimmung zu treffen; er zeigte sich „so liebenswürdig als möglich"; Frau von Knebel gestand: „Heute ist er einmal in seiner rosigsten Laune", und unsere Dame bemerkt: „Das Bild, welches ich in meiner Eeinnerung von ihm habe, ist ein unendlich wohlthuendes." Ergänzt werden diese Mittheilungen durch die eines andern Touristen in Nr. 38, welcher Jena im Jahre 1809 besuchte und seine Bekanntschaft mit Goethe, welcher sich gerade zu der Zeit in Jena befand, unter dem Titel schildert: „Ein Tag bei Grießbachs in Jena mit Goethe, Wieland und Knebel." Dieser Ungenannte versichert, er habe nie einen jungen Mann gesehen, „der ein Gespräch, auch über unbedeutende Dinge, mit solcher Leichtigkeit und Gewandtheit geführt hätte als dieser nunmehr sechzigjährige Goethe";

Digitized by Google

ja Goethe gerieth bei Gelegenheit in einen solchen Humor, daß der greise Wieland nicht aus dem Lachen herauskam, und die Serviette sich über den Kopf zog und gegen den Mund drückte, um den Erguß seines Lachens zu hemmen oder seine Grimassen vor den Uebrigen zu verbergen. Außerdem beziehen sich noch folgende Mittheilungen auf Goethe: „Marmorglatt und marmorkalt" in Nr. 29, worin auch einer persönlichen Erinnerung der Schauspielerin Wolf an Goethe gedacht ist; „Goethe und das Blücherdenkmal zu Rostock" in Nr. 16 und 17; „Haus oder Schule? Erläutert durch Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's" in Nr. 29 fg.; eine Notiz in Nr. 26, worin das in Goethe's Werken befindliche Gedicht „Im Sommer" dem Dichter Jacobi vindicirt wird, in dessen „Iris" es schon 1776 erschienen sei (vgl. weiter unten); „Zwei unbekannte Scherzlieder Goethe's" (darunter „Brezellied für die Brezelfrau in Weimar", aus des Dichters letzten Lebensjahren, aber voll frischen Humors), mitgetheilt von H. Düntzer, und „Goethe's Räthsel" von demselben in Nr. 20. Hier verbreitet sich Düntzer auch über die jetzt so lebhaft in Gang gebrachte Frage, wem die bekannten Goethe'schen Sonette gelten, führt das Charadenräthsel mit dem Anfang: „Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen" vollständig an, und fährt dann fort:

Es ist eine der widerrechtlich Herrn Lewes erzeigten Ehren, wenn man diesem die erste Auflösung des Räthsels zugeschrieben: Schaefer hatte sie bereits nach Eckermann's Mittheilungen, Bieboff nach Varnhagen mitgetheilt und von mir war die urkundliche Bestätigung in Herrig's „Archiv für neuere Sprachen" (XV, 73) gegeben worden. Die Deutung Herzlieb war nicht schwierig, die Beziehung auf Minna Herzlieb, Frommann's Pflegetochter (soviel wir wissen eheleibliche Tochter des auch durch Predigten, welche Frommann verlegte, bekannt gewordenen Superintendenten Herzlieb in Züllichau), die spätere Professorin Walch, aber nur dem mit den Verhältnissen Bekannten möglich. Nach Goethe's Tagebüchern trug Zacharias Werner am 16. December (1807) sein Charadensonett auf Minna Herzlieb vor, dem Goethe am folgenden Tage mit dem seinigen folgte. Das Verhältniß zu jener Dame war durchaus kein leidenschaftliches, sondern beruhte nur auf einer galanten Huldigung im Sinne der italienischen Dichter, bei denen das Sonett seine glücklichste Ausbildung gefunden hat.

Man vergleiche hiermit die ausführliche, wol jeden Zweifel an seiner Behauptung niederschlagende Darlegung, welche Düntzer noch jüngst in der Beilage zu Nr. 116 der „Allgemeinen Zeitung" unter der Ueberschrift: „Die Echtheit des Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde", gegeben hat. Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Eine neue Gottheits- und Unsterblichkeitslehre.

Gott und seine Schöpfung. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten". Nördlingen, Beck. 1857. Lex.-8. 28 Ngr.

Durch die Fürsorge seiner Freunde haben wir von dem — wenigstens dem großern Publikum unbekannten — scharfsinnigen und tiefdenkenden Verfasser der „Kritik des Gottesbegriffs" vorliegendes nachgelassenes Werk erhalten, in welchem derselbe sein eigenes System entwickelt und dessen Erscheinen man um so mehr mit Ungeduld entgegensah, je bedeutender die durch die „Kritik" erregten Erwartungen waren. Der Verfasser, der Schwierigkeiten einer befriedigenden Lösung des Welträthsels sich wohl bewußt, theilt doch mit Lessing die Hoffnung, daß es dem Menschengeiste gelingen werde, auf logischem Wege der höchsten Wahrheit so theilhaftig zu werden, wie das gläubige Gemüth es durch die religiöse Offenbarung geworden ist. Wir glauben den Lesern d. Bl. eine Besprechung dieses Werks nicht vorenthalten zu dürfen, das in geringem Umfange viel Neues und Eigenthümliches enthält, sollte auch die prüfende und fortschreitende Wissenschaft manche Positionen desselben als zu gewagt oder als unhaltbar anerkennen müssen.

Vorliegende Schrift — nach der Bezeichnung der Herausgeber — „das schwere Werk eines reichen und vielbewegten Lebens, welches alle Wahrheiten des Pantheismus und des Theismus ohne deren Mängel und Widersprüche in sich hat", ist in drei Abtheilungen gesondert: logische Begründung, die Sätze von Gott, Gottes Schöpfung und die Geschöpfe. In der ersten Abtheilung wird gezeigt, wie man durch die Abstraction von allem Seienden zum „Grunde" alles Seins gelange. Wird alles weggedacht, was weggedacht werden kann, so bleibt ein Unbegrenztes, welches der eine das Nichts, das Nichtseiende nennt, andere den Raum oder das Leere, die ewige Ruhe, die Finsterniß, die Indifferenz, die Unterlage alles Seins: lauter ungenaue Bezeichnungen des Urgrundes, weil Worte Bestimmtheiten sind; der Urgrund hingegen das Unbestimmte, Unbestimmbare, Schrankenlose, zu dessen Bezeichnung der Verfasser nur negative Benennungen gebrauchen zu können glaubt. Für ihn ist jener Urgrund, jene ewige Ursache des Seins, die doch für sich nicht wirklich ist, das Nichtseiende, Unbegrenzte, die unbewegte Voraussetzung der Bewegung, die unsichtbare Vorbedingung des Lichts, das Ununterschiedene, die unentwickelte und unwirkliche Anlage. Schwerlich möchte die Behauptung zu rechtfertigen sein, daß wir den Raum auch Materie nennen können, „insofern wir die noch ungestaltete, aber der Gestaltung fähige Ausdehnung als unwirklichen Urstoff betrachten, aus dem die wahrnehmbare Welt entstanden ist", und das Nichts auch Kraft oder Geist, „insofern die unsichtbare Ursache, welche erst in ihren Wirkungen wahrnehmbar wird, Kraft oder Geist heiße"; denn was eben nur die für sich nicht existirende Bedingung von Materie oder Geist ist, kann deren Namen nicht führen, auch unter den Restrictionen nicht, welche der Verfasser hierbei mache. Der Urgrund, die nothwendige Unterlage des Seins, aber für sich kein Sein, wol principe d'être, aber nicht être principe, ist nicht Gott, weil Gott in dieser Bedeutung gleich nichts wäre, aber die ewige Unterlage auch Gottes. Das wirkliche Sein kommt zu Stande, wenn dessen nichtseiende Voraussetzung als erste Potenz mit der ihr zukommenden Eigenschaft als zweite Potenz verbunden erscheint, wobei schwer einzusehen ist, wie ein Nichtseiendes erste Potenz sein und die Eigenschaft als zweite Potenz zur Folge haben soll, welche dann zu der ersten in Gegensatz tritt, womit das wirkliche Sein sich zeigt. Beide Gegensätze sind für sich nicht, sondern nur in ihrer Verbindung wirklich und es wird ausdrücklich gerügt, daß viele philosophische Systeme jeder dieser Potenzen für sich eine Wesenheit irrig zugeschrieben hätten, während sie doch nur wirklich in ihrer Verbindung zum Sein, nur Bestandtheile, Ur-Theile eines wirklichen Wesens seien. Der Verfasser sagt, daß im Augenblick, wo wir ein unendliches Nichtseiendes uns als absoluten Grund denken, wir sofort ein unendliches daraus hervorgehendes Werden dazudenken, als Folge durch den unendlichen Grund bedingt: die Verbindung beider sei das unendliche Sein. Vielleicht würde die ganze Fassung ansprechender und begreiflicher, wenn statt des „Nichtseienden" eine andere Bezeichnung gewählt werden wäre. Der Mensch kann diese Ur-Theile des Seins von verschiedenen Gesichtspunkten auffassen und sie demgemäß, jedoch

Digitized by Google

ſtets ungenügend bezeichnen; er kann das Sein eine Verbindung von Unterlage und Eigenſchaft, Subſtrat und Form, Nichts und Werden, Urſache und Wirkung, Gleichheit und Veränderung, Ausdehnung und Zuſammenziehung, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit, Finſterniß und Licht, Grund und Folge, Indifferenz und Differenz, Nothwendigkeit und Freiheit, Materie und Geiſt u. ſ. w. nennen.

Weil die Unterlage eine unendliche iſt, ſo kann es nur ei ne Unterlage geben und demnach auch nur eine unendliche Eigenſchaft, die mit Nothwendigkeit aus ihr hervorgeht, ſowie auch nur ein unbegrenztes und unendliches Sein, welches auf den reinſten logiſchen Ausdruck gebracht aus Unterlage und Eigenſchaft beſteht. Der Verfaſſer macht hierbei auf den uralten folgenſchweren Irrthum aufmerkſam, dieſe logiſche Trennung mit der grammatiſchen Satzbildung zu verwechſeln, indem man Subject und Prädicat als die zwei Urbeſtandtheile des Weſens ſelbſt nahm, ſodaß die Logik das Object, die reale Exiſtenz als ein Subject betrachtete, welches aus vielen Prädicaten beſteht, ſtatt es als eine Verbindung von einem Subject und einem Object zu faſſen. Die richtige Logik würde gezeigt haben, daß der Menſch, wenn er von allem Endlichen abſtrahirt, auf ein unendliches Weſen kommt, das aus einem unbegrenzten Subject und unendlichen Prädicat beſtehen muß und demzufolge ſich ſelbſt aus dem Nichtſeienden zum Sein erhebt, während die falſche Auffaſſung eines Geſchöpfes, z. B. des Menſchen, welche das Sein als Verbindung eines Subjects mit vielen Prädicaten nimmt, auch das unendliche Sein, das Univerſum ſelbſt ſo zu nehmen getrieben wird, wodurch der Weg zum Pantheismus betreten iſt, in welchem das Subject ohne ſeine Prädicate nichts bedeutet, ein neben den Geſchöpfen für ſich beſtehender Gott daher unmöglich iſt, und entweder alle Organiſationen nur als Modificationen der einen unendlichen Subſtanz mit den Eigenſchaften der Ausdehnung und des Denkens erſcheinen, wie bei Spineza, oder Gott, wie in vielen theiſtiſchen Philoſophemen, abſolut außer alles Sein geſtellt und, nachdem die Vernunft unfähig erklärt iſt, ihn zu finden, auf die Offenbarung verwieſen wird.

Die „nichtſeiende Unterlage, das Nichts" vom Verfaſſer zugleich als der Raum beſtimmt, iſt die nothwendige Anlage des Werdens, der Zeit; aus der Verbindung beider entſteht das Sein. Der Raum iſt ewig, grenzenlos; die Zeit, die aus ihm als ihrem ewigen Grunde hervorgeht und demnach mit einem Anfang gedacht werden kann, ihres Grundes wegen endlos. Der Raum iſt die ewige Ruhe; die Zeit, ſeine Eigenſchaft, die unaufhörliche Bewegung; die Verbindung beider, das unbegrenzte Sein, iſt unendliches Leben, ewige Selbſtbewegung. Durch die Bewegung wird der Raum offenbar, lichtvoll, und es treten die in ihm verſchloſſenen Differenzen zu Tage. Der Raum iſt zugleich die unbegrenzte Ausdehnung, die Zeit die unaufhörliche Concentration; in der Ausdehnung offenbart ſich die Ruhe, die Gleichheit; in der Concentration die Bewegung und Veränderung. Die Zeit vermag den unbegrenzten Raum nur theilweiſe, nie völlig zu beſtimmen, das Licht ihn nur theilweiſe zu erleuchten, die Differenz kann ihre Unterlage, die ewige Indifferenz, nie vollkommen aufheben, denn die Eigenſchaft des unendlichen Seins iſt unendlicher Fortſchritt, der nie zur Vollendung kommt. Das eine Sein hat Vollkommenheit als unerſchöpfliche Anlage, unendliche Vervollkommnung als Eigenſchaft; in jener ruht die ewige Kraft, die in der Zeit als Geiſt, als Idee (im weiteſten Sinn, als Geſammtheit der Geiſtesbewegungen) offenbar wird. Der Verfaſſer qualificirt hierbei das eine Sein auch als Verbindung von ruhendem Geiſt (Seele) und bewegtem, erſcheinendem Geiſt, welcher letztere aus erſterm als ſeiner Anlage aufſteigt gleich dem Licht aus der Finſterniß, ſo ſeiner ſelbſtbewußt wird und im Selbſtbewußtſein ewig fortſchreitet. Das ſtufenweiſe Selbſtbewußtwerden des Menſchen von früheſter Kindheit bis zur geiſtigen Reife geſtattet nach dem Verfaſſer unter gewiſſen Bedingungen einen Schluß auf die Entwickelung des unendlichen Geiſtes, in deſſen Unterlage noch die Unbewußtheit zu ſetzen iſt; wie die Bewegung aus der Ruhe, ſo müſſe auch bei ihm, jedoch in unendlicher Weiſe, das Bewußtſein aus der urſprünglichen Unbewußtheit hervorgehen. Die unendliche Idee, die ſich als die Zeit aus dem Raum erhebt iſt auch die unendliche Qualität; der von ihr fortwährend beſtimmte und erfüllte, aber nie ausgefüllte Raum die grenzenloſe Quantität. Indem die Idee im dunkeln Raum erſcheint und die Qualität die Quantität erfüllt, wirkt der Geiſt den Körper des unendlichen Seins, welcher deſſen offenbar gewordene (ſecundäre) Unterlage iſt. Verſteht man unter Materie nur die geſtaltloſe, ſinnlich unwahrnehmbare Anlage des ponderabeln Stoffs und unter Geiſt nur das Selbſtbewegte, Thätige, ſo kann man jene Kategorien von Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung u. ſ. w. auch Materie und Geiſt nennen; die greifbare Materie hingegen iſt kein Urbeſtandtheil des ewigen Seins — deſſen Theile für ſich betrachtet ja nicht wirklich ſind —, ſondern eine ſecundäre Bildung, aus der Verbindung von Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung, Indifferenz und Differenz, Quantität und Qualität im Raume geworden, der durch ihre Molecule nur zum Theil erfüllt iſt. Daß die Materie als unzerſtörbar erſcheint, hat ſeinen Grund darin, daß ſie, obſchon eine ſecundäre Bildung, der von der unendlichen Zeit erfüllte Theil des ewigen Raums, alſo gleich Raum und Zeit, ein Theil des unendlichen Weſens iſt. Die ponderable Materie iſt ſonach im unendlichen Weſen entſtanden, in deſſen Grund, dem unerfüllten Raume, und ſtellt ſo die unſern Sinnen wahrnehmbare Erſcheinung des unendlichen Körpers (Sternhimmels) dar. Sie iſt im unerfüllten Raume aus dem Nichts geworden durch die Wirkſamkeit des ſchaffenden Geiſtes, „der ſeine eigene Unterlage mit ſeinen Gedanken erfüllt und die Theile der Quantität in ihrer Qualität fortſchreitend offenbart". Daher gibt es keinen todten Stoff, weil alle wirklich erfüllten Raumestheile aus ewiger Materie und unendlichem Geiſt beſtehen, weshalb auch das ganze Weltall ſich bewegt, ſowie andererſeits alle Materie keine Weſenheit für ſich, außer dem einen unendlichen Weſen, ſondern nur als Theil deſſelben hat. Ebenſo gibt es keine für ſich beſtehende unorganiſche Materie, da ja alle Materie zum Körper des einen unendlichen Seins gehört. Daß ſeit Jahrtauſenden Materie und Geiſt als zwei getrennte in unaufhörlichem Kampf begriffene Ureriſtenzen angeſehen wurden, muß der Verfaſſer nach der ganzen Conſtruction ſeines Syſtems für falſch erklären; für ihn iſt das eine unbegrenzte und unendliche Sein urſprüngliche Verbindung von Materie und Geiſt (welche Kategorien in dieſem erſten Sinn gleich ſind Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung u. ſ. w.) und entwickelt ſich durch fortgeſetzte Geſtaltung und Erfüllung ſeiner Unterlage zur Verbindung von Materie und Geiſt im zweiten Sinn, welche dann gleich Körper und Geiſt ſind. Er meint, dieſer welthiſtoriſche Irrthum der Annahme zweier Ureriſtenzen, Geiſt und Materie, habe unter den Menſchen Unfrieden und Verwirrung geſtiftet, während ihre Verbindung zu ei ner realen Exiſtenz ihnen den Frieden bringe.

Ein Sein, welches aus Körper und Geiſt beſteht, iſt ein organiſches, und die ſogenannte organiſche Materie iſt nur ein Theil eines Weſens dieſer Art, ſein Körper. Die unendlich vielen beſchränkten und endlichen Organismen, Pflanzen, Thiere, Menſchen, neben dem einen unbegrenzten und unendlichen Sein, deren wirkliche Exiſtenz nicht bloßer Schein, wie etwa der Buddhismus lehrt, ſondern unzweifelhaft iſt, erklärt der Verfaſſer als begrenzte Abbilder der einen ewigen Exiſtenz, welche gleich dieſer aus Unterlage und Eigenſchaft, Raum und Zeit u. ſ. w. beſtehen. „Nicht alſo wir", ſagt er, „ſind die Eigenſchaften, womit das unendliche Subject ſich ſelbſt beſtimmt, ſondern dieſes Subject hat außer uns die ihm zukommende unendliche Eigenſchaft, durch welche es ſich ſelbſt beſtimmt. Es lebt alſo ein reales unendliches Sein vor und neben den endlichen Exiſtenzen, die daher nur ſeine Geſchöpfe ſein können. Es gibt alſo eine unendliche Exiſtenz und es

Digitized by Google

gibt viele abgeleitete endliche Existenzen, die von jener geschaffen sind." (Von der neuern Naturforschung wird gerügt, daß sie unsern mikrokosmischen Körper so behandele, als wenn er nur ein Theil des makrokosmischen oder der allgemeinen Natur wäre, während er doch in Wahrheit ein Theil unsers mikrokosmischen Wesens sei.) Die Organismen sind auch nicht Theile des makrokosmischen Organismus, denn dann müßten sie Antheil am Leben des unendlichen Seins haben, während sie doch aus beschränkter Unterlage erwachsen und in beschränkter Zeit absterben. Ferner ist das unendliche Sein nothwendig eines und erhebt sich zu einem Bewußtsein, während der Mikrokosmen viele mit verschiedenen Bewußtsein sind. Ihr beschränktes Dasein ist bedingt durch ein unbegrenztes und unendliches Wesen und sie haben in diesem, nicht in sich selbst die Ursache ihrer Existenz. So zerfällt demnach alles Seiende in den einen Makrokosmus und die vielen Mikrokosmen, und der Gegensatz zwischen beiden ist nicht etwa eine Kategorie wie Raum und Zeit, Unterlage und Entwickelung u. s. w., bezeichnet nicht Ur-Theile eines Seins, sondern verschiedenes Sein. Der Makrokosmus ist das eine organische Wesen, welches aus Körper und Geist bestehend, seinen unerschöpflichen Grund in sich hat, nämlich Gott, und die unzählbaren begrenzten Mikrokosmen haben als seine Geschöpfe ihren Grund in ihm. Der Verfasser führt an, daß die Ahnung der Identität von Makrokosmus und Gott in allen Urreligionen erscheine und daß auch große Seher und Dichter, so Dante, sie ausgesprochen haben. Aus einigen Briefen von Friedrich II. an d'Alembert darf man schließen, daß dieser geniale Fürst jene Wahrheit wenigstens in der Ferne geschaut habe, wenn er sie auch nicht wissenschaftlich begründet hat.

In der Abtheilung „Die Sätze von Gott" formulirt unser Verfasser seine Vorstellung von Gott und dessen Wirksamkeit in einer Reihe von Ariomen. Der dunkle, nicht wirkliche Urgrund ist nicht Gott, aber dessen nicht wegzudenkende Unterlage; Gott ist weder außer noch im Raume, sondern der unbegrenzte Raum ist in Gott, seine nothwendige Unterlage. Die Entwickelung Gottes geht hervor aus seinem ewigen Grunde, seiner nothwendigen Anlage, aus der, weil sie nur eine ist, auch nur eine unendliche Eigenschaft Gottes folgt. Der eine Gott hat den früher vielfach obwol nicht erschöpfend benannten Gegensatz in sich; ein einfacher gegensatzloser Geist, der in sich nichts unterscheiden, nichts beherrschen könnte, wäre ein bloßes Wort ohne Wirklichkeit. Daher ist Gott die Verbindung von Grund und Folge, Ruhe und Bewegung, Unterlage und Eigenschaft, Raum und Zeit: alles unter dem Exponenten der Unerschöpflichkeit und Unendlichkeit, weshalb Gott unendlich fortschreitet und nie sich vollendet. „Die Vollkommenheit ist in ihm als Nothwendigkeit, die Vervollkommnung als Freiheit." Er allein begreift seinen Grund und wie er aus demselben wird, obwol nie vollständig, weil sein Grund grenzenlos ist, worin eben die Unendlichkeit Gottes beruht. Indem Gott sich immer mehr selbst bestimmt, von Ewigkeit her an sich schafft, erhebt sich sein Selbstbewußtsein zu immer höherer Klarheit. Die Materie entsteht, indem Gottes Eigenschaft die Zeit, seine Unterlage den Raum theilweise bestimmt und erfüllt, das Licht sich dem Dunkel vermählt; die im Universum ausgebreitete Materie ist zu einem Körper verbunden und gestaltet, welcher eben Gottes Körper ist, den er aus dem Nichts, nämlich seinem nichtseienden Grunde gebildet hat. Alle Himmelskörper sind Theile des einen göttlichen Körpers und in ihrer Bewegung offenbart sich die Selbstbewegung Gottes; in der Sternenwelt, die ins Unendliche hineinwächst, und die wir nur zum Theil überblicken können, sehen wir einen Theil des göttlichen Körpers. Gott besteht aus der Natur, welche in ihm die Nothwendigkeit, und aus dem Geist, welcher in ihm die Freiheit ist. Die Bildung des göttlichen Körpers ist zwar relative Selbstbeschränkung Gottes, weil die Schwere der Materie auch seine körperliche Bewegung hemmt; absolut hingegen bleibt seine Freiheit unbeschränkt, weil der Makrokosmus nicht Gottes ewig nothwendiger Grund ist und Gott den erstern stets verbessern oder ihn auch ganz in den Grund wieder auflösen kann. Die Fortbildung des göttlichen Körpers wird durch die Mannichfaltigkeit der göttlichen Gedanken bestimmt, sowie der erstere rückwirkend den göttlichen Geist stets zu neuen Gedanken anregt. Wahrhaft Böses gibt es in der Natur nicht, denn die wilden Kämpfe der Elemente sind nur nothwendige Entwickelungsmomente, dazu dienend, „den Sieg des unendlich guten Wesens über die Macht der niedern Triebe auch in ihm selbst herrlicher zu offenbaren". (An einer spätern Stelle wird noch gesagt, daß wenn Gott auch dämonische Neigungen in sich verspüre, er sich die Dämonen seiner Natur immer wieder zu Dienern und Förderern seiner Selbstvervollkommnung mache, während der Mensch häufig den Dämonen seines Innern erliegt.) Ein ewig, ein unendlich böses Wesen, welches Gott zu bekämpfen vermochte, gibt es nicht, denn woher hätte es Macht, wenn nicht aus Gott? „Das Leben Gottes ist auch Ueberwindung der relativ bösen Triebe, die sich in seinem Körper, in der Materie regen, und der trüben Gedanken, die von Zeit zu Zeit als unwirkliche Dämonen in seinem Geiste vorüberziehen"; alle Dissonanzen werden fortwährend in höhere Harmonie aufgelöst.

Die nicht zur Selbständigkeit erhobenen Ideen Gottes sind die Engel, seine Gedankenwelt ist der Himmel in ihm, das Anschauen der ewigen Vollkommenheit seines Grundes und seines unendlichen Fortschreitens seine Seligkeit. Gott kann sich allein genügen, hat aber auch die Macht, beschränkte Wesen außer sich zu erschaffen, indem er mit künstlerischer Freiheit sie aus Theilen seines makrokosmischen Körpers bildet. Die makrokosmische Natur ist nicht von Gott geschaffen, sondern in ihm geworden, die Mikrokosmen hingegen sind durch seine Liebe geschaffen. Die makrokosmische Natur hat eine unendliche Zeit, die Geschöpfe sind endlich und sterblich; erstere ist ein Theil Gottes, letztere sind zu besondern Wesen gemachte Theile Gottes. Es gibt unzählige geschaffene Geister und Körper, aber nur einen göttlichen Körper und Geist; bei der Zeugung der Geschöpfe verhielt sich der Geist Gottes als das männliche, die makrokosmische Natur als das empfangende weibliche Princip, wie Sonnenlicht und gebärende Erde. In allen Organismen finden sich, wie im makrokosmischen Gott, alle die früher genannten Gegensätze oder Seiten seines Wesens, und zwar in verschiedenen Verhältnissen und Entwickelungsstufen, immer jedoch nur in begrenzter und endlicher Weise. Weil fortwährend umschlossen von dem unbegrenzten Wesen, weil nur lebensfähig durch Kräfte, die ihnen aus der makrokosmischen Natur zukommen, weil in ihrer Zeit getragen von der makrokosmischen Zeit bleiben die Geschöpfe stets abhängig vom Schöpfer, dessen Allgegenwart eben Grundbedingung ihres Lebens ist.

Im letzten Abschnitte mit der Ueberschrift „Gottes Schöpfung und die Geschöpfe" werden diese „lebende Wörter" Gottes genannt und jedes Schöpfungswerk eine „besondere Aussprache" Gottes; die zu einem Schöpfungswerk gehörigen Geschöpfe zeigen sich zusammengehörig wie die Wörter einer Sprache. Jedes frühere Schöpfungswerk ist zugleich Vorstufe und Ansatz zum folgenden und infolge des Fortschreitens Gottes vollkommener als dieses, wie nach der Meinung des Verfassers die Geologie es nachgewiesen hat. Die Fortdauer eines jeden Schöpfungswerks ist eine begrenzte, weil seine Unterlage eine begrenzte ist; sowie es seine Zeit erfüllt hat, wird es von Gott wieder zerstört, wie dieses auch mit der gegenwärtigen Schöpfung, die Menschheit mit eingeschlossen, der Fall sein wird. Die Mineralien sind keine Geschöpfe, sondern nur Theile der Erde, die ja selbst nur ein Theil des göttlichen Körpers ist, daher ohne relative Existenz für sich, obschon sich in ihrer Krystallisation ein erster Ansatz zu mikrokosmischer Bildung zeigt. Die Steine haben nur ein makrokosmisches Dasein, nicht ein mikrokosmisches, wie es Pflanzen und Thieren zukommt. Auch im Wachsthum der Krystalle, sowie in ihrer mathematisch geordneten Gruppirungsart zeigt sich nur makrokosmische Theilbewegung

Digitized by Google

und Theilbildung. (Daß hier vom Verfasser die begriffliche Scheidung der Mineralien von den Organismen vollzogen wird, erfreut uns um so mehr, als in unserer „Vorschule der Naturwissenschaft" [Stuttgart 1853, S. 9, 120] aus fast denselben Gründen ganz das Gleiche geschehen ist. Daselbst werden die Mineralien als Bestandtheile des Erdkörpers abgehandelt, sodaß von einem Mineralreich, im Gegensatz zu einem Pflanzen- und Thierreich nicht die Rede sein kann.) Die Pflanze hingegen ist bereits ein Geschöpf, weil sie Entwickelung und hiermit ein Sonderleben hat, während sie allerdings noch durch ihre Unfreiheit, durch ihr Gebundensein an die makrokosmische Natur wie ein Theil derselben erscheint. Die eigentliche Lostrennung der Geschöpfe vom Schöpfer nach der Meinung des Verfassers, die Freiheit derselben beginnt mit der sich selbst bewegenden Thierwelt. Wie die Krystalle an der Grenze der makro- und mikrokosmischen Schöpfung stehen, so gibt es auch zwischen Pflanzen und Thieren Mittelwesen: solche Uebergänge, die gleichfalls bei den menschlichen Werken überall vorkommen, sind in der Natur bedingt „durch die Lebenseinheit des Schöpfers und durch den Zusammenhang seiner Selbstentwickelung", und die Gegensätze der Geschöpfe, z. B. der Pflanzen und Thiere, sind bedingt „durch die wesentliche Neuheit der Ideen", die der Schöpfer stufenweise verwirklicht. Während derselbe in der Pflanzen- und Thierwelt sein Körperleben offenbarte, hat er in der Menschenwelt sein eigenschaftliches Geistesleben mikrokosmisch dargestellt. Die Pflanzen sind noch an den makrokosmischen Körper gebunden, die Thiere zwar körperlich getrennt, aber nicht geistig freigelassen von Gott, erst der Mensch ist von ihm sowol körperlich getrennt als geistig freigelassen, sodaß er mit seiner menschlichen Sprache der göttlichen Ursprache sogar entgegentreten kann. Alle Geschöpfe sind nur beschränkte Lebensbilder Gottes, der Mensch allein ist sein mikrokosmisches Ebenbild und vermag in begrenzter Weise zu schaffen, zu gestalten und sich zu erkennen, wie Gott in unbegrenzter. In der übrigen mikrokosmischen Welt finden wir nur Sonderung und Individualität, blos beim Menschen Persönlichkeit: wie Gott die makrokosmische Person, so ist der Mensch die mikrokosmische. Die Pflanzen sind charakterisirt durch den Trieb, durch die Ausbreitung ihres Körpers, durch Wachsthum; die Thiere durch Instinct, Concentration, Selbstbewegung; der Mensch durch Charakter und Geist, Beherrschung seines Organismus, moralische und geistige That.

Des Menschen Gleichheit mit Gott beruht darin, daß er keine andern Kräfte hat, als die auch in Gott sind, der unermeßliche Unterschied zwischen beiden, daß der Mensch alles nur in abgeleiteter und endlicher Weise hat, was Gott in ursprünglicher und unendlicher. Durch die relative Gleichheit des Menschen mit Gott gewinnt der Anthropomorphismus, d. h. die Uebertragung menschlicher Eigenschaften auf Gott, eine beschränkte Berechtigung. Daß der Mensch Gott suchen und dem Unendlichen nachstreben kann, rührt daher, daß Gott bei dessen Erschaffung an den unerfüllten Urgrund seines Wesens und den unendlichen Fortschritt seines Geistes dachte, sowie er in den Menschen die Fähigkeit beschränkter Selbstvervollkommnung legte, die ihm in unendlicher Weise zukommt. Der Menschheit ist wie allen andern geschöpflichen Wesen ihre bestimmte Zeit gesetzt und der Geist, der sie bewegt und leitet, sie nach seinen innern Wandelungen hierhin und dorthin treibt, der wahre Zeitgeist ist göttlicher Art und regt als unentbehrlicher Lebenskreis den menschlichen Geist fortwährend an, ihm stets neue Ideen und Aufgaben zuführend. Die Weltgeschichte, von Gott angelegt, wird durch die menschlichen Thaten erfüllt und erscheint sonach als Verbindung göttlicher Herrschaft und menschlicher Freiheit, wobei die Menschheit Perioden durchläuft, die den Lebensaltern des Individuums vergleichbar sind.

Der menschliche Körper, ein mikrokosmisches Abbild des göttlichen Körpers, ist die Durchdringung leiblich erfüllter und seelisch bestimmter Kräfte, mit begrenztem Raum und bestimmter Zeit. „Da jener Raum", sagt der Verfasser, „nicht aus dem leeren Grunde, dem unerfüllten Raume, sondern aus der wirklichen Materie genommen ist, so ist der menschliche Körper aus wägbaren und sichtbaren Theilen gebildet und da das seelische (zeitliche) Moment des Körpers nicht aus einem Stück Materie, sondern aus der Idee Gottes gezeugt ist, so ist dasselbe nur in Verbindung mit dem Leibe sichtbar, nicht ohne diesen. Im göttlichen Naturkörper hat Gott sich selbst sinnlich geoffenbart, im Menschenkörper hat er seine Idee vom Menschen dargestellt." Wie jener absolut vollkommen, so ist der menschliche relativ, in beschränkter Weise vollkommen. Durch die seelische Seite, welche den menschlichen Leib, der sonst dem der Thiere höchst ähnlich ist, über den Thierleib erhebt und welche von der „Sprachkraft" Gottes erfüllt ist, wird der Mensch zu Gottes Ebenbild; durch den sprachfähigen Körper und bewußten Geist wird er zur Person. In diesen Momenten, welche allen Menschen zukommen, ist — neben den Rassenunterschieden — die wesentliche Gleichheit Aller begründet, während im Individualgeist die Verschiedenheit beruht. Gewissen und Logik sind als moralisches und intellectuelles Gesetz Gottes dem menschlichen Körper — worunter der Verfasser Leib und Seele als allen Menschen gemeinsame Unterlage zusammenfaßt — eingeboren; der individuelle Geist ist die Besonderheit des Einzelmenschen, eine Idee Gottes, welche er in die beschränkte menschliche Idee hineinspricht und relativ mit dem Urgrunde und seiner Gedankenwelt ausstattet. Wie im Körper die volle Menschenidee Gottes verwirklicht ist, so ist im Individualgeist eine Einzelidee Gottes zum Leben gelangt. Nur in äußerst wenigen Individuen, den welthistorischen, hat Gott seinen Gesammtgeist ausgesprochen, sodaß dieselben, im Gegensatz zu den Milliarden anderer individuell vollständig, obschon ihrer Beschaffenheit nach untereinander wieder sehr verschieden sind. Die Geschichte hat zu entscheiden, ob je ein menschliches Individuum existirte, welches mikrokosmisch das vollkommene Ebenbild Gottes war: die Logik kann nur die Möglichkeit einer solchen Personification anerkennen.

Wie bei den Thieren, ist die Fortpflanzung des Körpers auch beim Menschen dem Gattungsleben überlassen, durch welches sich sowol die gemeinsame Menschennatur als die nähern Bestimmungen der Rasse und des Familientypus vererben, die geistige Individualität jedoch stets durch ein neues Wort Gottes hervorgebracht wird, weshalb zu unterscheiden bleibt zwischen der Erschaffung des Menschengeschlechts und der individuellen Belebung der Einzelmenschen, deren jeder wie gesagt ein eigenes Wort Gottes ist, während er für jede Thiergattung das betreffende Wort nur ein einziges mal gesprochen hat. Die Individualgeister haben die Fähigkeit und die Aufgabe, sich selbst auszusprechen, was durch ihre Entwickelung geschieht. Ungenügend ist, was der Verfasser rücksichtlich des Ursprungs des Bösen angibt; der „lückenhafte und schlechte" Individualgeist soll nämlich schon von seinem relativ vollkommenen Körper erfahren, daß er an das Gesetz des Ganzen gebunden sei und nur innerhalb der göttlichen Weltordnung seine Eigenheit auszusprechen habe. Der Urgegensatz zwischen Anlage und Entwickelung erscheint auch wieder im Individualgeist, der nur durch die Verbindung beider wirklich wird, sodaß, wenn man den Menschen überhaupt bestehend sich denken muß aus seiner Unterlage, dem Körper, und seiner Eigenschaft, dem Individualgeist, jeder der beiden Ur-Theile sich wieder in Unterlage und Eigenschaft spaltet: der Körper in Leib und Seele, der Individualgeist in Anlage und Entwickelung, wobei der Verfasser hervorhebt, daß hier abermals ein dem in §. 62 erörterten ähnlicher logischer Irrthum begangen wurde, indem man in der Betrachtung der Menschennatur mit Ueberspringung der Mittelglieder blos die äußersten ins Auge faßte und häufig auch die, weil zum Körper gehörig, in allen Menschen gleichartige Seele mit dem Individualgeist, welcher ganz einzig ist, verwechselte.

Zum Theil sehr eigenthümliche, beachtenswerthe Gedanken entwickelt der Verfasser über das künftige Leben der mensch-

Digitized by Google

lichen Individuen. Die Verbindung von Körper und Geist hört auf, sobald die menschgewordene Idee Gottes in der endlichen Welt ihre Aufgabe vollendet hat, wobei die constitutiven Elemente, Körper und Geist, von den entsprechenden des makrokosmischen Lebens angezogen werden. Zwar wird auch das Thier nicht völlig vernichtet, denn der sogenannte Tod ist nur Uebergang des mikrokosmischen in das makrokosmische Leben, aber seine Individualität dauert hierbei nicht fort; der Leib des Menschen und des Thieres, die makrokosmische Materie, wird in den Makrokosmus aufgelöst, wie auch das seelische Element im Menschenkörper, gleich dem im thierischen, keine Fortdauer hat, ausgenommen in der göttlichen Erinnerung. Fortdauer ist nur für den Individualgeist möglich, welcher mit seiner irdischen Errungenschaft in den allgegenwärtigen göttlichen Geist, der ihn gedacht hat, einkehrt und ermüdet vom irdischen Leben in ihm Ruhe sucht. Die unendliche Fortdauer des menschlichen Individualgeistes ist aber keine absolut nothwendige, weil derselbe nicht wie Gott seinen Grund in sich hat, sondern beruht, wenn sie wirklich besteht, gleich der Schöpfung in der Freiheit Gottes, der, wie er ihn geschaffen, so ihn auch wieder auflösen kann. Daß wir nun doch die Hoffnung der Fortdauer hegen dürfen, daß dieselbe wahrscheinlich sei, begründet unser Verfasser einestheils durch Gottes unendliches Gedächtniß, der die von ihm gesprochenen Ideen nicht vergessen werde, anderntheils durch die Entwickelung des Individualgeistes im Erdenleben, wodurch derselbe anders geworden ist, als er ursprünglich aus Gott kam und eben hierdurch Gott an sein Leben erinnert, eine Rückwirkung auf den Schöpfer äußert. Wie im irdischen Leben, so muß auch der in Gott fortlebende Individualgeist einen Wechsel der Thätigkeit und Ruhe, des Wachens und Schlafens erfahren, weil Wechsel von allem Leben unzertrennlich ist, wobei aber sein Selbstbewußtsein, mit dem irdischen verglichen, sich umgekehrt verhält, sodaß er, in Gott schlafend, Antheil an dessen lichtem Geistesleben hat, in sich wachend hingegen in sein eigenes, relativ trübes, beschränktes Bewußtsein zurückkehrt. Wenn der Geist eines Geschiedenen vom göttlichen Geiste aufgenommen, von seinem Lichte beleuchtet wird, so offenbart sich sein innerer Gehalt und er wird zu seinem eigenen Richter; er fühlt die Harmonie mit dem göttlichen Wesen als höchste Seligkeit, die Disharmonie als schwerste Pein viel stärker als im Erdenleben, wo der Körper die Unmittelbarkeit und Energie dieses Gefühls hemmt. Der Himmel der Seligen ist der Wechsel zwischen ihrer Hingabe an das Leben Gottes und der zufriedenen Rückkehr in sich selbst, die Hölle der Verdammten der Wechsel des angstvollen Schlummers in Gott und des peinlichen Wachens in ihnen selbst, wobei Zwischenzustände nicht fehlen. Je nach ihrer Begabung und nach ihren Werken schauen die Hinübergegangenen Gott und werden, ihm auf seinem Gange durch die Unendlichkeit nachstrebend, vollkommener. Alle äußern irdischen Unterschiede gehen mit dem Tode unter, aber die Verschiedenheit der Individualgeister bleibt und tritt dann erst in ihr volles Licht. Weil in ihnen die Geistesanlage und Geistesentwickelung, so haben sie Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein; nichtsdestoweniger ermangeln sie der vollen abgeschlossenen Persönlichkeit, weil sie gleich den Engeln und Dämonen (welchen der Verfasser als „unausgesprochenen Ideen" Gottes nur ein relatives unpersönliches Leben zuschreibt) keinen Körper mehr besitzen, obwol sie einen solchen vielleicht vorübergehend oder zum Schein annehmen können; sie führen daher nur ein Geistes- nicht zugleich ein wahrhaftes Körperleben, bis Gott in neuer Schöpfung ihnen einen neuen Körper verleiht.

Was S. 148 fg. über das göttliche Leben gesagt wird, sollte nach unserm Dafürhalten als eigener Abschnitt hervorgehoben und von dem getrennt sein, welcher sich mit dem künftigen Leben der menschlichen Individuen beschäftigt. Es wird hier gesagt, daß auch das göttliche Leben zwischen Ruhe und Bewegung wechsele und daß Gott, wenn er von Grund aus sich neu erfrischen, zu neuen Schöpfungen bestimmen will, in seine ewige Unterlage zurücksinke; „der active männliche Geist in ihm, seine Eigenschaft, vertieft sich in die empfängliche, weiblich ruhende Seele, seine Unterlage". Der Wechsel von Ruhe und Bewegung muß aber deshalb sein, „weil im unendlichen Leben Gottes der ursprüngliche Dualismus von Ruhe und Bewegung immer ist". Gott wäre, meint der Verfasser, nicht der Allmächtige, wenn er nicht in seiner eigenen Tiefe, in der Ewigkeit begraben liegen und schlafen könnte und er kann in dem Nichts (Nichtseienden) in ihm schlafen, weil er seines Wiedererwachens gewiß ist, indem er den Grund seines unendlichen Lebens ewig in sich hat. Damit die ruhenden Urkräfte in ihm („die Mütter" in Goethe's „Faust", zweiter Theil) schöpferisch thätig werden, muß Gottes makrokosmischer Geist in ihnen Ruhe suchen. Wegen des Wechsels von Ruhe und Bewegung im göttlichen Leben gehen stets einzelne Himmelskörper und Schöpfungen zu Grunde oder es entstehen neue; versenkt sich Gott ganz in seine unergründliche Anlage, so muß die ganze gewordene Welt vergehen, der Sternhimmel erlöschen, die alte Nacht wieder einbrechen. Gottes Wiedererwachen ist durch die Nothwendigkeit seines Grundes bedingt; dann steigt das Licht von neuem aus dem Dunkel empor, im göttlichen Geist lebt die unendliche Erinnerung wieder auf, er bildet aufs neue und nun in erhöhter Herrlichkeit seinen makrokosmischen Körper aus: eine Zerstörung und Verklärung der Welt, welche bereits in der indischen Speculation, aber auch im germanischen Heidenthum und im Christenthum ausgesprochen worden ist. Gott erinnert sich bei der neuen Schöpfung, die er mit Freiheit vollzieht, der frühern Ideen und Geschöpfe und ruft sie wieder in ein verklärtes Dasein, wenn ihr Leben noch zu seinem Leben paßt. Dann erwecken die Neugeschaffenen ihre unterbrochene Erinnerung an ihr früheres Leben sowol auf der Erde als in Gott und lesen auch ihre Geschichte im Buche des göttlichen Lebens. So wird die neue Schöpfung zugleich zum Weltgericht über die frühere, indem Gottes Gerechtigkeit jedem wiedergeborenen Wesen die seinem Werthe angemessene Stellung gibt; das neue, erhöhte Leben der Geschöpfe bringt zugleich neue Aufgaben für ihren Fortschritt und wird zwar auch wieder wechseln zwischen Ruhe und Arbeit, aber die Ruhe wird nun sein selige Hingabe an die Herrlichkeit Gottes und Empfang der Mittheilungen anderer Geister, und die Arbeit wird sein unverkümmerte und reiche Entfaltung des Innern zu lieblichen Früchten.

Der Scharfsinn des Verfassers zeigt sich im vorliegenden Werke, wie angegeben wurde, unwidersprechlich in der Entdeckung logischer Irrthümer, besonders des wichtigen und den Weg zu einheitlicher Erkenntniß versperrenden, Geist und Materie als zwei getrennte Ureristenzen anzusehen. Hinsichtlich des Gottesbegriffs möchten wir zu zweifeln uns erlauben, daß die Schwierigkeiten kleiner werden, wenn man Gott erst aus einem dunkeln, unbewußten Urgrunde sich erheben läßt, statt ihn von vornherein als den ewig selbstbewußten lichten Geist zu fassen, und möchten fast vermuthen, daß sich unser Verfasser gleich andern, welche ähnliche Philosopheme aufstellten, durch den kosmogonischen Proceß habe hierzu bestimmen lassen. Diese Entwickelung aus dem Dunkeln, dem Unbewußten zu Licht und Bewußtsein scheint uns vielmehr ein Charakter des Geschaffenen zu sein, wozu wir im Gegensatz zum Verfasser auch die Himmelskörper zählen und wobei wir einen jeden derselben sammt der auf ihm erscheinenden Organisation als ein zusammengehörendes Ganzes auffassen. Dann wird allerdings von einem göttlichen Leibe im eigentlichen Sinn ebenso wenig die Rede sein können, als von einem Bekämpfen niederer Triebe, dämonischer Gewalten, wildem Kampf der Elemente in Gott, weil alles dieses in das Gebiet des Geschaffenen und sich Entwickelnden fällt. Man ist dann auch nicht gezwungen, dem Anthropomorphismus zu viel Terrain einzuräumen, und auch nicht, im göttlichen Leben jenen Wechsel von Ruhe und Bewegung ähnlich dem Schlafen und Wachen des Menschen anzunehmen. Fast alle Naturphilosophen und auch manche Mysti-

Digitized by Google

ker hegen zwar mit Recht eine hohe Meinung von den Himmelskörpern (man vergleiche z. B., welche Bedeutung ihnen Fechner im „Zendavesta" zuschreibt), ohne daß hiermit gerechtfertigt wäre, von einem Leibe Gottes zu sprechen und sie hierfür zu erklären. In der Unsterblichkeitslehre stimmt der Verfasser darin mit Lotze überein, daß er die Fortdauer der menschlichen Individuen, die ja nicht wie Gott ihren Grund in sich selbst haben, nicht für eine absolut nothwendige hält, sondern hierbei auf die Freiheit und den Willen Gottes hinweist, und mit Fichte, daß er bei Entstehung des menschlichen Individuums dessen Geist unmittelbar von Gott gegeben sein und hierdurch die individuelle Fortdauer möglich werden läßt. Wir glauben schließlich die Meinung aussprechen zu dürfen, daß die Herausgeber mit diesem nachgelassenen Werke der wissenschaftlichen Welt ein werthvolles Geschenk gemacht haben und daß dasselbe die Einsicht in die höchsten Dinge wohl zu fördern geeignet sei.

Maximilian Perty.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Vierter Band. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

„Der Mensch muß das Große und Gute wollen, das Uebrige hängt vom Schicksal ab!" Dies denkwürdige Wort, welches der große Reisende seinem brüderlich befreundeten, geliebten Willdenow in dem Augenblicke noch brieflich zurief, als er eben am 5. Juni 1799 die spanische Fregatte Pizarro besteigen wollte, welche ihn von Coruña nach Amerika überführen sollte, ist zur Hauptmarime für das ganze Leben des berühmten Gelehrten geworden. Er hat es im Herzen getragen bei dem Erforschen des Innern dreier Welttheile, bei dem Ersteigen der höchsten Höhen auf Erden, bei dem Eindringen in den Wirkungskreis der furchtbar thätigen Vulkane, bei dem Durchdringen der pfadlosen ungemessenen Urwälder, Steppen und Wüsten. Es hat ihn ermuthigt und geistig und körperlich stark gemacht bei jedem seiner großen Vorhaben. Auch bei Herausgabe seines „Kosmos". Und der himmlische Lenker der Schicksale der Menschen hat ganz besonders gnädig auf das Wollen unsers Alexander von Humboldt geblickt. Das erkennen wir überall in der großen Reihe seiner siegreich durchgeführten Leistungen. Als der geniale Gelehrte vor zwölf Jahren in einem Alter von 76 Jahren noch Hand an die Herausgabe seiner physischen Weltbeschreibung legte, staunte die ganze gebildete Welt über diese Kühnheit und war in Sorge, daß eine solche Arbeit am Ende zu spät begonnen sei. Von diesem sorgenvollen Bedenken wurde aber unser Humboldt gar nicht gequält, er fühlte sich noch stark genug, war sich klar bewußt, daß er das Große und Gute, was dem Menschen zu erreichen auf Erden vergönnt ist, erstreben wollte und hatte übrigens volles Vertrauen zu dem Schöpfer und Lenker seines Lebens. „Der Mensch muß das Große und Gute wollen, das Uebrige hängt vom Schicksal ab."

Der „Kosmos" war ursprünglich nur auf drei Bände berechnet, wovon der erste ein allgemeines Naturgemälde der Schöpfung, der zweite eine Geschichte der Weltanschauung und der dritte ein specielles Eingehen in die wichtigsten Lehren der kosmischen Naturkunde enthalten sollte. Der Plan ist in der Hauptanlage unverändert derselbe geblieben, nur hat der Platz nicht ausreichen wollen, wodurch es nothwendig war, den Raum vorläufig noch um einen ganzen Band zu erweitern. Wie wenig übrigens Humboldt selbst an die Nothwendigkeit dieser Erweiterung gedacht hat, geht klar aus der Einleitung zum dritten Bande hervor, wo es heißt: „Dem dritten und letzten Bande des «Kosmos» ist es vorbehalten, vieles des Fehlenden zu ergänzen und die Ergebnisse der Beobachtungen darzulegen, auf welchen der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen vorzugsweise gegründet ist." Aber dennoch konnte der dritte Band nur die erste Hälfte des noch Fehlenden fassen und er brachte dieses unter der Ueberschrift: „A. Ergebnisse der Beobachtung aus dem uranologischen Theile der physischen Weltbeschreibung." Der hier nun vorliegende vierte Band enthält die andere Hälfte unter der Ueberschrift: „B. Ergebnisse der Beobachtung aus dem tellurischen Theile der physischen Weltbeschreibung."

Der Inhalt dieses vierten Bandes zerfällt außer der Einleitung in zwei Hauptabschnitte, wovon der erste die Größe, Gestalt und Dichte der Erde, die innere Wärme und die magnetische Thätigkeit unsers Weltkörpers bespricht, während der zweite die Reaction des Innern der Erde gegen die Oberfläche, wie dieselbe durch Erdbeben und Vulkane sich thätig zeigt, zum Gegenstande der Untersuchung macht. Wer nun das ganze Gebiet der speciellen Erforschung der tellurischen Weltnatur mit dem bisjetzt vom „Kosmos" Besprochenen in Vergleich bringt, wird sogleich finden, daß noch recht vieles unberührt geblieben ist, welches ein volles Recht hat, in den speciellen Kreis des „Kosmos" gezogen zu werden, und wozu gerade Humboldt der Geist ist, welcher sich das Ganze zum Eigenthum gemacht und es klar beherrscht hat. Aus diesem Grunde scheint es uns sehr wahrscheinlich, daß der große Gelehrte seinen „Kosmos" noch um einen fünften Band vermehren wird, welcher den reichen Kreis der Erscheinungen des Meeres und der Luft, sowie die Geographie der Pflanzen, Thiere und Menschen auf die Ergebnisse unserer gegenwärtigen speciellen Beobachtung zurückführt. Der Himmel erhalte ihm zunächst nur noch das Leben und die geistige Kraft, so wird das Fehlende sicher nicht ausbleiben. Denn wenn Alexander von Humboldt in seiner liebenswürdigen, einzig dastehenden edeln Bescheidenheit auch wiederholt ausgesprochen hat, daß sein „Kosmos" mehr durch das wirken solle, was er anrege, als durch das, was er wirklich zu geben vermag, so wissen wir doch auch, aus der durch unser ganzes Jahrhundert hindurch reichenden Gelehrtenthätigkeit, daß dies Werk gerade in dem, was es bringt, eine große anregende Kraft besitzt, und daß Humboldt das Große und Gute immer in möglichster Vollendung will. Unsere Hoffnung wird hauptsächlich durch den Gedanken belebt, daß die erste Grundlage zu dem ganzen „Kosmos" dem großen Manne schon lange vor der Seele geschwebt habe, daß er das Material dazu schon damals sehr reich gesammelt und geistig verarbeitet hatte, als er bei der Rückkehr von Paris nach Berlin in dem denkwürdigen Winter 1827/28 61 Vorträge über das Wesen und den Umfang einer physischen Weltbeschreibung hielt, und als er noch etwas früher diesen selben Kreis von Vorlesungen zu Paris in französischer Sprache durchgeführt hatte.

Um nun von dem vorliegenden vierten Bande in gegenwärtigem Bericht auch etwas aus dem Buche selbst zur Sprache zu bringen, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit sogleich auf den Punkt der innern Wärme unsers Erdkörpers, worüber in neuester Zeit sehr viele interessante Forschungen angestellt sind, welche Humboldt alle mit meisterhafter Gelehrsamkeit beherrscht. „Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, glaube ich, zwei Beobachtungen, die ich in den Gebirgen von Peru und Mexico gemacht habe. In Bergwerken, welche höher liegen als der Gipfel des Pic von Teneriffa, höher als alle, in die man wol bis dahin je ein Thermometer getragen hatte, mehr als 12000 Fuß über dem Meeresspiegel habe ich die unterirdische Luft 14° wärmer als die äußere gefunden. Das peruanische Städtchen Micuipampa liegt nach meinen astronomischen und hypsometrischen Beobachtungen in der südlichen Breite von 6° 43′ und in der Höhe von 1857 Toisen, am Fuße des wegen seines Silberreichthums berühmten Cerro de Gualavoc. Der Gipfel dieses fast isolirten, sich castellartig und malerisch erhebenden Bergs ist 240 Toisen höher als das Straßenpflaster des Städtchens Micuipampa. Die äußere Luft war fern vom Stollenmundloch der Mina del Purgatorio 5,7°; aber in dem Innern der

Digitized by Google

Grubenbaue, ungefähr 2057 Toisen (12342 Fuß) Höhe über dem Meere sah ich das Thermometer überall die Temperatur von 19,8° anzeigen: Differenz 14,1°. Das Kalkgestein war vollkommen trocken, und sehr wenige Bergleute arbeiteten dort. In der Mina del Guadalupe, die in derselben Höhe liegt, fand ich die innere Lufttemperatur 14,4°: also Differenz gegen die äußere Luft 8,7°. Die Wasser, welche hier aus der sehr nassen Grube hervorströmen, hatten 11,3°. Die mittlere jährliche Temperatur von Micuipampa ist wahrscheinlich nicht über 7½°. In Mexico, in den reichen Silberbergwerken von Guanaruato, fand ich in der Mina de Valenciana die äußere Temperatur in der Nähe des Tiro Nuevo (7122 Fuß über dem Meere), 21,2°; und die Grubenluft im Tiefsten, in den Planes de San-Bernardo (1530 Fuß unter der Oeffnung des Schachtes Tiro Nuevo) volle 27°; ungefähr die mittlere Temperatur des Littorals am Mexicanischen Meerbusen. In einer Strecke, welche 138 Fuß höher als die Sohle der Planes de San-Bernardo liegt, zeigt sich, aus dem Quergestein ausbrechend, eine Quelle mit der Wärme von 29,3°. Die von mir bestimmte nördliche Breite der Bergstadt Guanaruato ist 21° 0′ bei einer Mitteltemperatur, welche ungefähr zwischen 15,8° und 16,3° fällt. Es würde ungeeignet sein, hier über die Ursachen vielleicht ganz lokaler Erhöhungen der unterirdischen Temperatur in Gebirgshöhen von 6—12000 Fuß schwer zu begründende Vermuthungen aufzustellen."

Aus dem Abschnitt über Vulkane theilen wir Folgendes mit: „Schon als ich mich im Frühjahr und Sommer 1799 in Spanien zu der Reise nach den Canarischen Inseln rüstete, herrschte bei den Mineralogen in Madrid — Herren, Don José, Clavigo u. a. — allgemein die Meinung von der alleinigen Bildung des Bimssteins aus Obsidian. Das Studium herrlicher geognostischer Sammlungen von dem Pic von Teneriffa wie die Vergleichung mit den Erscheinungen, welche Ungarn darbietet, hatten diese Meinung begründet, obgleich die letzten damals meist nach den neptunischen Ansichten aus der freiberger Schule gedeutet vorgetragen worden waren. Die Zweifel über die große Einseitigkeit dieser Bildungstheorie, welche sehr früh meine eigenen Beobachtungen auf den Canarischen Inseln, in den Cordilleren von Quito und in der Reihe mexicanischer Vulkane in mir erregte, trieben mich an, meine äußerste Aufmerksamkeit auf zwei Gruppen von Thatsachen zu richten: auf die Verschiedenheit der Einschlüsse der Obsidiane und Bimssteine im allgemeinen und auf die Häufigkeit der Associatien oder gänzlichen Trennung derselben in wohl untersuchten, thätigen Vulkangerüsten. Meine Tagebücher sind mit Angaben über diesen Gegenstand angefüllt, und die specifische Bestimmung der eingewachsenen Mineralien ist durch die vielfachsten und neuesten Untersuchungen meines immer bereitwilligen und wohlwollenden Freundes (Gustav Rose) gesichert worden. Die Thatsachen, welche ich am Ende dieses Abschnitts zusammengestellt habe: die Aufzählung der Vulkane, welche Bimsstein ohne Obsidian, und bei vielem Obsidian keinen Bimsstein hervorbringen; die merkwürdige, nicht constante, aber sehr verschiedenartige Association des Bimssteins und des Obsidians mit gewissen andern Mineralien, hat mich früh schon, während des Aufenthalts in den Cordilleren von Quito zu der Ueberzeugung geführt, daß die Bimssteinbildung Folge eines chemischen Processes ist, der in Trachyten sehr heterogener Zusammensetzung ohne nothwendige vorhergehende Vermittelung des Obsidians verwirklicht werden kann. Die Bedingungen, unter denen ein solcher Proceß großartig gelingt, sind (ich wiederhole es hier) vielleicht minder in der Stoffverschiedenheit des Materials, als in der Graduation der Wärme, des durch die Tiefe bestimmten Drucks der Dünnflüssigkeit und der Dauer der Faserung gegründet. Die denkwürdigen, wenngleich seltenen Erscheinungen, welche die Isolirtheit riesenhaft großer unterirdischer Bimssteinbrüche, fern von allen vulkanischen Gerüsten (Kegel- und Glockenbergen), darbietet, leiten mich zugleich zu der Vermuthung, daß ein nicht unbeträchtlicher, ja vielleicht dem Volumen nach der größte Theil der vulkanischen Gebirgsart nicht aus aufgestiegenen vulkanischen Gerüsten, sondern aus Spaltennetzen der Erdoberfläche ausgebrochen ist, und oft viele Quadratmeilen schichtweise bedeckt hat. Zu diesen gehören wol auch die alten Trappmassen der untersilurischen Formation des südwestlichen England, durch deren genaue chronometrische Bestimmung mein edler Freund Sir Rodrik Murchison unsere Kenntniß von der geologischen Construction auf eine so umfassende Weise erweitert und erhöht hat."

Heinrich Birnbaum.

Franz Carion's historische Romane.

„Die Deutschen haben lange Zeit gebraucht, ehe sie sich auf sich selbst besannen." Es will mir nicht sogleich beifallen, wer diese Worte gesagt hat, doch mögen sie hier zu einem Wanderstabe dienen, um daran nach einigen Siebenmeilenschritten über das Feld unserer Romanliteratur einen Standpunkt für zwei neue Romane zu gewinnen. Eine eigenthümliche Scheu, weniger angeboren als angebildet, hielt die deutschen Schriftsteller möglichst fern von Deutschland, wenn es ihnen darauf ankam, dem Publikum das Leben in einem Roman vorzuführen. Man hatte den Franzosen den Kunstgriff abgesehen, gekrönte Häupter aus Pegu und Cochinchina herbeizuholen, wenn man — und das that man ja so gern — didaktisch auftreten wollte; denn selbst die Guten und Edeln wagte man nicht unter den Einheimischen zu wählen, aus Furcht, der Ungnade von einem oder zehn Nachbarn derselben zu verfallen, die es nothwendig übel empfinden konnten, sich übergangen, oder gar in irgendeiner der wenn auch noch so sorglich verkappten Romanfiguren dennoch erkannt und verletzt zu sehen. Etwas weiter vorwärts im vorigen Jahrhundert wurde man schon dreister. Als die Aufklärer auf dem Felde der Kirche tüchtig reine Bahn machten, verstiegen sie sich auch, namentlich mit dem Jahre 1789 in andere Gegenden, und da die Romanschriftsteller nicht zurückbleiben wollten und konnten, so verlegten sie die Scene schon kühner nach Deutschland. Doch blieben die gekrönten Häupter, denen vielleicht etwas Diabolisches angeheftet werden mußte, immer noch namenlos und eigentlich auch landlos. Sie wurden schlechtweg als Fürst oder Herzog oder dergleichen bezeichnet, und ihr Land mochte man etwa auf einer Jean Paul'schen Karte suchen. Das war die Romantik jener Zeit, welche die Urkunden der Geschichte noch wie schwer compromittirte Staatsgefangene hinter Schloß und Riegel hielt. Die Archivare konnte man auch füglich als schatzhütende Fafnir fürchten. Wer es wagte, sich ihnen zu nahen, ward mit einem trocknen apage! zurückgeschreckt oder einer Phalanx von Formalitäten entgegengetrieben, die zu durchbrechen nur die verwegenste Ausdauer wagen konnte. Da blieb dem Romanschriftsteller, wollte er nun einmal sein Roß in Deutschlands Gauen umhertummeln nichts übrig, als ein „Ritt in das alte romantische Land". Da haben sie denn auch ihre Rosse, unter denen selten ein Hippogryph zu entdecken ist, gar wacker getummelt! Es war die Zeit der Ritter- und Knappenromane, die kaum anderes vorzuführen wußten, als die nackten Gegensätze Biederkeit und Pfaffentrug. Mit dergleichen Romanen waren ihren Verfassern manche Vortheile zur Hand. Das Ritter- und Knappenthum schlief lange schon den Schlaf der Gerechten; mit einem etwaigen Bösewicht aus diesem Kreise ward keine Descendenz erzürnt, und dennoch eine biderbe Lehre angebracht, wogegen ein Tugendheld immer noch mit Wohlgefallen bei aristokratischen Jünglingen anerkennende Aufnahme fand, weil sie mit dem Tugendhelden sich selber schmeicheln konnten. Bei Darstellung von Pfaffen waren besondere Rücksichten so gut wie gar nicht zu nehmen: die Aufklärer und Jesuitenriecher hatten schon für den tiefsten Schatten der Unwürdigkeit gesorgt. Nicolai hatte in seiner weitschweifigen Reise durch das südliche Deutschland den fatalen Schilderungen von geistlichen Perſön-

Digitized by Google

lichkeiten sogar einige Porträts beigefügt, die heute noch zu betrachten und zu beachten sind. Indessen war doch auch schon dafür gesorgt, daß aus den unschuldigen Rittergeschichten ein Geist sich wenn auch langsam entwickelte, den die eiserne Hand der Jahre 1805 — 13 nicht zu tödten vermochte, vielmehr zu dem kräftigsten Aufleben verhalf. Das war die Zeit, wo Deutschland sich auf sich selbst besann! Wir haben es hier lediglich mit dem Roman zu thun, welcher nach 1813 sich mehr und mehr als Bedürfniß, als Nothwendigkeit herausstellte. Wie und in welcher Richtung dieses Bedürfniß zu befriedigen war, sagten dem Deutschen die Romane Walter Scott's, die den Reichthum des eigenen Vaterlandes ans Licht stellten. Die gewöhnlichen Nachahmer, die nur à tout prix leben wollen und schon deswegen überhaupt kein Vaterland haben, wußten in Deutschland freilich nicht aus noch ein, wo man überdem von der denkwürdigsten Censur sich in ehrerbietigster Ferne zu halten hatte, und daher behalfen sie sich damit, ausländische Brocken so gut sie es verstanden genießbar zu machen. Allein die historische Richtung, welche, nun einmal angefacht, mit Riesenschritten jedes Hinderniß in Deutschland, und hier nicht allein, zu beseitigen bestrebt ist, und seit Jahren bereits in kaum übersehbaren, auch von höchster Stelle begünstigten Vereinen Ausdruck gefunden hat, konnte nicht verfehlen, auch da Einfluß zu bethätigen, wo bisher der Mangel ausgiebigen Materials nur Ungenügendes entschuldigen mochte. Schon liegt eine lange Reihe von Hofgeschichten und historischen Denkwürdigkeiten vor, die, mag die Kritik übrigens vielleicht manches Unzulängliche, manches Unrichtige darin herausstellen, doch immer Zeugniß für das eifrige Bestreben ablegen, das Besinnen auf sich selbst zu fördern, und diese Bestrebungen kommen dem Romanschriftsteller schon wesentlich zugute.

Ob der historische Roman berechtigt sei, in der poetischen Kunst eine Stelle einzunehmen, ist eine Frage, die schon verschiedentlich laut geworden, und hier und da mit einem Nein abgefunden wurde. Darüber zu rechten, ist hier nicht der Ort. Er ist nun einmal da und behauptet, ein Geschichtliches mit derselben Berechtigung in epischer Form vorführen zu dürfen, wie etwa Schiller seinen Wallenstein, seinen Tell und andere in dramatischer Form. Er ist in Deutschland auch älter, als man gemeinhin glaubt. Bereits gegen das Ende des 17. Jahrhunderts versuchte Happelius in seinem ungarischen Kriegsroman, welcher hauptsächlich die Belagerung Wiens durch die Türken, 1683, vor Augen stellt, den Deutschen ein solches Werk mit einer ganz verständigen Vorrede vorzuführen. Er ist bei aller Rohheit der Anlage und Durchführung unterhaltend genug, und hätte die deutsche Unselbständigkeit nicht lieber nach fremden Mustern gegriffen, so konnte aus dem genannten Roman längst schon in Deutschland eine selbständige Form entwickelt sein, die keines Walter Scott als Autorität bedurfte.

Doch ist darüber nun weiter kein Wort zu verlieren, vielmehr können wir immerhin dankbar anerkennen, daß wir vieles gelernt haben, unter anderm auch, daß „der geographische Name" Deutschland wie kaum ein anderes Land einen unerschöpflichen Reichthum der Feder des Berufenen darbietet, und damit wollen wir uns zwei Werken zuwenden, die geeignet sein dürften, das eben hier Ausgesprochene zu rechtfertigen:

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman von Franz Carion. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 5 Thlr.
2. Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman von Franz Carion. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 5 Thlr.

In den beiden Romanen begegnen wir einem Schriftsteller, dem man in guter deutscher Weise die Hand zum Willkommen reichen kann. Die Zeit, welche beide Romane umfassen, ist eine und dieselbe, und dennoch gar merklich verschieden in Wien und in München. Maria Theresia hatte nach ihrer eigenen Aeußerung kaum eine Stelle für ihre bevorstehende Niederkunft; sie hatte Kämpfe um die Krone ihres Hauses, sodann um den Besitz von Schlesien zu bestehen, sie sprach als König (rex Ungariae) und Mutter Ungarns Magnaten um Beistand an, und ihre Erscheinung entzündete den Enthusiasmus der Magyaren, als sei die heilige Jungfrau zu ihnen herabgeschwebt. Und als sie endlich in der alten Kaiserburg zu Wien residirte, da konnte sie dem Fürsten Kaunitz, diesem eigenthümlichsten aller Minister und einem der schlauesten seiner Zeit, Land und Ausland mit unbeschränkter Sicherheit vertrauen, während in der Kaiserin die Frau mit manchen Schwächen, aber auch selbst dann edel und selbst groß hervortrat. Wie war es dagegen in München? Baiern hatte lange schon nach der Krone Karl's des Großen ausgesehen, und es war einem übergroßen Aufwande aller nur aufzutreibenden Mittel gelungen, sie für kurze Zeit zu erobern. Karl VII. residirte in Frankfurt machtlos und rührte, ohne davon zu wissen, kaum ein anderes Herz, als das der jungen Elisabeth Tertor. München und damit ganz Baiern ging ihm verloren, und daß er starb, war als eine Gunst des Geschicks zu betrachten. Im Gegensatz zu Maria Theresia, die alle Kräfte für den Besitz ihrer Erblande aufbot, nahm der Nachfolger des Abgeschiedenen, Karl Theodor, nur mit Widerstreben den bairischen Kurhut. Er wollte nicht regieren, er wollte nur genießen, und nur insofern das Kurfürstenthum die Mittel für den Genuß vermehren konnte, hatte dasselbe einigen Werth für ihn. Das Regieren konnten andere ja besorgen! Freilich war Baiern durch die Kaisergelüste des Vorgängers schon bedeutend erschöpft, und es hatte die Opfer ganz gern gebracht, denn seiner Stellung winkte mit der Kaiserkrone doch immer ein Einfluß, dessen Wichtigkeit selbst dem Geringen einleuchtete. Nun aber sollte gezahlt werden, weil Karl Theodor ein Freund von Kunstsachen war, und des theuersten Spielzeugs, der Maitressenwirthschaft, so wenig entsagen mochte, daß sie vielmehr noch an Umfang gewann, wie ein Polyp. Maria Theresia's Keuschheitscommissariat konnte und kann man belächeln: Karl Theodor's Maitressenwirthschaft unterlag und unterliegt der Verachtung. Jenes war Emanation reinen Frauensinns, diese der unmännlichsten Schwäche.

Diese Andeutungen werden hinreichen, den Schauplatz zu übersehen, welchen der Verfasser für seine beiden Lebensbilder gewählt hat. Die politischen Beziehungen der beiden Staaten zueinander und gegen andere bedürfen näherer Darlegung nicht; sie würden dieses Referat viel zu weit ausdehnen, und die Themata, welche den eigentlichen Roman in jedem der beiden Werke bilden, sind an sich schon bedeutend genug, um bei ihnen vorzugsweise zu verweilen. Bedeutend nicht allein! Ich habe in meiner vieljährigen Recensentenpraxis schon gar manchen lieben Roman durchschauen müssen, wahrscheinlich nur, um nun das Bekenntniß abzulegen, daß mir schwierigere Themata doch kaum vorgekommen sind. Versuchen wir eine gedrängte Darlegung derselben. Zuerst „Maria Theresia".

Die Anstrengungen Baierns und Frankreichs, Oesterreich zu zersplittern, rissen viele der böhmischen Großen zur Betheiligung mit fort. Sie hatten dafür schwer zu büßen. Auch der protestantische Graf Wrtby saß auf den Tod gefangen. Seine Gemahlin eilt nach Wien, von der Gnade der Kaiserin zu erflehen, was die Strenge einer besondern Hofcommission als ungültig betrachtete, nämlich die den Böhmen im Namen der Kaiserin eigens zugesagte Amnestie. Die Kaiserin stellt der Flehenden Amnestie in Aussicht, die Gräfin wird ohnmächtig in einem entferntern Zimmer der kaiserlichen Burg von Zwillingen entbunden und stirbt, während die Kaiserin schon die Nachricht empfängt, daß Graf Wrtby unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen sei. Von den Zwillingen soll der Knabe gestorben sein; das Mädchen wird in einem Kloster erzogen, und tritt später als Fräulein Konstanze von Barlaimont auf, als die Kaiserin sie mit dem ungarischen Grafen

Digitized by Google

Erdödy verheirathen will. Frauen machen dergleichen Geschäfte überhaupt gern: wo aber die Macht ihnen zu Hülfe kommt, sind unglückliche Verbindungen eben keine Seltenheit. Unglücklich war auch diese. Der rohe Graf hat keinen Begriff von edler Frauennatur, und diese ist überdem in der Gräfin so eigener Art, daß man sie eine Undine nennen könnte, deren Seele nur langsam entfesselt wird. Dazu hat der Graf nicht Zeit, nicht Lust. Um ungestört seinen Neigungen zu leben, schickt er die Gräfin, deren Gesundheit täglich wankender wird, nach einem einsamen Waldschlosse, und sein Hausarzt, ein Italiener, weiß schon dafür zu sorgen, daß sie stets schwächer wird. Die Kaiserin, von der Krankheit in Kenntniß gesetzt, will van Swieten nach Ungarn senden, dieser aber, der schon in Wien die Transfusion an Konstanze versucht hat, sendet eben den jungen Arzt, dessen Blut die schlafende Seele erwecken sollte, nach der einsam Hinkrankenden. Egon, der Arzt, schöpft gegen den Italiener bald Verdacht und entdeckt endlich, daß Gift den Grafen von einer Last befreien soll. Die Gräfin wird für todt gehalten; Egon allein weiß, daß sie nur scheintodt ist; er entfernt sie unter dem Vorwande des Einbalsamirens; weckt sie wieder zum Leben; eine Maske wird in den Sarg gelegt und die feierliche Beisetzung in der Kirche des nahen Städtchens geschieht ohne Entdeckung des Betrugs. Für die Lebende wird ein Versteck in Mähren glücklich erreicht. Furcht vor Entdeckung führt die Gräfin wieder nach Wien und eben hier wird sie entdeckt. Sie soll zum Grafen zurück; dieser ist dem Wahnsinn verfallen; ihre Erscheinung soll den Zerrütteten herstellen. Er unterliegt, und die Kaiserin bannt Konstanze, edel besorgt, auf das einsame Waldschloß. Sie verläßt es nach dem Tode der Kaiserin, um in Prag den Schleier zu nehmen. Egon, der sie liebt, ist ihr Bruder, der gleich nach der Geburt gestorben sein sollte. Nach manchen Irrfahrten, veranlaßt durch Wiederbelebung der Schwester und durch politische Verstrickungen, war er mit einem Festungsgefangenen entwichen und im Waldschlosse erschienen. Ein unglücklicher Zufall macht ihn zum Mörder des Geführten, der ein älterer Bruder ist, und Egon endet als Bruder Johannes in einem prager Kloster. Nun erst ist der Name Wrtby völlig vertilgt.

Das ist, durch weit auseinander liegende Punkte bezeichnet, ein Umriß der Hauptaufgabe, welche der Verfasser sich stellte, um einen Reichthum von Lebensbildern zu entwickeln, wie kaum ein anderer Roman von gleichem Umfange ihn bieten mag. Diese Hauptaufgabe ist oben als eine schwierige bezeichnet. Die Schwierigkeit liegt vorzugsweise in Lösung der mannichfachen Fragen, welche der Scheintod der Gräfin weckt. Sie können hier unmöglich berührt werden; es ist nur kurz hervorzuheben, daß die Zeichnung der Situationen und Persönlichkeiten durch den langen Zeitraum bis zum Tode des Kaisers Joseph II. wahrhaft glücklich genannt werden muß. Der Verfasser hat sich in allen Regionen der Gesellschaft mit offenem Auge und offenem Sinn umgethan, und ob wir die Kaiserin reden hören, oder ihren Ofenheizer Stockel, oder den Schneider Pillhofer: wir haben sie alle leibhaftig vor uns, wie denn auch Fürst Kaunitz, welcher trotz der Kaiserin den Jesuiten ein Schnippchen schlägt, sich höchst anschaulich einpudern läßt. Die Kritik könnte hier und da allerdings eine Frage stellen; allein das überall pulsirende wahrhafte Leben fordert sie zu dankbarster Würdigung heraus. In Bezug auf Aeußerliches sei nur kurz angemerkt, daß an manchen Stellen der Periodenbau schwerfällig durch lange Zwischensätze wird. Wieland übte den Schachtelsatz als eine besondere Kunst, man ist jedoch, und wol mit Recht, davon längst zurückgekommen. Sodann wird die körperliche Misgestalt des edeln Fräuleins Cäcilie zu oft hervorgehoben. Es war genau genommen nur an zwei Stellen nothwendig: einmal da, wo sie gemisbraucht wird, um Egon vor der Gesellschaft in ein schlechtes Licht zu stellen, und das andere mal, wo sie vor der Kaiserin erscheinen muß. Unverschuldete Körperfehler ignoriren wir; es ist ein Unglück, welches berührt nur schwerer wird, und in einem Kunstwerke sollte das Gleiche beobachtet werden. Endlich überrascht der Schuß, welcher Egon zum Brudermörder macht. Allerdings mußte der Bruder beseitigt werden; doch sollte sich wol ein anderes, als ein so gewaltsames Mittel haben finden lassen, welches ebenso wol geeignet war, Egon ins Kloster zu führen. Dem Wege dahin stand er doch schon nahe genug, da die Gesellschaft keinen Platz weiter für ihn hatte.

Das sei genug! Wenden wir uns nun zu dem zweiten Roman „Ein getheiltes Herz".

Dieser ist einfacher in Anlage und Durchführung. Wie überhaupt das Leben im damaligen München ein anderes war, als in dem auch damals schon heitern Wien, so stand hier Maria Theresia als Mutter, während dort der Kurfürst kaum etwas anderes gelten lassen wollte als sich selbst, und dieses obendrein so bequem wie möglich. Ungeachtet der einfachern Conception ist jedoch das vorzugsweise in Frage kommende Thema schwieriger zu behandeln als im erstern Roman. Daß dies mit leichter und sicherer Hand geschehen, gereicht dem Buche zu besonderm Verdienst.

Zwei junge Männer, Sigismund und Bernard, gerathen auf einer Wanderung in die Nähe von Murnau, und Sigismund, der als Maler auftritt, findet freundliche Aufnahme in einem Hause, wo die Tochter des Eigenthümers, Marie, ihn ebenso fesselt, als die Landschaft, die er malen will. Es ist ein schönes Idyll; leider aber ist das böse Princip auch schon geschäftig: Bernard, dessen blasirter Witz, dessen boshaftes Lächeln den enthusiastischen Freund auf jedem Schritte verletzt und, wie das nicht selten geschieht, eben dadurch noch inniger, noch fester an das kettet, was er liebt. Beide sind hohen Standes; das Incognito bei ihrer Ausflucht ins Gebirge werden sie in München abstreifen, um eine ihrer Geburt angemessene Laufbahn zu betreten. Das geschieht denn auch, aber Sigismund weiß oft sich loszureißen, um am Staffelsee als einfacher Maler glückliche Stunden zu verleben. Er ist ein edler Mensch, doch zu schwach, die Fäden zu zerreißen, die mit jedem Kommen sein Herz fester an Marie knüpfen. Von seinem Herzen, von Maria's sterbender Mutter überwältigt, wird dem Maler Sigismund das liebliche Landkind angetraut. Damals mag es mit manchen Formalitäten wol nicht eben streng gehalten worden sein, und deshalb vielleicht mag es der Roman ganz und gar ignoriren, in welcher Weise der durchweg als ehrenhaft dargestellte Pfarrer sein Gewissen über die Individualität Sigismund's beruhigt hat. Dieser wendet sodann eine Reise in fernes Ausland vor, wo er Gemälde auszuführen habe, während er in München von der edeln und hochgebildeten Comtesse Rahel angezogen wird, und der Kurfürst octroyirt an einer festlichen Tafel beider Verlobung. Wie dort am Sterbebett einer Mutter, so ist Sigismund hier durch die Macht der Verhältnisse und durch Bernard's falsche Vorspiegelungen fortgerissen. Rahel wird seine Gemahlin, und was in Goethe's „Wahlverwandtschaften" ein geistiges, das ist hier ein Verbrechen dem Gesetz gegenüber. Die Scene, welche das Geheimniß der Doppelehe an den Gemälden in Rahel's Zimmer endlich entschleiert, ist wol die schöne Partie des Buchs. Maria's Töchterlein stirbt, Rahel's Tochter wählt den Schleier und Rahel legt sterbend Sigismund's und Maria's Hände zusammen. Sigismund, der letzte seines Geschlechts, lebt von nun an still und einsam mit Maria am Staffelsee. Der Tod aller Lieben ist der Versöhner irdischen Zwiespalts, aller Verirrung. So versöhnt auch der sanft elegische Ausgang den Leser mit Sigismund's gesetzlosem Doppelleben. Er ist, wird der Mann, die Frau sagen, kein Charakter! Beide jedoch werden gestehen müssen, daß er gegenüber Bernard's schlechtem Charakter, der oben nur kurz angedeutet werden konnte, doch ein reiner Mensch war, reiner als Karl Theodor's verwüstende Charakterlosigkeit.

Auch in diesem Roman ist jede Figur ein wirklicher Mensch, und wie in dem erstern namentlich die Personen der geringern Stände leibhaftige Wiener sind, so ist hier der bairische

Digitized by Google

Biertypus überall mit Händen zu greifen; er ist sogar an einer Stelle durch ein Beschaffenheitswort, welches eigentlich gar kein Wort ist, so schlagend bezeichnet, daß man den ganzen Brauersohn, dem es angehängt, sogleich vorn und hinten und überall leibhaftig sich gebaren sieht. Seine Backen werden nämlich mit dem Epitheton „knallroth" beehrt. In den höhern Ständen, die dort, solange sie der höchsten Person sich nicht in den Weg stellen, eigentlich nur allein die Berechtigung der Existenz haben, ist ebenfalls jede Figur ein Individuum, und unter diesen Figuren ist einzig und allein Sigismund's Tante die ausgeprägteste Repräsentantin der Nachäfferei französischen Hofceremoniells, während die andern mehr oder weniger als Baierländer mit nothgedrungener Tournure sich darstellen. Wie dem erstern Roman, so fehlt es auch diesem unter dem Hofvolk nicht an einer lustigen Person. Hier wie dort ist der Schalk ein langsam austrocknender Cölebs; wie aber dort der Gutmüthige sich verleiten läßt, zu einem anscheinenden Scherz die Hand zu bieten und durch den Ausgang desselben sein übriges Leben getrübt sieht, so gibt hier der lustigen Person gemeine Rache das Verbrechen des Illuminatismus schuld und sie ist gestürzt. Das sind auch wesentliche Kennzeichen des damaligen Wien und München.

Politische Intriguen mancher Art spielen im vorliegenden Roman eine bedeutende Rolle. Sie sprossen üppig und unheilvoll auf aus der Charakterlosigkeit der höchsten Person. Vielleicht konnte die durch den Pater Frank geleitete und epochemachende Illuminatenverfolgung eine wesentlichere Stelle im Buche einnehmen. Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", welche die Grundlage für die Darstellung im Roman sein wird, ist nicht eben in jedermanns Händen und darum wird dem Leser eins und anderes nicht so ganz verständlich sein. Daß dieser Orden, dem politische Tendenzen nicht fremd blieben, aufgehoben wurde, war ganz in der Ordnung; nur die Art und Weise war barbarisch. Auch darin erwies sich Maria Theresia humaner. Sie ließ 1743 einige Freimaurer überfallen und festsetzen; allein schon am Geburtstage des Erzherzogs Joseph wurden sie wieder freigelassen. Nebenher sei, da nach S. 166 im zweiten Theile der Illuminatenorden auf die Freimaurerei gepfropft sein soll, angemerkt, daß der Begründer, Professor Weishaupt, nichts von Freimaurerei wußte; daß sein System, ursprünglich nur für die Bildung seiner Zuhörer berechnet, überhaupt wenig ausgebildet war; daß später erst durch Knigge ein völliges Gebäude aufgestellt wurde, in welches er dann unbesugterweise die Freimaurergrade einschwärzte. Indessen fand dieses Gebäude in Baiern kaum eine Stelle, da die Verfolgung rascher zur Hand war. Diese Anmerkung wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, da der Illuminatenorden einen wesentlichen Platz in der Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts einnimmt, und seinerzeit als ein Vorläufer der Revolution von 1789 angesehen wurde. Man bürdete ihm sogar die Schuld ihres Ausbruchs auf.

Mit dem Abschiede von den beiden Romanen sei der aufrichtige Wunsch verbunden, den Verfasser recht bald wieder begrüßen zu können. Durch ihn scheint der Roman berufen, in Deutschland eine wirkliche Heimat zu finden. Wilibald Alexis hat dem Roman eine solche in Norddeutschland bereitet; Franz Carion reicht aus Süddeutschland eine verläßliche Hand herüber. So darf England und Frankreich gegenüber der deutsche Roman als völlig ebenbürtig Anerkennung erwarten.

Friedrich Voigts.

Vorschlag zu einer französischen „Académie de littérature étrangère".

Bernard Thalès, der Verfasser der „Mélodies pastorales", denen sich erst ganz kürzlich in Form eines Flugblattes „Nouvelles mélodies pastorales" angeschlossen haben, der „Poésies nouvelles", der „Adorations", der Schrift „Le mouvement intellectuel au XIXme siècle" u. s. w., hat ein fliegendes Blatt „Lettres sur la poésie" in Journalform gedruckt in die Welt hinausflattern lassen, in welchem er nichts Geringeres als eine „Renovation de la poésie" verheißt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß das Individuum als Individuum nichts erfinde, daß die Erfindungskraft in den Massen stecke, solange diese noch gläubig und phantasiereich seien; Camoens habe Virgil, Virgil dem Homer nachgeahmt, und Homer habe aus den Volkstraditionen geschöpft. Völker, die heutzutage noch erfänden, gäbe es nicht mehr, außer unter den Racen im wilden Zustande; die Einbildungs- und Erfindungskraft eines Volks — heißt es an einer andern Stelle — nähme ab, je mehr es in der Cultur und industriellen Entwickelung fortschreite. Daher scheint ihm auch Rußland um so mehr für die Poesie geeignet, weil sein Geist „plus farouche" ist. Thalès zeigt nun, wie die französische Poesie gerade immer nur dann ihr Bestes geleistet habe, wenn sie sich mit dem Geiste fremder Völker genährt hätte; Lesage und Scarron hätten aus spanischen Schriftstellern, Lafontaine namentlich auch, wie ihm E. Fournier nachgewiesen, aus indischen Fabeln geschöpft, die ihm in einem Manuscript bekannt geworden; die „Corinne" der Frau von Staël sei „une oeuvre prétentieuse et sophistiquée parcequ'elle procède d'une inspiration directe"; das Buch über Deutschland sei groß und schön, weil darin der männliche Geist der Verfasserin durch fremdländische Elemente getragen worden sei. Chateaubriand habe sich in allen Zeiten und Regionen umgesehen, Lamartine seine Meditationen den Poesien Ossian's abgelauscht, Victor Hugo die Anregung zu seinen „Orientales" aus Fauriel's „Chants de la Grèce moderne" erhalten. Bernard Thalès geht sogar so weit zu behaupten: „Un poète est plus puissant à mesure qu'il copie davantage." Die griechische Schule, die jetzt etwa noch existire, meint der Verfasser, sei nur ein „fait isolé" und werde keinerlei Folgen haben; sonst sei fast die ganze literarische Geographie ausgebeutet: Judäa, Griechenland, Rom, Spanien, Italien, Deutschland, England und Schottland, und statt Urboden aufzusuchen, wende man sich wieder an die Spanier oder übersetze die Sonette Shakspeare's und die rimas Dante's, als ob diese „bribes littéraires", diese „rognures des grands maîtres" würdig seien, als Muster dargeboten zu werden. Man solle sich vielmehr an die Volkspoesie wenden, die in allen Landen, ja Provinzen zerstreut sei, außer in den Regionen der französischen Sprache, wo sie auf „ineptes complaintes" reducirt sei. Der Verfasser fügt nun die Uebersetzungen einiger Gedichte Petöfi's, des in Wahnsinn verfallenen Bajza, ebenfalls ungarischen Dichters, Jegór von Siver's, den er einen „poète russe" nennt, Schukowskij's, der im „genre allemand" gedichtet, und Derzawin's (die berühmte Ode an Gott) ein. Man habe der russischen Poesie vorgeworfen, daß sie bald die deutsche Sentimentalität, bald den leichtfertigen Skepticismus Frankreichs im 18. Jahrhundert nachgeahmt habe, aber Rußland habe es gemacht wie alle übrigen Völker und seinen Nachahmungsgeist dazu verwandt, die Wesenheit des russischen Charakters zu modificiren. Das sei das Ideal der Kunst, denn man dürfe weniger reproduciren, was man besitzt, als sich anzueignen und zu verarbeiten suchen, was man nicht besitzt. Die französische Poesie habe viel Conventionelles, „quelque chose de sec et de gonflé à la fois"; sie müsse sich zu erfrischen suchen, indem sie sich an die naiven Dichtungen des Mittelalters, die Volkspoesie und die fremden Literaturen wende. Man nehme in Frankreich zwei Richtungen der Poesie wahr, eine cultivirte Poesie, wie die von Hugo und Lamartine, und eine vulgäre, wie die von Béranger und Pierre Dupont, für welche die Gebildeten nur eine gemäßigte Empfänglichkeit zeigten. Es müsse jetzt eine Poesie gefunden werden, welche den Gebildeten und dem Volke gleich verständlich wäre. Der Verfasser schlägt nun eine neue Klasse des Instituts unter der Benennung einer „Académie étrangère" vor; habe doch das Studium der ausländischen Literaturen ein unleugbares Ueber-

Digitized by Google

gemacht sben das der antiken erhalten! Der Verfasser weiß dabei auf Deutschland, wo sich alle Literaturen des Ostens und Nordens ein Stelldichein gäben, zugleich aber auch auf das südliche Amerika hin, wo sich auch ein neues Leben rege, wie die Dichter Herrera, Magelhaens und Terreira de Souza bewiesen. Der Verfasser legt die Vortheile dar, welche diese Akademie als Vermittlerin aller Literaturen besonders auch für Frankreich selbst haben werde, denn man unter anderm dann nicht mehr werde vorwerfen können, daß es die fremden Literaturen zu sehr vernachlässige, und geht zum Schluß wieder in eine allgemeine Betrachtung über, in der er die Behauptung aufstellt, daß der successive Verfall der Mythologien das Epos unmöglich gemacht habe und daß die Tragödie für immer durch das bürgerliche und historische Drama ersetzt sei. Dagegen habe die lyrische Poesie von dieser Entwerthung ihrer Rivalen Nutzen gezogen; sie habe die Metaphysik in ihren Schoß aufgenommen und größere Reichthümer in der Natur entdeckt, und vergebens übe die Industrie ihren Druck aus, um sie zu vernichten. H. M.

Notizen.

Ernst von Feuchtersleben.

In Form einer neuen Stereotypausgabe erschien bei Hartleben in Wien: „Geist deutscher Klassiker. Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthlichsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. Herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, Verfasser der »Diätetik der Seele.«“ Das Werk umfaßt zehn Theile und jedes derselben immer einen Schriftsteller: Goethe, Jean Paul, Herder, Wieland, Schiller, Benzel-Sternau, Klinger, Lessing, Hippel, Lichtenberg — dieser der letzte in der Reihe, aber nicht der letzte an Gehalt und Geist. Das Ganze ist mit einer Nekrologie des Herausgebers eingeleitet. Feuchtersleben, 1806 zu Wien geboren und einer ursprünglich aus Hildburghausen stammenden Familie angehörig, widmete sich dem ärztlichen Berufe, er zugleich aber vorzugsweise im psychiatrischen Sinne erfüllte, war nach der Märzbewegung 1848 bekanntlich Unterstaatssecretär im Ministerium des Unterrichts, dessen Chef zu sein er abgelehnt hatte, und mit Exnerreifer begann er die nothwendigen Reformen, „welche in Kürze die schönsten Früchte zeitigen haben würden, hätte ihm nicht die blinde Hast anderer die herrlichsten Blüten im Keime vernichtet“. Die Borfälle des 6. October erschütterten ihn gewaltig, sie waren, wie sein Biograph sagt, „die letzten Streiche auf sein tieferletztes Gemüth“. In ländlicher Einsamkeit suchte er eine Zeit lang Heilung für sein schwer verwundetes Innres. Aber er erholte sich nicht mehr, „und es ist keine Phrase“, bemerkt sein Biograph, „wenn man sagt: Feuchtersleben's Tod war die Folge des 6. October. Krank kehrte er nach Wien zurück und suchte durch erneute geistige Thätigkeit seinem siechen Körper neue Lebenskraft einzuflößen; doch vergebens, ein Leiden des Unterleibes, seit seiner Jugend ihm anhängend, trat immer qualvoller hervor.“ Mit unglaublicher Ruhe und Heiterkeit trug er die fürchterlichsten Schmerzen, von denen ihn am 3. September 1849 der Tod erlöste. Seine letzten Worte, an seine Gattin gerichtet, waren: „Es ist alles geordnet und fertig. Ich muß jetzt gehen. Auf einen lichten Stern beginnt es wieder.“ Sein Biograph sagt von ihm: „Mensch, Dichter und Denker feierten in ihm eine harmonische Vereinigung.“ Unter seinen Schriften hat die „Diätetik der Seele“ den meisten Erfolg gehabt und eine Reihe von Auflagen erlebt, und im Jahre 1849 erschien davon eine englische Uebersetzung. Sein „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde“ wurde in England auf Schulen eingeführt und überdies in die französische, holländische und russische Sprache übertragen. Unter seinen nachgelassenen Manuscripten befinden sich ein Band Confessionen; Vorlesungen über Anthropologie; Beiträge zur Geschichte des Unterrichts; kleinere Aufsätze; eine vermehrte Auflage der Psychiatrie u. s. w. Was die vorliegende Sammlung betrifft, so wurde vor dem Verstorbenen absichtlich nur Prosa gewählt, meist kurze schlagende Gedanken. In einem Vorwort verbreitet er sich über die Bedeutung und den Nutzen solcher Sammlungen. Immer wichtiger würden sie in unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwelle und das Vortrefflichste in Gefahr sei, sich im Meere des Mittelmäßigen zu verlieren. Besonders glücklich lasse sich eine solche Auswahl bei den Autoren unserer Nation treffen, „denn eben die Fülle der Gedanken, die Schönheit und Sittlichkeit der Gesinnung, die Innigkeit der Gefühle, wie sie in einzelnen Stellen sich hervorthun, sind es (sagt Feuchtersleben), die den deutschen Schriftsteller vor andern auszeichnen.“ Sehr treffend bezeichnet er als den besten Theil guter Bücher „die in ihnen enthaltenen, befruchtenden Gedankenkeime“. Das ist sehr richtig; und es könnte möglich sein, daß von allen Schöpfungen unserer Dichter als wirklich Bleibendes nur diese „Gedankenkeime“ den Lauf der Zeiten überdauern werden. Ob wir Deutschen sehr verzeihlich dazu ausgerüstet sind, große poetische Kunstwerke zu schaffen, können vielleicht bezweifelt werden; aber daß wir ein vorzugsweise denkendes Volk sind, ist unbestritten. Die den einzelnen Bändchen voranzustellen Feuchtersleben'schen Charakteristiken der von ihm erwählten Dichter und Schriftsteller fassen deren charakteristische Eigenschaften präcis zusammen. Den Lichtenberg sagt Feuchtersleben sehr wahr: „Er hat an vielseitem Werthe wenige seinesgleichen; aber an einer Eigenschaft und wahrlich nicht der letzten, gleicht ihm vielleicht keiner. Sie heißt: strenge, innige, unerbittliche Wahrheit; Wahrheit, die das innerste Fältchen des eigenen Herzens ausschlägt, Wahrheit gegen sich selbst und die Menschen. Darin mag Lichtenberg Nachahmer finden.“ Auf die Charakteristik Goethe's werden wir zum Schluß unsres zweiten Artikels über die neuesten Beiträge zur Goethe-Literatur noch zurückkommen.

Aus England.

Unter den neuern deutschen Erzählern ist in England keiner so beliebt als Berthold Auerbach. Die „Literary Gazette“ überschüttet ihn in ihrer Nummer vom 6. Februar auf Anlaß des „Deutschen Familienkalenders“ mit einem wahren Sprühregen von Lobeserhebungen. Nachdem sie gesagt, Berthold Auerbach sei einer der besten Erzähler der Gegenwart, er gehe seinen besonderen Weg, und wenn er diesem treu bleibe, könne es ihm keiner gleichthun, fährt sie fort: „His knowledge of the human heart enables him to touch failings and virtues of the mankind with a bold pen. ... His language has an originality and force which reaches the hearts of the lower classes; the very roughness which we find at times has strength and truth in it“, und so geht es noch eine ganze Weile fort. Es fällt uns nicht ein, Auerbach's Meisterschaft auf seinem Gebiete bestreiten zu wollen, obschon wir gegen die Berscherung, daß „his language reaches the hearts of the lower classes“ einige Zweifel haben. Leider darf man solche Bedenken, bei denen es sich um die Frage um Talent und ästhetische Meisterschaft ganz aus dem Spiele bleibt, nicht aussprechen, ohne in der Regel eines persönlichen Motivs gezeihen zu werden. Die Frage ist einfach die, wie weit ein Autor, welcher das Bäuerliche schildern will, in der Idealisirung des Bäuerlichen gehen dürfe, und eine solche Frage muß und darf ebenso gut diskutirt werden, als etwa die Frage, ob die Art, wie Schiller in manchen seiner Dramen die Geschichte corrumpirt und seiner Tendenz dienstbar gemacht habe, gutgeheißen werden könne. Uebrigens ist eine englische Uebersetzung der im Auerbach'schen Kalender enthaltenen Erzählungen unter dem Titel erschienen: „Christian Gellert, and other sketches by B. Auerbach, author of the »barefooted maiden«. Translated from the german by arrangement with the author“ (mit zahlreichen Illustrationen). In demselben Blatte trafen wir auf eine Besprechung des letzterschienenen (fünfundzwanzigsten) Bandes des „Neuen Pitaval“, dem auch wir demnächst einige Worte zu widmen gedenken. Der englische Berichterstatter be-

Digitized by Google

schäftigt sich ausschließlich mit dem Familienmörder Christian Holzwart, allerdings einem der merkwürdigsten Verbrecher, von denen die Annalen der Criminaljustiz zu berichten gehabt haben. Der Berichterstatter der „Literary Gazette" gibt eine Skizze des Hergangs und Auszüge aus Holzwart's Tagebüchern, in der Hoffnung, wie er hinzusetzt, daß die Leser sich dadurch veranlaßt sehen würden, die Erzählung ganz zu lesen, denn als eine psychologische Studie gäbe es nichts „more full of interest, more touching and at the same time more terrible" als diesen Criminalfall.

Mit dem Schluß des vorigen Jahres hat die im Jahre 1817 gestiftete „Literary Gazette" das vierzigste Jahr ihres Bestehens vollendet, und ihre Redaction ergriff diese Gelegenheit, um ihre Zufriedenheit mit der Lage des Blattes auszudrücken. In einer Anzeige, womit sich das Blatt seinen Lesern empfahl, heißt es: „Um den aus der ungeheuern Zunahme von Büchern und Lesern hervorgehenden vermehrten Bedürfnissen für journalistische Kritik und literarische Belehrung zu entsprechen, ist unser Blatt fortwährend erweitert worden und besteht gegenwärtig aus 24 (dreispaltigen) Seiten. Diese Zunahme an Stoff machte auch eine verhältnißmäßige Vermehrung der Mitarbeiterzahl nöthig, und wir haben uns demnach der Dienstleistungen mehrerer neuern versichert." Ob in Deutschland, das sich einer so hohen Bildung selbstgefällig rühmt, sich ein gleiches Wachsthum des Bedürfnisses für journalistische Kritik und literarische Belehrung wahrnehmen lasse, dürfte zu bezweifeln sein. Unsers Wissens hat die „Literary Gazette", obschon mit ihrer Erweiterung ihre Leserzahl in letzter Zeit gestiegen sein mag, bei weitem nicht so viele Abonnenten als das „Athenaeum"; dennoch prosperirt sie, und zwar zumeist wol infolge der reichlichen buchhändlerischen Inserate, während die deutschen Verleger jede Ausgabe für Inserate in literarischen Blättern, deren Existenz ihnen doch in ihrem eigenen Interesse durchaus nicht gleichgültig sein sollte, nur zu sehr scheuen. Wie es scheint, glauben sie sich in Erwartung der schwerlich ausbleibenden Recensionen Ausgaben dieser Art ersparen zu können. **H. M.**

Bibliographie.

Taktische Aphorismen und Ideen. 1ste Folge. Passau, Expedition der Frauendorfer Blätter. 8. 7½ Ngr.

Duncker, M., Feudalität und Aristokratie. Ein Vortrag am 18. März 1858 zu Tübingen gehalten. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebersberg, J., Vater Radetzky. Ein Charakter-Bild für Soldaten. Mit 2 Stahlstichen. Prag, Bellmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Eiselen, F., Strafe oder Zucht? Ein pädagogisches Gutachten. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 20 Ngr.

Erdmann, Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Fischer, K., Die Selbstbekenntnisse Schillers. Vortrag gehalten in der Rose zu Jena am 4. März 1857. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 10 Ngr.

Griesinger, T., Emigrantengeschichten. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. 1ster Band. Tuttlingen, Kling. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kalisch, D., Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf der Wartburg. Komisches Intermezzo. Berlin, Hofmann u. Comp. Folio. 10 Ngr.

Karajan, T. G. v., Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit. Mit einer Schrifttafel. Wien, Gerold's Sohn. Lex. 8. 8 Ngr.

Lua, A. L., Bildende Kunst in Hamburg. 1stes Heft. Kritische Skizzen über Werke der permanenten Gemäldeausstellung im Saale der Börsen-Arkaden 1857. Hamburg, Gassmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Mai, B., Carl Bauer. Eine Biographie, aus den hinterlassenen Tagebüchern, Schriften und Briefschaften des Künstlers zusammengestellt. Berlin, Abelsdorff. Gr. 8. 20 Ngr.

Monod's, A., Letzte Worte an seine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Autorisirte Ausgabe. Monod's Bildniß. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 18 Ngr.

Müller, A., Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland 1056—1075. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit nach den Quellen bearbeitet. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Platner, Ueber die Idee der Gerechtigkeit in Aeschylus und Sophokles. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr.

Reifferscheid, S. A., Das Reich der Ideale. Moderner, ernster Roman in humoristischem Kleide. Coblenz. 1857. Gr. 12. 10 Ngr.

Roßmann, W., Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archivalischen Beilagen. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. 12tes Bändchen. Rom und sein Beherrscher, seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten. Von J. F. Maguire. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. A. Rose. Köln, Bachem. 8. 28 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Gedichte eines Royalisten. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 17½ Ngr.

Schiller, F. v., Die Künstler. Ein didactisches Gedicht. Erläutert von F. Friedemann. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Sommerkind oder der Grund der Völkerwanderung. Ein episches Gedicht. Paderborn, Schöningh. 16. 12 Ngr.

Tagebuch der Belagerung von Colberg im Jahre 1807 und Tagebuch der Geschichte des Schill'schen Corps. Nach Handschriften von mitthätigen Offizieren. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1857. 12. 10 Ngr.

Tettau, W. J. A. v., Erinnerungen an Italien. Aus einem Tagebuche. Erfurt, Villaret. 8. 24 Ngr.

Wendt, R., Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Wildenhahn, A., Gesammelte Schriften. 1ste Lieferung. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 7½ Ngr.

Witte, K., Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge. Mit einer Abbildung von San Marino. Berlin, Hertz. 16. 2 Thlr.

Young, J., Christus nach der Weltgeschichte. Eine Argumentation gegründet auf die Thatsachen seines Lebens auf Erden. Nach dem Englischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 22 Ngr.

Tagesliteratur.

Czoernig, K. Freih. v., Ueber die Durchstechung der Landenge von Suez. Vortrag. Wien. Lex.-8. 6 Ngr.

Landsberger, J., Beleuchtung der Petition des Rabbiners A. M. Levin in Landsberg in Oberschlesien, betreffend: die Revision und demnächstige Aufhebung des Judengesetzes vom 23. Juli 1847. Berlin, Friedländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, M., Die Wissenschaft muß umkehren oder Rede wider den Fortschritt, gehalten um Mitternacht bei Fackelschein am Wartthurm zu Pforzheim vor einer Versammlung von 100,000 Menschen. Frühlings-Anfang 1858. Darmstadt. Lex.-8. 7½ Ngr.

Salingré, H., Otto Bellmann auf der Leipziger Messe. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Behrend. 8. 2½ Ngr.

— — Herr Knickebein, Theater-Intendant von Beeskow, bei der Conferenz in Dresden. Berlin, Lassar. Br. 8 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung. Die zahlreichen Freunde, die sich Ferdinand Gregorovius durch seine frühern Schriften erworben, werden durch diese neue poetische Gabe, die er aus Italien, seiner zweiten Heimat, nach Deutschland gesendet, gewiß in hohem Grade befriedigt werden.

Wolfgang Menzel sagt darüber: „Ein kleines, aber meisterhaftes Epos in schönem antikem Versmaß auf antikem Boden entsprungen. Der Dichter athmet griechische Luft und den Zauber des plastisch Schönen. Die classische marmerweiße Reinlichkeit dieser Dichtung thut dem Auge und Gefühl wohl."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zweimal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß ebenso diese italienischen Schilderungen desselben auf die freundlichste Theilnahme rechnen konnten, die ihnen auch bereits in vollem Maße zu Theil wurde. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) ist in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift bietet nicht blos den Historikern, sondern allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die „Ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

***Zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage.*

Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Halbleinwand 23 Thlr. 15 Ngr., in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.

Frachtausgabe roh 45 Thlr.

Diese zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist und vor allen directen und indirecten Nachbildungen stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in einer **neuen Ausgabe** in 15 **Bänden** zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 **Heften** zu 5 Ngr.;
in 60 **Viertelbänden** zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein **Ergänzungswerk** von zugleich **selbständigem Werthe** gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1837 in **monatlichen Heften** zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boutigny (M. E. H.), Studien über die Körper im sphäroidalen Zustande. Neuer Zweig der Physik. Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt von R. Arndt. Mit 27 Holzschnitten. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses rasch in drei **Auflagen** erschienene Werk behandelt die unter dem Namen des **Leidenfrost'schen Phänomens** bekannte Erscheinung, und bietet eine systematische Darstellung aller der Versuche, welche der Verfasser seit zwanzig Jahren über dieselbe angestellt hat, nebst andern in Deutschland, England, Frankreich ꝛc. ausgeführten. Die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Ausgabe nach neuen Zeichnungen hergestellt und mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem jetzigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 27. Mai 1858.

Inhalt: Goethe und die neueste Literatur über ihn. Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Eugen, Herzog von Leuchtenberg. Von Karl Gustav von Berneck. — Robert Schumann. — Aus dem Leben eines Arztes. — 1806. Geschichtlicher Roman. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Goethe und die neueste Literatur über ihn.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Th. Bergk in Freiburg (Breisgau) hat in seiner kleinen Schrift „Acht Lieder von Goethe", die sich zugleich etwas anspruchsvoll auf dem Titel als „ein Supplement zu Goethe's Werken" bezeichnet, mit der philologischen Genauigkeit, die ihn als Interpreten griechischer Texte auszeichnet, und mit beträchtlicher Combinationsgabe für Goethe acht Lieder zu retten gesucht, als deren Autor Goethe bisher nicht galt oder die zum Theil andern Verfassern zugewiesen wurden. Bergk führt uns zuerst in den Jacobi'schen Kreis ein, wobei er eine gründliche Kenntniß aller dahin einschlagenden Verhältnisse und literarischen Actenstücke, darunter manches aus dem Jacobi'schen Nachlaß darthut, und behauptet dann und sucht nachzuweisen, daß ein kleines in der Jacobi'schen „Iris" im Jahre 1775 abgedrucktes kleines Gedicht mit dem Anfange „Ob ich dich liebe, weiß ich nicht" und ein anderes: „Sehnsucht", mit dem Anfange „Ach, wie sehn' ich mich nach dir", welches zwar nicht in der „Iris" steht (mithin in der Bergk'schen Schrift zum ersten mal gedruckt ist), aber sich zugleich mit dem erstern und mit dem bekannten Goethe'schen Gedicht „Willkommen und Abschied" sich in einer Abschrift in J. G. Jacobi's Nachlasse auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg finde, von Goethe herrühre. Goethe habe, behauptet Bergk, diese drei Gedichte sicherlich zusammen als Beitrag für die „Iris" an Jacobi oder Heinse überschickt, und zwar unmittelbar nach einer ersten Sendung vom 1. December 1771; denn auch jene drei Lieder gehörten, wie diese erste Sendung, der sesenheimer Periode an. Weiter werden die in der „Iris" 1775 und 1776 abgedruckten Gedichte „Freundin aus der Wolke" (unter welcher die sesenheimer Friederike zu verstehen ist), „Denkmal der Freundschaft" und „Elegie" ebenfalls Goethe zugeschrieben, während Düntzer und Stöber die beiden ersten dem unglücklichen Lenz zugeschrieben hatten. Die „Elegie" mit dem Anfange „Langsam ziehen Wolken Wolken nach" soll Bergk's Ansicht zufolge an Lilli gerichtet gewesen sein. Endlich findet sich in der „Iris" ein, wie die meisten Beiträge Goethe's mit P. bezeichnetes kleines epigrammatisches Gedicht mit der Ueberschrift „Den Männern zu zeigen", welchem ebenfalls von Bergk die hohe Vaterschaft Goethe's zugewandt wird. Dem Epigramm ist ein Spruch aus dem ersten Buche Samuelis zum Grunde gelegt, und Bergk nimmt hiervon Anlaß zu der Bemerkung: „In der Bibel war Goethe von Jugend auf wohl bewandert und pflegte auch sonst Sprüche der Heiligen Schrift gern zu benutzen." Während Bergk es so unternommen hat, diese in der „Iris" enthaltenen Gedichte für Goethe zu retten, neigt auch er sich der Meinung zu, daß das Gedicht „Im Sommer" (mit dem Anfange „Wie Feld und Au so blinkend im Thau"), welches sich bekanntlich in Goethe's „Gedichten" (I, 64) abgedruckt findet, J. G. Jacobi angehöre, in dessen „Werken" (III, 108) es ebenfalls steht, nur unter der Ueberschrift „Sommertag". Für Jacobi spreche der Umstand, daß dieses Lied sich auf einem eigenhändigen Blatte in Jacobi's Nachlasse mit andern Jacobi'schen Gedichten verzeichnet finde. Das „Weimarer Sonntagsblatt" bemerkt in Betreff dieses kleinen, aber schönen und Goethe's selbst vollkommen würdigen Gedichts, daß der Nachdrucker Himburg dasselbe zuerst als Goethe'sches im Jahre 1779 gegeben, daß Jacobi es immer in seinen Werken, Goethe es erst nach Jacobi's Tode unter die seinigen aufgenommen habe. Bergk behauptet, daß auch sonst Fremdes durch Zufall in die Sammlung von Goethe's Gedichten eingedrungen sei, z. B. die Verse (III, 100): „Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump" u. s. w., welche eigentlich Lavater angehörten, und fügt dann hinzu: „Und so ist es nicht unmöglich, daß während Goethe gegen Eigenes wenig achtsam war, ein Gedicht von Jacobi Aufnahme fand."

Das wichtigste unter den von Bergk für Goethe in Anspruch genommenen Gedichten ist das siebente, „Felsweihegesang an Psyche", und zwar deshalb, weil sich daran eine Mißstimmung zwischen Goethe und Herder erzeugte, die zwar von beiden für längere Zeit überwunden wurde, aber doch in einem Hauptpunkte eine Grundverschiedenheit zwischen beiden Naturen hervortreten ließ,

Digitized by Google

die für ihr Verhältniß später mehr und mehr störend wurde. Dieses Gedicht wurde zuerst von Wagner aus Merck's Nachlasse mitgetheilt und von ihm wunderlich genug Herder zugewiesen. Der 1856 erschienene Briefwechsel Herder's mit seiner Karoline hebt aber jeden Zweifel, daß Goethe der Verfasser war und daß unter der „Psyche" (mit diesem Schmeichelnamen pflegte Herder seine Braut anzureden) keine andere Person gemeint ist als Karoline Flachsland selbst. Wir haben aus diesem Briefwechsel auch die Herder'sche Antwort auf das Goethe'sche Gedicht kennen gelernt. Herder fühlte sich durch dasselbe unangenehm berührt, man weiß nicht recht warum; wir vermuthen jedoch, in einem Anfalle von eifersüchtiger Stimmung; denn das ewige vertraut schwärmerische Spazierengehen seiner Braut mit dem liebenswürdigen, den Weibern gefährlichen jungen Goethe und der oft sehr enthusiastische Ton, womit Karoline in ihren Briefen über den beiderseitigen Freund spricht, waren wol geeignet, einige eifersüchtige Regungen bei Herder zu entschuldigen. Stark bleibt trotzdem in dem Herder'schen Antwortsgedicht die Stelle:

— — — ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang u. s. w.

Goethe schrieb hierauf an Herder: „So will ich Euch auch sagen, daß ich neulich über die Antwort auf die «Felsweihe» aufgebracht worden bin, und habe Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten; das «Götzenpriester» und «frecher Hand den Namen einzwang» war nicht recht" u. s. w. Die Wege zwischen dem weltlich-heidnischen Priester der Schönheit und dem christlichen Theologen scheinen sich schon hier dem Wesen nach geschieden zu haben, obschon Herder, trotz mancher mit unterlaufenden sehr spitzigen Bemerkungen doch noch um jene Zeit an Karoline schreiben konnte: „Goethe liebe ich wie meine Seele." Die letzten Deductionen Bergk's betreffen die „Neuen Arien zur ersten Scene in Erwin und Elmire", welche sich im Januarhefte des „Deutschen Mercur" 1776 finden.

Doch auch sonst enthält diese Schrift einiges Neue, z. B. in dem einleitenden Theil einen bisher ungedruckten Brief Goethe's an J. G. Jacobi aus Frankfurt vom 1. December 1774 datirt. In einer der nicht wenig zahlreichen Noten protestirt Bergk gegen die vielfach falsche Beurtheilung, welcher sich Lenz ausgesetzt gesehen habe, selbst von seiten Goethe's. Bergk behauptet, daß Lenz nicht, wie Düntzer in seinen „Frauenbildern" versichert, aus Lust zur Intrigue, sondern aus aufrichtiger wahrer Leidenschaft sein Verhältniß mit Friederike angeknüpft habe. In einer spätern Note erklärt es Bergk für gänzlich falsch, wenn man, wie Gervinus und Vilmar, den Satyros auf Basedow oder wie Riemer auf den Abenteurer Kaufmann bezogen habe; sondern im Waldteufel sei Heinse wie er leibt und lebt mit keckem unübertrefflichen Humor geschildert; Hermes sei Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern, Lene und Lotte. Das Stück gehöre deshalb auch nicht in das Jahr 1773, wie die Angabe in Goethe's Werken laute, sondern es sei im Spätjahr 1774 nach der Rückkehr von der Rheinreise verfaßt. Die philologische Mikroskopie und Correctionssucht verleitet jedoch den Verfasser zuweilen zu schwerlich stichhaltigen Hypothesen. In einer Abschrift des Liedes vom Veilchen, welches Goethe an Lottchen Jacobi geschickt hatte, fand er in der dritten Strophe „ertrat's" für „ertrat", und diese Lesart scheint ihm richtiger zu sein; Goethe habe offenbar schreiben wollen:

Ach, aber ach, da's (für „das") Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat's das arme Veilchen.

Wie jetzt die Stelle gedruckt ist, erscheint sie uns aber viel naiver, und entspricht auch vollkommen einer oft von Goethe angewendeten Constructionsweise.

A. Oldenberg hat in einer instructiven Schrift: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's", alle pädagogischen Ideen des Dichters zu einem Ganzen zusammenzufassen gesucht. So viel und allseitig war die Denkthätigkeit dieses Mannes, daß es kaum eine menschliche Angelegenheit gibt, über die man nicht aus seinen Schriften ein ähnliches Buch wie das Oldenberg'sche zusammenstellen könnte, und obschon vaterländische und politische Fragen ihm bei weitem ferner lagen als die, welche die innern häuslichen Angelegenheiten des menschlichen Geistes betreffen, so enthalten seine Schriften doch selbst nach dieser Richtung so vielen Stoff, daß sich ein Anonymus dadurch in Stand gesetzt sah, vor einigen Jahren ein Schriftchen „Goethe als Patriot und Politiker, durch sich selbst dargestellt", in Frankfurt erscheinen zu lassen.

Als Rechtfertigungsgrund für seinen Versuch bezeichnet Oldenberg den organischen Zusammenhang, in welchem die pädagogischen Ideen Goethe's stehen, „weil sie aus einem Grundprincipe hervorgehen, das sich durch ein Leben unter dem Einflusse der Zeitgeschichte entwickelt". „Jenen Zusammenhang zu finden", fährt Oldenberg im Vorwort fort, „war der Reiz und ist das einzige Verdienst meiner Arbeit."

Der Verfasser schildert zuvörderst Goethe als Pädagogen mit Bezugnahme auf einige persönliche Verhältnisse, entwickelt dann den Goethe'schen Erziehungsbegriff, geht sodann zu Goethe's Ansichten über die Kindheit und erste Erziehung, über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, über die Aufgaben der Väter und Erzieher über, stellt weiter zusammen, was Goethe über die Privatinstitute für Knaben, die Lehrmethode, die Bibel als Erziehungsbuch, die realistische Behandlung des Alterthums, die griechischen und römischen Classiker, über den religiös-historisch-sprachlichen und speciell den geschichtlichen Unterricht, über den Unterricht in den neuern Sprachen, Naturwissenschaften und Realien, über Anlagen und Beruf, über die religiös-sittliche Erziehung, über die Erziehung durch den Irrthum und das Gesetz und über die Bildung der Phantasie gesagt hat, und schließt dann mit dem freilich in phantastischen Umrissen gehaltenen, aber die Wurzel seiner pädagogischen Ansichten

Digitized by Google

bloßlegenden Erziehungsschema, wie es Goethe in den „Wanderjahren" in der sogenannten „Pädagogischen Provinz" aufgestellt hat, damit die Frage beantwortend: wie den Bedürfnissen einer umgewandelten Gesellschaft, eines industriellen Zeitalters aufs vollkommenste genügt und doch die Persönlichkeit und die höhere Natur des Menschen gerettet werden könne? Den einzelnen Kapiteln, im ganzen 19, sind gewichtige Sentenzen aus Goethe's Schriften als Mottos oder Vorsprüche vorangestellt. Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, wie reich das hier aufgehäufte pädagogische Material ist und wie Goethe das Gesammtgebiet der Pädagogik nach allen Richtungen und bis in die kleinsten Theile durchdrungen hat.

Die Erziehung aus dem Innern, „das Auferbauen von innen heraus", bezeichnet der Verfasser als das Grundprincip der Goethe'schen Pädagogik. Hieran knüpfen sich folgende Gesetze: Alles was in und an uns ist, muß in That verwandelt werden, also möglichste Thätigkeit; jedes Erziehungsmittel soll zugleich Zweck sein; die Erziehung hat die Einheit der menschlichen Natur zu bewahren oder herzustellen; die Thätigkeit muß eine dienende sein, die Kinder müssen zu Dienern erzogen und zum Gehorsam angehalten werden, und da der Gehorsam aus der Ehrfurcht hervorgeht, so wird damit auch die religiöse Einheit möglich; jede Negation ist aus der Erziehung zu entfernen. Nach diesen Grundsätzen erzog Goethe den jungen Friedrich Stein, der bekanntlich in seinem neunten Jahre in das Goethe'sche Haus aufgenommen wurde und dort zwei Jahre wohnte, die er die glücklichste Periode seines Lebens nannte. Die Goethe'sche Methode schlug an dem jungen Fritz Stein sehr gut an. „Ich habe Stein als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet", schrieb Körner an Schiller, und dieser antwortete:

Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er ohne eine Spur davon so gut und so schätzbar ist.

Diesen Einfluß seines Erziehers hat Stein in der Folge als ausgezeichneter preußischer Beamter und Wohlthäter vieler hundert Blinden auf einen größern Kreis übertragen.

Goethe, der mit seiner Schwester nur für die kurze Zeit eines Umbaues seines väterlichen Hauses den Unterricht in einer öffentlichen Schule genoß, war bekanntlich kein großer Freund des Schulwesens wie es ist. In „Dichtung und Wahrheit" äußert er die harten Worte:

Indem man die zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie alter Waffen und Fähigkeiten ermangelten, sich dagegen zu schützen.

So führt auch Riemer unter den Tischgesprächen an: „Lateinische Dispute über Goethe's paradoxe Maximen: alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjecten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten." Allerdings scheint es richtig zu sein, daß die öffentlichen Lehranstalten wie sie sind die Schüler, sowol ihre Körper als ihre Geister, zu sehr, zu frühe und zu lange Jahre hindurch in Beschlag nehmen und sie dem Familienleben in einer Weise entziehen, daß sie den Aeltern in einiger Zeit fast als Fremdlinge gegenüberstehen, und zwar in einer Periode, wo den jungen Pflanzen die Sonnenwärme der Aelternliebe noch sehr nöthig wäre; der Anblick mancher Ungerechtigkeiten und das hochmüthige, oft faustrechtliche Verfahren der durch Körperlichkeit, Geburt und die Stellung ihrer Aeltern begünstigten Schüler wirft schon früh in die Gemüther gerade der zarter Organisirten düstere Schatten; das Wissen und Lernen wird überhaupt zu sehr auf Kosten des Gemüthslebens, des ethischen Elements und einer praktischen Lebensauffassung gefördert und dadurch schon früh Eigendünkel und Suffisance statt wahren Ehrgeizes für alles Gute, Schöne und wahrhaft Menschliche erzeugt, und angestrengtes Arbeiten verfinstert den Sinn und untergräbt die Kräfte des Körpers gerade in einer Periode, wo dieser der allergrößten Schonung und Pflege bedarf. Goethe beklagte sich gegen Eckermann, daß die jungen Gelehrten, die ihn besuchen kämen, kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, dem Dämon der Hypochondrie verfallen seien.

Was unsereins Freude macht, äußerte er, erscheint ihnen nichtig und triviat, sie stecken ganz in der Idee, und nur die höchsten Fragen der Speculation sind sie zu interessiren geeignet. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiderbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er im vierzigsten sein?

Nach dem Vorbilde der Engländer wünschte er daher weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis, und er bemerkt: „Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen." Wenn es nämlich nicht schon zu spät ist! Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die öffentlichen Anstalten durch ihre Disciplin, durch das Gewühl der verschiedenartigsten Individuen, wie sie sich auf ihnen zusammendrängen, und durch die daraus hervorgehenden Conflicte für die Entwickelung und Kräftigung des Charakters nicht auch große Vortheile böten, die durch häuslichen Unterricht und selbst durch Privatanstalten nicht in dieser Weise zu erreichen sind. Thatsache aber ist, daß Goethe und so manche Maler, Bildner, Tonkünstler u. s. w., die nicht den ganzen Zwangscursus der Schule durchgemacht haben, in ihren Schöpfungen eine Heiterkeit, Frische, Ursprünglichkeit und Naivetät offenbaren, wie sie den durch alle Schraubenwerke der Schule Hindurchgetriebenen nur selten eigen sind. Zwar sind Gervinus, Hillebrand und auch der Verfasser des obengenannten Aufsatzes „Haus oder Schule?" im „Weimarer Sonntagsblatt" der Ansicht, daß es Goethe an eigentlichem Interesse für die Geschichte gefehlt habe, weil seine Erziehung

Digitized by Google

eine blos häusliche gewesen sei und seiner Jugend somit die Eindrücke eines äußerlich bewegten Lebens gefehlt hätten. Dagegen bemerkt Rosenkranz, dem wir hierin vollkommen recht geben: „Es hat einigen deutschen Professoren gefallen, Goethe den Sinn für Geschichte abzusprechen, aber einen «Götz», einen «Egmont» ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich."

Im übrigen empfehlen wir Oldenberg's Schrift nicht blos allen Goethe-Verehrern und allen denen, welche sich über Goethe auch nach dieser Seite hin unterrichten wollen, sondern auch allen eigentlichen Pädagogen, die darin reichlichen Stoff zu weiterm Nachdenken finden werden.

Es hat sich an die weimarische Literaturperiode ein ganz eigener Zweig von Literatur angelegt, die Literatur von minutiösen Untersuchungsacten über die Mädchen und Frauen, die mit den Koryphäen des weimarer Parnasses in nähere oder fernere Berührung gekommen sind. Düntzer ging mit seiner Schrift „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" voran, ihm folgte später Arnold Schloenbach mit „Zwölf Frauenbildern" und in letzter Zeit erschien J. E. Kneschke's Schrift „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt".

Auch diese Literaturgattung hat ihren Werth und ihre Bedeutung und bietet mannichfaches Interesse, besonders wenn sie wie bei Düntzer auf tiefern Forschungen beruht und wirklich Neues zu Tage fördert; aber es läßt sich gegen sie, zumal wenn sie in bloßes Fabrikat auszuarten droht, auch manches einwenden. Die Theilnahme an den eigentlichen literarischen Fragen und die Empfänglichkeit für den ideellen Gehalt dichterischer Schöpfungen wird nämlich gar zu sehr durch dieses maßlose Wühlen in blos persönlichen Bezügen beeinträchtigt, und Gedichte, die uns früher in ihrem geheimnißvollen Helldunkel lieb und werth waren, verlieren für uns ihren Hauptreiz, wenn wir erfahren, daß sie an dieses oder jenes zwar vielleicht sehr hübsche, aber sonst sehr unbedeutende Frauenzimmer gerichtet, bei diesem oder jenem sehr gewöhnlichen Vorfall entstanden waren. Sehr mit Recht bemerkte jüngst ein Recensent im „Leipziger Repertorium" von Gersdorf: „Das Aufzählen derselben (der rein persönlichen Beziehungen) trübt nur zu leicht das ideale Bild, welches der Dichter in uns hervorgerufen hat, und das möglichst rein zu erhalten gut und nütze ist." Und wahrlich, wir alle haben noch so viel Wichtigeres zu thun und zu studiren, daß es kostbare Zeit verlieren heißt, sich mit allen diesen zuweilen wol interessanten, noch öfter aber sehr uninteressanten Personen zu beschäftigen, welchen unsere Dichter eine häufig nur sehr flüchtige Aufmerksamkeit und Gelegenheitszuneigung schenkten. Außerdem werden uns auch über manche (wer denkt nicht an Elise Hahn, Bürger's dritte Gattin? an Friederike von Sesenheim? an Christiane Vulpius? an das dresdener Fräulein von Arnim und ihre Mutter?) sehr schlimme und dabei sehr dubiöse und vielleicht unbegründete Sachen berichtet, und wenn von unserer pietätlosen Zeit leider kaum noch irgendeine Ehrfurcht vor den im Grabe Ruhenden zu erwarten ist, so sollte man doch wenigstens bedenken, daß vielleicht noch Nachkommen und nahe Verwandte dieser Verunglimpften leben, deren Ehre und Namen dadurch mitbetroffen wird. Denn in der Regel machen sich diese Biographen nicht die Discretion, sondern die Indiscretion zum allein maßgebenden Gesetz, kennen keinerlei Schonung, und wühlen gerade in Verhältnissen, die man am liebsten mit einem Schleier zudeckt, mit unverhohlener Schadenfreude und Wollust. Sie sagen vielleicht: im Dienste der Wissenschaft; doch was kann die Wissenschaft von diesem Aufwühlen rein persönlichen Wustes gewinnen?

Nehmen wir z. B. die Mittheilungen Kneschke's über die sesenheimer Friederike. „Da trafen sich denn", erzählt er, „die Liebenden in der verschwiegenen Jasminlaube, während der Mond für sie Wache hielt. Und sie waren ganz allein — niemand störte ihr Flüstern und Kosen" u. s. w. Natürlich konnte dieser vertraute Umgang nicht ohne Folgen bleiben: Friederike hatte von Goethe ein Kind, welches bald nach der Geburt starb. Und wer ist Kneschke's Gewährsmann? Alexander Weil, der dies in seinen 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt" mitgetheilten Briefen aus Paris versichert. Und wer ist der Gewährsmann Weil's? Eine alte Bäuerin, Nachbarin Friederikens, die ihm so erzählt hat. Selbst eine Stelle in Goethe's Bericht über seinen zweiten Besuch in Sesenheim wird dahin gedeutet. Die Stelle lautet: „Sie (Friederike) ging leise darüber weg, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig bliebe." Kneschke bemerkt hierzu in einer Note: „Wenn wir nicht irren, ist auch an dieser Stelle zwischen den Zeilen zu lesen, in welchem Zustande sich Friederike bei Goethe's Abschied befunden habe." Soll man aber so zwischen den Zeilen lesen? Und mischt nicht Goethe selbstgeständlich Wahrheit und Dichtung ineinander? Aeußerte er doch selbst gegen Eckermann in Bezug auf die sesenheimer Episode, daß in dieser Geschichte kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Goethe's autobiographische Mittheilungen sind daher, wie auch Lewes in seinem Werke dies ausführlicher begründet, nur eine sehr unzuverlässige Quelle. Dagegen nennt Kneschke das alberne und böswillige Gerücht, daß Goethe's Sohn am Leben geblieben und, weil sein Vater sich nicht im geringsten um ihn gekümmert, Pastetenbäcker in Strasburg geworden sei, mit Recht ein lächerliches und leeres Geschwätz. Aber er will auf die hohe Autorität Weil's hin von Friederike noch mehr wissen; sie habe nämlich später mit dem katholischen Pfarrer des Orts, Rheinbold, vertrauten Umgang unterhalten und sei auch von diesem verführt worden. Er erklärt sich dies aus der Einsamkeit, in der Goethe sie zurückgelassen habe, und aus dem Liebesbedürfniß, welches in ihr durch das Brüten über der Erinnerung an Goethe erweckt und unterhalten worden sei; hätte Goethe seine Schuld gut gemacht und sie zur Frau genommen, so würde sie, wie dies bei vorzeitig sich opfernden liebesbedürftigen Mädchen ohne Zweifel häufig der Fall,

Digitized by Google

ein braves und treues Weib und eine zärtliche Mutter geworden sein. Aber auch zugegeben, daß sich das alles so verhalten haben kann, obschon uns das Zeugniß Weil's und das einer boshaft geschwätzigen alten Bäuerin für nichts gelten, so sind wir doch entschieden der Ansicht, daß alles dies nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört. Der Ruf eines bedauernswerthen Geschöpfs wird dadurch verunglimpft — nichts weiter. Im übrigen meint es Kneschke mit allen seinen Enthüllungen durchaus nicht böse; er ist im Gegentheil ein human gesinnter Mann, der Goethe mit den Frauenzimmern, denen er seine flüchtige Gunst schenkte und die er dann verließ, gern verheirathet haben möchte, und auch in dem Leben der sesenheimer Friederike erkennt er nur eine „rührende Tragödie".

Gelegentlich eifert er ja selbst über die „Klatschgeschichten", wie sie namentlich über Christiane Vulpius in Umlauf gesetzt wurden; er findet es mit Recht sehr wenig in der Ordnung, daß gebildete ästhetische Frauen mit Ausdrücken wie „Küchenmagd" um sich geworfen hätten, daß unter anderm Frau von Stein sich so weit vergessen habe, „die schlechte Meinung, welche sie ungerechter Weise von Christiane hegte, auch auf deren Kind zu übertragen, d. h. diesem schon im voraus das Los der moralischen Corruption zu prophezeien, während doch August später ein sehr tüchtiger und hochgeachteter Mann geworden ist". Es war aber auch gar zu arg! während man bei den „Römischen Elegien" (welche Lewes, beiläufig gesagt, „die vollendetsten Gedichte dieser Art in der gesammten Literatur" nennt) an irgendeine junonisch gebaute Römerin dachte, mit welcher Goethe ein romantisches Verhältniß unterhalten, stellt es sich heraus, daß der Nacken eines frischen deutschen Mädchens, eben dieser Christiane Vulpius, es gewesen, an welchem Goethe das Maß seiner Hexameter „abtastete"! Derselben Person, die übrigens unter römischen Geschlechtsgenossinnen immer noch durch ihre Bildung hervorgeleuchtet haben würde, widmete er seine „Metamorphose der Pflanzen", ihr galt die schöne Idylle „Der neue Pausias", an sie richtete er so manches reizende Lied wie „Ich ging im Walde!" und „Gefunden!" Diese Bevorzugung war ihr nicht zu vergeben. Ja, wäre nur noch die strenge Kirchendisciplin des Mittelalters in Wirkung gewesen, so hätte man wol die Genugthuung erleben können, den größten deutschen Dichter zur Seite seiner Christiane mit dem Strohkranze auf dem Kopfe vor der Kirchenthür ausgestellt und öffentliche Kirchenbuße thun zu sehen — zwar kein Schauspiel für Götter, aber für klatschhafte neidische Weiber. Doch Goethe lebte weder im Mittelalter noch in dem heutigen Hessen, und so geschah es, daß der Landesfürst, Karl August, selbst bei Goethe's und Christianens Sohn Gevatter stand, was ihm der Himmel gewiß, der stuttgarter Kirchentag aber nie vergeben wird.

Kneschke hat wie Lewes viel Gutes über Christiane zu berichten, indeß ziehen wir es vor, hier eine weniger bekannte Mittheilung zu citiren, welche in dem obenerwähnten Aufsatz des „Weimarer Sonntagsblatt" über einen Besuch bei Goethe und Knebel enthalten ist. Frau von Knebel sagte der Verfasserin, Christiane sei sehr beneidet, und deshalb viel angefeindet und verleumdet worden; sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt, und Goethe habe seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach keine passendere Frau für sich finden können; immer sei sie nur bemüht gewesen, ihm sein Leben angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie", fuhr Frau von Knebel fort, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn zu wirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte viel natürlichen hellen Verstand." Auch der jüngere Voß urtheilte in seinen Briefen im ganzen sehr günstig von ihr; zwar warf er ihr Vergnügungssucht vor, aber für Goethe habe sie von jeher mit beispielloser Treue gewacht, und solange er (Voß) sie kenne, habe sie nichts gethan, was auch bei den strengsten Rigoristen ihrem Rufe schaden könne. Soviel wir uns erinnern, beschuldigt sie Lewes, so gut er auch sonst von ihr denkt, daß sie im Weingenuß nicht immer Maß zu halten gewußt habe und bringt dies damit in Zusammenhang, daß ihr Vater ein Trunkenbold gewesen; es solle deshalb auch zwischen ihr und Goethe zuweilen zu lebhaften Scenen gekommen sein. Vielleicht aber stammt dieser Klatsch aus derselben Quelle, aus welcher die Aufzählung der 17 Gläser Champagner herrührt, welche der junge August Goethe einmal hinuntergestürzt haben soll. Das heißt doch genau beaufsichtigen und nachzählen und mit solchen läppischen Dingen beschäftigte man sich in Weimar, wo die olympischen Götter des deutschen Literaturparnasses thronten!

Im übrigen enthält das fleißig compilirte Buch Kneschke's doch für die, welche sich nicht speciell mit diesem Gegenstande beschäftigen, vieles Interessante und kann namentlich Frauen empfohlen werden, denen es mehr um Unterhaltung als um Belehrung zu thun ist. Sie gewährt eine möglichst vollständige Uebersicht über die so zahlreichen weiblichen Bekanntschaften Goethe's und hat insofern auch ein culturhistorisches Interesse, als sie beweist, wie bis zur Leichtsinnigkeit ungezwungen der Verkehr beider Geschlechter miteinander damals war. Schiller zeigte sich bekanntlich weiblichen Einflüssen viel weniger zugänglich, und darin liegt auch zum Theil der Grund, daß er seine Frauengestalten mit einer mehr reflectirten als empfundenen Idealität umkleidete, die mit der Wirklichkeit wenig gemein hat, daß, um mit dem Verfasser zu sprechen, „keine Schiller'sche Frauengestalt in so reichem Maße wie die Goethe'schen des Weibes bestes Erbtheil und schönsten Schmuck besitzt, jene Naivetät und Ursprünglichkeit des Denkens und Empfindens nämlich, sowie jene Grazie des äußern Thuns und der Erscheinung, um derentwillen wir Männer das andere Geschlecht beneiden und doch zugleich lieben". Schließlich möchten wir hier nur noch beiläufig die Frage anregen, woher es kommt, daß die Verhältnisse der Dichter zu den Frauen ein so häufiger Gegenstand kritischer Untersuchung sind, äußerst

Digitized by Google

selten aber die der Tonkünstler und bildenden Künstler. Sollten diese wirklich den Einflüssen des Weibes, die doch namentlich dem Maler und Bildhauer so nahe gerückt scheinen, auf sich und ihre Kunstweise weniger ausgesetzt sein? Diese Frage schiene uns in der That werth, einmal einer nähern Prüfung unterworfen zu werden, obschon es an novellistischen Darstellungen, denen die Beziehungen von Künstlern zu dem weiblichen Geschlechte zum Grunde gelegt sind, allerdings nicht fehlt.

Goethe oder Schiller! das ist heutzutage beinahe ein literarischer Schlachtruf wie im Mittelalter „Guelfe oder Ghibelline!" Erst in jüngster Zeit haben die Journale wieder mehrere Parallelen zwischen beiden großen Dichtern gebracht, mit deren Lectüre sich nur der Uebelstand verbindet, daß man lange Auszüge aus ihren Briefen und Schriften, die man schon zehnmal an verschiedenen Orten gelesen hat, zum elften und zwölften male zu lesen genöthigt ist. Auch weist es ohne Zweifel auf einen Mangel im deutschen Nationalleben hin, daß die Discussion über beide Männer ein gar so breites Terrain in der Literatur einnimmt; weshalb auch die „Westminster review" jüngst den Deutschen ihre „idolatry for their two great poets" zum Vorwurf macht. Nun verkennen wir freilich nicht, daß es sich dabei um die Durchführung und Begründung gewisser principieller Fragen handelt, und daß, indem der eine für Schiller, der andere für Goethe kämpft, jeder nur seine eigene Sache verficht und ein Princip vertheidigt, welches ihm das theuerste ist. Aber knüpfen sich nicht auch die wichtigsten Principien an Voltaire und Rousseau, und erreicht die diese beiden Männer betreffende Literatur in Frankreich auch nur den zwanzigsten ja funfzigsten Theil von dem Umfang und der Masse unserer Goethe- und Schiller-Literatur?

Der Medicinalrath A. Clemens in Frankfurt hat in seiner kleinen aber geistvollen Schrift „Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart" ebenfalls eine Parallele zwischen beiden Dichtern gezogen. In der Vorrede erzählt uns der Verfasser, daß er diese Abhandlung schon im Herbste 1855 verfaßt habe, als sich in Frankfurt der Schiller-Verein constituirte. Die Abhandlung hatte Unglück; sie wurde dem Verfasser von mehreren Buchhändlern und Redactionen zurückgeschickt. Inzwischen erhielt er im November 1856 einen Brief von einer entfernten Freundin, in welchem zu der Mahnung Veranlassung genommen war: „Und Sie, mein Freund, Sie schweigen so still bei dem Treiben einer gewissen Partei, die jetzt überall Schiller weit, weit über Goethe stellt?" Hierdurch fühlte sich der Verfasser angeregt, seine bereits verdrießlich beiseite geschobene Arbeit wieder aus dem Pulte hervorzulangen und an die Zeitschrift „Deutschland" zu schicken, welche sie auch aufs bereitwilligste abdruckte. „Sollte nicht", fragt der Verfasser im Vorwort, „die Art und Weise, wie ihrer Veröffentlichung so manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, als Symptom auf eine Krankheit hindeuten, welche die entfernte Freundin mit Namen genannt?" Der Verfasser spricht nämlich bei aller Ehrfurcht vor Schiller's großem Charakter und hervorragenden geistigen Gaben in seiner Schrift die Ansicht aus, daß der pathologische Grundzug in Schiller's Charakter — Unzufriedenheit war: „Unzufrieden war er mit der Welt, wie sie ihm erschien, unzufrieden mit der Lage des Menschengeschlechts, unzufrieden mit seiner eigenen, mit sich, seinem Bildungsgange, seinen Leistungen, seinen Verhältnissen." So schwebe Schiller in seinen Dichtungen zwischen dem Wirklichen, das ihn nicht befriedige, und dem Idealen, das er nicht erreichen könne. Darum gefalle er so sehr der Jugend, „jener glücklichen Zeit der Excentricität, wo wir so vornehm, keck, selbstgefällig und studentenmäßig zum ersten male in die unserer Meinung nach so ärmliche Wirklichkeit der Welt schauen"; darum sei er der Gott der Frauen, „die sich in einer der Jugend ähnlichen Gemüthsverfassung befinden". Den Vorrang, den nun gerade die Neuzeit Schiller einräumt, scheint ihm keinen sehr erfreulichen Grund zu haben: er liege in der anmaßenden Subjectivität unsers Zeitalters. „Auf Goethe'sche Ruhe und Objectivität", bemerkt der Verfasser, „wird unser auf Eisenbahnen nach materiellen Genüssen dahinbrausendes Zeitalter wol verzichten müssen." Natürlich will der Verfasser damit nicht im entferntesten sagen, daß Schiller dieser materiellen Richtung irgend Vorschub geleistet; das wäre eine Lästerung gegen diesen verehrungswürdigen Dichter. Aber man kann sehr materiell und nicht gerade sehr gutartig und human sein und sich doch mit Vorliebe in dem Reiche idealer Anschauungen bewegen; denn diese auf das Leben anzuwenden wird ja niemand verlangen, sie sind daher sehr wohlfeil und kosten kein Opfer. Das ist nun gerade in unserer Zeit nur allzu häufig der Fall. Sehr viele fliehen die Postulate der christlichen wie der praktisch-humanen Moral, weil man von dem, der sich zu ihnen bekennt, auch verlangen darf, daß er sie im gewöhnlichen Leben in Ausübung bringe; aber man brüstet sich mit Maximen, die eigentlich nur für Götter, Halbgötter und Heroen sind. Hierauf zum Theil wenigstens ist der große Einfluß, den die idealistische Poesie Schiller's in unserer Zeit ausübt, zurückzuführen. Mit Berufung auf Schiller kann jeder zu sich sagen: die Welt ist schlecht und gemein, aber ich habe nicht nöthig, zu ihrer praktischen Besserung Hand mit anzulegen; es gibt noch eine ideale Welt, deren Bürger ich bin; wenn mir diese bleibt, was kümmert mich jene? Freilich hört man dergleichen nicht gern, und so mochte auch Clemens, der sich in ähnlichem Sinne, wenn auch mit andern Worten ausspricht, allerdings Mühe haben, seine Abhandlung unterzubringen.

Wenn wir übrigens sein Schriftchen recht angelegentlich zur Lectüre und Prüfung empfehlen, so geschieht dies zum Theil im eigenen Interesse, denn es befindet sich darin sehr wenig, was nicht mit unsern eigenen Ansichten vollkommen übereinstimmte. So besonders, was Clemens über den Mangel an eigentlich nationalpolitischem Sinn beider Männer sagt. Wenn Schiller das

Digitized by Google

Vaterlandsgefühl allerdings betonte, so hat er doch fast nirgends das deutsche Vaterlandsgefühl betont, und der Briefwechsel beider Männer zeigt zur Genüge, wie wenig sie von den Kriegsstürmen berührt wurden, welche Deutschland damals umtobten und in seinen Grundfesten erschütterten. „Wir streiten über Ideen und verlieren eine Provinz nach der andern an den der Realität huldigenden Nachbar", bemerkt Clemens in dieser Hinsicht. Für Schiller blühte die Freiheit nur im „Reiche der Träume", und wenn er einen Autokraten durch seinen idealistischen Posa auffordern ließ, Gedankenfreiheit zu geben, so hat er doch nirgends die politischen Bedingungen aufgestellt, unter denen Gedankenfreiheit allein möglich und ersprießlich ist. Ein Demokrat, zu dem man ihn heutzutage so gern stempeln möchte, war er nicht, nicht einmal ein Constitutioneller. Gegen die Herrschaft der Mehrheit hat er sich häufig ausgesprochen, nicht blos in seinen Dichtungen, sondern auch in seinen philosophischen Schriften, z. B. in seiner Beurtheilung der Solon'schen Staatsverfassung: „Alle großen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge; alle kleineren aber Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten." Was Goethe betrifft, so legt dieser dem Alba die Worte in den Mund, die auch wol sein Glaubensprincip bilden: „Was ist Freiheit? was ist des Freiesten Freiheit? Recht zu thun! Daran wird sie kein König hindern. Nein, sie glauben nicht eher frei zu sein, als bis sie sich und andern gehörig schaden können." Schon früh war er der sehr bequemen Ansicht (vgl. das Gedicht „Felsweihegesang der Psyche"):

Da wo wir lieben,
Ist Vaterland,
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Später modificirte er wol diese allzu bequeme Vaterlandsansicht ein wenig, ja er feierte selbst in „Epimenides' Erwachen" die Befreiung des Vaterlandes, aber sein Ruf:

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan —

kam eben um einige Jahre zu spät, um noch Werth zu haben. Goethe und Schiller sind uns Deutschen unermeßlich viel, aber als die einflußreichsten Männer, die Deutschland gehabt hat, hätten sie uns noch unendlich viel mehr sein können, wenn sie direct auch das Vaterlandsinteresse wahrgenommen und die Blosslegung und Heilung der ihnen wohlbekannten nationalen, politischen und socialen Gebrechen Deutschlands entschieden in Angriff genommen hätten. Denn man muß sich erst in seinen vier Vaterlandspfählen wohl und sicher fühlen, wenn die Früchte des von Goethe und Schiller gepredigten allgemein menschlichen Evangeliums gedeihlich ins Haus wachsen sollen. Die Verwirrung, die bei uns in nationalpolitischen Angelegenheiten herrscht, schreibt sich vielleicht zum Theil daher, weil diese Männer von höchster Autorität uns in dieser Beziehung so sehr im Stich gelassen haben.

Heinrich Döring, der sich um die Popularisirung unserer classischen Autoren gewiß manche Verdienste erworben, hat in seinen poetischen Lebensbildern „Goethe und Schiller" den ganzen Lebenslauf beider Männer in Verse gebracht, und es finden sich darin Strophen wie folgende:

Den „Ew'gen Juden" ließ er trostlos wandern
Durch ferne Länder, wählte sich dann zart
Zum Helden Joseph, und in einem andern
Gedicht besang er Ehrisi Himmelfahrt.

Oder:

In diesem jugendlichen Uebermuthe
War sein Genoß ein Freund, der Behrisch hieß —
Stets munterer Laune, und von heißem Blute —
Der aber Leipzig wieder bald verließ.

Oder über Schiller:

An Kleidung prälig gleich den Offizieren
Mußt' er, wie sie in ihrem Kriegerstand,
In eine Uniform die Glieder schnüren,
Voran ihn eine strenge Vorschrift band.

Ferner:

Die Art des Vortrags nur war es gewesen,
Was über ihn verhängt dies Mißgeschick;
Denn als er selbst das Trauerspiel gelesen,
Nahm Frau von Kalb ihr Urtheil schnell zurück.

Manche Strophen sind wol besser gerathen; aber die Mehrzahl derselben ist den angeführten an Werth gleich oder ähnlich. Und doch darf man annehmen, daß die Dichtung aus wirklicher Begeisterung für den Gegenstand hervorgegangen ist.

Eine Sammlung mit Verstand und Weisheit ausgewählter Goethe'scher Kernsprüche, aber nur aus des Dichters prosaischen Schriften, enthält der erste Theil des von uns in Nr. 21 kurz besprochenen nachgelassenen Sammelwerks von E. von Feuchtersleben „Geist deutscher Classiker". Die darin mitgetheilten Aphorismen sind unter folgende Ueberschriften gebracht: „Welt", „Leben", „Menschen", „Erziehung", „Frauen", „Liebe", „Glück", „Charakter", „Kunst", „Poesie", „Literatur", „Geschichte", „Philosophie", „Religion". Das Vorwort enthält eine kurze treffende Charakteristik Goethe's, aus der wir folgende Worte hervorheben:

Goethe! — Welche Welt von Vorstellungen thut sich vor uns auf, wenn wir diesen Namen nennen! Es ist nicht das Leben eines Menschen, was er bezeichnet, es ist eine ganze Zeit, eine Bildungsepoche, der wir selbst angehören. . . . Man beurtheilt Goethe sehr einseitig, ja völlig irrig, wenn man ihn blos als Dichter auffaßt. Die Poesie war nur ein Theil seines Wesens und seiner Bestrebungen. Diese gehörten der Welt, dem Leben, der Wissenschaft im Großen, Ganzen an. Sein Leben bezeichnet den Bildungsgang einer ganzen Zeit, und seine Werke müssen nicht, wie die anderer Dichter, blos an sich, sondern als Fragmente seiner Biographie, die sie zusammengenommen darstellen, betrachtet werden. Sie erlösen Bildungsstoffen aus. Darum ist schon an den poetischen die Vielseitigkeit, die nicht überseitigkeit in der Welt der Dichtkunst hat, das Hervorspringendste.

Aber auch in den wissenschaftlichen Regionen, soweit er sich mit ihnen einließ, drang der gewaltige Geist bis in die innerste Tiefe, und es bezeichnet ihn, daß er überall mit dem Gegenstande selbst gleich-

Digitized by Google

ſam eins und verwachſen, das Löſungswort des Räthſels ausſprach. Das war Goethe — und die Zeit iſt ihm ſo wenig vorangeeilt, daß vielmehr noch viele Zeiten verrinnen werden ins Meer der Ewigkeit, ehe die Zeit reif genug ſein wird, ihn völlig zu begreifen.

Das Material über Goethe, überall hin zerſtreut, wächſt uns unter den Händen, und man wird es uns vielleicht Dank wiſſen, daß wir hier zum Schluß noch auf einzelnes aufmerkſam machen. Zuvörderſt nennen wir ein paar intereſſante Briefe Goethe's an Klinger aus dem Jahre 1814, welche J. W. Appell ſchon zu Anfang des vorigen Jahres im „Frankfurter Muſeum" aus dem Nachlaß des ruſſiſchen Staatsraths und dorpater Profeſſors Karl von Morgenſtern mitgetheilt hat; ferner einen erſt ſeit kurzem wieder aufgefundenen und in der Beilage zu Nr. 128 der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Brief Goethe's an Peter Cornelius vom 8. Mai 1811; einige in d. Bl. (Nr. 1 und 12) zuerſt abgedruckte Briefe Goethe's; die „Frankfurter Anmerkungen" zu Goethe's „Aus meinem Leben" und O. Schade's „Weimariſche Didaskalien", die namentlich auch über das Verhältniß Goethe's zu Corona Schröter berichtigende Auskunft geben, in den jüngſten Heften der „Minerva"; den ſehr anziehenden Bericht Victor Couſin's in ſeinen „Fragments et souvenirs" (dritte Ausgabe) über ſeinen Beſuch bei Goethe im Jahre 1817; ſodann eine mündliche Mittheilung des Profeſſors Nicolovius in Bonn, eines Großenkels Goethe's, welche ſich im erſten Bande von F. W. Krug's Autobiographie „Zehn Jahre aus meinem Leben" findet, worin es heißt: Goethe habe zuletzt den größten Theil der Menſchheit, das ſogenannte „Menſchenpack", immer gründlicher verachten gelernt, je mehr man vor ihm gekrochen ſei und ihm geſchmeichelt habe. Dieſe Verachtung habe er oft in frappanten Aeußerungen des Ueberdruſſes und Ekels und in den bitterſten Sarkasmen Luft gemacht. Oft wenn ihm ein Hofmann bei einem glänzenden Hoffeſte auf eine fade Weiſe mit irgendeiner ſchalen Bemerkung oder groben Schmeichelei angeredet, habe er ſich umgewendet und in ſeinem großen Auge eine helle Thräne zerdrückt. Endlich möchten wir noch auf eine Zurechtweiſung aufmerkſam machen, welche Düntzer in Nr. 119 und 120 der „Allgemeinen Zeitung" dem Verfaſſer des „Rheiniſchen Antiquarius", Herrn von Stramberg, angedeihen läßt, der dreiſt genug war, Goethe und Lafontaine (damals Feldprediger beim Regiment Thadden) zu beſchuldigen, daß ſie beide gedungene Helfershelfer Lombard's geweſen; namentlich ſei Goethe dazu angeſtellt geweſen, die Gerüchte „um das" ſchreckliche Wetter während des Feldzugs in der Champagne zu verbreiten. Dieſe Beſchuldigung iſt eigentlich zu albern, um einer ernſten und ausführlichen Widerlegung zu bedürfen. Stramberg nennt dabei ſowol Goethe als Lafontaine „Schreiber". Ob eine ſo dreiſte Verunglimpfung eines ſo großen Namens bei einer andern Nation als der deutſchen wol auch nur denkbar wäre?

Hermann Marggraff.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg.

Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürſt von Eichſtädt und vormaliger Vicekönig von Italien u. ſ. w., in den Feldzügen ſeiner Zeit. Ein Heldenbild des 19. Jahrhunderts, zugleich eine Entgegnung auf die „Mémoires du duc de Raguse". Von Franz Joſeph Adolf Schneidawind. Stockholm, Maaß. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Das letzte Werk des fruchtbaren Verfaſſers, welcher Ende Juli des vorigen Jahres unerwartet ſchnell zu Marienbad geſtorben iſt und gewiß zu den fleißigſten Compilatoren der Gegenwart gehörte. Große Hoffnungen, ſchreibt der Verleger, hatte der Verſtorbene auf dieſe ſeine letzte literariſche Arbeit geſetzt, deren Zueignung Ihre Majeſtät die Königin von Schweden und Norwegen anzunehmen geruht habe. Dies Werk als Frucht jahrelanger Forſchungen ſollte zugleich durch treue Darſtellung der Ereigniſſe die niedrigen Angriffe widerlegen, welche ſich der Marſchall Marmont in ſeinen Memoiren gegen den vormaligen Vicekönig und gegen die Wahrheit erlaubt hat. Wenn dieſe Abſicht als eine ehrenhafte und vollkommen berechtigte anzuerkennen iſt, ſo ſchwächt der Verfaſſer die Wirkung doch ſelbſt durch die Hyperbeln ſeines Vorworts, welche in dem unbefangenen Leſer, der die Auszeichnung der Hochgeſtellten nicht ſo zu würdigen verſteht, ein gewiſſes Misbehagen weckt. Mag es dem Verfaſſer Ernſt geweſen ſein, wie wir aufrichtig glauben wollen, mag er auch dieſe Worte in dem Geſuch um die Erlaubniß, ſein Werk der erlauchten Tochter ſeines Helden zu Füßen legen zu dürfen, mit allem Recht gebraucht haben, ſo wäre es mehr im Intereſſe der beabſichtigten Wirkung auf die Leſer geweſen, wenn er erſt die Thaten des edeln Fürſten hätte ſprechen laſſen und aus ihnen dann die tönende Charakteriſtik gegeben hätte. Die captatio benevolentiae ſchlägt gar zu oft in Verſtimmung über. Man urtheile ſelbſt:

„Wer kennt nicht das alte deutſche Lied: «Prinz Eugen, der edle Ritter», welches Tauſende geſungen haben, welches Tauſende begeiſtert und erhoben hat? Allein die Geſchichte kennt nicht und kann und darf nicht kennen dieſen einzigen Eugen als «edeln Ritter» und großen Kriegshelden; es gibt außer dieſem Eugen, dem edeln Ritter, der «wollt dem Kaiſer wied'rum kriegen Stadt und Feſtung Belgarad», noch einen zweiten Eugen, «den edeln Ritter» und ruhmreichen Feldherrn und Kriegshelden, jenen Prinzen, welcher des vierten Heinrich Grazie mit Bayard's Tapferkeit und Tadelloſigkeit, Turenne's Klugheit mit Catinat's Beſcheidenheit paarte."

Ob der Held, den auch wir wegen ſeines edeln Charakters und ſeiner ausgezeichneten militäriſchen Talente hoch ehren, wie hier geſagt wird, dem andern Eugen, dem Krieger von Savoyen, als Feldherr ebenbürtig an die Seite geſetzt zu werden verdient, bedarf wol kaum der Erörterung. Wir wollen uns lieber an das Werk ſelbſt halten. Der Verfaſſer hat ſich wiederum, wie in ſeinem frühern Lebensbilde des Prinzen Wilhelm von Preußen, nicht die Aufgabe geſtellt, „den Fürſten Eugen in ſeinem Amte, an ſeinem Hofe, in ſeiner Familie, in dem Vaterlande oder in dem Auslande, wie er zugleich in der Hand den Scepter und das Kriegsſchwert hielt, Geſetze und Recht handhabte und Schlachten lieferte u. ſ. w. darzuſtellen". Wir fragen: warum nicht? Das wäre erſt das vollkommene Bild geworden, das wir mit Freuden empfangen hätten, dagegen eine „Geſammtgeſchichte aller jener Feldzüge in Italien, Deutſchland, Ungarn, Polen und Rußland, in welcher er als commandirender General eines beſondern Heeres oder eines bedeutenden Armeecorps aufgetreten iſt", durchaus kein literariſches Bedürfniß war. Auf dieſe Weiſe iſt nur ein Buch gemacht worden, das in der Kritik dieſelben Erfahrungen erleben wird, wie das vererwähnte über den Prinzen Wilhelm von Preußen. Wir bedauern das wegen des darauf verwendeten Fleißes und ſeiner andern Verdienſte.

Die erſte Abtheilung iſt als Einleitung bezeichnet. Sie

Digitized by Google

erzählt die Herkunft Eugen's, und wie er, kaum 12 Jahre alt, seinem Vater in das Lager und die Schlacht gefolgt sei, als „ein junges Heldenbild, dem zarten Max Piccolomini im prager Winterlager vergleichbar"; dann wie er unter Hoche die kriegerische Laufbahn weiter gegangen und seinem Stiefvater nach Italien und Aegypten gefolgt ist, bei Marengo sich ausgezeichnet hat und in der ruhigen Zeit von 1801—4 zum Generaloberſten ſämmtlicher reitenden Jägerregimenter aufgestiegen ist. Sein glückliches Wirken als Vicekönig von Italien, gleich von Anfang an, wird kurz berührt und mit einer Dichterstelle bekräftigt. Wir begegnen in der nur 11 Seiten füllenden Einleitung 11 solchen eingestreuten poetischen Stellen! Zum Schlusse wird ebenfalls nur kurz die Vermählung Eugen's mit der schönen und liebenswürdigen Prinzessin Amalia Augusta von Baiern berichtet. Wir hätten aber gern mehr von dem Familienleben des erlauchten Paars gelesen.

Die zweite Abtheilung enthält den Feldzug von 1809 und schildert Eugen als commandirenden General der italienischen Armee. Der Verfasser hat diesen Feldzug bereits in einem selbständigen Werke dargestellt, allerdings auch die folgenden Kriege von 1812—15. Um so mehr drängt sich die Frage auf, warum er sie jetzt noch einmal, ausführlicher als der Stoff bedingt, abhandelt? Wenn er die Geschichte Eugen's, des Vicekönigs von Italien, als Feldherr schreiben wollte, so konnte doch alles, was nicht unmittelbar auf seine Operationen sich bezog oder mit ihnen im engern Zusammenhange stand, kürzer gefaßt werden, namentlich alle eigentlich politischen Verwickelungen der Staaten. Hier stoßen wir noch auf eine zweite Frage: Fühlt ein deutscher Professor sich berufen, die Thaten der französischen Armee gegen Oesterreich, unter dessen Adler allerdings, wie das Manifest des Erzherzogs Karl sagte, die Freiheit Deutschlands sich geflüchtet hatte, zu verherrlichen, warum meidet er nicht wenigstens die offenbare Parteinahme für die Fremdherrschaft, welche den Deutschen aufgezwungen war? Er nennt es Aufwiegeln, wenn Oesterreich sich Hoffnungen macht von den ehemaligen preußischen, hessischen und seinen eigenen frühern Unterthanen; er misachtet die patriotischen Bestrebungen in Deutschland, welche dem französischen Einflusse ein Ende machen wollten und nennt eine Reihe der schensten Namen mit wahrer Geringschätzung. Es thut weh, das zu lesen, selbst hier, wo allerdings Baiern, des Verfassees engeres Vaterland, mit Napoleon ging und für seine Errungenschaft Tirol streiten mußte. Auch in Italien nimmt der Verfasser Partei für die französische Herrschaft. „Der Krieg in Italien sollte die große Frage entscheiden: ob dieses schöne Land unter den Scepter Oesterreichs und die Regierung einer Menge kleiner Fürsten zurückkehren oder ob es fortfahren sollte, einen unabhängigen (!) Staat zu bilden, der sich bald die ganze Halbinsel aneignen mußte?"

Viel erfreulicher ist die gelungene Schilderung der edeln und liebenswürdigen Persönlichkeit des ritterlichen Helden, welche der Verfasser der Darstellung seiner ersten Feldherrnprobe vorausschickt. Die Erzählung der Kriegsbegebenheiten ist nach bekannten und bewährten Quellen. Vom militärischen Standpunkte würden wir manches zu erinnern haben, z. B. gegen die sonderbare Uebersicht der Streitkräfte und gegen manches Detail der Kriegshandlungen; aber das Werk soll ja keine Kriegsgeschichte für Leser von Fach sein. Auch kann man nur von dem Schriftsteller von Fach fordern, daß er die Quellen durch eine auf reifes militärisches Urtheil gestützte Kritik zu läutern und zu vermitteln verstehe, jeder andere wird bald diesem, bald jenem Führer, der ihm zusagt, folgen. So hier die Erörterung über den Rückzug des Erzherzogs Johann aus Italien, nach Pelet. Doch lesen wir nach deutschen Berichten auch schöne Waffenthaten der Oesterreicher, welche gut und militärisch erzählt sind, so Hensel's Vertheidigung von Malborghetto. Die italienische Armee folgte bekanntlich unter fortwährenden Gefechten dem Feinde, erhielt dann Befehl sich bei Wien mit Napoleon's Hauptmacht, die bei Aspern geschlagen worden war, zu vereinigen und wurde bei Neustadt von dem Kaiser gemustert, welcher seinen Stiefsohn für seinen glücklichen Feldzug mit Lob überhäufte. Der Sieg von Raab erhöhte seinen Ruhm. Sehr ausführlich ist die Schlacht von Wagram erzählt; der Verfasser entschuldigt das mit der Größe des Stoffs. Daß sie den Ruhm Eugen's in diesem Feldzuge vervollständigt habe, können wir nicht zugeben, da er in der ihm angewiesenen Stelle nicht besonders hervortreten konnte und die Entscheidung der Schlacht auf dem linken Flügel des Feindes lag. Auch Wrede's wird gedacht, welcher mit den Baiern bei Wien stand und wiederholt um Erlaubniß bat, vorzurücken. Napoleon's Antwort: „Est-ce que la tête lui brule déjà?" (Brennt ihm der Kopf schon?) ist aber merkwürdig ungeschickt übersetzt: „Ha, ist sein Kopf schon im vollem Feuer?" Nach der Schlacht wurde Eugen mit der Unterdrückung der neuen tiroler Erhebung beauftragt; sie schließt den Abschnitt.

Die dritte Abtheilung umfaßt den Feldzug von 1812, in welchem der Vicekönig das vierte Corps der Großen Armee befehligte. Die Geschichte dieses Feldzugs ist so oft erzählt, daß wir auch hier nichts Neues erfahren und nur unter den Quellen eine der wichtigsten und neuesten, Toll's „Denkwürdigkeiten", wenig benutzt finden, während dagegen Beitzke vielfach als Autorität angeführt wird. Ebenso vermissen wir die an gewissenhafter militärischer Kritik ausgezeichnete „Geschichte der Feldzüge in Europa" u. s. w. des Obersten Schulz. Was die Truppenführung des Vicekönigs von Italien speciell betrifft und manchen kleinen Charakterzug, welcher von ihm in den zahlreichen Werken über 1812 erzählt wird, hat der Verfasser fleißig gesammelt und betreffenden Orts in das rechte Licht gestellt, auf das schöne Beispiel von Hingebung weisend, das er auf dem unglücklichen Rückzuge überall gegeben hat. Daß die Schrecken desselben nicht abermals ausgemalt werden, können wir dem Verfasser nur danken. Als auch Murat die Trümmer der Armee, die er nach des Kaisers Abreise befehligte, verlassen hatte, übernahm Eugen das Obercommando, in welchem er durch Napoleon von Paris aus bestätigt wurde.

In der vierten Abtheilung behandelt der Verfasser den Feldzug von 1813. Wunderlich klingt es freilich, den Vicekönig im französischen Stil auch hier als Befehlshaber der „Großen Armee" bis zu Napoleon's Ankunft in Sachsen bezeichnet zu sehen. War es aber nur eine geringe Streitmacht, die er wieder organisirt hatte und befehligte, so entledigte er sich des schwierigen und ruhmvollen Auftrags, der ihm geworden war, um so mehr mit Ehren. Seine Maßregeln werden nach bewährten Quellen dargestellt. Wir folgen ihm dann als Befehlshaber der Avantgarde Napoleon's und umkehrend zur Schlacht von Großgörschen, wo sein Eintreffen die gefährliche Krisis günstig wendete. Von Dresden aus, welches er mit dem elften Corps zuerst wieder besetzte, wurde er vom Kaiser nach Italien gesandt, um für den bevorstehenden Bruch mit Oesterreich Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Am 12. Mai 1813 sagten sich Napoleon und Eugen — ein ewiges Lebewohl!

Die fünfte Abtheilung stellt uns den Vicekönig wieder als Obergeneral einer selbständigen Armee dar, während der Feldzüge von 1813 und 1814 in Italien. Für diese Feldzüge mußte aber ein Heer erst gebildet werden. Die außerordentliche Thätigkeit, die er entwickelte, machte es möglich, daß bis Mitte Juli eine Streitmacht von einigen 40000 Mann organisirt war, die in drei Lieutenancen, jede zu zwei Divisionen, eine Reservedivision, die Reserveartillerie und eine Cavaleriedivision eingetheilt ihre Stellungen gegen die österreichische Grenze einnahm. Eugen verlegte sein Hauptquartier nach Udine. Ihm gegenüber an die damaligen Grenzen der österreichischen Monarchie rückte das Heer von Innerösterreich unter Hiller. Die Operationen begannen mit dem Vordringen desselben nach Kroatien, wo das tapfere und treue Volk sich sofort für das angestammte Kaiserhaus erhob. Wir folgen den weitern Kriegsbegebenheiten, für deren Darstellung der

Digitized by Google

Verfasser besonders das letzte Werk des Feldzeugmeisters Welden benutzt hat. Der Vicekönig wurde durch seine Generale schlecht unterstützt, der Mangel in der Führung machte sich überall fühlbar, und bestätigte die nie genug zu beherzigende Wahrheit, daß alle persönliche Tapferkeit die fehlende Intelligenz in der neuern Kriegführung nicht zu ersetzen vermag. Zu diesem Unglück kam noch der Abfall Murat's, welcher um jeden Preis König bleiben wollte. Eugen wurde dadurch in die gefährlichste Lage gesetzt: mit seiner geringen Macht auf zwei Fronten zu kämpfen. Die Geschichte hat es anzuerkennen und der Verfasser setzt es gegen die neuerdings erhobenen Verdächtigungen in das schönste Licht, daß Eugen, seinem Wahlspruch: „Ehre und Treue!" gemäß, allen Lockungen des Murat'schen Beispiels, sich eine Selbstherrschaft zu erringen, widerstand, daß er die Einladungen, gemeinschaftliche Sache mit den alliirten Mächten zu machen, standhaft von sich wies, wie sehr sie auch durch seinen Schwiegervater, den König von Baiern, durch die eigene Sorge um seine Gemahlin und Kinder, selbst durch die Stimmung die sich in Italien regte, unterstützt wurden. Er antwortete dem bairischen Offizier vom Generalstabe, Prinzen von Thurn und Taxis, der als Unterhändler zu ihm geschickt war, daß er dem Volke, welches ihm so viel Beweise von Liebe gegeben habe, wol sein Leben, aber nicht seine Ehre aufopfern könne; es sei vor wenig Tagen eine Deputation des Senats aus Mailand zu ihm gekommen, die um Erlaubniß gebeten, ihn durch eine Volksbewegung zum König von Italien ausrufen zu lassen, er habe dies streng untersagt und mit Anzeige des Vorhabens an den Kaiser gedroht. Dabei verhehlte er sich die Gefahr nicht, in welcher er selbst mit seinem Hause schwebte, versicherte jedoch dem Offizier, daß seine Gemahlin erklärt habe, das härteste Schicksal mit ihm theilen zu wollen, überleben werde sie es aber nicht, wenn er seinen Kindern das Erbtheil eines Verräthers hinterließe.

So zerschlug sich diese Unterhandlung, von welcher der Vicekönig pflichtgetreu dem Kaiser ausführliche Mittheilung machte, während auch Fürst Metternich, als ihm der bairische Offizier Bericht abstattete, dem Prinzen Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Seine Position ist so delicat", äußerte er, „daß er als ehrlicher Mann wirklich nicht anders handeln kann."

Den unbegründeten Anschuldigungen Marmont's verdanken wir, daß viele Documente, welche den edeln Prinzen von jedem Schatten eines Verdachts reinigen, von neuem oder zum ersten mal an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen worden sind, und auch in der Presse des vorigen Jahres ihre Stelle und Würdigung gefunden haben. Wir lesen darum diesen Theil des vorliegenden Werks, in welchem sie zusammengestellt sind mit großem Interesse. Jener erste Versuch, Eugen zur Abtrünnigkeit zu bewegen, blieb nicht der einzige, aber der Erfolg war immer derselbe. Eine andere Anschuldigung, als habe Eugen in Italien gegen die Intentionen des Kaisers eigenmächtig operirt, während er Italien habe räumen sollen, um ihn in Frankreich zu verstärken, alles in der verrätherischen Absicht, sich bis zum Sturze Napoleon's und dadurch bleibend zu behaupten, wird ebenfalls widerlegt. Napoleon hatte allerdings jenen Befehl gegeben, ehe die Verhältnisse mit der schweizer Neutralität und zu Murat sich geklärt, dann aber hatte er an Eugen durch den noch lebenden Grafen Tascher de la Pagerie, jetzigen Senator und Oberhofmeister der Kaiserin Eugenie, Gegenbefehl geschickt, ihm seine volle Zufriedenheit ausgesprochen und anheimgegeben, sein Terrain in Italien Schritt für Schritt zu vertheidigen. So wurde der Behauptungskrieg hier glücklich fortgesetzt, bis der Thronwechsel in Frankreich ihn und zwar durch eine Convention beendigte. Die weitern Vorgänge in Italien sind nur kurz angedeutet.

Dem Plane des Werks gemäß schließt dasselbe mit der militärischen Laufbahn des Prinzen und nur mit wenigen Worten wird in einer sechsten Abtheilung einiges mitgetheilt über sein Leben in der Zurückgezogenheit, das fortan seinen Pflichten als Gatte und Vater allein gewidmet war. Die allgemeine Hochachtung der Welt, die Liebe aller, welche ihm näher gestanden, blieb ihm und ehrte sein Gedächtniß im Tode, als er am 25. Februar 1824 im blühendsten Mannesalter von noch nicht 43 Jahren verschied. Wir wiederholen es, daß wir gern sein vollständiges Lebensbild gelesen hätten, zu welchem der Verfasser gewiß die Materialien gewonnen haben würde. Doch sind wir ihm auch für das Gebotene dankbar.

Karl Gustav von Bernek.

Robert Schumann.

Robert Schumann. Eine Biographie von J. W. von Wasielewski. Mit den Medaillons von Clara und Robert Schumann und zwei Facsimiles. Dresden, Kuntze. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Es sind noch nicht zwei Jahre vergangen, seitdem Robert Schumann auf eine so betrübende Weise im kräftigsten Mannesalter und mitten aus der Fülle schöpferischer Thätigkeit von uns scheiden mußte und schon hat er in dem Verfasser vorliegender Schrift einen Lebensbeschreiber gefunden. Ueber diese Eile wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten; einmal deshalb nicht, weil er sich wol schon in früherer Zeit mit der Idee einer Biographie Schumann's mag getragen haben, also nicht erst der Tod des Meisters den Gedanken in ihm erzeugte, und das andere mal wollen wir nichts gegen die eilende Errichtung eines biographischen Denkmals so kurze Zeit nach dem Heimgang des genialen Mannes einwenden, weil unsere Zeit es überhaupt liebt, nicht nur jüngst Verstorbene, sondern sogar noch Lebende mit ihrem Urtheile sozusagen einzuholen. Haben wir doch kürzlich erst eine deutsche Darstellung der französischen Literatur von der Zeit der Revolution bis auf unsere Tage die Presse verlassen sehen, in welcher so mancher noch Lebende als der geschichtlichen Vergangenheit schon angehörig besprochen wird, zahlreicher ähnlicher Arbeiten von Deutschen über Deutsche nicht zu gedenken. Der Heros literaturgeschichtlicher Darstellung, Gervinus, bricht freilich ab, sobald er die Schwelle der Gegenwart betritt, unsers Bedünkens von dem richtigen Gefühle geleitet, daß jüngst Vergangenes, so wie Gegenwärtiges einer objectiv historischen Darstellung nicht günstig ist. Wir deuten hiermit an, unter welcher Bedingung wir an die Besprechung auch der vorliegenden Arbeit gehen. Wer Erscheinungen der Gegenwart beurtheilt, ist dem Schiffer gleich, der auf unbekanntem Meere fährt, er wird sehr wohl die verschiedenen Strömungen wahrnehmen, auch allenfalls über ihre Richtung mancherlei vermuthen, aber wohin sie führen, bleibt ihm verborgen.

Der Verfasser dieser Schumann'schen Biographie, der selbst Musiker ist, fühlte sich zu dieser Arbeit nicht allein durch die Theilnahme veranlaßt, welche ihm die geistvollen Schöpfungen Schumann's abgenöthigt haben, sondern vor allem mag ihn der Umstand bewogen haben, daß er, freilich nur erst in den letzten Lebensjahren Schumann's, beinahe durch einen Zeitraum von anderthalb Jahren, zwischen 1850 und 1852, in einem fast täglichen und ihm unvergeßlichen Verkehr mit dem Meister gestanden hat. Dieser günstige Umstand erzeugte in ihm schon damals den Entschluß, der ihm so merkwürdigen Zeit ein schriftliches Andenken zu widmen. Schumann selbst ist diesem Vorhaben nicht entgegen gewesen, da er seinem Lebensbeschreiber nicht nur bereitwillig eine von ihm selbst geführte Uebersicht seiner Compositionen, sondern zugleich werthvolle Notizen über sein Leben, die sich bis zum Jahre 1834 erstreckten, zur Benutzung überließ. Auf diese Grundlage hin, sowie durch eine große Anzahl Schumann'scher Briefe vom Jahre 1833—54, theils an Verwandte, theils an Freunde gerichtet, an welche sich schriftliche und mündliche Mittheilungen noch lebender Freunde des Verewigten anschlossen, unterstützt, ging er an die weitere Ausführung seines Plans, der jetzt in dieser Biographie als literarische Neuigkeit vor uns liegt. Der

Digitized by Google

Verfaſſer muß die Schwierigkeit, welche der Name einer Biographie einſchließt, geahnt haben, wenn er gleich zu Anfang ſeiner Vorrede bemerkt, es nur darauf abgeſehen zu haben, die Thatſachen von Schumann's Leben feſtzuſtellen und nur die Werke des Meiſters beſprechen zu wollen, welche eine neue Entwickelung in Schumann's Kunſt bekunden. Für dieſe Beſcheidenheit verdient der Verfaſſer unſer Lob. Um ſo auffallender muß es erſcheinen, daß von der wichtigſten Seite her, nämlich von Schumann's eigenem Hauſe, Beiträge zu dieſer Arbeit verweigert wurden mit der ausdrücklichen Bemerkung der Gattin (Vorrede S. XII), „daß ſie aus Pietät für ihren Mann den Verfaſſer nicht mit unvollſtändigem Material unterſtützen könne und dürfe". Dieſe abſchlägige Antwort auf die Anfrage des Verfaſſers war freilich keine für ihn ſchmeichelhafte, dennoch aber, wie es uns ſcheint, eine wohlbegründete. Eine Biographie Schumann's wäre nur zu unternehmen geweſen auf Anregung oder wenigſtens mit voller Zuſtimmung von ſeiten der noch lebenden Gattin, die ſicher doch das nächſte und größte Intereſſe an einem vollſtändigen und ungetrübten Bilde ihres Gatten haben mußte. Ihr allein wäre es auch nur möglich geweſen, vollſtändige Beiträge zu einer ſo ſchwierigen Aufgabe zu erlangen, während wir überzeugt ſind, daß mancher werthvolle Brief Schumann's dem Verfaſſer verweigert wurde auf Grund des richtigen Gefühls hin, daß hier nur die Stimme der Gattin zu entſcheiden habe; wir vermiſſen wenigſtens einige Namen bekannter Muſiker, von denen wir wiſſen, daß ſie im Beſitze Schumann'ſcher Briefe ſind, die ihre Beiträge nicht vorenthalten hätten, wenn eine Aufforderung von Schumann's Gattin an ſie ergangen wäre. Außer dem Zweifel an der Vollſtändigkeit des Bildes bei lückenhaftem Material ſcheint uns aber noch im Hintergrunde dieſer abſchlägigen Antwort der wohlberechtigte Wunſch geruht zu haben, überhaupt mit der Schilderung einer Perſönlichkeit noch zurückzuhalten, bei der es nicht zu umgehen war, noch Lebenden zu nahe zu treten, indem nur für ſie Gedachtes und Geſchriebenes der Oeffentlichkeit übergeben werden mußte. Von Mendelsſohn haben wir aus dieſem Grunde noch jetzt keine Biographie und wie lange hat man unter anderm Goethe's Nachlaß der Oeffentlichkeit vorenthalten und thut es zum Theil noch; ſo meinen wir denn, daß auch von Schumann die Hand eines ihm ferner ſtehenden Zeitgenoſſen ſo lange wenigſtens hätte fern bleiben ſollen, bis die noch Ueberlebenden eine Darſtellung ſeines Lebensganges hätten zugeben können, ohne unangenehme Berührungen dadurch verurſacht zu ſehen.

Was nun die in der Vorrede vom Verfaſſer angegebenen Zielpunkte ſeiner biographiſchen Arbeit anlangt, Thatſachen über Schumann's Leben feſtzuſtellen, ſowie nur Werke des Componiſten zu beſprechen, welche gewiſſe Perioden ſeiner Entwickelung begründen, ſo hat der Verfaſſer in der Zuſammenſtellung der einzelnen Momente aus Schumann's Leben von früheſter Zeit an, im Hauſe ſeiner Aeltern zu Zwickau, in den einzelnen Nachrichten aus ſeinem Schülerleben, in dem Nachweis ſeiner erſten künſtleriſchen Beſtrebungen, bis zu der Darſtellung ſeines heidelberger Lebens (bis zum Jahre 1830) ſicher auf das Intereſſe ſeiner Leſer zu rechnen, das ſich ſteigern würde, wenn der Verfaſſer bei einer neuen Auflage ſich zu einem weniger breiten und ſchwülſtigen Stil entſchließen könnte. Die nun aber folgenden Partien von Schumann's Leben: alſo ſeine Ueberſiedelung nach Leipzig, die Verbindung mit leipziger Freunden, ſeinen Lehrern Wieck und Dorn, die Herausgabe einer muſikaliſchen Zeitſchrift, eine kurze Ueberſiedelung nach Wien, ſeine Heirath, ſein Aufenthalt in Dresden, Düſſeldorf, bis zu ſeinem traurigen Ende in der Privatheilanſtalt des Arztes Richarz in Endenich bei Bonn (1856), durchlieſt man wol mit großer Theilnahme, aber dennoch mit dem Wunſche lieber nicht alles ſchon jetzt oder auch erneuert ſchon wieder geleſen zu haben. Dann und wann ſtößt man deshalb wol auch auf die beſondere Bemerkung des Verfaſſers, „genauere Nachforſchung verboten mir Rückſichten auf noch Lebende", oder auch, „dieſer Umſtand entzieht ſich weiterer Berührung". An ſolchen Punkten hatte der Verfaſſer ein Gefühl auf Augenblicke, das vielen ſeiner Leſer beſtändig gegenwärtig bleiben wird. Hätte ihm daſſelbe doch die alte Horaziſche Regel: nonum prematur in annum, zugerufen! Beſonders intereſſant war für uns am Schluß die Nachricht des Arztes über die Urſachen von Schumann's Leiden, die jetzt erſt recht zum innigſten Mitgefühl auffordern, da man erfährt, von wie früher Zeit an ſie ſich bei ihm herſchreiben; faſt möchte man an eine Erblichkeit derſelben in der Familie glauben. Die Briefe Schumann's geben uns von der Innigkeit ſeines Weſens, von ſeinem zarten Gefühl, ſowie von ſeiner neidloſen Anerkennung fremder Künſtler ein ſchönes Zeugniß, ſie ſcheinen uns das Intereſſanteſte in vorliegendem Buche zu ſein. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle wörtlich herzuſetzen, die mir das Weſen Schumann's beſonders deutlich bezeichnet; es iſt dieſelbe aus einem Briefe entlehnt, der in Leipzig an eine Freundin gerichtet iſt, die ebendaſelbſt lebte und durch die Kunſt mit ihm verbunden war. Die Worte lauten: „Geſtern und vorgeſtern habe ich mich recht in mich eingewickelt, daß kaum die Flügelſpitzen herausſahen — hätte mich eine Hand berührt, huſch! wäre ich in die Höhe aufgeſchwirrt und auf und davon, damit mich nur niemand ſtöre in meinem Sein, Denken und Lieben. Ich habe Steine hingeworfen und Diamanten zurückerhalten oder lieber, ein Deukalion, athmende Lebensgeſtalten, die die Zukunft zu ſprechendern und höhern erziehen wird. Gerade was man verbergen will, iſt die unbehülfliche Ecke, die jeder ſieht." Obſchon dieſe Aeußerung über ſein Weſen der Ausdruck eines beſtimmten Seelenzuſtandes in einer jugendlich aufbrauſenden Zeit war, ſo liegt in ihr doch der Grundzug von Schumann's Weſen trefflich ausgedrückt vor uns. Seine zugeknöpfte Schweigſamkeit, ſeine innerliche Lebendigkeit, um nicht Beſchaulichkeit zu ſagen, die Befriedigung, die ihm einerſeits künſtleriſches Schaffen gewährte, ſowie andererſeits das Streben, wohlgekannte Mängel immer mehr zu beſeitigen, findet man im Umriß in dieſer merkwürdigen Aeußerung.

Am wenigſten fühlten wir uns befriedigt mit der vom Verfaſſer verſuchten Annahme verſchiedener Perioden in Schumann's muſikaliſcher Entwickelung. Schumann wurde wie Mendelsſohn zu einer Zeit ſeines Lebens abgerufen, von der es nicht anzunehmen iſt, daß beide Meiſter in ihr gerade am Abſchluß einer Periode geſtanden haben; wie es bei ſo kurzem Leben überhaupt nicht gerathen ſein möchte, durchaus dergleichen Perioden annehmen zu wollen. Die hier ausführlicher beſprochenen Compoſitionen Schumann's ſind einige frühere Klavierwerke, die Kreisleriana, der Carneval, die Fis-moll-Sonate, ſpäter die Oper Genoveva, das Paradies und die Peri, das Quintett für Klavier aus Es, ſowie gelegentlich auch der Sinfonien und anderer Werke gedacht wird. Der Standpunkt des Verfaſſers bei Beurtheilung dieſer Werke iſt durchaus nur der im allgemeinen ſchon vom Publikum eingenommene und iſt in dieſer Beziehung nichts Neues geboten, das uns Schumann's Kunſt von bisher noch nicht gekannten Seiten oder in einem organiſchen Zuſammenhange kennen lehrte. Wir ſtehen hier eben an einer Grenze, an der ſich die Gegenwart einer hiſtoriſchen Betrachtung entzieht und nichts übrig bleibt als der Standpunkt der Partei. In letzterer Beziehung ſcheint uns der Verfaſſer, um ſich den Schein der Unparteilichkeit zu bewahren, ſogar öfter in Tadel gegen Schumann ausgebrochen zu ſein, als es nothwendig geweſen wäre.

Wahrhaft bewunderungswerth bleibt der Fleiß Schumann's, der ſich aus dem von ihm ſelbſt geführten Compoſitionsverzeichniß für die letzten Jahre ergibt; ſein ganzes Weſen iſt völlig aufgegangen im Leben für ſeine Kunſt, und man gedenkt bei dieſer nimmer raſtenden Thätigkeit unwillkürlich an Taſſo's Worte:

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,

Digitized by Google

So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode nähet spinnt.
Das köstliche Gewebe entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O, geb' ein guter Gott mir auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten. *)

14.

Aus dem Leben eines Arztes.

Nachlese in und außer mir. Aus den Papieren des Verfassers der „Selbstbekenntnisse, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines ostgenannten Arztes". Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet vom Verleger. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Die „Selbstbekenntnisse" haben in Nr. 28 d. Bl. f. 1856 bereits ihre Besprechung gefunden. Sie wurden ihrerzeit von einem Theile des Publikums vorübergehend beachtet, weil ihr Verfasser durch dieselben sich in die Nothwendigkeit gedrängt sah, sein langjähriges Domicil zu verlassen. Ueber das Vorwort des Verlegers zu der vorliegenden „Nachlese" kann hier füglich hinweggegangen werden, denn daß er seinem Autor das Wort redet, ist in der Ordnung. Dagegen ist über die demselben folgende Einleitung des Verfassers, überschrieben „Meine Bekenntnisse", einiges zu sagen. Im allgemeinen stellt sich der Verfasser in diesen „Bekenntnissen" noch ebenso exclusiv-vortrefflich hin, wie schon in den frühern „Selbstbekenntnissen" versucht ist, und meint daher, „die Leute auf keumen Wegen" würden ihn für einen Sonderling halten. Nun ja, eine absonderliche Erscheinung ist er jedenfalls. Er schlägt die mannichfachsten Töne an, um die Welt glauben zu machen, nur sein „unablenkbar gerader Weg" habe ihm ein Heer von Feinden zugezogen und diesen Feinden gegenüber stehe außer ihm selbst nur hier und da ein Voetrefflicher als verlorener Posten, dem er denn auch verdiente Achtung nicht versage. Dabei vertraut er seinem guten Genius und der Vorsehung. Danach ist er ein Heide und ein Christ zugleich, wogegen er im Buche lediglich als christlicher Arzt seine Thätigkeit zu entwickeln versucht. Doch genug! Dieser Epilog zu den „Selbstbekenntnissen" und Prolog zur „Nachlese" macht den Eindruck maßloser Spiegelfechterei, aus irgendeiner alten Komödie in die Gegenwart als moderner Horribilicribrifax übertragen. So läßt z. B. die lange Tirade S. 16 alle die Sünden in Reihe und Glied aufmarschiren, welche „der Feuernatur" des „gerade und besonnen" seinen Weg dahinscheeitenden Verfassers Leben und Beruf verkümmert haben sollen. In Romanen des vorigen Jahrhunderts fiel irgendein Biedermann aus einem Unglück ins andere, weil im ganzen weiten Deutschland kein zweiter Biedermann aufzutreiben war, der ihn über Wasser gehalten. Diese Biedermannsperiode ist antiquirt, und es glaubt kein Mensch daran. Weiterhin sucht der Verfasser dem Vorwurfe zu begegnen, als habe er in den „Selbstbekenntnissen" Personen so deutlich gezeichnet, daß man sie mit Händen greifen könne. Nun freilich! Ein Schriftsteller kann nichts aus der Luft greifen: als Künstler aber muß er seine Hand von Gesetzen leiten lassen, die ein so vielproducirender, wie der Verfasser, längst kennen sollte. Aber trotzdem sind auch in dem vorliegenden Buche Personen, sogar bis auf ihre nur sehr leicht umgewandelten Namen so deutlich porträtirt, daß es nicht gelingen kann, den Vorwurf der Absicht zu beseitigen.

Sehen wir nun, was der Verfasser aus seinen Papieren als „Nachlese in und außer sich" darbietet. Die erste Erzählung: „Die Schlange der Hygiea", stellt sich die Aufgabe, die Naturwissenschaft durch das Christenthum in die rechte Bahn zu lenken. Für diesen Zweck hat der Verfasser früher schon „Sonntagsbriefe eines Naturforschers an eine religiöse Freundin" edirt. Darüber kann hier hinweggegangen werden. Wenn der Verfasser jedoch meint, nur der christlich-religiöse Arzt sei der Rechte, so müssen nothwendig auf der Stelle alle dem Judenthum angehörenden Aerzte in Deutschland abgeschafft werden, und wie gar ein Hippokrates und Galen einen Menschen curiren konnten, bleibt unbegreiflich. Betrachten wir sodann hier den Arzt am Krankenbette, so muß selbst ein Laie gar bald erkennen, daß der Verfasser durchweg unhaltbare Ansichten von einem solchen habe. Keinem Arzt wird es in den Sinn kommen, sich mit einer bettlägerigen Dame in weitläufige Erörterungen philosophischer, theologischer und dergleichen Gegenstände zu verlieren, lediglich um dasjenige, was er davon zu wissen glaubt, leuchten zu lassen. Will er seine desfallsigen Ansichten der Welt nicht vorenthalten, so wird er das gewiß nicht in einer Form thun, welche seine Berechtigung, sich als praktischer Arzt bethätigen zu dürfen, geradezu in Frage stellt. Und dann freilich wäre vieles erklärlich! Die vierzig Jahre eines (ostgenannten) Arztes und hier diese Nachlese wären ein Grollen mit bestehenden Vorschriften, welche dem Ostgenannten auf seinem Wege zum Medicinalrath wie Palissaden, die keinen ohne den Paß eines Doctordiploms durchlassen, entgegenstarren. Deswegen kann man freilich doch ein wackerer Mann sein. Nur ist man es nicht allein in der Welt, und man wird nicht die übrigen Menschen und namentlich die Aerzte dem Publikum verdächtigen und geradezu schlecht machen unter dem Vorgeben, der guten Sache zu dienen. Daß die Wissenschaft, die den Verfasser so viele Bände schreiben ließ, ihre Mängel und Gebrechen hat, weiß das Publikum recht gut: dennoch muß der Kranke die Hülfe des Arztes ansprechen; er wird denjenigen wählen, zu dem er Vertrauen hat, und Vertrauen ist die halbe Arznei. Mit den Büchern des Verfassers, so populär sie auch scheinen, kann doch kein Kranker etwas anfangen; sie beirren ihn nur, und das ist schlimmer als man denken mag.

Doch zueück zum Buche! Der erste Band gibt außer „Der Schlange der Hygiea" noch „Die öffentliche Meinung", „Muß ein Arzt ein religiöser Mann sein?", „Eine mysteriöse Geschichte" und „Der Medicinglaube und die Medicinkrankheit". Darunter ist die mysteriöse Geschichte recht gut erzählt und es mag ihr leicht ein wirkliches Ereigniß zu Grunde liegen. Im zweiten Bande ist „Der Arzt im großen Krankenhause der Welt". Bis S. 120 treten verschiedene Krankheitsformen auf, die zu dem Resultate führen, daß das gesammte Menschengeschlecht skrofulös sei. In der Homöopathie war einmal, oder ist's vielleicht noch, die Krätze Grundtypus aller Krankheitserscheinungen; wir können also mit den Skrofeln immer schon zufrieden sein. Den Rest des Buchs nimmt eine Verfasser- und Verlegergeschichte ein. Dem Verfasser geht es natürlich immer schlecht. Der dritte und vierte Band ist ein Roman: „Walter Kern. Selbstbekenntnisse eines Freundes." Walter Kern studirt Medicin, ist durch und durch ein tugendhafter Mensch, geräth schon auf der Universität in verschiedene Verdrießlichkeiten wegen Burschenschafterei, Duell u. dgl., und hat überhaupt viele Jahre hindurch mit seiner Tugend gegenüber der allgemeinen Lasterhaftigkeit seine liebe Noth; sogar Geistererscheinungen bleiben nicht aus. Am Ende kriegen die Lasterhaften ihren verdienten Lohn, und der Tugendhafte wird Landphysikus in einer kleinen Stadt. Darstellungstalent ist dem Verfasser nicht abzusprechen, und so mögen denn auch in diesem Roman einzelne Partien ihre Anziehungskraft nicht ver-

*) Manche werden es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir sie bei dieser Gelegenheit davon in Kenntniß setzen, daß Franz Brendel in einen durch mehrere Nummern seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" laufenden Aufsatz über Wasielewski's Schrift umfangreiche persönliche Erinnerungen an Schumann verflochten und namentlich in Nr. 17 eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Schumann's an ihn veröffentlicht hat. D. Red.

Digitized by Google

fehlen. Wer von den Lesern die Absicht merkt, misliebige Personen vor ihn hinzustellen, wird die Tendenz des ganzen Buchs, wie sie oben bereits besprochen ist, berücksichtigen, dann können die einzelnen interessanten Partien ihn ohne Störung eines Mistons befriedigen. 1.

1806. Geschichtlicher Roman. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man spricht nicht gern von den Schwächen seiner Familie und von Dingen, die den Unserigen zur Unehre gereichen; in den Wunden, die dem Vaterlande geschlagen wurden, umherzutasten, ist weder eine angenehme, noch eine sehr ehrenvolle Beschäftigung. Andererseits ist es richtig, daß die Geschichte auch nicht dazu da ist, um vergessen zu werden, und dies mag denn der Vorliebe zur Rechtfertigung dienen, mit der deutsche Romandichter die Jahre der deutschen Erniedrigung zum Hintergrund ihrer Erzählungen wählen. Die klügern Franzosen besitzen jedoch keinen Roman „1813" und Salvandy's „Alonso" zeigt sich in jeder Beziehung feinfühlender als die verwandte deutsche Romantik, die an dem langgesponnenen Faden des „Isegrimm" noch immer nicht genug zu haben scheint. Es muß durchaus noch ein „1806" geben, das uns einen Spiegel unserer eigenen Schmach vorhält, wie schwer es auch der Kritik falle, sich eines solchen zu erfreuen. „Bedenke, daß du gefallen bist", ist freilich ein sehr sittlicher Zuruf; allein erfreulich ist das „Memento mori" allerdings zu keiner Frist.

In dem vorliegenden Buche ist zunächst eine Schilderung der Zeit gegeben, die wir für höchst berechtigt halten müssen. Wer diese Zeit selbst erlebt hat, erkennt die Treue ihres Abbildes auf jeder Seite. Das Buch enthält ferner Geist, viel Geist, der in lebensvollen und wie mit Blitzesfunken spielenden Gesprächen überall seinen Ausdruck findet. Es ist weiter eine ganz ungewöhnliche Detailkenntniß der Verhältnisse und der Personen darin niedergelegt und die einzelnen Charakterzüge, geschichtlichen Anekdoten, Aussprüche epochemachender Personen, die hier eingewebt sind, zeigen sich äußerst anregend, oft ganz neu und doch historischen Charakters, wie es scheint. Der unbekannte Verfasser hat offenbar über bisher unbenutzte Quellen zu gebieten gehabt und ist tief eingeweiht in die Dinge der Zeit. Dabei handhabt er die Sprache kurz, kühn und gewaltig und besitzt die Kunst, mit drei Strichen zu malen, wozu andern kaum drei Seiten genügen, und mit einem Ueberfluß brillanter „Motti" seine Belesenheit und seine vielseitige Literaturkenntniß zu bekunden. Sein Buch, im gewöhnlichsten Romanstil beginnend, wächst mit der Zeit, fesselt mehr und mehr und schließt mit dem Eindruck ab, den eine geistvolle Arbeit zu hinterlassen pflegt. Und doch ist das Ganze eigentlich kein historischer Roman, vielmehr die wirkliche, nur poetisch eingekleidete Lebensgeschichte eines Offiziers von 1806, Somberg, ausgestaltet mit allen bedeutenden historischen Zügen und Ereignissen der zwölf Jahre von 1806—18, welche mit der Person des Lebensbeschreibers und durch eine doppelte Liebesintrigue in losen Zusammenhang gebracht sind. Es ist klar, daß dies alles noch keinen historischen Roman im Sinne Walter Scott's oder unserer besten Jünger der Schule bildet; denn dieser entsteht nicht aus der unvermittelten Zusammenstellung von Wirklichem und Poetischem, sondern aus der Verschmelzung beider Elemente zu einem Neuen, dem Poetisch-Wahrhaften. Solange jedoch diese Abart des Epischen in so unbestimmter ästhetischer Begrenzung vor uns schwebt, wie zur Zeit noch der Fall ist, werden wir auch poetischen Lebensbeschreibungen, die das Goethe'sche Motto „Wahrheit und Dichtung" zum Kompaß nehmen, ihre literarische Berechtigung kaum bestreiten können.

Eingehend auf das, was hiernach der Verfasser gibt, haben wir den Gemälden von dem Hochmuth und der Verblendung im Heere, von der Gesinnungs- und der Rathlosigkeit am Hofe, von der Beschränktheit in den höchsten Kreisen neben dem blinden Haß und der tiefsten Unkenntniß der Zeit in Berlin unsere Anerkennung zu zollen. Alles Licht und alle Hoffnung, die aus diesem wüsten Dunkel etwa noch hervorbrechen, sammelt sich um die bekannte Person des Prinzen Ludwig Ferdinand und seiner freilich sehr vorlauten Freunde und Bewunderer. Diese Gestalt, in den Vordergrund des Gemäldes gestellt, ist allerdings viel plastischer, greifbarer und auch unstreitig viel wahrer, als der Schattenriß, welchen Fanny Lewald davon gegeben hat und wir sind der Meinung, daß sie bis auf weniges der Wirklichkeit entspricht, wie sie denn unsere Theilnahme bis zum Ende lebhaft in Anspruch nimmt. Bei der Erzählung seines Todes im zwölften Kapitel folgt der Verfasser nach dem Vorbilde Hesekiel's in seinen socialen Romanen ganz der geschichtlichen Tradition, wie er denn Geschichtliches auch überall mit geschichtlicher Treue wiedergibt. Eine sprechende Probe hiervon gewährt die Erzählung von der Capitulation der Festung Küstrin, wo ein Theil des Romans spielt, welche bis in die kleinsten Details hin ganz so geschildert ist, wie der Recensent, der im ersten Knabenalter diesen Scenen als Augenzeuge beiwohnte, sie selbst verlaufen sah. Die Schrecken von Jena und die Folgen dieser Schrecken bis zum Niemen hin, sind plastisch und greifbar, die Personen mit wenigen effectvollen Strichen, die Ereignisse in farbenreichen Bildern, spannend und mit wahrem geschichtlichen Verständniß gezeichnet, dergestalt, daß vieles zu loben, weniges zu tadeln übrig bleibt. In seinem Urtheil über das böse Princip dieser Erzählung, den Eroberer, scheint der Verfasser sich jedoch eine eigenthümliche Inconsequenz zum Gesetz gemacht zu haben, sei es nun aus mangelnder Ueberzeugung oder aus einem Uebermaß historischer Gewissenhaftigkeit. Denn, während Somberg oder der Verfasser S. 83 bekennt, daß er ein Verehrer Napoleon's d. h. des Geistes in ihm sei, den Menschen in ihm aber mit aller Macht der Seele hasse, erzählt er doch von dem Menschen Napoleon Züge der edelsten Menschlichkeit und erhebenden Zartgefühls, z. B. in seinem Empfang der Fürstin Hatzfeld, ein Standpunkt im „Für und Wider", wie er wol dem Geschichtschreiber, dem Romandichter aber kaum angemuthet werden kann. Die an wahrhaft tragischem Effect so reiche Zusammenkunft in Tilsit erzählt der Verfasser mit großer Wirkung. „Madame", fuhr Napoleon mit dem ganzen Siegerstolze gegen die Königin Luise auf, „wie durften Sie es wagen, mit mir Krieg zu führen?" „Wir glaubten", sprach die Königin sanft, „Kinder Friedrich's des Großen zu sein und haben uns getäuscht; wenn", setzte sie mit fester Stimme hinzu, „wir uns anders getäuscht haben." Dies Wort der Königin wiederholte das ganze Land; es ging von Mund zu Mund; wir sind die Kinder Friedrich's des Großen hallte es wider in jeder Brust. In ähnlichen Zügen ist die Zusammenkunft mit Papst Pius VII., der den kaiserlichen Tiraden nur die Worte: Comediante und Tragediante entgegensetzte; ferner das Wiedersehen in Erfurt, Schill's Auszug und viele andere historische Scenen, die alle romantische Erfindung überbieten, gezeichnet. S. 282 ist von einem preußischen General die Rede, den man jüngst in Paris ehrenvoll empfangen sah und der als Theilnehmer des Schill'schen Zugs das ehrende Brandmal der Galeerensklaven trägt, eine Sache, die jüngst zum Gegenstand eines Journalstreits geworden, jetzt aber völlig als ein Irrthum erwiesen ist.

Wir sind in diesem allem von unserer eigentlichen Aufgabe, der ästhetischen Beurtheilung des Romans abgewichen, müssen aber zu unserer Rechtfertigung auf den vorherrschend historischen Inhalt des Buchs verweisen. Die doppelte oder dreifache Herzensgeschichte Somberg's, Falseck's, seines Nebenbuhlers, und Otten's, welche das romantische Element der Erzählung darstellt, und die uns bis nach Spanien, und mitten in den Freiheitskampf Europas gegen den Welteroberer führt, ist taktvoll und nicht ohne Glück so geführt, daß ungefähr jeder Theilnehmer derselben empfängt, was er als „sittlicher" Charakter verdient. Falseck, Somberg's unehrenhafter Verfolger, stirbt;

Digitized by Google

Otten erhält Thereſens Hand und iſt ſo glücklich, ſie auf wunderbare Weiſe vom Irrſinn zu retten. Somberg, der Eroberer des franzöſiſchen Adlers bei Eilau, der Guerrillakämpfer in Spanien, empfängt ſein Clärchen als Lohn ſo vieler muthiger Thaten; Anna aber büßt ihren Stolz und ihr Mistrauen in unbefriedigter Liebespein und Reue. Außer dieſen aber haben wir noch des Philoſophen Rieſel, des Freundes des Prinzen Ludwig Ferdinand, als eines wohl durchgeführten, an eine bekannte Perſönlichkeit der Zeit anknüpfenden, anziehenden Charakters zu gedenken. Hiernach glauben wir dem Verfaſſer wie dem Leſer d. Bl. gleich gerecht zu werden, wenn wir dies Buch zwar nicht als ein Kunſtwerk höhern Ranges, doch aber als eine gewandte, in geiſtvoller Darſtellung abgefaßte poetiſche Lebensgeſchichte aus der an wunderbaren Umſchwüngen und Zeitbildern ſo reichen Epoche der „zwölf Jahre", als eine gelungene Verbindung von Roman und Wirklichkeit, in Summa als eine gefällige und unterhaltende, mannichfach anregende und belehrende Lectüre bezeichnen, welche zugleich in ihren Motti und Kapitelüberſchriften eine wahre Blumenleſe poetiſcher Gedanken darbietet und für einzelne geſchichtliche Vorgänge faſt den Charakter hiſtoriſcher Memoiren annimmt. Hieran aber muß der uns unbekannte Verfaſſer ſich genügen laſſen. 4.

Notizen.

Neue Auflagen und Ausgaben.

Es macht uns aufrichtig Freude, daß ein verdienter Schriftſteller, der Walter Scott der Mark Brandenburg, Wilibald Alexis, der aus einem öden harzduftigen Fichtenwalde mehr charakteriſtiſche Poeſie herauszuholen weiß, als mancher aus einem Palmenhaine, in ſpätern dunklern Tagen die Genugthuung einer neuen Auflage und Ausgabe früherer Hauptwerke erlebt hat. Bei Karl Barthol in Berlin erſcheint nämlich eine Sammlung von Wilibald Alexis' „Vaterländiſchen Romanen", wovon bisjetzt acht Bände in die Oeffentlichkeit getreten ſind, welche „Cabanis" (ſechs Bände) und „Die Hoſen des Herrn von Bredow" (zwei Bände) enthalten. „Cabanis" iſt mit einem Titelkupfer und ſehr hübſchen Vignetten von Camphauſen zu dem den Volkston ſo überaus glücklich nachahmenden Liede „Friderieus Rex, unſer König und Herr" geſchmückt. — Der mit dem Weihgedicht an Adolf Böttger vom Jahre 1850 eingeleiteten dritten Auflage der „Balladen und Romanzen" von R. Hirſch (Wien, Hügel, 1858), denen der Berichterſtatter in Nr. 25 d. Bl. für 1852 zum Theil „intereſſante Stoffe" und „edle ſchwungvolle Sprache" nachrühmte, gedenken wir nur berührungsweiſe, da es nicht Zweck und Aufgabe d. Bl. ſein kann, weſentlich unverändert gebliebene neue Auflagen poetiſcher Werke von neuem zu kritiſiren. — In zweiter, umgearbeiteter und ſtark vermehrter Auflage erſchien ferner W. H. Riehl's vielgeleſene und vielgelobte Schrift: „Muſikaliſche Charakterköpfe" (Stuttgart, Cotta, 1857), wozu der Verfaſſer in dem Vorwort bemerkt: „Nicht blos vermehren wollte ich dieſe Schrift in der zweiten Auflage, ſondern zugleich auch reinigen und vertiefen. Die freundliche Aufnahme, welche der erſte Abdruck nicht minder wie meine, gleichen Zielen auf anderm Wege zuſteuernde «Hausmuſik» in den gebildeten Kreiſen Deutſchlands gefunden, hat mich um ſo eifriger gemacht in der ſtrengen und gewiſſenhaften Umarbeitung. So ſind dieſe «Charakterköpfe» genau genommen faſt ein neues Buch geworden, wenn auch die alten Rubriken des Inhalts ſtehen geblieben ſind. Unverändert aber blieb die Grundtendenz." — Johannes Scherr's intereſſante „Deutſche Cultur- und Sittengeſchichte" hat gleichfalls (Leipzig, O. Wigand, 1858) eine zweite, durchgehends umgearbeitete und vermehrte Auflage erlebt. Der Verfaſſer bemerkt im Vorwort: „Viele Partien wurden verbeſſert, umgeſchmolzen, vervollſtändigt, abgerundet. Sodann wird der Leſer, welcher etwa das Buch in ſeiner frühern Geſtalt kennen ſollte, in der jetzigen nicht ohne Billigung die Austilgung einer gewiſſen ſubjectiven Schärfe bemerken, welche dort vielfach auffallen mußte. Damals nämlich, beim erſten Entwurf meiner Arbeit (1850) war die Bitterkeit meiner Seele — veranlaßt, wie ich wol ſagen darf, mehr noch durch vaterländiſche als perſönliche Misgeſchicke — zu groß, als daß davon nicht manche Tropfen hätten auf das Papier fallen ſollen, welches ich beſchrieb. In meinem Buche, wie es jetzt iſt, wird man, glaube ich, die mildernde Hand der Zeit wahrnehmen." Wenn das Buch in einem Luſtrum eine abermalige Auflage erleben ſollte, ſo wird ſich wahrſcheinlich bei ſich ſteigernder Einſicht des Verfaſſers dieſe „mildernde Hand" noch deutlicher wahrnehmen laſſen; Ausdrücke z. B. wie „Fouqué'ſcher Blödſinn", „hirnloſe Romantiker" u. ſ. w. hätten wir ſchon in dieſer zweiten Auflage gern vermißt. Der Verfaſſer, der ſonſt ziemlich ſchwarz ſieht und namentlich über die Literatur der Gegenwart in Bauſch und Bogen ſehr abſprechend urtheilt, erblickt im jetzigen Materialismus das Heil der Zukunft, weil ſeine „weltgeſchichtliche Miſſion die große Nivellirungsarbeit, die endliche und völlige Austilgung des Feudalismus iſt". Wir wünſchen, daß die Zukunft dieſe auf ſie ausgeſtellte Anweiſung realiſiren möge, müſſen aber geſtehen, daß unſere Hoffnung an Lebhaftigkeit unſern Wünſchen nicht gleichkommt; vielmehr fürchten wir, daß jene „Nivellirungsarbeit" des Materialismus ſich auch nur zu ſehr auf die Welt der Ideen, auf das Reich des Schönen und auf die geiſtigen Güter der Menſchheit überhaupt erſtrecken dürfte.

Immermann's „Münchhauſen" und die Romantiker.

Richard Pohl bemerkt in der Monatsſchrift „Anregungen für Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft" in Betreff von Immermann's „Münchhauſen", daß derſelbe ſeit Jahren im Buchhandel gänzlich vergriffen, überdies in den zwei erſten Ausgaben auch ſo theuer geweſen, daß er eine wirkliche Popularität nicht erlangen konnte. Nunmehr habe aber die Hofmann'ſche Buchhandlung in Berlin das Verlagsrecht an ſich gebracht und den humoriſtiſchen Roman, der zugleich der berühmte Vater unſerer heutigen Dorfgeſchichten ſei, in ihrer ſo überaus wohlfeilen Bibliothek der „Claſſiker des In- und Auslandes" neu veröffentlicht. Hieran knüpft er den Wunſch, daß, da Immermann's „Münchhauſen" voll ſatiriſcher und humoriſtiſcher, jetzt kaum noch immer verſtändlicher Anſpielungen auf Einzelheiten in der damaligen literariſchen Welt ſei, ein mit der Geſchichte der dreißiger Jahre durch eigene Anſchauung vertrauter Literarhiſtoriker die Aufgabe übernehmen möchte, einen Commentar dazu zu ſchreiben. Als geeignetſten Mann hierfür ſchlägt er Robert Prutz vor, und er fährt dann fort: „Warum ſollten allein die deutſchen «Claſſiker» das permanente Vorrecht beſitzen, in infinitum commentirt, reſpective «verdünnert» zu werden? Das richtige vorurtheilsfreie Verſtändniß der «Romantiker» iſt im Verhältniß zu jenen noch zu wenig gefördert werden, und mindeſtens doch ebenſo ſchwierig zu erlangen. Die jetzige Generation hat in dieſer Hinſicht noch manches nachzuholen, gut zu machen und ins rechte Licht zu ſtellen, was, namentlich durch die realiſtiſche Schule, in der Auffaſſung verſehlt und gegen die ganze Richtung geſündigt wurde." Zu der letztern Bemerkung kann man wol nur ſeine aufrichtige Zuſtimmung ausſprechen, und wir beziehen uns hierbei auf folgende Stelle in der oben beſprochenen Schrift von A. Clemens „Schiller im Verhältniß zu Goethe": „Immer ſind es die ausgezeichnetſten Geiſter, in denen ſich zuerſt der tiefe und allgemeine Zug der Zeit zu erkennen gibt. Novalis mit ſeiner Tiefe; Tieck, der es wol verdient, neben Goethe und Schiller genannt zu werden, mit ſeiner Kraft und Friſche, ſeinem Humor und ſeiner Ironie; die Schlegel mit ihren Uebertragungen der ſpaniſchen Literatur; de la Motte Fouqué mit ſeinem Ritterthum ließen das Gefühl der alten Würde Deutſchlands im Mittelalter nicht erſterben, welches in den Freiheitskriegen zum Entſchluß, zur That

Digitized by Google

und endlich zum Siege führte. Selbst Goethe verschmähte es nicht, dieser Schule Bedeutung für die Zeit zu würdigen." Schließlich bemerken wir gewissermaßen in der Form eines Nachtrags zu unserm in der heutigen Nummer geschlossenen Aufsatz über die neueste Goethe-Literatur, daß Richard Pohl im zweiten diesjährigen Hefte der Brendel-Pohl'schen Monatsschrift einen Aufsatz über die neueste Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken veröffentlicht hat, der in Bezug auf die Einrichtung und Vermehrung einer künftigen Ausgabe der Goethe'schen Werke viele beherzigenswerthe Fingerzeige enthält und von gründlicher Umschau über das Feld der betreffenden Literatur Zeugniß gibt.

Eine Erklärung der „Historisch-politischen Blätter".

Seit Ostern wird auf dem Titel der „Historisch-politischen Blätter" neben ihrem bisherigen alleinigen Redacteur, Joseph Edmund Jörg, noch Franz Binder als Mitredacteur genannt. Wir führen dies an, weil wir in einer von Jörg unterzeichneten redactionellen Erklärung folgender beachtenswerthen Stelle begegneten: „Besonders ist noch eine glänzende Eigenschaft an Herrn Binder hervorzuheben: er hat keinen Staatsdienst und will keinen Staatsdienst. Seine Stellung, seine Feder, seine Zukunft sind einzig und allein abhängig von Gottes Gnaden. Dazu wird er das Seinige getreulich beitragen. Mir aber gereicht es schließlich zur beruhigenden Genugthuung, daß es mir vergönnt war, unserm Publikum in dieser betrübten Erntezeit einen angehenden Mann vorzuführen." Wie abweichend unser Standpunkt auch von dem der „Historisch-politischen Blätter" sein mag, so kann uns dies doch nicht hindern zu gestehen, daß manche auf katholischer Seite gegenwärtig in einzelnen Stücken viel freier und menschlicher denken als auf protestantischer. In jenen Worten spricht sich eine ehrenvolle Anerkennung der freien, vom Staate nicht in Sold und Beschlag genommenen schriftstellerischen Arbeit aus, zu der sich ein protestantisch-orthodoxes Journal wol nicht leicht erheben würde. Jörg bemerkt noch in Betreff seines neuen Mitredacteurs, daß dieser, auf der katholischen Schule zu Tübingen gebildet, „seine Neigung der Fahne der Geschichte und Theologie zugewendet, aber zeitig beschlossen hatte, sich ganz der publicistischen Laufbahn zu widmen". H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Modernes Ritterthum oder der neue rasende Roland. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Bäuerle's Memoiren. 1ster Band. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bendixen, J., Des Grafen Bernardino Rebolledo Selvas Danicas: eine Episode aus der Geschichte der katholischen Propaganda im Norden. Ploen. Gr. 4. 12½ Ngr.

Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. (En 4—5 Tomes.) Tome 1. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hennes, J. H., Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und von Magdeburg. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hermann, E., Gesammelte Novellen und Skizzen. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Hirzel, P., Sieben Briefe über den Methodismus. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten und ihre Feinde. Geschichtliche Studien. Stuttgart, Scheible. 1857. 16. 7 Ngr.

John, M., Barbarossa's Erwachen. Ein Geister-Spiel. Berlin, Plahn. Gr. 16. 7½ Ngr.

Thiermann, Kritische Betrachtungen über Kant's und Fichte's Sittenlehre. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 4. 12 Ngr.

Ulrici, H., Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Urban, R., Sang und Klang in Gedichten. Berlin, Springer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt. 1ster Theil: Politisches und Sociales. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Vogt, J. R., Schenken- und Kellersagen. Altes und Neues. Wien, Wendelin. 16. 10 Ngr.

Der natürliche Weg des Menschen zu Gott. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" und von „Gott und seine Schöpfung". Nördlingen, Beck. Lex. 8. 28 Ngr.

Westrich und Weinpfalz. Fastnachtsspiel in drei Abtheilungen, einem Vor- und einem Zwischenspiele. Von dem Verfasser der Gedichte in westricher Mundart (L. Schandein). Kaiserslautern. Gr. 8. 9 Ngr.

Wilibald's, W. (F. Wilibald Wulff), poetische Schriften. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Neuere Gedichte. Altona, Verlags-Büreau. 16. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein Spazierritt nach Jütland. Campagne-Bilder. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Zingerle, J., Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe und Mathias Perger, der Lauteefresser. Zwei Hexenprozesse. Innsbruck, Wagner. 8. 7½ Ngr.

Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt, Königlich Hannoverschen Geh. Kabinets-Rath und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. Von R. Wagner. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Donauschiffahrts-Frage in ihrer Entwickelung von dem Wiener Congresse bis zum Abschluß der Donauschiffahrts-Acte vom 7. November 1857 dargestellt in einer Sammlung der betreffenden völkerrechtlichen Acte. Mit einer einige Hauptpunkte der neuen Schiffahrts-Acte erläuternden Einleitung. Stuttgart, Metzler. Lex.-8. 15 Ngr.

Felix, Die Arbeit als Gesetz des Lebens und der Erziehung. Stuttgart, Scheible. 1857. 16. 3 Ngr.

Die Gymnasialreform in Oesterreich. Leipzig, Steinacker. Lex.-8. 6 Ngr.

Herzen, A., Frankreich oder England. Russische Variationen über das Thema des Attentats vom 14. Januar. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Jaeger, G. F., Teufel, Erbsünde, Gottmensch oder: der Rationalismus auf der Kanzel gegenüber Gottes Wort und der Väter Bekenntniß. Ein offenes Wort aus Anlaß einer von Herrn Pfarrer Ewald in Darmstadt gehaltenen Predigt über die Versuchungsgeschichte Christi. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Das Priesterthum des Herrn und seiner Gemeinde. Ein Vortrag gehalten am Evangelischen Bundestage zu Berlin. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Miller, S., Erinnerung an die hohe Vermählung der Durchlauchtigsten Prinzessin Stephanie zu Hohenzollern mit Sr. Maj. dem König Don Pedro V. von Portugal. Vier Festgedichte. Sigmaringen, Liehner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schenkel, D., Die Amtsentlassung des Professors Dr. Baumgarten in Rostock. Nach den „Actenstücken" beleuchtet. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur Regulirung des Papiergeldes. Von D. R. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von Charles Kingsley.

Aus Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Carl Josias Bunsen.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dem deutschen Publikum wird hiermit ein Roman dargeboten, der, in England und von den vertrautern Freunden der englischen Literatur längst in seinem hohen Werthe geschätzt, den weitern Kreisen, auf die er wie wenige Schöpfungen der Fremde auch bei uns zu wirken berufen ist, bisher unzugänglich blieb. Wenn mit Recht der Deutsche für das poetische Leben der Heimat Shakspeare's den tiefsten Antheil empfindet, so tritt ihm in Kingsley's „Hypatia" eine Erscheinung entgegen, die, ein glänzendes Zeugniß echt germanischer Tugenden, im seltensten Maße dieses Antheils sich würdig zeigen wird. Mit dem freien genialen Weltblick, welcher der germanischen Geschichtsanschauung vorzugsweise eigen ist, sind hier die merkwürdigen Culturverhältnisse, die ungeheuern innern und äußern Kämpfe und Bewegungen einer entlegenen, aber für unser Jahrhundert unendlich beziehungsreichen Epoche in dem gewaltigsten poetischen Gemälde zu wahrhaft classischer Darstellung gebracht.

Der Ausspruch einer Autorität wie Bunsen weist der „Hypatia" als einer der großartigsten historischen Dichtungen ihren gewiß von niemand bestrittenen Ehrenplatz an. Bunsen, dessen warmes Interesse an der deutschen Ausgabe des Werks zugleich auch für die Uebersetzung die empfehlendste Bürgschaft ist, entwickelt in dem ausführlichen Vorwort seine hohe Ansicht von der ebenso eminenten sittlichen als ästhetischen Bedeutung desselben, indem er auch von der edeln, kraftvollen Persönlichkeit und dem gesegneten Wirken des ihm befreundeten Dichters das frischeste, anziehendste Bild vor Augen führt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Dr. Gustav Leopold Stardler.

In 8 Lieferungen zu 7—8 Bogen.

Erste und zweite Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

In diesem Werke wird das gesammte geographische Wissen in drei Theilen als 1. mathematische oder astronomische, 2. physische oder eigentliche und 3. politische oder Staaten-Geographie behandelt. Das Ganze, in klarer, leicht verständlicher Sprache geschrieben, wird sich sowol für die Schule als für den Handgebrauch jedes Gebildeten eignen, indem der erste Theil ungewöhnlich eingehend sein Thema ausführt, dazu auch eine Uebersicht der Zeitrechnungen enthält, der zweite Theil zugleich Atmosphärographie und Geologie in anschaulicher Kürze darstellt, der dritte endlich vorzugsweise die historische Entwickelung der Staaten, sowol der gegenwärtigen wie der alten und ehemaligen, mit Hinzufügung der nöthigen statistischen Angaben beschreibt. Die Druckeinrichtung gewährt die größte Uebersichtlichkeit, und ein vollständiges Register wird die Benutzung wesentlich erleichtern.

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen von 7—8 Bogen zu 10 Ngr. Die Lieferungen werden in kurzen Zwischenräumen ausgegeben, sodaß das ganze Werk im Laufe des Sommers vollständig erschienen sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprachbuch

für deutsche Schulen.

Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet von

Heinrich Theodor Traut.

8. Geh. 15 Ngr.

Daß der Unterricht in der deutschen Sprache nach denjenigen Unterrichtsschriften, welche die Sprache rein logisch als etwas Fertiges, nicht historisch als der innern Weiterentwickelung fähig auffassen, wenig fruchtbringend sei, ist eine häufig vernommene Klage. In dem vorliegenden „Deutschen Sprachbuch" hat nun der Verfasser auf Grund seiner Lehrer-Erfahrungen versucht, die Resultate historischer Sprachforschung unterrichtsgemäß zu bearbeiten und, entkleidet der gelehrten Terminologie, zum ersten male in praktischer Abfassung den Schulen zugänglich zu machen. Das Buch wird deshalb ohne Zweifel vielen Lehrern ein willkommenes Unterrichtsmittel sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Basreliefs

am

Dom von Orvieto.

Marmor-Bildwerk

der

Schule der Pisaner.

Mit erläuterndem Texte von E. Braun.

Herausgegeben von L. Gruner.

Quer-Folio. In Carton.

Die Basreliefs am Dom von Orvieto schildern die Geschichte der Menschheit nach christlicher Weltanschauung. Sie gehören zu den erfreulichen Erscheinungen, welche die Anhänger des verschiedenartigsten Kunstgeschmacks mit gleichem Staunen und gleicher Bewunderung erfüllen, und zu deren Betrachtung und Studium die größten Künstler in alter und neuer Zeit immer wieder zurückgekehrt sind. Bisher existirte von diesen Meisterwerken noch keine Nachahmung, die einen Begriff von der Trefflichkeit derselben zu geben im Stande gewesen wäre, und das vorstehende Werk liefert somit zum ersten male vollständige, der herrlichen Bildwerke würdige Nachbildungen. Dieselben sind nach den Zeichnungen des Orvietaner Vincenzo Pontani von tüchtigen Künstlern in Kupfer gestochen und von Ludwig Gruner herausgegeben. Der erläuternde Text ist die letzte Arbeit des der Wissenschaft und seinen Freunden zu früh entrissenen Dr. Emil Braun.

Das Werk ist in zwei Ausgaben, die eine in Kupfertondruck zum Preise von 30 Thlrn., die andere auf chinesischem Papier zum Preise von 40 Thlrn., erschienen. Jede dieser Ausgaben kann sowol mit deutschem als mit französischem Texte bezogen werden. Prospecte in deutscher, französischer oder englischer Sprache sind gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 3. Juni 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Autorität oder Gewissensfreiheit. Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart. Erster Artikel. — Zur Aesthetik. Von Adolf Zeising. — Deutsche Literatur im Auslande. — Eine galizische Geschichte 1846. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Autorität oder Gewissensfreiheit?

Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart.

1. Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. Bekenntniß und Abwehr. Von A. F. Ch. Vilmar. Dritte, theilweise umgestaltete Auflage. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zueinander und zu Gott. Von Ignaz Heinrich Wessenberg. Zwei Theile. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Urtheil des französischen Rechtsgelehrten und Historikers Eduard Laboulaye über Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" und deren Bekämpfer Stahl. Deutsch bearbeitet von Leopold August Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 16 Ngr.
4. Die Lehrunterschiede der katholischen und evangelischen Kirchen Darstellung und Beurtheilung von Wilhelm Böhmer. Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet. Von Daniel Schenkel. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Ein Büchlein von der Kirche. Von Leopold Immanuel Rückert. Jena, Mauke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Es ist schon mehrmals auch in d. Bl. darauf hingewiesen worden, daß wir uns gegenwärtig mitten in einer Krisis unsers kirchlichen Lebens befinden, von deren endlichem Ausgange es abhängen wird, ob ein lebendiges, mit allen edeln Bildungselementen der Zeit geeinigtes Christenthum wieder das bewußte Gesammteigenthum unserer Nation werden wird, oder ob wir von neuem hineingeworfen werden sollen in den ruhelosen, die Grundlagen der Gesellschaft aufwühlenden Kampf der Extreme. Seitdem auch die öffentlichen Blätter, welche einem großen Theile des denkenden und lesenden Publikums den täglichen Bedarf an geistiger Nahrung vermitteln, begonnen haben, den kirchlichen und religiösen Aufgaben der Gegenwart eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, hat sich auch das Interesse an der theologischen Literatur, welches in den letzten Jahren so gut wie erloschen schien, wieder gesteigert, und Schriften wie Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" oder Karl Schwarz' „Geschichte der neuesten Theologie" sind in den weitesten Kreisen eifrig gelesen und lebhaft besprochen worden. Dennoch ist die erwachte Theilnahme an kirchlichen und religiösen Zeitfragen noch keineswegs eine Bürgschaft für ein in gleichem Maße verbreitetes Verständniß dieser Fragen. Ein gewisser Durchschnittsliberalismus, der sich wie in den Jahren 1845—48 auch dermalen wieder statt auf das politische auf das kirchliche Gebiet geworfen hat, führt meist in den öffentlichen Blättern das große Wort, und man würde in einer argen Selbsttäuschung befangen sein, wenn man dem, was so insgemein öffentliche Meinung heißt, ein vollgültiges Urtheil in den kirchlichen Händeln der Gegenwart zutrauen wollte. Man verstehe uns nicht falsch. Wir sind weit entfernt, dieser zumeist in der Tagesliteratur sich aussprechenden öffentlichen Meinung alle Berechtigung abzusprechen. Sie wird in einer Hinsicht wenigstens von einem völlig richtigen Instinct geleitet, von einem natürlichen Gefühle des Widerwillens gegen kirchliche Wiederherstellungsversuche, die bei den gegenwärtigen Bildungsvoraussetzungen unserer Nation nur als ein grober Anachronismus erscheinen können. Sie wahrt ferner in ihrem Kampfe gegen alle Zwangsmaßregeln auf einem Gebiete, welches das innerste Heiligthum der persönlichen Ueberzeugung berührt, ein echt evangelisches und christliches Princip. Sie dient endlich den Leitern unserer kirchlichen Angelegenheiten als eine wohl zu beherzigende Warnung, sich nicht kopfüber in eine abschüssige Bahn zu stürzen und nicht durch ein planmäßiges Begünstigen einer der Vergangenheit unwiderruflich anheimgefallenen theologischen Richtung eine scheinbare Kirchlichkeit und Orthodoxie zu erzeugen, die ohne alle innere Wahrheit, ohne alle triebkräftigen Wurzeln in

Digitized by Google

unſerm Volksleben iſt. Aber wie hoch auch dieſes alles anzuſchlagen ſei, ſo hat doch die lebhafte Betheiligung der Tagesliteratur an den kirchlichen Streitfragen der Zeit auch ihre minder erfreuliche Seite. Es iſt eine Thatſache, die man ſich freilich nur ungern geſteht, daß ein großer, wo nicht gar der größte Theil unſerer ſogenannten Gebildeten nicht blos der Orthodoxie, ſondern auch dem Chriſtenthum ſelbſt innerlich entfremdet iſt, und mit der vorgegebenen eifrigen Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten im Grunde nur ſich und andern den eigenen Widerwillen gegen die Erneuerung chriſtlicher Lebensformen verbirgt, mögen dieſelben nun in einer Geſtalt auftreten, in welcher ſie wollen. Jene bekannten Worte Dankmar Wildungen's in Gutzkow's „Rittern vom Geiſte“: „Wir haben eine Religion, die chriſtliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet, und eigentliche Chriſten gibt es gar nicht mehr“, drücken mit unverhohlener Nacktheit die wirkliche Geſinnung jener Gebildeten aus, wenn auch die meiſten ſich ſcheuen möchten, das letzte Wort klar und offen herauszuſagen. Daher jener Eifer gegen die kirchliche Orthodoxie, der niemals über die leere Verneinung hinauskommen kann und ſich ſofort in Gleichgültigkeit oder gar in einen wahrhaft julianiſchen Haß verkehrt, ſobald einmal Ernſt gemacht werden ſoll mit jenen ſchönen Phraſen von echter und ungeheuchelter Religioſität, die freilich der Gewiſſensfreiheit bedarf wie die Luft zum Athmen. Wir wollen hiermit keine Anklage ausſprechen, ſondern nur eine einfache Thatſache conſtatiren. Wir unſererſeits können gemäß unſerm Principe unbedingter Gewiſſensfreiheit nur den Wunſch hegen, daß allen denen, welche innerlich vom Chriſtenthume losgekommen ſind, auch äußerlich das Recht eingeräumt weeden möge, ſolches ohne allen Nachtheil ihrer bürgerlichen Stellung zu bekennen, mit einem Worte, daß das Chriſtenthum überhaupt aufhören möge, das zu ſein, was es ſeit anderthalb Jahrtauſenden geweſen iſt: die öffentliche mit bürgerlichen Vorrechten ausgeſtattete, von Polizei wegen geſchützte Religion des Staats.

Aber wie wir einem großen Theile derjenigen, welche dermalen am lauteſten über innerkirchliche Fragen ſich vernehmen laſſen, alle Berechtigung hierzu abſprechen müſſen, ſo ſehen wir andererſeits das einzige Mittel, die moderne kirchliche Reaction erfolgreich zu überwinden, in der Neubelebung einer wirklich geſunden und lebendigen kirchlichen Frömmigkeit. Trotz dem weiter und weiter ſich verbreitenden Abfalle geht doch auch durch unſere Zeit ein tiefer Zug nach dem Chriſtenthume, und gerade jenes ſchmerzliche Gefühl der Unbefriedigung durch eine der Kirche entfremdete rein weltliche Bildung und Literatur iſt es, welches gegenwärtig ſo viele edle Gemüther einem blinden Autoritätsglauben in die Arme treibt. Bei dieſem Autoritätsglauben freilich kann es unmöglich bleiben, es müßte denn die ganze reiche geiſtige Entwickelung des letztverfloſſenen Jahrhunderts ungeſchehen gemacht werden können; aber eben weil jener Entwickelungsgang faſt ausſchließlich auf außerkirchlichem Gebiete vor ſich gegangen iſt (man denke nur beiſpielsweiſe an Goethe, deſſen gleichgültige, ja zeitweilig ſogar feindſelige Stellung zum Chriſtenthume nun einmal nicht in Abrede geſtellt werden kann), ſo fordert die Kirche jetzt ihre verkümmerten Rechte wieder ein, und wie es zu geſchehen pflegt, ſo hat auch hier ein Extrem das andere hervorgerufen. Die erneuerten Anſtrengungen des ultramontanen Katholicismus, das neuaufgeſtutzte Lutherthum mit ſeinen katholiſirenden Gelüſten, die rückſichtsloſe Kühnheit, mit welcher doet ein neues wunderliches Dogma creirt, hier das Kopernikaniſche Weltſyſtem als ein Attentat auf die Heilige Schrift verketzert wird: alle dieſe Erſcheinungen mögen vielen ſehr vorſündflutlich vorkommen, in Wahrheit entſpringen ſie alle aus dem tiefen, ob auch misverſtandenen Bedürfniſſe, über dem bunten Wechſel menſchlicher Gedanken und menſchlicher Beſtrebungen eine höhere wandelloſe Macht anzuerkennen, welche der ſubjectiviſtiſchen Willkür des einzelnen eine Schranke ſeet. Sobald der menſchliche Geiſt zur Erkenntniß ſeiner Endlichkeit kommt — und dieſe Einſicht drängt ſich in Zeiten allgemeiner Erſchlaffung nach großen aber fruchtloſen Anſtrengungen unwiderſtehlich auf —, ſo bemächtigt ſich der Geiſter das Verlangen nach einer feſten Autorität, unter welche die Subjectivität des einzelnen ſich zu beugen hat, und gleichſam inſtinctiv ſucht man die von einer frühern Zeit anerkannten Autoritäten wieder hervor und hofft von ihnen, die dereinſt den Vätern Troſt und Zuverſicht gaben, in der allgemeinen Unſicherheit eine Stütze. Man richtet ſich in dem alten Gebäude wieder wohnlich ein, ohne viel nachzufragen, ob nicht etwa ſeine Mauern unterhöhlt ſind, man baut wol getroſt noch ein neues Stockwerk darüber, ohne lange zu unterſuchen, ob der alte Bau die neue Laſt auch zu tragen vermöge; ja, von einem dunkeln Gefühle getrieben, geht man jeder ſchärfern Unterſuchung der Haltbarkeit des Gebäudes aus dem Wege, gleich als vermöchte man der Gefahr dadurch zu entgehen, daß man wie der Vogel Strauß die Augen dagegen verſchließt. Die Wiſſenſchaft wird verdächtigt, weil ſie den zuverſichtlichen Glauben erſchüttern könnte, die Kritik erſcheint als Frevel wider das Heilige, und weil man der überzeugenden Macht der Wahrheit nicht traut, müſſen moraliſche Einſchüchterungsmittel die Stelle der Gründe vertreten, ganz wie es bei Schiller heißt:

Dacht' ich's doch, wiſſen ſie nichts Beſonnenes mehr zu erwidern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein —

um von den Einſchüchterungs- und Beruhigungsmitteln noch weit handgreiflicherer Art völlig zu ſchweigen.

Natürlich läßt ſich die Kritik wol eine Zeit lang, aber nicht auf die Dauer zurückdrängen, und hat ſie den Damm einmal an einer einzigen Stelle durchbrochen, ſo ergießt ſie ſich wie ein wilder Bergſtrom über das Gefilde und reißt alles, was lange mühſame Arbeit aufgebaut, in einem Augenblicke mit ſich hinweg. Dann beginnt denn das alte Spiel von neuem und ſo fort in unaufhörlichem Kreislaufe: es gibt auf dieſem Wege

Digitized by Google

kein Ende, ein Extrem ruft hier mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes wechselsweise das andere hervor.

Das einzige Heilmittel ist, daß beiden entgegengesetzten Seiten ihr Recht geschieht. Wenn man dort den Streit als einen Kampf zwischen Freiheit und Autorität, hier als eine Vertheidigung göttlicher Ordnungen gegen die flüchtigen Einfälle subjectivistischer Willkür bezeichnen hört, so liegt beide male etwas Wahres zu Grunde. Freiheit und Autorität sind Parteischlagwörter, die als solche ohne allen klaren Sinn erst der nähern Bestimmung und Begrenzung durcheinander bedürfen. In der Endlichkeit des Menschengeistes liegt ebenso sehr das Bewußtsein seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht, als umgekehrt in seiner unendlichen Entwickelungsfähigkeit die Nothwendigkeit enthalten ist, über alle von Menschen aufgerichtete Ordnungen, wenn deren Zeit gekommen ist, hinwegzuschreiten. Die Vorkämpfer der Gewissensfreiheit streiten für ein ewiges unveräußerliches Recht, aber die Freiheit bleibt eine bloße Abstraction, solange nicht ein in Gott gebundenes Gewissen sein Recht von jeder nur menschlichen Autorität frei zu sein durch die freiwillige Unterwerfung unter die göttliche Welt- und Heilsordnung beurkundet. Umgekehrt haben die Männer des Autoritätsprincips die Erfahrung und das unleugbare Bedürfniß des menschlichen Gemüthe auf ihrer Seite, wenn sie die Nothwendigkeit fester unverbrüchlicher Ordnungen behaupten, denen das Subject durch eine That der Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung sich fügen muß. Sie irren nur darin, daß sie deren jeweilige Erscheinungsform mit dem Wesen selbst, die wandelbare Hülle mit dem unwandelbaren Inhalte in eins setzen, und für Menschliches eine Unfehlbarkeit ansprechen, die nur dem Göttlichen als solchem zukommt. So ist die Kirche, d. h. das in die irdische Geschichte eingetretene Gottesreich ganz gewiß kein menschliches Institut, und Stahl hat so Unrecht nicht, wenn er den festen Begriff einer objectiven göttlichen Heilsanstalt, die über den jeweiligen Zeitströmungen steht, den denn doch ziemlich nebelhaften Bunsen'schen Vorstellungen von der Gemeinde als der Gesammtheit aller lesenden und denkenden Glieder unserer Nation gegenüberstellt. Aber indem er dieses göttliche Recht nun sofort für die Lutherische Bekenntnißkirche beansprucht, wie sie aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen und durch die theologische Scholastik des 17. Jahrhunderts weiter ausgebaut worden ist, so läßt er sich sofort wieder jene heillose Begriffsverwirrung zu Schulden kommen, welche, um nur eine recht handgreifliche Autorität zu gewinnen, den theologischen und kirchenpolitischen Leistungen einer bestimmten Zeit eine durch und durch unprotestantische Unfehlbarkeit zuschreibt und der geschichtlichen Entwicklung an irgendeinem Punkte Halt gebieten will, gleich als hätte nur das Gewesene sein geschichtliches Recht und nicht ebenso das im Fortgange der Zeiten Gewordene. Es ist nichts als eine völlig unerwiesene petitio principii, wenn man den wissenschaftlichen Lehrgehalt des Christenthums durch die theologische Arbeit der Vorzeit als ein für allemal ausgemittelt betrachtet, oder doch nur insofern eine Entwickelung noch anerkennen will, als dieselbe sich auf bisher noch nicht in Betracht gezogene Lehrstücke erstrecke. Man beruft sich auf das Zeugniß der Jahrhunderte, auf die religiöse Gesammterfahrung der unter der unfehlbaren Leitung des Heiligen Geistes stehenden Kirche: damit ist das katholische Traditionsprincip wiederhergestellt, aber ohne seine Consequenz, denn diesem Zeugnisse der Jahrhunderte ist die Reformation in sehr wesentlichen Stücken gegenübergetreten und gerade Luther war es, der weder dem Papste noch den Concilien auf ihre Autorität hin glauben wollte, „weil sie oftmalen geirrt und ihnen selber widersprochen haben". Jener die Kirche leitende heilige Geist muß ferner nach der Stahl'schen Ansicht seine mit besonderer Macht ausgestatteten Organe haben, und diese sind ihm die Träger des geistlichen Amts — damit ist der Grund gelegt zu der katholischen Hierarchie, die, ebenso wie der absolute Monarch vom Staate, ihrerseits von der Kirche sagen kann: „Die Kirche bin ich" —, aber zu dieser Hierarchie fehlt der Schlußstein, in welchem sich ihre Unfehlbarkeit concentrirt, und solange dieser nicht eingesetzt ist, bleibt das Gebäude der Autoritätskirche ohne festen Halt; das System bleibt inconsequent, solange nicht der Papst als der Stellvertreter Gottes auf Erden mit absoluter Unfehlbarkeit die Kirche regiert.

Als einer der namhaftesten Vertreter des soeben in seinem Wesen kurz charakterisirten kirchlichen Autoritätsprincips ist neben Stahl, dem berühmten Widersacher Bunsen's, der dermalige Professor in Marburg August Friedrich Christian Vilmar zu nennen. Seine gegenwärtig bereits in dritter Auflage erschienene Schrift „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik" ist schon von den verschiedensten Seiten besprochen worden und sie kann mit Recht als das Programm jener ganzen kirchlichen Richtung gelten. Eine eingehende kritische Prüfung ihres Inhalts möchte gegenwärtig vielen als verspätet erscheinen; indessen lohnt es doch immer der Mühe, wenigstens ihre Grundanschauung kurz ins Auge zu fassen.

Auch bei Vilmar ist das Bedürfniß „nach Gewißheit, nach einem festen Boden, auf welchem er in der Welt stehen und von welchem aus er die Welt anfassen könnte", der Ausgangspunkt seines theologischen Denkens gewesen. Sein rationalistischer Professor, bei dem er vor Zeiten Collegia hörte, pflegte die vornehmsten Abschnitte der Dogmatik, vom Glauben, von der Rechtfertigung, von der Person Christi, von den Sakramenten und von den Gnadengaben des Heiligen Geistes, mit den Worten zu schließen: „in futuram oblivionem, meine Herren", und auch da, wo er dieses nicht sagte, blieb wenigstens nicht mehr als alles ungewiß. Wie Eulenspiegel's Esel Blatt um Blatt in seinem Folianten unermüdet umschlug, um die gewünschten Haferkörner zu entdecken, so hat Vilmar seine geschriebene und gar manche gedruckte Dogmatik Blatt für Blatt umgeschlagen, vorwärts, wieder zurück und abermals vorwärts, aber vergeblich hat er nach der Speise

Digitized by Google

des Lebens gesucht, bis er endlich das Blautumschlagen unterließ. Er hörte auf nach Worten zu suchen, aber Sachen hatte diese Theologie auch nicht; wie mürber Zunder fiel sie, die Theologie der Ungewißheit, von ihm ab. Aber auch die Gewißheit des Nichts, die ihm durch jenes vergebliche Suchen geworden war, hat ihn wieder verlassen und durch die Erfahrung lernte er erkennen, daß es noch eine andere Gewißheit gebe, „eine Gewißheit des lebendigen, persönlich gegenwärtigen, im Fleische erschienenen, barmherzigen Gottes, eine Gewißheit der ewigen Seligkeit". Bis hieher müssen wir vollkommen auf Vilmar's Seite treten. Jene Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, war wirklich eine Theologie der leeren Negation, der das Christenthum bis auf den Namen und einige farblose Moralvorschriften abhanden gekommen war. Ihre ganze trostlose Kunst bestand darin, einen Glaubenssatz nach dem andern hinwegzukritisiren, sodaß zu guter letzt nichts mehr und nichts weniger als alles ungewiß ward. Ernste Gemüther wissen von den schmerzlichen Kämpfen einer Seele zu erzählen, die nach Gewißheit hungernd und dürstend nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis sie solche unzweifelhafte Gewißheit gefunden hat in der ewigen Heilsbotschaft von der erbarmenden göttlichen Liebe. Auf diesem Wege ist Augustinus, auf diesem Wege ist Luther zu der Freudigkeit seines Glaubens gekommen, und wer eine ähnliche Erfahrung an sich selbst nicht gemacht hat, der möge immerhin seine Straße weiter ziehen. Die Befähigung, über diese Erfahrungen mitzureden, hat er ebenso wenig, wie der Blinde die Fähigkeit hat, von der Farbe zu sprechen. Vilmar hat auch weiter noch darin vollkommenes Recht, wenn er als die Pflicht des theologischen Lehrers bezeichnet: „eine Theologie der unzweifelhaften göttlichen Gewißheit zu lehren, zur Seelenpflege und zur Speise des ewigen Lebens denen mitzugeben, welche hören." Aber Wahrheit und Irrthum grenzen hart aneinander, unter Vilmar's Hand verwandelt sich jene Theologie, welche unverrückt auf der einen großen Heilsthatsache, die in Christus ein für allemal vollbrachte Erlösung der Menschheit sieht, in eine Theologie der Thatsachen, die ausgesprochenermaßen nichts anderes ist als die unbedingte Unterwerfung unter den symbolisch-kirchlichen Lehrbegriff in seinem buchstäblichsten Verstande. „Das Bekenntniß ist ein abschließendes Resultat des von der Kirche im ganzen Erlebten und Erfahrenen und hat seine erhaltende und stärkende Zeugnißkraft in der Gemeinde nur in seiner Ganzheit und Ungebrochenheit." An dem kirchlichen Bekenntnisse darf in keinem einzigen Stücke gerüttelt werden, denn „damit wird Unsicherheit, Ungewißheit, Zweifel in das Leben der Kirche hineingeworfen und somit das letztere unaufhaltsam von innen heraus angefressen und zerstört".

Es ist dies völlig dieselbe Anschauungsweise, aus welcher heraus einst der weltkluge Bischof von Meaux seine „Histoire des variations des églises protestantes" schrieb, genau dieselbe Melodie, welche noch heute von den Vertretern des Katholicismus, um mit Vilmar's eigenen Worten zu reden, staccato, pizzicato und im vollen Strich aufgespielt wird. Wir wollen davon abstehen, den Werth eines Arguments genauer zu prüfen, welches jede Kritik grundsätzlich ausschließt, weil bei ihrer Zulassung möglicherweise das Fürwahrangenommene in Zweifel gezogen und als grundlos erwiesen werden würde; es ist dies nur das wohlbekannte Lied des deutschen Philisterthums in neuer Tonart gesungen: „Ruhe um jeden Preis!" es ist das unwillkürliche Eingeständniß der Autoritätsmänner, daß es ihnen erst in zweiter Linie um die objective Wahrheit selbst, in erster Linie um die subjective Gewißheit des Fürwahrhaltens zu thun ist, oder mit andern Worten, ihre wichtigste Sorge ist, daß geglaubt werde; was geglaubt werde, ist eine Frage, die erst hinterdrein kommt. Doch um Vilmar nicht Unrecht zu thun, wollen wir uns erinnern, daß er daneben noch als anderweiten Beweisgrund die Behauptung aufstellt, das kirchliche Dogma sei so, wie es überliefert worden, selbst eine Thatsache der kirchlichen Gesammterfahrung. Wäre dem so, dann hörte freilich jedes weitere Streiten auf, und jeder Zweifel wäre ebenso übel angebracht, als wenn jemand in Zweifel ziehen wollte, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört. Freilich nimmt es sich hier schon wunderlich genug aus, daß Vilmar, wie sehr er sich auch sträubt es anzuerkennen, selbst mit dem wohlverstandenen Sinne der lutherischen Bekenntnißschriften in einem sehr wesentlichen Stücke, nämlich der Lehre von der Kirche, in Widerspruch tritt. Doch auch abgesehen hiervon, wer nur ein wenig Kirchengeschichte studirt hat, weiß, wie es bei der Entstehung dieser kirchlichen Bekenntnisse hergegangen ist, und, um gleich bei dem Nächstliegenden stehen zu bleiben, wie wenig z. B. die Concordienformel als ein „abschließendes Resultat des von der Kirche im ganzen (!) Erlebten und Erfahrenen" bezeichnet werden kann. Diese Bekenntnisse sind Versuche, den ewigen Inhalt des in der Gemeinde lebendigen Glaubens in menschliche Worte und Ausdrücke zu kleiden, aber ebendarum heftet sich ihnen sofort bei ihrer Entstehung auch ein Moment der Veränderlichkeit und der Vergänglichkeit an. Sie sind nicht abschließende Resultate, sondern begriffliche Formulirungen der kirchlichen Glaubenserfahrungen, aber darum eben bedingt durch die wissenschaftlichen, insbesondere die philosophischen Voraussetzungen ihrer Zeit, um der mancherlei besondern Erwägungen und Rücksichten, die daneben spielen, zu geschweigen. So sind die kirchlichen Dogmen von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi, wie sie in den sogenannten ökumenischen Bekenntnissen niedergelegt sind, keineswegs blos auf dem Wege der Erfahrung, sondern wie jeder theologische Student weiß, der sein erstes Semester absolvirt hat, erst nach langen leidenschaftlichen Kämpfen unter Mitwirkung von Parteiintriguen, Hofkabalen und Polizeimaßregeln zu Stande gekommen, und wenn wir auch von diesem äußern Hergange absehen wollen, so hat jedenfalls die theologische und philosophische Speculation einen mehr als unter-

Digitized by Google

geordneten Antheil daran. Die Concordienformel ging aus einem Compromiß verschiedener lutherischer Parteien hervor, sie erschien schon bei ihrem Entstehen so wenig als das Ergebniß der Gesammterfahrung auch nur der lutherischen Kirche, daß sie ungefähr von der Hälfte der lutherischen Länder als eine Zwietrachtsformel zurückgewiesen wurde. In dieses Bekenntniß sind lange gelehrte Auseinandersetzungen über Dinge aufgenommen, von denen kein Mensch auf Erden jemals etwas erfahren hat oder erfahren wird, z. B. die aus der Scholastik des Mittelalters entlehnte, ziemlich absonderliche Unterscheidung einer dreifachen Gegenwart des Leibes Christi.

Man sollte es doch endlich einmal begreifen, daß es nichts als eine sophistische Begriffsvermengung ist, die großen Erfahrungen von Sünde und Gnade, wie sie allerdings jeder wahrhafte Christ, mithin in noch weit umfassenderm Sinne die Kirche als Gesammtheit in ihrem Gange durch die Jahrhunderte gemacht haben muß, so ohne weiteres in eins zu setzen mit den theologischen Versuchen, von diesen Erfahrungen sich begrifflich Rechenschaft abzulegen. Jene Erfahrungen sind innere Thatsachen, als solche nicht minder gewiß für die, welche sie an sich erlebt haben, wie die durch Auge und Ohr vermittelten äußern Thatsachen; aber ihre begrifflichen Formulirungen als solche für Thatsachen auszugeben, ist Selbsttäuschung oder bewußter Trug. Es ist in der Theologie ganz dasselbe Verhältniß wie in der Naturwissenschaft: wie dieser die Wahrnehmungen der äußern Sinne, so liefern jenen die Wahrnehmungen des religiösen Gemüthslebens den Stoff für das Denken; dieses selbst aber unterliegt seinen eigenen Gesetzen, und die richtige oder falsche Anwendung dieser Denkgesetze zu prüfen, ist ebenso wie die richtige Verknüpfung der theologischen Begriffe und Urtheile Sache der Wissenschaft. Vilmar scheint freilich einen sehr eigenthümlichen Begriff von Erfahrung zu haben. So will er erfahren haben, daß der Unterschied vom Göttlichen und Widergöttlichen ewig sei, und folgert daraus als weitere Thatsache der Erfahrung die Lehre von der ewigen Verdammniß, während die Erfahrung doch nur zu dem absoluten Widerstreite von beiden führt, aber keinerlei Aussagen darüber enthält, ob das Widergöttliche selbst von ewiger Dauer sei, oder ob es dereinst von der Macht des Göttlichen werde vernichtet werden. Vermuthlich um jenes ewigen Gegensatzes willen gehört denn nun zu den Thatsachen der Vilmar'schen Theologie auch der persönliche Teufel, obwol wir unsererseits nicht abnehmen, wie man zu der Annahme eines Teufels anders als durch einen Schluß von der Wirkung auf die Ursache zu gelangen vermöge, wobei denn wiederum die Wissenschaft über das Zwingende dieses Schlusses zu entscheiden haben wird. Etwas anderes ist es, wenn man den Glauben an den Teufel auf Autorität hin festhalten zu müssen sich verbunden fühlt: dann sollte man aber ebenfalls nicht von Erfahrung reden. Vilmar kann uns freilich alles Ernstes versichern, er habe „des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe gesehen", und um nicht misverstanden zu werden, setzt er hinzu: „mit leiblichen Augen, ich meine dies ganz unfigürlich". Wenn dies nicht trotz der feierlichen Versicherung des Gegentheils doch wieder „Rhetorik" ist, mit der der eifrige Gegner der Rhetoriker uns zum besten hat, so bleibt nur die Annahme übrig, daß er die gröbsten Täuschungen einer erhitzten Phantasie nicht von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermag, und dann steht es überhaupt mit der „Erfahrung", auf die er sich zugute thut, etwas mislich.

Es mag für gewisse Gemüther, die, wenn ihnen ein Jota der überlieferten Glaubensform wankend gemacht wird, gleich Erlöser und Seligkeit zu verlieren fürchten, eine recht tröstliche Sache sein, sich einer fertigen, einfür allemal ausgemittelten Lehre in die Arme werfen zu können; aber sowenig diese Lehre dadurch, daß sie es versichern, aus dem Bereiche des menschlichen Meinungsstreites und der menschlichen Forschung auf das Gebiet unzweifelhafter Thatsachen und unumstößlicher Erfahrungen hinübergespielt werden kann, ebenso wenig kann es gelingen, jene wenn auch immerhin großartige und im wesentlichen gewiß auch bleibende Geistesarbeit, welche in den Bekenntnissen niedergelegt ist, zu gleichem Range mit der einfachen Heilsthatsache des Evangeliums selbst zu erheben. Wenn anders die Geschichte der Kirche trotz ihrer Leitung durch den göttlichen Geist doch zugleich auch eine echt menschliche ist, so kommt jeder Versuch, für irgendeine ihrer Schöpfungen ein unbedingtes Recht beanspruchen zu wollen, auf einen verhängnißvollen Irrthum hinaus, dem eben die angesprochene Erfahrung des Lebens und die für alle, welche sehen wollen, klar genug vor Augen liegenden Thatsachen der Geschichte widersprechen.

Ein weiteres Eingehen in den Inhalt der Vilmar'schen Schrift können wir uns ersparen. Vor der Unbedingtheit seines Autoritätsprincips muß folgerichtig alle theologische Wissenschaft weichen, die es ja wagt, einen Unterschied zu machen zwischen dem Glaubensbewußtsein der Gemeinde und der wandelbaren, durch die Bildungsvoraussetzungen der jeweiligen Zeit bedingten theologischen Formulirung desselben; von einer Freiheit der Wissenschaft reden nach Vilmar nur noch „die hohnlachenden Glaubens- und Kirchenzerstörer", nach Bedürfniß auch die hohnlachenden Staatszerstörer und Thronstürzer; für die gründlichsten Forschungen auf dem Gebiete der alt- und neutestamentlichen Einleitungswissenschaft gibt es keinen andern Beweggrund als den Kitzel des Neuesfindenwollens, von dem jene Forscher geplagt werden; alle Fortschritte dieser Wissenschaft sind nichts als das Gebahren unruhiger Weiber, „welche von vier zu vier Wochen das ganze Ameublement ihrer Wohnung umquartieren, um allezeit etwas Neues zu haben"; ja, an einer andern Stelle werden die Männer, welche das Alte Testament literaturgeschichtlich und kritisch behandeln, nach einer hämischen Insinuation als „gotteslästerliche Seelenverkäufer" mit dreifachem Fluche belegt, um von andern Ausdrücken wie Rhetoriker, Grammatisten, Vocabulisten, Abecedarier u. s. w., mit denen Vilmar seine Gegner beehrt, zu schweigen. Es ist dies auch eine „Rhetorik", aber, um wiederum Vilmar's eigene Worte zu gebrau-

Digitized by Google

chen, eine „Rhetorik der Gasse und Fischbude", und man braucht sich nach solchen Proben nicht zu wundern, wenn derselbe Mann selbst das Mittel anonymer Schmähungen gegen seine marburger Collegen nicht für zu schlecht hält, um seine Theologie der Thatsachen gegen die Grammatisten und Rhetoriker durchzukämpfen.

Doch kehren wir von dem Persönlichen zurück auf die Sache. Jenes Autoritätsprincip kann nicht bestehen ohne eine äußere Stütze, daher läuft denn auch bei Vilmar schließlich alles auf die Allgewalt der Kirche, d. h. der Geistlichkeit hinaus. Jene hierarchische Doctrin, deren Ursprung wir schon oben zu entwickeln versuchten, findet an Vilmar einen ihrer rücksichtslosesten Vertreter. Der Lehrer der Theologie hat seinen Zuhörern zu zeigen, daß die Kirche „die Herrscherin in der Welt der Geister ist, und daß diese Herrschaft von den Dienern der Kirche und von diesen allein ausgeübt werde". Die Diener der Kirche sind die Pastoren. Sie allein vermögen in unsrer Zeit, welche auf das Ende unsers Volks und zwar auf ein Ende mit Schrecken unzweifelhaft hinweist, den drohenden Verfall noch aufzuhalten und werden, wenn derselbe dennoch eintritt, unversehrt aus dem allgemeinen Sturme hervorgehen; sie allein haben als an Christi Statt die Kraft, der Sünde mit einem einzigen Worte das Haupt zu spalten und in des Teufels zornige Augen zu sehen, vor denen die Gemeinde „auseinander stiebt wie Schneeflocken".

Vilmar erklärt es zwar für „Pöbelgeschrei", wenn man diese und ähnliche Anmaßungen des lutherischen Klerus als Hierarchie, Pfaffenherrschaft, Katholisiren bezeichnet; wir aber finden nicht, daß dieselben sich von den Grundsätzen eines Gregor VII. in einem andern Punkte unterscheiden, als darin, daß nach diesem „die Herrschaft über die Geister" von dem einen Statthalter Christi auf Erden, nach jenem von einer vielköpfigen Menge kleiner lutherischer Päpstlein ausgeübt werden soll. Muß aber zwischen einem von beiden gewählt werden, so ziehen wir die Herrschaft des einen unfehlbaren Papstes dem neulutherischen Pastorenregimente noch bei weitem vor.

Aber auch die Consequenz ist auf römischer Seite. Hier allein ist die einzige unbedingte und eben in dieser ihrer Unbedingtheit consequente Autoritätskirche, und auch jene neulutherische Bewegung kann nothwendig nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie an dem Ziele angelangt ist, dem sie wissentlich oder unwissentlich zustrebt, und dieses Ziel heißt Rom.

Niemand hat aus den Stürmen des letzten Jahrzehnds größern Vortheil gezogen als die römische Hierarchie. In einer Zeit, wo alle bisher für unerschütterlich gehaltenen Stützen der öffentlichen Ordnung in Trümmer sanken, wo Tausende an der Autorität des Königthums von Gottes Gnaden irre wurden, da war die römische Kirche die einzige Macht, vor welcher der Aufruhr voll scheuer Ehrfurcht zurückwich. Die weltliche Herrschaft des Papstes ward von den Wellen der Revolution hinweggespült, die Ewige Stadt träumte wieder einmal den kurzen Traum republikanischer Freiheit; aber die geistliche Autorität des Papstthums blieb ungebrochen, und dasselbe römische Volk, das wider seinen weltlichen Landesherrn die Fahne der Empörung erhob, beugte vor dem Oberhaupte der katholischen Kirche seine Knie. Es kamen die Zeiten der Enttäuschung und der Ernüchterung: der Freiheitsrausch war verflogen, die allgemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände, das wirre Durcheinanderwogen der Parteien, die entfesselte Leidenschaft eines rohen und fanatisirten Pöbels weckten die Sehnsucht nach festen unantastbaren Ordnungen, nach einer über dem Parteigetriebe stehenden Autorität. Von dem Zersetzungsprocesse der Philosophie und Kritik, welche das künstliche Gebäude der lutherischen Orthodoxie auseinander geworfen, war die römische Kirche nur äußerlich und vorübergehend berührt worden; während die lutherischen Haus-, Hof- und Staatstheologen sich schüchtern verkrochen hielten, hatte die römische Hierarchie auch die Freiheitsbestrebungen des Jahres 1848 sich zunutze gemacht und focht im frankfurter Parlament mit dem politischen Liberalismus unter dem gemeinsamen Banner der Trennung der Kirche vom Staate. Hindernisse, für deren Hinwegräumung sie Jahrzehnde vergeblich gekämpft, wie das landesherrliche Oberaufsichtsrecht über die Maßregeln der kirchlichen Behörden, der Einfluß der Staatsgewalt auf die Bildung des Priesterstandes u. s. w., waren fast mit einem Schlage gefallen. Während von allen andern Autoritäten keine einzige unversehrt blieb, erhob sich Rom in majestätischer Größe und schien noch einmal der erstaunten Welt die Wahrheit des alten Satzes zu bestätigen, daß die Kirche des heiligen Petrus der Felsen sei, den auch die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermöchten. Hier allein war eine Autorität, die trotz äußerlicher Raumbeschränkung doch innerlich ungebrochen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt, ihr göttliches Recht durch die Thatsachen der Geschichte selbst zu bestätigen schien. Wie klein erschienen gegenüber dieser stolzen Kirche mit ihrer festgegliederten Hierarchie, mit ihrer unwandelbaren Lehrüberlieferung, mit ihren Wundern und Mysterien die halben Versuche innerhalb des Protestantismus, durch die Aufrichtung einer Bekenntniß- und Pastorenkirche einen ähnlichen sturmfesten Boden zu gewinnen! Diesem künstlichen Kirchenthume ging gerade das Erste und Wesentlichste, die in allen Stücken ununterbrochene Stetigkeit der Ueberlieferung ab. Die Reformation des 16. Jahrhunderts hatte den Zusammenhang gerade an der gefährlichsten Stelle zerrissen, gerade in der Lehre von der Kirche selbst, wo die neue Entwickelung in grundsätzlichem Widerspruch zu dem Bestehenden getreten, und zahlreiche andere Abweichungen in der Lehre waren theils vorangegangen, theils nachgefolgt; kurz, selbst die blendendsten Redekünste vermochten die Kluft nicht zu überdecken. Vom Standpunkte des kirchlichen Autoritätsprincips aus erscheint die Reformation als Revolution und man muß die kühnen Aeußerungen Luther's in seiner Schrift über die babylonische Gefangenschaft der christlichen Kirche lesen, um

Digitized by Google

dieſes Urtheil zu begreifen. Dagegen bietet Rom mit ſeinem Dogma von der unverfälſchten Tradition des ewigen Wahrheitsſchatzes gerade das, was dem Proteſtantismus ſeiner Natur nach abgehen muß: eine in allen Stücken fertige Lehre in der Form eines unverbrüchlichen Geſetzes, von deſſen Annahme das ewige Seelenheil abhängt. Hier und hier allein finden autoritätsbedürftige Gemüther eine Kirche, die ſich der Unfehlbarkeit und unumſtößlichen Gewißheit ihrer Ausſprüche rühmt, eine Prieſterſchaft, die ſich die alleinige Mittlerin zwiſchen Himmel und Erde nennt, ein ſichtbares Oberhaupt, das unbedingte Unterwerfung verlangt, weil es an Gottes und Chriſti Statt auf Erden regiert. Es iſt eine großartige Conſequenz in dieſem Syſteme, nirgends zeigt ſich eine Lücke oder Fuge darin, welche dem Zweifel oder der Ungewißheit Raum ließe, ein Satz greift mit unerbittlicher Nothwendigkeit in den andern ein; man kann keinen Stein aus dieſem Gebäude herausnehmen, ohne das Ganze zu erſchüttern.

Dieſer Conſequenz hat der Romanismus ſeine Erfolge zu verdanken. Alle Triumphe, die er in dem letztverfloſſenen Jahrzehnde in raſcher Aufeinanderfolge gefeiert hat, ſind nur aus dieſer imponirenden Zuverſicht zu erklären, mit welcher er heute wie vor 800 Jahren allen ſchwankenden und ungewiſſen Gemüthern gegenübertritt. Wenn ſeine Macht ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts ſcheinbar im Sinken begriffen war, ſo bedurfte es nur einer günſtigen Verkettung äußerer Umſtände, wie ſie die Revolutionsjahre mit ihren Stürmen und ihren Enttäuſchungen herbeiführten, um alle Befürchtungen oder Hoffnungen ſeines baldigen Sturzes durch die Thatſachen als irrig zu widerlegen. Rom iſt dermalen ſtärker als es je ſeit den Tagen der Reformation geweſen iſt: das öſterreichiſche Concordat, der Ausgang des badiſchen Kirchenſtreites, die Verurtheilung der Günther'ſchen Philoſophie, die Deutſchland nach allen Seiten hin durchziehenden Jeſuitenmiſſionen, die wie Pilze aus der Erde geſchoſſenen katholiſchen Vereine und Brüderſchaften ſind ebenſo viel Beweiſe dafür, und ſelbſt die von dem einen mit Hohn, von dem andern mit Entrüſtung aufgenommene Verkündigung eines neuen Dogma iſt nichts als eine abermalige Machtäußerung deſſelben Rom, das in ſtolzer Siegesgewißheit ſich bewußt iſt, der ſtaunenden Welt auch dieſes längſt nicht mehr erlebte Schauſpiel wieder bieten zu können.

Man kann ſich überhaupt zum Romanismus nur in zweierlei Weiſe verhalten, entweder unbedingt anerkennend oder unbedingt verwerfend, jedes dritte ſchließt er ſeiner Natur nach aus. Die vielfach noch in neuerer Zeit wiederholte Unterſcheidung eines ultramontanen und eines liberalen Katholicismus iſt eine völlig verkehrte: Romanismus und Ultramontanismus ſind Begriffe, die ſich decken; wer den letztern von ſich weiſt, verwirft grundſätzlich auch den erſtern, wie viel oder wie wenig er auch ſonſt von den Lehren und Bräuchen der katholiſchen Kirche beibehalten ſollte.

Hieraus erhellt von ſelbſt das Vergebliche jener wohlgemeinten und ehrenwerthen Verſuche, durch allmähliches Abſchleifen der ſchärfſten Spitzen eine verträgliche Stellung des römiſchen Katholicismus zu den übrigen chriſtlichen Bekenntniſſen anzubahnen.

Bekanntlich iſt der bedeutendſte dieſer Verſuche an den Namen Weſſenberg's geknüpft und die neuere Kirchengeſchichte hat von den bittern Kämpfen zu erzählen, welche im Jahre 1827 mit der Entfernung dieſes edeln, frommen und gelehrten Prieſters von dem Amte eines Biſthumsverweſers zu Konſtanz endigten, trotzdem daß das Domkapitel, der größte Theil der katholiſchen Landesgeiſtlichkeit, die öffentliche Meinung Deutſchlands und die weltliche Gewalt auf ſeiner Seite ſtand. Seit der unfreiwilligen Unterbrechung einer reichgeſegneten amtlichen Thätigkeit hat Weſſenberg in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine Zeit mit literariſchen Arbeiten zugebracht, unter denen wir namentlich ſeine den Ultramontanen beſonders ärgerliche „Geſchichte der Kirchenverſammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts" hervorheben. Ohne das katholiſche Dogma zum Gegenſtande ſeiner Angriffe zu machen, hat er ſich bemüht, ein einfaches praktiſches Chriſtenthum als das Alleinweſentliche am Katholicismus, die Wiederbelebung der Synodalverfaſſung als das ſicherſte Mittel zur Erneuerung der Kirche von innen heraus zu empfehlen. Freilich iſt ſeine Anſchauungsweiſe nicht frei von dem Einfluſſe der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts, und vor den allgemein moraliſchen Ideen, welche er als den Mittelpunkt der „Chriſtuslehre" betrachtet, tritt mit dem ſpecifiſch Katholiſchen doch auch zugleich der eigenthümlich poſitive Gehalt des Chriſtenthums mehr oder minder in den Hintergrund.

Die neueſte Schrift aus der Feder des gegenwärtig hochbetagten, aber noch immer geiſtesfriſchen Verfaſſers, „Gott und die Welt", ſoll ihrer Anlage nach ein umfaſſendes Bildniß der geiſtigen und ſittlichen Welt zur Anſchauung bringen, in ähnlicher Weiſe, wie Alexander von Humboldt in ſeinem „Kosmos" den Beſtand und Zuſammenhang aller Dinge in der materiellen Welt, ſoweit die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſie bisher aufgedeckt haben, vor uns entrollt. Demgemäß geht der Verfaſſer aus von der Idee Gottes als dem unendlich vollkommenen Weſen, welches den Anfangs-, Mittel- und Endpunkt aller wahren Erkenntniß und würdigen Beſtrebungen der Menſchen bildet, und bahnt ſich ſo den Weg von dem gegenſatzloſen göttlichen Weſen zu den endlichen Dingen, denen die Gegenſätze weſentlich ſeien. Der Reihe nach handelt darauf der Verfaſſer von dem Unterſchiede der geiſtigen und der ſinnlichen Natur und ihrem Verhältniß zueinander, vom Urzuſtande der Erde und ihrer Bewohner, von dem Sinn für das Göttliche als dem eigenthümlichen Vorzuge des Menſchen, von den verſchiedenen Lebensgütern und dem höchſten Gute insbeſondere, von dem Zeugniſſe der Geſchichte für die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts zu immer fortſchreitender geiſtiger, ſittlicher und geſellſchaftlicher Ausbildung, ſowie für den Glauben an eine gerechte und weiſe Weltregierung, von Religions- und Staatsvereinen,

Digitized by Google

Wissenschaft und Kunst, Handel und Verkehr. Den Abschluß des Ganzen bildet eine eingehende Besprechung des Christenthums, dessen Erscheinung unter allen Ereignissen obenan steht, welche auf die Menschengattung einen wohlthätigen Einfluß geübt haben.

Wir bedauern, daß uns der Plan unsers gegenwärtigen Aufsatzes ein näheres Eingehen in den reichen Inhalt dieser Erörterungen verbietet, und müssen uns begnügen, nur noch einige Bemerkungen über den letzten Hauptabschnitt anzuknüpfen. Nach dem Verfasser trägt das Wesen des Christenthums das Gepräge unvergänglicher göttlicher Wahrheit ohne alle Beimischung von vorübergehenden weltlichen und blos nationalen Elementen, und er sucht diesen Satz durch eine eingehende Vergleichung des Christenthums mit dem Judenthume und Heidenthume zu begründen. Die Vorzüge des Christenthums findet er in der über den Wechsel der Zeiten und Zustände erhabenen Einfachheit seiner Lehre, deren Grundstein die vollkommene Vereinigung der Menschen mit Gott und unter sich durch die Liebe sei. Diese Lehre findet ihren reinsten Abdruck in der Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion, welcher dem Geiste nach eins mit Gott und zugleich die Idee der vollendeten Menschheit und das nachahmungswürdigste Vorbild des religiösen Lebens darstelle. Seine Lehre, die überall im Menschen Vernunft und Gewissen voraussetzt, daher niemals mit der echten Wissenschaft in Widerstreit gerathen kann und vor allem auf die von den Menschen in geistiger Vereinigung mit Gott zu vollbringenden Heiligung der Gesinnung hinzielt, behandelt jeden einzelnen als Selbstzweck, durch Vervollkommnung zur Seligkeit bestimmt, bringt die Gleichheit aller vor Gott zur Anerkennung und lehrt Gott als die alle Menschen gleicherweise umfassende Liebe verehren. Kein Religionsstifter macht wie Christus die Erlösung der Menschen von der Knechtschaft der Sünde zum Zweck; er zuerst deckte den Gegenstand zwischen gut und böse vollständig auf, lehrte den Lügengeist als das beständig zu bekämpfende Grundübel erkennen und verlangte von jedem die größtmöglichste Anstrengung seiner sittlichen Kraft unter der Verheißung der göttlichen Sündenvergebung und Mitwirkung zur Besserung; zugleich gab er der unter allen Völkern verbreiteten Ahnung der Unvergänglichkeit des Geistes den höchsten Grad von Zuversicht, dessen der Mensch in seinem irdischen Dasein empfänglich ist. Die Einheit des Wesens des Christenthums gründet sich auf den zuversichtlichen Glauben an die Leitung durch Gottes heiligen und heiligenden Geist, aber seine Wahrheiten müssen als wesentlich praktischer Art im Leben erprobt werden. Dagegen

bringt das Horchen auf die Zänkereien über religiöse Dinge und noch mehr das Scheinlassen auf dieselben nur zu leicht in Gefahr, der Frucht christlicher Wahrheit verlustig zu gehen. Der überzeugte Christ geht weislich solchen Zänkereien, denen sich so gern der Beischlag selbstliebiger Sophistik beimengt, aus dem Wege. Sie fesseln die Wahrheit selbst der Täuschung bloß, und lockern und lösen das Band der Liebe, ohne die der Glaube zum todten Buchstaben wird.

Mit der unversehrten Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung des Christenthums ist die Kirche beauftragt, deren unsichtbares Haupt Christus ist. Ihr wesentlicher Charakter ist die Geistigkeit, daher eine blos rein äußere gesetzliche Verfassungsform ihr kein Leben verleihen kann; vielmehr gibt es für sie keine andere Grundlage als die Reinheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens und dessen Bewährung durch allseitige thätige Liebe und tugendhaftes Leben. Sie ist weder Schöpferin noch Herrin des Glaubens, muß aber die Quellen des Glaubens, die in schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen bestehen, überwachen; „damit aus ihnen stets lauter und unversehrt das Wesen der Christuslehre, wie es von der Gesammtheit der Gläubigen jederzeit und allerorten als Gemeingut Anerkennung fand, in die sämmtlichen Kirchgenossen sich ergieße". Aber zugleich erheischt der rein geistige Zweck der Kirche große Sparsamkeit mit Satzungen, damit nicht das eine große Gebot der Liebe durch Fremdartiges und Kleinliches im Bewußtsein verdunkelt werde. Zudem ist das Denken und Prüfen mittels des Gedankens, wie nicht oft genug wiederholt werden könne, unentbehrliches Behikel der christlichen Erkenntniß, welche durch das Licht der Vernunft nur gewinnen kann, während beim Stillstehen des Denkens die Christuslehre zum todten Buchladen erstarrt, die Gottesverehrung in geistlosen Mechanismus oder in Schwärmerei untergeht. Der Ordnung wegen besteht in gewisser Stufenfolge ein Kirchenregiment, welches als Herrschaft der Heiligen (Hierarchie) gerade alle irdischen Mittel und weltlichen Zwangsmaßregeln ausschließen soll. Die Religion soll nicht Dienerin der Hierarchie, sondern die Hierarchie Dienerin der Religion sein; aber mit einer leidenden Amtsgewalt ist evangelische Freiheit gar wohl vereinbar, zumal wenn durch gemeinsame Berathungen der kirchlichen Angelegenheiten durch Priester und Laien dem vom Stifter des Christenthums so nachdrücklich untersagten Herrschen in der Kirche wirksam begegnet wird.

Was der Verfasser dann weiter über das Verhältniß von Kirche und Staat bemerkt, zweckt auf eine möglichst unparteiische Anerkennung der beiderseitigen Rechte ab. Ausdrücklich wird dem Staate neben dem Schutzrechte auch das Recht der Aufsicht über alle äußern Angelegenheiten der Kirche zuerkannt, und die Forderung einer Unabhängigkeit der Kirche von den Staatsgesetzen in äußern Dingen als eine indirekte Suprematie derselben über den Staat verworfen, welche eine völlige Rechtsverwirrung in sich begreife; wobei der Verfasser dann freilich auch umgekehrt und mit gutem Grunde der lutherischen (und russischen) Kirchenpraxis entgegentritt, das Staatsoberhaupt zum obersten Bischofe zu machen, was den Knoten nicht lösen, sondern zerhauen heiße.

Von großem Interesse sind endlich noch die eingehenden Nachweisungen, daß das Christenthum ungeachtet seines göttlichen Ursprungs und der ihm innewohnenden göttlichen Kraft unter Menschen beständig der Verunstaltung und Ausartung ausgesetzt sei. In einer an treffenden Bemerkungen reichen Erörterung zeigt der Verfasser

Digitized by Google

hier, wie vornehmlich drei Dinge es seien, die zur Ausartung des Christenthums beigetragen: die zu einseitige Richtung des kirchlichen Eifers auf blos äußerliche Dinge, der Gebrauch von äußerm Zwang in Betreff der Religion und endlich die Behandlung der Christuslehre, als wäre sie eine Wissenschaft. Aus dieser Nichtbeachtung des Wesens der Christuslehre seien immer aufs neue Spaltungen und Trennungen hervorgegangen, durch die jedoch die Wahrheit und das unvergängliche Wesen des Christenthums keinen Eintrag leide.

Der Geist Christi ermahnt stets zur Einigung und bleibt auch stets der einzige Mittelpunkt möglicher Einigung, während der Unverstand (der gelehrte und ungelehrte) diesen Mittelpunkt mehr und mehr den Menschen aus dem Gesicht zu rücken und den Streit über Begriffsbestimmungen und Wortausdrücke in Bezug auf das Unerforschliche, wol auch über bloße Gebräuche zur Hauptsache zu machen sich müht. Wie oft hat nicht der Eifer hierfür bald theologischen, bald hierarchischen Ehrgeiz bemänteln müssen!

Endlich ergibt sich für den Verfasser aus der menschlichen Geneigtheit zu Entstellungen und Ausartungen im Gebiete der Religion das Bedürfniß kirchlicher Reformen nach Maßgabe von Zeit und Umständen. Während bloße Scheinreformen Uebel ärger machen, müsse jede des Namens würdige Reform eine größere Annäherung zu christlicher Vollkommenheit zur Absicht haben; die Vollendung der religiösen Wiedergeburt im ganzen sei jedoch nicht durch eine einzige Reform, sondern nur durch eine fortgesetzte Reihe derselben zu ermöglichen. Wenn der Verfasser hierbei verlangt, daß sie auf gesetzlichem Wege von den gesetzlichen Organen der Kirche ausgehen solle, so vergißt er doch auch andererseits nicht zu bemerken, daß wenn hartnäckige Weigerung der Kirchenbehörden eifrige und thatkräftige Regenten veranlaßt habe, an das Werk der äußern Reform selbst Hand anzulegen, die Kirchenhirten hierin weniger einen Eingriff in ihr Amt als eine dringende Mahnung zu eigener Pflichterfüllung hätten erblicken sollen. Auf protestantischem Standpunkt muß freilich hier die weitere vom Verfasser unbeantwortet gelassene Frage entstehen: wenn die Kirchenbehörden eine nothwendig gewordene innere Reform hartnäckig verweigern, was dann?

Aus der mitgetheilten flüchtigen Skizze wird erhellen, wie eifrig der Verfasser bemüht ist, nicht blos das kirchliche Dogma auf die einfachsten Vernunftwahrheiten und Sittenvorschriften zurückzuführen, welche er als das allein Wesentliche am Christenthum betrachtet, sondern auch den Begriff der Kirche selbst in einer Weise zu fassen, welche auch bei Protestanten keinen erheblichen Widerspruch finden könnte. Das specifisch Römische ist hier überall sorgfältig zurückgestellt, selbst da, wo von der Hierarchie die Rede ist, wie am deutlichsten daraus erhellt, daß das Papstthum und sein göttliches Recht völlig mit Stillschweigen übergangen wird. Erzielt wird dieses Ergebniß freilich nicht selten auf Kosten der begrifflichen Schärfe; gerade das Wichtigste ist so vorsichtig und schwebend ausgedrückt, daß es immer nach verschiedenen Seiten hin sich deuten läßt. Indeß blickt doch die Grundanschauung des Verfassers deutlich genug überall durch, und hier darf es denn nicht verkannt werden, wie die Entwickelung dessen, was ihm als das Wesen des Christenthums gilt, sich völlig innerhalb jenes Anschauungskreises bewegt, der in der protestantischen Kirche als theologischer Rationalismus bezeichnet wird, und als solcher zu den positiven Dogmen sich mehr oder minder indifferent verhält. Dieser Rationalismus — eine Denkweise, deren relatives Recht wir übrigens vollkommen zu würdigen wissen — ist auch beim Verfasser die Ursache, daß die Gegensätze des katholischen und protestantischen Princips durch Verallgemeinerung verwischt und auf ein unbestimmtes Neutrum zurückgeführt werden. Wir begreifen sehr wohl, wie der „Denkglaube" zu Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnden des laufenden Jahrhunderts, dem die „Christusreligion" in den einfachsten Vorschriften einer reinern Tugend und vollkommnern Belehrung über die göttliche Liebe und Unvergänglichkeit des Geistes aufging, Christus selbst aber eben nur als der „Weise von Nazareth", als erhabener Tugendlehrer und nachahmungswürdigstes Beispiel der Religiosität erschien, ebenso gut wie mit den Dogmen des positiven Christenthums überhaupt, so auch insonderheit mit dem Gegensatze des Katholicismus und Protestantismus fertig werden konnte. Aber wie ehrenwerth auch die Bestrebungen dieses Rationalismus nach vielen Beziehungen hin gewesen sind, er ist im ganzen und großen bereits der Geschichte anheimgefallen. Der Verfasser wird daher nicht nur in seiner eigenen Kirche auf neuen entschiedenen Widerspruch stoßen, sondern auch protestantischerseits wird sich wenigstens nur noch in sehr vereinsamten Kreisen Bereitwilligkeit finden, auf diesem allgemein rationalistischen Boden eine Vereinigung der beiden streitenden Kirchen anzubahnen. Beide Kirchen würden dabei nicht nur das Beste, was sie besitzen, sondern mit ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten geradezu sich selbst darangeben müssen: der Katholicismus würde seines unbedingten Autoritätsprincips, seiner Stetigkeit, Unwandelbarkeit und Unfehlbarkeit beraubt, während der Protestantismus sich abermals um sein Kleinod, die freimachende Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, betrogen sähe, nachdem er sie erst vor kurzem wieder von rationalistischen Verderbnissen gereinigt hat, und dafür eine Reihe zweifelhafter und vieldeutiger Ausdrücke eintauschen würde, die bald genug ihn aufs neue in verfängliche Netze verwickeln müßten.

Wir wissen die edle wohlmeinende Gesinnung des ehrwürdigen Verfassers vollkommen zu würdigen und drücken ihm im Geiste die Hand für so manches treffliche Wort, welches zwar im katholischen Lager heutzutage keine Stätte mehr findet, dafür aber desto wärmerer Anerkennung bei den Evangelischen gewiß sein kann; aber die kirchliche Lage der Gegenwart fordert gerade das, was der Verfasser nach seiner ganzen Geistesart nicht geben will: ein scharfes Zurückgehen auf die Wurzel des Gegensatzes zwischen römischem Katholicismus und evangelischem Protestantismus, und ein strenges

Digitized by Google

und reinliches Auseinanderhalten der beiderseitigen Principien, zwischen denen nun einmal jede Transaction unmöglich ist. 19.

Zur Aesthetik.

1. Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen. Eine Studie. Von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen. 1857. 8. 12 Ngr.
2. Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Der Schule und dem Hause von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen. 1857. 8. 12 Ngr.

Das Schöne ist eine Offenbarung des Göttlichen; seine richtige Erkenntniß ist daher nothwendig durch eine richtige Erfassung des Gottesbegriffs bedingt. Die wissenschaftliche Unterlage der Aesthetik kann daher nur eine metaphysische sein. Vischer nahm dieselbe und zwar unbesehen, wenigstens ohne gründliche Prüfung, aus der Hegel'schen Philosophie an; er baute daher dieselbe auf ein pantheistisches Fundament, suchte dieselbe aus einer Gottesanschauung abzuleiten, für welche sich Gott zuletzt ohne Rest in die Daseinsformen des absoluten Geistes, namentlich der Religion, der Kunst und der Philosophie auflöst. Die Hegel'sche Philosophie hat sich, nachdem sie ihre nie hoch genug anzuschlagende Mission erfüllt, schließlich dennoch als unhaltbar erwiesen, und hiermit ist selbstverständlich auch die Basis, auf welche Vischer seine Aesthetik gegründet, zusammengebrochen. Es gilt daher, für diese Wissenschaft eine neue Grundlage zu gewinnen; diese Forderung hat sich von den verschiedensten Seiten her, selbst aus der Anzahl derer, die früher der Hegel'schen Schule angehörten, geltend gemacht, und wie ich mir die Befriedigung derselben in meinen „Aesthetischen Forschungen" zur Aufgabe gestellt habe, so sucht auch Eckardt ein neues Fundament für die Aesthetik aufzustellen und gibt davon in der ersten der obengenannten beiden Schriften zunächst wenigstens den Plan, nach dem er beim wirklichen Bau zu verfahren gedenkt. In der Grundidee stimmt er, wie er selbst ausspricht, mit mir überein; auch in seinem System soll, wie in dem meinigen, eine „theistische" Gottanschauung die wissenschaftliche Unterlage bilden. Auch in der Ausführung fehlt es nicht an einer großen Anzahl von Berührungspunkten; daneben gibt es jedoch auch Fragen, bei deren Beantwortung wir wesentlich auseinander gehen; ganz besonders aber unterscheiden wir uns in der Art und Weise, auf die wir von Gott aus zum Schönen zu gelangen suchen. Während ich von der Ansicht ausgehe, daß wir in wirklich wissenschaftlicher Form von Gott weiter nichts wissen als den Begriff, den wir uns selbst von ihm bilden, und mich daher begnüge, aus diesem Gottesbegriff den Begriff des Schönen abzuleiten und das Verhältniß zwischen diesen beiden Begriffen möglichst genau zu bestimmen und sodann den gewonnenen Schönheitsbegriff der ganzen Entwickelung meines Systems zum Grunde zu legen, glaubt Eckardt unmittelbar von dem objectiven, lebendigen Wesen Gottes selbst ausgehen und gleichsam das gesammte concrete Schöne in derselben Weise aus der Beschaffenheit seiner göttlichen, namentlich weltschöpferischen Persönlichkeit erklären zu müssen, wie man sich die Schönheit eines einzelnen Kunstwerks am vollkommensten aus der eigenthümlichen Persönlichkeit des Künstlers, namentlich aus dem Inbegriff seiner schöpferischen Thätigkeit erkläre.

Ganz unstreitig hat sich der Autor hier eine Aufgabe gestellt, deren Lösung für die Wissenschaft des Schönen von unberechenbarem Werth sein würde, ja durch deren Beantwortung alles Dunkel gelichtet, jedes Räthsel beseitigt sein würde: dann wäre uns sozusagen der innerlich im Wesen Gottes vor sich gehende psychologische Proceß bekannt, vermöge dessen Gott die Welt und namentlich das Schöne in der Welt geschaffen hat, so wäre uns natürlich auf einmal der verborgenste Quell und Ursprung, das innerste Wesen, die volle Bedeutung und der höchste Zweck alles Schönen enthüllt; es würden alle unter den ästhetischen Gesichtspunkt fallenden Erscheinungen mit derselben Klarheit vor unserm menschlichen Auge wie vor dem Auge der Gottheit selbst liegen. Das dem Autor vorschwebende Ziel ist also unleugbar das höchste, das es für den Aesthetiker überhaupt geben kann. Wie aber steht es mit der Erreichung desselben? Ist eine solche überhaupt möglich? Ja, kann nur eine den Forderungen des Verfassers und zugleich den Forderungen der Wissenschaft entsprechende Annäherung an dasselbe als möglich gedacht werden? Ich gestehe, daß ich mir von einem wissenschaftlichen Wege, der dahin führen könnte, durchaus keine Vorstellung machen kann. Der Verfasser betont ausdrücklich, daß man, um über das Schöne zur Klarheit zu gelangen, nicht vom Gefühle des Beschauers, nicht vom Kunstwerke, nicht von der Idee des Schönen, nicht vom Begriffe der Kunst ausgehen dürfe, sondern unmittelbar den „schöpferischen Geist", die „lebendige, immer neu hervorbringende Urquelle des Schönen", d. i. Gott als den „höchsten schöpferischen Genius" und „Weltkünstler" selbst zum Ausgangspunkt nehmen müsse. Wie aber gelangen wir unmittelbar zu diesem Punkt? Wie ist es möglich, uns unmittelbar in die Seele Gottes, wie sie in und bei der Weltschöpfung beschaffen und thätig ist, hineinzuversetzen? Es ist überhaupt ein höchst schwieriges, kaum lösbares Problem, uns gerade über den der Weltschöpfung zum Grunde liegenden Proceß in Gottes Wesen eine irgendwie klare und befriedigende Vorstellung zu bilden; ganz unmöglich aber scheint es mir, eine solche Vorstellung unmittelbar zu gewinnen: denn welche Idee wir uns auch darüber bilden mögen, wir gelangen zu ihr nur dadurch, daß wir aus der Beschaffenheit der Welt auf die schöpferische Thätigkeit des Weltschöpfers schließen, oder aus dem innern Proceß, den der Mensch bei seinem Schaffen und Bilden durchmacht, einen Rückschluß auf einen ähnlichen Proceß in Gott machen. Thun wir aber dies, so gehen wir in der That nicht vom weltschöpferischen Genius als dem lebendigen Urquell des Schönen, sondern vielmehr entweder von der Welt, also vom Kunstwerk, oder von der Seele des einzelnen menschlichen Künstlers, also nur einer der unzähligen abgeleiteten Quellen, aus; wir erfüllen also die Haupt- und Grundforderung des Verfassers nicht; was nach ihm der Ausgangspunkt sein soll, ist thatsächlich nur von Punkten aus zu erreichen, die er als Ausgangspunkte nicht anerkennt.

Man könnte hiergegen einwenden, es sei ja doch vielleicht möglich, sich durch eine unmittelbare Anschauung in den weltschöpferischen Geist Gottes hineinzuversetzen, wie ja überhaupt die Gottesidee in uns nicht ein durch Denkprocesse vermittelter, sondern unmittelbarer Act unsers Bewußtseins sei. Ich bestreite dies nicht, aber ich bezweifle, daß eine solche unmittelbare Anschauung die ursprüngliche und alleinige Basis für ein wissenschaftliches System abgeben kann. Entweder nämlich ist sie nur eine dunkle, unklare, mystische Ahnung, die nothwendig, um wissenschaftlich verwerthbar zu werden, vorher geklärt, d. h. durch unsere anderweitigen, aus Erfahrung und logischem Denken gewonnenen Erkenntnisse berichtigt oder wenigstens analysirt, zergliedert werden muß; oder sie ist ein bloßes Phantasiebild, eine dichterische, poetische Anschauung, die durch die Weihe des Alters und der Ueberlieferung wohl zu einem gültigen Dogma für das religiöse Gefühl, aber nicht zu einer fundamentalen Grundidee für ein wissenschaftliches System erhoben werden kann. Offenbar also kann nicht die unmittelbare Anschauung Gottes als solche, sondern nur die vorher in wissenschaftliche Form gebrachte Gottesidee zum Ausgangspunkt der Aesthetik dienen; dies ist aber nichts anderes als der Gottesbegriff, gleichsam der Reflex Gottes in unserer durch Erfahrung und Denken gewonnenen Erkenntniß, also diejenige Manifestation des Göttlichen, die sich wirklich wissenschaftlich anfassen und ausbeuten läßt und die daher von mir sebst als Ausgangspunkt für mein System benutzt worden ist.

Digitized by Google

Ob dieſe meine Anſicht von der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Ableitung der Aeſthetik aus Gottes weltſchöpferiſchem Genius eine irrthümliche iſt, ob es dem Autor doch vielleicht gelingen werde, ein Syſtem auf dieſem Grunde aufzubauen, überlaſſe ich der Zukunft zur Entſcheidung; nur ſo viel muß ich noch ſagen, daß ich aus den Andeutungen, die der Verfaſſer über die Art und Weiſe der von ihm beabſichtigten Ausführung gibt, nicht eine meine Anſicht wankend machende Ueberzeugung habe gewinnen können. Alles was er im neunten Abſchnitt, der in kurzem den „Plan einer künftigen Aeſthetik" gibt, ſagt, enthält durchaus keine Momente, die nicht auch bei der bisherigen Behandlung der Aeſthetik in Betracht gezogen wären, und auch in den folgenden Abſchnitten, wo er über das Schöne überhaupt, über die Arten des Schönen, über die Bedeutung des Häßlichen u. ſ. w. ſpricht, habe ich nichts gefunden, wodurch ſich die wiſſenſchaftliche Methode des Verfaſſers weſentlich von der ſeiner Vorgänger unterſchiede und die Ausführung des neuen Princips zur Wahrheit gemacht würde. Dies kann auch nicht wohl anders ſein. Zuletzt iſt es doch nur die Idee des Schönen, was ſich als wiſſenſchaftliche Einheit aller ſchönen Einzelerſcheinungen und aller künſtleriſchen Thätigkeit aufſtellen läßt, ſie iſt es, die alle Künſtler zu ihren Schöpfungen beſeelt und begeiſtert, und ſie iſt am Ende auch das in Gott waltende und beſtimmende Moment, wonach er die Welt und das Schöne in ihr gebildet hat. In der Ideologie oder Metaphyſik des Schönen haben wir alſo zugleich den innerſten Kern der Pſychologie des künſtleriſchen Genius: denn die Ideen ſind die Mütter, aus deren Bereich allein die Helena ins Daſein gerufen werden kann. Wo die Idee nicht ſchafft, da wird auch nichts geſchaffen. Die Idee läßt ſich aber wiſſenſchaftlich nur in Form des Begriffs faſſen, wie Fauſt den Schlüſſel zum Ideenreich nur aus den Händen des mephiſtophel iſchen Verſtandes empfängt.

Habe ich mich in Rückſicht auf die bisher betrachtete Frage dem Autor gegenüber ſkeptiſch verhalten müſſen, ſo kann ich dagegen allen denjenigen Partien ſeiner Schrift, in denen er das Weſen ſeiner theiſtiſchen Gott- und Weltanſchauung überhaupt entwickelt, ſie in ihren Unterſchieden vom Pantheismus einerſeits und dem Theismus andererſeits erörtert, die Einſeitigkeit und Unzulänglichkeit der beiden letztgenannten Anſchauungen nachweiſt, und namentlich in glücklicher Polemik gegen Viſcher darthut, wie vom pantheiſtiſchen Standpunkte überhaupt und insbeſondere von dem der Hegel'ſchen Philoſophie eine Maſſe Offenbarungen des Schönen, eine große Anzahl der künſtleriſchen Richtungen und Bethätigungen, ja ganze Regionen der Kunſt und ganze Zeitalter der Kunſtgeſchichte gar nicht oder wenigſtens nicht gerecht und wahrheitsgemäß begriffen werden können: allen dieſen Partien ſeiner Schrift, ſage ich, die den größern Theil derſelben ausmachen, kann ich faſt nur meinen Beifall ſchenken. Die unterſcheidende Charakteriſtik der verſchiedenen philoſophiſchen Principien iſt mit klaren, ſcharfen Zügen gezeichnet und ihre verſchiedene Befähigung für die wiſſenſchaftliche Erfaſſung des Schönen und der Kunſt an mehr oder minder ſchlagenden Beiſpielen in überzeugender Weiſe erörtert. Die Grundmängel der Viſcher'ſchen Aeſthetik werden zum Theil mit Schärfe, jedoch nie in verletzender Weiſe aufgedeckt, es wird gezeigt, wie ſelbſt das Gute bei ihm auf einem unhaltbaren, morſchen Grunde ruht, wie ſich aus ſeinem Syſtem für das Naturſchöne, Erhabene, Tragiſche u. ſ. w. durchaus keine wahren und befriedigenden Grundanſichten gewinnen laſſen.

Bei dieſer Entſchiedenheit, die Eckardt den Viſcher'ſchen Principien gegenüber zeigt, iſt es faſt auffällig, daß er in einzelnen äſthetiſchen Fragen den Einfluß Viſcher'ſcher Anſichten noch nicht in gleichem Maße überwunden hat. So reißt er ſich zwar z. B. von der bekannten und leider nur allzu lange papageienartig nachgebeteten Eintheilung des Schönen in Einfach-Schönes, Erhabenes und Komiſches inſofern los, daß er zeigt, nicht das Komiſche, ſondern das Anmuthige ſei der Gegenſatz des Erhabenen, und mithin das Einfach-Schöne, Erhabene und Anmuthige als die drei Arten des Schönen betrachtet wiſſen will; aber er hat nicht den Muth, ſich inſoweit von Viſcher loszuſagen, daß er wieder zu der natürlichen, von Alters her im Menſchenherzen wurzelnden Auffaſſung zurückkehrte, welche dem Rein-Schönen nicht das Komiſche und Erhabene, ſondern das Komiſche und Tragiſche als Hauptmodificationen des Schönen überhaupt gegenüberſtellt. Er geräth dadurch in die eigenthümliche Lage, mir gegenüber behaupten zu müſſen, das Tragiſche und Komiſche, ſowie auch das dieſe beiden in ſich verſchmelzende Humoriſtiſche ſeien gar keine Arten des Schönen. Was aber ſind ſie denn? Sagen wir nicht von einer Tragödie und einem Luſtſpiel ebenſo gut und mit demſelben Rechte, ſie ſeien ſchön, wie von einem Drama der mittlern Gattung? Wie kommt der Künſtler, der doch immer nur Schönes zu ſchaffen beſtrebt iſt, dazu, auch Tragiſches und Komiſches zu ſchaffen, wenn es nicht zum Schönen gehört? Und wie kommt die Wiſſenſchaft des Schönen dazu, auch über das Tragiſche und Komiſche zu reden, wenn es außer dem Gebiet des Schönen liegt? Sind das bloße Verirrungen? Das iſt keineswegs die Anſicht des Verfaſſers, was er aber als Grund für ſeine Meinung angibt, iſt nicht ſtichhaltig. Er ſagt, das Tragiſche und Komiſche ſei mit dem Anmuthigen, Schönen und Erhabenen darum nicht in eine Reihe zu ſtellen, weil durch die drei letzten Ausdrücke bleibende Eigenſchaften, durch die beiden erſten dagegen nur vorübergehende Handlungen und Zuſtände bezeichnet würden. Dem iſt aber nicht ſo. Auch das Anmuthige, Schöne und Erhabene können blos an vorübergehenden Handlungen und Zuſtänden zur Erſcheinung kommen, und auch das Tragiſche und Komiſche können ſich als bleibende Eigenſchaften Perſonen und Dingen anheften. Beſtände aber auch der vom Autor hervorgehobene Unterſchied, ſo wäre ſein Einwurf dennoch ein unhaltbarer. Woran und wodurch auch immer das Schöne zur Erſcheinung komme, ob an Perſonen oder Dingen, ob durch Eigenſchaften oder Zuſtände: ſobald es in ſeiner Totalität als ein Schönes (im weitern Sinne des Worts) von uns aufgefaßt wird, müſſen wir es nothwendig auch in der Wiſſenſchaft, im Gebiete des Schönen unterzubringen, es als eine beſtimmte Modification oder Art des Schönen zu beſtimmen wiſſen. Dies gilt aber für das Tragiſche, Komiſche und Humoriſtiſche ebenſo gut, wie für das Anmuthige, Erhabene und Rein-Schöne. Schließt der Aeſthetiker jene drei Modificationen anfangs vom Schönen aus, ſo iſt er hinterher genöthigt, es auf einem Schleichwege — nämlich durch den Begriff des Häßlichen hindurch — in das Schöne wieder einzuſchmuggeln, wie denn auch Eckardt gethan hat, wenn er ſagt, das Häßliche gehe durch das Komiſche und Tragiſche in das Reich des Schönen ein. Genau betrachtet iſt aber die Sache ſo. Das Häßliche geht nicht in das Reich des Schönen ein, denn bevor es eingeht, muß es ſchon aufgehört haben, ein Häßliches zu ſein. Im Reich des Schönen exiſtirt es nur als Komiſches oder Tragiſches, wenn es auch außerhalb deſſelben ein Häßliches ſein ſollte. Umgekehrt iſt das Komiſche und Tragiſche nie außerhalb der Sphäre des Schönen, denn in dem Momente, wo eine Erſcheinung komiſch und tragiſch wirkt, iſt ſie nicht mehr häßlich.

Uebrigens verkenne ich nicht, daß dem Autor, indem er das Tragiſche, Komiſche und Humoriſtiſche von dem Erhabenen, Schönen und Anmuthigen irgendwie unterſchieden wiſſen wollte, eine wichtige Idee vorgeſchwebt hat. Allerdings beſteht zwiſchen jenen und dieſen drei Arten des Schönen eine beachtenswerthe Differenz, diejenige nämlich, auf welche ich in §. 123 meiner „Aeſthetiſchen Forſchungen" ſelbſt aufmerkſam gemacht habe, wenn ich das Erhabene, Rein-Schöne und Reizende (Anmuthige) als vorherrſchend objective und poſitiv-wirkende, dagegen das Komiſche, Humoriſtiſche und Tragiſche als überwiegend nicht-objective und negativ-wirkende Modificationen bezeichne. Jene drei nämlich erwecken die Idee des Vollkomme-

Digitized by Google

nen unmittelbar und vorzugsweise duech ihre positiven Eigenschaften: das Erhabene hauptsächlich durch seine Größe, das Rein-Schöne zumeist durch seine Form und das Reizende besonders durch seinen sinnlichen Reiz; die letzteen drei hingegen erwecken die Idee des Vollkommenen mittelbar und zwar vorzugsweise vermittelst ihree negativen, d. h. mit der Vollkommenheit in Widerspruch stehenden Eigenschaften: das Komische durch Selbstpreisgebung seines Reizes für das anschauende Subject, das Tragische durch Seldstaufseeibung seiner Größe zur Restitution des durch seine Existenz scheinbar gefährdeten Absoluten, und das Humoristische durch eine Selbstaufhebung seiner Form theils zur Erheiterung des Subjects, theils zur Verklärung des Absoluten. Hieraus ist zugleich ersichtlich, warum jene drei Modificationen öfter durch Eigenschaften, diese öfter durch Handlungen und Zustände zur Erscheinung kommen; dieser Unterschied bezieht sich aber nue auf ihee Erscheinungsform und enthält keinen Grund, das Komische, Teagische und Humoristische dem natürlichen Gefühl und der allgemeinen Annahme entgegen von den Arten des Schonen auszuschließen.

Ein Hauptgrund, warum dee Verfasser einen alle Modificationen des Schönen in sich schließenden Gesammtbegriff des Schönen noch nicht aufzufinden vermocht hat, scheint mir darin zu liegen, daß er für das wirkliche Zustandekommen des Schönen die Nothwendigkeit einer Mitthätigkeit des anschauenden Subjects noch nicht in vollem Maße erkannt hat. Er meint, indem man eine solche aneekenne, sinke man auf den „überwundenen Geschmacksstandpunkt" zueück und büße die allgemeine Gültigkeit des Schönen ein. Dies ist aber, richtig verstanden, nicht so. Die Schönheit ist stets ein Inbegriff von verschiedenen Eigenschaften, welche, einzeln und an und für sich betrachtet, zwar nothwendige Bedingungen des Schönen, aber noch nicht selbst das Schöne sind, sondern erst durch das sie in sich zur Einheit zusammenfassende Subject zum Schönen erhoben werden müssen. Wie eine Rose ohne anschauendes Auge noch nicht einmal roth, sondern nur eine gewisse Combination von Stoffen ist, welche das Licht in Schwingungen von dieser oder jener Geschwindigkeit versetzen, ebenso wenig und noch viel weniger kann sie ohne einen anschauenden, reflectirenden Geist schön sein. Die Schönheit ist gleichsam eine in den Objecten gebundene, latente Eigenschaft, die erst duech das Zusammenwirken von Object und Subject, wie der Funken durch den Zusammenstoß von Stein und Stahl, freigemacht und hervorgerufen wird. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß ein Object schön sei, welches ein Subject schön finde; auch ist nicht damit behauptet, daß das anschauende Subject nothwendig ein blos recipirendes sein müsse und nicht auch das productieende, der Schöpfer und Künstlee des Schönen selbst sein könne. Nach dem, wie ich die nothwendige Mitthätigkeit des Subjects zum wirklichen Offenbarwerden des Schönen gefaßt habe, sind die objectiven Eigenschaften sogar die ersten und nothwendigsten Verbedingungen des Schönen; dem Subject wird nur insoweit eine Mitwirkung zugetheilt, als es den in ihnen verborgen liegenden Schatz heben muß. Der, welcher ihn hebt, kann dies ebenso wol in schaffender, wie in blos aufnehmender Weise thun; seine Mitwirkung kann so weit gehen, daß objectioe Bedingungen, die ohne ihn nie gefunden und vereinigt sein würden, zuerst durch ihn ihrer Verborgenheit und Vereinzelung entrückt werden, oder auch sie kann sich blos darauf beschränken, daß er bereits bestehende, von einem andern Subject zu Stande gebrachte Offenbarungen und Verbindungen als solche erkennt und sich aneignet. Wer aber einen solchen Schatz nicht zu heben vermag, für den existirt ein solcher auch nicht. Damit ist natürlich nicht seine Eeistenz überhaupt geleugnet: denn *ein* Subject, in dem das Schöne sich zu realisiren vermag, existirt ja nothwendig für *jedes* Object, dasjenige nämlich, dem es seine Bildung verdankt, und dies ist ja, genau betrachtet, dasjenige Subject, welches in jedem Einzelsubject gegenwärtig ist, wenn dasselbe ein Schönes entdeckt und sich zu eigen macht. Findet jemand etwas schön, dem die objectiven Bedingungen dazu fehlen, nun so hat er sich eben einer Geschmacksverirrung schuldig gemacht; das Object wird dadurch zwar schön für ihn, aber nicht an sich, nicht für das höhere allgemeine Subject; er hat als Gold in sein Haus getragen, worin das klarer blickende Auge nur Häcksel erblickt. Er ist nicht ganz ohne Gefühl für das Schöne, aber er besitzt dafür kein Verständniß. Es leuchtet also ein, daß in und mit der Anerkennung des Antheils, den das Subject an der Realisation des Schönen hat, keineswegs der alten, rein subjectiven Geschmackstheorie das Wort geredet wird, und der Verfasser hätte dies in Betreff meines Systems schon daraus entnehmen können, daß sich noch kein einziger Aesthetikee ebenso sehr wie ich die Erforschung der die Schönheit bedingenden objectiven und realen Eigenschaften zue Aufgabe gemacht hat. Faßt man aber, wie Eckardt will, das Schöne als ein rein und einseitig Objectives, so ist man allerdings nicht im Stande, auch das Komische, Teagische und Humoristische mit in den Gesammtbegriff des Schonen aufzunehmen, weil bei diesen Modificationen die Mitthätigkeit des Subjects sogar sehr wesentlich in den Vordergrund tritt.

Auch in Betreff der Art und Weise, wie der Verfasser die Begriffe des Erhabenen, Schönen und Anmuthigen unterscheidet, kann ich ihm nicht beistimmen, denn auch hier hat er sich noch nicht energisch genug von der Vischer'schen Anschauungsweise losgerissen und huldigt noch der Vorstellung von dem Ueberwiegen der Idee im Erhabenen und der Erscheinung im Anmuthigen, während gerade umgekehrt das Erhabene mit einem Hinausragen der Erscheinung über die ihr entsprechende Idee und das Anmuthige mit einem Verzichtleisten auf die volle Ausfüllung des der Idee entsprechenden Maßes verbunden ist.

Dies sind die wesentlichsten Punkte, auf die ich den Verfasser, bevor er an die Ausführung seiner bisjetzt nur im Entwurf mitgetheilten Theorie des Schönen geht, als einer nochmaligen gründlichen Erwägung werth aufmerksam machen möchte. Wenn ich mich in dieser Besprechung dem Verfasser gegenüber mehr polemisch als zustimmend verhalten habe, so möge man nicht daraus schließen, als ob ich wirklich mit seinen Ideen mehr im Zwiespalt als im Einklang sei. Es ist vielmehr gerade umgekehrt. Ich zolle der ästhetischen Grundrichtung des Autors und seiner weitgreifenden philosophischen und Geschmacksbildung die aufrichtigste und wärmste Anerkennung, und habe den zwischen uns bestehenden Differenzpunkten nur darum einen größeen Raum als den Coincidenzpunkten gewidmet, weil sie geeade sehr wichtige und allgemein interessante ästhetische Fragen betreffen und weil gerade zwischen denen, die im wesentlichen ein und dasselbe Ziel verfolgen, am meisten eine gegenseitige offene Verständigung nothwendig ist.

Die zweite der obengenannten Schriften des Verfassers verfolgt, wie schon der Titel erkennen läßt, einen rein didaktischen Zweck. In einer teefflich geschriebenen Einleitung eifert er mit Recht gegen ein verfrühtes Treiben der Literaturgeschichte, und verlangt dafür ein gründliches, tief und allseitig eingehendes Studium weniger Meisterwerke. Zu einem solchen bietet er denen, die dazu Neigung haben, einen zweckmäßigen Leitfaden, indem er sie auf die verschiedenen Fragen aufmerksam macht, die man sich bei der Lesung einer lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung vorzulegen hat, und zugleich an Beispieten zeigt, wie man sich diese Fragen etwa zu beantworten habe. Das Buch enthält in dieser für den Gebeauch, nicht für die Unterhaltung eingerichteten Form eine große Fülle ästhetisch und literarisch bildenden Stoffs und eine Menge sehr beachtungswerther Fingerzeige. Flüchtige, oberflächliche Naturen weeden sich schwerlich mit ihm befreunden; Naturen, die mit einer besonders raschen ästhetischen Auffassungsgabe ausgestattet sind, werden es vielleicht nicht in seinem ganzen Umfange durchzumachen brauchen; allen denen aber, die zu einem gründ-

Digitized by Google

lichen Verständniß des Schönen einer wirklichen Schulung und Ausbildung bedürfen — und dies gilt von der weitaus größten Mehrzahl —, wird das Studium desselben unzweifelhaft von erheblichem Nutzen sein. Adolf Zeising.

Deutsche Literatur im Auslande.

Die französischen wie die englischen Journale haben gerade in der letzten Zeit für einen Gegenstand, der, wie unsern Lesern bekannt sein wird, in d. Bl. vorzugsweise Beachtung findet, reiches Material geliefert: nämlich für die Kenntniß des zunehmenden Einflusses deutschen Geisteslebens und deutscher Geistesproducte auf das Ausland. Während wir Deutschen, die wir überhaupt mit der Gegenwart immer unzufrieden zu sein pflegen, was sich auch aus so manchen unerfreulichen Zuständen erklären läßt, nicht müde werden, über den Verfall unserer Literatur Klage zu führen, steht es doch fest, daß der deutsche Geist, ohne sich gewaltsam und sturmflutartig, wie der französische im Zustande der Erregung, nach außen Bahn zu brechen, doch im Stillen und unablässig wie sickerndes Gewässer immer mehr die andern Völker durchdringt und ihr Denken und Dichten modificirt. Die ganze geistige Atmosphäre Europas und des gebildeten Theils von Amerika wird, das ist sicher zu prophezeien und ist schon von dem Minister Vergennes unter Ludwig XVI. prophezeit worden, in nicht zu ferner Zukunft eine wesentlich deutsche sein, und selbst die noch abgeschlossenern Völker der romanischen Welt, die Spanier und Portugiesen, werden früher oder später diesem Impulse folgen müssen; denn selbst schon in Italien, wo in letzter Zeit namentlich viele deutsche Werke historischen und archäologischen Inhalts übersetzt wurden, können die Gebildeten dem Einflusse deutscher Kritik, Philosophie und Wissenschaft sich nicht mehr entziehen; ja die Freisinnigen beginnen auch hier sich vorzugsweise auf die Resultate deutschen Denkens, Forschens und Wissens zu stützen, wie namentlich in Sardinien. Gibt es doch selbst schon in Florenz und weiter in Neapel einzelne vorgeschobene Posten dieses deutschen Einflusses, der sogar schon in dem fernen Lissabon in der Person des Dichters Herculano seinen Förderer hat. Daß damit auch manche unreine Elemente, die uns in der Heimat selbst schon lästig zu werden beginnen, mit eindringen und sich weiter verbreiten, mag nicht geleugnet werden; aber sie werden in dem Gährungsprocess der allgemeinen Bildung um so sicherer ausgeschieden werden, je mehr die Völker sich an ihm betheiligen und deutschen Geist verarbeiten.

Wenden wir uns zuvörderst nach England. Hier war uns besonders ein Aufsatz von Bedeutung, welchen jüngst die „Westminster Review" mit Anknüpfung an die englische Uebersetzung von Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" („Signs of the Times; or the Dangers to religious Liberty in the present day. By the Chevalier *Bunsen*. Translated by Miss *Sarah Winckworth*") unter dem Titel: „The religious weakness of protestantism" gebracht hat. Es gehört gewiß selbst zu den „Zeichen der Zeit", wenn sogar in dem orthodoxen, der religiösen Skepsis und theologischen Debatte so schwer zugänglichen England sich Stimmen erheben, welche in eindringlichster Weise die Haltung der jetzigen kirchlichen Zustände in Zweifel ziehen und die Grundpfeiler des bisherigen Kirchenthums mit dem Bohrer der deutschen Kritik und Skepsis zu bearbeiten anfangen. Der Verfasser des Aufsatzes erblickt in dem jetzigen Protestantismus kein Heil und keine Dauerhaftigkeit mehr, und er deckt ungescheut seine Blößen auf, natürlich nicht zu Gunsten des Katholicismus, sondern zu Gunsten eines unbekannten Dritten, auch nicht zur Schadenfreude des orthodoxen Judenthums, das ja unter den gebildeten Völkern ebenfalls in ziemlich unzweideutiger Weise in Auflösung begriffen und den Einwirkungen rationalistischer und philosophischer Elemente ausgesetzt ist. Gibt es doch heutzutage nicht blos Reformjuden, sondern selbst schon Reformtürken, und zwar gerade, wie dies bei religiösen Reformfragen immer und überall der Fall zu sein pflegt, in den gebildetsten und einflußreichsten Kreisen Konstantinopels. Das Mischmasch aller Bekenntnisse brodelt im Zauberkessel, und es ist nur die Frage, was schließlich daraus hervorgehen wird.

Der Verfasser des genannten Aufsatzes fragt: ob es nicht traurig und demüthigend für jeden Protestanten sei, wenn er bei einem Blick auf die Karte von Europa die weite Oberfläche, die vom Katholicismus bedeckt werde, und im Gegensatz dazu die numerische Schwäche seines edlern Gegners wahrnehme? In weniger als 40 Jahren seit seinem schwachen Ursprung habe der Protestantismus seine weitesten Eroberungen gemacht, seitdem sei er, statt vorzudringen in Europa, vielmehr zurückgewichen, und niemals habe er den verlorenen Grund zurückerobert: nicht einmal im vorigen Jahrhundert, wo er doch frei gelehrt werden durfte, habe er sich weiter ausgebreitet. Das sei um so seltsamer, da neben dieser religiösen Schwäche der Protestantismus in Bezug auf alle politischen und socialen Angelegenheiten seine Ueberlegenheit dargethan habe. Frankreich selbst habe erst, seitdem die Macht der Kirche gebrochen und der Skepticismus im Zunehmen sei, größere Fortschritte in seiner materiellen und nationalen Entwickelung gemacht und rivalisire jetzt zum großen Theil mit England. Freilich sei Belgien katholisch geblieben und habe doch eine höchst entwickelte Industrie, sodaß man mit einigem Schein von Recht wol sagen könne, die materielle Wohlfahrt Englands entspringe nicht aus seinem Protestantismus, worin es von Belgien verschieden sei, sondern aus seiner Freiheit, welche es mit Belgien gemein habe. Indeß sei doch wieder so viel gewiß, daß sich die geistige Aufklärung und Schulbildung, die ja von den Ultramontanen als die fruchtbare Mutter der Ketzerei betrachtet und gefürchtet würden, mit dem orthodoxen Katholicismus nicht vertrügen. Aus alledem gehe hervor, daß man sowol in katholischen als protestantischen Ländern noch auf eine Religion zu warten habe, welche mit jeder wissenschaftlichen Entwickelung nur immer kräftiger und kräftiger werde. „Ja", schließt der Verfasser, „wir müssen hinzufügen, Europa hat noch auf eine Religion zu warten, welche auf öffentliche Maßregeln irgend günstige Einflüsse auszuüben im Stande ist. Ein Ausländer von Distinction und in seiner Ueberzeugung ein wahrer Christ, dessen Namen jedoch an dieser Stelle zu nennen nicht passend erscheint, äußerte jüngst in einem gewählten Cirkel: «Ich fange an zu zweifeln, ob das Christenthum auf Erden noch eine Zukunft habe.» — «Wie das?» fragte ein Anwesender, überrascht, daß eine so düstere Prophezeiung von solcher Seite kam. — «Weil weder in Indien noch in Amerika, noch irgend sonstwo in Europa irgendein Gouvernement, das sich christlich nennt, ich sage nicht thut, was recht ist, sondern selbst nur danach trachtet und darauf Anspruch macht, sich auf die Seite des Rechts zu stellen, wie es sich als das Gesetz alles Handelns von selbst versteht. Was es auch vordem gewesen sein mag, das Christenthum ist heutzutage in allen großen Anliegenheiten der Nationen ein bloßes Kirchenthum, wol fähig Schaden zu thun, aber ohne Macht Gutes zu thun. Deshalb zweifle ich an seiner Zukunft; denn wenn es nicht besser wird als es ist, so hat es in Gottes Welt kein Recht auf eine Zukunft.»" Die allgemeine Atmosphäre muß sich in Betreff religiöser Fragen in England sehr umgestimmt haben, wenn es ein angesehenes englisches Blatt wagen darf, in dieser entschiedenen Weise über Christenthum und Kirchlichkeit sich auszulassen; denn wenn sich auch England der Meinungsfreiheit in möglichst weitem Umfange erfreut und Journalverbote heutzutage nicht mehr, Verfolgungen durch die Gerichte in Preßsachen aber nur in äußerst seltenen, besondern Fällen vorkommen, so zieht doch die öffentliche Meinung dem Ausdruck der individuellen gewisse natürliche Grenzen, die bisher der Kirche und Religion gegenüber ziemlich beschränkt waren. Darum erschien uns jene Auslassung der „Westminster Review", aus der wir nur einige

Digitized by Google

Punkte herausgegriffen haben, merkwürdig und werth, der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums empfohlen zu werden.

In den kritischen Rundschauen der „Westminster Review", welche unter dem Titel „Contemporary Literature" den Schluß der einzelnen Hefte zu bilden pflegen, sind in letzter Zeit auch wieder eine gute Anzahl deutscher Bücher berücksichtigt worden, unter anderm mehrere Geschichtswerke, die dem Verfasser zu der Bemerkung Anlaß gaben, daß viele dieser von Professoren geschriebenen Geschichtswerke sehr instructive und schätzbare Bücher seien, aber auch zu dem Zusatz: „It is this want of independence of thought, of the sentiment of manly liberty, that is the disqualification of these common-sense historians." An dem Strauß'schen Werke über Hutten wird der kritische Takt gerühmt, wodurch sich Strauß so vorzüglich auszeichne; die Biographie sei „well drawn up" und reich an einer Fülle von Wissen. Als ein kritisches Meisterwerk wird besonders die Untersuchung über die Autorschaft der berühmten „Epistolae obscurorum virorum" hervorgehoben, während der Stil des Werks einigen Tadel erfährt. Von Riehl's Werk: „Die Pfälzer", wird gesagt, es bestehe aus einer Reihe interessanter Kapitel und sei „written in language tolerably facile". Auf Anlaß des Haym'schen Werks über Hegel wird bemerkt, die jüngst erschienene englische Uebersetzung von Hegel's „Geschichte der Philosophie" sei „one of the most valuable issues which have appeared in Mr. Bohn's philosophical series"; Hegel habe zwar den Schlüssel zu dem großen Räthsel des Universums nicht gefunden, aber gute Dienste dadurch geleistet, daß er die Denker daran gewöhnt habe, das Universum als ein Ganzes zu betrachten. Wir heben dieses Urtheil der „Westminster Review" über Hegel hervor, nachdem vor einiger Zeit der „Spectator" auf Grund derselben Uebersetzung versichert hatte, Hegel vorzugsweise sei schuld an der „obfuscation" und der politischen Imbecillität, in welcher die Deutschen schmachteten. Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar", die ein „clever piece of grouping, full of details, but not overcrowded" und ein „very valuable supplement to the lives of the poet" genannt wird, und die im Jahre 1857 neu aufgelegten „Aesthetischen Briefe", welche als ein „excellent work" namentlich englischen Frauen empfohlen werden, geben dem Berichterstatter der „Westminster Review" zu einer kurzgefaßten Parallele zwischen Goethe und Schiller Anlaß. Goethe sei ein Repräsentant derjenigen Klasse von Dichtern, die, „few in numbers, but eternal in renown", die edelste und weiseste Poesie in den Handlungen und Leiden ihrer humanen Schöpfungen darstellten, in Schöpfungen, von denen wir sagen müßten, daß sie in Uebereinstimmung mit den unveränderlichen Gesetzen unserer Natur erfunden seien; Schiller dagegen dürfe vielleicht als Haupt der bei weitem zahlreichern Klasse derjenigen gelten, welche in der Sprache ihre eigenen Gefühle und Gedanken und die anderer auszudrücken suchten, ohne jedoch fähig zu sein, sie uns vorzuführen „in those embodied creations of the highest genius, which alone would seem to justify the use of that word whose equivalent is maker". Damit ist nun freilich dem Genius Schiller's — denn welcher mit offenen Augen Begabte möchte leugnen, daß auch in ihm der Welt ein Genius erschienen sei? — nicht genügend Gerechtigkeit geschehen. Kneschke's Buch über das Verhältniß Goethe's und Schiller's zu den Frauen gibt dem Reviewer zu der Bemerkung Anlaß, daß, vielleicht Ottilie, wenigstens für ein englisches Publicum, ausgenommen, die Goethe'schen Frauengestalten die „most interesting and feminine of poetic creations" seien. Diese klare Erkenntniß des weiblichen Herzens bis in seine geheimsten Schlupfwinkel könne allerdings nur nach ebenso vielen Leiden als Freuden, die durchzukosten ebenso gefährlich als entzückend sei, erlangt worden sein. Der neuesten poetischen Erzeugnisse Deutschlands gedenkt der Berichterstatter der „Westminster Review" fast gar nicht; wir fanden nur ein ziemlich abfälliges Urtheil über Hebbel's „Gedichte", die er wenig zutreffend ein bloßes „gathering of easy verse" nennt. Der Urtheile der „Westminster Review", des „Athenaeum", der „Saturday Review", der „Literary Gazette", des „Blackwood's Magazine" u. s. w. über „Deutsche Liebe", Auerbach's Erzählungen und Freytag's „Soll und Haben" ist von uns schon früher gedacht worden. Was den letztern Roman betrifft, über den wir, beiläufig bemerkt, im ersten Hefte der Meidinger'schen „Kritischen Monatshefte" ein ziemlich eingehendes und unbefangenes Urtheil lasen, so vermißten wir in den englischen Urtheilen, sowol den lobenden als tadelnden, jede tiefere Motivirung, obschon es an einzelnen treffenden Bemerkungen nicht fehlte und die reactionäre Tendenz des Romans vom „Athenaeum" sehr wohl geahnt wurde. Aber nirgends wurde die Frage, die uns allen Gegenstimmen zum Trotz der Hauptpunkt zu sein scheint, berührt: ob nämlich der Roman seiner prätendirten Aufgabe entspricht, „das deutsche Volk bei der Arbeit aufzusuchen?" Ob die Arbeit, durch welche sich das deutsche Volk von andern vortheilhaft unterscheidet, gerade der Handel, das Aufladen, das Buchführen und das Comptoirgeschäft, und nicht vielmehr und zwar in eminentestem Sinne die geistige, das eigentliche Forschen, Erfinden, Erneuern und Umwälzen auf allen Gebieten sei? Und ob diese einseitige, wenn auch freilich im gewöhnlichen Sinne sehr zeitgemäße und daher beifällig aufgenommene Verherrlichung des bloßen Commerciums mit Ausschließung aller höhern geistigen Fragen, mit denen sich bisher die edelsten und größten Geister aller Nationen beschäftigten, nicht auch eine sehr bedenkliche Seite habe? Hierauf sind uns die englischen, wie auch die meisten deutschen Blätter die Antwort schuldig geblieben.

Wenden wir uns nach Frankreich, so begegnet uns hier zuvörderst die neubegründete, von Ch. Dollfus und A. Nefftzer geleitete „Revue germanique" (Paris 1858), von der uns bis heute vier Lieferungen vorliegen, über deren erste, wie über die Tendenz des Unternehmens überhaupt sich eine andere Feder bereits in Nr. 11 d. Bl. ausgesprochen hat. Niemand kann aufrichtiger als wir wünschen, daß die „Revue germanique" ein besseres Schicksal und ein längeres Dasein haben möge als die früher bestandene „Revue germanique", die „Revue du Nord" und das Savoye'sche „Panorama de l'Allemagne". Aber obschon die neue „Revue germanique" unter günstigern Auspicien ins Leben tritt, da die Kenntniß der deutschen Sprache, die Theilnahme für deutsche Literatur und der Einfluß deutscher Ideen sich seitdem in Frankreich und überhaupt im Auslande ohne Zweifel bedeutend gesteigert haben, so sind so viele früher gescheiterte Versuche, in ähnlicher Richtung zu wirken, doch sehr wenig geeignet, sanguinische Hoffnungen zu erwecken. Es wird freilich das meiste darauf ankommen, ob es den geachteten Herausgebern gelingen wird, den Ton zu treffen und die Sujets von allgemeinem Interesse auszuwählen, welche vorzugsweise dazu angethan sind, die Theilnahme des französischen Publicums, auf das man doch zuerst zu rechnen haben wird, für das neue Unternehmen zu gewinnen. Ueber den gediegenen Inhalt der bisher erschienenen Hefte kann kein Zweifel bestehen, aber das große Publikum in Frankreich liebt das Pikante, Glänzende, geistreich Moussirende, auch gerade bei den Deutschen einen etwas romantisch-poetischen Anstrich, kurz Eigenschaften, wie sie etwa Heine in so reichem Maße zu Gebote standen, wie sie aber der „Revue germanique" ziemlich abzugehen scheinen. Heine wäre, wenn er dazu die nöthige Ausdauer gehabt hätte, vorzugsweise befähigt gewesen, eine solche Zeitschrift mit Erfolg zu leiten. Wir meinen damit nur den äußern Erfolg, von dem ja aber die Dauer eines Unternehmens dieser Art allein abhängt; denn daß die „Revue germanique" auf einem bei weitem ernstern und wissenschaftlichern Standpunkt steht, als Heine ihn in der Discussion literarischer Fragen einnahm, daß sie mithin die deutschen Interessen in viel würdigerer Weise vertritt, als dies dem Verfasser des „Wintermärchen" und des „Romancero"

Digitized by Google

je möglich gewesen wäre, ist außer aller Frage; möge es eben nur so außer aller Frage sein, daß diesen ernsten gediegenen Bestrebungen auch eine genügende Theilnahme von seiten des Publikums entgegenkommt. Daß die „Revue germanique" sofort in Frankreich selbst auf Widerspruch gestoßen ist, daß sie von der „Revue chrétienne" einer zu pantheistischen Richtung und von dem „Journal de l'instruction publique" einer Hinneigung zu Feuerbach'schen Grundsätzen angeklagt worden ist, mag ihr eher zu einigem Vortheil als zum Nachtheil gereichen, da dadurch wenigstens die Aufmerksamkeit auf sie lebhafter hingeleitet wird. Leider besteht das vorzugsweise lesende Publikum zum größten Theile aus Indifferentisten, welche von solchen Fragen gar nichts wissen und nur angenehm unterhalten sein wollen. Auch das drohende Gespenst der Staatsparze mit der Schere, welche in Frankreich wenig Umstände macht, mißliebigen Journalen den Lebensfaden kurz abzuschneiden, sollte schrecken. Die „Revue de Paris" mußte trotz ihrer wissenschaftlichen Haltung der Staatsraison zum Opfer fallen, und leider scheint ihr Verbot in Frankreich nicht einmal so viel Aufsehen erregt zu haben, als in Deutschlands literarischen Kreisen die Unterdrückung eines Organs von dieser Haltung erregt haben würde.

Doch sehen wir uns den Inhalt der zweiten bis vierten Lieferung ein wenig näher an. Unter den in der zweiten Lieferung enthaltenen Aufsätzen sind namentlich hervorzuheben: „M. Ferdinand Wolf et les romances espagnoles", von Edelestand du Méril; „Une page de la vie litteraire et sociale de l'Allemagne", von A. Neffzer, eine gute und geschickte Zusammenstellung der interessantesten Momente aus dem so anziehenden Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut, Karoline Flachsland; „Les étudiants allemands depuis le moyen âge jusqu'aux temps modernes", von Jacques Lefrène, Auszug aus Oskar Dolch's „Geschichte des deutschen Studententhums", und die Fortsetzung des im ersten Heft begonnenen Berichts von Armand Ballier über Theodor Mommsen's „Römische Geschichte". Die dritte Lieferung enthält zuvörderst einen längern Artikel von Eugène Seinguariet über Strauß' berühmtes Werk „Ulrich von Hutten", über welches der Berichterstatter unter anderm sagt: „Hier ist der Held würdig des Geschichtschreibers und, zögern wir nicht hinzuzusetzen, das Werk würdig des Helden. ... In keinem seiner frühern Werke findet man in demselben Grade und demselben harmonischen Ensemble die glücklichen Fähigkeiten dieses Autors vereinigt" u. s. w. Ein längerer Aufsatz von Ch. Dollfus unter dem Titel „M. Cousin et l'Allemagne philosophique de 1817" beschäftigt sich mit Victor Cousin's „Fragments et souvenirs" (dritte veemehrte Ausgabe), soweit sie dessen philosophische Reise in Deutschland im Jahre 1817 betreffen. Wir haben dieser Tagebuchblätter schon früher nach ihrer Veröffentlichung in der „Revue des deux mondes" gedacht. Hier möchten wir nur noch auf Cousin's interessanten Bericht über seinen Besuch bei Goethe verweisen, der auch dem Franzosen durch seine Gestalt, seine Haltung, sein gewichtiges Gespräch in hohem Grade imponirte. Dollfus macht sich darüber lustig, daß Cousin, der überhaupt von dem Artikel nicht sehr erbaut sein wird, Goethe den „deutschen Voltaire" nennt.*) Dieser Ausdruck beweist allerdings, daß Cousin in das eigentliche Wesen Goethe's nicht sehr tief eingedrungen ist; indeß wollen wir dem Franzosen daraus keinen großen Vorwurf machen, da es auch unter den Hoch- und Höchstgebildeten in Deutschland noch so manchen gibt, der über Goethe nicht einmal so geläuterte Begriffe hat als der Eklektiker Victor Cousin. (Vgl. übrigens den Artikel „Victor Cousin und die «Revue germanique»" in der Beilage zu Nr. 125 der „Allgemeinen Zeitung" dieses Jahrs.)

Die vierte Lieferung bringt zuvörderst eine längere Abhandlung unter dem Titel: „La philosophie réaliste", welcher Kuno Fischer's Werk über Baco von Verulam zum Grunde gelegt ist. In Bezug auf letzteres heißt es in einer Note: die „Revue germanique" könne die philosophische Partie ihres Programms nicht besser einweihen, als durch eine Rechenschaftsablegung über Kuno Fischer's Werk, und es wird dann weiter gesagt: „Or, l'ouvrage de l'éminent professeur d'Iéna n'est pas seulement la meilleure et la plus complète exposition du système de Bacon, il est en même temps la critique la plus concluante de sa méthode expérimentale exclusive." Unter den übrigen Aufsätzen sind vorzüglich als von allgemeinerm Interesse hervorzuheben: „Lettres sur les historiens modernes de l'Allemagne", von Oppenheim; „Les foires de Leipzig et la librairie allemande", von G. Depping, und „Quickborn, poésies tradultes de M. Klaus Groth", von R. Reinhard. Auch enthält diese Lieferung eine Notiz über die Schiller-Stiftung, von A. Neffzer, der es, damit die Stiftung eine sichere, alle Klassen der Schriftsteller umfassende Basis habe, für nöthig hält, daß sie sich in eine „Association générale de prévoyance et d'assistance mutuelles entre tous les écrivains allemands" umbilde, kurz, sich nach den Grundsätzen constituire, welche der pariser „Société des gens de lettres" zum Grunde liegen. Das wird sich aber bei der pecuniären Lage und der Zerfahrenheit der deutschen Autoren, unter denen ja manche, welche klüger sein wollen als Franzosen und Engländer, nicht einmal die Nothwendigkeit eines solchen Instituts begreifen wollen und dagegen in jeder Weise intriguiren, leider wol nie in Deutschland erreichen lassen. Außerdem enthalten die vier ersten Lieferungen der „Revue germanique" eine Uebertragung des „Fechter von Ravenna", des Wolfsohn'schen Dramas „Nur eine Seele" und der G. Keller'schen Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe", kleinere kritische Anzeigen, Correspondenzen aus Berlin, Dresden (z. B. über den Congreß der Schauspieldirectoren), Wien und München, Vermischtes und eine „Chronique parisienne".

Unter den letzten auf Deutschland bezüglichen Mittheilungen der „Revue des deux mondes" ist vorzüglich ein Artikel von Saint-René Taillandier unter dem Titel „La comtesse d'Ablefeldt et le poète Immermann. Le roman dans la société allemande" zu nennen, der sich sehr angenehm liest. Besonders wohlthuend fällt der warme Ton auf, mit welchem der Franzose die gegen die französische Herrschaft gerichtete patriotische Erhebung der Deutschen im Jahre 1813 und namentlich Lützow's „Wilde Jagd" bespeicht, wobei es aber auch ihm widerfähret, daß er auf den begeisternden Einfluß der Gräfin Ahlefeldt zu großes Gewicht legt. Dieser Einfluß konnte der Natur der Sache nach nur ein sehr partieller und temporärer sein; auch hat man von ihm vor dem Buche des Fräulein Assing nichts gehört. Eine weitere Berichtigung bedarf die Behauptung, daß Grabbe's dramatische Dichtungen ohne Immermann's und gar der Gräfin Einfluß gar nicht ans Tageslicht getreten sein würden, insofern Taillandier dahin auch den „Herzog von Gothland", „Marius und Sulla", „Friedrich Barbarossa", „Heinrich VI.", „Don Juan und Faust" und „Napoleon" rechnet, deren Veröffentlichung sämmtlich in eine Zeit fiel, wo Grabbe noch in kein persönliches Verhältniß zu Immermann oder gar der Gräfin getreten war und beider Empfehlung nicht bedurfte. Taillandier, der, beiläufig bemerkt, Immermann einen „poète incomplet, écrivain desordonné, mais certainement l'un des plus généreux esprits de l'Allemagne au XIXme siècle" nennt, nimmt für Immermann's Gattin Partei gegen gewisse demüthigende Bemerkungen, und findet in dem ganzen Doppelverhältniß die sträfliche Folge solcher „falschen Situationen und unmöglichen Freundschaften", und er fügt hinzu: „J'insiste sur ce point parce

*) Dies erinnert übrigens an Joseph Chenier's im Jahre 1806 gethanen, zwar ernstlich gemeinten, aber im Grunde lustigen Ausspruch: „Tout ce qu'on peut remarquer avec éloge, c'est que M. Goethe ose imiter Racine et Voltaire, et c'est beaucoup pour un Allemand."

Digitized by Google

que Mlle. Assing semble avoir reculée devant la moralité de son recit."

Einen merkwürdigen Artikel aus der Feder des Grafen Foucher de Careil: „Shakspeare en Allemagne", enthält die zweite Märzlieferung der „Revue contemporaine". Der Verfasser entwickelt darin eine für einen Franzosen erstaunliche Vertrautheit mit der deutschen Shakspeare-Literatur. Goethe, Hegel, Tieck, Ulrici, Gervinus, Heine, Delius, Gutzkow, Vischer, Julian Schmidt, Funk (als Verfasser der Schrift „Iffland als Shylock"), Rosenkranz, Kaulbach und Coenelius (als Illustratoren Shakspeare's) u. s. w. werden citirt, alle Uebersetzer Shakspeare'scher Stücke, alle berühmten Darsteller Shakspeare'scher Rollen (darunter Dessoir, den er als Othello sah und über Ligier stellt, und Bogumil Dawison, „grand acteur, plus grand même que Dessoir", welchen er als Richard III. zu sehen Gelegenheit hatte), kurz, so ziemlich alle und jede, die den Shakspeare-Cultus in Deutschland in einer oder der andern Weise förderten, werden genannt, gelobt oder zurecht gewiesen. Noch mehr freilich das letztere. Denn dieser Shakspeare-Cultus scheint dem Grafen sehr verderblich gewirkt zu haben, er habe sich mit dem Pantheismus verschwistert, dieser „doctrine d'anéantissement dans les lettres comme dans la philosophie", die in dem „hégélien français" Taine in einen „réalisme brutal et inexorable" ausgeartet sei. Den Einfluß Shakspeare's auf das deutsche Leben malt er im schwärzesten Lichte: „un mépris de la vie réelle poussé jusqu'à un déplorable excés, un besoin de fouler aux pieds les préjugés vulgaires et les maximes bourgeoises, de se réfugier dans l'independance personelle, de se moquer des pauvres esprits bornés qui prennent leurs actes au sérieux" u. s. w. sei davon die Folge gewesen: kurz, von den schrecklichen Verheerungen, welche Shakspeare in Deutschland angerichtet haben soll, wird ein Gemälde entworfen, welches entsetzlich wäre, wenn es nicht zugleich etwas Komisches hätte. Indeß verzweifeln wir vershakspearten Deutschen nicht ganz! Der Herr Graf selbst erblickt einen Lichtschimmer, er will an gewissen Symptomen erkennen, daß wir auf dem besten Wege sind, zum „gesunden Menschenverstande" (der Franzose braucht das deutsche Wort selbst) wieder zurückzukehren. Nun, wenn der „gesunde Menschenverstand" sich mit dem Gemüth, der Bescheidenheit, dem Mutterwitz, der Naivetät und Pietät eines Matthias Claudius verbindet, so soll er auch uns höchlichst willkommen sein; wenn er aber in der Form vernichtender Dialektik, absprechender Suffisance, gänzlicher Poesielosigkeit, parodoren Eigensinns oder blos selbstsüchtiger und philisterhafter praktischer Berechnung auftritt, dann, wir gestehen es, wollen wir mit ihm nicht gern etwas zu thun haben. Lasse man uns doch ein wenig Romantik, nur einen kleinen Rest! Das Leben ist ja so nüchtern genug. Allen Respect vor dem gesunden Menschenverstand! Aber der gesunde Menschenverstand allein hat noch keine große That, keinen erhebenden Gedanken, kein echtes Werk der Kunst und Poesie hervorgebracht. Noch hat es keinen großen Dichter und Künstler, keinen Helden, keinen Forscher, keinen Entdecker gegeben, der neben dem gesunden Menschenverstand nicht noch etwas anderes, namentlich aber einen Anflug von Romantik besessen hätte. Ja, die modernen Fanatiker des gesunden Menschenverstandes sind, ohne es zu wissen, selbst vielleicht nur in einer romantischen Idee befangen und haschen nach einem wesenlosen Gebilde, einer bloßen Abstraction. Und dies söhnt uns mit ihnen wieder aus.

Blicken wir endlich nach Rußland, so war uns aus diesem von deutschen Ideen so stark beeinflußten Lande namentlich folgende Notiz von Interesse, die wir jüngst im „Magazin für die Literatur des Auslandes" lasen: „Erst 1858 erschien mit Heine's Porträt und Lebensbeschreibung eine neue russische Uebersetzung Heine'scher Gedichte, welche das petersburger Blatt «Wjédomosti» zu folgenden Betrachtungen veranlaßt: «Heine ist ein unerschöpfliches Material für unsere Uebersetzer. ... Es gibt fast keinen russischen Poeten der Jetztzeit, der seine Kräfte nicht mit Heine versucht hätte. Die besten Erzeugnisse seiner Muse, soweit sie der russischen Presse zugänglich, sind alle schon mehrfach von verschiedenen Personen übertragen worden; trotzdem gibt es wenige Journalhefte, die eine poetische Rubrik enthalten, wo man nicht auf ein Heine'sches Gedicht trifft. Am leidenschaftlichsten eingenommen für Heine sind die jungen angehenden Talente; kaum einer von ihnen ist in den letzten Jahren ohne Uebersetzung aus Heine auf die literarische Arena getreten. Wie früher Goethe und Schiller für die russischen Poeten ein wahres Californien waren, wie das frühere russische Publikum von den Erzeugnissen der deutschen Literatur nur Goethe und Schiller kannte, so kennt das jetzige von den deutschen Dichtern nur Heine.»" Die „Wjédomosti" erblicken übrigens in diesem zunehmenden Heine-Cultus, dem edlere Elemente weichen müssen, kein sehr günstiges Zeichen. Die Vorliebe der Russen für Heine können wir uns übrigens aus manchen complicirten Elementen der höhern russischen Bildung erklären, aber auffallend war uns eine Stimme aus England in der „Westminster Review", die, nachdem sie über die bisherigen, der Einführung Heine's beim englischen Publikum nicht sehr förderlichen Uebersetzungen Heine'scher Gedichte Klage geführt, keck behauptet, daß nicht allein in Heine's Versen mehr Eigenschaften combinirt und verdichtet seien als in irgendeinem europäischen Dichter seit Goethe, sondern daß er als Lyriker an Mannichfaltigkeit und Zartheit der Melodie, an Ursprünglichkeit und verführerischer Schönheit, an Reichthum, Natürlichkeit und Colorit selbst diesen großen Meister übertreffe. Das ist doch alles Mögliche! Das Factum steht fest, daß die so wunderlich gemischte moderne Civilisation in keinem Dichter einen so completen und dreisten Ausdruck für ihre guten wie auch besonders für ihre schlimmen Impulse gefunden hat als in Heine, und daß daher sich zum großten Theil sein Einfluß herschreibt. Namentlich unter den Deutschen in Nordamerika finden seine Schriften neben denen von Börne durch wohlfeile in Neuyork und Philadelphia veranstaltete Nachdrucke die ungeheuerste Ausbreitung, durch welche, wie die „Nordischen Blätter" bedauernd versichern, das Selbstgefühl der Deutschamerikaner und die Hochachtung der Yankees für dieselben nicht gerade gefördert werden. Allerdings liegt in Heine ein Element zersetzender Grundsatzlosigkeit, die der im ganzen grundsatzlosen modernen Generation durch ihren glänzenden verführerischen Firniß nur um so gefährlicher wird. **H. M.**

Eine galizische Geschichte 1846. Schaffhausen, Hurter. 1858. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Viele unserer Leser werden sich noch des panischen Schreckens erinnern, der bei den Nachrichten von dem galizischen Bauernaufstande im Jahre 1846 plötzlich über die angrenzenden Gaue Deutschlands kam. Dieser Vorgänger des Jahres 1848 trat mit so entsetzlichen Symptomen der Verwilderung, der thierischen Roheit und des grimmigsten Kastenhasses auf, daß man schon im Geiste alle Greuel eines Sklavenkriegs verwirklicht sah und vor dem „Thier im Menschen" zu zittern alle Ursache hatte. Glücklicherweise ging die Lähmung, welche die Folge des ersten Schreckens war, bald vorüber, es blieb eben nichts übrig als eine „polnische Geschichte". Der Adel hatte einen Aufstand zur Wiederherstellung Polens angezettelt und ohne eine Ahnung davon, wie tief er dem von ihm mishandelten Volke verhaßt sei, eben dies Volk zu seinen Zwecken aufgestachelt, das sich, sobald ihm die Waffen in die Hand gegeben waren, sofort gegen seine Peiniger wendete, ihre Schlösser zerstörte, seine Verführer ermordete und der kaiserlichen Sache zu schnellem Siege verhalf. Dies geschichtliche Ereigniß gibt zu dem vorliegenden Roman Stoff und Veranlassung her, wir sehen darin die Ursachen und Antriebe des Aufstandes, den der Leichtsinn des Lech, des polnischen Adels, gegen sich selbst entzündete, und werden in die Geheimnisse jenes zielloſen pol-

Digitized by Google

nischen Patriotismus eingeweiht, der in maßloser Frivolität und ohne alle Kenntniß seiner Mittel und seiner Stellung den Sturm hervorrief, dem er selbst so zahlreiche und blutige Opfer zu bringen bestimmt war. Wer über die polnische Nationalität noch etwa im Zweifel ist, ihr frivoles Grundelement und ihre Rohheit, die sich unter dem Schein der Ritterlichkeit nur schwach verhüllt, ihre Ueberhebung, ihre Selbstsucht und ihren Mangel an Rechtsgefühl nicht kennt, dem empfehlen wir dies Buch, das ihn hierüber und über andere abnorme sittliche Verhältnisse des Volks völlig aufklären kann, zur Lectüre. Aber auch derjenige, welchem es um die anziehende Beleuchtung eines dunkeln Ereignisses der Zeit und um die Spannung zu thun ist, die eine lebendige Erzählung überraschender Vorgänge mit sich führt, kann in diesen Blättern Befriedigung finden. Die Kunst des Erzählers ist zwar damit erschöpft, wenn wir ihr lebhafte Vergegenwärtigung, frische Färbung seiner Gemälde und plastische Charakterzeichnung zugestehen; allein seiner gründlichen Kenntniß der geschilderten Volkszustände und seinem Einblick in das Nationalwesen der polnischen Bevölkerung verdanken wir doch, über die ästhetischen Zwecke seiner Arbeit hinaus, manche wissenswerthe Kunde und volle Aufklärung über dies und andere ähnliche geschichtliche Ereignisse, welche für die sonstigen Mängel der Darstellung Ersatz leisten. Die Fehler der Erzählung bestehen zunächst in zu großer Vorliebe für die Discussion, welche dem Fortgang der Handlung Eintrag thut, und die freilich aus der Absicht herfließt, die verschiedensten Stimmungen durch alle Klassen der Gesellschaft zu Worte kommen zu lassen. Der Priester wie der Student, der starre Aristokrat wie der Volksfreund, der Anhänger Polens und seiner alten Gestalt wie der strenge Soldat und der Jünger der französischen Revolutionsideen: diese alle und viele andere müssen freilich zu Worte kommen; allein sie sollten nichts Ueberflüssiges sprechen und sich kürzer fassen, um mehr Wirkung hervorzubringen, als jetzt der Fall ist. Ein anderer Fehler besteht in der Ueberfüllung der Erzählung mit Personenvornamen, die, indem sie fast den ganzen Kalender erschöpfen, den Leser verwirren und ihn über die Charaktere, selbst wenn sie gut angelegt sind, zu keiner klaren Anschauung kommen lassen, wobei jedoch nicht zu leugnen ist, daß manche dieser Charaktere einen mächtigen Eindruck zurücklassen. Ein Hauptelement des Volkswesens in Galizien ist der Jude und dieser ist im Isaak Mendel des Verfassers mit großer Kunst und ergreifender Wahrheit gezeichnet. Ja er tritt als der Haupthebel des tollen Aufstandes in dem Verhältniß hervor, in das die schöne Malke, seine Frau, zu einem alten Husarenoffizier versetzt wird, indem diese schöne Schlange — obwol sie manchem Leser eher als eine abschreckende Schönheit erscheinen wird — den Liebhaber in ein Netz lockt, darin er seinen Untergang findet und hiermit das Signal zu dem Aufstande des Adels gibt. Doch dem Gemetzel in Cisznia, dem Ueberfall der Truppen in Liszki und Panica folgt rasch auf dem Fuße der Bauernaufstand von Howozani, der die Sieger eines Augenblicks schnell in Opfer der Wuth des Volks verwandelt, das eben gut kaiserlich zu sein entschlossen ist und dem die Verwüstung der Schlösser seiner Peiniger, der Lechi, eine wahre Lust ist. In diesem Doppelkampf, den freilich die blinde Selbstsucht des Adels wenig voraussah, fallen fast alle die Leiter des Adelsaufstandes, bei dem das Volk als ein blindes Werkzeug, nicht aber als eine selbsthandelnde Potenz in Rechnung gekommen war, und es bleiben nur die sanfte Minia von Rosminski und der ritterliche Julian Mislecki übrig, um schließlich ein glückliches Paar zu bilden, nachdem die wilden Gesellen und die fühllosen, kecken, von polnischer Freiheitsliebe trunkenen Frauen sämmtlich zur Ruhe gebracht sind.

Dem Gang der überraschenden Ereignisse selbst zu folgen sind wir zwar außer Stande; allein wir sehen ein lebendiges, bald fein gezeichnetes, bald roh und blutig gefärbtes Gemälde vor uns entrollt, dem es an Anziehung nicht fehlt und das in seiner Lebendigkeit uns über die Zustände des Landes, seine Sitten und das Wesen der polnischen Nationalität, von seiner lichten wie von seiner dunkeln Seite her, vollkommen belehrt: eine Lehre, aus der freilich unendlich wenig Hoffnung für die Wiederherstellung Polens zu schöpfen ist. Im Gegentheil: sie durchdringt uns mit der Ueberzeugung, daß die rohe Selbstsucht der Lechi, des Adels, die Männer und Frauen alles vergessen macht, wenn sie nur „Revolution" rufen können, daß der Stumpfsinn der gemishandelten Bauern, die Frivolität und der Mangel sittlichen Ernstes in allen Ständen die wahren Todfeinde jeder polnischen Gemeinschaft sind und wahrscheinlich auch immer sein werden. Daneben gibt der Roman uns voll ausgeführte Bilder des Salonlebens und der eigenthümlichen Stellung, welche die Frauen, keck oder kindisch, darin einnehmen; er schildert uns das, was wir polnische Wirthschaft zu nennen pflegen, in Schenken und Herbergen, mit schonungsloser Wahrheit; er malt uns den Gerichtssaal des Mandatars, Gutsverwalters und Polizeiherrn, wo die Prügelbank und der Rohrstock des herrschaftlichen Haiducken eine Rolle spielen, welche die Anhänger des patriarchalischen Regiments doch etwas stutzig machen könnte; er zeichnet uns endlich auch die Schreibstube des schwäbischen (deutschen) Kreisbeamten, in der eben auch nicht allzu viel Licht und Menschlichkeit herrschen; kurz, er beleuchtet, und oft mit recht grellem Lichte, alle Elemente der Volkszustände, aus denen dieser blutige Aufstand in Galizien hervorging, Kasernen, Klöster und Schulen nicht ausgeschlossen, und theilt selbst eine Anzahl patriotischer Volkslieder mit, die jedoch alle mehr oder minder Variationen des bekannten „Noch ist Polen nicht verloren" und ohne besondern Werth sind. Der Roman bildet in der That seinem Inhalt nach ein gut gerundetes Ganzes, dem ein entsprechender Vortrag und ein wechselvoller Stil im allgemeinen günstig zur Seite stehen. Wunderlich und seltsam muß es hierbei nur erscheinen, wie der Verfasser, der seinen Homer und seinen Thomas a Kampis gut kennt, und dem der gebildete Gebrauch unserer Sprache zu Gebote steht, in so viele Idiotismen und in so ungrammatische Wendungen verfallen kann, wie beispielsweise diese: „das Nachtmahl steht am Tisch", „am platten Lande", „am Rückwege", oder: „er rathet", „ihr Eseln", „ich fürchte um dich" u. dgl. Wahrlich, mit dem Unterricht in der Muttersprache muß es an den österreichischen Lehranstalten noch immer seltsam bestellt sein. Wie dem aber auch sei, die Erzählung verdient als eine willkommene Vermehrung derjenigen Gattung von Romanen, welche Ereignisse der Neuzeit memoirenartig beleuchten und darüber zwar nicht aus Urkunden, aber doch aus guter allgemeiner Anschauung belehren, bezeichnet und unter diesem Gesichtspunkt empfohlen zu werden.

4.

Notizen.

Deutsches und bürgerliches Drama und Lustspiel.

In F. Brendel's und R. Pohl's „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" (1858, fünftes Heft) hat ein uns bisher unbekannter Journalist, Emil Müller-Samswegen, eine für die Gestaltung der deutschen Dramatik wichtige Frage, die von dem bürgerlichen Drama, zu behandeln angefangen. Im ganzen sind wir mit dem Verfasser einverstanden und nur in einzelnen Nebenpunkten abweichender Meinung, z. B. wenn er das Gros des Publikums gegen seine Tadler in Schutz nimmt, während er doch gleich auf der folgenden Seite selbst zugeben muß, daß es z. B. in Berlin, wo die Stücke Shakspeare's und unserer Classiker das „wöchentliche Brot" der königlichen Bühne seien, dennoch am meisten den jämmerlichsten Possen nachlaufe. Freilich ist er der Ansicht und diese läßt sich hören, daß das Publikum allmälig gebildet werden müsse und zwar gerade dadurch, daß man aufhöre, die „große Trommel des Pathos" zu schlagen und dafür das bürgerliche Drama anbaue. Der Verfasser bemerkt sehr mit Recht: „Das Bedürfniß nach guten Dramen (gleichviel ob Trauerspiel, Schau-

Digitized by Google

spiel oder Lustspiel) aus der bürgerlichen Sphäre ist allgemein und tief in der Natur des Volks begründet." Lessing, den der Verfasser den „dramatischsten unserer dramatischen Dichter" nennt, müsse, bemerkt er, aufs tiefste von der Nothwendigkeit des bürgerlichen Dramas durchdrungen gewesen sein, weil er sonst schwerlich alle seine Kräfte diesem zugewandt haben würde. Und woher erklärt sich wol die große Wirkung, die ein so handwerksmäßig gearbeiteres Stück wie die „Waise von Lowood" namentlich auf die Frauen ausübt, die einmal, wie die Sachen stehen, neben den Studenten noch den empfänglichsten Theil unsers Publikums bilden? Einfach daraus, daß unser rein bürgerliches Publikum den Leiden und Freuden dieser Waise ein theilnehmendes Herz entgegenbringt, während es sich für das Schicksal einer Klytämnestra, Antigone oder Iphigenia und selbst einer Königin Elisabeth und eines Lord Esser oder Leicester nicht in gleichem Grade zu interessiren vermag. Der Verfasser ist mit der Ansicht Tieck's einverstanden, daß Schiller nach den „Räubern" einen Seitenweg eingeschlagen habe; er will, daß man von den „Räubern" ausgehend und mit Accentuirung der volksthümlichen Elemente in dieser Dichtung hinüberlenke auf die Bahn des „Götz von Berlichingen", und behauptet, daß auch in dieser Richtung, wo nicht das ideale Pathos, sondern das Volksthümliche die Angel der dramatischen Dichtung sei, etwas classisch Mustergültiges geschaffen werden könne. Mit der unter unsern Dichtern verbreiteten Vorliebe für das Pathos hänge das Daniederliegen unsers Lustspiels zusammen, denn die allermeisten jungen Dramatiker hielten dafür, daß der Humor und die Satire nur kleinen Geistern eigen seien, wogegen der Verfasser wol nicht mit Unrecht behauptet, daß das Schaffen eines Lustspiels eine ebenso große, wenn nicht eine noch größere Aufwendung von Geistesarbeit erfordere als die Tragödie. Daher findet er es auch sehr unrecht, daß jüngst bei der münchener Preisausschreibung für das beste Trauerspiel der doppelte, für das beste Lustspiel der einfache Preis ausgesetzt worden sei. Man sollte in der That Lustspiele wie Kotzebue's „Kleinstädter" nicht zu gering anschlagen; denn es erscheint vor allem nöthig, erst die in Deutschland weitverbreiteten krähwinklerischen Gesinnungen und Gewohnheiten lächerlich zu machen und hinwegzuräumen. Gerade deshalb, weil die „Kleinstädter" in dieser Hinsicht Erfolg gehabt haben, scheinen sie uns gegenwärtig zum Theil veraltet, obschon sie an Witz und Frische, an Wahrheit und Lebendigkeit der Charakteristik Picard's „Petite ville", das Vorbild Kotzebue's, weit übertreffen, weshalb Kotzebue auch ganz klug daran that, in seinem „Theater" den „Deutschen Kleinstädtern" eine Uebersetzung des französischen Lustspiels unmittelbar folgen zu lassen, da die Vergleichung zwischen beiden dem Kotzebue'schen Lustspiel nur zum Vortheil gereichen kann. Und mit Recht konnte Kotzebue seiner Komödie die Notiz vordrucken lassen: „Ich glaube ein gutes Lustspiel gemacht zu haben, so gern es auch Herr A. W. Schlegel zur Plattheit herabwürdigen möchte; und fordere ihn auf, es mir mit seinem bleiernen Witze nachzuthun." Wenn übrigens Müller-Samswegen, um auf diesen zurückzukommen, von den dramatischen Dichtern verlangt, daß ihre ersten Versuche dem bürgerlichen Drama angehören sollten, so können wir ihm hierin nicht beipflichten; gerade bürgerliche Dramen wie Lustspiele lassen sich nur in gereiftern Jahren nach erlangter reichlicher Kenntniß der Welt und des Lebens schreiben.

Deutsche oder lateinische Lettern?

In einem längern Bericht über J. W. von Wasielewski's Biographie Robert Schumann's in der „Neuen Zeitschrift für Musik" theilt deren Redacteur, Franz Brendel, manche interessante Erinnerungen aus seinem persönlichen Umgange mit Schumann mit. Als es sich z. B. bei der Uebernahme der Redaction durch Brendel um die Frage handelte, ob es nicht zweckmäßiger sei, das Blatt fortan mit lateinischen Lettern drucken zu lassen, fuhr Schumann heftig auf: „Wenn Sie die Zeitschrift mit lateinischen Lettern drucken lassen, so bin ich im Stande, sie nicht wieder anzusehen." Diese Bemerkung ging allerdings aus der deutschen Gesinnung Schumann's hervor, welche selbst schon in der Anwendung von lateinischen Lettern in deutsch geschriebenen Schriften einen Verrath an der deutschen Nationalität erkennen wollte, beruhte aber in diesem Falle auf einem Misverständniß. Denn unsere jetzigen deutschen Lettern sind, wie die gewiß deutsch gesinnten Grimm dies nachgewiesen, nicht volksthümlichen Ursprungs (ebenso wenig wie die deutsche Tricolore), sondern aus der verdorbenen Mönchsschrift hervorgegangen und drücken auch ganz den verschnörkelten und eckigen klösterlichen Charakter ihres mönchischen Ursprungs aus. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die lateinische Schrift in deutschen Büchern und Zeitschriften schon sehr gebräuchlich und gewissermaßen fashionable war; aber zur Zeit der Franzosenherrschaft und noch mehr zur Zeit der Erhebung gegen die Franzosen wurde sie als welsche Schrift verpönt; man griff wieder allgemein zu den jetzigen deutschen Lettern zurück, weil man ihren einseitig mönchischen Ursprung nicht kannte. Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die lateinische Schrift runder und geschmackvoller ist und angenehmer ins Auge fällt, als die sogenannte deutsche, durch deren fremdartiges Ansehen sich nicht wenige Ausländer abschrecken lassen, Deutsch zu lernen, durch die ihnen mindestens das Studium der deutschen Sprache und die Lectüre deutscher Bücher sehr erschwert wird. Diesen Umstand sollte man doch näher in Betracht ziehen, um so mehr da ja jeder deutsche Laut sich vollkommen ebenso gut durch lateinische als durch deutsche Lettern herstellen läßt. Vortheile, welche diese sonst bieten, sind uns wenigstens nicht bekannt; aber welcher Art diese Vortheile auch sein mögen, so würden sie bei allgemeiner Einführung der Antiqua dadurch überreichlich aufgewogen werden, daß Ausländern das Studium der deutschen Sprache erleichtert und infolge davon wahrscheinlich auch deutsche Zeitungen, Zeitschriften und Bücher im Auslande mehr gelesen und gekauft werden würden. Vielleicht werden sehr viele mit uns einverstanden sein, daß dieser Rücksicht jede andere zu weichen habe. Die aus der Grimm'schen Schule hervorgehenden Schriften werden ja meist schon mit Antiqua gedruckt und gewiß nicht weniger gekauft und gelesen als sie gekauft und gelesen werden würden, wenn sie mit sogenannten deutschen Lettern gedruckt wären.

Ein Kunstartikel von H. F. Waagen.

Westermann's „Monatshefte" enthalten in Nr. 20 einen Artikel über das bei Weber in Leipzig erschienene Werk von H. A. Müller: „Die Museen und Kunstwerke in Deutschland", von H. F. Waagen, der um so interessanter erscheint, da sein Verfasser von der zur Einrichtung des berliner Neuen Museums eingesetzt gewesenen Commission (W. von Humboldt, Schinkel, Rauch, F. Tieck, Waagen, denen als Beirath noch F. von Rumohr zur Hand ging) der einzige noch lebende ist. Es ist Brauch geworden, über die Berliner Antiken- und Gemäldesammlung und ihre Einrichtung in sehr absprechendem Tone zu urtheilen, obschon erst jüngst ein reisender kunstverständiger Engländer in der „Art union" die berliner Bildersammlung „excellent" nannte und die Einrichtung, die ohnehin vielfach zum Muster gedient, selbst die Anerkennung so bedeutender ausländischer Autoritäten wie der Franzosen Graf Leon de Laborde und Charles Lenormant und des berühmten britischen Malers Sir Charles Eastlake sich zu erfreuen gehabt hat. Auch Müller verfällt in diesen absprechenden Ton und behauptet, auf Biardot's Autorität sich stützend, daß die Gemäldesammlung z. B. nichts der Rede Werthes von Rubens enthalte. Man erfährt nun aus Waagen's zurechtweisendem Artikel, daß unter anderm die im berliner Museum befindliche „Auferweckung des Lazarus" von Rubens zu denjenigen Bildern gehörte, welche seinerzeit auf das Gutachten des großen Kunst-

Digitized by Google

kenners Denon als die hervorragendsten nach Paris geschleppt wurden und daß David dieses Bild seinen Schülern ganz besonders zum Studium empfahl. Doch dieser Umstand ist es eigentlich nicht, welcher uns zu dieser Notiz veranlaßt, sondern folgende Stelle in dem Waagen'schen Bericht: „Wenn nun Herr Julius Hübner an Ausstellungen wie die obigen und an einer großen Zahl ähnlicher so gar keinen Anstoß genommen hat, daß er kein Bedenken trägt, dieses Buch (das Müller'sche) der deutschen Nation in einer Anzeige in den «Blättern für literarische Unterhaltung» wiederholentlich als ein vortreffliches zu empfehlen, so legt dieses ebenso wenig ein günstiges Zeugniß ab, daß er auf dem Felde der kunsthistorischen Kritik zum Stimmführer berufen ist, als der kritische Theil seines Katalogs der dresdener Galerie, worüber ich mich in einer Einzelschrift auszusprechen hoffe." Nun haben wir aber über das unsern Zwecken ganz fernliegende Müller'sche Werk gar keinen Artikel gebracht; auch haben wir nicht die Ehre, Julius Hübner zu unsern Mitarbeitern zu zählen, es muß also ein anderes Blatt gemeint sein. H. M.

Bibliographie.

Christians des Jüngeren, Fürst zu Anhalt, Tagebuch: niedergeschrieben in seiner Haft zu Wien, — im Geleite Kaiser Ferdinands II. zur Vermählungsfeier nach Inspruck, — auf dem Reichstage zu Regensburg, — und während seiner Reisen und Rasten in Deutschland, Dänemark und Italien. Nach dem Manuscript der Herzoglichen Bibliothek zu Cöthen herausgegeben von G. Krause. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Goldammer, L., Luise, Königin von Preußen. Ein Gedenkblatt dem Volk. Naumburg. 8. 7½ Ngr.

Götz von Berlichingen, Ritter, zubenannt mit der eisernen Hand, Leben, Fehden und Handlungen, durch ihn selbst beschrieben. Nach der alten Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Mit Götzens Bild und Handschrift. Heilbronn, Scheurlen. 8. 12 Ngr.

Die Himmelsstürmer oder die St.-Georgsbrüder. Berlin, Schindler. Lex.-8. 2 Thlr.

Jenzen, Louise, Erinnerungs-Blätter. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Jung, A., Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kingsley, C., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorworte von C. C. J. Bunsen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Kolster, W. H., Das sogenannte innere Object nach seinem Begriff und Arten, wie sie sich bei den Tragikern besonders bei Sophokles darstellen. Itzehoe. Gr. 4. 6 Ngr.

Krauer, J., Epigramme. Luzern, Kaiser. Gr. 16. 16 Ngr.

Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit literarhistorischen Ausführungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: C. M. Wieland. Aus Bonner Vorlesungen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meinardus, K., Studien über den Zusammenhang der ägyptischen und der griechischen Religion mit besonderer Beziehung auf Herodot und Bunsen. Bremen, Heyse. 4. 12 Ngr.

Die neue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satyrisch von der Verfasserin von Heinrich Heine's Himmelfahrt (Emilie Emma von Hallberg). 2tes Heft: F. Freiligrath, G. Kinkel, H. A. Hoffmann von Fallersleben, W. Jordan, O. von Redwitz, E. Geibel, M. v. Strachwitz, L. Uhland, J. Kerner. Trier, Troschel. 8. 15 Ngr.

Paklu, Von der Nächstenliebe, ihren Beweggründen, ihren Pflichten und den ihr entgegengesetzten Fehlern. Aus dem Französischen übertragen v. F. X. Schumacher. Wien, Mayer u. Comp. 8. 21 Ngr.

Roß, L., Italiker und Griechen. Sprachen die Römer Sanskrit oder Griechisch? In Briefen an einen Freund. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheurlin, G., Gedichte. 2te Sammlung. — A. u. d. T.: Heideblumen. Heidelberg, K. Winter. 16. 1 Thlr.

Schweitzer, J. B. v., Friedrich Barbarossa. Dramatisches Gedicht in vier Acten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 12½ Ngr.

Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der regenerirten Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften von einem jüngern Freunde desselben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Süs, G., Frühlingsbilder. Kindergrüße. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 2 Thlr.

Stillfried, Eugenie, Die Tochter Jephthah's. Ein biblisches Gedicht. (Buch der Richter, Kapitel 10 und 11.) Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 16. 12 Ngr.

Benedey, J., Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 3ter Band: Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Bischer, F. T., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. Vollständiges Inhaltsverzeichniß, Namen- und Sachregister. Stuttgart, Mäcken. Lex.-8. 15 Ngr.

— — Ueber das Verhältniss von Inhalt und Form in der Kunst. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 6 Ngr.

Vogel, J., Augustin Thierry als Geschichtschreiber und Politiker. Ein biographische Skizze. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 12 Ngr.

Westdeutsche Blätter. Wochenschrift für Rheinland und Westfalen. Herausgegeben von L. Schücking. 1ster Jahrgang. 1858. Januar bis März. 13 Nummern. Bonn. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

— — Dieselben. Wochenschrift für geselliges Leben, Literatur und Kunst. Herausgegeben von L. Schücking und O. von Schorn. 1ster Jahrgang. 1858. April bis December. 39 Nummern. Mit artistischen Beilagen. Düsseldorf, Zintgraff u. Comp. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eine Elbinger Denkschrift. Zur Charakteristik des gegenwärtigen Preußischen Ministeriums und seiner Organe. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 12 Ngr.

Krummacher, E. W., Zur Charakteristik der neuesten römisch-katholischen Polemik veranlaßt durch ein Buch des römisch-katholischen Pfarrers Dr. H. Rütjes, betitelt: „Der Triumph der wahren Kirche." Mülheim, Bagel. Gr. 8. 6 Ngr.

Kulemann, R., Mein Abgang vom Pfarramt nebst 25 Bekenntnißfragen, auf Anordnung des Fürstlich Lippeschen Cabinetsministeriums formulirt von den Consistorial-Räthen Münchmeyer, Reiche, Heinrichs. Ein Beitrag zur Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Mohl, M., Ueber Bank-Manöver, Bankfrage und Krisis. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 15 Ngr.

Moltke, M., Wider das Lied vom Hasse. Ein Zeitgedicht. Berlin, Moltke. 16. 1½ Ngr.

Saenger, C. v., Die Reform des ländlichen Creditwesens. Bromberg, Levit. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Erster bis elfter Band. 8. Geh. 15 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei dem ihm so gewogenen deutschen Publikum bereits die lebendigste Theilnahme gefunden hat, soeben durch die zweite sehr vermehrte Auflage seiner Biographie Georg Forster's bereichert. Diese geschichtsgetreue Biographie führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als vorbedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als eine „Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in einem Ton, aus einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, überschauliches, mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Die **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's** enthalten bisjetzt Folgendes:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach.

Historisches Drama in fünf Acten

von

Karl S. von Merz.

8. Geh. 20 Ngr.

MÉMOIRES DE M. GUIZOT.

MÉMOIRES

POUR SERVIR

A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.

Par

M. GUIZOT.

Tome Ier. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's, seit lange mit Ungeduld erwartet, bilden unstreitig eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnds. Geistreich und anziehend geschrieben, geben sie uns das Bild einer an innern Kämpfen und Entwickelungen reichen Zeit, von einer Hand gezeichnet, die selbstthätig in die Ereignisse eingegriffen und Jahre hindurch die Bewegungen geleitet hat, welche der Geschichte unserer Zeit ihren Charakter aufgedrückt. Dass diese Memoiren gerade im jetzigen Augenblicke und bei Lebzeiten ihres Verfassers erscheinen, gibt ihnen noch eine ganz besondere Bedeutung.

☞ **Diese autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie noch besonders empfehlenswerth.**

Leipzig, im Mai 1858.

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Gebote der Diätetik,

aufgestellt von Dr. **Johann Christian Gottfried Jörg.**

Zweite Ausgabe. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Streben des berühmten kürzlich verstorbenen Verfassers geht dahin, die Vorschriften der natürlichen Triebe als Verordnungen der Moral, die Befolgung derselben als Gebote hinzustellen und Jedermann anzuweisen, wie er die „zehn Gebote der Diätetik" zu erfüllen und die Fehler gegen die natürliche Diätetik zu vermeiden habe, um das Leben stets im gesunden Zustande zu erhalten. Die kleine in allgemein verständlichem Ton abgefaßte Schrift verdient die allgemeinste Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 24. — 10. Juni 1858.

Inhalt: Nikodemus Friſchlin. Von Thaddäus Lau. — Zur Schiller-Literatur. Von Hermann Marggraff. — Ungariſche und polniſche Dichtungen. Von Rudolf Gottſchall. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Nikodemus Friſchlin.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Friſchlin. Ein Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von David Friedrich Strauß. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein tiefer Schmerz, hat man geſagt, iſt das Stigma des Genius. Gewiß! An bedeutſam angelegten Naturen, an Menſchen, die vor andern geiſtig begabt ſind, pflegt das Elend und der Schmerz in ſeiner ganzen, bitterſten Schärfe offenbar zu werden. Den Köpfen, welche der Menſchheit zur Zierde und zum Ruhme gereichen könnten, fällt nicht ſelten harte Arbeit, Entbehrung und ſchließliches Verderben als Erbe zu, während ſo oft die ſeichte und flache Mittelmäßigkeit ſich an die vollen Schüſſeln des Lebens ſetzt, um, ein verdienſtloſes Paraſitengeſchmeiß, mit frechem Uebermuth zu ſchwelgen. Freilich iſt es nicht allein und ausſchließlich die Ungunſt des Schickſals, das Ungenügende der äußern Lebensſtellung, was ſo häufig den Ruin einer reichen Kraft bewirkt, deren Thätigkeit, wäre ſie auf beſſere Bahnen gelenkt worden, reife Früchte gezeitigt hätte: der eigene Mangel an Charakterintegrität, an ſittlicher Energie trägt in der Regel mit die Schuld an dem Verderben. Zumal die neuere deutſche Literaturgeſchichte iſt nicht arm an kraftſtrotzenden Macbeths, welche gleich jenem Clan durch Fülle des Talents, durch den Umfang und die Tiefe der natürlichen Anlagen zu den kühnſten Hoffnungen berechtigten, die aber ſchmählich ſcheiterten, weil ſie den verhängnißvollen Spruch der orakelnden Hexen aufgeſucht und befolgt hatten. Vis consilii expers, mole ruit sua!

Den Männern, die hier zu nennen wären: Hutten, Günther, Bürger, Schubart, Lenz, J. K. Wezel, Hölderlin, Nikolaus Lenau, Grabbe, Heine, iſt der Name eines Schriftſtellers hinzuzufügen, welcher der heutigen Generation weniger bekannt ſein dürfte, und deſſen Andenken Strauß in der oben angezeigten Biographie erneuert hat. Auch Nikodemus Friſchlin, ein Epigone der großen Humaniſten des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts, ſchifft ein ſtattliches, ſtolzbewimpeltes Fahrzeug in den Ocean des Lebens, um als entmaſtetes Wrack nach kurzer Fahrt ein Spiel der Wellen einherzutreiben. Mannichfach ſind die Beziehungen, in welche er tritt; ſpannend die Verwickelungen, in welche er geräth. Er hat vieler Menſchen Städte geſehen und Sitten erkannt, in Paläſten und Herbergen, im Studirzimmer und im Kerker ſich aufgehalten. Sein Daſein hat einen epiſchen Verlauf und einen tragiſchen Schluß. Ein Biograph kann ſich kaum einen Stoff wünſchen, der dankbarer und lohnender wäre als dieſer. In der That hat es der Odyſſee des „Würtemberger Virgil", wie die Zeitgenoſſen Friſchlin nannten, nachdem er ſich einſtmals ſcherzend dieſen Namen ſelbſt beigelegt, nicht an Sängern gefehlt, ſeinen Irrfahrten und Schickſalen nicht an Darſtellern vor Strauß. Schubart beſang auf dem Asperg „den Bruder ſeines Geiſtes und ſeines Schickſals", Juſtinus Kerner weihte ihm eine ſchöne Stanze und Guſtav Schwab lieh dem ſchmerzlichen Gefühl über den tragiſchen Ausgang des Dichters beredten und rührenden Ausdruck in ſeinem wanderfriſchen Buche über die Schwäbiſche Alp; die biographiſche Arbeit von Conz und den Artikel von Zacher in der Erſch und Gruber'ſchen „Allgemeinen Encyklopädie" rühmt Strauß ſelbſt als tüchtig, „daß ſie alles leiſten, was durch einen fleißigen und kenntnißreichen Bearbeiter mit den bisher bekannten Hülfsmitteln geleiſtet werden konnte". Sein günſtiges Geſchick führte Strauß eine übergroße Maſſe neuen und bisher unbenutzten Materials zu; im würtembergiſchen Haus- und Staatsarchiv fand ſich ein Urkundenſchatz über Erwartung, an ſechshalbhundert Nummern in muſterhafter Ordnung, Denkſchriften und kürzere Eingaben von Friſchlin, Erlaſſe des Herzogs, Gutachten ſeiner Räthe, Berichte der Univerſität, Klagſchriften und Unterſuchungsprotokolle, vertraute Briefe und ähnliche Actenſtücke, welche das Leben des Mannes von ſeinem erſten ſelbſtändigen Hervortreten bis an ſein Ende umfaſſen. Auch die Univerſität Tübingen lieferte urkundliche Beiträge zu Friſchlin's Lebensgeſchichte von großem Werthe, das Senatsprotokoll aus jenen Jahren, in denen der Dichter an dieſer Hochſchule lehrte, und ein eigenhändiges Tagebuch des Rectors Cruſius über ſeine Händel mit Friſchlin. Man kann der hiſtoriſchen Literatur

Digitized by Google

Glück wünschen, daß diese Schätze Strauß in die Hände gefallen. Wir haben uns jüngst an anderer Stelle (in der Februarlieferung der Westermann'schen „Monatshefte") über die Vorzüge des Genannten als Biographen ausgelassen; wir haben dort gelegentlich der Besprechung von Strauß' „Ulrich von Hutten" die Arbeit über Frischlin als die bedeutendste unter den historischen erklärt, die Strauß geschrieben. Unser Urtheil hat manche Berührungspunkte mit der geistvollen Beurtheilung gemein, welche sich in Nr. 7 d. Bl. über den Historiker Strauß vortrug; unbedingt und ganz stimmen wir allerdings mit der letztern nicht überein. Unsers Bedünkens ist kein ausreichender Grund vorhanden, über die unbegreifliche Blindheit der „Tageskritikaster" zu klagen, welche unfähig sind, die eigenartigen Vorzüge und charakteristischen Verdienste des Geschichtschreibers Strauß anzuerkennen und zu würdigen, und denen bei ihrer Unfähigkeit und Engherzigkeit erst eine clavis Straussiana in die ungeschickten Finger gedrückt werden müßte. Es liegt nicht in unserer Absicht, zu polemisiren, am allerwenigsten gegen einen Artikel, der offenbar in der wohlmeinendsten Absicht verfaßt wurde und der überdies des Richtigen und Zutreffenden so viel enthält; wir werden uns im Verlaufe unserer Besprechung bescheiden, diejenigen Momente zu accentuiren, auf welche wir unser Urtheil und unsere Schlüsse stützen.

Wir beginnen den Inhalt des Buchs in gedrängtem Auszuge darzulegen. Die Kritik wird mit der Analyse theilweise Hand in Hand gehen.

Im Anschluß an das selbstgewählte Epitheton wollte Nikodemus Frischlin an dem Todestage Virgil's, am 22. September 1547, geboren sein. Sein Geburtsort war Balingen im Würtembergischen. Es ist ein überaus glücklicher und geschickter Griff, und wir heben ihn als solchen hervor, wenn Strauß die Biographie mit dem folgenden Satze eröffnet:

„Von allen Urahnen her einen guten Würtemberger" nennt sich Frischlin in einem Schreiben an den Herzog Ludwig von Würtemberg, während er in einem Briefe an Bürgermeister und Rath zu Basel sich rühmt, von acht Ahnen her ein Eidgenoß zu sein. Von der männlichen Linie und dem Namen Frischlin war nur das letztere wahr, das erstere nur von der weiblichen.

Der Satz eröffnet die Biographie so überaus zutreffend, weil die Mittheilung der einen Thatsache uns gewissermaßen in nuce das ganze Bild des Mannes zeigt; da sehen wir schon den Mann, der vor verschiedenen Behörden seine Sache auf verschiedene, ja entgegengesetzte Weise zu führen weiß. Als Nikodemus Frischlin das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, wurde er von seinem Vater, einem lutherischen Pastor, nach der Klosterschule zu Königsbronn gethan, einer der Schulen, welche Herzog Christoph in aufgehobenen Klöstern zur Vorbildung evangelischer Kirchen- und Schullehrer gegründet hatte. In dieser Anstalt unter Stiger's Leitung legte der begabte Knabe den soliden Grund seiner philologischen Kenntnisse und Fertigkeiten; der weitere Ausbau wurde in der Klosterschule zu Bebenhausen gefördert. Im Jahre 1563 bezog Frischlin die Universität Tübingen, als Zögling des theologischen Stipendiums. Schon ein Jahr darauf erhielt er den Grad eines Baccalaureus und 1565 den Magistergrad, und zwar infolge einer bestandenen Prüfung als der erste unter zwölf Candidaten. In diese Zeit fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, die Broschüre gegen einen gewissen Jakob Radus, welcher, der Sohn eines würdigen protestantischen Geistlichen in Ulm, nach einem lockern Studentenleben auf den Akademien zu Wittenberg und Tübingen, von den Jesuiten sich hatte bekehren lassen und nun nach Convertitenart beeilt war, gegen die Kirche, von der er abgefallen, in einem gedruckten Glaubensbekenntniß aufzutreten. Daß er dem Erstlingsversuch die Form einer Satire gab, ist bezeichnend für den Jüngling, dessen Satiricum ingenium später der Schrecken seiner Feinde und die Verzweiflung seiner Freunde werden sollte.

Noch nicht 21 Jahre alt, ward Frischlin zu einer außerordentlichen Professur in der philosophischen Facultät zu Tübingen berufen. Die letztere nahm damals hier wie auf den übrigen Hochschulen eine sehr untergeordnete Stellung ein.

Seit sich aus der, ursprünglich nicht nach Fächern, sondern nach Nationen getheilten Bürgerschaft der ältesten Universitäten erst die theologische, dann auch die juristische und medicinische Facultät ausgesondert hatten, war der übriggebliebene Rest der sogenannten Artisten immer mehr auf die unterste Stelle der akademischen Gesammtheit heruntergesunken. Die Reformation hatte hieran nichts geändert. Den Vorrang der theologischen Facultät hatte sie vielmehr aufs neue befestigt, während die Juristen ihre politische Wichtigkeit in kaum geringerer Geltung hielt. Pflegte der erstern der Kanzler der Universität, der Stellvertreter des Landesherrn an derselben, anzugehören, so gingen aus der andern Facultät nicht selten die fürstlichen Räthe und Kanzler hervor. Auch die Mediciner schlossen sich, wennschon in dritter Stelle, dieser akademischen Aristokratie an. Die Artisten waren die Plebejer; und in der That, alle den Widerstand, die Ab- und Ausschließung, welche je Plebejer von Patriciern zu erfahren hatten, erfuhr auch diese untere Facultät von jenen obern. Ihre Theilnahme an den Senatsverhandlungen, an Wahlen und Ehrenämtern war lange beschränkt und erweiterte sich unter beständigen Kämpfen. Während in Tübingen sämmtliche ordentliche Lehrer der obern Facultäten zugleich auch bleibende Mitglieder des Senats waren, gehörten zu Frischlin's Zeit aus dem Artistencollegium, das freilich auch an Professorenzahl jede andere Facultät übertraf (es ist charakteristisch für Strauß, daß er nicht sagt: „obschon", sondern daß er mit ironischem Hohn schreibt: „freilich auch"), nur drei Mitglieder, und zwar so zum Senat, daß sie von Zeit zu Zeit gewechselt wurden; hatte einer der übrigen Artisten im Senat zu erscheinen, so mußte er dessen Verhandlungen stehend anwohnen; und während bei der Wahl eines Artisten im Senate die obern Facultäten vollständig mitstimmten, hatte bei der Wahl eines Theologen u. s. w. die Artistenfacultät nur jene drei Stimmen ihrer zeitigen Stellvertreter abzugeben, nachdem sie bis zu Herzog Christoph's Zeit sogar gänzlich davon ausgeschlossen gewesen war.

Auch über den nähern Hergang bei Professorenwahlen gibt Strauß bei dieser Gelegenheit interessante Notizen:

War eine Stelle erledigt, so wurde die betreffende Facultät vom Senat angewiesen, sich über einen Vorschlag zur Wiederbesetzung zu berathen; von dem Ergebniß dieser im Colle-

Digitized by Google

gium vorgenommenen Besprechung wurde hierauf im Senat Bericht erstattet, der nun darüber verhandelte und abstimmte, ohne an den Vorschlag der Facultät gebunden zu sein. Das Recht der Bestätigung kam dem Landesherrn zu, der sie demnach auch zwar versagen konnte; doch ging dies in der Regel nicht ohne verdrießliche Streitigkeiten mit der Universität ab, die auf ihre körperschaftlichen Rechte höchst eifersüchtig hielt, und daher noch weit hartnäckiger in dem Falle widerstand, wenn der Regent ihr von sich aus ein Mitglied, das sie nicht erwählt hatte, aufdrängen, oder eins, dem der Senat aufgekündigt hatte, im Amte erhalten wollte u. s. w.

Die schmale Besoldung, die er bezog, beunruhigte Frischlin wenig; er hatte am 3. November 1568 eine reiche Frau, Margaretha Brenz, geheirathet, von deren Vermögen er lebte. Die Ehe ist keine glückliche gewesen und zum Theil in ihr die traurige Quelle mancher Verirrungen Frischlin's zu suchen; daß der Gatte an den „seltsamen Händeln" nicht schuldlos, steht außer Frage. Später trat eine, freilich auch wieder verdächtige, gegenseitige Toleranz ein, bis endlich das Unglück diese Mißklänge in rührenden Accorden löste. Seinen Amtspflichten lag der junge Professor mit mehr Eifer ob, als man nach seinem sonst ziemlich studentischen Leben hätte vermuthen sollen. Von den Studirenden war er gern gehört, und die persönliche Anziehungskraft, die er auf dieselben ausübte, war später seinen Gegnern ein Dorn im Auge. Besonders schlossen sich ihm manche vornehme Söhne adeliger Häuser als Schüler an; die Frische und Fülle seines Geistes lockte magnetisch. Die Beziehungen zu den Collegen, vor allen zu Crusius, seinem nochmaligen Hauptgegner, waren anfangs leidlich. Bald sollten sie bitter getrübt werden. Auf der tübinger Hochschule war es damals gerade so bestellt, wie es noch heute auf so mancher deutschen Universität bestellt ist. Auf den Kathedern, und zwar auf den einträglichsten und einflußreichsten, saßen Invaliden oder Rekruten, die besser in das Hospital geschafft oder als unbrauchbar in die Reserve hätte eingestellt werden sollen. Das geistige Nichts bläht sich gern und gefällt sich in anmaßendem Dünkel; das geistige Nichts fühlt sich genirt und verletzt, wenn eine wirkliche geistige Begabung mit ihm in einem gemeinsamen Wirkungskreise arbeitet. Frischlin überragte die Collegen; das war sein unsühnbares Verbrechen. Plutarch, wenn ich nicht irre, erzählt von der römischen Nobilität, sie hätte sich verschworen, den jüngern Gracchus nie zu einem curulischen Amte gelangen zu lassen, weil sie von der geistigen Ueberlegenheit des letzten Sprossen des Altcensors Tiber alles für sich und ihren Schlendrian befürchtete: ähnlich verschwor sich, Crusius an der Spitze, der tübinger Senat wider Frischlin. Er sollte ewig bleiben, was er war — außerordentlicher Professor. Länger als ein Decennium hatte er in seiner bescheidenen Stellung docirt; nie war ihm eine akademische Auszeichnung oder Beförderung zu Theil geworden. Eine Berufung nach der Steiermark als Rector der Kirchenschule zu Graz gab ihm Veranlassung, dem Senat seine bisherige systematische Zurücksetzung eindringlich vorzustellen; er forderte bessere Besoldung und Avancement, widrigenfalls er der ehrenwerthen Einladung in das Ausland Folge leisten werde. Die Patres conscripti beriethen und fanden, daß Frischlin ein „undehäb Maul" hätte, und daß er, da er kein Geheimniß für sich behalten könne, untauglich zu einem Mitgliede des Senats sei. Man wies ihm ein „Draufgeld" von 20 Fl. an und machte Versprechungen für die Zukunft — in calendas graecas. Denn als bald nachher eine ordentliche Professur im Artistencollegium durch das Ableben des seitherigen Inhabers erledigt war, half es Frischlin sogar nichts, daß er seine Bewerbung durch eine sehr warme Empfehlung des Herzogs unterstützte; ein anderer erhielt die Stelle. Frischlin's moralischer Lebenswandel errege Anstoß, hieß es.

Ganz ungerechtfertigt war der erhobene Einwand nicht. Wir treten Strauß darin vollkommen bei, wenn er das schaufelhütige Puritanerthum der engherzigen Rigoristen im Senate scharf und herbe tadelt. Bei den Verhandlungen im Senate ist wiederholt von turpitudo und flagitiosa vita die Rede; im einzelnen wird gegen Frischlin vorgebracht, daß er sich oft betrinke, die meisten Professoren verachte, sein Weib übel behandele und in Stuttgart den Hofnarren spiele. Eine alte akademische Robe — die würdige Seele! — macht es ihm sogar zum Vorwurf, „daß er mit den versibus zu Bette gehe und mit ihnen aufstehe und keine Gottesforcht in ihm sei". Das Grundlose und theilweise Lächerliche dieser Anklagen beleuchtet der Biograph auf das Unzweideutigste, aber in einem Punkte geht die Sympathie für seinen Helden zu weit. Er geht, um einen Herder'schen Ausdruck zu gebrauchen, „gar leicht und spatzenmäßig" über einen Fehler Frischlin's hinweg, der diesen hauptsächlich ruinirt, die heillose, unbezähmbare Trunksucht. Frischlin war ein arger Trunkenbold, ein arger Säufer, und wenn man sich einen Professor vorstellt, der mit vagirenden Studenten über Land zieht, der, selbst trunken, einen Trunkenen von der Landstraße aufliest und denselben in dem Hause eines Mädchens beherbergen will, dessen Vater nicht zu Hause, der alsdann die Fensterscheiben einschlägt, als das nächtliche Quartier verweigert worden, wenn man dergleichen Dinge, wie sie uns S. 62 als erwiesene Thatsachen berichtet, erfährt: nun, man mag immerhin dem rohern Zeitgeiste jener Epoche Rechnung tragen, man mag immerhin einen andern freiern Standpunkt als jene Richter im Senatscollegium einnehmen, man wird doch unangenehm durch den humoristisch-spöttelnden Ton berührt werden, den Strauß hier anschlägt, wird ungern den Ton des sittlichen Ernstes vermissen, der der einzig passende und würdige war, den der Historiker bei der Erzählung solcher Dinge anschlagen durfte. Strauß entschuldigt Frischlin mit seiner eigenen Entschuldigung. S. 67 heißt es:

> Daß Frischlin zuweilen zu viel trank, ist leider wahr; doch hat wol, wenn man auf die Sitten der Zeit sieht, er gleichfalls nicht Unrecht mit der Bemerkung, wollte man die tübinger Universität von allen Trinkern säubern, so würden gar manche Stellen dort erledigt werden. Von sich bekannte Frischlin, „daß er lieber Wein dann Bier und Wasser trinke, überkomme auch besser spiritus vitales und poeticos von dem Wein dann

Digitized by Google

von Bier und Waſſer". Und was es denn ſei, wenn „er und andere Poeten bisweilen einen ſtarken Trunk, ohne Verſäumniß ihres Amtes, ad reflexionem ingenii thun"? Geiſtlichen Würdenträgern, Juriſten, Aerzten ſtehen ſtrenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern u. ſ. w.

Zu der Animoſität der Senatoren gegen Friſchlin hatte nicht wenig deſſen Gunſt beim Herzoge beigetragen, und die hohe Interceſſionsſchrift, die er ſich zur Bewerbung um die Profeſſur ausgewirkt, war ihm aus dem Grunde, daß er jene erhalten, bei den neidiſchen Profeſſoren zu einem wahren Uriasbriefe geworden. Der tübinger Profeſſor extraordinarius beſaß die Gaben und hatte es verſtanden, von ihnen Gebrauch zu machen, um von dem regierenden Herrn ein gern geſehener Gaſt zu ſein. Herzog Ludwig war ein gewaltiger Jäger, der Eber ſpießte und Bären hetzte, und kein Datum ſicherer behielt, als wenn es ſich an die Hirſchfeiſte oder ſonſt eine Feſtzeit des Weidmannskalenders knüpfte. Außer der Jagd und dem Bibelleſen, das er gleichfalls eifrig trieb, war es auch ein Vergnügen des Fürſten, „bisweilen mit ankommenden Freunden oder vertrauten Dienern einen ſtarken Trunk zu thun". Eine angenehme Unterhaltung waren endlich dem jungen Herrn von jeher Gelegenheitsgedichte, womöglich in der Form von Komödien geweſen. Für alle dieſe Neigungen und Steckenpferde war unſer Profeſſor der rechte Mann. Friſchlin war lebenslänglich berühmt, wie „boſſierig er in conviviis" ſei. Auch bezechen ließ er ſich, wenn es der Herzog durchaus haben wollte; nur daß, wenn beide in gleichen Zügen tranken, der erlauchte Wirth vermuthlich ſchon vor dem gelehrten Gaſte voraushatte. Und Komödien konnte es geben, ſoviel der Herzog wünſchen mochte: in Friſchlin hatte er den Dichter und Regiſſeur in einer Perſon. Für ſeine Jagden, ſeine Feſte hatte er an ihm einen Beſchreiber, für den Ruhm ſeines Hauſes einen Herold. Kein Wunder, wenn ſich der Herzog eines ſo brauchbaren Mannes bei der Univerſität annahm. Zwar in die beſetzte Profeſſur konnte er ihn nicht einrücken laſſen, dafür entſchädigte er ihn anderweitig, ſogar durch Auszeichnungen, die er ihm von ſeiten des kaiſerlichen Hofes verſchaffte. Er wurde Pfalzgraf und poeta laureatus. Die dramatiſchen Arbeiten aus dieſer Zeit behandelt Strauß ſehr eingehend im fünften Kapitel; ausführliche Excerpte werden mitgetheilt. Die kritiſchen Bemerkungen zeichnen ſich durch die dialektiſche Schärfe aus, welche die eigentliche Domäne von Strauß iſt. Daß die Gunſt, deren er beim Herzoge genoß, ſeinem Verhältniß zur heimiſchen Univerſität nicht ſonderlich förderlich war, begreift ſich leicht. Die Reibungen und Zerwürfniſſe in Tübingen häuften ſich maſſig; die perſönlichen Streitigkeiten wurden literariſche Fehden. Bei Hofe las man die witzigen Satiren Friſchlin's mit dem höchſten Behagen, und auf eine Reihe von Anklagen und Beſchwerden, welche der Senat gegen jenen erhob, antwortete ein herzoglicher Erlaß vom 4. November 1579 an die Kirchenkaſſenverwalter, ſie ſollen „Nicodemo Friſchlinio aus ſondern Gnaden 50 Fl. und dann von der Behenhauſiſchen Pfleg ſeiner Hausfrauen in die Kindbett ein Eimer guten Weins verehren laſſen". Aber von anderer Seite her beſchwor ſich ein Sturm gegen den Dichter herauf, der ſeine Wohlfahrt in den Wurzeln erſchütterte und ſeinen nachmaligen Untergang vorbereitete. Die Mehrzahl ſeiner Collegen abgerechnet, denen ſein Geiſt zu überlegen, ſein Selbſtgefühl zu laut, ſeine Zunge zu ſcharf und ſein Wandel zu wenig geordnet war, hatte er mit den übrigen Ständen in dem freundſchaftlichſten Einvernehmen geſtanden, insbeſondere mit dem Adel, dem er ſich durch die Verherrlichung vieler von ſeinen Sproſſen verpflichtet hatte; überdies führten ſeine geſelligen Talente ein trauliches perſönliches Verhältniß mit manchen Herren und Edeln herbei. Einladungen zu Feſtgelagen und Schmauſereien trafen ihn häufig. Auf einem ſolchen Feſttrunk im tübinger Rathshauſe war es, wo der Hofrichter Bürkan von Auweil ſeinem Gaſte nach beendigtem Mahle zutrank. Den nimmt Friſchlin und bringt ihn dem Obervogt Fritz Herter von Herteneck, der ihm vorkam, als wenn er einſchlafen wollte. Aber dieſem mochte mit dem Weine noch eine von Friſchlin's Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte ſich dieſer jetzt beim Zutrinken einen Spaß, genug, ſtatt Friſchlin's Gruß zurückzugeben, antwortete er lakoniſch: „Ein Dreck!" worauf Friſchlin, in ſolchen Fällen nie verlegen, mit aller Feinheit der beſten Geſellſchaft jener Zeit erwiderte: „Ich nimm euer Maul und iß den Dreck und noch mehr." Darauf wandte er ſich um und trank den Becher dem nun auch aufgeſtandenen Hofrichter zu, indem er den Hut, den er abgezogen hatte, wieder aufſetzte. Während er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schlag auf den Hut, daß ihm dieſer über die Augen herabfällt. Es war der Obervogt, der aber, bis Friſchlin den Hut zurückgeſchoben und den Becher niedergeſetzt hatte, um ſich umzuſchauen, ſchon wieder auf beide Ellnbogen geſtützt, am Tiſche ſaß. Alle waren betreten und Friſchlin ſagte: „Was iſt das? Geht man ſo mit einem um? Ich habe ein ſpitziges Wort durch ein anderes erwidert; eine ſolche Beſchimpfung hätte ich nicht erwartet." So ging man auseinander. Die Scene hatte für den Dichter die übelſten Folgen. Er war klagbar bei dem Herzoge geworden; der Herzog befahl eine Verſöhnung. Das war Friſchlin eine ſchlechte Genugthuung; er ſchrieb eine oratio de vita rustica, eine herbe Satire, welche die ſchärfſten Ausfälle auf den Adel enthielt. Eine Stelle in dieſer Schrift lautet:

> Was ſoll man ſagen von dem grauſamen Wüten, ſo etlich Leutfreſſer unter dem Adel an ihren Bauern gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meint ihr, daß an denen Orten, da die größte Straſloſigkeit iſt, heutigstags Edelleut ſeien, da ein jeder Leutfreſſer etlich gar unſchuldige Bauren um ſchlechter Urſach willen auf den Tod oder auch gar zu todt geſchlagen hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen Solchen peinlich fürgeſtellt oder mit dem Henker geſtraft hätte?

Es entſtand über das Pamphlet ein „Gemürmel" unter dem Adel; der ſchwäbiſche und der fränkiſche Adel erhoben bei dem Hofgericht in Tübingen offene Anklage wider den Verleumder und Aufwiegler. Friſchlin ſah

Digitized by Google

sich in seiner persönlichen Sicherheit bedroht; sein Leben schwebte in Gefahr. Herzog Ludwig entzog ihm seine Gunst. Sonst war er alle Augenblicke bei Hof gewesen, war vom Herzog zur Tafel gezogen, auf die Jagd mitgenommen worden: diese Einladungen blieben jetzt aus. Der Schloßpförtner zu Stuttgart hatte Befehl, ihm den Zugang zu verwehren. Vollends verdarb Frischlin den ärgerlichen Handel, als er durch Flugschriften, in denen des Herzogs gerade nicht glimpflich gedacht war, den Versuch machte, seinen Streit mit dem Adel vor den Kaiser zu bringen; der Herzog schritt wider ihn ein, in Würtemberg hatte er sich das Terrain verdorben. Wohl einsehend, daß hier unter diesen Umständen seines Bleibens nicht sein könne, nahm er froh die Einladung der Stände von Krain an, die ihn zum Rector ihrer Landesschule beriefen.

Ein so mannichfaches und hohes Interesse die Wanderungen Frischlin's in der Fremde gewähren, mögen diese bunten Irrfahrten und Wechselfälle von Strauß immerhin mit vieler Kunst der Darstellung erzählt sein: wir müssen uns aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse nothwendig in der Relation beschränken. Die acht Kapitel des zweiten Buchs berichten über Frischlin's Thätigkeit als Rector in Laibach, über die grammatischen Reformplane, die er dort bewerkstelligte, über die von Erfolg gekrönten Versuche, in Tübingen wiederum als Hofpoet Stellung zu finden; wie er sich in der letztern eine abermalige Untersuchung zuzog, aus Stuttgart entfloh und für immer aus Würtemberg verbannt ward. Immer literarisch thätig, immer die schärfsten und giftigsten Pfeile schonungslos auf seine Gegner schleudernd, durchirrt er Deutschland von einem Ende zum andern. Das vierte Buch bringt in sechs Kapiteln die Auflösung der Tragödie. Die ewigen Angriffe und Ausfälle, die ihn oft genug selbst trafen, hatten den Herzog in Harnisch gebracht; seine geheimen Räthe faßten den Beschluß:

ob man wol sich dieses rasenden Poeten ungütlichen Antastens nicht anfechten lassen möchte, jedoch weil keine Besserung so gar nicht bei ihm zu verhoffen, daß er auch je länger je mehr nur unsinniger werde, nichtsdestoweniger aber seines Calumnirens, Schändens und Schmähens kein Ende, so wolle die Nothdurft erfordern, gebührendes Einsehens gegen ihn fürzunehmen. Daher halten sie dafür, damit man des Herzogs ernstliches Mißfallen an seinen Mißhandlungen spüre, und seiner in allewege gesichert sei, so solle der Untervogt Endriß Schmidt, als der hierzu geeignetste Mann, mit den erforderlichen Schreiben abgefertigt werden, um den Frischlin, wo er ihn betreffe, auf Recht niederzuwerfen und seine Auslieferung zu begehren.

Die Aufhebung erfolgte auf dem Gebiete des Kurfürsten von Mainz, der die Genehmigung zu der That ertheilte; Frischlin wurde gefangen nach dem Schlosse Würtemberg geführt. Seine Haft war eine leidlich anständige. Er hatte Besuch und Gesellschaft, Bücher und Schreibmaterial und zechte nicht selten mit dem Burgvogt. Sonst beschäftigte er sich mit der Anfertigung einer Klageschrift an das Reichskammergericht über seine willkürliche Einkerkerung. Das Manuscript gerieth durch Verrath des Boten, dem es anvertraut worden, in die stuttgarter Kanzlei. Die herzoglichen Räthe befahlen Frischlin's Abführung nach Hohenurach, wo er in einem harten Gefängniß gehalten wurde. Wenn wir die Details seiner Behandlung lesen, so geht das Tragische in das Peinigende über. In einem seiner Rapporte hatte der Burgvogt Vol zu melden, „daß dieser Gefangene, mit Referenz zu melden, voller Läuß laufe", und ihn um Gottes willen gebeten habe, solches dem Herzog zu berichten, der ihn gewiß nicht in Unrath werde verderben lassen wollen. Er habe seine Kleider jetzt ein Vierteljahr am Leibe getragen, und

wiewohl ich ihm jetzunden — fährt der Hauptmann fort — zwei Hemden hab anmachen lassen, will es doch nichts an ihm helfen, sondern, da man ihm nicht andere Kleider wird anmachen und ihn allerdings ausziehen und baden, deßgleichen ihm das Haar abschneiden thut, ist zu besorgen, er mache das ganze Haus voller Ohn-Züffer.

Die menschliche Gesinnung seines Kerkermeisters verschaffte dem Gefangenen endlich einige Erleichterungen; die Benutzung von Schreibmaterialien wurde ihm gestattet. Mürbe gemacht und geistig gebrochen durch die harte Haft, faßte Frischlin den Plan, an alle diejenigen, die er beleidigt hatte oder sich abgeneigt glaubte, der Reihe nach abbittende Schreiben zu richten. Er fing beim Herzoge an. Als „armer, betrübter, an Seel und Leib gefangener Mann" bittet er um Gnade. Diese wird ihm insofern, als er ein besseres Zimmer angewiesen erhielt und außerdem bestimmte literarische Aufgaben, an denen er arbeiten sollte. Er arbeitete fleißig und viel, in der Hoffnung, die Freiheit werde sein Lohn sein. Darin täuschte er sich. Seine zahlreich wiederholten Bittgesuche waren vergeblich. Am Morgen des 30. November 1590 fand der Knecht, der dem Gefangenen die Morgensuppe bringen wollte, das Zimmer leer.

Alles Linnenzeug ist fort. Der Ofen, oben beim Helme aufgebrochen, zeigt den Weg der Flucht. Der Knecht eilt zum Hauptmann mit der Meldung. Dieser läßt die Burgglocke ziehen und Büchsensalven geben. Mannschaft und Diener strömen zusammen. Es wird eine Streife angeordnet um die Burg.

Auf der halben Burghöhe entdeckte man Frischlin's Leiche, auf dem Gesichte liegend. Die Arme, die Rippen, das Genick waren gebrochen. Die zerschnittenen und zusammengeknüpften Leinwandstreifen, an denen er sich herabzulassen versucht hatte, waren zerrissen. Am 4. December bestattete man den Leichnam in einer Mauerecke des Kirchhofs der Stadt. Das Grab, für welches die Menschen nichts thaten, schmückte die Natur.

Es entsprossen ihm die schönsten Rosen, und zeitgenössische Dichter priesen das rosige Dichtergrab. Auch dem Berge, auf dem Frischlin den Tod gefunden, durfte sein mystisches Zeichen nicht fehlen. Eine Kleeart, mit einem dunkeln Fleck auf dem Blatte, der sich als Blutfleck ansehen ließ, sollte nur dort vorkommen.

Eine lebendige, überaus warme, fast möchten wir sagen pietätvolle Hingabe des Autors an Persönlichkeit und Charakter seines Helden, an dessen schriftstellerische Leistungen und äußere Lebensschicksale ist es, was der

Digitized by Google

Biographie Frischlin's von Strauß das eigenartige Gepräge aufdrückt. Strauß trägt seinem unglücklichen Landsmanne aus ganzer Seele das Interesse einer innern Sympathie entgegen. Aus jedem Kapitel fühlen wir den beredten Ausdruck dieser liebevollen Sympathie heraus, und das Gefühl berührt uns wohlthuend und erwärmend. Mit eisernem Forscherfleiße hat sich Strauß in das weitschichtige Material versenkt, dasselbe gesichtet, geordnet, allseitig durchdrungen. Die Aufgabe war wahrlich keine geringfügige oder leichte. Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Biograph der literarischen Hinterlassenschaft Frischlin's zugewandt; nicht weniger als 68 Werke des letztern werden sehr gründlich und eingehend besprochen. In diesen Recensionen feiert das feine kritische Vermögen des Verfassers seine Triumphe. Strauß theilt die Werke Frischlin's in prosaische Werke und Dichtungen. Unter den erstern unterscheidet er wissenschaftliche und Schulschriften, zweitens Paraphrasen, Uebersetzungen und Aehnliches, drittens Reden, viertens Streitschriften, endlich Schriften in Bezug auf den speciellen Streit mit dem Adel; unter den Dichtungen epische und satirische, zweitens lateinische Dramen, drittens elegische und lyrische Gedichtsammlungen, schließlich die deutschen Dichtungen verschiedener Art.

Die Composition der Biographie ist eine mustergültige; meisterhaft in Vertheilung und Gruppirung des Stoffs. Wie in einem wohldisponirten Drama Scene die Scene, Act den Act, die gesammte Exposition die Katastrophe mit nothwendiger Folgerichtigkeit und mit Ausscheidung retardirender Momente vorbereitet: so fügen sich auch in unserer Biographie die einzelnen Kapitel wie Angeln ineinander. Das Verdienst des Autors nach dieser Richtung hin soll durchaus nicht geschmälert werden, wenn wir hinzufügen, daß allerdings in dem gegebenen Stoffe die dramatische Kunstform bereits enthalten war; Frischlin's Leben ist ein in ununterbrochener Handlung fortschreitendes Drama mit tragischem Abschluß. Das Charakteristische der biographischen Studien von Strauß liegt aber darin, daß er sich instinctartig gerade solche Stoffe auswählt, Helden, die „nicht sowol geschichtliche Typen von Strömungen und Richtungen sind, die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpern", als vielmehr Naturen, deren individuelle Originalität sie als bemerkenswerthe und auffällige Erscheinungen von der Masse grell abzeichnet, Charaktere, welche nicht die individualisirte Skizze, nicht die persönliche Krystallisation einer bestimmten Richtung oder Epoche sind, sondern der Gegensatz und die Ausnahme. Man hat sehr mit Recht gegen eine neuere bekannte deutsche Literaturgeschichte geltend gemacht, daß deren Verfasser sich gegen das Gesunde und Natürliche absperre, daß er mit besonderer Liebhaberei das Schlechte und Misgestaltete aufsuche, wo seine Federgewandtheit zersetze und zersetze, bis bei der augmentirten Uebertreibung das Atom des Richtigen vollends verloren gegangen: nicht dasselbe von der Behandlung, aber etwas Aehnliches von der Auswahl des Stoffs, an dem er seine Kraft erprobt, gilt von David Strauß. Das Abnorme und die Anomalie ziehen ihn magnetisch an.

Ein sehr geschickter Biograph ist Strauß sonder Frage; ihn aber einen Historiker zu nennen, ihn als einen großen Historiker zu feiern, würden wir ebenso Bedenken tragen, wie wir denjenigen Maler, der nur Porträts liefert, mögen diese immerhin an sich vollendet sein, als einen großen Künstler zu bezeichnen Anstand nehmen würden.

Thaddäus Lau.

Zur Schiller-Literatur.

1. Karl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Die Selbstbekenntnisse Schiller's. Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena am 4. März 1857. Von Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Hermann. 1858. 8. 10 Ngr.

Auch die Literatur über Schiller erhält immer neuen Zuwachs, aber, obschon Schiller aus gewissen hier nicht näher zu erörternden Gründen von beiden Dichtern für den Augenblick der populärere ist, nicht in gleichem Grade wie die über Goethe. *) Die Ursache hiervon ist wol die, daß sein Wirken und Leben ein viel einfacheres war und nicht nach so vielen Richtungen auseinander ging, daß sein geistiges Schaffen bei weitem nicht so mannichfaltiger und vielseitiger Art war und daß seine Dichtungen nicht entfernt so reich sind an geheimen Bezügen und dunkeln Mysterien und Räthseln als die Goethe's, des Incommensurabeln, an dem man noch lange zu deuten und zu interpretiren haben wird, ohne vielleicht je mit ihm ganz ins Reine zu kommen. Goethe's Geist umschreibt einen Kreis so groß wie die Welt selbst, Schiller nur ein beträchtliches Segment desselben, das er jedoch mit wunderbarer Energie und Klarheit beherrscht. Die breit und umfassend, aber vielleicht weniger energisch angelegten Ganz- oder Allmenschen, um sie so zu nennen, werden sich daher stets mehr Goethe, die vielleicht beschränktern, aber in sich festern und geschlossenern Theilmenschen mehr Schiller zuneigen.

Das erste sehr splendid und vornehm gedruckte Schriftchen, das von der Herausgeberin, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm geb. von Schiller, dem regierenden

*) Ohne Zweifel wird uns das Jahr 1859 einen bedeutenden Zuwachs der Schiller-Literatur bringen; aber es dürfte sich in den dahin einschlagenden Schriften schwerlich so sehr um neue Entdeckungen und Enthüllungen als um kritische Verarbeitung und Sichtung des bereits vorhandenen Materials handeln. Der „Central-Anzeiger" bezeichnet als die bedeutendste unter den zu erwartenden Bereicherungen die Herausgabe der Werke Schiller's selbst, welche von Wendelin von Maltzahn besorgt wird. O. Wigand in Leipzig kündigt an: „Friedrich Schiller und seine Zeit" von Johannes Scherr, und für den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ist ein Prachtwerk, ein „Schiller-Album" in Vorbereitung, welches ungefähr 50 vorzüglich ausgeführte Stahlstiche nach Zeichnungen von F. Pecht und A. von Ramberg, die hervorragendsten Charaktere aus den Werken Schiller's darstellend, nebst kurzem erläuternden Text von F. Pecht enthalten wird. Von C. Palleske's Biographie Schiller's ist inzwischen der erste Band soeben erschienen, und es ist in ihm allerdings auch einiges neue Material benutzt, das dem Verfasser theils durch Wendelin von Maltzahn, theils durch das Freifräulein Emma von Kalb mitgetheilt wurde. Dieses Werk behalten wir uns vor besonders zu besprechen.

Großherzog von Weimar Karl Alexander gewidmet ist, enthält dreizehn Briefe Karl August's, darunter zwölf an Schiller und einen an dessen Gattin, und zwei Briefe der Herzogin Luise an den Dichter. Einige derselben sind schon früher, z. B. in A. Schöll's „Karl-August-Büchlein", veröffentlicht worden. Der Titel des Schriftchens entspricht übrigens dem Inhalt nicht ganz genau, da nur die kleinere Zahl der Briefe mit dem „ersten Anknüpfen" Karl August's mit Schiller im Zusammenhang steht, die Mehrzahl derselben vielmehr einer spätern Zeit, ja ein Theil davon den letzten Lebensjahren Schiller's angehört.

In dem ersten, auch als lithographirtes Facsimile der Schrift angehängten Billetchen, Darmstadt den 27. December 1784 datirt und an den „Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller, jetzt zu Darmstadt" adressirt, meldet ihm der Herzog, daß er ihm „mit vielem Vergnügen" den Charakter als Rath in weimarischen Diensten ertheile und ihm dadurch ein Zeichen seiner Achtung geben zu können wünsche. In dem zweiten, vom 9. Februar 1785, bezieht sich der Herzog auf seine dem Dichter in Darmstadt gemachten Versprechungen, und drückt zugleich den Wunsch aus, daß ihm Schiller von sich und „von demjenigen, was in der literarischen und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht", zuweilen Nachricht gebe. In dem dritten vom 29. October 1790 dankt er für die Uebersendung des Schiller'schen „neuen Taschenkalenders", nennt diesen ein „hübsches und merkwürdiges Werk", und fügt hinzu: „Heute schicke ich ein Exemplar davon dem regierenden Herzog von Braunschweig, dem es gewiß gefallen wird." In dem folgenden vom 11. September 1791 an Lottchen von Schiller drückt er seine Theilnahme wegen einer Krankheit ihres Gatten und seine Hoffnung auf dessen baldige Wiederherstellung aus und bemerkt dann:

Da der Mangel der Einnahme hoffentlich nur ein Jahr dauern wird, so schicke ich Ihnen so viel als nöthig sein möchte, um die Lücke auszufüllen, welche nach Abzug des Zuschusses Ihrer Frau Mutter und meiner Pension noch an dem Nothwendigsten übrig bleiben möchte. In einem Jahre wird es sich zeigen, wie alsdann die Umstände sein werden, und alsdann werden sich Mittel finden, den Gang der Dinge bequem fortzusetzen. Verzeihen Sie, daß ich mich alleweile auf die bestimmte Erhöhung der Pension H. Schillers nicht einlassen kann.

Im nächsten Briefe vom 8. Juni 1792 spricht der Herzog seine Freude darüber aus, daß Schiller in Kopenhagen („Coppenhagen") so thätige Freunde gefunden habe, wie darüber, daß Schiller Jena nicht verlassen wolle, sondern nur einst eine Reise zu seinen dänischen Freunden zu machen beabsichtige. Das Schreiben schließt:

Ich werde gern dazu beitragen, Ihnen den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung und Freundschaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe.

Aus dem Lager vor Mainz („Maynz") den 23. Juli 1793 ist der folgende Brief datirt, worin er dem Dichter die Einnahme von Mainz meldet („die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht"), die Wiederherstellung der Gesundheit Schiller's als eines seiner „lebhaftesten Anliegen" bezeichnet und den Dichter bittet, seiner Gattin Glück zur „bevorstehenden Campagne" zu wünschen. Welch eine Campagne dies war, ersieht man aus dem Briefe aus Werdt im Elsaß vom 22. October 1793, worin er dem Dichter in den allerherzlichsten Ausdrücken seinen Glückwunsch zu der inzwischen erfolgten Geburt eines gesunden Knäbchens abstattet. Im nächsten Schreiben vom 9. Juli 1795 sagt er seinen Dank für die Uebersendung der „Horen", bemerkt, daß ihm die Elegien (ohne Zweifel doch die Goethe'schen) sehr wohl gefallen hätten, als sie der Autor ihm vorgelesen oder vorerzählt habe, meint aber, er habe erwartet, der Verfasser würde sie noch etwas liegen lassen, ehe er sie öffentlich erscheinen ließe. Der Herzog schreibt weiter:

Wenn sie vor dem Druck in den Händen mehrerer Freunde wären gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, blos errathen zu lassen, andere unter geschmeidigern Wendungen mitzutheilen, noch andere ganz zu unterdrücken. Die Furcht wird immer bei mir erregt, wenn ich etwas in einem neuen Genre von einem Schriftsteller auftreten sehe, dessen Name imponirt und wo das Werk noch nicht den vollkommensten Grad der Ausbildung erhalten hat, daß so viele Nachahmer dann hinzugeschwommen kommen, welche durch die geschmacklosen Genieen den Augenblick oder die Epoque weiter hinausschieben, wo die deutsche Literatur wirklich den Grad von Humanität erlangen wird, nach welchem alle Schriftsteller streben, denen es ernstlich an der Sache gelegen ist ..... Ich sollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Namen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des literarischen Volkes gestempelt sind, diese Launen verbannen sollten.

Im neunten Briefe vom 11. Juli 1799 erklärt er, der von Schiller gefaßte Vorsatz, den nächsten Winter in Weimar zubringen zu wollen, sei ihm so angenehm und erwünscht, daß er gern beitrage, ihm den Aufenthalt in Weimar zu erleichtern und ihm daher von Michaelis eine Zulage von 200 Thlr. gewähre. Der Herzog bemerkt weiter:

Ihre Gegenwart wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mittheilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt.

Wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, wird die in dieser Stelle enthaltenen feinen Fingerzeige und Anspielungen sehr bald herausfühlen. In dem folgenden Billetchen vom 16. November 1802 bekennt Karl August unter anderm, den „freudigsten Antheil" an Schiller's Wohnung zu nehmen, wenn dieses Ereigniß ihm einen angenehmen Augenblick verschaffe. Die Briefe Nr. 11 und 12, vom 6. und 8. Juni 1804, beziehen sich auf Schiller's Verbleiben in Weimar. In dem erstern bittet der Herzog den Dichter, ihm die Mittel zu nennen, durch welche er dem Dichter den erfreulichen Vorsatz, in Weimar zu bleiben, belohnen könne, und wodurch er dessen Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer ihn nicht bereuen ließe, „das

Digitized by Google

kleinere Verhältniß dem größern vorgezogen zu haben"; der zweite lautet:

Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſerigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zuſtand zu verbeſſern, ohne dadurch dem unſerigen zu ſchaden. Leben Sie wohl!

Der letzte Brief vom 29. Januar 1805 bezieht ſich auf Schiller's Phädra-Ueberſetzung und iſt bereits bei der Beſprechung des „Karl-Auguſt-Büchlein" von A. Schöll in Nr. 43 d. Bl. für 1857 berückſichtigt worden. Angehängt ſind noch zwei Briefe der Herzogin Luiſe an Schiller, der eine vom 30. September 1793, worin ſie das „gütige Anerbieten", Pathin von Schiller's Knäbchen zu ſein, mit „Freude und Dank" anzunehmen erklärt; der zweite vom 21. October 1797, worin ſie über die gewiſſe Hoffnung, Schiller bald auf immer in Weimar zu ſehen, ihre Freude ausdrückt, und ſodann bemerkt:

Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan Ihrer Theaterſtücke mittheilen wollen, und ich zweifle nicht, daß ihm die Maltheſer noch gefallen werden, da das Ganze ſo viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbelangt, ſo würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das ſchöne Vorhaben aufgeben wollten.

Außerdem bezieht ſie ſich auf ein kleines Geſchenk, welches Frau von Schiller von ihr erhalten, und drückt ihre Freude aus über die „gütige Art", womit ſie es aufgenommen und die ſie „ungemein gerührt" habe.

Ein vertraulicher, wahrhaft herzlicher Ton, ganz geeignet, das ſonſt ſo oft mit hohen Gönnerſchaften für den Empfangenden verknüpfte drückende Gefühl vollkommen zu beſeitigen, herrſcht durch alle dieſe Briefe, die ſämmtlich phraſenlos, kurz und bündig und von jedem Anſtrich vornehmer Herablaſſung frei ſind. Der Herzog nennt Schiller's Gattin „liebes Lottchen" und den Dichter ſelbſt in den ſpätern Briefen ſeinen „wertheſten Freund" ſtatt wie in den frühern „werther Herr Hofrath". Dabei ſind ſie reich an den zarteſten Aufmerkſamkeiten auch für das Kleinſte. Zugleich ergibt ſich uns aus dieſen Briefen die Ueberzeugung, daß es mit Schiller's äußerer Lage, wenigſtens in ſeinen ſpätern Lebensjahren, unmöglich ſo ſchlimm beſtellt ſein konnte, als man wol verſichert hat. Der Wahrheit die Ehre gönnend, müſſen wir wiederholt behaupten, daß Schiller, wenn er auch zeitweiſe allerdings Sorge und Noth genug tragen mußte, verhältnißmäßig mehr Glück gehabt hat, als irgendein anderer Dichter ſeines Standes. Daß er als Knabe in die Karlsſchule aufgenommen wurde und hier mit den Söhnen ariſtokratiſcher Familien in genaue Berührung trat, daß ihm ſeine Flucht aus Würtemberg ſo wohl gelang, daß ſich Karl von Dalberg aufs lebhafteſte für ihn intereſſirte, daß Frau von Wolzogen und der Appellationsrath Körner ihm mit anſehnlichen Geldmitteln zu Hülfe kamen — und zwar zu einer Zeit, wo er ſich nur auf Dichtungen berufen konnte, die einem Dichter in unſern Tagen zwar den Ruf der Genialität, aber ſicherlich keine Protection verſchaffen würden —, daß er ein geiſtbegabtes adeliches Fräulein heimführte und dadurch in die Ariſtokratie eingeführt wurde („in unſern Tagen gehören die Frauen zu den Talenten der Männer", ſagte ſchon Lichtenberg ſehr witzig), daß er ſich Goethe's und des herzoglichen Hauſes von Weimar Freundſchaft und Wohlwollen erwarb, daß ihm nach und nach der Hofraths-, der Profeſſors-, der Adelstitel, womit in Deutſchland ſo viel auszurichten iſt, beigelegt wurden, das ſind doch zuſammengenommen gewiß Glücksfälle der ſeltenſten Art. Schiller erklärte, nur mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Dukaten in Berlin beſtehen zu können; nun, ein wirklich „armer Dichter" verſteigt ſich wahrlich nicht zu ſolchen Anſprüchen. Und während ſo viele andere Schriftſteller, welche zugleich Familienväter ſind, mit tiefer Beſorgniß an das zukünftige Los ihrer vielleicht ſogar heimatloſen Hinterlaſſenen denken müſſen, konnte Schiller auch in dieſer Beziehung ruhig ſein. Die Verhältniſſe der Familie Schiller waren bald nach des Dichters Ableben ſo vollkommen geordnet, daß Knebel glaubte, ſich über die unzufriedenen Stimmungen der Witwe Schiller bitter beſchweren zu müſſen.

Kuno Fiſcher's, der Frau Großherzogin-Großfürſtin Maria Pawlowna gewidmete Schrift, an der namentlich die in Deutſchland bei Behandlung philoſophiſch-äſthetiſcher Gegenſtände in dieſem Grade ſelten anzutreffende Klarheit und Reinheit des Stils hervorzuheben iſt, läßt dem Titel nach etwas anderes erwarten als ſie enthält. „Selbſtbekenntniſſe Schiller's!" Man erwartet nach dieſem Titel entweder eine Zuſammenreihung von Selbſtbekenntniſſen, wie ſie etwa Schiller's Briefe enthalten, oder gar die Veröffentlichung bisjetzt unentdeckt geweſener und nun durch Kuno Fiſcher ans Licht geförderter Confeſſionen. Davon aber iſt nicht die Rede. Der Grundgedanke der Schrift oder des Vortrags findet ſich auf S. 23 ausgeſprochen. Die Erſtlingsdramen Schillers, behauptet der Verfaſſer, ſeien nicht aus ihren Charakteren zu erklären, ſondern dieſe Charaktere müßten aus Schiller erklärt werden. Sie ſeien die Projectionen ſeiner Phantaſie: Entwürfe, die ihn ſelbſt oder ſein Gegentheil darſtellten. Selbſtbekenntniſſe in dramatiſcher Form ſeien dieſe Dichtungen, und dieſer Anſicht gemäß zergliedert Fiſcher die Erſtlingsdramen Schiller's, um nachzuweiſen, daß ſich der Dichter darin nicht nach den Charakteren gerichtet, die er darſtellt, ſondern daß ſich dieſe nach ihm richten, daß er ſie nicht ſelbſtändig aus ſich entläßt, ſondern ſie an dem Leitfaden der eigenen Empfindung gängelt.

Der Gedanke iſt ohne Zweifel richtig; aber wol ſo ziemlich alle modernen Dichter tragen mehr oder weniger dieſen „confeſſionellen" Charakter, denn ſie ſind die Kinder einer vorwiegend ſubjectiven Periode, die ſich übrigens ſchon in Shakſpeare's „Hamlet", aber unter allen Shakſpeare'ſchen Tragödien auch nur in dieſer, von fern ankündigte. Man beobachtet und zergliedert ſich ſelbſt; man pocht auf ſein individuelles Naturrecht gegenüber beſchränkenden und allerdings vielfach verkün-

Digitized by Google

ſtellten und geſchraubten Verhältniſſen; man legt an dieſe einen idealen Maßſtab, und da ſie dieſen nicht erfüllen, ſo erklärt man ihnen den Krieg. Dieſe Richtung ging namentlich von Rouſſeau, dem eigentlichen Schöpfer aller confeſſionellen Literatur, aus; auch Schiller hat ſie redlich durchgekämpft, aber dadurch geadelt, daß er ſich zu dem Kant'ſchen Moralgeſetz erhob, das jedoch ebenfalls nur auf einem Selbſtgeheiſch des Individuums beruhte und jede äußere Einwirkung, z. B. eines religiöſen Dogmas, ſtreng und ſelbſtherrlich von ſich wies. Dieſer ſubjectiv reflectirende und confeſſionelle Charakter iſt in keiner andern Literatur ſo entſchieden ausgeprägt oder ſo allgemein als in der deutſchen: er iſt ihre Schwäche und ihre Stärke. Gerade unſere vorzüglichſten Romane und Dramen tragen dieſen Charakter, und die Fülle von Ideen und treffenden Geiſtesblitzen muß in ihnen meiſt für den Mangel an geſchloſſener, ſpannender Handlung und objectiver Charakteriſtik Erſatz leiſten. Darum bemerkten wir jüngſt, daß ſich eine ſpätere Nachwelt aus den Schöpfungen unſerer Dichter vielleicht nur dieſe Schlaggedanken, dieſe „Gedankenkeime", wie Feuchtersleben ſie nennt, zu Nutze machen wird — köſtliche Goldkörner, oft ſelbſt ganze Goldklumpen, welche man aus dem oft nur zu breiten Strom dieſer Dichtungen hervorlangen und ſorgſam aufbewahren wird. Nicht leicht wird Jemand, der z. B. vor Jahren „Wilhelm Meiſter" geleſen hat, ſich ſehr und vorzugsweiſe an die Handlung des Romans erinnern, aber um ſo lebhafter an Einzelheiten, an die Epiſode von dem alten Harfner und Mignon, an Mignon's Lied, an die Analyſe des Hamlet, an dieſen oder jenen fruchtbaren Gedanken über Kunſt und Poeſie, über Menſchenſchickſale und Menſchenerziehung. Darum waren und ſind die Deutſchen, außer im Philoſophiren, auch in der Lyrik ſo bedeutend, weil hier die Subjectivität in ihrem Vollgenuſſe iſt und die Lyrik nur einzelne Stimmungen oder Gedankeneinfälle zu verarbeiten braucht.

Kuno Fiſcher ſchreibt über Schiller's Erſtlingsdramen, ohne es eigentlich zu wollen, eine ſehr herbe Kritik. Indem Schiller, wie Fiſcher nachweiſt, überall ſeine reflectirende oder empfindende Subjectivität einmiſchte und ſich mit dieſem oder jenem Charakter identificirte, mit dieſem oder jenem ihm widrigen vollkommen überwarf, zerſtörte er ein dramatiſches Grundgeſetz, und einzelne Charaktere, wie Karl Moor und Fiesco, erſcheinen uns in dieſem Lichte betrachtet völlig abſurd im Handeln wie im Reden. Großes und Geniales, wie ſich bei einem Dichter wie Schiller von ſelbſt verſteht, geht neben dieſem Abſurden allerdings genug her, aber die Hauptſache fehlt, die objective Wahrheit nicht nur, ſondern ſelbſt die bloße Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit. Karl Moor, dem es nicht darauf ankommt, ſeine Hände in Blut zu tauchen, unbewaffnete Reiſende morden und ausplündern und ganze Städte einäſchern zu laſſen und doch bei dem Anblick der untergehenden Sonne oder eines Schwalbenneſtes in Thränen hinſchmilzt; der offenbar ein noch blutjunger Mann und dabei Wegelagerer und Mordbrenner iſt und nach Koſinski's Worten trotzdem wie Cajus Marius auf den Ruinen von Karthago ausſehen ſoll; der ſich einem armen Familienvater ausliefern will, um dieſem den auf ſeinen Kopf ausgeſetzten Preis zu verſchaffen, ſtatt ihm das Doppelte oder Dreifache des Preiſes zu ſchicken und ſich hierauf eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder ſich am nächſten Baum aufzuknüpfen: — Fiesco, der ſoeben im Mondſchein beſchloſſen hat, Genua in eine Republik zu verwandeln und ihr freieſter Bürger zu ſein und gleich darauf ſich zum Herzog zu machen gedenkt, weil er die Sonne über Genua aufgehen ſieht und es ihm plötzlich gelüſtet, „darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag und darüber zu brüten mit Monarchenkraft"; der ſich eines nichtsnutzigen käuflichen Mohren als Hauptwerkzeugs bedient und ſeine Plane je nach augenblicklichen Aufwallungen bald an die Republikaner, bald an die Dorias verräth, während der junge Doria aus Dummſtolz und der alte Doria, der in Wirklichkeit ein ſehr ſchlauer Fuchs war, aus Großmuth blind der Gefahr entgegentaumeln: das ſind doch unwahrſcheinliche und unmögliche Charaktere, wie ſie das Gebiet der dramatiſchen Literatur kaum noch aufzuweiſen hat. Beide Dichtungen zerplatzen denn auch wie ein Meteor, welches eine Zeit lang glänzend geleuchtet hat, dann aber nur Metallſchlacken zurückläßt. Der Republikaner Verrina, ſtatt, was vielleicht das Beſte war, ſich Fiesco in das Meer nachzuſtürzen, geht zum Andreas, man weiß nicht, ob zu dem Zwecke, die Verdienſte geltend zu machen, welche er ſich um ihn durch die Ertränkung des Fiesco erworben hat, und es bleibt alles beim Alten, alle Opfer ſind umſonſt gebracht, nur daß ſchließlich der Republikanismus in ſeinem Hauptrepräſentanten Verrina nutzlos verdächtigt wird. Hierüber bleiben die theatraliſchſten Effecte, die genialſten Blitze, die meiſterhafteſten Striche im einzelnen, namentlich die Charakteriſtik mancher Nebenperſonen ohne dauernde tiefe Wirkung. Viel mehr innere Wahrſcheinlichkeit hat ſchon „Kabale und Liebe", obſchon auch hier die Hauptperſonen, namentlich Ferdinand und Luiſe, wenn auch ſehr ſchön ſprechen, doch höchſt unverſtändig handeln; während freilich die Idee des Stücks eine ergreifende und richtige iſt und manche der zweiten Figuren, wie ſchon in den „Räubern" und im „Fiesco", ganz vortrefflich gezeichnet ſind, vor allen der Muſikus Miller, „eine der lebensvollſten und ausgeprägteſten Figueen, welche unſere geſammte dramatiſche Literatur aufzuweiſen hat", wie Fiſcher mit Recht bemerkt. Fiſcher weiſt auch an dieſer Stelle auf den zum Theil wilden oder in Caricatur ausartenden Humor hin, der ſich in Schiller's Erſtlingswerken oft unwillkürlich entbinde, den er aber in ſeinen letzten Stücken kaum noch gebraucht habe, außer in „Wallenſtein's Lager". Dieſer Humor würde ihm aber bei der Schilderung der Hirten und Bauern im „Wilhelm Tell", dieſer außer „Wallenſtein" reifſten und vollendetſten Gabe der dramatiſchen Muſe Schiller's, ohne Zweifel ſehr zu ſtat-

Digitized by Google

ten gekommen sein. Wir können Fischer nicht durch seine ganze Abhandlung Schritt für Schritt begleiten, aber unter den vielen feinen Bemerkungen, die sie enthält, möchten wir doch auf eine noch besonders aufmerksam machen. Der Verfasser hebt nämlich hervor, wie sich Schiller aus innerstem rein menschlichen Bedürfniß nach der glücklichen Vereinigung des Idyllischen und Heroischen gesehnt habe; mit Vorliebe wähle er sich Stoffe und Charaktere, die jenen Contrast enthalten, und wenn sie ihn nicht enthalten, so dichte er dem Heroischen das Idyllische hinzu. Fischer verfolgt diese Richtung bis in den „Wallenstein"; er findet sie ausgeprägt in der Maria Stuart, die sich so gar nicht an die hohen politischen Aufgaben einer Königin, sondern nur an des Hochlands Heiden und die brausende Jagd erinnert, wie in der Jungfrau, welche mitten in ihrer Heldenlaufbahn an ihre Lämmer denkt. Fischer hätte in dieser Beziehung auch namentlich den „Wilhelm Tell" nennen sollen, dessen ganzer lokaler Hintergrund ein idyllischer ist; auch vertheidigen diese Schiller'schen Schweizer, wie dies allerdings auch in der Wirklichkeit der Fall gewesen sein mag, im Grunde nur die Idylle ihres Heimwesens gegen ungebührliche persönliche Eingriffe.

In dem Gedicht „Die Resignation" will Fischer nicht den Ausdruck einer grenzenlosen Verzweiflung erkennen; Schiller habe darin vielmehr den Satz aufgestellt, daß dem, der auf den Genuß der Gegenwart Verzicht leiste, nichts übrig bleibe als die Zukunft, als die Hoffnung, daß die Zeiten erfüllen werden, was wir Großes gewollt und begonnen, also nichts übrig bleibe als der Glaube an die Geschichte. Als Schiller's letztes Selbstbekenntniß, welches den Abschluß dieser Periode bezeichne, gilt dem Verfasser das Gedicht „Die Künstler". In allen Poesien dieser stürmischen Zeit habe Schiller sich selbst gesucht, er habe sich vergebens gesucht im Weltstürmer Moor, im Weltbürger Posa, und zuletzt habe er sich wirklich gefunden im Künstler: „Jetzt geht der Dichter im Künstler auf, und dieser sucht allein die Schönheit. Aus dem Dichter wird der classische Künstler, der, was er angreift, erhebt und veredelt." Nirgends aber habe sich die im Künstler befriedigte Dichterkraft großartiger ausgesprochen als in der „Huldigung der Künste" in der Stelle, die mit der berühmten Sentenz schließt:

Doch Schön'res sind' ich nicht, solang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Nur scheint es die Gerechtigkeit zu fordern, das Eigenthumsrecht an diesem Satz einem Vorgänger Schiller's, Albrecht von Haller, zu sichern, in dessen „Alpen" beinahe in wörtlicher Uebereinstimmung sich folgende Zeilen finden:

Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Bekanntlich hat ein Engländer ein interessantes Buch über den Plagiarismus geschrieben, worin er an zahlreichen Beispielen darthut, wie viel die berühmtesten Dichter und Schriftsteller Englands von andern entlehnt haben, oft gerade ihre ausgezeichnetsten Gedanken, die am meisten bewundert worden sind, sodaß sich das ganze Schriftstellervolk im Grunde nur als eine Genossenschaft von privilegirten Dieben und Diebeshehlern darstelle. Hier hätte man einen Beitrag dazu. Wollte man freilich die angeführte Sentenz, die ebenso gut ein ästhetisches Bekenntniß Haller's als Schiller's bildet, bis zu ihrem frühesten Ursprung verfolgen, so würde man ihn vielleicht der Himmel weiß unter welchem Volke und in welchen entfernten Zeiten finden.

Hermann Marggraff.

Ungarische und polnische Dichtungen.

Die Politiker und Kritiker sagen: die Zeit der Poesie ist vorüber; es ist die Zeit der Politik und Kritik gekommen! Man setzt sich auseinander mit den dichterischen Größen der Vergangenheit und genießt dabei das Bewußtsein, wie weit man en masse mit dem ganzen Säculum über jene hinaus fortgeschritten ist! Mit dem decretirten Mangel an dichterischer Productionskraft hängt nach der Ansicht dieser kritischen Ukasenschleuderer auch das wachsende Streben zusammen, die Schöpfungen fremder Dichter durch Uebersetzungen der deutschen Nation anzueignen. Wir, die wir weit davon entfernt sind, die dichterische Schöpferkraft der deutschen Gegenwart zu bezweifeln, finden in jenem rühmenswerthen Streben nur einen neuen Beweis für die Empfänglichkeit und Aneignungsfähigkeit unseres nationalen Genius, der berufen ist, seine Sprache und Literatur zum Mittelpunkt der bereits von Goethe angestrebten Weltliteratur zu machen. Daß dies Streben auf begabte poetische Talente nur anregend und befruchtend wirken kann, ist wol zweifellos. So begrüßen wir mit Freuden die Perspectiven in die magyarische Poesie, die uns Kertbeny mit rastlosem Eifer eröffnet, ebenso die Blüten der polnischen Dichtung, die man neuerdings der deutschen Nation in ihr welthistorisches Album legt. Jene ungarische Lyrik gemahnt uns durchaus nicht fremdartig; denn wir haben in Nikolaus Lenau und Karl Beck zwei deutsch-ungarische Lyriker, welche die träumerische Poesie der ungarischen Pußten und der einsam verfallenen Czardas in ihre Gesänge verwebten, zu einer Zeit, als die gefeierten Poeten Ungarns ihre Nationalität mehr in einer geheimnißvollen und feierlichen Rhetorik verherrlichten. Da kam Petöfi und das ungarische Volk hatte seinen größten nationalen Genius gefunden, der die ganze latente Poesie seines Landes und seiner Sitten in magyarischen Klängen entband, und der landschaftlichen und weltgeschichtlichen Stimmung Ungarns einen Ausdruck von großer Treue und zauberischer Originalität gab.

1. Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von Karl Maria Kertbeny. Mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Diese umfangreiche Auswahl aus den Dichtungen des productiven Poeten, begleitet von einer an interessanten literarischen Perspectiven reichen Biographie und Kritik, hat das Verdienst, Petöfi zuerst in durchgreifender Weise in unsere Literatur eingeführt zu haben. Dies ist ebenso ein Gewinn für dieselbe, wie ein Verdienst des Uebersetzers; denn Petöfi gehört zu den bedeutendsten lyrischen Dichtern unsers Jahrhunderts. Sein Leben ist, wie Kertbeny ausruft, selbst ein Gedicht! „Sohn eines armen Fleischers, während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens Gassenjunge, Vagabund, gemeiner Soldat, Student, umherziehender Komödiant, oft dem Hungertode nahe, fast aufgezehrt von Elend, Noth und Ehrgeiz: und während der nächstfolgenden Jahre Liebling der Nation, ihr größter

Digitized by Google

Dichter, populär, wie nie einer vor ihm, Umformer und Bereicherer der Sprache, Schöpfer eines ganz neuen Elements in der heimischen Poesie, vielseitig und fruchtbar wie wenige seinesgleichen in der Weltliteratur, dazu im bürgerlichen Leben in behaglicher Gesellschaftsstellung, die er sich durch eigene Kraft errungen, glücklicher Gatte, dann Volksredner, Parteiführer, endlich Held auf dem Schlachtfelde, und endlich, erst 25 Jahre alt, in der Vollkraft seiner Jugend und seines Genies, verschollen, am Abend nach der Schlacht in nichts zerronnen, wie ein Flugstern vom Himmel schießend, zur Mythe im Volksmunde werdend!" Petöfi befand sich in der Schlacht bei Schäßburg am 31. Juli 1849 im Generalstabe Bem's. Bem stürzte in dieser Schlacht vom Pferde und konnte nur mit Mühe gerettet werden; sein Generalstab wurde zersprengt. Man sah Petöfi während der Schlacht an mehreren Punkten theils kämpfend, theils anordnend, und als die Attake endlich geendet, ging Petöfi mit zwei oder drei andern quer über den Kampfplatz einem Welschkornfelde zu; seit jenem Augenblicke hat ihn niemand mehr gesehen; er ist verschollen!

Im Volke geht die Sage, daß er noch im Verborgenen lebe; das Wahrscheinliche aber ist, daß er, auf der Flucht in die Gebirgspäße Siebenbürgens gerathen, von den sogenannten „Bergmotzen", einem wilden Walachenstamme, durch herabgerollte Felsenstücke, gleich so vielen andern, zerschmettert wurde. Es ist selten, daß ein junger Dichter einen solchen nationalen Höhepunkt zu erringen weiß wie Petöfi! Nur ein großes, angeborenes Genie, ein bewegtes, bei aller Kürze an Erfahrungen reiches Leben innerhalb einer eigenthümlichen landschaftlichen Natur und scharf ausgeprägten Nationalität machen eine solche Erscheinung auf dem Gebiete der Lyrik möglich, während sie auf dem des Dramas und Romans zu den Unmöglichkeiten gehört. So sind auch Petöfi's Versuche, das Drama „Tiger und Hyäne", wie der Roman „Der Rock des Henkers" gänzlich mißlungen, während einzelne seiner hinterlassenen Gedichte, welche von der österreichischen Censur nicht freigegeben werden, wie „Der Apostel" von jener unbändigen, wild demagogischen Glut durchdrungen sind, welche auch bei den größten Talenten nur eine unreife Bildungsepoche charakterisirt. Es finden sich bei Petöfi Gedichte, auf denen die ganze Last des Lebens liegt, in denen die weltschmerzliche Zerrissenheitsmanie, eine durch alle europäische Nationalitäten hindurchgehende Weltkrankheit, zu ihrem vollsten Ausdruck kommt; aber die überwiegende Mehrzahl seiner Gedichte hat nichts altklug Greisenhaftes, sondern freien Blick, frischen Schwung, kecke Naivetät, leidenschaftliche Glut, Elasticität im raschen Wechsel der Stimmung, alle Eigenschaften der Jugend. Und so ist auch die Form nicht correct, geschult, von jenen Classicitätsgelüsten angeflogen, welche sich mit dem reifern Alter einstellen, sondern frisch aus der Seele herausgesungen mit dem ganzen Arom eines urwüchsigen Genius. Sie ist nicht frei von einzelnen Auswüchsen der Jugend, kleinern Geschmacklosigkeiten, uncorrecten Bildern, Ueberspanntheiten der Phantasie, kecken Dissonanzen, welche die Einheit der Stimmung zerreißen, aber ebenso reich an überraschenden Schönheiten, an unnachahmlichen Klängen der Empfindung und an jenen großartigen Bildern, deren Schlagkraft nur dem Genius zu Gebote steht.

Petöfi ist ein Volksdichter, aber nicht im romantischen Sinn. Er taucht nicht namenlos im unbestimmten Element des Volks auf und unter; er hat eine scharf markirte Individualität. Er stammelt keine Naturlaute, keine halbartikulirten Empfindungen. Er ist mehr als ein Volksdichter; er ist ein nationaler Dichter. Er repräsentirt mit all dieser ausgeprägten Physiognomie seines hervorragenden Talents doch die ganze Nation in ihren Stimmungen und Neigungen, ihren Wünschen und ihrem Streben. Darin hat er Aehnlichkeit mit Béranger, den er als den größten Dichter der Welt verehrte. Wenn Béranger der verkörperte Franzose, ist Petöfi der verkörperte Ungar. Er hat zuerst echt ungarische Chansons gedichtet. Auch Heine gehörte zu Petöfi's Lieblingsdichtern; doch hat man unrecht gethan, ihn wegen einzelner Pointen, die sich in seinen Liedern finden, mit jenem ungezogenen Liebling der Camönen zu vergleichen. Solche Pointen sind seit Anakreon's Zeiten der Lyrik in allen Epochen eigenthümlich gewesen; Heine hat ihnen jene ätzende Schärfe gegeben, welche wie Königswasser das Gold der Gefühle zersetzte; davon ist aber Petöfi's Muse weit entfernt, welche wol den sinnigen Ameretten ein schalkhaftes Lächeln leiht, doch nur dem derbhumoristischen Genrebild eine frappant kecke Schlußwendung gibt.

Petöfi hat alle Saiten der Lyra angeschlagen, sich auf allen Gebieten der Lyrik versucht. Er ist nicht bei dem einfach innigen Liede stehen geblieben, so meisterhaft er gerade dies behandelt hat; er ist nicht deshalb ein großer Lyriker, sondern weil er auch in die höhern Gattungen der Lyrik eine tiefe Seele und Bedeutung, ein eigenthümliches Arom zu legen wußte. Die Lyrik mit dem Lied zu identificiren, das ist jenen schönseligen Kritikern vorbehalten, welche in ihrer kleinlichen Gemüthlichkeit längst vergessen haben, daß auch die Psalmensänger und Propheten, Pindar, Horaz und Klopstock, Tibull und Properz, Schiller, Byron und Platen große Lyriker gewesen sind, während der harmlose Liedersang, der von allen Zweigen tönt, keine höhere Bedeutung in Anspruch nehmen darf. Das sind physiognomielose Productionen der Masse, welche ganze Zeitalter überwuchern. Ein großer Dichtergenius wird freilich auch im Lied Klänge anschlagen, die sich vom Chorus unterscheiden; aber auch der talentvollste Liederdichter, der nichts ist als dies, wird für keinen großen Dichtergenius gelten können. Petöfi, obgleich nur als Lyriker von Bedeutung, ist wiederum ein Beweis dafür, daß große Talente wol dem Lied einen unnachahmlichen Zauber zu geben wissen, aber keineswegs in ihm aufgehen, sondern den ganzen Reichthum phantasievoller Begabung in den höhern lyrischen Gattungen ausbreiten.

Petöfi ist, wie die deutsch-ungarischen Sänger Nikolaus Lenau und Beck, ein bilderreicher Poet, der auch die Empfindung des Liedes oft an ein Bild hängt, stets aber Anschauung und Empfindung zu energischer Einheit verschmelzt. Die eigenthümliche Natur seines Vaterlandes gibt ihm eine Fülle von Anschauungen, aus denen seine Empfindungen organisch und ungezwungen hervorblühen. Betrachten wir zunächst seine „Volkslieder", die zum großen Theil in den Mund des Volks übergegangen sind. Auch hier finden wir oft ein originelles Bild als Träger des Ganzen:

Der Schnee ist glatt, der Schlitten läuft,
Aus Liebchens Aug' die Thräne träuft:
Ach, zum Altar schleppt man sie hin,
Nach andrer Wunsch, nach andrer Sinn.

Heiß, könnte ich der Schnee jetzt sein!
Ich sänke unterm Schlitten ein;
Er stürzte um, ich würde so
Noch einmal sie umarmen froh!

Umarmen sie, den letzten Kuß
Ihr geben noch als Scheidegruß,
Und von der Wärme ihrer Brust
Zerschmelzend sterben — welche Lust!

Wie reizend ist folgendes Bild:

Der Strauch erzittert, weil
Auf ihn ein Vöglein flog;
Mein Herz erzittert, weil
Erinn'rung mich durchzog.

Anschauung und Empfindung verschmelzen hier in eins. An Metaphern, die krystallisirte Empfindungen sind, ist Petöfi's Lyrik überreich. Schalkhafte lyrische Pointen finden sich ohne die auflösende Heine'sche Schärfe ebenfalls zahlreich verstreut; z. B.:

Dort unterm grünen Baum,
Deß Blüten schneeweiß sind,
Dort steht im blauen Kleide
Ein schmuckes blondes Kind.

Digitized by Google

Ereilt hat ſie der Regen,
Sie harrt, bis er vorbei;
Ich ſpähe nach der Schönen
Und wünſche ſie herbei.

So komm herein doch Täubchen,
In das Gemach, ins Haus;
Hier auf die Lade ſetz' dich,
Bis daß der Regen aus;

Iſt ſie zu hoch, ſo heb' ich
Hinauf dich gern, o ſprich:
Iſt ſie zu hart, ſo nehm' ich
In meine Arme dich.

Der Refrain findet ſich z. B. in „Geboren auf der Puſzta“:

Cſikos bin ich im flachen Unterland,

oder:

Schon läßt die Blume Blätter fallen,
Ich muß nun auch vom Liebſten wallen.
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du ſüßes Täubchen!

Eine Art Kehrreim in: „Fliegt die Wolke“:

Fliegt die Wolke hoch dahin,
Hoch dahin,
Fern auch ich der Liebſten bin,
Liebſten bin!

Das echte Volkslied beruht weſentlich auf dem Witz der Empfindung, die eine ſtimmungsvolle Aehnlichkeit zwiſchen einem Bild der Natur und ihrem eigenen Weſen blitzartig erhaſcht. Sie ſieht die Wolke vorüberziehen, den Vogel vorüberfliegen oder auf einem Zweige ausruhen, einen Roſenſtrauch auf dem Hügel blühen, den Mond zum Fenſter hereinſehen, den Schlitten über den Schnee gleiten: und unmittelbar fliegt ſie aus dieſem Bild eine verwandte Stimmung an, und ſie ſetzt dieſer äußern Erſcheinung irgendein inneres Moment der Seele gleich. Es iſt daher nichts verkehrter als die Anſicht, das Volkslied ſei immer bildlos, immer einfaches Austönen der Stimmung. Freilich darf es nicht zu farbenreich ausgeführten Bildern, nicht zu breiten epiſchen Vergleichungen, nicht zu ſchwunghaft kühnen Metaphern greifen, nicht mit Bildern überladen ſein; aber in einem Bild ruht die Empfindung ſicher, wie die Perle in der Muſchel. Petöfi verſteht dieſe Töne des Volksliedes anzuſchlagen, und die ungariſche Nation, nicht verwöhnt durch die claſſiſchen Nachdichtungen ſeiner Vorgänger, lohnte den Dichter, indem ſie ſeine Geſänge zu ihren Lieblingsliedern, zu den Begleitern ihrer Arbeit und ihrer Luſt erhob.

Zu den Liedern Petöfi's müſſen auch die im „Schenkenbuch“ enthaltenen Trinklieder gerechnet werden, die einen ſangbaren Charakter haben. Weder die übermüthige Polemik des Hafis, noch die Heine'ſche Dithyrambik des bremer Rathskellers dürfen wir in ihnen ſuchen; es iſt ein unbefangener und jovialer Humor voll origineller Einfälle, kecker Bilderchen, harmloſen Spottes und wohligen Behagens, luſtiger Hyperbeln und derber Cynismen. Hin und wieder brechen Töne einer höhern Dithyrambik durch, wie patriotiſche Begeiſterung in den „Erlauer Klängen“, der Perle des „Schenkenbuch“; oder der Dichter gibt ſich einem Skepticismus hin, deſſen einziger Halt die Weisheit des Weintrinkers iſt. Solche Gedichte, z. B. „Was ſpricht der Weiſe?“ erinnern an Mirza-Schaffy, den Weiſen von Tiflis, nur daß Petöfi mehr die negative Stimmung herauskehrt: das Verderben, welches das Geld über die Menſchen bringt, die Ehren, welche der Dummheit erwieſen werden, den Charakter einer Zeit, in welcher das Wörtchen Freundſchaft ausgeſtrichen, die Weibertreue ein verlaſſener Steg iſt und Offenheit der Falſchheit Beute wird, mit Herbheit geißelt. Aehnliche Herbheit ſpricht ſich in der „Wandlung“ aus, in welcher der Dichter der reichen idealen Hingebung ſeiner Jugend den trotzigen Mannesſinn gegenüberſtellt. Die Mehrzahl von Petöfi's Schenkenliedern iſt indeſſen humoriſtiſcher Art. Das Stammeln, die Plauderhaftigkeit, Zerſtreutheit des wachſenden Rauſches iſt im Liede „Während des Gelags“ vortrefflich ausgemalt. „Sonnengottes Eheleben“ iſt eine luſtige Allegorie des Berauſchten, der die ganze Natur zu ſeinem Mitſchuldigen macht; „Herr Dahn“ mit dem „Frühroth auf der Naſe“ eine genrebildliche Vignette des „Schenkenbuch“.

Die dritte Art des von Petöfi vertretenen Liedes iſt das politiſche. Es gibt von ihm zahlreiche Schlacht- und Revolutionslieder; die vorliegende Sammlung theilt nur eine kleine Zahl patriotiſcher Klänge mit. Ohne Frage vereint Petöfi Körner's und Herwegh's Art. Sein Thatendrang hat revolutionäre Kraft; aber er ſchäumt nicht in unbeſtimmten Poſtulaten an die Zukunft aus. Er dichtet wie Körner mitten im Sturm und Feuer des Kampfes, deſſen Opfer er wird; aber er hat auch vorher Lieder gedichtet, die wie Sturmvögel ihm vorausfliegen. Sein mahnender Prophetenruf ertönt der ungariſchen Nation:

Trotzdem will ich nicht ermüden, ob nun gleich auch
Noch viel tiefre Schmerzen mir das Herz durchpochen.
Ei und ſtraft auch Gott mich, ſollen meine Hände
Geiſeln doch die Nation, bis daß zu Ende
Wieder wach ihr Herz iſt oder meins gebrochen.

Petöfi's liederartige „Volksromanzen“ führen uns den Bethär, den vagabundirenden Roßdieb, den behäbigen Béres, den Ochſenbauer, den Juhäß, den Schafhirten, in draſtiſch kurzen Geſchichten vor, und unterſcheiden ſich nur wenig von den eigentlichen Genrebildern der Sammlung.

Die lyriſche Gattung, welche in den beiden Abſchnitten: „Geſtalten“ und „Naturbilder“ vertreten iſt, ſcheint an jenes Gebiet der beſchreibenden Poeſie zu grenzen, deſſen Berechtigung man ſeit Leſſing's wohlbegründeten Angriffen bezweifelt. Doch iſt immer ein Unterſchied zwiſchen den aneinander gereihten Landſchaftsbildern Thomſon's und Kleiſt's und den Naturbildern Petöfi's. Nicht nur daß dieſe ein ganz beſtimmtes und lebensvolles Colorit haben, während jene in einer allgemein gehaltenen bloßen Färbung verzittern, über Petöfi's „Naturbildern“ ſchwebt ſtets der echt lyriſche Hauch der Stimmung. Ebenſo erheben ſich ſeine volksthümlichen Genrebilder durch geſunden und friſchen Humor in den Kreis echt dichteriſcher Geſtaltung. So führt uns das „Wanderleben“ zwar in maleriſcher Weiſe die Gruppen der vorüberziehenden Zigeuner vor: wir ſehen das Oberhaupt auf einem alten dampfigen Klepper ſitzen, den am Gebißſeil ein feiſter Burſche nachzieht, während zu beiden Seiten am Roß ein Schnappſack herabhängt, aus welchem ein Mohrenkroß mit ſeinem Krauskopf hervorguckt; wir ſehen den einen Taback kauen, den andern rauchen, hinten ein ſtörriges geſtohlenes Ferkel nachgeſchleppt; aber in dieſe realiſtiſchen Gruppen weht der Hauch des elementariſchen Lebens, der Sturm, ihr ſchlimmſter Feind, macht ſie zittern wie Espenblätter, dann aber kehrt die alte Lebensluſt wieder:

Doch rauſcht Herr Wind davon auf leichtem Wagen,
Um mit den flinken Roſſen ſonſt wohin zu jagen,
So kehrt die alte Luſt, ſie jauchzen, ſcheckig lebend,
Und allem Ird'ſchen Kummer einen Fußtritt gebend.

Wohl fehlt einzelnen Genrebildern dieſe befreiende Wendung, ſie athmen nur den doefgeſchichtlichen Realismus, die volksthümliche Tüchtigkeit und gehen unmittelbar in die beſchreibende Proſa über. Dagegen ſind Humoresken wie „Meiſter Pál“, „Junker Pinty“ u. a. von unnachahmlicher Komik; es ſind Shakſpeare'ſche Käuze, und die drollige Darſtellungsweiſe Petöfi's ſpeicht hier für eine komiſche Ader, welche vielleicht in ein volksthümliches ungariſches Luſtſpiel ausgeſtrömt wäre und den Szigetis und Szigligetis den Preis ſtreitig gemacht hätte.

Die „Naturbilder“ erinnern nur durch ihren Steff an Nikolaus Lenau und Beck, nicht durch ihre Behandlungsweiſe.

Digitized by Google

Bei jenen Dichtern ist die Landschaft nur Spiegel der Seele und ihrer Empfindungen; bei Petöfi erhält sie selbst eine Seele. Er vertieft sich in alle Eigenthümlichkeiten der Landschaft; aber aus dem vollendeten Bild athmet uns eine dichterische Stimmung entgegen. Wir wüßten mit diesen ungarischen Landschaftsbildern Petöfi's von deutschen Gedichten nichts zu vergleichen als die westfälischen der Droste-Hülshoff. Auch diese Dichterin vertieft sich in das ganze Detail der Landschaft, in das Schwirren und Summen der Insekten; sie belauscht die schwarzen Fliegen im Spalt, die irren Käfer am Strauch, die Spinne im Fensterloch des öden Hauses; sie malt uns das Moor mit dem Gestumpf am Ufer, den unheimlichen Föhren, den Riesenhalmen der Speere, das Pfeifen und Brodeln und Bersten, das Gewimmel im Heidegezweig, wenn sich die Lerche erhebt; sie geht an die äußerste Grenze naturwissenschaftlicher Specialität; aber doch taucht sie das Ganze in jene Stimmung unendlicher Oede und Verlassenheit, durch welche diese Heidebilder unsere Seele gefangen nehmen. Bis ins einzelne hinein erinnern die Pußztenbilder Petöfi's an diese Dichtungen der westfälischen Sängerin. Hier wie dort das botanische Detail, die Vorliebe für das Thierleben bis in seine kleinsten Züge, und hier wie dort der Zauber der einsamen Naturunendlichkeit! Wir überlassen es dem Leser, die Parallelstellen der Droste-Hülshoff für folgende Beschreibungen Petöfi's nachzuschlagen:

In der niedern Lindenwaldung wächst der Csárda
Im melonengelben Sande, tief im Forste
Nistet, der so schrill zu pfeifen weiß, der Thurmfalk,
Von den Kindern nicht gestört in seinem Horste.

Traurig sprießt das Waisenmädchenhaar auch dorten,
Und der Disteln blaue Blüten dort sich wiegen,
Unter deren kühlen Stacheln in der Hitze
Ruhelechzend scheckige Eidechsen liegen.

Oder:

Hier im Moor durch Wurzelschlingen
Schleicht ein Quell hin, dessen Wellen kaum sich regen,
Und es plätschert blos, wenn Reihre drüber fegen,
Streifend sie mit ihren Schwingen.

Kiesel ist der Quelle Boden,
Bis zum gelben Grund kann man hinunterfahren,
Wo Schwimmvögel sich und träge Egel blähen,
Und Krystall ansetzt der Soden.

An dem Rand der dunkelgrünen
Linsendecke steht ein Storch auf Einem Fuße,
Und den Schnabel taucht er dort zum Fischgenusse
In das Naß mit ernsten Mienen.

Langsam schlürft er, hebt dann mählich
Seinen Kopf empor, sucht stolz umherzublicken;
Schrill hört man dazwischen Kibitze auch quicken,
Und sie jammern unglückselig.

Ja selbst in den Stoffen begegnen sich beide. Wie die Droste-Hülshoff die Krähe, so besingt Petöfi den Storch. Beide Gedichte zeichnen sich durch Naturlaune, schlagende Beobachtung und humoristische Darstellung aus. Petöfi besingt die wüste Csárda, die Droste-Hülshoff das öde Haus. Auch in diesen beiden Gedichten herrscht, wenn man vom verschiedenen Colorit der ungarischen Pußzta und der „rothen Erde" absieht, große Uebereinstimmung der Darstellungsweise. Petöfi hebt indessen seine Naturbilder oft durch lebhaftere Empfindungen. Das Kindheits- und Heimatsgefühl gibt Gedichten, wie das „Ungarische Flachland", „Kleinkumanien" u. a. erst das echte Relief:

Herrlich bist du — wenigstens für mich — o Flachland!
Hier bin ich geboren, trat von hier ins Leben,
Hier auch soll mich einst das Leichentuch umhüllen,
Hier sich meines Grabes Hügel einst erheben.

Er erhebt das Genrebild durch einen tiefern Gedanken. So in der „Winterwelt", wo er die Familiengruppen beim Ofen schildert: den Hausherrn und die Hausfrau, Bursch und Mädchen und die Kinder:

Wer glaubt, daß Platz so viel hat in einem Raum so enge,
Daß Zukunft und Vergangnes, wie Jetztsein, hier sich dränge!

Der Raum verbietet uns, auf Petöfi's Liebes- und Ehelyrik näher einzugehen; wir wollen nur noch seine Elegien und Oden betrachten. Zu den erstern rechnen wir die „Cypressenblätter am Grabe Etelka's", die „Sternenlosen Nächte" und einzelne Gedichte der „Wolken"; zu den letztern die „Rhapsodien".

Was die „Cypressenblätter" betrifft und ihre Heldin Etelka, so berichtet uns Kertbeny hierüber in seiner Biographie: „Er lernte in Pesth ein kaum funfzehnjähriges Mädchen aus adeliger Familie, Etelka, flüchtig kennen, und sprach kaum einigemal mit ihr, als sie plötzlich starb. Beim jähen Erblicken ihres Leichnams wurde er sich erst bewußt, daß er dies zu früh geknickte Kind geliebt und da die Todte so frisch und rosig aussah, wonach ein Scheintodfall zu fürchten war, so blieb sie noch eine Nacht länger über der Erde, und die Nacht soll zu den qualvollsten des schmerzlich erregten Dichters gehört haben. Während dieses Wachens am offenen Sarge schrieb er die meisten Cypressenblätter." Diese Liebeselegien erhalten durch die eigenthümliche Situation, die ihnen zu Grunde liegt, eine geisterhafte Magie. Er redet die Todte an mit dem Geständniß seiner Liebe; sie antwortet ihm nicht; er sieht den Schutzgeist der Geliebten an, aber er fürchtet, daß er aus Kummer mit ihr gestorben ist; er ruft aus:

Hätt' ich das blondgelockte schöne Kind nicht schon
Geliebt am hellen Lebenstag,
Ich hätte ihr geweiht mein Herz und Leben,
Als sie im Sterbebette lag.

Wie schön, wie schön lag sie im Sterbebette,
Wie wenn ein schlanker Schwan durchs Frührоth fliegt,
Wie reinee Schnee auf Winterrosen liegt,
Hat sich der weiße Tod an sie geschmiegt.

Er redet seinen Frohsinn an in dem einzigen Gedicht, das an die Heine'sche Manier erinnert:

Mein Herz war einst dein Spielzeug,
Das du oft toll geschnellt;
Du trugst es pfeilschnell laufend,
Hin durch die weite Welt.

Bis du zuletzt gestolpert
An einem Grab, und ach!
Das Spielzeug dir im Falle
Mein Herz entzwei brach.

Die „Sternenlosen Nächte" enthalten Young'sche Nachtgedanken, gnomische Elegien, welche an die des griechischen Elegikers Mimnermus erinnern, nur daß bei jenem die Klage um die Vergänglichkeit der Jugend und Schönheit einen plastischen Halt gewinnt, während bei Petöfi moderne Weltschmerzgedanken in haltlosem Skepticismus sich in Klänge mischen, deren Wehmuth classischen Halt und Reiz hat, wie:

O Jugend, Wirbelwind,
Der einen schönen Blumenkranz
Uns an die Stirn wirft pfeilgeschwind,
Der prangt im Frühlingsglanz —

und:

Der kön'ge König ist Vergänglichkeit,
Ihr großer Prachtpalast, die Welt!

Dann aber hören wir vom Fluch, der auf dem Streben des Dichters ruht, und der an den Freiligrath'schen Kainsstempel erinnert; wir erfahren die Nichtigkeit gepriesener Güter:

Was ist der Ruhm? Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht.

Die Hoffnung erscheint als eigennützige Buhlerin; die Freund-

Digitized by Google

schaft gleicht den Schatten des Rauchs an der Wand; Glückseligkeit ist nur im Grabe:

Die Welt ist ein Gefangener,
An Hand und Fuß in Ketten schon geschlagen;
Sie würr' auch Ketten an der Seele tragen,
Doch hat sie keine Seele mehr.

In diesen trostlosen Wirbeln der Skepsis bewegen sich die „Sternenlosen Nächte". Meist sind es kurz hingehauchte Gnomen, Lakonismen der Verzweiflung. Es ist der Tribut, den Petöfi der Byron-Lenau'schen Richtung und der jungdeutschen Blasirtheit abträgt. Doch sind diese Elegien in einem lapidarstil von wunderbarer Prägnanz gedichtet; es ist ein machtvoller Genius, der in dieser vorübergehenden Stimmung mit den ewigen Mächten des Lebens grollt.

Die Rhapsodien Petöfi's sind in Wahrheit Oden, die sich durch den kühnern Schwung der Bilder und Gedanken, die freiere metrische Form, welche längere und kürzere gereimte Verse vereinigt, und durch Stoffe von größerer objectiver Tragweite von den übrigen Dichtungen unterscheiden. Sein merkwürdiger vielseitiger Genius beherrschte auch diese Form und ihren höhern Flug. Diesen Flug der Odenphantasie selbst hat er in einer Ode von außerordentlicher Kraft der Steigerung geschildert:

Sie, was sie alles sagen,
Daß meine Phantasie
Nur niedrig könne fliegen,
Doch auf zur Höhe nie!
Hinzieht sie wol am Boden,
Wenn es mich also freut;
Sogar noch in die Erde
Schlüpft sie zu mancher Zeit.
Durchforschend steigt sie öfter
Bis in den tiefsten Schlund
Des allertiefsten Meeres,
Bis auf den Herzensgrund.
Doch wenn ich ihr dann sage:
„Zur Höh' empor!" so schwingt
Sie hoch sich in die Lüfte
Der Lerche gleich und singt.
Und wenn ich dann sie spome:
„Noch höher, Phantasie!"
Da jagt sie alle Adler
Vor sich her ohne Müh'.
Die Adler, sie ermüden,
Doch sie wird nimmer müd',
Und mit der höchsten Wolke
Die gleiche Bahn sie zieht.
Doch bleibt der hohen Wolke
Nicht lang sie beigesellt,
Sie bricht in einem Zuge
Empor zum Himmelszelt;
Und herrscht am Himmel eben
Auch Sonnenfinsterniß,
So huscht in dunkler Stunde
Vorbei sie zielgewiß.
Huscht an der Sonn' vorüber,
Wirft einen Blick ihr zu:
Und nun entsteht der Sonne
Verlorne Pracht im Nu!
Doch ruht auch dann nicht meine
Gewalt'ge Phantasie,
Dem letzten Kranz der Sterne
Strebt zu sie, rastet nie,
Und dort, wo schon zu Ende
Wol Gottes Welt bestellt,
Erschaffet ihre Allmacht
Sich eine neue Welt!

Meisterhaft ist dieser kühne Uebergang aus der äußern Unendlichkeit in die innere, aus der erschaffenen Welt in das Mysterium der Schöpferkraft. In „Der Wahnsinnige" und „Das Reich der Liebe" geht dieser Odenschwung, der sich in „Nachtigallen und Lerchen", „Homer und Ossian" auf classischer Höhe hält, in das Wild-Phantastische, an einzelnen Stellen sogar Absurde über.

Auch in der Horaz'schen Epistelform, eine Form — die ich in meiner demnächst erscheinenden „Poetik" den modernen Dichtern empfehle, als des vielseitigsten Ausdrucks fähig, als geeignet für lyrische und humoristische Ergüsse — hat Petöfi, wie die Episteln „An Michael Tompa" und „An Johann Arany" beweisen, Vorzügliches geleistet. Das subjective Element, das unmittelbar in das eigene Leben hineingreift, ist für diese Form von zweifelloser Berechtigung, und Petöfi hat es mit vieler Grazie hervorgehoben. Wir können nur alle Freunde der Dichtkunst einladen, sich an diesem erschlossenen Quell der ungarischen Muse zu erquicken. Petöfi ist nicht nur ein großer lyrischer Genius, er ist auch ein von aller Romantik freier, moderner Dichter, und gerade in dieser Beziehung können unsere deutschen Poeten von ihm lernen. Mag er ein volksthümliches Natur- oder Culturbild entrollen, mag er eine politische Hymne anstimmen oder ein Lied aus überströmendem Herzen herausfingen, immer gehört er seiner unmittelbaren Gegenwart, seinem Jahrhundert und seiner Nation an, frei von allem historischen Wust, von gelehrter Pedanterie, von dilettantischen Nachahmungen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notizen.

Neue sprachliche Purificationsvorschläge.

Hat man erst eine Discussion angeregt oder sich in sie eingelassen, so ist es schwer von ihrem Gegenstande loszukommen. In Nr. 19 der „Nordischen Blätter" kommt F. J. Kruger auf einige Bemerkungen zurück, die wir uns in dem Aufsatz „In schriftstellerischen Angelegenheiten" (Nr. 18 d. Bl.) über seine gegen unser „Schriftverfasser" gerichteten Gegenvorschläge gestatteten, und bemerkt, daß ihm an diesem Worte namentlich die drei f-Laute und die drei r störend seien. Das von Tübingen aus vorgeschlagene „Schriftschöpfer" will ihm wegen der beiden Zischlaute nicht gefallen, ebenso wenig „Schriftschöpfung" statt „Literatur". Er schlägt dafür „Schriftthum" vor, ein gutes Wort, welches übrigens schon vielfach und namentlich von Wuttke gebraucht worden ist, und neben welchem man auch Kruger zufolge noch „Schriftwesen" oder nach Umständen auch „Bücherthum" und „Bücherwesen" gebrauchen könnte. Für „literarisch" ließe sich dann „schriftthümlich" sagen u. s. w.*) Das von Kruger für „Linguist" früher vorgeschlagene „Sprachenforscher" (statt des sonst gebrauchten „Sprachforschers") rechfertigt er damit, daß die „Sprachvergleicher" oder Linguisten sich nicht mit einer, sondern vielen Sprachen beschäftigen. Ein Grammatiker könne als Erforscher z. B. der griechischen Sprache recht wohl auf die Bezeichnung „Sprachforscher" Anspruch machen, nicht aber auf die eines „Sprachenforschers". Die einzelnen Fächer der Philologie bezeichne Roth durch „Aegyptischgelehrter", „Griechischgelehrter", „Indischgelehrter" u. s. w. Kruger macht dann noch allerlei ziemlich wunderliche Vorschläge. Er empfiehlt z. B., daß man gewissen mit Fremdwörtern in unsere Sprache hereingekommenen Endungen wie -ial, -im, -ik, -isiren Bürgerrecht im deutschen Sprachschatze gewähre, und sie demnach, um die Tonlosigkeit und Einförmigkeit unserer Endungen ig, isch, lich zu vermeiden, mit deutschen Wurzeln verbinde, also z. B. für „literarisch" — „schriftial", für „maritim", „continental", „vulkanisch", „neptunisch", „terrestrisch", „tellurisch": „meeriam", „landiam", „feuerriam", „was-

*) Wir haben über diese Frage soeben ein Schlußurtheil zugesendet erhalten, welches ein reiches sprachgeschichtliches Interesse bietet und demnächst in d. Bl. mitgetheilt werden soll.

Digitized by Google

ferriam", „erdiam", „erdial"; für „Linguistik" „Sprachik", für „Demokrat" „Volkianer", für „Monarchist" „Fürstianer" sagen soll, wenn auch nur zur Abwechselung. Krüger, von seiner eigenen Erfindung überrascht, fügt freilich selbst hinzu: „Wir glauben zwar selbst, daß dieser Vorschlag zunächst dem hohen Gönner des potsdämlichen Vereins für Reinsprache, Herrn von Kladderadatsch, Stoff geben würde", hofft jedoch, daß wenn infolge zahlreich versuchter Neubildungen die Sache nicht mehr frisch und ungewohnt sei, manche dieselbe etwas günstiger ansehen würden.

Ernst Schulze's „Bezauberte Rose" italienisch.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" theilt in Nr. 52 eine Probe aus einer italienischen Uebersetzung von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose" mit und bemerkt dazu in einer Note: „Wenn irgendeine deutsche epische Dichtung zur Uebertragung ins Italienische sich eignet, so ist es Ernst Schulze's «Bezauberte Rose». Professor Valentini, in Italien wie in Deutschland durch sein italienisches Wörterbuch und in Berlin insbesondere durch seine vieljährige Wirksamkeit als Lehrer der italienischen Sprache rühmlichst bekannt, hat es in seiner gegenwärtigen literarischen Zurückgezogenheit unternommen, das durch Stoff und Form gleich anziehende Gedicht unsers Landmanns in seine Muttersprache und zwar in «versi sciolti» zu übertragen. Nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, dürfte «La Rosa incantata» in Italien einer sehr beifälligen Aufnahme sich zu erfreuen haben." Wir führen als Probe hier nur die zweiunddreißigste Strophe des ersten Gesangs an, welche in der italienischen Uebersetzung lautet:

Sue petta culmo, che neve evanna cavorio,
Qual flutto va ondeggiante, o vela gonfio;
Pajon tinte di porpora sue gote,
Umidi ha gli occhi cupidi e vogante.
Or fermo il passo, ed ora il passo affretta,
Qual c'illude talor statua ambulante.
Come nel rosso vin, perle surgenti,
Spuntan da labri suol bacl fulgenti.

Im Original:

Ihr Busen stieg, wie sanft in schwülem Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt;
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit ihrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
Zu eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus cos'gem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

Schulze's „Bezauberte Rose" ist schon früher, und zwar von Frau von Crespigny, auch ins Englische übersetzt worden.

Wachler.

Das „Frankfurter Museum" bemerkte jüngst in einer sehr abfälligen Besprechung der Schrift: „Die classische Periode der deutschen Literatur" von J. G. Findel: „Von Hamann gibt er eine ungünstige Skizze, aus welcher Gervinus hervorguckt, stellt aber dicht daneben das feine, sachkundige, sinnige Urtheil Wachler's, eines leider altmodischen Literarhistorikers, der an treuem Fleiß, an Liebe zur Sache, an gleichmäßigem Sinn für das Formale, das Ethische und Literarische hoch über den meisten seiner Nachfolger steht. Möchten doch die letztern sich seiner einfachen, dem Gegenstand zugewandten Behandlung wieder nähern!" Diese Erinnerung an den verdienstvollen Wachler, den man sicherlich den Vater und Bahnbrecher der neuern Literaturgeschichtschreibung nennen darf, verdient auch in d. Bl. angeführt zu werden. Die combinatorische Methode der literarischen Historik ging besonders von ihm aus; er war dabei Meister im sachlichen objectiven Urtheil, und kein Späterer hat so wie er die Kunst verstanden, mit wenig Worten viel zu sagen und die charakteristischen Eigenschaften der verschiedenen Autoren in sparsame Sätze, die aber doch nichts Wesentliches vermissen lassen, zusammenzudrängen. In andern Punkten freilich mögen ihn manche seiner Nachfolger übertroffen haben; namentlich tritt bei ihm das kulturhistorische Element (nicht das patriotische) noch weiter zurück als bei diesen. Aber seine Verdienste um die Literaturgeschichte sind doch so bedeutend, daß es von Undankbarkeit zeugen würde, wenn man sie über denen seiner Nachfolger vergessen wollte, und insofern seine Nachfolger selbst dies thun, so verdienen sie, daß eine künftige Generation auch sie über denen vergesse, die sich auf ihre Schultern stellen werden. H. M.

Bibliographie.

Unumstößliche Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, niedergelegt in den erhabensten Gedanken und Aussprüchen der hervorragendsten Menschen aller Zeiten und Nationen. Naumburg, Garcke. 8. 15 Ngr.

Hamberger, J., Die Fundamentalbegriffe von Franz Baader's Ethik, Politik und Religions-Philosophie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jean Paul's Briefe an eine Jugendfreundin. Herausgegeben von J. F. Täglichsbeck. Brandenburg, Müller. Gr. 16. 22½ Ngr.

Knapp, A., Lebensbild eines Jünglings. Zum Andenken an Paul Stephan Knapp, Theolog. stud. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 6 Ngr.

Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt und dargestellt nach urkundlichen Quellen vom Verfasser des heiligen Bernhard von Menthon. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 1 Thlr.

Paulus, E. P., Philipp Matthäus Hahn. Ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert nach seinem Leben und Wirken aus seinen Schriften und hinterlassenen Papieren geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Pisling, L., Il n'y a personne. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, A., Entwickelungsgeschichte der Hegel'schen Logik. Ein Hilfsbuch zu einem geschichtlichen Studium derselben mit Berücksichtigung der neuesten Schriften von R. Haym und K. Rosenkranz. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Schwerdt, H., Daheim ist doch daheim. Nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Auswanderer. Ein Volksbuch. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 18 Ngr.

Sturm, J., Israels Weg zur Herrlichkeit. Lieder der Liebe in Israels Herz gesungen, bevorwortet von F. Delitzsch. Erlangen, Bläsing. 16. 6 Ngr.

Unger, F. W., Die bildende Kunst. Aesthetische Betrachtungen über Architektur, Sculptur und Malerei für Künstler und Kunstfreunde. Mit 1 Farbentafel, Holzschnitten und 4 Lithographien. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wick, J., Sieg der Wahrheit über alte und neue Irrthümer. Briefe zur Vertheidigung der katholischen Religion. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiseman, Erinnerungen an die vier letzten Päpste und an Rom während ihrer Regierungszeit. Aus dem Englischen von G. Fink. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bandow, G. F., Preußens und Englands neuester Fest- und Freudentag. Beschreibung der bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Victoria von Großbritannien und Irland Vermählung und Einholung stattgehabten Feierlichkeiten. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 21 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die unbefleckte Empfängniß
der Jungfrau Maria.

Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung
von einem
katholischen Geistlichen.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine ruhige und würdige Beleuchtung des neuen vielbesprochenen katholischen Dogmas, nicht von dem Standpunkte des principiellen Gegensatzes gegen die katholische Kirche, sondern von dem der katholischen Wissenschaft selbst und aus der Mitte der katholischen Kirche. Die Schrift ist anonym erschienen, weil der Verfasser als katholischer Geistlicher andernfalls persönliche Unannehmlichkeiten fürchtete und weil er wünscht, daß man sich an die Sache, nicht an die Person halte, doch erklärt er, daß er später und zur Zeit selbst und öffentlich seinen Namen nennen werde. Die Schrift verdient die Beachtung der katholischen wie der evangelischen Kirche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die leibliche Pflege der Kinder
zu Hause und in der Schule.

Gemeinfaßlich dargestellt und mit 40 Abbildungen erläutert
von
Dr. E. J. Hauschild.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine von dem Verfasser für Haus und Schule bestimmte kleine Schrift, die Aeltern und Erziehern auf das angelegentlichste empfohlen werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Catull's Gedichte
übersetzt von Theodor Stromberg.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 28 Ngr.

Eine neue, von dem Verfasser seinem Lehrer F. G. Welcker gewidmete Uebersetzung des Catull, den Niebuhr „den größten Dichter, den Rom gehabt hat" nennt und der dennoch dem größern Publikum Deutschlands bisher ziemlich unbekannt war, weil es noch an einer treuen und zugleich geschmackvollen deutschen Uebersetzung fehlte, wie sie gegenwärtig vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin Luther.
Ein lyrisch-epischer Cyklus
von
Adolf Schults.

8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Das Leben Martin Luther's wird in dieser Dichtung von poetischem Schwung und sittlicher Kraft in einem Cyklus von Bildern frisch und anschaulich vorgeführt. Der Dichter ist bekanntlich vor kurzem gestorben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene siebzehnte Heft (Bogen 19—22 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Malta. — Belgien seit 1848. Erster Artikel. — **Montenegro. — Graf Paul Kisselew.** — Kleinere Mittheilungen: Abercromby (James, Lord Dunfermline). — Bebutow (Fürst Wassilji Ossipowitsch). — Cramer (Johann Baptist). — Ihanß. — Müller (Johannes). — Orleans (Helene Luise Elisabeth, Herzogin von). — Ottawa. — Walz (Gustav).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon
sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 25. — 17. Juni 1858.

Inhalt: Autorität oder Gewiſſensfreiheit. Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart. Zweiter Artikel. — Elfie Polko, Sabbatfeier. — Ungariſche und polniſche Dichtungen. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Autorität oder Gewiſſensfreiheit?

Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart.

Zweiter Artikel.*)

Wenn wir am Schluſſe unſers erſten Artikels ſtatt eines wohlgemeinten, aber nur verwirrenden Abſchwächens der Gegenſätze vielmehr eine möglichſt ſcharfe Sonderung derſelben, alſo ein Zurückgehen auf die entgegenſtehenden Principien des Katholicismus und Proteſtantismus verlangten, ſo ſehen wir dieſe Forderung in der Schrift eines andern katholiſchen Verfaſſers, des berühmten franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers Eduard Laboulaye erfüllt, die zuerſt in einer Reihe von Aufſätzen im „Journal des Débats" veröffentlicht, uns gegenwärtig in einer deutſchen Bearbeitung durch den nicht minder angeſehenen württemberger Rechtsgelehrten Warnkönig, gleichfalls einen Katholiken, unter dem Titel „Eine Stimme des Auslandes über religiöſe Freiheit" vorliegt. Der über deutſche Zuſtände und deutſche Wiſſenſchaft ſo gründlich wie wenige ſeiner Landsleute unterrichtete Verfaſſer ſtellt ſich in dieſer Schrift die wichtige Aufgabe, den zwiſchen Bunſen und Stahl innerhalb der proteſtantiſchen Kirche ausgebrochenen Streit über religiöſe Freiheit eingehend zu beleuchten. Zu dem Ende geht er mit ſicherm Blicke auf den letzten principiellen Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus zurück.

Der Katholicismus iſt nach ihm Kirche nicht blos in dem allgemeinen Sinne einer Gemeinſchaft der Gläubigen, ſondern zugleich als myſtiſche Corporation, die Gott eingeſetzt hat zur Erhaltung und Verbreitung der göttlichen Wahrheit. Zur Erhaltung dieſes Wahrheitsſchatzes iſt von Gott die Hierarchie gegründet, deren Haupt der Papſt iſt. „Die Kirche iſt demgemäß ein heiliges Gemeinweſen (die Stadt Gottes) die ſich über die ganze Welt erſtreckt, die ihre Obrigkeit hat, ihren Regenten, ihre Geſetze, und dieſe Geſetze ſind nichts anderes als die durch eine unfehlbare Autorität ausgeſprochene Wahrheit." Während daher die menſchlichen Wahrheiten ſolche ſind, nur inſofern wir ſie anerkennen, ſo iſt es anders in der katholiſchen Kirche. „Die Wahrheit, welche ſie lehrt als untrügliche und ewige, iſt ein Geſetz, dem man mit der Unterwürfigkeit eines Kindes ſich fügen muß." Hieraus erklärt ſich, warum die katholiſche Kirche die Verzichtleiſtung auf die eigene Denkweiſe als Pflicht verlangt, und jeden, der ſein individuelles Urtheil für richtiger als das der Kirche hält, als einen öffentlichen ſeelenverderblichen Feind beſtrafen muß.

Dieſe Verfaſſung der Kirche, dieſe ihre Art und Weiſe, die Wahrheit wie „ein gebietendes Geſetz aufzufaſſen, iſt die eigentliche Urſache ihrer Intoleranz und dieſe Intoleranz hat alle Umwälzungen in der Kirche, allen Wechſel der Zeiten und Anſichten überlebt". Als alleinige Bewahrerin des ihr anvertrauten unantaſtbaren Wahrheitsſchatzes muß die katholiſche Kirche intolerant ſein gegen jede Abweichung in der Lehre, in der ſie nur eine gefährliche Krankheit erkennen kann.

Die Intoleranz der Kirche bezüglich ihrer Glaubenslehre, ihres Cultus, ihrer Disciplin iſt durch ihre Verfaſſung geboten. Sie würde aufhören, die katholiſche Kirche zu ſein, ſtände ihr die unbeſchränkte Macht in kirchlichen Dingen nicht zu. Ihr Princip verlangt Ausſchließlichkeit, und ohne dieſes Princip kann man ſie nicht anerkennen.

Dagegen folgt hieraus für den Verfaſſer keineswegs, daß die katholiſche Kirche durch ihr Princip verpflichtet ſei, materielle Gewalt zu brauchen. „Dieſe Intoleranz hat ſich nicht über die Mauern ihrer Tempel zu erſtrecken, nichts ermächtigt den Klerus, Grundſätze in der bürgerlichen Geſellſchaft zur Anwendung zu bringen, welche nur für die religiöſe Geltung haben." Die Geſellſchaft muß ihrerſeits anerkennen, daß die Kirche Herrin im eigenen Hauſe iſt und daß nichts ihre Gerichtsbarkeit in innern Angelegenheiten hindern kann; gerade dieſe der Kirche eigene Macht iſt eine der wichtigſten Berechtigungen, welche ihr die Religionsfreiheit gibt; aber ſie hat dieſe Freiheit und Selbſtändigkeit nicht als Vorrecht zu fordern, dieſelbe Freiheit muß allen andern Bekenntniſſen gewährt werden. Hierbei überſieht der Verfaſſer jedoch, daß die katholiſche Kirche eben um ihres Princips willen ſich wol eine Zeit lang, aber nie auf die Dauer mit der unbedingten Freiheit vom Staate begnügen kann. Sie muß von der unbedingten Freiheit vom Staate fortſchrei-

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 23 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

ten zur unbedingten Beherrschung des Staats; es liegt dies in ihrem Wesen und die Geschichte bietet die Zeugnisse hierfür. Das Princip der Gesetzlichkeit oder der äußern Autorität bringt es mit sich, daß wenn gütliche Mittel nicht fruchten, zum Zwange gegriffen werden muß, auch zum äußern und materiellen. Wie das bürgerliche Gesetz jedem Widerstrebenden aufgezwängt werden muß, ebenso auch das kirchliche: die Unbedingtheit des Princips selbst fordert es so; es ist die Pflicht der Selbsterhaltung, so zu handeln, aber zugleich auch ein Werk der Wohlthätigkeit, der Sorge für das Seelenheil derer, gegen die man Zwang gebraucht. Vergeblich beruft sich Laboulaye auf die Aussprüche des Evangeliums, welches so nachdrücklich die Anwendung des Zwangs zum Schutze der Wahrheit verwerfe. Das Evangelium ist die Freiheit, aber der Katholicismus ist Gesetz, und das Gesetz kann ohne äußern Zwang nicht bestehen; wenn das katholische Princip in einem so wesentlichen Punkte mit dem Evangelium in Widerspruch tritt, so mag man dies als guter Katholik beklagenswerth finden, aber es ist unabänderlich: die Verfassung der katholischen Kirche fordert es so. Rom ist zwar nicht selbst die Inquisition, aber die römischen Grundsätze erheischen die Inquisition als ihre Consequenz. Wenn die Kirche unter Umständen sich mit der Freiheit begnügt, ohne die Herrschaft zu beanspruchen, so mag man dies eine weise Anbequemung an jeweilige Verhältnisse nennen — auch bürgerliche Gesetze lassen sich zeitweilig, wenn das Staatswohl es gebietet, suspendiren —, aber die Kirche gibt damit ihre Ansprüche noch nicht auf, sondern verschiebt sie nur auf gelegenere Zeit.

Dem Katholicismus stellt Laboulaye den Protestantismus gegenüber, dessen consequenteste Entwickelung er im Calvinismus findet. Es besteht hier keine Kirche im mystischen Sinne des Worts, „die Religion ist Sache des einzelnen", keine höhere Autorität schreibt ein Glaubensgesetz vor, man findet nur freie Genossenschaften verwandter Glaubenslehren. Man gelangt nicht durch die Kirche zu Christus, sondern umgekehrt durch den Glauben an Christus zu der Gemeinschaft der Gläubigen. Es gibt hier keinen Priesterstand, denn es besteht ein allgemeines Priesterthum, ja ein Priesterstand hätte hier gar nichts zu thun, da es keinen anvertrauten Schatz untrüglicher religiöser Wahrheit gibt. Die Bibel ist das alleinige untrügliche Gesetz; aber es gibt keinen Richter, dem es obliegt, sie auf unfehlbare Weise auszulegen und anzuwenden. So ist mit einem Worte die Gewissensfreiheit das Princip des Protestantismus, wenn er dasselbe auch nicht sofort und mit einem male begriffen und angenommen hat. Daher faßt der Verfasser seine Betrachtung in folgenden Worten zusammen:

Die zwei schärfsten Gegensätze, zu welchen das Christenthum sich gestaltet hat, sind auf der einen Seite der Katholicismus, welcher zwar den Gläubigen gestattet, der Wahrheit mit Hülfe der Vernunft nachzuforschen, aber nur insoweit, als er dadurch nicht mit der Kirche als der Bewahrerin des göttlichen Gesetzes und Hüterin der Ueberlieferung in Widerspruch geräth; auf der andern Seite die freien Gemeinden, welche die Heilige Schrift als die einzige Quelle der Wahrheit betrachten, die Ueberlieferung verwerfen und in der Kirche zwar eine heilige gottgefällige Genossenschaft, aber ohne alle mystische Kraft erblicken, jedem einzelnen die Verantwortlichkeit seines Glaubens und seines Heils überlassend. Bei beiden gilt das Wort Gottes als oberste Lehr- und Lebensordnung. Im Falle des Zweifels aber entscheidet bei den Katholiken die Kirche und bei den freien Protestanten die innere Erleuchtung oder das Gewissen eines jeden: mit andern Worten, dort hat die Autorität, hier das Individuum das letzte Wort.

Lutheraner und Anglikaner nahmen jedoch, wie der Verfasser weiter entwickelt, von vornherein eine vermittelnde Stellung ein: neben dem allgemeinen Priesterthum aller Christen steht hier die Kirche mit der einmal festgestellten Lehre, welche die Staatsgewalt zu schützen hat; die Freiheit besteht hier im Grunde nur noch in der Annahme eines Glaubensbekenntnisses. Der Verfasser findet darin eine Inconsequenz, welche freilich die Engländer, die „niemals große Freunde der Logik" gewesen, niemals sehr beruhigt habe, während das logische Denken des Deutschen unmöglich dabei habe stehen bleiben können. In einem kurzen, aber alles Wesentliche klar zusammenfassenden geschichtlichen Ueberblick zeigt der Verfasser, wie die alte lutherische Orthodoxie erst durch den Pietismus, dann durch den Rationalismus erschüttert wurde. Die Freiheitskriege und die Romantik brachten allerdings die ziemlich abhanden gekommene Religion wieder zu Ehren, aber der Wiederherstellung des lutherischen Kirchenthums standen die Philosophie und die biblische Kritik im Wege. Es freut uns, hier die Stellung eines in Frankreich sonst wenig bekannten Mannes, Schleiermacher's, von dem Verfasser in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt zu sehen.

Niemand hat in unsern Tagen richtigere Begriffe vom Wesen der Religion gegeben, und man kann wol sagen, daß er in der menschlichen Seele ein längst vergessenes und verödetes Feld wieder entdeckte. Ihm gilt die Religion nicht als bloßer Dogmenglaube oder Tugenddienst: eine Urkraft ist sie ihm, ein Seelenelement, das alle unsere Fähigkeiten lenkt und regiert.

Aber zugleich hat durch Schleiermacher das Dogma seinen Charakter absoluter Wahrheit eingebüßt; das Christenthum gilt weniger als Lehre denn als Lebensprincip; „zugleich sieht man aber, wie in diesem Systeme das Autoritätsprincip von dem der Freiheit verdrängt wird. Die Kirche verschwindet darin vor dem Individuum." Neben der Philosophie erwähnt der Verfasser die historisch-kritische Behandlung der biblischen Schriften, der er seine Anerkennung nicht versagen kann, und die er keineswegs blos als wissenschaftliche Wiedergeburt betrachten will.

Weit entfernt, daß die Religion durch diese freien Forschungen verloren hätte, hat sie sogar die Achtung der am schwersten zu befriedigenden Geister erworben: wie das Gold ward sie durch die Feuerprobe geläutert.

Einen Umschwung der Dinge brachten in Deutschland Feuerbach's Atheismus und die Ereignisse von 1848 hervor.

Man kennt das Ende aller dieser Saturnalien; sowie die Revolution sich in die eine Wagschale legt, steigt die andere in die Höhe: die Freiheit, die sie fordert, erzeugt die Dictatur. So geschah es in Deutschland; man verabscheute alle diese Un-

Digitized by Google

ordnungen und fluchte der Philosophie und der Kritik, wie wenn nicht alles dem Misbrauche ausgesetzt wäre. Die Freiheit wurde für die Verbrechen der Zügellosigkeit verantwortlich gemacht, ja selbst die Vernunft wurde gebrandmarkt, sie, die stete Mitschuldige der Freiheit.

Richtig weiß der Verfasser zu zeigen, wie das Streben nach einer festen Autorität in dem Bedürfnisse der Zeiten selbst gelegen war:

In solchen Augenblicken, wo der Mensch sich selbst entsagen und auf alles verzichten will, was seine eigene Größe ausmacht, da muß er eine allem Streite entzogene Wahrheit haben, und diese sucht er in der Vergangenheit, als wenn diese nicht auch ihre Zweifel, ihre Kämpfe gehabt, und ihren Glauben nicht um den einzigen Preis, um den er zu erringen ist, um den Preis der Forschung und des ernsten Strebens erobert hätte. In solchen Augenblicken ist die Orthodoxie ein sicherer Hafen, in dem jeder Ruhe und Frieden zu finden hofft, und so konnten sich, wie wir bald sehen werden, die Herren Hengstenberg und Stahl in Berlin für die Retter der Religion und der Gesellschaft halten und erklären.

Nach diesem geschichtlichen Ueberblicke geht der Verfasser an eine scharfe Kritik des Stahl-Hengstenberg'schen Princips. Gegen den großen Grundsatz der Freiheit der Kirche vom Staate, welchen Radowitz vor dem frankfurter Parlamente vertheidigte, begründet Stahl die Theorie vom christlichen Staate, d. h. die Forderung, daß jeder Staat seine eigene Religion haben müsse. Freilich kommt er gerade in Preußen dadurch ins Gedränge, daß es dort drei vom Staate anerkannte Kirchen gibt, die katholische, lutherische und reformirte (nämlich nach Herrn Stahl; denn die lutherische und reformirte Kirche Preußens sind gesetzlich zu einer evangelischen Landeskirche vereinigt, wovon Herr Stahl freilich nichts wissen will). Als Publicist muß er daher für diese drei Kirchen gleiche Achtung fordern; aber der Beweis, daß diese drei die einzig achtungswerthen seien, ist unmöglich. Ist die religiöse Wahrheit eine absolute, so kann nur eine von ihnen die unfehlbare sein; hat umgekehrt nach den Grundsätzen der Reformation jede das Recht, das Wort Gottes in der Bibel zu ergründen, wie darf er dann die Behauptung wagen, daß zwei oder drei Symbole die endlos verschiedenen Berechnungen des menschlichen Geistes erschöpfen?

Also sieht sich Stahl gleich von Anfang an durch die Gewalt der Umstände genöthigt, zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus zu wählen, nämlich zwischen der objectiv-äußern, durch die Tradition aufbewahrten Wahrheit einerseits und der subjectiv-innern und durch die freie Verstandesthätigkeit errungenen religiösen Ueberzeugung andererseits. Zwischen diesen beiden, durch eine unausfüllbare Kluft getrennten Systemen besteht kein Mittelweg, und Stahl irrt, wenn er einen solchen gefunden zu haben glaubt.

Wenn Stahl sich beschwert, daß man ihn mit Unrecht des Katholicismus beschuldige, so besteht Laboulaye darauf, daß er sich wirklich im Princip auf die römische Seite stelle.

Ohne Zweifel bekennt er sich zu keinem Dogma der katholischen Kirche, allein das Princip seines Glaubens wie jenes der Puseyiten ist kein anderes als das Princip und die Grundlage des Katholicismus. Er glaubt an die objective Wahrheit des Evangeliums (dies thun die freien Protestanten auch!), an die Kirche und an die Tradition. Sein Fehler ist, daß er in Berlin, im Herzen der Reformation, suchen will, was er nur in der Ewigen Stadt finden wird, das heißt eine von der Heiligkeit der Jahrhunderte umgebene Kirche, die im Namen desjenigen spricht, vor welchem das Gewissen sich beugt, im Namen des ewigen Gottes.

Scharfsinnig werden die Schleichwege einer sophistischen Dialektik aufgedeckt, auf welchen Stahl „den beweglichen Fluten der menschlichen Gedanken zu entrinnen" sucht. Der französische Jurist weiß, mit wem er es zu thun hat, mit einem scharfsinnigen Dialektiker, der „auf rabbinische Art mit den Worten zu spielen und dadurch seinen Gegner zu verwirren weiß". Aber hier hat Stahl seinen Mann gefunden.

Wie der Doctor Pusey klammert sich Stahl an die Ueberlieferung fest; er bemüht sich, eine ideale Kirche aufzubauen, wohin er dann wie in eine heilige Arche seine Zuflucht nehmen möchte. Die Kirche aber, die er sich ersonnen, ist gerade die, welche Luther bekämpft hat.

Jener für Stahl so trostreiche Gedanke, an dem er sich festhält, „daß Gott seine seligmachende Wahrheit für alle Zeiten erhalten hat, sie also eine Handreichung ist von Geschlecht zu Geschlecht", ist nichts anderes als das katholische Traditionsprincip. Wenn Stahl behauptet, daß die lutherische Kirche ein bindendes Ansehen über den Menschen habe vermöge der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verständniß längst ermittelt ist, daß mithin das Bekenntniß über der Gemeinde stehe und diese schlechthin an dasselbe gebunden sei, so gilt das dem Gegner als ein Beweis seiner spitzfindigen Dialektik. „Seine Theorie hat Schein für sich, im Grunde aber gibt es nichts Hohleres."

Die Stahl'sche Definition von der Kirchengewalt lasse sich auf alle christlichen Gemeinschaften anwenden (!), da nun diese Autorität nicht im Ideenreiche beschränkt werden könne, so müsse sie äußere Gestalt annehmen, mag sie Papst, Fürst oder Synode heißen. Es entsteht nun die Frage, welche von diesen drei Gewalten die legitime sei und gerade über diesen Gegenstand habe Stahl kein neues Licht zu verbreiten vermocht. Ueber die Richtigkeit dieser Fragstellung Laboulaye's wird sich streiten lassen; uns scheint, daß die Kritik jener Theorie einen andern Ausgangspunkt nehmen müsse. Aber desto treffender ist die weitere Ausführung, daß Stahl's Theorie zu dem „irdischsten aller Resultate", zu einer Coalition der drei (in Preußen) anerkannten Kirchen führe, oder besser zur Allmacht des Staats, zu dem Satze: cujus est regio est religio. Besonders eingehend ist darauf die Kritik der Stahl'schen Gewissensfreiheit, welche zwar nicht Verbrennung, wol aber Verhaftung und Ausweisung der Baptisten verlange, weil ihre Bekehrungssucht einen Angriff auf die anerkannte Staatskirche in sich schließe. Hierdurch werde jeder Versuch, die Staatsreligion zu stürzen, zum Verbrechen gemacht, woraus folge, daß die heidnischen Kaiser mit ihren Christenverfolgungen, Karl V. mit seiner Verfolgung Luther's im Rechte sei. Wenn Stahl diesem Ergebniß zu entgehen suche, so komme er nur zu der noch weit schlimmern Theorie,

Digitized by Google

die das Recht der freien Religionsübung nach der Zahl der Bekenner einer Lehre mißt. Was folgt aber hieraus?

Predige ich das Evangelium allein, so werde ich verhaftet; sind wir zu zwei, so werden wir verjagt; sind wir aber in großer Menge vorhanden und bearbeiten wir die Gemüther, so werden wir geachtet und man gewährt uns die Freiheit. Der Staat gibt uns seinen Schutz, weil wir eine Revolution vollbracht haben.

Dieser im Namen der Ordnung und Aufrechthaltung des Ueberlieferten ausgesonnenen Theorie setzt der Verfasser nun die Bunsen'sche Gewissensfreiheit gegenüber, welche nichts anderes sei als jenes einfache System der Trennung der Kirche vom Staat, welches bereits in Amerika so glückliche Früchte getragen. „Sein Wahlspruch ist, was Stahl sehr verdrießlich ist, der Gamaliel's; den Irrthum will er nicht in Schutz nehmen, sondern die Rechte der Wahrheit zur Geltung bringen." Bunsen's Gewissensfreiheit schließt die Religionsfreiheit ein,

d. i. das Recht der Gläubigen einer jeden Confession, sich zu versammeln, Gotteshäuser zu besitzen, nach ihrer Weise Gott anzubeten, zu lehren und zu handeln, ohne dabei an eine andere Bedingung gebunden zu sein als an die, das Recht des Nächsten und des Staats zu achten.

Die Ursache, daß dieses unbestreitbar richtige Princip vom Staate noch immer nicht anerkannt worden sei, findet Laboulaye mit Bunsen einerseits in weltlichen Interessen und Gewohnheiten, welche sich dem Siege der Freiheit widersetzen, andererseits „in der Hierarchie, die in den anglikanischen und lutherischen Ländern, auf den weltlichen Arm gestützt, von ihrem Antheil an der Regierung nichts verlieren möchte". Dagegen sieht Laboulaye in der Gewissensfreiheit, wie Bunsen sie fordert, nichts als ein einfaches Zurückgehen auf die Principien der Reformation, wie dieselben in der Kirche Schottlands und bei den Presbyterianern Nordamerikas, ja in der Hauptsache schon in der preußischen Rheinprovinz und in Westfalen verwirklicht seien.

Jede Gemeinde soll unabhängig sein und zwischen ihr und Gott nichts anderes liegen, als was Stahl ein dickes schwarzes Buch und Bunsen das göttliche Wort nennt, d. i. die Bibel. Die Kirche ist ihm kein abstractes Wesen, sondern nur die Versammlung von Gläubigen, und da die Frage des Heils nur die Gläubigen berührt, so sind diese auch allein befugt, ihren Glauben, ihr Bekenntniß und ihren Cultus zu bestimmen und zu ordnen. Der Fürst wacht nur vor den Thoren des Tempels; was aber im Innern des Heiligthums vorgeht und nur das Gewissen betrifft, das geht ihn nichts an.

Laboulaye urtheilt, daß der Protestantismus seinem Princip nach keine Hierarchie duldet, weil er keinen unfehlbaren Klerus anerkennt; ebenso sei aber auch die Zeit der officiellen Bekenntnisse und Staatssynoden für den Protestantismus vorüber: „Das Individuum geht jetzt vor, und nicht die Hierarchie." Das religiöse Erwachen der Gegenwart ist nicht, wie Stahl und seine Freunde sich einreden möchten, eine Rückkehr zur altlutherischen Vergangenheit; nur bei einigen eingeschüchterten Seelen möge dies der Fall sein, „welche nur dann Ruhe finden, wenn sie ihr eigenes Denken erstickt haben"; wozu man zurückkehrt, ist vielmehr nur die Wahrheit, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Ein Rückblick auf die Geschichte Spaniens zeigt ihm, wie die Intoleranz, weit entfernt der Kirche zu nützen, nur zu ihrem Verfall führe:

Die unwissendsten, elendesten, ja die am meisten entsittlichten Länder sind gerade die, wo nur eine einzige Kirche herrscht: der Geist ist eingeschläfert oder erstickt und darum das Herz verdorben. Was den Menschen groß macht in Sachen der Religion wie der Politik, ist nicht der Sieg, sondern der Kampf.

Vielmehr findet der Verfasser in der Geschichte die große Lehre,

daß Gott, der den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, im Geist und in der Wahrheit von ihm angebetet werden will. Nicht unserer Lippen Huldigung fordert er, sondern die freiwillige Unterwerfung unsers Herzens und Geistes. Aus Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit, nicht aus Gewohnheit oder aus Modegeschmack sollen wir seinem Gesetze gehorchen. Die Freiheit ist daher das Princip der Religion selbst und darum wird sie ein aufgeklärter Geist stets vertheidigen.

Das Interesse des Gegenstandes selbst möge die Ausführlichkeit dieser Mittheilungen aus einer verhältnißmäßig nicht umfangreichen Schrift entschuldigen. Der katholische Verfasser hat mit männlichem Freimuthe für eine Sache gekämpft, welche gegenwärtig freilich noch immer nur ein Häuflein von Vorfechtern zählt, und er hat sich den lebhaftesten Anspruch auf unsere dankbare Anerkennung erworben. Nur eins hat er bei seiner warmen Vertheidigung der Gewissensfreiheit als des Princips nicht blos der Reformation, sondern der Religion überhaupt außer Acht gelassen: daß er, der Katholik, damit seiner eigenen Kirche das Todesurtheil fällt.

Wir unsererseits müssen freilich bei aller Uebereinstimmung im Uebrigen gegen einen Punkt seiner Erörterung Einspruch erheben und dieser betrifft gerade des Verfassers Ansicht von dem protestantischen Kirchenbegriffe.

Es ist völlig richtig, daß derselbe Grundsatz der Gewissensfreiheit, welcher zur Aufhebung der Staats- und Polizeikirche führte, auch nach innen hin im Protestantismus seine Geltung behauptet und jeder äußern Autorität eines ein für allemal fertigen Bekenntnisses gegenübertritt. Die Kirche ist nach protestantischer Anschauung eben keine Gesetzeskirche, es gibt hier ebenso wenig ein untrügliches Bekenntniß als eine untrügliche Priesterschaft. Dennoch geht der Verfasser unsers Erachtens zu weit, wenn er das Princip des Protestantismus lediglich bei den Independenten, welche die volle Freiheit des gläubigen Individuums proclamiren, ausgesprochen findet. Wir fürchten nicht durch diesen unsern Einspruch abermals einen unhaltbaren Mittelweg zu betreten. Die Kirche ist nicht blos die Summe der zufällig durch gemeinsames Glaubensbedürfniß zusammengeführten Individuen, sondern sie ist allerdings auch für den Protestanten eine objective Macht, die über dem Individuum steht. So einseitig es ist, mit Stahl und Vilmar die Kirche lediglich als äußere Anstalt zu fassen, deren einmal überlieferte Ordnungen für alle Zukunft unwandelbar feststehen, so einseitig würde es umgekehrt sein, bei der Entwickelung des

Digitized by Google

Kirchenbegriffs ausschließlich die Seite der subjectiven Freiheit zu betonen. Es bedarf zunächst keines großen Scharfsinns, um zu erkennen, daß damit die Kirche thatsächlich in zahllose Sekten zerfallen würde, deren es schließlich so viele gäbe als es Individuen gibt. Der Protestantismus würde, wenn er wirklich so unbedingt auf dem Princip des Individualismus stände, überhaupt auf die Realisirung einer Kirche verzichten müssen. Laboulaye wird einfach erwidern: dies sei nun einmal das Schicksal des Protestantismus, nach der consequenten Durchführung seines Princips. Nach ihm würde der Protestantismus nämlich nur den Begriff der unsichtbaren Kirche zulassen, der allerdings in den evangelischen Bekenntnißschriften mit großem — wir wollen hier ununtersucht lassen ob mit allzu großem — Nachdrucke betont wird. Aber der evangelische Kirchenbegriff ist hiermit noch nicht erschöpft. Dieser sogenannten unsichtbaren Kirche oder der Gemeinde der Gläubigen fehlt, sobald man mit ihrem Begriffe Ernst macht, gerade das, was die Kirche zur Kirche macht, nämlich die äußere, sichtbare Vereinigung: sie ist nichts als die Einheit im Geiste, welche auch zwischen äußerlich Getrennten bestehen kann. Soll also überhaupt noch von einer Kirche die Rede sein — das Wort zunächst nur in dem Sinne von einer wirklichen Vereinigung zu gemeinsamer Gottesverehrung verstanden —, so muß dieselbe auch äußerlich in der Form einer bestimmten Gesellschaft zur Erscheinung kommen, für diese bedarf es aber eines objectiven, die einzelnen zusammenhaltenden Bandes: kurz, sie kann ohne gemeinsame Ordnungen ebenso wenig wie ohne ein gemeinsames Fundament der Lehre bestehen. Mögen diese Ordnungen, mögen selbst die Lehrformen noch so wandelbar sein, es muß irgendein Objectives zurückbleiben, welches über allen Wandel erhaben ist, und gerade in diesem wird das eigentliche Lebensprincip der Kirche zu suchen sein. Als Gesammtleben war die Kirche ferner vor dem Individuum da, ihr Lebensprincip kann also schon darum nicht das Individuum selbst mit seiner subjectiven Gläubigkeit sein, sondern eine über dem gläubigen Subjecte stehende objective Macht. Welches diese aber sei, kann sich nur aus einer Analyse des zur Vereinigung immer aufs neue treibenden Glaubens ergeben. Das Object des Glaubens ist die in Christus vollbrachte Erlösung von der Sünde, durch welche an die Stelle des bis auf Christus herrschenden sündigen Gesammtlebens ein neues, durch Christus gestiftetes und fort und fort auf ihm beruhendes Gesammtleben getreten ist. Dieses Gesammtleben ist mit einem Worte das Reich Gottes, dessen Eintritt in die Welt durch Christus nicht blos verkörpert, sondern thatsächlich im Erlösungswerke vermittelt ist. Die Idee dieses göttlichen Reichs, wie solche in lebendiger Fülle durch Christus geschichtliche Wirklichkeit geworden und durch den von Christus ausgehenden Geist fort und fort in der Menschheit sich verwirklicht, ist also jene über den einzelnen stehende objective Macht, die sich nach evangelischer Lehre durch Christi Wort und Sacrament an den einzelnen wirksam erweist, und sich so in einer auch äußerlich sichtbaren Gemeinschaft von Gläubigen verleiblicht. Die Kirche ist mithin überall, wo in einem menschlichen Vereine Wort und Sacrament nach Christi Geist und Willen im Schwange gehen, möge nun jener Verein ausschließlich oder nur zum Theil aus wahrhaft Gläubigen bestehen. Nach dem Maße nun, in welchem Christi Geist das Gesammtleben der äußern Masse durchdringt, wird er in mehr oder minder adäquater Form zur Erscheinung kommen und diese Form wird jederzeit eine äußerlich sichtbare sein müssen, in Lehre, Verfassung, Cultus und Disciplin. Das protestantische Bewußtsein hebt diese äußere Sichtbarkeit nicht auf, sondern führt sie nur auf ihre allein zulässige Bedeutung zurück. Die Kirche ist mit einem Worte die den Bedingungen alles geschichtlichen Werdens unterworfene Erscheinungsform einer an sich unsichtbaren Idee. Diese Form ist wandelbar, weil sie während des geschichtlichen Lebens der Kirche niemals völlig eins zu werden vermag mit ihrem unwandelbaren Inhalte; vielmehr schreitet der lebendige Gottesgeist in der Kirche über alle diese Formen, in denen er sich objectivirt, wieder hinaus. Aber sowenig als ein Inhalt jemals gedacht werden kann ohne Form, sowenig vermag die Kirche zu irgendeiner Zeit bestimmter äußerer Ordnungen und Gestaltungen zu entbehren, d. h. sie ist allerdings, wie Stahl und Vilmar urtheilen, eine äußerlich objective Anstalt, aber sie ist als solche nicht absolut, ihr Wesen geht nicht auf in ihrer Erscheinung. Dem katholischen Kirchenbegriff ist es wesentlich, diese Anstalt als eine in Lehre und Verfassung unfehlbare zu fassen, und ebendarum bedarf sie der äußern Autorität, die in der Unfehlbarkeit des Statthalters Gottes ihre Stütze findet. Der protestantische Kirchenbegriff bestreitet diese Unfehlbarkeit, aber ohne den Begriff der Kirche als einer objectiven Anstalt über den Haufen zu werfen.

Die Stellung des Individuums zur Kirche ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Der einzelne tritt in ein schon vor ihm vorhandenes kirchliches Gesammtleben ein, und hat die Aufgabe, sich diesem Organismus einzufügen als ein lebendiges Glied. Aber wie so die Stellung des Individuums durch das Gesammtleben bedingt ist, so wirkt es selbst wieder umgekehrt auf die Gesammtheit durch die eigenthümliche Ausprägung seines Glaubenslebens zurück, und erst in der lebendigen Wechselwirkung von Gesammtheit und Individuum vollzieht sich der Lebensproceß der Kirche auf Erden. Der jedesmalige Gesammtzustand des kirchlichen Lebens ist also so wenig eine unantastbare Autorität, daß vielmehr gerade in der freien Eigenthümlichkeit des einzelnen, welche sich als solche muß geltend machen können, die Möglichkeit einer gesunden Fortentwickelung der Gesammtheit liegt; innerhalb des Gesammtlebens muß freier Raum zur Bewegung sein, damit die Kirche ebenso frei das, was sich als lebendiges Gewächs aus dem Evangelium, der gemeinsamen Wurzel erprobt, sich aneignen könne, wie umgekehrt das, was sich als Misbildung erweist, von selbst durch das Gesammtleben ausgeschieden werden wird, wie ein gesunder Körper ungesunde Säfte ausscheidet.

Digitized by Google

Es gibt hier keine unfehlbare Lehre: das eine Evangelium nimmt gar mannichfaltige Formen an je nach der Mannichfaltigkeit der Individuen, von denen es aufgenommen wird; es gibt auch keine unfehlbare Priesterschaft: denn der Geist weht wo er will; die Kirche bedarf auch keiner menschlichen Mittler, sondern soll jeden einzelnen ohne Unterschied zu dem einen göttlichen Mittler hinführen; es gibt überhaupt nichts, was unbedingtes Recht beanspruchen könnte, außer dem göttlichen Worte selbst, der einzigen unfehlbaren Autorität. Wer kraft dieses im Glauben angeeigneten Wortes in Christus, dem Haupte der Kirche, seinen Erlöser und Seligmacher gefunden hat, ist ein lebendiges, durch keine Bekenntnißformeln und priesterlichen Ansprüche in seiner Freiheit einzuengendes Glied dieser Kirche. Der Protestantismus leugnet also das Autoritätsprincip als solches nicht: er stellt es vielmehr her, indem er alle hinweist auf die eine absolute Autorität; aber gerade in der für alle gleich unbedingten Unterordnung unter die Autorität des einen göttlichen Meisters und seines Evangeliums ist zugleich die unbedingte Freiheit von jeder Autorität menschlicher Meister und menschlicher Satzungen gegeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gegensatz des katholischen und des protestantischen Princips am schärfsten in der Lehre von der Kirche zum Ausdrucke kommen muß. Laboulaye hat recht, wenn er die Eigenthümlichkeit des Katholicismus darin zusammenfaßt, daß hier die Wahrheit Gesetz, das Gesetz Wahrheit sei, und eben um dieses gesetzlichen Standpunktes willen bedarf der Katholicismus der unwandelbaren Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht und einer hierarchisch gegliederten Priesterschaft mit ihrer monarchischen Spitze, dem unfehlbaren Papstthum, damit dieser Wahrheitsschatz unverfälscht für alle Zeiten bewahrt werde. Der evangelische Standpunkt — und auch darin stimmen wir mit Laboulaye vollkommen überein — stellt sich diesem äußern Autoritätsprincipe grundsätzlich gegenüber: er kann in demselben nichts anderes sehen, als einen Abfall von der durch Christus gebrachten herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, als ein Zurücksinken auf den Standpunkt des Judenthums. Hiermit braucht keineswegs geleugnet zu werden, daß dieses äußere Gesetz, als ein Zuchtmeister auf Christus, wie es der Apostel nennt, für gewisse Zeiten und Menschen auch in der Christenheit seine Berechtigung habe; aber diese Berechtigung ist nur eine relative und die Bestimmung des Gesetzes ist gerade, sich entbehrlich zu machen, statt absolute Gültigkeit zu beanspruchen. Ebendarum ist aber auch nach protestantischer Anschauung die evangelische Kirche der reinste Ausdruck des christlichen Princips, und ohne der katholischen Kirche das Prädicat einer christlichen abzustreiten, können wir doch in ihr nur insoweit Christliches anerkennen, als dieselbe trotz jener Trübung durch jüdisches Gesetzthum an Christus als ihrem göttlichen Haupte hält und dem Individuum die Möglichkeit offen läßt, zu Christus zu kommen, d. h. mit andern Worten evangelisch und christlich sind Begriffe, die sich decken, und die katholische Kirche ist nur christlich, soweit sie auch evangelisch ist, und unchristlich, soweit sie durch ihr Gesetzthum dieses evangelische Princip verkümmert. Die wahrhaft Evangelischen rühmen sich damit nicht wie die Katholiken des Besitzes eines untrüglichen, als Gesetz überlieferten Lehrbegriffs, an dem die Gemeinde nichts ändern dürfe: sie finden gerade umgekehrt in diesem Anspruche einen Abfall vom evangelischen Princip; aber unsere Kirche ist dennoch nicht blos eine Theilkirche neben andern, sondern sie ist die Kirche, die in Christus den alleinigen Meister verehrt. Wol braucht sie nicht (was man ihr fälschlich vorwirft) wie Pilatus immer aufs neue zu fragen, was Wahrheit sei, Christus ist ihr die Wahrheit, aber sie protestirt grundsätzlich gegen jeden Versuch, irgendeine menschliche Auffassungsform dieser Wahrheit, wie sie in irgendwelchem Bekenntnisse einer Theilkirche niedergelegt ist, mit der Wahrheit selbst zu identificiren.

Von diesem Grundsatze hat jede Betrachtung der Lehrunterschiede der katholischen und evangelischen Kirche auszugehen.

Anders scheint freilich der Consistorialrath und Professor Böhmer, Verfasser der Schrift „Die Lehrunterschiede der katholischen und evangelischen Kirchen" zu urtheilen. Nach ihm soll in der katholischen Kirche Christus, in den evangelischen Kirchen der Leib Christi, d. h. die Kirche des Herrn in ihren Gliedern nicht zu ihrem Rechte gelangen. Der erste Satz wird hinsichtlich der „ehrwürdigen römisch-katholischen Kirche" damit begründet, daß sie neben Christus noch einen sichtbaren Leiter und Regierer annehme; der letzte Satz wird für die Reformirten aus der Lehre von der Erwählung erwiesen, weil nach derselben der Glaube der zu Erwählenden von Gott nicht vorausgeschaut werde, für die lutherische Kirche aber durch den dem Verfasser anstößigen Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, welcher die wahrhaft guten Werke der Gläubigen bei der göttlichen Rechtfertigung nicht mit in Anschlag bringe. Von diesen Voraussetzungen aus geht der Verfasser zu einer Kritik der einzelnen Lehrstücke der katholischen und evangelischen Theilkirchen, und weiß denn nun Recht und Unrecht dergestalt zwischen beiden Seiten zu vertheilen, daß, wenn es auf Böhmer ankäme, der Wiedervereinigung der getrennten Kirchengemeinschaften nichts weiter im Wege stände.

Wir denken, damit wird es wol noch gute Weile haben, müssen aber unterdessen das ganze Unternehmen schon darum als ein vergebliches bezeichnen, weil über den evangelischen Theilkirchen die evangelische Kirche selbst nicht zu ihrem Rechte kommt, welche eben den Anspruch erhebt, über der lutherischen und reformirten Theilkirche zu stehen. Freilich ist dem Verfasser auch die unirte Kirche, der er selbst angehört, eben nur wieder eine Theilkirche neben andern: mit Recht, sofern sie dies in ihrer dermaligen Verkümmerung factisch noch ist; mit Unrecht, sofern sie ihrer Idee nach gerade auf die Ueberwindung jenes Theilkirchenthums des confessionalistischen Separatismus hinstrebt. Das Urtheil über die katho-

Digitized by Google

liſche Kirche ferner iſt zwar nicht falſch, aber ungenügend, weil das Papſtthum nur die letzte Conſequenz des katholiſchen Princips überhaupt iſt. Wäre der Verfaſſer von der Wirkung auf die letzte Urſache zurückgegangen, ſo würde er eben jenes äußere Geſetzthum als Princip des Katholicismus gefunden haben, und hätte nicht nöthig gehabt, die griechiſch-katholiſche Kirche in ſo äußerlicher Weiſe, wie bei ihm geſchehen iſt, danebenzuſtellen, denn dieſe iſt in Wahrheit nichts als eine auf einer tiefern Entwickelungsſtufe ſtehen gebliebene Geſtaltung deſſelben Princips, das im Papſtthum ſeinen nothwendig letzten Abſchluß findet. Hätte Böhmer dies richtig beachtet, ſo würde er auch weiter erkannt haben, daß das katholiſche und das evangeliſche Princip ſich nicht conträr, ſondern contradictoriſch gegenüberſtehen, hätte alſo auch keine Mengerei verſucht, da es zwiſchen beiden keine Vermittelung gibt, ſondern nur Kampf auf Leben und Tod. Mag an den evangeliſchen Theilkirchen, welche ſelbſt nur eigenthümliche Geſtaltungen des einen evangeliſchen Princips ſind, noch ſo viel zu beſſern ſein, als endliche Erſcheinungsformen der Kirche Chriſti ſind ſie ja jederzeit der Fortbildung von innen heraus dringend bedürftig; aber von der „ehrwürdigen römiſch-katholiſchen Kirche" kommt ihnen das Heil nimmermehr, ſie müßten denn vorher einen Selbſtmord begehen. Die Herren Stahl und Genoſſen ſchauen freilich verlangend nach der Kirche des vielen verborgenen Segens mit ihrer Handreichung der Heiligthümer von Geſchlecht zu Geſchlecht; was ſie von ihr entlehnen, iſt, wie gezeigt worden, nichts als das katholiſche Grundprincip ſelbſt, welches die Fundamente der evangeliſchen Kirche aus dem Boden reißt. Aber auch Böhmer thut thatſächlich daſſelbe, wenn er mit der katholiſchen Kirche dem rechtfertigenden Glauben die Werke beigeſellt. Als proteſtantiſcher Theolog ſollte er wiſſen, daß er damit die ganze evangeliſche Kirche (nicht blos die lutheriſche, welche die Rechtfertigungslehre nicht vor den Reformirten voraushat) aus den Angeln hebt. Werden die Werke als rechtfertigend neben den Glauben geſtellt, ſo höet Chriſtus auf zu ſein, was er für die evangeliſche Kirche iſt, der alleinige Urheber und Vermittler des Heils: wir wirken dann unſere Rechtfertigung wenigſtens theilweiſe ſelbſt. Der Gegenſatz des Paulus gegen des Geſetzes Werke iſt keineswegs gegen die blos „äußerlich ſcheinbaren" gerichtet, und ſo richtig der Verfaſſer hervorhebt, daß ein Glaube ohne Werke todt iſt, ſo verkehrt iſt es doch, die pauliniſche Formel von der Rechtfertigung aus dem Glauben (allein, wie Luther völlig richtig im Sinne des Apoſtels überſetzt) auf die Formel des Jakobusbriefs von der Rechtfertigung aus Glauben und Werken, als die beſondere auf die allgemeine zurückzuführen. Wir überlaſſen die Vorliebe für den Jakobusbrief allen Jüdiſchgeſinnten im Chriſtenthume, Katholiken, Rationaliſten u. ſ. f., und finden Luther's Urtheil über die „Strohepiſtel" zwar einſeitig und hart, aber in der Sache, auf die es hier ankommt, nicht ganz ohne Berechtigung. Dafür halten wir uns an den Römerbrief, der uns lehrt, daß der Menſch nicht durch eigenes Werk und Verdienſt, ſondern allein durch die freie Gnade Gottes in Chriſtus gerechtfertigt wird, der Glaube alſo nicht Grund, ſondern nur Mittel unſerer Rechtfertigung iſt, und müſſen vollkommen dem beipflichten, was ein anderer Mitarbeiter d. Bl. vor vier Jahren kurz und bündig ſo zuſammengefaßt hat: „Wer die Rechtfertigung allein durch den Glauben von ſich weiſt, der ſehe zu, wie er einen feſten Rettungsgrund ſucht vor den Gefahren, auf der einen Seite in phariſäiſchen Stolz zu verſinken, auf der andern der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes gegenüber in Verzweiflung zu fallen." Die Gewißheit unſerer Rechtfertigung hängt aber nicht ab von dem Grade der Vollkommenheit unſerer ſittlichen Heiligung, die vor Gottes Richterſpruch niemals beſtehen mag, ſondern von dem Grade der Zuverſicht, mit welcher wir Chriſtum als einzigen Heilsgrund umfaſſen. Wie es aber ein unproteſtantiſches Vertrauen auf das Fleiſch iſt, irgendwelche menſchliche Autorität neben die Autorität Chriſti zu ſtellen oder, was noch ſchlimmer iſt, mit derſelben hinterliſtigerweiſe in eins zu ſetzen, ſo verleugnet umgekehrt die Böhmer'ſche Verbeſſerung der evangeliſchen Rechtfertigungslehre die Grundthatſache des evangeliſchen Bewußtſeins, nach welcher das Heil gnadenweiſe in Chriſtus geſchenkt, nicht aber irgendwie durch eigenes Zuthun erworben wird. Böhmer hat ſowenig als die katholiſirenden Neulutheraner an Chriſtus und ſeinem Evangelium genug; wie jene den Gehorſam gegen die kirchliche Autorität, ſo ſetzt dieſer die guten Werke des einzelnen als ſelbſtändigen Factor zu dem die Erlöſungsgnade in Chriſtus ergreifenden Glauben hinzu. Hier wie dort iſt Judenthum, was uns freilich bei Böhmer noch mehr wunder nimmt als bei Stahl.

Eines weitern Eingehens in die Böhmer'ſche Schrift enthalten wir uns und möchten dafür die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lieber auf die treffliche Schrift von Daniel Schenkel: „Die Reformatoren und die Reformation" hinlenken. Der Verfaſſer bietet in derſelben der evangeliſchen Landeskirche Badens, der er als theologiſcher Profeſſor der Univerſität Heidelberg angehört, zur Feier ihres dreihundertjährigen Jubiläums eine Jubelgabe mit den Lebensbildeen der vier großen Reformatoren: Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon. Fehlt es auch nicht an ähnlichen biographiſchen Arbeiten, ſo iſt doch ſchon der Gedanke als ein äußerſt glücklicher anzuerkennen, die beiden Reformatorenpaare Deutſchlands und der Schweiz in vier gleichzeitig vor unſern Augen entrollten Gemälden nebeneinander zu ſtellen. Man kann es mit Referent beklagen, daß der Verfaſſer die feindſelige Berührung, in welche die Reformatoren während ihres Lebens zueinander getreten ſind, möglichſt in den Hintergrund zu rücken ſucht; man kann ſogar, in welchem Falle Referent ſich abermals befindet, die anfänglich getrennte und ſelbſtändige Entwickelung der beiden reformatoriſchen Kirchen im umfaſſendſten Sinne als eine geſchichtliche Nothwendigkeit begreifen, und ſich dennoch dem Verfaſſer zum aufrichtigſten Danke für ſeine Arbeit verpflichtet fühlen, weil

Digitized by Google

gerade auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, die Thatsachen reden zu lassen, die wesentliche Zusammengehörigkeit der deutschen und der schweizerischen Reformation am besten veranschaulicht wird. Die Unterschiede, wie bedeutsam an sich, betreffen doch nur die Art, wie das gemeinsame evangelische Princip in den Reformatoren und ihren Kirchen eigenthümliche Gestalt gewonnen hat; aber wer wie wir das Wesen der evangelischen Kirche nicht erschöpft sehen kann in irgendwelcher bestimmten Erscheinungsform, in Lehre, Cultus und Verfassung, wird gerade in jener verschiedenen Ausprägung des einen und untheilbaren evangelischen Grundgedankens eine Bestätigung des oben aufgestellten Satzes erkennen, daß der Begriff der evangelischen Kirche weiter reicht, als die lutherischen und calvinischen Bekenntnißkirchen, oder mit andern Worten, daß die letztern eben in dem Maße, als sie von wahrhaft evangelischem Leben durchdrungen sind, auch den Trieb zu einer höhern Einheit in sich tragen, welche die Unterschiede nicht sowol verkleistert, als vielmehr auf organischem Wege überwindet. In diesem Sinne mögen die unmittelbar aus den Quellen geschöpften, in ebenso frischer und volksthümlicher als des Gegenstandes würdiger Sprache geschriebenen Biographien allen denen empfohlen sein, die das lebendige Bedürfniß in sich tragen, ihr evangelisches Bewußtsein immer aufs neue an den erhabenen Gestalten der reformatorischen Vorzeit zu stärken und zu erfrischen. Der Verfasser hat sich aber unsern Dank auch noch in ganz besonderer Weise verdient durch die seinen Lebensbildern beigefügte treffliche Erörterung über die der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben. Schenkel stellt sich von vornherein auf den einzig richtigen Standpunkt, wenn er als die nächste und erste Aufgabe der Reformation diese bezeichnet, die ausschließliche Gewalt der priesterlichen Kirchenanstalt über die christlichen Gemeinden und Gewissen zu bekämpfen. Er zeigt, wie die Reformatoren ihre ersten siegreichen Angriffe gegen die Behauptung richteten, daß jene priesterliche Anstalt, die sich die Kirche nennt, ein untrügliches Organ der Wahrheit sei. Diesem verhängnißvollen Irrthume gegenüber griffen die Reformatoren zurück auf die Heilige Schrift als die alleinige und ausschließliche Quelle göttlicher Wahrheit, ohne doch den freien menschlichen Antheil an den darin niedergelegten Heilsmittheilungen zu verkennen. Durch eine interessante und namentlich in der Gegenwart doppelt beachtenswerthe Zusammenstellung reformatorischer Aussprüche über die Schrift wird vom Verfasser das Urtheil begründet, daß die Schrift ein in allen Theilen wohl ineinander gefügtes Ganzes der göttlichen Offenbarungsgeschichte, also das Wort Gottes im organischen Sinne sei, aber eben auch nur insofern, als die ganze Schrift von Anfang bis Ende Christum predigt.

In diesem Ganzen unterscheiden die Reformatoren jedoch einen wesentlichen Kern von der ihn umhüllenden Schale, den darin pulsirenden Herzschlag von dem davon beseelten Muskelgewebe, das alles verbindende Eine von dem vielgegliederten Mannichfaltigen.

Die Schrift ist daher nicht „als ein blos äußerlich beglaubigtes Gesetzbuch zu betrachten, welchem der evangelische Christ nur um seiner äußern Autorität willen sich unterwerfen soll", sondern sie ist uns die gottbeglaubigte Kunde der göttlichen Heilsgeschichte, deren Mittelpunkt Christus ist und demzufolge glauben wir auch nicht „um der Schrift willen an Christus, sondern um Christi willen der Schrift".

Hiermit ist zugleich auch das evangelische Princip der wissenschaftlichen Schriftforschung gewahrt, welche niemals an menschliche Satzungen und kirchliches Herkommen gebunden werden darf, wie denn die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche selbst, die Concordienformel eingeschlossen, sich selbst nur den Werth von geschichtlichen Zeugnissen in Betreff der jeweiligen Lehrüberlieferung beimessen, also genaue, wenn auch in der Praxis nicht immer eingehaltene Grenzen ziehen zwischen dem Worte Gottes selbst und den menschlichen jeweiligen Auffassungen.

Nach Gottes Willen ist es nun einmal nicht die Aufgabe der Protestanten, sich mit derjenigen Form der Wahrheitserkenntniß ohne weiteres zu begnügen, in welcher unsere Väter vor mehr als dreihundert Jahren die Heilswahrheit erkannt und ausgesprochen haben, sondern es liegt ihnen als echten Söhnen der Reformation vielmehr die Pflicht ob, immer mehr zu wachsen in der Erkenntniß, bis wir alle gelangen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur Mannesreife, zum vollen Mannesalter Christi (Eph. 4, 13).

Die Wahrheit ist zwar im Worte Gottes in ihrem ewigen Wesen und in ganzer Fülle niedergelegt; aber die Erkenntniß der Wahrheit soll eine immer reinere und verklärtere Gestalt unter uns gewinnen. Wir sollen mit unserer Erkenntniß zwar dankbar auf dem Grunde des Bekenntnisses, den unsere Väter im Glauben gelegt haben, stehen; aber von diesem Grunde aus, außer welchem kein anderer gelegt werden kann, sollen wir auch unter dem Beistand des in alle Wahrheit leitenden Geistes in die Tiefen und Höhen, der Wahrheit in Liebe uns befleißigend, immer weiter bauen und in allem an den immer innigter heranwachsen, welcher das Haupt ist, Christus (Eph. 4, 15).

Als zweite Aufgabe der Reformation bezeichnet der Verfasser die persönliche Selbstdahingabe an die erkannte Wahrheit. Von dem äußerlichen Gesetzesstandpunkt, dieser Vorstufe, auf welcher die mittelalterliche Kirche stehen geblieben ist, gilt es fortzuschreiten zu der freien sittlichen Selbstbestimmung, welche aber nur möglich ist, wenn der Mensch durch den Glauben zum eigensten persönlichen Besitze und damit auch zur vollen Sicherheit seines Heils gelangt ist. Die evangelische Freiheit ist dem Verfasser wie für Luther nur möglich, wenn der Mensch weder auf die eigenen Werke, noch auf irgendein Mittleramt einer kirchlichen Anstalt, sondern einzig und allein auf die in Christus sich offenbarende ewige erbarmende Liebe Gottes sich verläßt. Nur wer im Glauben infolge eines freien Actes sittlicher Selbstentscheidung auf die Seite Gottes getreten ist,

der hat damit in dem innersten Punkte seines persönlichen Lebens mit der Wurzel aller Sünde der Selbstsucht gebrochen und den Keim zu einer neuen gottgemäßen Lebensentwickelung in sich aufgenommen.

So ist es also gerade das evangelische Grundprincip von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, welches den Gesetzesstandpunkt wahrhaft ethisch überwindet.

Digitized by Google

Die mittelalterliche Kirche ging von der Voraussetzung aus, daß das Verhältniß der erlösten Menschheit zu Gott noch immer wesentlich ein gesetzliches Rechtsverhältniß sei. Hundert Veranstaltungen waren von ihr getroffen, um durch genugthuende Leistungen die Versöhnung des Menschen bei Gote rechtlich zu verdienen. Es war die zweite große Aufgabe der Reformation, diesen Gesetzesstandpunkt zu überwinden und die evangelische Wahrheit wieder zur Anerkennung zu bringen, daß niche durch äußere Gesetzeserfüllung, sondern durch innere Personerneuerung allein die Wiedergeburt des Menschen und ein seliges Leben in Gott begründet werden kann.

Alle diese Sätze des Verfassers sind wahr und treffend, wenn anders das Misverständniß ferngehalten bleibt, als erfolgte unsere Rechtfertigung vor Gott um diesee im Keime durch den Glauben bereits gesetzten und in ihrer dereinstigen Vollendung schon vorausgeschauten persönlichen Erneuerung willen, da diese doch lediglich nur die subjective Bedingung ist, unter welcher die Rechtfertigung allein eefolgen kann, während ihr objectiver Grund allein in dem Erlösungswerke Christi gelegen ist, insofern Gott die Menschheit in Christus ansieht. Im entgegengesetzten Falle würden wir ebenso wie gegen das Böhmer'sche „aus Glauben und Werken" so auch gegen die Schenkel'schen Formeln Einspruch erheben müssen.

Als die dritte Aufgabe der Reformation bezeichnet der Verfasser endlich die Heiligung der Gemeinde. Wir müßten das im Vorstehenden von uns Entwickelte geradezu mit andern Worten wiederholen, wenn wir es versuchen wollten, dem Gedankengange dieses Abschnitts eingehender zu folgen. Trefflich weiß der Veefasser zu zeigen, wie gerade der hergebrachte mittelalterliche Kirchenbegriff durch die Reformation eine durchgreifende Umbildung erfahren mußte; an die Stelle des gesetzlichen Gehorsamdienstes gegen die äußerliche kiechliche Anstalt ist die Gemeinde der Gläubigen getreten, die auf der persönlichen Gemeinschaft der durch Christi Wort und Geist Wiedergeborenen mit Gott beruht. Wir können hier nicht umhin, einen von Schenkel mitgetheilten Ausspruch Luther's anzuführen, zum Zeugniß, wie diese Anschauung von der Kirche keineswegs blos der Einfall einiger in subjectivistischen Irrthümern befangenen Neuern ist:

Alle, die christliche Einigkeit oder Gemeinde leiblich und äußerlich machen, sind rechte Juden. Denn dieselben warten auch ihres Messias, daß er soll auf benanntem äußerlichen Ort, nämlich zu Jerusalem, ein äußerlich Reich aufrichten und also den Glauben, der allein Christi Reich geistlich und innerlich macht, fahren lassen.

Daher betont es denn auch der Verfasser, daß die Kirche niemals der Sache und dem Wesen nach in der sichtbaren Erscheinung aufgehen könne, da es vom Standpunkte der Reformation nun einmal keine äußerlich erscheinende, vollkommen reine Kirche gebe.

Drängt im Widerspruche damit die augenblicklich herrschende Strömung einer Zeit nach kirchlicher Gesetzes-, oder äußerer priesterlichen Machtaufstellung, so ist dies im besten Falle nutzlose, aber verwireende Arbeit. Durch eine derartige Zeitströmung wird das Werk der Reformation in seinem naturgemäßen Fortschreiten jedenfalls eine Zeit lang aufgehalten, die eigentliche Heilsaufgabe der Menschheit unterdessen vernachlässigt und gehindert und die Kirche auf ein ihrem Wesen fremdes Gebiet hinübergenöthigt, bis sie dem ihr innewohnenden Zuge aufs neue folgend, zu ihrer wahren, auf die innerliche Erneuerung der Menschen gerichteten Naturbestimmung wieder zurückkehrt.

Allerdings scheint uns der Verfasser ebenso wie Laboulaye zu weit zu gehen, wenn er überhaupt das Bestreben, eine äußerliche kirchliche Anstalt zu gründen und zu erhalten, als unprotestantisch verwirft, und er selbst muß im Verlaufe seiner Erörterung diesen Satz einigermaßen beschränken, indem er ganz in reformatorischer Weise auf die Predigt des göttlichen Wortes und die Verwaltung der Sakramente hinweist, in welcher eine auch äußere Gemeinschaft bildende Kraft, ja überhaupt die unentbehliche Grundlage jeder äußern kirchlichen Gemeinschaft liege. Ist die Kirche, sofern sie geschichtlich zur Erscheinung kommt, eine äußere Gemeinschaft, so bedarf sie auch der äußern Ordnungen in Lehre, Veefassung, Cultus und Disciplin, ist also in der That eine äußere Anstalt. Nicht darin also, daß die Kirche als Anstalt bezeichnet wird, liegt etwas Unprotestantisches, sondern darin, daß sie wesentlich Anstalt und in ihrer jeweiligen anstaltlichen Erscheinungsform untrüglich und unwandelbar sein soll, oder daß das lebendige Princip der Kirche, die Idee des göttlichen Reichs, wie solche durch den von Christus dem Haupte ausströmenden und vermittelst Wort und Sakrament in den Gläubigen Wohnung machenden Gottesgeist fort und fort auf Eeden Gestalt gewinnt, in eins gesetzt wird mit iheer geschichtlichen Eescheinung in iegendeiner bestimmten kirchlichen Anstalt. Freilich hat sich der geehete Verfasser diese richtige Einsicht einigermaßen dadurch erschwert, daß er als die eigentliche Lebenswurzel der Kirche den Glauben, also ein subjectives Element setzt, statt jener durch Wort und Sakrament wirksamen objectiv göttlichen Macht, die selbst erst die über allen Gläubigen stehende Quelle des Glaubens ist. Indessen fürchten wir nicht, uns durch diese nothwendige Berichtigung in principiellen Gegensatz zu dem Veefasser zu setzen, mit welchem wir uns in allem Uebrigen im wesentlichen Einverständniß wissen.

Was der Verfasser sonst noch über den kirchlichen Gottesdienst, das evangelische Gemeindeleben, die Mission der Sonderkirchen, die Kindertaufe u. s. w. bemerkt, sei, auch ohne daß wir es im einzelnen besprechen, allen christlichen Lesern zur ernstlichen Erwägung empfohlen; nur seine Ausführungen über Staat und Kirche vermögen wir uns nicht so unbedingt anzueignen, da hier der Staatsgewalt bei aller Mäßigung denn doch eine größere Macht über die Kieche eingeräumt wird, als sich mit der anzustrebenden Selbständigkeit der letztern zu vertragen scheint.

Es ist von Interesse, mit dieser Schenkel'schen Schrift noch eine andere zu vergleichen, welche bei sehr bedeutenden Verschiedenheiten in den Grundbegriffen wie in den praktischen Resultaten denn doch auch wieder sehr wesentliche Berührungspunkte mit derselben bietet: wir meinen Leopold Immanuel Rückert's „Büchlein von der Kirche". Wenn

Digitized by Google

es nach dem bei Schenkel vorwiegenden Idealismus zuweilen scheint, als sollte die sichtbare Kirche vollständig in der sogenannten unsichtbaren, der Gemeinde der Gläubigen aufgehen, so begegnet uns bei Rückert ein durchaus realistischer Kirchenbegriff, der auf die strengste Scheidung von Kirche und Gemeinde hinausläuft. Wir vermögen uns freilich auch diese Anschauungsweise nicht ohne wesentliche Modificationen anzueignen, müssen ihr jedoch die Anerkennung zollen, daß sie ein berechtigtes Gegengewicht gegen eine einseitige idealistische Fassung bildet. Rückert lehnt es ab, von einer „Idee" der Kirche zu reden, weil der Sprachgebrauch als Ideen blos die Uranschauungen des Geistes aufzufassen heische, und will dafür den Ausdruck „Begriff" der Kirche gebraucht wissen, was in der Sache auf dasselbe hinauskommt, daher wir uns gern einer weitern Auseinandersetzung über das Wort „Idee" der Kirche enthalten können, obwol wir bekennen müssen, hierin abweichender Meinung zu sein.

Als Begriff der Kirche bezeichnet der Verfasser die Gemeinde, näher die Gemeinde Christi oder die christliche Gemeinde als den Verein der Gläubigen; die gemeindebildende Kraft findet er in dem innern Bande der Geisteseinheit, die Bestimmung der Gemeinde sei die Herbeiführung des Gottesreichs auf Erden, ihre Thätigkeit gegenseitige Erbauung nach innen, werbende Mission nach außen. Aus der Schrift führt der Verfasser darauf den Beweis, daß Christus die Entstehung der Gemeinde gewollt, eine Lehre von der Gemeinde aber nicht aufgestellt habe, während die Apostel von der Gemeinde als einer engverbundenen organischen Einheit reden, aber nur die Gemeinschaft der wirklich Gläubigen, durch den Glauben an Christus Erlösten im Sinne haben. Von der Gemeinde in diesem Sinne, wie sie allein das Denken vom Begriff aus einstimmig mit den Erklärungen des Neuen Testaments gewinne, unterscheidet der Verfasser nun aufs schärfste die Kirche als die äußerlich sichtbare Menge aller, die den Christennamen führen, oder aller Getauften, und will nur auf letztere den Namen Kirche angewendet wissen. Während die Gemeinde des Begriffs nie in der Wirklichkeit bestanden hat, ist das seit der Apostel Zeiten wirklich ins Leben Getretene nur die Kirche gewesen, die in sich zwei ihrem sittlichen Sein nach höchst unterschiedene Bestandtheile schließe: die wesentlichen Glieder der Gemeinde, denen es aber an wirklicher Gemeinschaft fehlt, und eine lange gliederreiche Stufenfolge von andern, von den dem Christenthum Geneigten an bis herab zu den innerlich Losgerissenen und Widerwärtigen. Diese Kirche ist daher kein Ganzes, sondern ein Haufwerk des Verschiedensten und Ungleichartigsten; aber was an innerer Einheit des Glaubens fehlt, wird durch die gesetzliche Einheit des Namens ersetzt, das freie Herzensbekenntniß durch Bekenntnißformeln. Ihre Verfassung, deren Ausbildung gerade am wenigsten den im vollen christlichen Leben Stehenden anheimfällt, vollendet sich erst, wenn der zahlreiche Stand der Regierenden sich zur Pyramide zuspitzt: zur Bezahlung ihrer Arbeiter bedarf sie Geld, sie wird Handelsverein, Lohnanstalt, Wirthschaftsanstalt; ihr Verhältniß zum Staate ist das eines fortwährenden Kampfes, der, je nachdem das Staatsbewußtsein oder das Kirchenbewußtsein überwiegt, zur Herrschaft des einen Theils über den andern führen muß; ihr Amt ist ein zwischen Gott und den Menschen an Mittlerstatt stehendes Priesterthum, das sich rühmt, im Besitz der Schlüssel zum Himmelreiche zu sein, nicht bedacht, für Christus Menschenherzen, sondern nur für die Kirche Glieder zu gewinnen, und als Bedingung der Theilnahme an ihren Gütern nur Glauben an das, was sie lehrt und Unterwerfung unter ihre Satzungen und Formen fordernd. Dies ist nach Rückert die Kirche, welche entstehen muß, wenn an die Stelle der Gemeinde der Gläubigen die Gemeinschaft der Getauften tritt, und die Geschichte des Mittelalters zumal zeigt, daß diese Kirche wirklich entstanden ist. Die Reformation hat zwar keine Erneuerung der Christenheit, wol aber eine Erneuerung der Kirche gebracht, indem sie auf die Frage, wie gelangt der sündige Mensch zum Heil, die allein richtige Antwort wieder aufgefunden hat, welche schon Paulus gab: durch die Rechtfertigung aus dem Glauben. Damit war wenigstens eine Anstalt hergestellt, welche jedem, der da wollte, die Mittel an die Hand gab, das Heil im Glauben an Christus zu gewinnen, so rein und ungefälscht als es irgend möglich war. Hauptarbeit mußte also unter den einmal gegebenen Verhältnissen nicht Herstellung einer reinen Gemeinde der Gläubigen, sondern Herstellung der Lehre sein; von der Rechtfertigung aus dem Glauben als dem Mittelpunkte aus mußte der gesammte Lehrinhalt wie das gesammte Kirchenthum geprüft und reformirt werden. In Wirklichkeit aber ward nur der geringste Theil des begonnenen Werks vollendet, man begann zu stocken, dann stand man still und ging endlich rückwärts. Wenn auch das christliche Wesen erwacht, das heidnische und jüdische Wesen der alten Kirche abgethan war, so wurde die Reinigung der Lehre nur halb gethan, in vielen Stücken behielt man bei, was wegzuwerfen war und gerieth so in Widerspruch mit dem eigenen Princip der Reformation. Bald kam die Zeit der Bekenntnißformeln, mit denen diejenigen, welche Herren der Kirche geworden waren, die Einheit erzwingen wollten; die Kirche ward eine arme Magd, dienstbar gemacht der weltlichen Obrigkeit, zuletzt gab es genau genommen gar keine Kirche, sondern nur Theologen, die vom Staate Brot und Befehle empfingen, daneben Unterthanen, eine Heerde, deren Hirten jene unter ihrem Oberhirten, dem Landesherrn, waren. So ist denn

die Kirche des Alterthums und die des Mittelalters die lebendige Gemeinde, welche Christus wollte und die Apostel dachten, nie gewesen, hat den Schatz, den zu spenden und zu bewahren sie beauftragt war, schlecht verwaltet und soviel an ihr war, vergeudet, hat mit vielem jüdischen und heidnischen Wesen ihn verunreinigt und die Menschen, deren Führerin zum Heil sie sein sollte, in der Irre umhergeführt. Die Bewegung des 16. Jahrhunderts hat von Anfang an das rechte Ziel ergriffen und den rechten Punkt ins Auge gefaßt, hat auf die höchste Lebensfrage die rechte evangelische Antwort gefunden und sie zum Mittelpunkte der Lehre und des Kirchenthums erhoben, hat sich des heidnischen und jüdischen Wesens, das sie vorgefun-

Digitized by Google

den, entledigt und den rechten Weg des Heils wieder aufgedeckt.

So ist diese Kirche unter allen die einzige, die den Namen der evangelischen verdient, trotz des vielen, was mangelhaft an ihr geblieben und was sie versäumt hat. Sie kann ihre Aufgabe noch erreichen, wenn anders sie dieselbe recht erkennt, nämlich immer vollkommenere Anstalt zu werden zur Erbauung und christlichen Förderung der schon Gläubigen, wie zur Gewinnung derer, die es noch werden sollen. Dies aber kann sie nur, wenn sie in einem vollern Sinne evangelisch wird, gegründet auf die Thatsachen, deren Verkündigerin die evangelische Geschichte ist, eindringend in die Tiefen des göttlichen Rathschlusses, der in diesen Thatsachen zur Ausführung und Offenbarung kam und in das Wesen dieser Offenbarung selbst, sich durchdringend mit dem Geiste des Evangeliums, der ein Geist der Freiheit ist, sich bereichernd mit den Schätzen der Erkenntniß, die in Geschichte und Schrift enthalten sind, bereit für jeden, der die Mühe sie zu heben nicht scheut, und von sich legend, was sie von unevangelischem Wesen noch an sich findet.

Wir unterbrechen hier die Erörterung des Verfassers, um wenigstens in einem aber allerdings bedeutsamen Punkte einige Erinnerungen anzuknüpfen. Wir bemerkten schon, daß uns der realistische Kirchenbegriff des geehrten Verfassers sein gutes Recht zu haben scheint gegenüber einer schon beim Beginn der Reformation eingetretenen und neuerdings von vielen der besten Männer wiederholten Ueberspannung des Begriffs der unsichtbaren Kirche, mit welcher zuletzt kein realer Bestand der Kirche auf Erden mehr vereinbar bleibt. Allein die Unterscheidung, die der Verfasser macht zwischen der Gemeinde als dem freien Verein der durch den gemeinsamen Glauben an die Erlösung in Christus Verbundenen und der Kirche als der äußern sichtbaren Masse aller, die den Christennamen führen, entgeht ebenso wenig wie die bisherigen Versuche, von denen nur die Ansicht Schleiermacher's und der sich ihm Anschließenden auszunehmen ist, der Gefahr, die Kirche in zwei völlig äußerlich zueinander stehenden Haufen von Menschen zu zerfällen, ja wir müssen es sogar als ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst Rückert's anerkennen, daß er selbst diesen Thatbestand in aller Offenheit darlegt. Auch abgesehen von der Frage, ob es eine Idee der Kirche gebe oder nicht, halten wir uns doch nicht berechtigt, die Kirche in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit eben nur als jenes äußere Haufwerk aller Getauften zu fassen. Nach der einen Seite hin betrachtet ist freilich die Rückert'sche Darstellung nichts als ein zum Erschrecken treues Bild dessen, was geschichtlich eingetreten ist, und den modernen Vertretern des unfehlbaren Kirchenthums einen solchen Spiegel vorgehalten zu haben, ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des Verfassers. Aber so wahr es auch ist, daß die wirkliche Kirche niemals ihrem Begriff entspricht, sowenig darf andererseits verkannt werden, daß die Gemeinde, wie Rückert sie bestimmt, als solche nie und nirgends rein in der Welt zur Erscheinung kommen kann. Die blos quantitative Betrachtungsweise reicht jedoch überhaupt nicht aus, da die Welt nicht blos in jenen nur äußerlich der Kirche zugehörigen Gliedern zu finden ist, sondern auch in den Gläubigen selbst, welche schon Glieder der (unsichtbaren) Gemeinde sind. Man muß vielmehr, wie nicht oft genug erinnert werden kann, scheiden zwischen dem bei aller Unsichtbarkeit doch allein wirksamen und schaffenden Lebensprincip der Kirche, oder jener Idee des Gottesreichs, wie sie in dem Gleichnisse vom Sauerteig ausgesprochen ist, und der geschichtlichen Verwirklichung jener Idee in der Welt, oder der Kirche in ihrer Sichtbarkeit als äußerer Anstalt. Was vom Verfasser ausschließlich als Abfall vom Begriff der Kirche betrachtet und mit so düstern Farben gemalt wird, das ist doch auf der andern Seite wieder nichts anderes als eben jene geschichtliche Vermittelung der Kirche mit der Welt. Die Kirche muß, indem sie Gestalt auf Erden gewinnt, durch jene trübe Mischung von Himmlischem und Irdischem hindurch, und wenn auch bisweilen Zeiten kommen, in denen wie im spätern Mittelalter ihr eigentliches Wesen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, so liegt doch eben in der weltüberwindenden und welterneuernden Macht des in ihr waltenden göttlichen Geistes die gewisse Bürgschaft für ihre wenn auch nicht in gerader Linie, so doch nicht minder unaufhaltsam fortschreitende Annäherung an ihre Idee. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen ist das große Reinigungs- und Erneuerungswerk der Reformation als eine durch den Heiligen Geist gewirkte Selbstbesinnung der Kirche auf ihr eigentliches Wesen zu betrachten, und wie richtig es auch ist, daß auch die Reformation die reine Gemeinde der Gläubigen nicht herzustellen vermochte, so ist doch andererseits die Reinigung der Lehre von ihrer jüdischen Entstellung im mittelalterlichen Katholicismus, wie der Verfasser selbst nachgewiesen hat, nichts mehr und nichts weniger als die Wiederauffindung des alleinigen Wegs zum Heil, hat also die Heiligung der Gemeinde zu ihrem eigentlichen Ziele. Uebrigens erkennt der Verfasser ebenfalls selbst, daß die Herstellung der reinen Gemeinde, solange die Kirche noch im Kampfe liegt mit der Welt, ein nur annäherungsweise zu erreichendes Ideal sei; wir setzen hinzu, sie ist nicht blos ein jenseitiges Ideal, sondern in der That eine in der realen Gegenwart schon lebendig wirksame Idee, und ohne über das zu trauern, was nun einmal, solange es eine Welt gibt — das Wort im biblischen Sinne genommen —, nicht anders sein kann, vertrauen wir auf die über allen gläubigen und ungläubigen Individuen stehende, in der geschichtlichen Kirche sich bethätigende objectiv göttliche Macht, welche nothwendig zu immer reinerer Ausprägung der Idee des Gottesreiches führen muß.

Um so mehr sind wir einverstanden mit der weitern Entwickelung, zu welcher der Verfasser sich hinwendet, nachdem er der evangelischen Kirche einen Spiegel dessen vorgehalten, was sie werden kann und werden soll.

Digitized by Google

Er zeigt zunächst, wie die evangelische Kirche wesentlich eine sei. Die äußere Trennung in eine lutherische und eine reformirte Kirche dürfe darum keine innere Trennung begründen, da beide in der Hauptlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben und in allem, was wesentlich ist zum evangelischen Christenthum, übereinstimmten; auch ist es nicht die evangelische Kirche selbst gewesen, die sich getrennt hat, sondern „die Eiferer, die in ihrem Namen redeten, haben sie zerrissen" und reißen jetzt abermals „in guter Meinung und in rechter Treue", aber von gleichem Irrthum befangen wie ehedem, auseinander, was schon verbunden und fest verwachsen war. Man mag über die geschichtliche Bedeutung und theologische Tragweite jener Spaltung urtheilen wie man will: der Verfasser hat Recht, wenn er die Einheit im Wesentlichen, d. h. in der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben für hinreichend erachtet, um die äußere Vereinigung beider evangelischen Kirchen zu begründen; was von Unterschieden bleibt, gehört unter die mancherlei Darstellungsformen der einen Wahrheit', für die in der evangelischen Kirche freier Raum bleiben muß.

Von diesem Standpunkte aus werden zuletzt noch die Aufgaben und Bestrebungen der Gegenwart beleuchtet. In einem interessanten Ueberblicke über das, was jetzt über das Wesen und die Kennzeichen der Kirche, über Bekenntniß, geistliches Amt und Kirchenverfassung verhandelt wird, beleuchtet der Verfasser zunächst vom Mittelpunkte der evangelischen Grundanschauung aus das Unevangelische und zum Theil katholisirende Treiben vieler Neuern und wendet sich schließlich zu den Mitteln, der tief verfallenen evangelischen Kirche wieder aufzuhelfen. Er zeigt, wie alle die neuerdings betretenen Wege, Besetzung der akademischen Lehrstühle mit „rechtgläubigen" oder „kirchlichen" Lehrern, Begünstigung derjenigen Studirenden, welche diese Lehrer aufsuchen, Verpflichtung auf die Symbole, Anstellung von Männern bewährter Gläubigkeit u. s. w., schon oftmals erfolglos eingeschlagen worden seien und am allerwenigsten zum Heil der Kirche ausschlagen könnten, da die Theologie, die man wiederherstellen wolle, der Vergangenheit angehöre und durch die gesammte tief ins Volk gedrungene allgemeine Bildung weit überflügelt, nur scheinbar zu neuem Leben erweckt werden könne. Der Verfasser will nicht, „daß der Gemeinde gepredigt werde, was die Ohren kitzelt und den Sinnen schmeichelt", er will sie nicht von Christus dem Erlöser weg zu Jesus dem Weisen von Nazareth hinweisen, nicht die Sünde mit freundlichen Worten zugedeckt und die Gemeinde um den schweren Glauben herum auf leichterworbene Tugendauen geführt wissen, aber er verlangt das uralte Wesen des Evangeliums, die Predigt von Buße und Glauben nicht in den alten Denkformen des 16., ebenso wenig wie in den neuerfundenen des 19. Jahrhunderts, sondern „so, wie ein um eine Reihe von Jahrhunderten vorgeschrittenes Denken das Wesen zu erfassen vermag".

Der Verfasser wendet sich hierauf zur Beurtheilung der Bestrebungen, die sich auf das Volk beziehen. Der Reihe nach werden alle die Versuche, von denen man heutzutage die Belebung der Kirchlichkeit im Volke zu erwarten pflegt, besprochen und — verworfen. Der Kirche kann nicht geholfen werden durch Begünstigung der Liturgie auf Kosten der Predigt, nach deren Hingabe wir bald an Rom verloren wären, am allerwenigsten durch Einführung der „deutschen Messe"; auch nicht durch gewaltsame Wiedereinführung der alten Gesangbücher, die nur Widerwillen erwecken müsse, da das Volk nun einmal an vielen der alten Lieder in Inhalt und Form Anstoß nehme; nicht durch Erschwerung der Ehe und Ehescheidung, wodurch des unheiligen Lebens nur mehr statt weniger würde; nicht durch Wiederherstellung der Beichte, sofern sie zwangsweise erfolge, wodurch gerade ihr Segen zerstört werde; endlich auch nicht durch äußere Kirchenzucht, die nur die Niedrigen, nicht die Hochstehenden erreichen könne, und soweit sie überhaupt ohne äußern Zwang sich anwenden ließe, als durch Entziehung des Abendmahls, des Pathenrechts, des christlichen Begräbnisses für die einen keine Strafe sei, während sie den andern nur Schaden bringe, den die Zucht nicht bringen dürfe.

Wir sind in vielen Punkten mit dem Verfasser einverstanden, am lebhaftesten darin, daß alle äußern Zwangsmittel vom polizeilichen Verfolgen der Widerstrebenden an bis herab zu dem sanften Unterjochen durch allerlei unschuldig scheinende Mittelchen unbedingt verworfen werden müssen. Dagegen darf nicht verkannt werden, daß eine vom Staate völlig freie Kirche, ohne der Freiheit der einzelnen zu nahe zu treten, mancherlei Mittel der Disciplin anwenden dürfe, die im Staatskirchenthum nur als widerwärtige Zwangsmaßregeln erscheinen müssen. Mache man endlich doch Ernst mit der Trennung der Kirche vom Staat, enthebe die Geistlichkeit aller bürgerlichen Functionen, schaffe die bürgerliche Verpflichtung zur Taufe, zur kirchlichen Trauung u. s. w. ab, enthalte sich der Einmischung aller Handlungen von religiöser Bedeutung, z. B. des Eides in Dingen, die rein bürgerlich behandelt sein wollen, unterwerfe überhaupt ebenso wenig die Staatsgesetzgebung kirchlichen, als die innern Angelegenheiten kirchlicher Vereine politischen Rücksichten, so mag dann die Kirche in aller Freiheit berathen, ob die kirchliche Trauung solcher, die anders als um Ehebruchs willen geschieden sind, dem Geiste des Evangeliums gemäß sei oder nicht, ob die Taufe Erwachsener ein grundstürzender spiritualistischer Irrthum oder eine Sache sei, die, wie in der alten Kirche, dem Gewissen eines jeden überlassen bleiben könne, und was diese und ähnliche Fragen mehr sind. Eine solche staatsfreie Kirche hat aber unserer Ueberzeugung nach nicht blos das Recht, sondern geradezu die Pflicht zur Wiedereinführung der Kirchenzucht, soweit dieselbe anders fern bleibt von allem gesetzlich äußerlichen Wesen. Welche Disciplinarmittel in Anwendung gebracht werden dürfen, welche nicht, das ist eine schwere praktische Frage, die wir hier nicht aufzuwerfen wagen; sicher steht uns so viel, daß sie im Geiste der Liebe von der ganzen Gemeinde geübt, vielleicht hier und da einen Widerwärtigen erbittern, einen innerlich Gleichgültigen zurückstoßen könne, aber auch manchen Leichtsinnigen zur

Digitized by Google

Besinnung, manchen Abgewichenen zur Umkehr, manchen Hochmüthigen zur Demuth, manchen Sünder zur Reue führen werde. Was insbesondere den sogenannten kleinen Bann, Enziehung des Abendmahls, des Pathenrechts, des christlichen Begräbnisses betrifft, so bleibt derselbe vom Uebel, solange nur die Pfarrer oder, was beinahe noch schlimmer, nur ein hohes Kirchenregiment das Recht haben soll, ihn zu üben; der Gemeinde muß Freiheit gelassen werden, ihn zu verhängen, ebenso wie dem einzelnen Freiheit gelassen werden muß, sich ihm zu unterwerfen oder durch Austritt aus dem Verein zu entziehen.

Wir sind im Prineip mit dem Verfasser einig, wenn wir auch aus dem gemeinsamen Prineip hier und da glauben andere Consequenzen ziehen zu müssen. Dieses Prineip ist das der Freiheit ohne Hintergedanken. Das einzige Mittel, der evangelischen Kirche aufzuhelfen, die, wie der Verfasser sagt, nur noch den Anblick eines weiten Trümmerhaufens bietet, aus welchem hier und dort ein stehen gebliebenes Hüttlein sich erhebt, kann also nur in der freien werbenden Thätigkeit der Kirche gefunden werden. Der Verfasser bezeichnet dieselbe als Mission.

Mission, das ist das Wort des Räthsels, das die Antwort auf die Frage: wie mag Hülfe kommen? Durch Mission oder alles ist vergeblich.

Das Todte muß dahinten gelassen und eine neue Bahn gebrochen werden. Das Todte ist aber die Zwangskirche, die als solche Namenskirche, d. h. Scheinkirche ist.

Die deutsche, um nicht zu sagen die europäische Menschheit, will nicht christlich sein: was würde es schaden, wenn man ihr freigebe, das zu heißen, was sie ist, die Zwangskirche eingehen ließe und die Missionskirche an ihre Stelle setzte?

Die Staaten sollen aufhören, sich christlich zu nennen und staatsbürgerliche Rechte an einen Namen zu knüpfen, der als leerer Name alles Werthes ermangelt —

da werden in wenig Jahren, wo nicht eher, nur die noch Christen heißen, die Christen sind. Und dann soll's heißen: Hie Schwert des Herrn und Gideon,

d. h. es sollen diese Christen alle ihre Kräfte aufwenden für Mission, für allumfassende Mission,

was Mensch ist, soll zum Arbeitsfelde der Mission gehören, die nicht mehr verschiedene, sondern nur noch einen Namen tragen soll, den Namen der Mission. Würde in diesem Sinne Ernst gemacht und würde vermieden, was die Erfahrung als verderblich ausgewiesen hat, so würde der Schein ein Ende haben und mehr der Wahrheit werden, als die Gegenwart darbietet; die Christenheit vielleicht nur klein an Zahl, aber alle, die den Namen trügen, hätten auch das Wesen, und wenn Gott Segen gäbe, könnte das Wort vom Senfkorn noch einmal eine Wahrheit werden.

Wahrlich schöne und beherzigenswerthe Worte, deren Wahrheit dadurch nichts verliert, daß sie dermalen noch wenig Aussicht haben Beachtung zu finden. Nur einer Hoffnung des Verfassers müssen wir entgegentreten, der, daß würde sein Rath befolgt, eine Zeit wiederkehren werde, wo alle, die den Namen haben, auch das Wesen hätten. Solange die Kirche ihren Entwickelungsgang in der Welt noch nicht vollendet hat, wird sie nicht nur mit der Welt draußen, sondern auch mit der Welt drinnen zu kämpfen haben, und wenn es auch je gelingen sollte, eine Gemeinde von lauter Gläubigen auf dem angedeuteten Wege zu sammeln, so würde einerseits das Missionswerk der Kirche an ihren eigenen Gliedern noch nicht zu Ende sein, andererseits müßte sich schon in der nächsten Generation die Erscheinung wiederholen, daß viele äußerlich zur Kirche sich halten, ohne bereits innerlich von der Macht des Geistes ergriffen zu sein. Das letztere wird überhaupt nur in einem Falle und selbst dann nur zum Scheine vermieden werden können: wenn man nach dem Beispiele der Donatisten durch Ausschließung aller offenbaren Sünder und Ungläubigen eine „Kirche der Reinen" herzustellen versuchte. Der Verfasser wird von dieser Auskunft so wenig etwas hören wollen als wir; abgesehen davon, daß man die Kirche dadurch muthwillig zur Sekte herabdrückt, sonach ihren geschichtlichen Bestand auf Erden überhaupt in Frage stellt, so würde die kirchliche Lebensfrage dadurch wieder im Sinne des Zwanges und der äußern Gesetzlichkeit statt im Sinne der Freiheit entschieden werden.

Eben hierin aber stimmen wir mit dem Verfasser unbedingt überein, daß das eigene Prineip der Kirche die Anwendung äußerer Zwangsmittel gegen die, welche ihr nun einmal nicht angehören wollen, schlechthin verbietet. Gebe man es also immerhin jedem frei, ob er sich zur Kirche halten wolle oder nicht, und überlasse alles andere getrost der innern Macht der seligmachenden Wahrheit selbst. Solange die Kirche Staats- und Polizeianstalt bleibt, entfremdet sie nur die Gemüther; unter dem täuschenden Scheine des „Schutzes" legt der „christliche Staat" ihr nur Fesseln an und hemmt die freie Entfaltung ihrer Kräfte. Darum Freiheit, die ganze und volle Freiheit für den Glauben wie für den Unglauben, für die Kirche wie für die, denen aller kirchliche Sinn abhanden gekommen ist — und will's Gott, so wird so mancher, der jetzt widerwillig von der Staatskirche sich abwendet, durch die Macht des Geistes und der Wahrheit überwunden, freiwillig zu der freien Kirche zurückkehren. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein, wer aber sein Vertrauen auf äußere Zwangsmittel setzt, hat aufs Fleisch gesäet und wird, wie Bibel und Geschichte lehren, vom Fleische das Verderben ernten.

19.

Sabbatfeier. Roman von Elise Polko. Mit einem Vorwort von Heinrich Koenig. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Vorliegender Roman unterscheidet sich von den Romanen, wie sie gewöhnlich von Frauen geschrieben werden, in manchen Stücken in recht vortheilhafter Weise. Zuvörderst durch die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, womit die Verfasserin die theils aus natürlicher Anlage, theils und noch mehr aus falscher Erziehung und übertrieben raffinirten Gesellschaftsverhältnissen hervorgehenden Mängel und Gebrechen ihres Geschlechts ohne Rückhalt darstellt, wenigstens einen guten Theil derselben; sodann durch eine bei Schriftverfasserinnen äußerst selten anzutreffende Gabe des Humors und der Satire, die sich aber stets in anmuthige gefällige Formen und in das Gewand schalk-

Digitized by Google

haſter Laune kleidet. Eliſe Polko gehört nicht zu den pathetiſchen Naturen, die leicht geneigt ſind, Perſonen und Verhältniſſe in ein ideales Licht zu rücken und blendende Effecte auf Koſten der Wahrheit zu erzielen. Es beweiſt ſich auch hier, daß die Neigung zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit in unſerer Zeit von ſelbſt zu ſatiriſcher Auffaſſung des Wirklichen führt, während freilich auch eine Anlage zur Satire einem Autor angeboren ſein muß, um ſich nicht durch den beſtechenden Glanz und Flimmer, womit heutzutage ſo oft Dinge und Verhältniſſe überfirnißt ſind, über deren innere Hohlheit täuſchen zu laſſen. Uebrigens bilden Humor und Satire keineswegs die Grundfarbe des Romans, ſie treten nur je nach Gelegenheit und namentlich im erſten Bande hervor. Die „Sabbatfeier" gehört zu den vielen deutſchen Romanen, deren Werth vorzugsweiſe in den gelungenen Epiſoden und Einzelſchilderungen und nicht in der künſtleriſchen Abrundung des Ganzen beſteht; denn dieſes wird alle Augenblicke durch Reflexionen und Einſchiebſel unterbrochen. In den engliſchen und franzöſiſchen Romanen pflegt die Erfindung und der ſpannende Gang der Erzählung die Hauptſache zu ſein, ſodaß der Leſer ſich in ihrer Lectüre nur ungern unterbricht, weil er ſtets begierig iſt, zu erfahren, wie ſich die Schickſale der Hauptperſonen weiter geſtalten werden. Deutſche Romane, und gerade die beſſern, kann man nach der Vollendung eines Abſchnitts in der Regel auf Stunden und Tage beiſeite thun, ohne das dringende Bedürfniß zu ſpüren, die Lectüre fortzuſetzen. Ja, ſolche Ruhepauſen ſind faſt geboten, um das eben Geleſene zu verdauen und innerlich zu verarbeiten. Denn was Empfindungen, was Gedanken und fruchtbare „Gedankenkeime" betrifft, ſo könnte ein deutſcher Romandichter, vorausgeſetzt, daß er überhaupt tieferes geiſtiges Leben beſitzt und nicht zu den bloßen Handwerkern gehört, oft ein Dutzend franzöſiſcher oder engliſcher Erzähler damit verſorgen. Zu dieſen Romanen der echt deutſchen Art gehört auch der vorliegende, den man weſentlich den Romanen confeſſioneller Gattung zuzählen muß.

Sein Titel erklärt ſich aus dem vorgeſetzten Schleiermacher'ſchen Motto: „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierſt", zu welchem Heinrich Koenig in dem kurzen, in Form eines Briefs an die Verfaſſerin gekleideten Vorwort den Commentar liefert, und zwar in folgenden Worten: „Wahrlich! Sie haben ſich eine hohe und der beſten Feder würdige Aufgabe genommen, die vollſtändig nur gelöſt werden kann, wenn Sie uns eine Seele vorführen, die ſich frei macht, und eine, die zu Grunde geht. Und wenn Sie als innige ſeelenvolle Frau, wie wir Sie aus manchen Schriften kennen, uns die Träume junger Mädchenherzen und deren Erfüllung erzählen wollen, ſo werden Sie ſich auch auf ernſte, tiefe Mädchenſeelen beſinnen müſſen, wie ſie ſich im Wirbel und Taumel der Nichtigkeiten und Kindereien von heute wol nur ſehr vereinzelt finden laſſen."

Die Verfaſſerin ſchildert in ihrem Roman die Lebensſchickſale zweier Freundinnen, Margarethe und Valerie. Namentlich die letztere iſt eine liebliche und reizende Erſcheinung, während uns die Verfaſſerin den Charakter Margarethens nicht ganz klar zur Anſchauung gebracht zu haben ſcheint. Von ihr, deren Weſen von Anfang an etwas Ernſtes und Geſetztes zu haben ſcheint, begreifen wir gerade am wenigſten, wie ſie dazu kommt, erſt mit einem Maler ein Verhältniß anzuknüpfen, dann einen Dichter zu heirathen, und da dieſer ſie vernachläſſigt und für Valerie zu ſchwärmen beginnt, ſich wieder ihrem erſten Geliebten zu nähern, ſodaß es ihrer ganzen Energie bedarf, ſich aus den ihr gelegten Fallſtricken des Böſen zu retten. Doch bleibt ihre Ehe fortan eine freudenloſe; ſie lebt mit ihrer Tochter jahraus jahrein ſtill und einſam auf Roſenau, während Georg von Letten, ihr Gemahl, der mit einem Trauerſpiel und einigen Luſtſpielen ziemlich glänzend aufgetreten, den größten Theil des Jahres in Berlin und Dresden verbringt, „gefeiert von allen Frauen, die das «glückſelige» Weib des Dichters beneideten". Valerie, der Liebling der Verfaſſerin, hat inzwiſchen an der Seite eines einfachen aber gediegenen Mannes, des Profeſſors Ehrhardt, das Glück gefunden, welches Margarethe in ihrer aus ihrem Grundcharakter nicht ſehr erklärlichen Vorliebe für Künſtler und Poeten verſcherzt hat. In dem Maler Egon Fels und in dem Dichter Georg von Letten ſcheint die Verfaſſerin den blaſirten Egoismus moderner Künſtlernaturen haben ſchildern und geiſeln zu wollen. Der Poet Georg von Letten erſcheint, trotz ſeiner Dichterei, im Grunde als ein ſehr gehaltloſer unnützer Menſch, und von dem Maler entwirft die Verfaſſerin folgende Schilderung: „In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas Kränkliches, Nervenreizbares; eine Frau, die mit ihm längere Zeit ſprach, konnte keinen Augenblick die Erinnerung daran verlieren: Grund genug, um fortwährend ein gewiſſes Intereſſe an ihm wach zu erhalten während der Unterhaltung. Eine ganze Reihe kleiner Koketterien: ein ermüdetes Zurücklehnen, ein Schließen der Augen mit dem Ausdruck einer gewiſſen ſchmerzlichen Ermattung, eine Bewegung mit der Hand nach der Bruſt pflegte er mit dem ſicherſten Erfolge anzuwenden. Egon Fels war ein Meiſter in der Kunſt des Umgangs mit Frauen." Die Männer nannten ihn „eitel, oberflächlich, affectirt" und hielten ihn für völlig „ungefährlich", und die Verfaſſerin nimmt hiervon Anlaß zu der Bemerkung: „Der Blick für die ſogenannte «Gefährlichkeit» eines männlichen Individuums in Bezug auf ſein Verhältniß zum ſchönen Geſchlecht iſt ſo wunderbar kurzſichtig, wie der Geſchmack der Frauen ſeltſam. Ein Mann ſcheint in der That über dieſen Punkt ebenſo wenig frei urtheilen zu können, wie eine Frau, wenn es gilt über Frauenſchönheit zu entſcheiden." Eine echte Künſtlernatur älterer Generation führt ſie dagegen in dem alten Muſiklehrer Pohlhardt vor, einer der gelungenſten Figuren des Romans, durch die ſie beweiſt, daß ſie auch männliche Charaktere ſehr gut zu ſchildern weiß. „Es gibt", ſagt die Verfaſſerin, „intereſſante Geſtalten unter jener «alten Garde», denn ſo müßte man die Anhänger jener todten Kaiſer im Reiche der Muſik wol nennen; Geſtalten mit eiſernen Stirnen und finſtern Zügen, mit Augen, in denen kein Hoffen, nur ein Erinnern ſteht, ein ſtarres Erinnern an eine große Zeit, die — vergangen, und es iſt etwas Rührendes um dieſe Männer der Vergangenheit. Sie kämpfen für ihre großen Todten mit einem Feinde, der ewig Sieger bleiben muß, mit der Zeit, und das heimliche Bewußtſein des erfolgloſen Kampfes verleiht ihnen oft eine Bitterkeit und Scheelſucht, die nichts überwindet als der Tod."

Mit glücklichem Humor ſind gleich zu Anfang des Romans die Scenen im Penſionat der Madame Wagner geſchildert, und für ſolche Darſtellungen, welche innere und äußere Erfahrungen betreffen, von denen wir Männer nichts oder wenig wiſſen können, hat man der Verfaſſerin, wie überhaupt ſchriftſtellernden Frauen beſonders dankbar zu ſein. Valerie jubelt ihrer Erlöſung aus dem Fütterungs- und Erziehungsſtall der Madame Wagner entgegen: „O — und noch etwas fällt mir ein, das Leſen! Das wird eine Hauptfreude ſein. Ich will leſen und immer leſen, niemand darf mir ja das Buch wegnehmen, wie es hier geſchah. Und zuerſt leſe ich alle die Bücher, die uns Madame Wagner ſo ſtreng verboten hat, du weißt, ich ſchrieb mir die Titel alle auf. Da ſteht denn obenan etwas von Goethe: «Die Wahlverwandtſchaften», das muß mir die Tante gleich geben. Dann muß ich nothwendig «La nouvelle Heloise» leſen, das ſoll nämlich ganz unbeſchreiblich gefährlich ſein" u. ſ. w. Madame Wagner, „eine ſehr dicke, ſehr rothe, ſehr geputzte Dame", hatte in das Gedenkalbum der Margarethe, wie dies jede Penſionärin als Abſchiedsgeſchenk erhielt, einen trüben Spruch von Jean Paul geſchrieben und darunter bemerkt: „Das iſt's, was du zu erwarten haſt, liebe Margarethe, von jenem Leben, das du ſo hoffnungsreich anſchauſt. Mögeſt du dereinſt würdig zu ſterben wiſſen; dies wünſcht deine beſte Freundin Luiſa Wagner, née Arnould." Das junge Mädchen fing bitterlich an zu wei-

Digitized by Google

nen und rief: „Ich will nicht ans Sterben denken, jetzt wo ich erst anfangen soll zu leben! Das ist ja ein abscheulicher Spruch!" Valerie beschreibt später das Leben in G., klagt, daß die Herren Professoren einen festgeschlossenen Kreis bildeten, in den kein zur Zunft Nichtzugehöriger zugelassen würde, und schildert dann in sehr drastischer Weise die sogenannten „Cavaliere", von denen sie unter anderm sagt: „Das Schlimmste ist, alle diese Cavaliere sehen sich so lächerlich ähnlich; wie oft geschieht es mir, daß ich sie verwechsele! Alle tragen das Haar auf derselben Stelle gescheitelt, alle knüpfen die Schleifen ihrer Kravatten auf dieselbe Art, alle tragen ein Lorgnon in das linke Auge geklemmt und blinzeln mit dem rechten, alle haben dasselbe fahle Gesicht mit dem zusammengewirbelten Bärtchen, alle dieselbe näselnde Stimme, dieselbe geknickte Haltung und — sie reden alle dasselbe. Wäre nicht hier und da einer größer wie der andere, ich weiß nicht, woran ich meine Tänzer unterscheiden sollte." Aber auch ihre Geschlechtsgenossinnen schont sie keineswegs. Sie zergliedert unerbittlich die lächerliche Eitelkeit, die sich bei dem Stellen lebender Bilder, bei dem Vorlesen mit vertheilten Rollen (bei einer solchen Gelegenheit wurde einmal, wie die Verfasserin erzählt, die bedenkliche Stelle in Goethe's „Faust": „Ich ließ ihr gern den Riegel offen" aus Pruderie in: „Ich ließ ihr gern die Küche offen" verwandelt), bei Privataufführungen u. s. w. so oft geltend macht, und von den Damenkaffees bemerkt sie: „Jeder junge Ehemann, der die Blüte seines Glücks möglichst frisch bewahren will, verhindere durch die raffinirtesten Mittel der Zärtlichkeit seine Neuvermählte an dem Besuch der sogenannten Damenkaffees. Die Beste wird in kurzer Zeit mit hineingerissen in die Scylla und Charybdis des Geklatsches.... Wer nicht mitklatscht, der wird mindestens unbarmherzig mit ausgelacht, und auslachen läßt sich nun einmal kein Menschenkind gern. So debutirt man denn am Kaffeetisch zuerst mit einer kleinen Bosheit, man wird bemerkt, erhält Applaus, der Beifall ermuthigt zu größern Versuchen, die Erfolge werden immer glänzender und aus der liebevollsten jungen Frau wird im Laufe der Zeit die Primadonna, die gefeierte Tonangeberin der größten Kaffeecirkel." Die Verfasserin führt uns hierauf einen solchen Klatschdialog und Klatschpolyloq nebst dazugehörigem Lachchorus in sehr drastischer Darstellung vor.

Zu den interessantesten Episoden gehören die von der Jugendliebe des bekannten Componisten Hiller und von Jean Paul's Aufenthalt in Dresden, die aber mit dem Körper des Romans außer allem Zusammenhang stehen. In der letztern Episode schildert sie, wie alles gebildete Frauenvolk in Dresden über Jean Paul närrisch geworden war: „Der erste Sturmlauf galt dem alten Stiefelputzer des Gasthauses; der alte Mann sollte allerlei wunderliche Dinge ausliefern, als da sind: Läppchen von einem gewissen großblumigen Schlafrock, Stückchen von einer gewissen Federfahne, geweihte Asche aus einer gewissen Pfeife u. dgl. m. Zahllose Kugeln in Gestalt großer und kleiner Briefe flogen in die Festung, sie waren unterzeichnet mit «Liane», «Beate», «Linda», «Clotilde», «Guila» u. s. w., nur fand sich keine «Lenette» vor. Blumen und Kränze bildeten das schwere Geschütz." Eine Tischnachbarin Jean Paul's, „eine längst verblühte Rose", bemühte sich vergeblich Jean Paul's Aufmerksamkeit zu erregen; endlich ließ sie die letzte Mine springen und redete den Dichter in Versen an, die mit der Bitte schlossen:

> O sprich! — O nur ein einzig Wort laß fallen hier,
> Und auf den Knien werd' ich's ewig danken dir.

Da fuhr Jean Paul auf, wendete sich zu ihr, griff einige mal mit seiner rechten Hand in sein Haar, blickte seine Nachbarin starr an, seufzte schwer, schlug endlich mit der Hand auf seine breite Brust und fragte: „Rathen Sie einmal, meine Gnädigste, wie viel mich diese gelbe Weste gekostet!" Die ganze charakteristische Episode, zu der die Verfasserin, wie uns bedünken will, zum Theil Privattraditionen benutzt haben mag, verdient gelesen zu werden. Ja, die armen Dichter! Auch dem von der Verfasserin fingirten Poeten Georg von Letten ging es übel genug: „Keinen Augenblick erlaubten sie ihm Mensch zu sein, man verlangte nur den Dichter zu sehen und zu hören. Innerlich wie äußerlich sollte er immer en grande tenue sein, jedes Wort seines Mundes würdig der Aufzeichnung befunden werden. Man verlangte in jeder Stunde Außergewöhnliches von ihm, und schüttelte den Kopf oder rümpfte die Nase, wenn er redete oder schwieg, aß und trank comme tous les autres."

Nur einige sinnige Bemerkungen, die zugleich als Gesinnungsdarlegungen der Verfasserin zu betrachten sind, gestatten wir uns noch zu citiren: „Nichts ist selten geworden", sagt die Verfasserin, „es bleibt alles wie es war, Treue ist da und Untreue, Aufopferung und Egoismus, just wie immer. Aber eins ist seltener geworden — das Glück, und das kommt daher, weil das junge Volk immer und ewig fragt: werde ich glücklich sein, anstatt zu fragen: werde ich glücklich machen?"

Dem alten Pohlhardt legt sie die Worte in den Mund: „Haushälterinnen sollt ihr eben sein, neben allem andern, aber Haushälterinnen in jenem alten deutschen Sinne des Worts. Jedes junge Ding wähnt sich heute zu «Höherm» berufen als seinem Manne «Haus zu halten». Es wäre lächerlich, wenn's nicht gar so jammervoll wäre! Da sitzen sie als junge Frauen und schreiben bogenlange unorthographische Briefe an ihre gleichgesinnten Freundinnen, und rings umher liegt der Staub fingerdick auf allen Möbeln. Sie ergehen sich in allerlei Redensarten ohne Sinn und Verstand, klagen über «zerstörte Illusionen» und «zertrümmertes Glück», über «Unverstandensein» (das ist nämlich ihr Lieblingsausdruck) und Gott mag wissen über was alles" u. s. w.

„Du armes beraubtes Kind", sagt die Verfasserin ein andermal, „dem keine Mutter, keine sanfte Stimme je ein Märchen erzählte, dir fehlt etwas, das dir selbst die Engel im Himmel nicht wiedergeben können! Wirst du ein Mann, so wirst du alle Blumen, die vor deinen Augen erblühen, nur mit dem Auge des Forschers betrachten, du wirst dich nimmer an ihrem Duft erfreuen, an ihrem Glanz erlaben, du wirst nur ihre Staubfäden zählen und ihre Wurzeln analysiren. Für dich gibt es keinen Sternenglanz, dein Auge berechnet ja den Weg, den die Lichtstrahlen gehen, ehe sie die dunkle Erde erreichen, und der Raum zwischen ihnen und uns ist für dich wirklich: Finsterniß! Für dich gibt es keinen Glauben, nur Wissen! Wirst du aber ein Weib, so trifft dich das Schwerste: du wirst kalt und ungeliebt über die Erde gehen, denn das Mädchenherz, das nicht glauben, so recht tief und innig glauben lernte an eine geheimnißvolle Wunderwelt, lernt auch nicht lieben, und eine Frauenseele, die nicht zu lieben versteht, ist das ärmste, verlassenste, trostloseste Ding auf Erden, eine ausgestoßene Peri, die nimmer eine Heimat findet."

Eine weitere Behauptung der Verfasserin fordert uns zu einer kurzen Gegenbemerkung auf. Die Verfasserin sagt: „Das Talent verträgt selten oder nie den dunkeln Himmel der Sorge, den Eishauch der Armuth, es verkümmert — und stirbt. Aber das Genie steigt empor, gleichviel in welcher Atmosphäre, und holt sich das Licht vom Himmel selbst, es steigt empor unter dem härtesten Druck" u. s. w. In Deutschland quälen wir uns überhaupt viel zu sehr mit „Genie" und „Talent" herum, während sich die Grenzen beider doch häufig ineinander verlaufen und es denkbar ist, daß unter ungünstigen Umständen das Genie nicht einmal die Blüte erreicht, zu der sich unter günstigen Umständen zuweilen das Talent zu entwickeln vermag. Setzte Schiller doch das Genie in den bloßen „Fleiß" (übrigens ein Fingerzeig für die, welche in den Productionen des Genies nur ein leichtes Spiel erblicken, ja ihm sogar einige Liederlichkeit zugute halten), oder wol besser gesagt, in die zähe, energische, durch nichts zu ermüdende Ausdauer, womit jedoch immer nur die eine Seite des Genies bezeichnet ist. An Talenten, die alles erreicht haben, was sie erreichen konnten, ist wahrlich kein Mangel. Andererseits können wir der Natur

Digitized by Google

dee Sache nach nicht wissen, wie viele Genies untergegangen und gar nicht zur Entfaltung oder auch nur zur Möglichkeit der Entfaltung gediehen sind. Es macht wol einen großen Unterschied, wenn ein Genie unter den Kassuben und Masuren in einem einsamen Kossäthenhause oder wenn es in einem Mittelpunkte der geistigen und geselligen Cultur, vielleicht sogar im Hause eines reichen oder hochgestellten Mannes geboren wird. Gewiß ist anzunehmen, daß unter jedem hochentwickelten Volke in einer halbhundertjährigen Friedenszeit mehr als ein militärisches Genie geboren wird, aber wie soll ein solches Genie es anfangen, um zur Wirksamkeit und zur Entfaltung zu gelangen, wenn es eben den Herrschern und Regierungen nicht gefällt, Krieg zu machen? Der Mensch kann wol günstige Constellationen benutzen, aber sie nicht als einzelner Mann hervorrufen, und wenn man die Lebensläufe genialer Männee, welche ihr Ziel erreichten und Großes wirkten, genau zergliedert, so wird man sicherlich finden, daß ihnen stets gewisse persönliche Verbindungen und allgemeine Verhältnisse zu Hülfe kamen. Zutreffender dürfte es daher sein, wenn man auch das Glück zu den nothwendigen Attributen des Genies rechnet. **H. M.**

Ungarische und polnische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 24.)

2. Gedichte von Michael Vörösmarty. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. Pesth, Lampel. 1857. Gr. 18. 24 Ngr.

Vörösmarty galt für Ungarns gefeiertsten Dichter, als ihm der unbekannte Petöfi in Pesth, wohin er nach einer abenteuerlichen Wanderung gelangt, seinen Besuch machte. Der „Olympier der ungarischen Poesie" ließ, wie Kertbeny erzählt, den unbekannten fadenscheinigen jungen Menschen ruhig seine auf verschmierte Zettel geschriebenen Gedichte vorlesen, und zum Schlusse reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Sie sind der erste ursprüngliche Dichter Ungarns." Und Vörösmarty sorgte sogleich für die Herausgabe des ersten Liederheftes Petöfi's; Petöfi widmete dann später die Gesammtausgabe seiner Dichtungen Vörösmarty.

Vörösmarty ist, Petöfi gegenüber, der seemgewandte Akademiker von classischer Bildung, dem zwar keineswegs die nationale Begeisterung, selbst nicht der Sinn für das Volkslied fehlt, aber wol die schöpferische Kraft, die hergebrachten Gleise zu verlassen und neue nationale Formen zu finden. Er verhält sich etwa zu Petöfi wie Lamartine zu Béranger. In diesem correcten, aber schwächlichen akademischen Stil scheinen auch Vörösmarty's Dramen geschrieben zu sein, wäheend seine epischen Dichtungen sich nach Kertbeny's Urtheil durch einen hinreißenden Bilderreichthum, eine intensive Farbe und ein ganz wundervolles Schilderungstalent auszeichnen, leider aber in den strengen Formen des antiken und italienischen Kunstepos gedichtet sind, und so nicht jene volksthümliche Geltung gewinnen konnten, welche dem Byron'schen Genre der frei erzählenden Muse zu Theil wurde. Auch als Aesthetiker und Kritikee hat Vörösmarty eine erfolgreiche Wirksamkeit ausgeübt. Alle diese Züge vollenden das Bild eines talentvollen Akademikers im Gegensatze zu Petöfi's ursprünglichem und volksthümlichem Dichtergenius. Doch auch die dichtenden Akademiker Ungarns lassen die Kenntniß der Weltliteratur, die sie besitzen, auf ihre Peoduction keinen so bestimmenden Einfluß ausüben, daß sie dilettantisch jeden eedenklichen Inhalt in alle beliebigen Formen gießen. Sie halten das fest, was dem Herzen iheer Nation nahe steht, und Vörösmarty wählt nicht nur seine dramatischen und epischen Stoffe aus der ungarischen Geschichte, sondern auch seine Lyrik trägt, wie die Petöfi's, ganz das magyarische Colorit. Was ihm, besonders im Vergleich mit Petöfi fehlt, ist eine scharf ausgeprägte Dichterphysiognomie; er unterscheidet sich nur durch die wohlerwogene Form und akademische Vollendung von den frühern Genossen des ungarischen Parnasses; er bezeichnet die höchste Blüte einer an fremden Mustern herangebildeten, doch für nationale Stoffe und nationales Wesen begeisteeten Poesie, welche aber diese Begeisterung in einer mehr rhetorischen Form aussprach. Er ließ nur noch den Fortschritt übrig für eine Dichtung, die auch die Form aus dem Herzen des Volks heraus verjüngte: einen Fortschritt, den Petöfi machte, in welchem sich der nationale Genius Ungarns verkörperte.

In der That sind die von Kertbeny mitgetheilten Dichtungen Vörösmarty's ohne jenen Zauber, jenes Aeom waldfrischer Uespeünglichkeit, das die Schöpfungen des Genius kennzeichnet. Dagegen sind sie meistens anmuthig durchgeführt, symmetrisch geordnet, correct, geschmackvoll, ohne alle Auswüchse und Schiefheiten. Auch findet sich manche duftige Blüte darunter, manches hübsche sangbare Lied:

Es ruht der Wind, der See liegt still,
Mein Herz nur wogt tief innen,
Wo flucht' ich hin, wo find' ich Ruh?
Fern ist der Strand von hinnen!

Oder das „Hirtenmädchenlied":

Röschen, schmuckes Röschen,
Zartes Blümelein!
Hättst du einen Liebsten,
Würdst verwelkt nicht sein;

Ich verwell' auch, die gleich,
Bar dee Blätteezier:
Meine Jugend scheidet
Auch dahin mit die.

„Das schöne Mädchen" dagegen ist ohne frische Sinnlichkeit, mehr im Stil einer lüsternen Tabatièrenmalerei gehalten, und wo Vörösmarty humoristisch wird, wie in „Andres" und „Iluska's Klage", da wird er zwar nie cynisch derb, wie es Petöfi bisweilen passiet, aber es fehlt ihm auch das frische volksthümliche Arom, das durch die pikante Geistreichigkeit einzelner Wendungen nur unvollkommen ersetzt wied. Auch Vörösmarty hat die wüste Csárda besungen:

Gott mit euch, ihr dürren Zäune,
Fledermausloch, Erdmausscheune,
Und verfall' den Herbsteswinden,
Du in die kein Schluck zu finden!

und zwar hat für diesen Steff der Akademiker den Volksliedeeton getroffen, während Petöfi sich in breiter, pittoresker und humeristischer Schilderung ergeht. Das schönste Lied Vörösmarty's ist das Trinklied, das „Lied von Föth", das sich nicht blos in dem allgemeinen Behagen des Trinkers bewegt, sondern auch im dithyrambischen Preis höherer Güter des Lebens, der Liebe und des Vaterlandes. Dabei hat die kurzathmige Form die ganze Energie einer unmittelbar aus der Seele hervorblitzenden Begeisterung:

Aufwärts steigt im Wein die Perle —
Wohlgethan!
Da ihr Recht dies, hemmt auch niemand
Sie daran.

Jede Perle schweb' gen Himmel
Für und für,
Klieb' die Schlacken nur an feiger
Erde hier.

Unserm Leib mag leckre Speise
Nahrung sein,
Aber was uns einhaucht Seele,
Das ist Wein!

Digitized by Google

Mein und Seele sind Geschwister,
Nah' verwandt;
Zeigt den Fisch mir, der zu großer
That entbrannt.

Die originellsten und gedankenvollsten Gedichte Vörösmarty's sind „An eine Sinnende" und „Gedanken in einer Bibliothek". Das erste beginnt:

Wohin verliert sich deines schönen Auges Blick?
Was ist es, das du suchst in zweifelhafter Ferne?
Vielleicht die dunkle Blume von vergangnem Glück,
Indem der Täuschung Thräne trübt der Augen Sterne?
Erschrecken in der Zukunft Mondscheinschleier dich
Vielleicht Gebilde, die dem Werde erst entgleiten?
Und kannst dem Schicksal du vertraun nicht sorglos dich,
Weil einmal du's auf falschem Weg versucht zu deuten?

Der Dichter mahnt die Sinnende, nicht in die Ferne zu sehen, nicht dort das Glück zu suchen für ein unersättliches Streben, das Glück ist in der Nähe, in der Gegenwart, und blüht nur genügsamer Beschränkung:

Wer Blumen will, schleppt Rosenwälder nicht herbei,
Wer sehen will, der blickt nicht in der Sonne Licht,
Die Lust verliert, wer jagt der Wünsche mehrfach:
Nur dem Bescheidnen bringt die Sehnsucht Qualen nicht.

Der Blick des schönen Auges, dem Vogel gleich ausgeflogen, soll auf den grünen Ast zurückkehren, den er gefunden. Das Gedicht ist ein Mahnruf zur treuen Liebe, zum Glück der Gegenwart. Tiefer elegisch sind die „Gedanken in einer Bibliothek", die mit einer in kühnen Bildern schwelgenden Skepsis am Segen der Wissenschaft, der todten Gelehrsamkeit beginnen:

Zu was der Plunder? Um wie's Schaf im Felde
Zu weiden drauf? Um faul die Zeit zu tödten
Im Wiederkauen müß'ger Wissenschaft?
Die Tage Gottes, und des Volkes Leben?

Doch die Mißklänge dieser Zweifel lösen sich auf im harmonischen Entschluß, rastlos zu kämpfen und zu streben:

Und eitres Fühlen in das rohe Holz
Zu pfropfen und fruchtbarere Ideen,
Daß wir zuletzt im Herzen uns umarmen,
Und herrschen mögen Wahrheit nur und Liebe.

Dies Wirken für die Nation und die Wahrheit verherrlicht Vörösmarty in diesem liebenswürdigen Gedicht, wie überhaupt der Hauch einer echt humanen und geläuterten Bildung durch seine sämmtlichen Dichtungen hindurchweht.

---

3. Dichtungen von Johann Garay. Aus dem Ungarischen übersetzt von Kertbeny. Zweite Auflage. Wien, Helf. 1856. 16. 16 Ngr.

Johann Garay steht nicht in einer Linie mit Petöfi und Vörösmarty. Es wetterleuchtet oft genial in seinen Gedichten; sie haben den glücklichen Fall von Impeovisationen; sie sind reich an gemüthlichen Anklängen; aber es fehlt ihnen Petöfi's urkräftiger Genius und Vörösmarty's classische Idealität. Garay hat z. B. wie Vörösmarty ein Gedicht an Franz Liszt, den berühmten Landsmann, gerichtet. Der Ideengang ist in beiden Gedichten ziemlich ähnlich; sie feiern in Liszt den Patrioten, der an seinem Vaterlande mit treuer Liebe hängt, der patriotische Begeisterung durch seine Töne hervorrufen soll. Doch Garay weiß in seinen treuherzigen Zuruf nur eine warme, aber nicht inhaltsvolle Empfindung zu legen; er weiß der Empfindung keinen begeisterten Pulsschlag, dem Gedanken keine größere Tragweite zu geben:

O trete zwischen uns, du Fürst der Töne,
Nimm hin den Kranz, den dir die Heimat bot,
Von diesem Blumenband sei dir die Stirne
Geziert als Ungar und als Patriot.

Viel energischer feiert Vörösmarty den „vielberühmten Tonhelden", er nennt ihn einen großen Zögling aus dem Lande der Stürme, eröffnet Perspectiven in die Geschichte Frankreichs, wie in die Ungarns, weckt elegische Rührung über die vergangenen Geschicke des Landes, und schließt:

Du doch, hörest du, wie bei dem Liede,
Das du spielst, aufjauchzt das ganze Land,
Und Millionen Lippen nimmer müde
Dir's nachsingen längs dem Donaustrand;
Sprich dann! „Gott sei Dank, trotz aller Fehle
Lebt im Volke Arpád's noch die Seele."

Kertbeny hat uns von Garay vorzugsweise historische Romanzen mitgetheilt, von denen die erste: „Dee Moses der Ungarn", allzu sehr den Charakter einer gereimten weltgeschichtlichen Skizze trägt, während „Der Obschilosch", eine Variation auf das Thema des miles gloriosus, nicht ohne volksthümliche Naivetät und drastischen Humor ist. Doch fehlt, mit Ausnahme der uhlandisirenden Ballade „Königsmaid und Edelknabe", den andern die Prägnanz. Sowol die ernsten wie auch die humoristischen leiden an einer Weitschweifigkeit, die dennoch nicht den plastischen Stil des Epos trifft. Das warme, treuherzige Gemüth des Dichters folgt seinem innern Behagen und schafft Ansprechendes ohne tiefere Bedeutung.

Von neuern polnischen Dichtungen liegen uns zwei in Uebersetzungen vor:

4. Maria. Ukrainische Erzählungen in zwei Gesängen. Von Anton Malczeski. Aus dem Polnischen ins Deutsche metrisch, sammt den Anmerkungen des Dichters, übertragen und mit speachlichen Zusätzen erläutert von Ernst Schroll. Krakau, Budweiser u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Die Steppen. — Der Kirgise. Gedichte von Gustav von Zielinski. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Leipzig, Brockhaus. 1858. 16. 20 Ngr.

Malczeski's Gedicht ist eine poetische Erzählung, welche in Polen zu den gefeiertsten der Neuzeit gehört und mit denen von Mickiewicz in eine Reihe gestellt wird. Der Einfluß Byron's auf diese slawischen Poeten — man denke an Puschkin — ist nicht zu verkennen. Doch um ihre Originalität zu wahren, heben sie das eigenthümliche Colorit der Landschaft und Volkssitte so breit hervor, daß der epische Faden in diesem Labyrinth glänzender Bilder verloren geht. Wir wenigstens halten die poetische Erzählung für um so vollkommener, je mehr das epische Element in ihr zur Geltung kommt. Wo es aber vom Lyrischen so überwuchert wird, daß die Handlung und Motivirung zur unscheinbaren Skizze verblaßt, da erscheint uns die Erzählung fehlerhaft, und von diesem Fehler ist das berühmte Werk Malczeski's nicht freizusprechen; Lyrik und Epik sollen sich in dieser Mischgattung zur Harmonie verbinden. Wenn die Lyrik wahrhaft erquickend wirken soll, so muß sie nicht in bunter Farbenhäufung auf verworrene epische Massen aufgetragen sein. Einfach klar muß der epische Grund vor uns liegen. Malczeski aber setzt den Stoff seiner Erzählung eigentlich als bekannt voraus, was um so mislicher ist, als die Katastrophe eine tief eingehende Motivirung verlangt, indem so die abnorme That nur aus einer absonderlichen Gemüthsstimmung und einem seltsam schroffen Charakter hervorgehen kann, dessen Voraussetzungen uns der Dichter erst begreiflich machen muß, ehe er uns seine Handlungsweise vorführt. Ja, er hebt das Nebensächliche mit allem Aufwande der Lyrik hervor, während er die Hauptsache, den epischen Zusammenhang, fortwährend durch eine hin- und herspringende Darstellung stört und den Faden der Handlung in Wahrheit mit einem gewissen Unwillen nachschleppt, als hätte er sich ihm zufällig um die Hand geschlungen. Daß dies der schlagendste Gegensatz zur harmonischen Darstellungsweise ist, darf wol nicht bezweifelt werden. Die Grundlage der Geschichte ist das traurige Los der Gräfin Gertruda Komorowska, Tochter des Castellans von Sandok, welche

Digitized by Google

sich mit dem Grafen Stanislaus Potocki, dem Sohn des Wojwoden von Kiew, gegen den Willen, mindestens ohne die Erlaubniß des letztern, vermählte, und von seinen Sendungen, in Abwesenheit ihres Gemahls, aufs grausamste ermordet wurde. Die Geschichte an und für sich hat etwas Mysteriöses; der Dichter aber hat nichts gethan, uns den Schlüssel zu diesen Mysterien zu geben. Der Charakter des alten Wojwoden, in welchem allein wir ihn suchen können, ist von Malczeski gar nicht dargestellt, sodaß seine Erzählung etwas durchaus Unmotivirtes und Abenteuerliches gewinnt. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß sowol die landschaftlichen Schilderungen der Ukraine wie die Darstellung des Tatarenkampfes von einem glänzenden Talent zeugen, welches noch mehr in den selbständigen Rhapsodien einer elegischen Lyrik zum Durchbruch kommt, mit denen die Erzählung durchwirkt ist. In ihnen spiegelt sich jener düstere Mysticismus, welcher im Charakter des Dichters liegt und selbst für sein Lebensschicksal bestimmend wurde. Durch eine Mesmerische Cur gewann er sich sein Weib, die Gattin eines andern, welche dem Magnetiseur wie duech einen unwiderstehlichen Zug der Natur folgte. Diese krankhafte Uebertreizung aber, welche die Ehe gestiftet, vermochte sie nicht zu einer glücklichen zu machen. Als Probe auch für die gewandte Uebersetzung theilen wir eine Stelle des zweiten Gesangs mit, in welcher der elegische Ton in jene wilden Klänge der Zerrissenheit übergeht, mit denen der weltmüde Lord von Newstead-Abbey die ganze europäische Literatur angekränkelt hat:

An Sorgen ist das Leben reich, an Dornen und an Wehn,
Viel Thränen fließen offen zwar, doch mehr noch ungesehn,
Und wer im Schmerzgestöhne bricht in gellend Lachen aus,
Den nennt man glücklich hier, dem Tollen gleich im Narrenhaus.
Wenn aber das Gemüth dem edeln innern Drang vertraut,
Aus heiligster Gefühle Schutt das Leben neu erbaut,
Und eingewiegt in tückische Zuversicht nach jedem Schritte
Abgründe gähnen sieht und selber sich in ihree Mitte,
— Dem Vogel gleich, der flatternd kam, den Jungen Az zu bringen,
Und sieht den Knaben drauend stehn, gefangen sich in Schlingen! —
Wenn jammernd selbst die Hände ringt der allerkühnste Muth,
Indeß der Blick starr auf dee schrecklichsten der Qualen ruht,
Und all die tausend Wunden, die das kranke Herz beschweren,
Ein Netz von zischend gift'gen Schlangen ihn zur Welt gebären;
Wenn Bosheit wird zur Raserei, und wie zum Zeitvertreib
Zuvor den Ruhm und dann das Leben nimmt dem stechen Leib!
Wenn nicht allein die Gegenwart sich wälzt in Gel, auch
Die Zukunft naht mit wildzerrauftem Haar und gift'gem Hauch —
(Naht — wem? Der Engelsseele, die dem Fluche fällt anheim,
Weil gastlich sie genähret wilde Brut mit Honigseim);
Wenn jede gute Eigenschaft sich kehrt in Bitterkeiten,
Ach! das ist mehr denn Erdenweh, das sind der Hölle Leiden!

Die Gedichte von Zielinski: „Die Steppen" und „Der Kirgise", sind poetische Panoramen der Kirgisensteppe. Das erste Gedicht gehört trotz einiger kosmogonischee Arabesken ganz der beschreibenden Gattung an, und kann daher auf keinen hohen poetischen Rang Anspeuch machen. Das zweite ist eine poetische Erzählung, welche abee auch blos eefunden ist, um an ihrem Faden Schilderungen der kirgisischen Volkssitten und eines Steppenbrandes anzureihen. Glut der Phantasie, Anschaulichkeit der Darstellung und der eigenthümliche Reiz, der aus der Veeliefung in ein treu geschildertes Natur- und Volksleben hervorgeht, zeichnen diese Gedichte aus. Frische wilde Reiteelust, das Unbegeenzte der Steppe: das sind die Elemente dieser slawischen Poesie, welche an Byron's großartige Naturempfindung erinneen, während auch die einfachen Motive der dargestellten Begebenheiten, Liebe und Rache, die dichterischen Lieblingshebel Byron's sind, die, ohne tiefere Seelenmalerei, energisch eingesetzt werden, um eine leidenschaftliche Handlung zu motiviren.

Rudolf Gottschall.

Notizen.

Eine Monographie über den Kaiser Diocletian.

Die römische Kaiseegeschichte bietet bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse doch wieder so manche Parallelen mit unserer Zeit, daß man jeden Versuch, diesen oder jenen Abschnitt dieser Untergangszeit des römischen Reichs in einem geschleffenen Bilde unserer Gegenwart vorzuführen, nur willkommen heißen darf. Dahin gehört die bei F. A. Perthes in Gotha 1857 erschienene interessante Schrift: „Der Kaiser Diocletian", von dem Peofessor und Doctor der Theologie Albeecht Vogel. Sie besteht aus einer diesen merkwürdigen Herrscher betreffenden Vorlesung, die der Verfasser zuerst auf Veranlassung des Comité zur Herstellung eines Denkmals des Kurfürsten Johann Friedrich am 10. December 1856 zu Jena hielt und am 22. December vor der Frau Großherzogin-Großfürstin in Weimar wiederholte, und zahlreichen Anmerkungen, welche theils Citate, theils Erörterungen, Begründungen und Ausführungen von Gesichtspunkten enthalten, die im Texte nur angedeutet oder doch nur behauptet werden konnten. Im Vorwort bemerkt der Verfasser mit Jakob Burckhardt's Worten, daß die Christen den Namen Diocletian's „mit Fluch völlig zugeschüttet" hätten, und meint, daß es christlichen Historikern gezieme, an der Wegräumung dieses Schuttes zu arbeiten: „Da wird sich ein großer Kaiser enthüllen; vielleicht ein größerer, als Konstantin der Große gewesen ist. Freilich eine gestürzte Größe, eine von Gottes allmächtiger Hand zerschlagenes Titanenbild, aber der Held der großen Tragödie der Weltgeschichte." Der Verfasser erklärt, in seiner Schrift auf dem Wege vorwärts geschritten zu sein, den Jakob Burckhardt in seinem Buche: „Die Zeit Konstantin's des Großen", angebahnt habe. Nur weniges, was zu denken gibt, wollen wir aus der Schrift hier anführen. Der Verfasser schildert die Zustände unter der Vier-Kaiserherrschaft: „Die Abgaben, die man vom Volke fordern mußte, wuchsen zu einer vorher ungeahnten Größe und Schwere und die Herrscher waren ohne Aufhören in Versuchung, sich mit Gewalt in Besitz der weiter nöthigen Summen zu setzen. Ferner war die Zeit von einem schwindelnden Bereicherungsfieber ergriffen. Die unterdrückte Sucht nach Herrschaft war in die tollste Begier nach Besitz und Genuß umgeschlagen. Man warf sich den unsinnigsten Erdichtungen in die Arme, welche zu Schätzen und zum unverwüstlichen Genusse zu führen versprachen. Unbegreifliche Speculationen und haetherzige Bedrückungen entrissen Tausenden allen Besitz" u. s. w. Diocletian glaubte eingreifen zu müssen, besonders da unter diesen Zuständen bereits auch die Soldaten und Beamten, auf deren Schultern die Existenz des Reichs allein noch ruhte, zu leiden und zu murren anfingen; er gab z. B. ein Gesetz, in dem für alle möglichen Dinge feste Preise bestimmt waren, über welche die Verkäufer oder Lohnarbeiter bei Todesstrafe nicht hinausgehen sollten. „Aber alles, was Diocletian that und hervorrief", fährt der Verfasser fort, „trug den Stempel seines Ursprungs, nämlich der Willkür, an sich. Alles das war da, weil es sein kaiserlicher Wille so hatte haben wollen, und alles war da, um der Erhebung und Befestigung der kaiserlichen Herrschaft zu dienen... Es gab einige bessere literarische Productionen, sogar auf dem Gebiete der Geschichte, aber es war eine kaiserliche Literatur und eine unfreie, unkräftige Geistescultur. Ueberall und in großen Scharen sah man wieder Priester in den Tempeln opfern, aber da zeigte sich doch nur eine hitzige, pedantische Religiosität in der Form einer einzig berechtigten und unumschränkt herrschenden Staatskirche." Wer denkt nicht hierbei unwillkürlich an manche Erscheinungen der Gegenwart, besonders in einem Nachbarlande, wo man den Cäsarismus und Prätorianismus offen als ebenso wol höchste als letzte Staatsraison proclamirt hat? Nur daß Diocletian groß genug dachte, die Frumentarii oder Staatsspione und damit eine der allerschlimmsten Quellen der Corruption und Demoralisation abzuschaffen.

Digitized by Google

Kotzebue.

In Nr. 23 d. Bl. ist auf Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" als auf ein in seiner Art verdienstvolles Lustspiel hingewiesen worden. Wenn Kotzebue's Zeitgenossen den vielfach verderblichen Einfluß des Mannes bekämpften, so thaten sie vollkommen recht daran; jetzt aber, wo die Kotzebue'schen Stücke von den deutschen Bühnen bis auf ein paar verschwunden sind, übt man nur einen Act der Gerechtigkeit, wenn man auf die Verdienste dieses jedenfalls mit seltenem dramatischen Talent begabten Theaterdichters hinweist. Kotzebue ließ die deutschen Theater wenigstens nicht Hunger leiden, während sie jetzt, was das Lustspiel betrifft, auf die allerschmalste Diät gesetzt sind. Selbst als Dichter im ernsten Genre verdient Kotzebue vielleicht nicht ganz die Mißachtung, die in Betracht seiner fast traditionell geworden ist. Zwar findet man in seinen ernsten Stücken viel abgeschwächte Schiller'sche Rhetorik und falsche Sentimentalität, aber hier und da auch sehr glückliche Züge, welche nicht blos gründliche Kenntniß der Theatereffecte und der Bedürfnisse des Publikums, sondern auch des menschlichen Herzens verrathen. Fast berüchtigt ist das historische Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg", das auch allerdings sehr viel Abgeschmacktes, daneben aber auch Stellen und überraschende Wendungen enthält, die auf ein naives Publikum von größter Wirkung sein müssen. Aber man findet selbst feinere psychologische Züge, wie namentlich in der zweiten Scene des dritten Acts. Der Viertelsmeister Wolf hat bekanntlich den Plan gefaßt, mit den Kindern Naumburgs in Procession in das Lager des Hussitenfeldherrn hinauszuziehen, um zu versuchen, ob das Herz desselben nicht durch den Anblick der unschuldigen Kleinen zu rühren sei. Er selbst will sich mit seinen acht eigenen Kindern an die Spitze des Zugs stellen. Seine Frau Bertha ist darüber in Verzweiflung, sie sieht ihre Knaben von den wilden Hussiten bereits geschlachtet; sie beschwört ihren Gatten, ihm von den acht Kleinen nur wenigstens eins zu lassen; man werde es ja nicht vermissen, könne sie es doch im Keller oder im Garten verbergen, und sie dankt ihm mit Thränen als er scheinbar darein willigt. Nun entspinnt sich folgender Dialog:

Wolf (sich verstellend).
Laß
Uns überlegen, welche wir etwa
Am leichtesten entbehren, welchen hier
Behalten?

Bertha (unruhig).
Ja, das wollen wir — wie meinst du?

Wolf.
Konrad mag gehn — was nutzt die fromme Einfalt?

Bertha (hastig).
Spricht um so lauter nicht für ihn das Mitleid?

Wolf.
So sei's der Jakob, der war immer störrisch.

Bertha.
Mein Jakob, störrisch? Ja, bei deiner Hitze;
Der Mutter Bitten widerstand er nie

Wolf.
Des Ludwig Thränen waren oft uns lästig.

Bertha.
Er ist so zart, bedarf der Mutterpflege.

Wolf.
Der Wilhelm ist unbändig, den laß fort!

Bertha.
Wie? war er nicht ein Lamm, als du erkranktest?
Und betet' er nicht still in jedem Winkel?

Wolf.
So möge Gustav —

Bertha.
Halt! der süße Knabe,
Der jeden Abend mir im Schoß entschlummert!

Kurz, zuletzt ist jedes Kind der geängsteten Mutter das liebste. Ist diese Stelle nicht eines bessern Dichters, als wofür Kotzebue gemeinhin gehalten wird, würdig? Und soll man deshalb an solchen Zügen nicht sein Wohlgefallen haben, weil sie sich zufällig bei dem Verfasser der „Hussiten vor Naumburg" statt bei einem „Classiker" finden? H. M.

Bibliographie.

Bergmann, J., Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath nebst dem Verzeichniss der Reichshofraths-Präsidenten von 1559—1806. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Buchler, J. B., Charakterbilder aus dem Priester- und Seelsorgleben. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Daniels, A. v., Spiegel der deutschen Leute. Handschriftfund des Professor Dr. Ficker zu Innsbruck. Berlin, Mylius. Gr. 8. 25 Ngr.

Gerstäcker, F., Blau Wasser. Skizzen aus See- und Inselleben. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr.

Hauschild, E. J., Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule. Gemeinfaßlich dargestellt und mit 40 Abbildungen erläutert. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Perger, A. R. v., Studien über die deutschen Namen der in Deutschland heimischen Pflanzen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Raritäten-Cabinet. Gesammeltes Allerlei aus unserer Zeit für Stadt und Land. Redacteur H. E. Kramer. 1ster Jahrgang 1858. 52 Nummern. Leipzig, Kramer. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Rodowicz-Oswiecimsky, T., Ueber Sclaverei, Leibeigenschaft und die Benutzung des Versicherungsweges zur Lösung der Emancipationsfrage. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 7½ Ngr.

Röth, E., Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Entwickelungsgeschichte unserer spekulativen, sowohl philosophischen als religiösen Ideen von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der griechischen Philosophie. Die Uebertragung der orientalischen Ideenkreise nach Griechenland und ihre Fortbildung durch die ältesten ionischen Denker und Pythagoras. Mannheim, Bassermann. Lex.-8. 10 Thlr.

Schleiß von Löwenfeld, Physikalische Briefe. München, Kaiser. Gr. 8. 20 Ngr.

Schmitz, J. W., Die reine Wahrheit in der Weltnaturkunde. Abhandlung der Lehren und Grundsätze, welche die wahre Kenntniß der Natur fördern müssen oder sie hemmen können; nebst einer Darstellung der Hauptfragen, welche zu lösen sind. Köln, J. W. Schmitz. 12. 25 Ngr.

Smidt, H., Scandinavien's Fürsten und Völker. Historischer Roman aus dem 14. Jahrhundert. Drei Bände. Berlin, Hoevel. 8. 3 Thlr.

Thomas, G. M., Ueber neuaufgefundene Dichtungen Francesco Petrarca's. Vortrag. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Wiseman, Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom zu ihrer Zeit. Nebst einer biographischen Skizze des Cardinals. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Zwei Lieferungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Kurze Beleuchtung der Schrift: Die Verkehrsprotection in Holstein und die directe Lübeck-Hamburger Bahn. Hannover. Gr. 8. 3 Ngr.

Franz, C., Die Politik der Zukunft. Berlin, F. Schneider. 8. 5 Ngr.

Deutsches Vaterlandslied. Eine Neujahrsgabe an die Nation. Erlangen, Bläsing. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der erste Halbband dieses seit langem mit Spannung erwarteten Werks des berühmten Verfassers ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der zweite Halbband ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volkes.

Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

☞ Subscriptionspreis 1½ Ngr. per Bogen.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutschlands Boden,

sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen.

Von Bernhard Cotta.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln.

In zwei Theilen.

Erster Theil: Geologische Beschreibung Deutschlands.

8. Geh. 2 Thlr.

Die vorliegende zweite Auflage dieses allgemein als eine höchst wichtige Erscheinung bezeichneten Weeks ist eine vielfach veebesserte und erweiterte Arbeit und bietet in ihrer ganzen Anlage ein wesentlich verändertes Week. Der erste Theil behandelt die geologische Beschreibung von Deutschland und kann daher zugleich als sehr zweckmäßiger Begleitee auf Reisen dienen. Der zweite (unter der Presse befindliche) Theil ist der Lehre von dem Einflusse des innern Erdbaues auf das Leben der Menschen, also der Wissenschaft der Nationalökonomie gewidmet. Durch diese von anderer Seite noch nicht gegebene Darstellung der geologischen Verhältnisse Deutschlands ist das Werk ein ungemein lehrreiches und interessantes geworden.

Nicht mit Unrecht hat man das Werk eine „Physiologie der Erde, zunächst Deutschlands" genannt, und in einer Kritik heißt es darüber: „Was Ritter durch seine plastische, Humboldt durch seine rationelle physikalische Geographie der Nationalökonomie und der angewandten Naturwissenschaft sind; was später Dove und Zamminer durch ihre Meteorologie, Liebig, Stöckhardt u. a. in der Chemie, Schleiden in der Botanik, Reden in der Statistik: das ist Cotta mit diesem geologischen Werke geworden, und in mancher Hinsicht noch mehr, weil er näher am Bau der Fundamente steht, auf welchem jene Meister wieder weiterbauen können."

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist der Preis desselben in dieser zweiten Auflage trotz der Erweiterung wesentlich billiger gestellt worden als bei der ersten Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kreislehre und Ebene Trigonometrie

von

Karl Snell.

Zweite Auflage.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Auflage. Zweiter Theil.

Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Wie Snell's „Lehrbuch der Geometrie" in erster Auflage den Lehrern der Mathematik als ein naturgemäßer, anerkennender und echt wissenschaftlicher Lehrgang sich beim Unterricht nützlich und fruchtbringend erwiesen, so wird es in zweiter, erweiterter Auflage gleichzeitig den Schülern beim Selbststudium dienen und sei somit als Schulbuch zur Einführung allen Schulanstalten bestens empfohlen. Dasselbe erschien in drei Theilen, wovon der erste (24 Ngr.), die Planimetrie (von Karl Snell), der zweite (24 Ngr.) die Kreislehre und Ebene Trigonometeie (von Karl Snell), der dritte (1 Thlr.) die Stereometrie (von Hermann Schäffer) behandelt, und liegt jetzt vollständig vor.

Von Karl Snell erschien in demselben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kirchliche Bauwerke

in

gothischem Style

von

Vincenz Statz.

Erste Lieferung. Fol. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk des berühmten Baumeisters hat wesentlich einen praktischen Zweck. Es sind Vorlagen zu Kirchenbauten in gothischem Style, mit allem Detail wie es der Werkmeister nöthig hat, und unter Berücksichtigung des heutigen Bedürfnisses und des in jedem einzelnen Falle sich darbietenden Materials durchgeführt. Fast alle Entwürfe, die hier geboten werden, haben die Probe der Ausführung und der öffentlichen Kritik bereits bestanden. Das ganze Werk erscheint in 12 Lieferungen zu je 6 Blättern in zweimonatlichen Zwischenräumen und zu gleichem Preise wie die vorliegende erste Lieferung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 24. Juni 1858.

Inhalt: Neumann über die Geschichte des englischen Reichs in Asien. Von **Karl Brandes.** — Kael Weller's „Jahrbuch deutscher Dichtung". — Zur Kirchengeschichte des Mittelalters. Von **Alexander Jung.** — Konrad Ernst. Der Pfarrer von Buchendorf. — Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Frauen. Von **Moritz Carriere.** — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neumann über die Geschichte des englischen Reichs in Asien.

Geschichte des englischen Reichs in Asien. Von Karl Friedrich Neumann. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 7 Thlr.

Indem die neuesten Ereignisse in Indien seit der Mitte des vergangenen Jahres wie unversehens und mit einem male alle Blicke auf das „englische Reich in Asien" gelenkt haben, hat sich in überraschendem Maße, vielfach ganz unerwartet, die Erfahrung geltend gemacht, daß die weiten Gebiete dieses Reichs bisher in Deutschland unverhältnißmäßig wenig gekannt und nur oberflächlich beachtet worden waren. Die meisten sahen sich auf einen ganz fremden Boden versetzt. Es gelang ihnen nur mit Mühe, sich zu orientiren, als sie jetzt, theils durch den allgemeinen Drang menschlicher Theilnahme, theils in dem Ringen nach Klarheit und Aufschluß über die unerhörten Thatsachen, zur nähern Anschauung wie unwiderstehlich hingezogen wurden. In der That aber konnte es kaum anders sein. Die Verhältnisse und Bedingungen des indischen Regiments mußten schon durch die verkünstelte Form, durch die abnormen und nicht ohne Mühe dem Verständniß sich erschließenden Hemmungen des Geschäftsganges abstoßen. Die Reize der indischen Landschaften und die Wunderwerke, welche der indische Boden trägt, sind allgemeinhin genugsam gepriesen und bewundert. Gleichwol können sie nur den Eindruck schwebender Phantasiegebilde oder räthselvoller Erscheinungen hervorbringen, solange die umlagernde Wucht einer fremdartigen Nomenclatur nicht einigermaßen überwunden oder durch das Licht der Geschichte und Erdkunde erhellt wird. Und dies gilt nicht etwa blos von den Bewohnern des europäischen Festlandes im Gegensatz des meerbeherrschenden England. Man erinnert sich, wie stark Macaulay vor nicht langer Zeit noch darauf hinwies, daß selbst jene glänzendsten Thaten der heroischen Tapferkeit, welche englische Feldherren, Staatsmänner und Soldaten in Ostindien entwickelt haben, daß der Hergang bei der Bildung der anglo-indischen Herrschaft mit ihren Rückschlägen und in ihrem allmählichen siegreichen Aufschwunge, daß alles dies selbst in den höher gebildeten Kreisen Englands nur sehr mangelhaft und spärlich bekannt war. Es bedurfte erst der an sich schon so anziehenden Darstellung dieses gefeierten Schriftstellers, um die Geschichte eines Clive und Warren Hastings recht eigentlich unter das englische Volk zu bringen.

Gegen diese Betrachtung fällt es kaum ins Gewicht, wenn in den letzten Jahren unmerklich langsam, aber doch mit unwiderstehlicher Gewalt die unermeßliche Bedeutung der ostindischen Angelegenheiten in England ihr Recht gefunden haben sollte. Die Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, mit welcher ostindische Dinge im Parlament meist vor leeren Bänken behandelt und abgemacht wurden *), die Unwissenheit und Unkenntniß, welche selbst nach den letzten Vorgängen noch bei Mitgliedern indischer Behörden zu Tage kam, zeigt, wie wenig das Interesse und die Kenntniß der indischen Angelegenheiten bis zur Ankunft der Nachrichten von der furchtbaren Meuterei des vergangenen Jahres fortgeschritten war.

Bis zum Monate Mai des Jahres 1857 ahnte noch niemand den Ausbruch jener Bewegungen, deren erste Wolken durch ihre scheinbare Geringfügigkeit selbst den Scharfblick der geübtesten Beobachter getäuscht hatten. Zwar sind die ersten vereinzelten Kundgebungen und Thatsachen des erwachenden meuterischen Sinns unter den Sipahis — welche letztere bekanntlich größtentheils aus der einheimischen Hindubevölkerung, zum nicht geringen Theil aber auch aus den einheimischen mohammedanischen Einwohnern angeworben und bis zu gewissen niedern Graden der Aufsicht und dem Befehl einheimischer Anführer untergeben waren — in unsern Zeitungen nicht unerwähnt geblieben. Viele sind durch Anzeichen und Erscheinungen, die bald nachher als ganz bedeutungslos erkannt wurden, vorübergehend in Angst und Bestürzung versetzt. Einzelne geheimnißvolle Umstände, die mit jenen Vorgängen in Verbindung gesetzt wurden, mögen hin und wieder empfängliche Gemüther erregt, momentan und mehr im Stillen das Nachdenken der Besonnenen

*) Es gibt ein Wort des Lord Monteagle: die Wirkung, welche die Vornahme indischer Angelegenheiten im Parlament auf die Parlamentsmitglieder übe, entspreche dem Schall der Glocke zur Mittagstafel.

Digitized by Google

und der klar sehenden Geister auf sich gezogen, Besorgnisse für den Untergang der indischen Herrschaft erweckt haben. Aber Betrachtungen dieser Art lagen selbst ohne irgendeinen bestimmten Halt neuer Thatsachen schon seit Jahrzehnden nahe genug. Die Kunst, 150—180 Millionen ganz fremdartige, mehr oder weniger feindselig gestimmte Unterthanen mit 50—60000 Europäern in Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu erhalten, mußte mit dem Fortgange der Zeit von den mannichfaltigsten Wechselfällen bedroht werden. Es konnte kaum anders sein, als daß selbst muthvollen und beherzten Befehlshabern in Stunden ruhigen Nachdenkens beim Ueberschlag der zahlreichen Volkselemente, deren Wohnsitze sie durchstreift hatten, Zweifel über die Dauer eines solchen Zustandes aufstiegen, und wir finden gelegentlich Aeußerungen der mannhaftesten Staatsmänner und Krieger, aus welchen hervortritt, wie sie von traumhaften Spiegelbildern einer plötzlichen Katastrophe, eines unversehenen Untergangs der ganzen anglo-indischen Schöpfung nicht unberührt blieben. *)

Seitdem nun aber mit dem 10. Mai 1857 die furchtbaren Schläge der hereinbrechenden Katastrophe verwüstend, vernichtend, das äußerste Verderben drohend einfielen und auf eine Zeit lang in fast ununterbrochener Folge neue Greuel und Schrecken nach sich zogen, ist mit einem male die lebhafteste Theilnahme und das wärmste Interesse für den Schauplatz dieser Begebenheiten erwacht. Tausend Fragen — wie es zu solchen Excessen habe kommen können, wessen man sich ferner zu versehen habe, durch welche Mittel der Fortschritt dieser Ereignisse zu hemmen sei? — beschäftigen alle Gedanken und Gemüther. In England bot die Literatur der Geschichte, der Reisen, der geographischen, biographischen und anderer Werke über Ostindien eine reiche Fundgrube zur Orientirung über Land, Volk und Verhältnisse; manche Bücher, welche bis dahin wenig gelesen wurden, sehen wir seitdem eifrig studirt und vielfach angeführt. Aber deutsche Leser werden bis zum Erscheinen des vorliegenden Werks vergebens nach Büchern gesucht haben, aus welchen sie eine klare Anschauung und eine richtige Würdigung der bedingenden Grundlagen und Erschinungen hätten gewinnen mögen. **)

Sie werden in den allgemeinen Geschichten, in größern Hand- und Lehrbüchern über die wesentlichsten Punkte nur dürftige Andeutungen im allgemeinen gefunden und in den zugänglichen geographischen Werken vergebens nach befriedigenden Aufschlüssen gesucht haben. Die Reisebeschreibungen, theils von deutschen Reisenden verfaßt, theils aus fremden Sprachen übersetzt, enthalten zwar hin und wieder schätzbare Beiträge zur Kenntniß des Landes und Volks; allein diese Belehrungen sind doch vereinzelt, zerstreut, oft ohne innern Zusammenhang nur für die besondern Gesichtspunkte des Verfassers lose aneinander gereiht. Dazu kommen die oft kaum vermeidlichen Misverständnisse und Irrthümer und der unbestimmte Charakter mancher Mittheilungen, die nicht selten so weit entfernt sind, eine befriedigende Lösung der mannichfaltigen Fragen und Probleme zu geben, daß sie oft unerklärliche Widersprüche entstehen lassen und neue Räthsel auf die Bahn werfen.

Daher verdient eine gründliche, allseitige Darstellung des Entwickelungsganges der britischen Herrschaft in Ostindien, wie sie der auf diesem Felde durch frühere Arbeiten ehrenhaft bekannte Verfasser mit unverkennbarstem Fleiße und mit einer außerordentlich umfassenden Umsicht anstrebt, in hohem Grade den Dank und die Beachtung der deutschen Leser, welche über diese unabsehbar wichtigen Ereignisse sich orientiren und in das nähere Verständniß derselben eindringen wollen. Neumann hat es unternommen, der deutschen Literatur ein Werk darzubieten, welches mit gründlichem Eingehen auf die zum Grunde liegenden treibenden Kräfte einen allseitigen Aufschluß der Begebenheiten und Umstände enthält, unter welchen sich aus den kaum bemerkbaren Factoreien einer kleinen Handelscompagnie das in seinen Dimensionen und seinem Organismus so wunderbare Reich entwickelte.

*) Aeußerungen dieser Art finden sich unter anderm bei Malcolm, bei Sir Charles Metcalfe, auch bei dem General C. Napier. Selbst der jetzige Oberbefehlshaber des ostindischen Heeres, Sir Colin Campbell, hat vor acht bis neun Jahren die Einöde dieser Unsicherheit und Gefahr mit der einer Pulvermine verglichen. Dieselbe Vergleichung finden wir im Februar 1857 beim ersten Anzeichen der Meuterei zu Barrackpore vom General Hearsey gebraucht.

**) Es versteht sich von selbst, daß oberflächliche Compilationen hier nicht in Betracht kommen können. So ist in einem der von der Loeck'schen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig unternommenen Sammelwerke „Moderne Geschichtschreiber", herausgegeben von Friedrich Bülau, kürzlich der erste Band einer „Geschichte von Indien, nach dem Englischen des Thomas Keightley übersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt" erschienen. Wir können die Wahl dieses Werks nicht glücklich finden. Thomas Keightley ist ein englischer Literat, der nacheinander romantische Erzählungen, ein mythologisches Lern- oder Lesebuch, eine Geschichte der Kreuzfahrer für alle Stände, eine Erzählung des griechischen Befreiungskriegs und dazu noch einen Abriß der allgemeinen Weltgeschichte der Presse übergeben hat. Seine „History of India from the earliest times to the present day" ist für die von dem Buchhändler Whittaker zu London unternommene Volksbibliothek vor nunmehr 11 Jahren bearbeitet, und hat seitdem keine neue Auflage erlebt. Der deutsche Uebersetzer wird mithin Gelegenheit haben, die unvermeidlich erforderliche Umarbeitung der letzten Abschnitte, sowie insbesondere durch eigene Zuthat das Werk des englischen Autors der neuesten Gegenwart anzupassen. Der vorliegende erste Band schließt mit dem Ende der Laufbahn des Lord Clive. Es wäre unbedingt verdienstlicher gewesen, wenn der Uebersetzer die Mühe nicht selbst gescheut hätte, aus den zum Theil umfangreichern, aber auf gründlicher Kenntniß und origineller Forschung beruhenden Werken von Mill, Thornton, Taylor und Mackenna eine compendiöse Darstellung zusammenzustellen. Wollte er seine Leistung der Hauptsache nach auf Uebersetzen beschränken, so mußte sich ihm vorzugsweise das im vorigen Jahre erschienene Büchlein von Miß Martineau: „British rule in India. A historical Sketch" (London 1857) empfehlen, welches eine ansprechende, lebensvolle und übersichtliche Behandlung der Geschichte Indiens bis zum Ausbruch der letzten Insurrection darbietet. Unangenehm aufgefallen ist uns, wie wenig wie auch in dieser Hinsicht verwöhnt werden, die Umformung in der Schreibart mancher Eigennamen, z. B. „Tritschinopoly" statt „Teichinopoli", „Pondicherry" statt „Pondicherry", „Aly" statt „Ali", „Maratte" u. s. w., und wie haben nicht enträthseln können, weshalb die Schreibart „Aurungsib" statt der üblichen deutschen „Orangsib" oder der englischen „Aurungzebe" gewählt ist.

Auf den ersten Blick läßt sich wahrnehmen, daß sein Werk nicht aus Anlaß der jetzigen Zeitverhältnisse hervorgerufen, sondern in jahrelangem Verfolg der Aufgabe durch umfangreiche Studien nach und nach zum Abschluß herangereift ist. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dem Verfasser die Anschauungen an Ort und Stelle, welche seine zwei Decennien zuvor unternommenen großen Reisen nach Ostasien und unter anderm auch nach Ostindien ihm gewährten, mannichfach zu statten kamen. Nicht minder wichtig für seine Forschungen erweisen sich die Früchte eines Aufenthalts in England, bei welchem er, wie wir hören, nicht blos die Bibliothek des Britischen Museums, sondern ganz besonders auch die Büchersammlung der Ostindischen Compagnie und andere sonst schwer zugängliche Quellen auszubeuten bemüht gewesen ist. Wie glücklich er diese Gelegenheit benutzt hat, um seltene wichtige Werke, die dem Buchhandel fremd sind und sonst kaum in die Hände anderer deutscher Gelehrten gelangen, für seine Zwecke dienstbar zu machen, ergibt sich bei näherer Ansicht des Werks aus dem Apparat der hinzugefügten Anmerkungen. Hier werden manche Werke angeführt, die nicht blos allgemeinhin, sondern sogar englischen Gelehrten kaum bekannt sind. Selbst für die Bibliographie im engern Sinne des Worts finden wir einzelne beachtenswerthe Mittheilungen. *) Daneben sind die hin und wieder gegebenen Winke über den Werth und die Zuverlässigkeit gewisser Bücher besonders schätzbar. Es kommt gar nicht selten vor und bleibt eine fortlaufend sich bestätigende Erfahrung, daß zumal umfangreichere schriftstellerische Arbeiten und Werke berühmter Schriftsteller, die unter günstigen Vorurtheilen, Voraussetzungen und Umständen den Ruf einer gewissen Vorzüglichkeit erlangt haben, fortan ungleich mehr oberflächlich citirt, angepriesen und sogar gekauft als gelesen und studirt werden. Werke dieser Art gelten dann als unentbehrlicher Bestandtheil der Büchersammlungen, in welchen sie vielleicht Jahrzehnde nach ihrem Erwerb in ganz unberührtem Zustande angetroffen werden. Aber über das, was von ihrem Inhalte werthvoll und zuverlässig, oder andererseits schwächlich und voll Irrthum ist, bleibt die allgemeine Kenntniß ganz unentwickelt. In dieser Hinsicht gibt das vorliegende Werk gar manche dankenswerthe thatsächliche Winke. Für die Beurtheilung der Quellenkunde der Geschichte von Ostindien und der angrenzenden Gebiete, namentlich für die englische Literatur auf diesen Feldern findet sich eine nicht geringe Anzahl trefflicher Bemerkungen, die theils an sich überzeugend, anderntheils aber wenigstens anregend und für weitere Nachforschungen instructiv sind.

Treten wir nun dieser umfangreichen und von Fülle des Inhalts unwillkürlich überströmenden Geschichte des englischen Reichs in Ostindien näher, so werden wir allerdings etwas überrascht, dieselbe ohne einleitendes Vorwort auftreten zu sehen. Wer würde den Verfasser nicht gern über die leitenden Grundgedanken, über Anlaß und Ziel, über die Gelegenheiten, über die günstigen und ungünstigen Umstände, welche ihn bei seinem mühsamen Unternehmen begleiteten, über den Umfang und die Beschränkungen der von ihm benutzten Literatur und über so manche andere Erfahrungen oder Beobachtungen, die näher oder entfernter mit seiner Arbeit zusammenhängen, das Wort nehmen sehen? Unter allen Umständen bleibt es zu bedauern, daß er dies nicht gethan, wiewol er wahrscheinlich dies absichtlich unterlassen hat und gleich manchen andern berühmten Historikern ein principieller Gegner von Vorworten sein wird. Wie ihm das Bewußtsein, eine Rechenschaft dieser Art zu geben, nahe genug getreten ist, ergibt sich aus der freilich nur sehr fragmentarischen Weise, in welcher er mitten im zehnten Buche (S. 674) an einer Stelle, die dem flüchtig Lesenden leicht entgeht, plötzlich einen Rückblick auf sein Werk, auf Plan und Methode desselben einfließen läßt:

> Wir haben die Geschichte der englisch-indischen Besitzungen von den sagenhaften Zeiten des Alterthums bis zur Gegenwart, einschließlich der Ereignisse während der ersten Hälfte dieses Jahres (1857), bis zur Aufhebung der Preßfreiheit in Hindostan herabgeführt. Dies ist, ohne der Wahrheit und der Ueberzeugung etwas zu vergeben, leicht möglich gewesen. In den lichten englischen Landen fließen, zum großen Theile wenigstens, die Quellen gleich mit der That; dann darf das Neue und das Neueste rücksichtslos beurtheilt und verurtheilt werden. Nur Völker und Staaten mit Preßfreiheit haben eine Geschichte — eine Geschichte in wahrem, in vollem Sinne des Worts. Man hielt es für geeignet, dieses Neue und Neueste alsbald dem verwandten Alten und Frühern hinzuzufügen; das Ganze sollte dem Leser als Ganzes entgegentreten, nicht in vereinzelten, weit auseinander liegenden, weniger verständlichen Bruchstücken. Spätere Begebenheiten mußten demnach, in frühern Büchern erzählt, manches Aeltere in den folgenden nachtragen, verbindende Thatsachen, Betrachtungen wiederholt angedeutet werden. Manchmal könnte es scheinen, Unzusammengehöriges wäre blos äußerlich nebeneinander gereiht. Dies ist jedoch, wie selbst beim achten Buche, nur scheinbar. Alle jene dort aufgeführten verschiedenen Völker und Geschichten werden vom rothen Faden der Reformbewegung durchzogen, welcher das Mannichfaltige zu einem lebendigen, von einer einzigen Idee getragenen und gehobenen Bilde zusammenfaßt. Auch daß dieses kürzer dargestellt und jenes ausführlicher behandelt wird, ist nicht ohne Grund, nicht ohne Absicht geschehen. Die persischen und afghanischen Angelegenheiten, die Bewegungen in den muselmanischen Reichen sind wichtiger; sie stehen in engerer Verbindung mit dem Weltstaatensystem, mit dem seit der Erscheinung Mohammed's fortdauernden und zu unsern Tagen innerlich und äußerlich an Umfang gewinnenden Kampfe zwischen Islam und Christenthum, zwischen den Slawen und Angelsachsen, als die Geschichten der Reiche Audh, Nepal und Birma. Diese Reiche sind gewesen und sind nicht viel gewesen. Nach seiner Macht und Bedeutung wird aber jedem das Maß zugemessen im Leben und in der Geschichte.

Ueber den Umfang, in welchem er seine Aufgabe gefaßt und behandelt hat, läßt der Verfasser am Anfange des ersten Buchs folgende Erklärung einfließen:

*) Als Beispiel erwähnen wir die Notiz über Thomas Mun's Werk (I, 16): „England's treasure by foreign trade, or the Balance of our foreign trade is the rule of our treasure", welches wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung in Mac Culloch's „Literature of the Political Economy" übergangen finden. In Deutschland gehört dasselbe gewiß zu den Seltenheiten, wenigstens ist es dem Referenten noch nicht gelungen, ein Exemplar zur Ansicht zu erhalten.

Digitized by Google

Es stehen aber die britischen Besitzungen der östlichen Inselwelt und China in so inniger Beziehung zum großen Anglo-indischen Reiche, die Ereignisse und Geschicke aller dieser Länder verflechten sich derart, daß sie nur im Zusammenhange dargestellt ihr offenes Verständniß erhalten.

In den obigen Andeutungen finden wir zwar bei weitem nicht die gewünschte Auskunft auf unsere Fragen an den Verfasser; aber sie enthalten doch wenigstens einigen Aufschluß über die leitenden Gesichtspunkte und über die Motive der von ihm eingeschlagenen Behandlungsart. Er hat seine Aufgabe in tiefgreifendem Maße erfaßt, den Organismus und die Lebensbedingungen des englischen Reichs in Asien sowol innerlich als im Zusammenhange mit seinen Umgebungen in weitem Umkreise zur Darstellung gebracht, die asiatischen Staaten und Völker von Ostpersien bis Westchina in ihrer politischen, religiösen und culturgeschichtlichen Eigenthümlichkeit geschildert. Daneben steht zwischen den Zeilen der angeführten Stellen schweigend das Geständniß einiger Uebelstände, namentlich der Hintansetzung des den allmählichen Fortschritten der Zeit, wie diese im großen und ganzen sich darstellen, zu gewährenden Rechts. Neumann hat den riesenhaft großen Stoff, welcher ihm vorlag, zu sehr zergliedert, fast in monographische Stücke aufgelöst gegeben. Es läßt sich von seinem Standpunkte aus recht lebhaft denken, wie ihm, eben weil er so lebendig in seinem Material lebte, weil der Stoff in allen seinen Theilen so übersichtlich und verständlich sich vor ihm ausbreitete, der Gedanke oder doch die Rücksicht auf den Standpunkt der Leser oft ganz in den Hintergrund treten konnte.

Sogleich bei dem ersten Blicke auf die „Architektonik" dieser Geschichte des englischen Reichs in Indien zeigt sich, aller solcher Ausstellungen ungeachtet, eine imponirende Großartigkeit in der Gesammtanschauung des weitschichtigen Stoffs. Man sieht recht deutlich, wie wenig der Verfasser gemeint war, seine Aufgabe in leichtem Stil zu nehmen; aber auch wie sehr er bei seinen Lesern ein Verlangen nach gründlicher Kenntniß erwartet und kein Bedenken trägt, ihnen einen nicht geringen Grad von Fleiß, von Interesse an dem Gegenstande zuzumuthen. Seine Anordnung gestaltet sich recht eigentlich systematisch; sie gliedert sich folgendergestalt in zehn Büchern: erstes Buch: „England und die ostindische Hansa"; zweites Buch: „Hindu und Muselman"; drittes Buch: „Baber und die Großmongolen"; viertes Buch: „West- und Mittelasien"; fünftes Buch: „Die Gründung des Anglo-indischen Reichs"; sechstes Buch: „Der Fortbau des Anglo-indischen Reichs" (Schluß des ersten Bandes); siebentes Buch: „Die Erweiterung nach Osten und Norden"; achtes Buch: „Lord Bentinck und die Reformbewegung"; neuntes Buch: „Afghanistan und Sind"; zehntes Buch: „Die Sikh und China" (Schluß des zweiten Bandes).

Bemerken wir zu dieser Inhaltsangabe wenigstens in allgemeinen Zügen den Gang der Darstellung. Das Werk beginnt mit der Uebersicht der frühesten Geschichte und mit einer Charakteristik des ursprünglichen Wesens der Ostindischen Compagnie, daran schließt sich die Erzählung ihrer innern und äußern Kämpfe, der Conflicte und Reibungen mit rivalisirenden Gesellschaften in und außerhalb Englands, mit Staats- und Weltverhältnissen, ihrer Schicksale und Gefahren, ihrer bei fast wunderbarer Lebensfähigkeit nach und nach erlangten Entwicklung u. s. w. (Buch 1). Von dieser gleichsam einleitenden oder als Außenwerk vorangestellten Skizze wendet sich der Verfasser zu der Aufgabe, das Werden und den Bildungsproceß der dermaligen Bevölkerung, die Geschichte des Landes und Volks von Ostindien von den frühesten Zeiten an darzulegen, und läßt dann die Reihe der von Nordwesten hereinbrechenden Eroberungszüge von Mahmud dem Ghasnewiden bis auf Timur folgen (Buch 2). Daran schließt sich weiter die dauernde Eroberung unter Baber, die Geschichte des Hauses und des Waltens der sechs sogenannten Großmoguln: Baber, Humaium, Akbar des Großen, Dschehangir, Schahdschehan (Schah Jehan), Orangsib (Aurengzebe); der Hergang in den mit dem Untergang dieses Herrschergeschlechts verknüpften Wirren und Kämpfe (Buch 3). Ehe der Verfasser jetzt planmäßig zur eigentlichen Entstehung des indischen Reichs der Engländer übergeht, bedarf es noch einer Uebersicht der geogeaphischen und der dermaligen ethnographisch-dynastischen Verhältnisse in West- und Mittelasien, d. h. in den nordwärts und westwärts der Indusgebiete sich ausbreitenden Berg- und Hochlandgegenden, von deren Wellenschlage das Hindostanland so oft und ganz besonders in dem Zeitraum zwischen dem Untergang des Reichs der Baberiden und der ersten Gründung der britischen Herrschaft einmal über das andere berührt und erschüttert wurde. Auf die thatsächliche Schilderung des in ewigem und doch wieder etwas einförmigem Wechsel begriffenen Völkerlebens hat der Verfasser sichtbar großen Sammlerfleiß verwendet. Die eigenthümlichen Cultur- und Gesellschaftsbildungen, die innern politischen Zustände, die religiösen Erscheinungen sind neben den unaufhörlichen Eroberungszügen lebensvoll dargestellt. Den Mittelpunkt des außerordentlich mannichfaltigen Inhalts bildet der folgenreiche Zug des Nadir Schah nach Delhi (Buch 4). Nunmehr nimmt der Verfasser den Gang der Darstellung, den im ersten Buche einleitend angesponnenen Faden der Vorgeschichte der anglo-indischen Herrschaft wieder auf, indem er zunächst die Grundzüge derselben durch Clive und Warren Hastings (Buch 5), dann deren weitern Fortbau unter den zunächst folgenden Verwaltungen bis zur Statthalterschaft des Marquis Wellesley erzählt. Als ein wesentliches Moment dieser Epoche erscheint die zur Sicherung des Erworbenen nothwendige Ausdehnung des Besitzstandes und der Eroberungen, besonders die Unterwerfung der Maharatten und die Austreibung der theils mit ihnen in Reihe und Glied kämpfenden, theils in selbständigen Unternehmungen begriffenen französischen Elemente (Buch 6). So schließt der erste Band der Hauptsache nach ungefähr mit dem Jahre 1806; jedoch hat der Verfasser, der von ihm angezeigten Methode

Digitized by Google

gemäß, unter anderm schließlich noch die spätere Geschichte der maharattischen Völkerschaften bis auf die neueste Zeit herabgeführt.

Mit dem zweiten Bande treten wir in die Zeiten ein, in welchen der individuelle Charakter des Reichs sich entschieden consolidirt hat. Bei dem Eintritt der Oberstatthalterschaft des Lord Minto (1807—13) sind die Bahnen des weitern Entwickelungsverlaufs vollständig eröffnet. Das System der Annexationen, der Protections- und Subsidiarverträge unterliegt zwar nach Maßgabe der Zeit- und Lokalbedingungen verschiedenen Modificationen. Die Thaten der englisch-ostindischen Macht werden auf Landgebiete versetzt, welche von ihrem bisherigen Bereich weit entfernt lagen. Eigenthümlich neue Erscheinungen des politischen, socialen und religiösen Zustandes bei Völkerschaften, mit welchen das Anglo-indische Reich in Verkehr und Conflict kommt, erfordern die Kunst und die Kräfte einer entsprechenden Behandlungsart. Aber im wesentlichen ändert sich der Charakter des Regiments nicht. Für die von dem Verfasser befolgte Methode liefert das siebente Buch, mit welchem der zweite Band beginnt, vorzugsweise ein anschauliches Beispiel. Die Erzählung behandelt hier zuvörderst nacheinander die Beziehungen zu dem Imam von Maskát, die Eroberung der Inseln Bourbon und Mauritius (1810), sodann, nach einer kurzen Episode über das Capland, die Geschichte der Insel Ceylon, die Geschichte der Sundainseln und besonders der auf dieselben gerichteten Unternehmungen der Engländer (unter anderm eine ziemlich ausführliche Digression über Sir James Brooke, über welchen der Verfasser unverhohlen den Stab bricht), daneben Singapur, die Bekämpfung des Piratenwesens in den südasiatischen Gewässern. Von hier aus wendet sich der Verfasser plötzlich nach den Ländern im Norden von Bengal und Hindostan, nach Tübet, Tangut und besonders nach Nepal; und von hier werden wir nicht minder unversehens auf das Gebiet der Halbinsel jenseit des Ganges versetzt, um das Land und Volk der Birmanen kennen zu lernen. Bei allen diesen sehr verschiedenen Gegenständen zieht der Verfasser mit einer fast monographisch erschöpfenden Ausführlichkeit die Schleusen seiner schätzbaren Kenntnisse, Materialiensammlungen und Anschauungen auf. Er geht bald in die antediluvianischen Zeiten, bald in das Alterthum und Mittelalter zurück und verfolgt die Entwickelung durch die letzten Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit. So kommt es, daß wir in diesem siebenten Buche, welchem wesentlich die Verwaltungsperiode von Lord Minto bis Graf Amherst (mithin die Jahre 1807—28) zum Grunde liegen, bei der speciellen Behandlung verschiedener Länder, Inseln und Völker nicht blos in die graue Vorzeit aufwärts, sondern auch mitten in die Verwaltungsthätigkeit des letzten Oberstatthalters Lord Dalhousie hinab versetzt werden. Namentlich sind von letzterm amtliche Berichte, Proclamationen u. s. w. in Beziehung auf die durch den zweiten birmanischen Krieg nothwendig gewordenen politischen Maßnahmen dem Texte dieses siebenten Buchs eingewebt.

Dieses Verfahren wird den Wünschen des größten Theils der Leser und Benutzer des vorliegenden Buchs schwerlich angenehm sein. Augenscheinlich hat der Verfasser bei der Anlage seines Werks nicht umhin gekonnt, der chronologischen Entwickelung der Thatsachen, trotz seiner systematischen Vorliebe für Zerstückelung und Zersplitterung — fast möchten wir sagen Auflösung — in monographische Bestandtheile, dennoch einen vorwiegenden Anspruch einzuräumen. Dies ergibt sich sehr deutlich aus den gewählten Ueberschriften der zehn Büchee, wie wenig diese Ueberschriften auch von oben her den tiefen und mannichfaltigen Gehalt jedes einzelnen Buchs ahnen lassen. Daher müssen wir es uns versagen, auf die Inhaltsangabe der drei letzten Bücher (des achten, neunten und zehnten) specieller einzugehen. Für diejenigen, welche entweder auf dem behandelten Gebiete hinlänglich bewandert sind, oder sich einmal in die vorherrschende Methode gefunden haben, oder die unaufhörlichen Störungen durch episodenartige Rückblicke und Vorwegnahme der erst in eine spätere Zeit fallenden Entwickelung mit einer gewissen Resignation betrachten, werden sich manche Digressionen als lebensvolle Ueberraschungen geben. Auch würde es ungerecht sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß einige Abschnitte (z. B. die Schilderung der Reformverdienste des Bentinck'schen Regiments, die Darlegung der Thatsachen des letzten afghanischen Kriegs, der Conflicte mit den Sind und Sikhs und der Ueberblick der Verwickelungen mit China in den letzten zwei Jahrzehnden) sehr ansprechend und gelungen sind. Aber wer wird, um wenigstens noch ein Beispiel anzuführen, in dem Texte des achten Buchs, „Bentinck und die Reformbewegung", z. B. eine Geschichte des Brahmanenthums, des Wedanta-Vereins, des Parsismus und zumal Erörterungen über die Einführung des Christenthums in Indien, über die Thomaschristen, über die Rolle der Jesuiten in der indischen Kirchengeschichte suchen?

Dem Verfasser standen zwei oder drei Auskunftsmittel zu Gebote, durch welche diese Nachtheile oder Uebelstände der Anordnung und der Mangel an Uebersichtlichkeit einigermaßen hätte gehoben werden können. Er hätte die zum Theil sehr ausgedehnten Bücher, deren Text ununterbrochen fortläuft, je nach der Reihenfolge der Gegenstände in kleinere Abschnitte zertheilen können. Er hätte die weitschichtigen specificirten Inhaltsangaben der einzelnen Bücher, welche einmal jedem Bande als Inhaltsanzeige vorgedruckt und dann an der Spitze jedes Buchs wiederholt sind, recht genau und sorgfältig redigiren, bei der Leitung für den Druck übersichtlich darstellen und jedem Satze die Seitenzahlen beifügen sollen, während seine Inhaltsangabe nicht selten Räthsel enthält, die auch bei der Vergleichung des Textes sich nicht vollständig lösen. Endlich wäre es noch eine günstige Gelegenheit zur Erleichterung beim Studium des Buchs gewesen, wenn der Verfasser den am Ende hinzugefügten alphabetischen Index recht vollständig und genau hätte arbeiten oder anfertigen lassen. Wir wür-

Digitized by Google

den denſelben vielleicht um das zehnfache umfangreicher wünſchen.

Unſer Urtheil über Werth und Bedeutung des vorliegenden Werks fällt demnach entſchieden dahin aus, daß daſſelbe durch ſubſtantiellen Gehalt, durch Reichthum an tiefeingehenden Studien, durch Darlegung einer weit ausgebreiteten Kenntniß höchſt ſchätzbar iſt, dagegen namentlich in Bezug auf Anordnung des Stoffs und klare Ueberſichtlichkeit manches zu wünſchen übrig läßt. Es bleiben uns jedoch noch einige Bemerkungen übrig, die wir zur richtigen Würdigung nicht zurückhalten dürfen. Sehr verdienſtlich und anerkennenswerth iſt es, daß der Verfaſſer der handels- und ſtaatswirthſchaftlichen Seite ſo viel Beachtung geſchenkt, daß er die politiſche Oekonomie partienweiſe ſo gründlich behandelt hat. Dagegen hätte er ſeinen nur zu augenſcheinlichen Hang zu kosmopolitiſchen Bemerkungen mehr im Zügel halten ſollen. Wir ſind weit entfernt, dem Verfaſſer ſein Recht auf die Behauptung einer herrſchenden moraliſch-politiſchen Grundanſicht ſtreitig zu machen. Er hat die Tüchtigkeit des engliſchen Nationalcharakters, den Schwächen ſeiner romaniſchen Rivalen gegenüber, aus der Geſchichte Oſtindiens auf eine ſchlagende und überzeugende Weiſe nachgewieſen. Aber daneben begegnen uns hin und wieder Reflexionen, bei welchen er in eigenthümlichen Lieblingstendenzen ſchwelgt, ohne an den Sinn des Dichterworts „Man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt" zu denken. Er läßt ſeine Blicke nur zu oft und zu gern von den aſiatiſchen Zuſtänden auf europäiſche Verhältniſſe hinüberſchweifen. Er geht offenbar zu weit in dem wiederholt ſich hervordrängenden Beſtreben, die erſten Stadien des geſellſchaftlichen und politiſchen Bildungsproceſſes bei den germaniſchen Völkern mit den aſiatiſchen in Parallele zu ſtellen, z. B. I, 301. Noch fremdartiger für den Charakter eines ſolchen Werks erſcheinen einzelne pikante Auslaſſungen aus der modernen Tagespolitik. Solche Bemerkungen, wie z. B. II, 442, Note 2, oder auch I, 454, 455, 456 im Texte, über Voltaire, über Despotismus in Deutſchland u. ſ. w. kann die Kritik, wenn ſie es recht ſtreng nehmen will, nicht billigen. Sie ſcheinen uns für den, der das engliſche Reich in Aſien kennen lernen will, eine müßige oder zerſtreuende Zugabe zu ſein.

Da der Verfaſſer es vorzog, kein Vorwort hinzuzufügen, hatte er auch kaum rechte Gelegenheit, zu erwähnen, daß einzelne Abſchnitte des Werks bereits früher im „Hiſtoriſchen Taſchenbuch" erſchienen ſind. In dieſer Beziehung wäre es nur zu wünſchen geweſen, daß bei dieſer Gelegenheit einzelne Ungenauigkeiten, Gebrechen und Unvollſtändigkeiten berichtigt worden wären. Wir beſchränken uns auf ein paar Beiſpiele. Das Citat, nach welchem man Macaulay's Skizze über Lord Clive im „Edinburgh Review", Jahrgang 1836 (ſtatt 1840) ſuchen wird, hätte berichtigt, Citate wie z. B. I, 33: „Macaulay im Anhange zum erſten Bericht der Gemeinen über die indiſchen Länder" *) hätten genauer gefaßt, Ausdrücke wie z. B. Herr Day, der einſichtsvolle Begründer von Madras, hätten etwa durch Angabe der Vornamen auf angemeſſene Weiſe verbeſſert werden ſollen. Für ein Werk, welches nun einmal wie das vorliegende als ein κτῆμα εἰς ἀεί, oder doch gewiß auf längere Zeit als vielbenutzte Schatzkammer gelten wird, ſind auch ſolche Kleinigkeiten immerhin erheblich. Etwas ſchwerer ins Gewicht fallen die ſachlichen Ungenauigkeiten, wie z. B. I, 449: „Nannte ihn (den Lord Clive) doch William Pitt der Vater bei vollem Hauſe den himmliſchen Heerführer, welchen ſelbſt Friedrich von Preußen beneiden könnte — und niemand hat zu der Zeit widerſprochen." Dieſe Stelle iſt offenbar folgender Stelle des Macaulay'ſchen Artikels in der „Edinburgh Review" 1840 entnommen:

> The great orator had already in Parliament described Clive as a heaven-born general, as a man who, bred to the labour of the desk, had displayed a militairy genius which might excite the admiration of the king of Prussia.

Es iſt gewiß eine unrichtige Deutung, den Ausdruck „heaven-born" mit „himmliſch" zu überſetzen. Der Redner wollte damit nur auf die gleichſam angeborene außerordentliche Begabung und das Talent des Lord Clive hinweiſen. Ebenſo halten wir es für wenig zweckmäßig, wenn der Verfaſſer ſein Urtheil über verausgabte oder eingekommene Geldſummen nach rheiniſchen Gulden berechnet, um dem Leſer einen richtigen Eindruck der Höhe derſelben zu geben. Derartige Berechnungen ſind ſchwerlich geeignet, bei dem Urtheil über engliſche und zumal über oſtindiſche Dinge einen richtigern Maßſtab zu geben, und der Verfaſſer darf ſich nicht wundern, wenn ein Macaulay, der in Oſtindien für dreijährige Dienſtleiſtung (Napier bezeichnet ſeinen Poſten als Sinecure) ein Jahresgehalt von 10000 Pf. St. bezog, bei dem Urtheil über Größe und Geringfügigkeit von Geldſummen von ihm weit abweicht. Auf jeden Fall wird dies indeß in einem Artikel des „Hiſtoriſchen Taſchenbuch" minder auffallen als in einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Arbeit, für welche ſelbſt das im Anfange des erſten Buchs (S. 12, Note 5) angekündigte Verfahren, die in den Quellen angegebenen Summen durch Weglaſſung der Hunderte u. ſ. w. abzurunden, bedenklich wird, da gerade in der Thatſache des genauen Präciſirens oft etwas ſehr Bezeichnendes liegt.

Es wurde oben angedeutet, daß der Verfaſſer ein äußerſt reichhaltiges literariſches Material ausgebeutet hat. Namentlich iſt er in der einheimiſchen oſtindiſchen Literatur außerordentlich bewandert und er hat es ſich angelegen ſein laſſen, die ſonſt ſo leicht überſehenen und unbekannt bleibenden Artikel in Journalen und Zeitſchriften nutzbar zu machen. Dagegen iſt es uns aufgefallen, daß ihm einige Werke unbekannt geblieben ſind, deren Inhalt mehr oder weniger wichtig erſcheint, z. B. William Erskine's „A history of India under the two first sovereigns

*) Statt etwa: „Macaulay's Erklärung vom 27. Juni 1834 in «Parliamentary Papers 1852—53. Reports from Committees Vol 27. First Report from the select committee on Indian Territories» (vom Hauſe der Gemeinen zum Druck beſtimmt am 2. Mai 1853.)"

Digitized by Google

of the house of Taimur Báber and Humáyun" (2 Bde., London 1854). Der Verfaſſer iſt durch ſeine Ueberſetzung „Memoirs of Baber", welche Neumann angemeſſenerweiſe benutzte, bereits hinlänglich bekannt. Ferner für die Verhältniſſe mit Oſtafrika und namentlich den Imam von Maskát das Werk von Guillain: „Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale" (Paris 1856); und für die Verhältniſſe in Afghaniſtan Khoraſan u. ſ. w. Ferrier's „Caravan journeys and wanderings in Persia, Afghanistan, Turkistan and Beloochistan translated by W. Jesse, edited by H. D. Seymour" (London 1856). (Das franzöſiſche Original dieſes Buchs iſt nie gedruckt.) Niemand wird dem Verfaſſer daraus einen Vorwurf machen, daß in einem ſo inhaltreichen und außerordentlich ſchwierigen Stoffe hie und da bei ſcharfer Prüfung kleine Mängel und Unvollkommenheiten zum Vorſchein kommen. Aber ſonderbar iſt es, daß gerade die erſten Seiten des erſten Buchs weit mehr als irgendein anderer Theil Gelegenheit zu Ausſtellungen entdecken laſſen. Faſt in den erſten Zeilen leſen wir, daß alle die Völker der Ländermaſſe, welche vom Himalaja und dem Meer vom öſtlichen Perſien und weſtlichen China umgrenzt wird, nach einem herkömmlichen, wahrſcheinlich von den Perſern (?) ſtammenden Brauche „Hindu" genannt werden, das Land, in welchem ſie leben, „Hindoſtan". Allein der Name „Hindoſtan" iſt, ſoviel uns bekannt, niemals auf die afghaniſchen, beludſchiſtaniſchen und khoraſaniſchen Gebiete, ja ſelbſt nicht auf Dekan, ſogar kaum auf das eigentliche Bengalen ausgedehnt; und im Eingange des zweiten Buchs ſagt der Verfaſſer wörtlich: „Die Theilung Indiens in zwei große Maſſen, Hindoſtan und Dekan, iſt nicht willkürlich, ſie beruht auf der verſchiedenen Naturbeſchaffenheit dieſer Länder." S. 4 bei der Anführung des Buchs „Relation de l'inquisition de Goa" fehlt der Name des allgemein bekannten Verfaſſers, des Arztes Dellon, der eine Gefangenſchaft im Inquiſitionskerker zu Goa zu beſtehen gehabt hat. Bei dem Citat des Apothekers Maquet hätte die Zeit, in welcher derſelbe lebte und ſchrieb, bemerkt werden ſollen. S. 5 hätte über die Bücherſammlung zu Goa das Buch des berühmten Reiſenden Richard F. Burton „Goa and the Blue Mountains" (London 1851) genannt werden ſollen, welches S. 40 eine authentiſche Notiz enthält. Die Sätze, welche gleich nachher (S. 6) mit den Autoritäten von Mackintoſh: „History of England; Delolme, „Constitution of England"; Hallam, „Constitutional history of England" geſtützt werden, hätte in einem Werke über Aſien eines ſolchen Anhalts kaum bedurft. S. 33 fällt auf, daß der Verfaſſer ein ſchwer verſtändliches Citat eines Ausſpruchs von Macaulay aus den nur ſehr wenigen ſeiner Leſer zugänglichen engliſchen Parlamentspapieren für eine Wahrheit gibt, die niemand in Zweifel zieht und von Macaulay in ſeiner allgemein bekannten „Geſchichte Englands ſeit Jakob II." ſich mehrfach wiederholt findet.

Gern geſtehen wir zu, daß dieſe Ausſtellungen, mit welchen wir nicht zurückhalten konnten, gegen den Werth der Arbeit des Verfaſſers im großen und ganzen kaum in Betracht kommen können. Möge der Erfolg des Werks dem durchaus anerkennenswerthen Aufwand von Fleiß, Gelehrſamkeit und Kenntniß entſprechen, welche der Verfaſſer auch den weiten Kreiſen deutſcher Leſer zugänglich und gemeinnützig gemacht hat. Niemand wird darüber zweifelhaft ſein können, daß die deutſche Literatur kein Werk beſitzt, aus welchem ſich eine ſo gründliche und gediegene Belehrung namentlich über die politiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe Oſtindiens und ſeiner Nachbarländer gewinnen laſſe, als aus dieſen beiden Bänden.

Karl Brandes.

Karl Weller's „Jahrbuch deutſcher Dichtung".

Jahrbuch deutſcher Dichtung herausgegeben von Karl Weller. 1857. Erſter Theil: Gedichte. Zweiter Theil: Literaturgeſchichte der Gegenwart. Leipzig, Hübner. 1858. 8. 1 Thlr.

Vorliegendes Jahrbuch iſt laut dem Vorwort dazu beſtimmt, „das geiſtige Leben und Streben, das Denken und Dichten unſerer Zeit und unſers Volks treu und klar abzuſpiegeln und dem in der Literatur ſich kundgebenden Entwickelungsgange der Gegenwart Jahr für Jahr und Schritt für Schritt zu folgen". Dieſes Unternehmen, bei dem es, wie man aus den angeführten Worten ſieht, auf alljährliche periodiſche Wiederkehr abgeſehen iſt, verdient um ſo mehr allgemeinere Theilnahme zu finden, da der Ertrag deſſelben „zur Hälfte für jetzt und alle Folge dem Zwecke der Schiller-Stiftung beſtimmt iſt, zu deren Beſten ſchon früher die Herausgabe des lyriſchen Albums der «Dichterſtimmen» erfolgte".

Alljährlich ſoll ein Band erſcheinen, der aus zwei Theilen (Halbbänden) beſteht. Der erſte Theil bietet eine Auswahl von charakteriſtiſchen Proben deutſcher Lyrik aus den in Sammlungen und Zeitſchriften veröffentlichten Gedichten jedes Jahres; der zweite Theil wird in möglichſt überſichtlicher und anſprechender Weiſe eine kritiſche Jahresrundſchau über das Geſammtgebiet deutſcher Dichtung, ferner Bilder, Skizzen und Wahrnehmungen aus dem geiſtigen Leben und Treiben der Zeit, Lebensabriſſe und Charakteriſtiken von hervorragenden zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern und endlich ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß der betreffenden Literatur jedes Jahres enthalten. „Somit wird das Werk", bemerkt der Herausgeber, „eine fortlaufende Literaturgeſchichte der Gegenwart bilden und hoffentlich allen, denen deutſcher Geiſt und deutſche Dichtung lieb und werth ſind, eine nicht unwillkommene Gabe werden." Wie begeiſtert der Herausgeber für ſeine Sache und Aufgabe iſt, ergibt ſich aus folgenden Worten: „Die Poeſie iſt eine Macht trotz aller Proſa unſerer nüchternen Tage, ſie iſt das Lebenselement jedes höhern Strebens, der Kern von allem, was uns als groß, ſchön und begehrenswerth vor der Seele ſchwebt, die Triebfeder von allen erhebenden Regungen des Herzens und Geiſtes." Er erklärt, es ernſt mit der Poeſie zu meinen: „Sie iſt uns nicht ein müßiges Spiel der Phantaſie, keine Modeſache, kein Stoff für äſthetiſches Theegeklatſch und ſeichte Salonunterhaltung, ſondern ein nothwendiges Element der allgemeinen Volksbildung, die harmoniſche Ergänzung der wiſſenſchaftlichen Verſtandesrichtung unſerer Zeit." Daher iſt es die Aufgabe, die ſich der Herausgeber mit ſeinem Jahrbuch geſetzt: „den Sinn für das Schöne, für Kunſt und Poeſie gegenüber der rohen Nützlichkeitspraxis zu vertreten, zu pflegen und zu verbreiten".

Der erſte Theil des vorliegenden Jahrgangs enthält, dem Programm gemäß, eine Auslese von Gedichten, die im Jahre 1857 theils in ſelbſtändigen Sammlungen, theils in Zeitſchrif-

Digitized by Google

ten, Albums und Almanachen erschienen sind, mit Einschluß nicht weniger Proben aus den lyrischen Erzeugnissen des Jahres 1856. Es sind darin 62 Dichter, 10 Dichterinnen und außerdem 9 deutsch-amerikanische Dichter vertreten. Eine Anthologie dieser Art entzieht sich einer eigentlichen Kritik; wenden wir uns daher sofort zu dem Aufsatze: „Die Lage der Schriftsteller", von dem Herausgeber.

Dieser Aufsatz erscheint uns namentlich deshalb von Werth, weil der Verfasser, so innig er auch an den Schicksalen der Schriftstellerwelt theilnimmt, kein eigentlich professioneller Schriftsteller und daher in der Lage ist, die dahin einschlagenden Verhältnisse von einem objectiven Standpunkt zu beurtheilen. Es wäre zu wünschen, daß dies von Männern in gleicher Stellung öfter geschähe, von Männern, welche die Aufgabe des Schriftstellers zu würdigen wissen und für sein Los ein Herz haben, dabei aber nicht das Vorurtheil gegen sich erwecken, daß sie im eigenen selbstsüchtigen Interesse sprechen und durch trübe Erfahrungen verstimmt und verbittert sind. Karl Weller beginnt seinen Aufsatz mit der treffenden Bemerkung: „Das Lied vom armen Poeten ist schon genug abgesungen worden und hat der mitleidigen Seelen so viele gerührt und in Scene gesetzt so viele Thränen erpreßt, daß, wenn jede Thräne einen Pfennig werth gewesen wäre, und jede gerührte Seele nur einen Groschen für die armen Poeten gespendet hätte, es längst keinen armen Poeten mehr geben würde. Aber leider hat das alles den Schriftstellern und ihrem Loose nichts geholfen, ja viele zarte ästhetische Gemüther halten es für besonders poetisch, wenn ein Dichter hungert, und selbst eine Anzahl Schriftsteller, die das Glück haben, immer satt geworden zu sein, wollen ihrem Stande dieses poetische Attribut nicht genommen wissen, obgleich Noth und Sorgen die entschiedensten Gegner aller Poesie sind." Er behauptet ferner, und leider schwerlich mit Unrecht: „Die sogenannten vornehmen Klassen der Gesellschaft, der Adel und das höhere Beamtenthum sind in ihrem großen Ganzen dem Zwecke der Schiller-Stiftung und dem Schriftstellerthum geradezu feindlich gesinnt; der gebildete wohlhabende Mittelstand ist theilnahmlos und die große Masse der vielleſenden halbgebildeten untern Klassen steht der Sache durchaus fern und weiß nichts davon. Diese Thatsachen finden ihre volle Bestätigung in dem materiellen Erfolge der Stiftung. Das ganze Kapital derselben ist fast allein durch eine Anzahl größerer Schenkungen und Beiträge wohlhabender Literaturfreunde, fürstlicher Häupter, Vereine, Erträge von Theatervorstellungen, Concerten, Vorlesungen, Ausstellungen u. dgl. zusammengebracht, aber die kleinen Gaben der Liebe, die zu Tausenden summirt gar schwer ins Gewicht fallen, haben wenig Theil daran." Dies alles müssen wir leider zugeben; nur gegen die Bemerkung, daß die „halbgebildeten untern Klassen" zugleich auch „vielleſende" seien, müssen wir nach unserer Erfahrung protestiren. Diese untern Klassen, mit Ausnahme der doch immer dünn gesäeten frommen Tractätleinleser, lesen lieber gar nichts, ausgenommen die lokalen Tageblätter, und auch in diesen zumeist nur die örtlichen Anzeigen, und die Kalender, namentlich die Anekdoten und Schnurren darin, vielleicht auch einen Ritter- oder Räuberroman oder einen Roman von Eugène Sue in schlechter deutscher Uebersetzung. Geistige Beschränktheit, häusliches Elend, erschöpfende Arbeit und im Gegensatze dazu oder im Zusammenhange damit zeitweise derbsinnliche Vergnügungen lassen diese „untern Klaſſen" nicht zum Lesen oder gar zum „Vielleſen" kommen. Diese trotz des gesteigerten, aber doch noch vielfach unzweckmäßigen Schulunterrichts halbbarbarische Menschengattung weiß kaum, daß es zur Abfassung eines Buchs einer geistigen Arbeit, eines eigentlichen Verfassers bedarf; sie weiß kaum, daß es eine Klasse von Mitmenschen gibt, welche man Schriftsteller nennt; höchstens verbindet sie mit der Bezeichnung „Bücherschreiber" oder „Blättchenschreiber" die allerniedrigsten und beschämendsten Begriffe. Lautet doch selbst bei den recht eigentlich für den Mittelstand bestimmten periodischen Unternehmungen die Parole stets: „Nur nichts Literarisches; denn das versteht und liest unser Publikum nicht!"

Was nun die höher gebildete Klasse betrifft, so scheint es allerdings richtig zu sein, daß die eigentlich poetische Gemeinde, welche die Poesie um der Poesie willen liebt und feiert, auch unter ihr mehr in der Abnahme als in der Zunahme begriffen ist. Schon Immermann klagte in seiner in Form eines Briefs an den Redacteur gekleideten Recension über Heine's erste Gedichtsammlung im „Westfälischen Anzeiger": „Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts einen neuen Poeten anzeigen, so empfinde ich ungefähr dasselbe Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft wieder ein toller Hund her! Sie werden mich der Paraderie beschuldigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen erscheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufstellen, daß es mir wie eine schwere Last des Schicksals vorkommt, in unsern Tagen mit poetischem Talent geboren zu sein." Immermann beklagt weiter, daß die Ahnung von etwas Heiligem und Unbegreiflichem in dem Dichter, die frühern Zeiten eigenthümlich gewesen, gegenwärtig selbst den Bessern fremd sei, und es sei daher ganz erklärlich, daß ein dunkles Gefühl oder die klare Erkenntniß von diesem Stande der Dinge diejenigen ergreife und verstimme, welche mit Anlagen ausgerüstet seien. Daher träten alle Talente in unsern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je stelle sich der Dichter in offene Opposition gegen die Welt, und er, der eigentlich berufen sei, zwischen und über allen Parteien stehend alle aufzulösen und zu beschwichtigen, bilde jetzt die heftigste Partei.

Ob nun der von Immermann angegebene, mehr subjective Grund dieser Erscheinung wirklich der einzige sei, oder ob nicht die ganze Zerrissenheit und der Principienkampf der Zeit den Dichter, insofern er überhaupt für seine Zeit ein Herz im Busen trägt, unwillkürlich in die Fechterstellung hineinnöthige, bleibe hier unerörtert. Aber trotz aller so wohlfeilen Ehrenbezeigungen, womit das Andenken einiger unserer verstorbenen Dichter auf Kosten anderer überschüttet wird, hat es allerdings mit der Klage, daß die Stellung eines Dichters in der jetzigen Gesellschaft eine vereinsamte, ja anomale, ein verlorener und preisgegebener Posten sei, doch wol seine Richtigkeit. Aber achten die Dichter selbst einer in dem andern einen höhern Genius? Tragen sie durch ihr gegenseitiges Verhalten nicht nur zu oft sehr wesentlich dazu bei, den Glauben an ihre priesterliche Sendung und ihr priesterliches Bewußtsein im Publikum zu erschüttern? Haben jemals Dichter einander in so abscheulicher Weise verunglimpft und dem Spotte preiszugeben gesucht, als Immermann und Heine ihren Collegen Platen und Platen wieder jene? Höchstens hatten einmal etwa zwei, wie eben Heine und Immermann, zusammen, um nach dem Modell des Goethe-Schiller'schen Schutz- und Trutzbündnisses als Duumvirn die übrigen zu unterdrücken. Redlicher war jedenfalls Platen, der keinen zweiten neben sich dulden mochte. Nur mögen unsere Poeten, solange sie sich untereinander so ungebührlich behandeln, von dem Publicum nicht verlangen, daß es in ihnen Wesen höherer und reinerer Art erblicke und verehre.

Zum Beweise, wie groß die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit gegenüber der Schiller-Stiftung selbst in den wissenschaftlich gebildeten Kreisen sei, erzählt Karl Weller folgendes Beispiel. Im Interesse seiner beiden zum Besten der Schiller-Stiftung begonnenen literarischen Unternehmungen habe er im vorigen Sommer ein besonderes Rundschreiben drucken lassen und dies unter anderm auch an sämmtliche deutsche Cur- und Badegäste, soweit ihm deren Namen bekannt gewesen, in Summa gegen 300 versendet. Von diesen Herren, noch dazu Weller's Berufsgenossen, habe sich nur ein einziger, Dr. Rewbauer in Kolberg, der Sache freundlich angenommen.

Dies darf indeß nicht wunder nehmen, da es selbst noch

Digitized by Google

so manche Schriftsteller in Deutschland gibt, welche durch misgünstige Bemerkungen die Theilnahme des Publikums von der Stiftung abzulenken und über ihr Wesen und ihre Absichten irre zu führen versuchen. Wir selbst wissen am besten, auf wie viel Widersprüche, ja gehässige Ausfälle wir mit unsern Aufsätzen im Jahre 1845 und später, die wir in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten, von seiten der Schriftsteller gestoßen sind, und wie viel Mühe es uns und andern gekostet, in der schriftstellerischen Welt selbst gesundere und richtigere Ansichten über den Gegenstand zur Geltung zu bringen. Es ist schon schlimm, wenn man infolge fortdauernder Opposition die Nothwendigkeit der Schiller-Stiftung überhaupt nur der Länge und Breite nach zu beweisen genöthigt ist, nachdem Engländer, Franzosen und Holländer schon längst solche Institute besaßen. Noch jüngst sprach sich keine geringere Autorität als Lord Palmerston, und zwar bei dem neunundsechzigsten Jahresfest des Royal literary fund, für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Stiftungen aus. Er sagte unter anderm: „Wie wenige gibt es überhaupt, die von den Mühsalen und quälenden Zweifeln der glücklichsten Autoren auch nur eine Ahnung haben; von dem tödtenden Zwiespalt häuslicher Sorgen und aufwärts strebender Gedanken, der oft die besten und begabtesten drückt! Wären jene Kämpfe allgemeiner bekannt, dann würde auch der Zweck dieses unsers Vereins, der Hülfe in der größten Noth bringt, allgemeiner gewürdigt werden." Es sind aber nicht sowol die Entbehrungen und Nothstände, welche den Aufflug eines dichterischen Talents hemmen, als die damit verbundenen vielfachen und für zarte Organisationen doppelt verderblichen Demüthigungen, welche an seinem Innern zehren, und es im äußersten Falle zur Selbstverachtung und Verzweiflung an der Welt und an sich zu treiben vermögen.

Wie sonderbar klingen nun angesichts der Palmerston'schen Rede so manche Stimmen, die sich noch jüngst hier und da der Schiller-Stiftung gegenüber zur Geltung zu bringen versucht haben! Man hat unter anderm gesagt, die Stifter machten zu viel Lärm von der Sache; aber wie sollen sie es denn anfangen, um in weitern Kreisen Theilnahme daran zu erwecken? Könnten sie diesen Zweck anders erreichen, als durch Ansprachen und Notizen in den Journalen oder in Flugblättern und Prospecten, gewiß würden sie es sehr gern thun. Man hat ferner gesagt, daß Dichter und Schriftsteller jetzt mehr verdienen als manche gutbezahlte Beamte. Wir wollen darüber nicht streiten, obschon dies doch nur in Betreff derjenigen behauptet werden kann, welche eine wohlfundirte Zeitung oder Zeitschrift leiten, wobei sie aber doch nicht aller Wechselfälle überhoben sind, oder von Dichtern, die gerade in der Mode sind, und auch nur, solange sie gerade in der Mode sind. Aber wie sieht es mit ihnen in Fällen längern Siechthums, im Alter u. s. w., wie endlich mit ihren Hinterlassenen aus? Soll in jedem einzelnen Fall das Mitleid des Publikums angerufen werden? Alle Ehre der Stadt Elberfeld, welche die Hinterbliebenen des Dichters Adolf Schults auf dem Subscriptionswege für längere Jahre sicher stellte. Aber dieses ehrenwerthe Beispiel steht in Deutschland bisher gänzlich vereinzelt, und ich möchte keinem Dichter rathen, sich darauf zu verlassen, daß seine Vaterstadt sich in gleicher Weise seiner Nachgelassenen annehmen werde. Ein Schriftsteller kann in Deutschland wegen seines Talents und seines ehrenwerthen Strebens allgemein anerkannt sein, ohne daß die Schriften und Productionen dieses Schriftstellers auch nur ein irgend nennenswerthes Glück machen, insofern sie nicht einem Parteiinteresse, der Unterhaltung oder einer bloßen Moderichtung dienen. Nun hat einmal Willibald Alexis sehr richtig bemerkt, daß die beste Unterstützung, welche das Publikum einem Autor angedeihen lassen könne, der Ankauf seiner Schriften sei. Und sollte vom Publikum wirklich nicht verlangt oder vorausgesetzt werden können, daß es die Bücher eines Schriftstellers, dem es im ganzen seine Achtung zollt, selbst wenn sie ihm nicht ganz gefallen oder nicht sehr nöthig sein sollten, wenigstens zu dem Zwecke ankaufe, um ihm einen sichtbaren Beweis seiner Achtung zu geben, ihn aufzumuntern und sein im ganzen ehrenwerthes Streben zu unterstützen? Aber da trifft man auf die sonderbare und auch wol betrübende Erscheinung, daß die Schriften eines vielleicht sehr wenig geachteten Schriftstellers oft wie rasend gekauft und gelesen werden, während die des „geachteten" keinen Absatz finden. Wie gering namentlich poetische Erzeugnisse im Werthe stehen, dafür ist wol der beste Beweis, daß sie, wie schon Helmina von Chézy klagte, von den bei weitem meisten Redactionen und Verlegern von Albums und Zeitschriften nicht honorirt werden, weil es „nur Gedichte sind", und während Uebersetzungen aus dem Französischen unsere Bühnen förmlich überschwemmen, legt man dem einheimischen Dichter alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, wenn er sich unterfängt, einer deutschen Bühne ein dramatisches Product anzubieten. Daher der jüngst in F. Wehl's „Jaheszeiten" laut gewordene Klageruf: „Wahrlich die deutschen Autoren, diese Lastthiere der deutschen Bildung, sollten neben ihrer Kunst noch Handwerke lernen, um sich eine anständige und sorgenlose Existenz zu gründen, die ihnen mit allem Fleiße aus ihrer literarischen Beschäftigung nicht erwachsen kann."

K. Weller kommt in seinem Aufsatz auch auf die Stellung der Schriftsteller zu ihren Verlegern zu sprechen: ein Thema, das vor einiger Zeit auch in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" unter der Ueberschrift: „Die Publicistik und die materiellen Interessen", in den dunkelsten Farben ausgemalt wurde. Weller sagt unter anderm: „In den meisten Fällen ist der Schriftsteller, der als solcher sich nähren will, nicht mehr als ein Commis des Buchhandels, eine abhängige gebundene Stellung, die sich erstens nicht mit der Würde eines Berufs, der zu den höchsten und schönsten gehört, verträgt, und zweitens jede freiere Entwickelung des Talents hemmt." Wir leugnen das Vorhandensein solcher Fälle nicht; aber wir meinen, es müßte ein sehr wenig achtungswerther Buchhändler sein, der darauf ausginge, den Geist oder gar die Gesinnung eines von ihm beschäftigten Schriftstellers seinen Privatzwecken leibeigen zu machen und dessen Productionskraft bis zur letzten Faser auszunutzen; und an einem Schriftsteller, der sich dies gefallen ließe, statt anderswohin den Fuß zu setzen, wäre wahrlich auch nichts verloren. Und wer ist denn vollkommen unabhängig? Höchstens der, welcher sich aus seinen eigenen Mitteln ernähren und jede öffentliche und private Stellung verschmähen kann, vorausgesetzt, daß er nicht in Standesvorurtheilen und in Rücksichten auf die Verhältnisse der Gesellschaftskreise, denen er angehört, befangen ist. Wer aber in Amt und Brot ist, sei er ein Militär- oder Civilbeamter, Professor oder Nichtprofessor, wird stets eine Menge Rücksichten zu nehmen haben, die seine Unabhängigkeit mehr oder weniger beschränken werden. Der Schriftsteller, der es nur mit Buchhändlern zu thun hat, wird in vieler Hinsicht unvergleichlich freier dastehen; etwa wie ein Künstler, der nicht zugleich akademischer Professor ist. Auch darf behauptet werden, daß ein Schriftsteller dieser Art in der Lage ist, das Leben von viel mehr Seiten kennen zu lernen und unbefangener anzuschauen, als z. B. ein Professor, weil dieser sich fast ausschließlich in den nächsten Kreisen seiner Fachgenossen zu bewegen pflegt, während der letztere in seiner Ungebundenheit mit einer Menge von Leuten aus allen Ständen in Berührung kommt und weniger durch Rücksichten auf Staat und Zunft eingeengt ist. Daher mag ein Professor wol gründlichere, solidere und fleißiger ausgeführte Werke schreiben, aber frischere, anregendere, vorurtheilslosere und auf ungelehrte Kreise größern Einfluß übende jedenfalls der freie Schriftsteller, vorausgesetzt, daß es ihm überhaupt an Geist, Talent und Gesinnung nicht fehlt.

Unter den übrigen Aufsätzen dieses Halbbandes nennen wir noch als besonders instructiv den von Ludwig Eckardt: „Die schweizerische Wissenschaft und Poesie", der manche neuen

Digitized by Google

und interessanten Gesichtspunkte enthält und die Schweiz als den praktisch-realistischen Gegensatz (beziehungsweise Ergänzung) zu dem mehr idealistischen und theoretischen Deutschland auffaßt; und einen andern von Adolf Strodtmann: „Deutsche Literatur in Amerika", der ebenfalls sehr beachtet zu werden verdient. Freilich wird der social-politische Standpunkt des Verfassers nur von wenigen Lesern d. Bl. getheilt werden. Strodtmann schwärmt für Karl Heinzen, den er den „auferstandenen Börne" nennt, nur daß sein Gesichtskreis ein weiterer, ein viel kosmopolitischerer und radicalerer sei, weil Heinzen eine viel größere Fülle von Ideen und Verhältnissen habe an sich heranreten lassen. Interessant wird aber unsern Lesern folgende kleine Mittheilung über Heinzen sein: „Er wohnt", berichtet Strodtmann, „mit seiner Frau, die, um den Arbeitslohn zu sparen, ihm noch immer die Typen seiner Zeitung setzen hilft, und mit seinem zwölfjährigen Sohne in einem dürftigen Zimmer der Stadt Neuyork, wo seine Frau selbst auf dem gußeisernen Ofen das Mittagsessen kocht."

Unter den literarischen Uebersichten nimmt die über die lyrische und epische Dichtung den größten Umfang ein, indem darin nicht weniger als 71 verschiedene Dichtungen und Gedichtsammlungen besprochen werden, und zwar in der Form von lauter kleinen Recensionen, die ohne alle Disciplin hintereinander herlaufen. Eine Gruppirung, ein Arrangement findet nicht statt, nicht einmal eine alphabetische Aufeinanderfolge. Für die nächsten Jahrgänge würden wir dem Herausgeber doch freundlichst rathen, dieses lyrische Chaos unter gewisse Rubriken zu bringen und gruppenartig das mehr Gleichartige zusammenzustellen, oder noch besser, die Lyrik in einer allgemeinen Uebersicht zu behandeln, in der nur die wirklich bedeutendern Erscheinungen nach Inhalt und Form wie nach ihrer Stellung im Gesammtorganismus der Lyrik ausführlicher charakterisirt, die weniger bedeutenden und nichtstaugenden nur mit kurzen Worten als bloßer zusammengelaufener Mob abgefertigt würden. Denn wer vermag es über sich, 71 Recensionen, in denen Mehl und Kleie unterschiedslos ineinander gemischt sind, hintereinander in einem Athem weg zu lesen? Im übrigen sind die Recensionen ganz interessant und pikant und fördern oft ganz gesunde Urtheile zu Tage. Nur bringt es die in einem Buche nicht sehr erquickliche Recensionsmanier fast unwillkürlich mit sich, daß die Verfasser der Kritiken K. W. (Karl Weller), A. Str. (Adolf Strodtmann) und L. S. (Ludwig Seeger) sich zu sehr in Details verlieren, zu viel an Einzelheiten mäkeln und zu eifrig allen unechten Reimen, schlechten Daktylen, falschen Bildern u. s. w. nachlaufen. Die Freude, die sie an einer solchen Entdeckung zu haben scheinen, erinnert doch gar sehr an das Vergnügen, das der alte Voß empfand, als Tieck ihm die großartige Nachricht hinterbrachte, daß er in „Hermann und Dorothea" einen siebenfüßigen Hexameter entdeckt habe. Wir halten gewiß auch etwas auf Reinheit der Form und finden es ganz angemessen, daß man einem Dichter, der sie in zu liederlicher Weise handhabt, mit dem Recensionsstäbchen auf die Finger klopft; aber zu weit sollte man doch in dergleichen Dingen nicht gehen und bedenken, daß wenn man alle unechten Reime und schlechten Daktylen aus Goethe und Schiller, also Dichtern, die man uns stets zu Mustern aufstellt, zusammenstellen wollte, damit ein ganz anständiges Bändchen gefüllt werden könnte. Auch gegen die „Blumenlyrik" wird in jetzt gewöhnlicher Weise geeifert. Ich erwähne dies im eigenen Interesse, weil auch ich unter meine Gedichte einige „Mythen aus der Blumenwelt" aufgenommen habe, und zwar deshalb, weil sie zu den ersten dieser Gattung gehören und sich bereits in meiner jugendlichen Gedichtsammlung von 1830 finden. Sind übrigens Blumen, diese holden Frühlingskinder, die uns bei jeder Wiederkehr immer von neuem entzücken, nicht besingenswerth, nicht ebenso besingenswerth als Heine's „Ratten der Oper"?

An diese Uebersicht der Lyrik schließt sich ein „Blick auf die Frauenliteratur", welche auch nicht weniger als 22 kleine Recensionen enthält, eine „Bunte Nachlese vom Büchertisch" und einen Aufsatz „Ueber das deutsche Drama der Neuzeit" von Ludwig Eckardt, worin etwas über ein Dutzend neuere dramatische Dichtungen zur Besprechung kommen. Von besonderm Interesse sind die von feinem ästhetischen Sinn und philosophischer Durchbildung zeugenden allgemeinen Bemerkungen Eckardt's über das historische Drama, die übrigens zum Theil im ziemlichen Widerspruch stehen mit den Ansichten, die Müller-Samswegen in einem jüngst von uns erwähnten Artikel über das bürgerliche Drama dargelegt hat. Was uns betrifft, so erkennen wir gewiß auch dem historischen Drama und besonders der historischen Tragödie einen höhern Rang zu, als dem bürgerlichen Drama; aber wir haben uns leider überzeugen müssen, daß in unserm Publikum für den Augenblick fast nicht der geringste historische Sinn lebt, und daß jede neue Aufführung historischer Dramen, in denen die Geschichte nicht modernisirt und zum Genre herabgedrückt ist, nur dazu dient, diesen historischen Sinn noch mehr abzustumpfen. Unser Publikum langweilt sich dabei, und das ist das Schlimmste!

Es gibt jedoch einen Punkt, an dem sich zwischen den Ansichten Müller-Samswegen's und denen Eckardt's eine natürliche Brücke bildet: der erstere, wenn wir ihn recht verstanden haben, begehrt vornehmlich ein bürgerliches Drama mit historischen Durchblicken, wie etwa Lessing's „Minna von Barnhelm", oder ein historisches Drama mit bürgerlichem oder vielmehr volksthümlichem Gepräge wie „Götz von Berlichingen", und Ludwig Eckardt hält eine würdige Geschichtsdramatik nur in einem „freien, nach innen volksthümlichen, nach außen unabhängigen und von stolzem Selbstbewußtsein getragenen Staat" für möglich. Eckardt kommt auch auf Bacherl's „Cheruskr in Rom" zu sprechen, erkennt dem „Schulmeister" ein „zwar rohes, aber volksthümliches Talent dramatischer Charakteristik" zu, und fährt dann fort: „Fast möchten wir wünschen, daß noch ein dritter Dichter diesen Stoff erfaßte, aber historisch treu. Bacherl und Halm lassen Thumelicus mit Leidenschaft Fechter sein und durch die Mutter sterben. Deutschlands würdiger ist die Geschichte und der Selbstmord der deutschen Fechter zu Rom." Daraus ließe sich allerdings eine großartige, wahrhaft vaterländische Tragödie gestalten; aber es würde ein allen frivol-pikanten Aufputz hassender, tiefernster Dichter dazu gehören, um sie abzufassen, und ein ebenso tiefernstes, vaterlandsgläubiges und geschichtlich gestimmtes Publikum, um sie zu verstehen und zu genießen. H. M.

Zur Kirchengeschichte des Mittelalters.

Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny. Ein Mönchsleben. Von C. A. Wilkens. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1857. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Eine mit großem Fleiße, in sichern, festen Zügen, mit wohlthuender Wärme ausgeführte Monographie, die besonders dem eine so unterreichtende wie unterhaltende Lectüre gewähren wird, der gern Beurtheile ablegt, und der sich daran erfreut, daß es siegende Friedensstifter mitten unter den Zwistigkeiten der Menschen gibt. Man könnte diese Lebensbeschreibung, in ihrer gedrängten, ganz eigenthümlichen Art auch des Stils, eine Darstellung in halbgetriebener Arbeit nennen. Es ist nicht blos Zeichnung, es ist nicht blos Gemälde, was wir erhalten, die Figuren sind über die Fläche hinausgehoben, so deutlich und mit aller Lebenswahrheit treten sie uns entgegen, handeln vor uns, ohne jedoch eine Lebhaftigkeit zu erreichen, die das historische Genre vermissen ließe.

Wie viele aber lesen in unsern schnellebigen, dem Aeußern zugewandten Tagen wol noch ein „Mönchsleben"? Dieses jedoch lese und durchdenke jeder, der noch Sinn für Thatkraft hat, die von innen her kommt, und vergegenwärtige sich, was so ein schlichter Mönch, der seine Kutte in höchsten Würden trug und alles zu bewältigen im Stande war, wogegen wir Heutigen

Digitized by Google

oft Schwächlinge sind, oder doch wenigstens leicht zu erschöpfen. Die edelsten Mönche des Mittelalters stärkten sich durch Contemplation, um es im Kampfe mit der Welt aufzunehmen, die Neuern stärken sich durch Conversation, aber sie unterliegen nicht selten dem Kampfe mit der Welt.

Was an dem vorliegenden Buche so besonders wohlthut, ist, daß der Verfasser desselben über alle Zerwürfnisse des kirchlichen Lebens hinaus ist, ungeachtet er uns mit großer Treue zur Darstellung bringt, daß die Feindseligkeiten und Kriege sich auch in die Klöster hineinziehen, nicht allein was die Auffassung einzelner Lehren, auch was das Entbehren und Genießen, was das Mein und das Dein im äußerlichsten Sinne angeht. Das alles aber beirrt unsern Autor nicht, wie es seinen Helden nie beirrt, da beide wissen, daß es ein Höheres gibt, was gepflegt und gemehrt werden soll in allem Streit. Wer die Herrlichkeit des Christenthums in seinen Tiefen erkannt, den Universalismus desselben angeschaut hat, der dessen eigentliches Wesen ausmacht, der sehnt sich nach so vielen religiösen Streitigkeiten um unwesentliche Dinge immer wieder nach einem Buche, welches jenen Geist in seiner Ganzheit darlegt, auf daß man die siegende Kirche über der streitenden nicht vergesse.

Das gegenwärtige Buch, wie speciell es auf eine bestimmte Zeit und ihre Reibungen eingeht, ist ein solches. Nicht daß der Verfasser desselben das Confessionelle gering anschlüge, nicht daß er die besondere Gestalt des kirchlichen Lebens vernachlässigte. Aber er kennt etwas Umfassenderes, als daß er sich durch dogmatische Unterschiede um den Kern jenes Umfassenderen bringen lassen sollte. Es ist traurig genug, daß so viele den Geist der christlichen Gemeinschaft, das worin alle wahren Gemeinden eins sind, durch dogmengeschichtliche Differenzen aus dem Auge verlieren. Aus Liebe zum Streit kommen sie um die Liebe, welche eint und nie trennt. Die wahre Kirche indessen ist in keiner Zeit, wie viele Reformen ihrer Erscheinung auch noth thaten, so beschaffen gewesen, daß sie des Geistes entbehrt, daß sie solcher Vertreter entbehrt hätte, die denselben Geist auch als Individuen darstellten, in welchem sie gestiftet worden. In dem vorliegenden Buche ist echt kirchlicher Geist mit dem objectiven Nachweis, daß die Kirche trotz ihrer Feinde vorwärts rückt, um ihren Triumph bald zu erleben. Es ist in diesem Buche, wie es seinen Helden durch alle Gewinde seiner viel verschlungenen Pilgerfahrt, durch die härtesten Prüfungen begleitet, eine allwaltende Liebe ausgegossen, es ist wie in jenem Hinblick verfaßt, den Schelling in letzter Zeit zur Sprache gebracht, auf eine Johanneische Kirche, ungeachtet der edle Verfasser den Petrinischen Felsen in seiner Festigkeit wohl kennt, auf ihm wohnt, unbekümmert um bloße Meinungsunterschiede, und das Paulinische: „Prüfet alles, und das Gute behaltet", ehrt und in seiner Behandlungsweise ausübt.

Der Verfasser gibt uns in seiner biographischen Episode aus der Kirchengeschichte in höchster Gedrängtheit eine große Mannichfaltigkeit äußern und innern Geschehens. Die berühmte und doch dem Raume nach so kleine Klosterwelt von Clugny, dessen Abt Peter der Ehrwürdige irren wir nicht im Jahre 1122 wird (er wurde geboren 1094), erstreckt sich schon bei Lebzeiten ihres edeln und so unermüdet wirksamen Hauptes in ihren Einflüssen bis in die fernsten Länder Europas, im Laufe der Jahrhunderte in alle Welttheile. Welche Geschichtsbegebenheiten, Welterschütterungen kommen bis an die Pforte dieses Klosters, bis in die stille Zelle ihres Abtes hinein, und rufen ihn zum Kampfe mit der Welt, zur Wanderung in die Weite! Man lese und erbebe sich an all diesen Vorgängen, an der gottseligen Thatkraft jenes Mannes, zu dem, was bleibt in allem Wandel. Das Ganze des Buchs zerfällt in neun Kapitel. Es sind folgende: „I. Das Mönchthum und Benedict von Nursia"; „II. Schicksale der Benedictinerregel. Clugny's Gründung"; „III. Heilige und Apostaten. Regierungsantritt Petrus, des Ehrwürdigen"; „IV. Reform und Bürgerkrieg im Kloster"; „V. Cistercienser und Ketzer"; „VI. Innocenz II. und Anaklet II."; „VII. Koran und Talmud"; „VIII. Der Philosoph Christi"; „IX. Der Lebensabend".

Schatten und Licht, wie sie auf die Gestalten fallen, bis hin zum Contrast von Pontius und Petrus, sind aufs beste in diesem historischen Ganzen vertheilt, ohne die Wahrheit zu Gunsten der Kunst in den Hintergrund zu schieben. Der Verfasser des Buchs weist ein tüchtiges Quellenstudium auf und besitzt viel Belesenheit in heiligen und Profanscribenten. Aber er gestatte mir auch einige Wünsche, damit er sehe, wie unparteilich ich mich seinem vortrefflichen Werk gegenüber halte. Er hätte meines Erachtens wohlgethan, einige Abschnitte mehr zu bezeichnen um diesen und jenen der bereits vorhandenen abzukürzen. So würde noch mehr Licht auf die ganze Gruppirung gefallen sein. Der Stil ist im Gedrängten, in der Kunst, mit wenigem viel zu sagen, originell und den Historikern zu empfehlen. Nur hier und da leidet die Klarheit für den Moment durch solche Gedrängtheit, zumal bei oft fehlender Interpunktion. Auch einigen Jahreszahlen mehr wäre man gern begegnet. Das alles aber verschwindet gegen die Gediegenheit und liebenswürdige Sinnigkeit dieser Arbeit. Es ist jene eigenthümlich christliche Festlichkeit und Heiterkeit über das Ganze des Buchs verbreitet, welche sich uns in ihrer Verklärung oft sogar auf die Natur überträgt, z. B. an einem Sonntage oder zur Pfingstzeit. Eine der ergreifendsten Partien ist die von Abälard und Heloise. Und so zollen wir dem Verfasser unsern aufrichtigsten Dank, und wünschen seinem Producte viele Leser, auf daß sich die wahre Kirche mehr und mehr erbaue. Ich finde — man erlaube mir dieses Bekenntniß — in diesem Buche den Geist der Kirche, auch der Gesinnung des Verfassers nach, ganz so vertreten, wie ich es vor langer Zeit in einer meiner Schriften *), seit der sich freilich viele meiner andern Ansichten umgestaltet haben, so ausdrücken wollte: „Der Staat ist seinem Beruf nach immer etwas Particuläres. Der Staat geht seiner Idee entsprechend nicht über den Volksgeist hinaus. Die Kirche ist etwas Totales. Sie geht ihrer Idee entsprechend über alle die einzelnen Volksgeister hinaus. Die Kirche ist die Menschheit, nicht aber, wie diese als ein Product der Natur, des Planeten vorläufig gefaßt werden kann, sondern wie die Menschheit, als ein Product Gottes, auch aus dem Gesichtspunkte Gottes gefaßt werden muß. Mag dies immerhin die Kirche nicht blos der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern auch die der Zukunft sein, so ist es doch allein die wahrhafte Kirche. In dieser hier angedeuteten Fassung der Kirche sind alle die einzelnen Confessionen, Gemeinden, Culte mit enthalten, welchen Charakter, welche Gestalt sie auch haben mögen; sodaß sie freilich von dieser Höhe gesehen alle nur verklingende Töne (und doch im Grundton bleibende) in dem unendlichen Weltchore sind. So aber erst ist die Menschheit verklärt, die Erde mit ihr; so erst ist jede Kluft getilgt zwischen dem Jetzt und dem Einst, dem Diesseits und dem Jenseits, die Gottheit erreicht; und da diese Absolutheit der Grundcharakter des Christenthums ist, so ist das Christenthum allerdings dazu berufen, die Weltmission auszuüben; so zwar, daß es mit höchster Freisinnigkeit jeder eigenthümlichen Gestalt des religiösen Gesammtlebens eine lebendige Stellung in sich selbst geben wird, wenn nur erkannt und anerkannt wird, daß die Grundidee des Religiösen die ewige Personbildung des Gottmenschlichen ist, wie es sich in Christus offenbart hat."

Alexander Jung.

*) Vgl. „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit", von Alexander Jung (Danzig 1844), S. 201 fg.

Digitized by Google

Der Pfarrer von Buchendorf. Ein Roman von Konrad Ernst. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der moderne Roman ist in seinen Formen und Gestaltungen ganz so mannichfaltig, ja so unerschöpflich, wie das moderne Leben selbst, das er zum Gegenstand nimmt. Wie aber ist es eigentlich zu erklären und wo liegt die Schranke, welche die Alte Welt abhielt, in dieser Kunstform Entdeckungen zu machen? Worin liegt es, daß Griechen und Römer, bei einer Ausbildung aller Lebensformen, welche der unserigen wenig nachgibt, von dem Roman in unserm Wortsinn, von dieser Kunstform, die nun alle andern überwuchert, keine Vorstellung gewinnen konnten? Worin hat es seinen Grund, daß die schwachen Versuche, welche das Alterthum in dieser Richtung machte, so tief unter unsern Anforderungen stehen blieben und so wenig von dem erreichten, was jetzt von jeder einigermaßen gebildeten Feder geleistet wird? Es gibt auf diese Fragen nur eine Antwort: die Alten hielten das Gemüthsleben des einzelnen für keinen Gegenstand der Kunstbildung. Hier lag die Schranke; die Positionen des Verstandes, des Sophisma, sperrten den Weg zu der Sphäre des Gemüthslebens völlig ab. Was wir von Versuchen des Alterthums in dieser Richtung besitzen, die milesischen Märchen, die Schäfergeschichten des Longus, die Aethiopica, oder die Geschichte des Chariton und der Chariklea und deren Nachahmungen; sie alle ignoriren die Wirklichkeit des Lebens, die Individualität, die Persönlichkeit der Handelnden völlig, um allen Nachdruck allein auf eine Sophistik und eine Schönrednerei zu legen, die uns gänzlich theilnahmlos lassen. Die Begebenheit selbst faßt im Boden des Lebens nirgends Wurzel: Sitten, Gebräuche, Denkart der Handelnden kommen nirgends zur Darstellung und die Ereignisse sind so wenig wirklich, daß sie stets ebenso gut der Zeit des Perikles, wie der des Kaiser Hadrian angehören können. Nichts deutet auf den Unterschied von sechs Jahrhunderten, nirgends treten subjektive Motive, individuelle Momente des Lebens, Specialität der Denkart ans Licht: Sophistik und immer wieder Sophistik der trivialsten Art erfüllen die Blätter; das Leben bleibt ihnen verschlossen.

Wie völlig neu und anders hiergegen erscheint nun der moderne Roman! Das Individuum ist sein Inhalt, das ganze Leben seine Grenze, das Gemüth seine eigentliche Sphäre. In dies den Alten ganz verschlossene Reich greift er hinein, hier findet er seine Schätze, und in dem Maße, wie er aus dieser Fundgrube Schönes und Neues zu gestalten weiß, schätzen wir ihn und halten ihn werth.

Zu diesen Betrachtungen gab uns der vorliegende Roman mehr als andere sonst Veranlassung, weil er ganz und völlig eine Individualität zum Stoffe nimmt und das Bild eines Gemüths vor uns zu entfalten sich zur Aufgabe stellt. Wie er diese Aufgabe löst, darüber sollen wir den Leser verständigen.

Die hier erzählte Geschichte ist nun sehr traurig: aber sie ist gewöhnlich; denn was wäre in unserer vom kritischen Geiste der Glaubenslosigkeit überwucherten Zeit gewöhnlicher, als ein in seinem Innern zerrissener junger evangelischer Geistlicher, wie er uns hier geschildert wird? Diese Kämpfe enden, wie wir wissen, regelmäßig auf zwei Wegen; entweder gehen sie aus in eine sich selbst aufgebende vollständige Resignation oder in eine Mischung von mechanischer Berufsthätigkeit und speculativem Geistesleben, das sich sorgfältig vor aller Welt verbirgt und nur von sich selbst noch Zustimmung erwartet. Eines von beiden wird auch hier geschehen. Der junge Pfarrer Arnold ist der Held dieses ganz im psychologischen Elemente wurzelnden Romans. Er hat alle Phasen eines zwischen Kritik und Glauben schwankenden Geistes durchgemacht, ist gläubig und schwärmerisch, Pietist und Heuchler, ein Fanatiker der Vernunft und Sünder aus Gleichgültigkeit gewesen; er hat, ehe er Pfarrer ward, die Noth des Lebens, allen seinen Kummer, ja den Hunger selbst kennen gelernt. Nun ist er im Amt, entschlossen diesem treu zu sein. Ein Kraftmensch, sein Gutsherr, der wahre Gegensatz seines eigenen Wesens, steht ihm zur Seite und dient durch innere Klarheit und Kraft seiner Schwäche zur Stütze. Als diese Stütze ihm entgeht, da der Freund das Gut verkauft, welches seiner Thätigkeit nicht länger genügt, beginnt das alte Elend bei Arnold von neuem. Sein neuer und vornehmer Patron ist ein allen höhern Gefühlen verschlossener Geist. Verhöhnt, verletzt in allen seinen Empfindungen, von seiner Kirchgemeinde verkannt, wegen seines Eifers gegen Vorurtheil und Wahn verhaßt, verfällt er in einen trostlosen Zustand, aus dem ihn nur der Entschluß erlöst, im praktischen Wohlthun sein Heil zu suchen. Er erzieht einen verwilderten Knaben und strebt einen alten Trunkenbold zu heilen: beides schlägt zu seinem Verderben aus. Er hat sich ferner, in der Absicht praktisch zu sein, mit einem einfachen Mädchen, Johanna, der Tochter des Försters, verlobt, als ihn auf einmal eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Tochter seines Patrons ergreift. Hierüber verfällt er in Schwermuth; die Schlechtigkeit der menschlichen Natur, die ihm überall unüberwindlich entgegentritt, zerstört seinen Geist: er findet den Tod im Waldsee. Was sollen wir aus dieser Geschichte lernen? Doch eben nur, daß Arnold an seiner eigenen Schwäche zu Grunde gehen muß. Unser Held ist nämlich kaum eine Person, wenigstens kaum ein Mann zu nennen; er beruht nicht auf sich selbst und ist in solchem Grade von den jedesmal auf ihn einwirkenden Ursachen und Umgebungen abhängig, daß er niemals das ist, was er zu sein sich innerlich verpflichtet fühlt. Dies „Andersein" als sein Wille heischt, ist der Grund seiner Zerrissenheit, seiner Schwermuth, aus der auch das Gebet nicht befreit. Ebendieselbe Ursache wird stets dieselbe Wirkung haben: die Schwäche läßt uns anders sein, als wir sein sollten, und dies Andersein ist wiederum die Ursache der Schwäche. Tausende sind in der gleichen Lage; aber eine Geschichte, die Tausenden begegnet, ist eher ein Schicksal als ein Roman. Selbständiges und Originelles ist hier nicht anzutreffen, und obwol das Buch in gebildeter Sprache und mit Ernst geschrieben ist, obwol es selbst an Gedanken und Betrachtungen reich ist, so bietet es uns doch wenig Neues, da wir den Inhalt dieser Betrachtungen schon seit unsern Knabenjahren aus dem „Werther" kennen. Denn Arnold ist ein „theologischer Werther"; ja, er überbietet sein Vorbild noch an innerer Haltlosigkeit und in der Kunst der Selbstzerstörung.

Wiewol die Fabel nun an sich nicht unschickt geführt ist, vielmehr verschiedene fein gezeichnete Charaktere — den Baron, den alten Förster, Dr. Robert — und einige gut colorirte Scenen darbietet und Stil und Ausdruck befriedigen, so ist von dem Ganzen als Kunstwerk und von seiner ethischen Bedeutung nicht viel Löbliches zu sagen. Es ist dies die Schuld des Helden, für den wir, nachdem wir ihn einmal in seiner ganzen Schwächlichkeit kennen gelernt haben, durchaus kein lebendiges Interesse mehr bewahren können. Einem Kampfe zuzuschauen, erweckt unsere Theilnahme: eine Reihe von Niederlagen ohne Hoffnung künftigen Siegs, erstickt eben diese Theilnahme. Wer aber soll sich trotz aller psychologischen Anstrengungen für einen Helden interessiren, den, um nur eins anzuführen, der Verfasser also schildert (S. 107): „Arnold war verletzt und kam seltener. Er überredete sich, dieser Mann, allen höhern Gefühlen unbedingt verschlossen, verdiene eher Mitleid als Abneigung: man müsse ihn übersehen; allein dennoch vermochte er nicht, den durch Reflexion gewonnenen Standpunkt zu behaupten, sobald er mit dem Freiherrn persönlich in Berührung kam. Die ruhige feste Haltung desselben imponirte ihm immer von neuem und zwang ihn, sich um den Gegenstand seiner Geringschätzung ehrerbietig zu bemühen, und dies machte ihn hinterher verdrießlich und befangen" u. s. w. Oder einige Seiten weiter, wo er den festen Entschluß faßt, nur aller vierzehn Tage zu dem Freiherrn zu gehen und dann sogleich auf dessen ersten Ruf zu ihm eilt, des eben gefaßten Entschlusses vergessend u. s. w.

Digitized by Google

Wenn nun der Verfasser auch nicht erwarten kann, daß wir seinem Buch den Ruhm besondern Reizes oder geistreicher Neuheit zusprechen, so hat er doch ein Recht auf das Anerkenntniß, daß er eine Erzählung voll ernster und die höchsten Interessen des Menschen berührender Lebensbetrachtungen in gebildetem Stil geschrieben hat, gegen dessen Tendenz wir allerdings manches Bedenken hegen, das aber die Verirrungen der Charakterschwäche und die Leiden und Schäden, welche eine unbeherrschte Phantasie und das Uebergewicht der Gefühle über den regelnden Verstand im Leben so vieler anrichtet, zu recht klarer Anschauung bringt. Da er den feinen und schönen Zug anbringt, daß er Arnold gerade in dem Augenblick den Tod suchen läßt, wo sein kräftiger Freund zu ihm zurückkehrt, also aus Scham vor diesem, und da er die Verse an die Sternennacht richtet:

Wenn ich in die Tiefe blicke,
Wo du Ruhe ausgegossen,
Wenn ich, Höchster, die erschlossen,
Meinen Blick nach oben schicke;
Leuchtet mir von nah und ferne
Deine Liebe, deine Güte,
Wie aus jedee stillen Blüte,
So aus jedem Himmelssterne —

so beweist er dadurch, daß er wenigstens nicht selbst in der Lage seines Helden ist. 4.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Frauen.

Die Frauen der Kunstgeschichte. Von Ernst Guhl. Berlin, Guttentag. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ernst Guhl hat sich durch die Herausgabe, Uebersetzung und Erläuterung der „Künstlerbriefe", die namentlich auch den Künstlern der Gegenwart sich als ein lehr- und genußreiches Buch empfehlen, ein großes Verdienst um die Verlebendigung der Kunstgeschichte erworben. Die neue Schrift schließt sich an die Tendenz des größern Werks an. Indem er die Theilnahme der Frauen an der Kunstgeschichte bestimmen will, zeichnet er die Epochen derselben mit einfach klaren Linien, und wenn er häufig mit dem Namen und kurzer Andeutung sich begnügt, so gibt er von den bedeutendsten Gestalten wiederum fein ausgeführte und sehr anziehende Lebensbilder. In jeder Periode schildert er einleitend die allgemeinen Bildungselemente und weist auf die Frauen hin, welche auf andern Gebieten, namentlich auf dem der Poesie sich damals bethätigt. Guhl selbst kann nicht in Abrede stellen, daß die Kunstleistungen der Frauen fast durchgängig den Charakter des Dilettantismus tragen; allein so verwerflich dieser ist, wenn er sich vordrängt und von den höchsten Forderungen abführt, so werthvoll ist er als Bildungsmittel des Geistes und Herzens für das rechte Kunstverständniß, das ja wie der Genuß des Schönen immer auf der Productivität des Geistes beruht und ein innerliches Nachbilden des vom Meister Geschaffenen ist. Hören wir den Verfasser selbst: „Daß die Frauen nur selten als Schöpferinnen neuer Richtungen aufgetreten sind, wird niemand wundern, der da weiß, daß weibliche Thätigkeit überhaupt weniger im Neuschaffen als in der liebevollen Weiterbildung eines Bestehenden und Ueberlieferten besteht. Darin liegt denn auch ihre kunstgeschichtliche Bedeutung, indem die Betheiligung weiblicher Talente uns in vielen Fällen das Maß bezeichnen wird, bis zu welchem eine bestimmte Richtung in das allgemeine Bewußtsein gedrungen ist. Zweitens macht sich die Natur des weiblichen Geschlechts auch in Bezug auf die besondern Kunstgattungen geltend, denen sich dasselbe zuwendet. Zarter Ausführung und sorgfältiger Durchbildung mehr geneigt, als zu kühnem Erfassen großer Gedanken geeignet, werden sich die Frauen vorzugsweise mit den Künsten einer leichten und bequemen Technik beschäftigen." Demgemäß begegnen wir ihnen am wenigsten auf dem Felde der Architektur, mehreren schon in der Plastik, z. B. im Wachsbossiren, die meisten finden wir mit Malerei und Kupferstich beschäftigt, und auch da weit mehr in den Gattungen, wo der Gegenstand überwiegt, als in denen, welche vor allem die künstlerische Subjectivität durch Gedanken, Auffassung, Composition erfordern; in der Historienmalerei haben sich wenige Frauen hervorgethan, viele im Porträt, in der Landschaft, und in der Blumenmalerei ringt eine mit den Männern um den Preis.

Die Schrift Guhl's ist zugleich ein erfreulicher Beweis, wie mit dem Fortgang der Weltgeschichte die Stellung der Frauen eine bessere und freiere wird, ohne daß sie jener Emancipation das Wort redete, die vielmehr eine Vernichtung der Weiblichkeit wäre, weil sie die Grenzen und damit die Natur derselben überschreitet und verläßt. Die erste hervorragende Künstlerin ist Sabina von Steinbach, Erwin's Tochter, die an einem Portale des strasburger Münsters (südliches Querschiff) den plastischen Schmuck auf höchst gelungene Weise bereitete: „Doet sind die Gestalten der christlichen Kirche und des Judenthums dargestellt; erstere hehr und lieblich zugleich, das Haupt gekrönt, in der Rechten das Kreuz, in der Linken Kelch und Hostie haltend; diese mit verbundenen Augen und gesenkten Hauptes, in der Rechten einen gebrochenen Pfeil haltend, ihr zur Linken die zerbrochenen Steintafeln des Mosaischen Gesetzes. Außer mehreren andern Gestalten befinden sich in dem Giebelfelde vier Reliefdarstellungen, welche die Verherrlichung der Heiligen Jungfrau zum Gegenstande haben und einerseits deren Tod und Begräbniß, andererseits deren Himmelfahrt und Krönung darstellen. Man kann wol sagen, daß sich in diesen Werken die ideale, überirdische Seite der mittelalterlichen Sculptur recht eigentlich verkörpert habe und man möchte fast glauben, daß alle diese Elemente einer weiblichen Hand bedurft hätten, um zu der Reinheit und der Gefühlsinnigkeit zu gelangen, die diesen Sculpturen einen so besondern Reiz verleihen. Auf einem von dem Apostel Johannes gehaltenen Spruchbande stehen in lateinischer Sprache die beiden Bittzeilen:

Der göttlichen Gnade Heil werde Sabina zu Theil,
Deren Hände aus dem harten Steine dies mein Bildniß machten!"

Wir reihen zum Contrast hieran das Bild der Onorata Rodiana aus dem 15. Jahrhundert: „Während sie mit der Ausmalung eines Palastes für den Marchese Gabrino Fondolo beschäftigt war, erlaubte sich ein Hofmann einige Freiheiten gegen sie; sie ermordete ihn mit ihrem Messer, und indem sie sagte, liebee ehrenhaft im Exil als entehrt in der Heimat leben zu wollen, entfloh sie in Männerkleidern. Der Marchese ließ ihr, zuerst heftig erzürnt, nachforschen, verzieh ihr aber dann und forderte sie zur Rückkehr und zur Vollendung der Malereien auf. Onorata aber hatte inzwischen Waffendienste in der Schar Oldrado Lampuguano's genommen, worin sie auch verblieb und durch ihren Muth eine Anführerstelle erhielt. So konnte sie später ihrer Heimat Castelleone zu Hülfe eilen und dieselbe von dem venetianischen Heer, das sie belagerte, entsetzen. In diesem Kampfe aber tödlich verwundet, starb sie im Jahre 1452, das einzige Beispiel einer Künstlerin, die Schwert und Schild ebenso gut als Pinsel und Palette zu führen gewußt hat."

Ich verweise die Leser und namentlich auch die Leserinnen auf die Schilderung der Anna Maria Schurmann, der Rachel Ruysh, der Maria Sibylla Merian, der Angelika Kaufmann, der Marie Luise Lebrun; sie gewähren zugleich einen Blick in die Culturverhältnisse ihrer Zeit. Warum aber der Künstlerinnen unsers Jahrhunderts nicht näher gedacht ist, warum nur anhangsweise die Ellenrieder, die Frau Elekteia Freiberg-Stunz erwähnt, eine Rosa Bonheur aber, diese große Thiermalerin Frankreichs, nicht einmal genannt wird, darüber gibt uns Guhl keinen Aufschluß: es ist ein Mangel seines Buchs, das gerade hier der Folgezeit wieder Quelle sein sollte. Er mahnt zum Schlusse, daß alle Halbheit, alle Schönthuerei

Digitized by Google

mit der Kunst aufhören müsse, daß eine ernste Zeit ernstes Thun verlange, daß Frauen, die sich durch Kunstübung eine unabhängige Selbständigkeit gewinnen wollen, dies bei Wahrung und Hütung weiblichen Sinnes und Gemüths durch ein Streben nach den höchsten Zielen bethätigen sollen. Sehr richtig erinnert er mehrmals daran, wie viel und wie schön edle Frauen durch Begründung und Verbreitung des Idealen in den Herzen der Jugend und durch wohlthätigen persönlichen Einfluß auf Dichter und Künstler gewirkt, und dies ist nach meiner Ansicht ihre bedeutendste, erfolgreichste, naturgemäßeste Theilnahme an der Cultur- und Kunstgeschichte.

Moriz Carriere.

Notizen.

Adolf Monod.

Neben einem modern eleganten, geschmeidigen und ausgewaschenen Christenthum, welches sich in der Regel auch mancher officiellen Auszeichnungen zu erfreuen hat, gibt es selbst noch in unsern Tagen ein antik rauhes, in gewissem Sinne unfügsames, aber ehrliches, kreuzteagendes Christenthum, zu dessen Vertretern der im Jahre 1856 verstorbene französische Geistliche Adolf Monod gehörte. Seine letzten Reden liegen uns gegenwärtig in zwei Ausgaben vor, in einer „autorisirten" unter dem Titel „Adolf Monod's letzte Worte an seine Freunde und die Kirche" in der Agentur des Rauhen Hauses (Hamburg 1858) erschienen und mit Monod's Bildniß geschmückt, und in folgender als Uebersetzung aus dem Französischen bezeichneten: „Adolf Monod's Abschiedsworte an seine Freunde und an die Kirche" (Berlin, Hertz, 1858). Monod hielt diese Reden im Herbst 1855 und im Winter 1856, von der Zeit an, da er erfuhr, daß sein Uebel unheilbar sei, bis zu dem Tage, „an welchem", wie es in der Vorrede heißt, „Gott zugleich seinen Leiden und seinem Predigtamte ein Ziel setzte". Während seiner Krankheit beschloß er, das Abendmahl fortan jeden Sonntag zu genießen und der Reihe nach die Freunde, welche das Verlangen danach ausdrücken würden, an dieser Feier theilnehmen zu lassen. Dies war der Ursprung der „Sonntagsvereinigungen", welche am 14. October 1855 ihren Anfang nahmen und ohne Unterbrechung bis zum 30. März 1856 fortgesetzt wurden. Wenige Tage darauf, am 6. April, starb Monod. Der Reihe nach leiteten Geistliche der reformirten, lutherischen, freien und wesleyanischen Kirche diese Vereinigungen an seinem Schmerzenslager. Der Gottesdienst wurde im Krankenzimmer gehalten. Ein Tisch neben seinem Bette trug das Brot und den Kelch, vor dem Tische stand der Geistliche, der den Gottesdienst leitete. Die Familie Monod's, mit einer kleinen Anzahl von Freunden, im ganzen zwischen 30 und 40 Personen, nahmen um den Geistlichen herum in dem Krankenzimmer Platz. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, den kleinen Kreis möglichst wechseln zu lassen, um so der Reihe nach alle die, welche um Zulassung gebeten hatten, an diesem Gottesdienst theilnehmen zu lassen. Im Monat März erlaubte es die Abnahme der Kräfte dem Leidenden nicht mehr, seine Zuhörer eine ganze Stunde lang in seinem Zimmer um sich zu haben, und in den vier letzten Zusammenkünften mußten sie sich nahe an sein Bett stellen, um seine Anrede zu verstehen. Darauf ging man in ein anstoßendes Zimmer, wo man das heilige Abendmahl feierte, das ihm dann durch den verrichtenden Geistlichen in sein Zimmer gebracht wurde. Die bei diesen „Sonntagsvereinigungen" von dem Leidenden gehaltenen Reden liegen nun gesammelt vor uns. Monod verkündigt darin in einfach beredten Worten das Christenthum, von dem man sagen kann, was Schiller vom tragischen Schicksal sagt: daß es den Menschen erhebe, indem es ihn zermalme. Für diejenigen, welche mit dem Organ der Frömmigkeit und des religiösen innern Lebens ausgerüstet sind, ist dies gewiß ein vorzügliches Erbauungsbuch; aber auch dem weltlich Gesinnten nahen früher oder später einmal schwere Tage der Prüfung, in denen es ihm vielleicht wohlthun wird, auch einmal nach einem Buche wie dieses zu greifen, und namentlich Betrachtungen wie „Die Sünde", „Der Schmerzensmann und die Schmerzensmänner" und andere verwandten Inhalts zu lesen; und sollte es ihm auch, weil vielleicht seine religiösen Organe schon zu sehr abgestumpft sind, keinen Trost gewähren, so wird ihm doch wenigstens der Spott vergehen über einen Mann, der den Qualen einer schmerzhaften Krankheit Trotz bot, um noch an der Pforte des Todes seinen Freunden die Fülle seiner religiösen Ueberzeugungen zu offenbaren.

Die „Presse de Londres."

Zu Swift's und noch zu Lorenz Sterne's Zeit war es im Auslande Brauch, wenn man in Schriften einen recht albernen oder vierschrötigen Menschen schildern wollte, dazu vorzugsweise einen Deutschen zu wählen und zwar besonders aus jener lächerlichen Klasse der Vornehmen, die nach Paris zu wandern pflegten, um hier von französischen Tanzmeistern und Friseuren ihre deutsche Bärennatur civilisiren zu lassen. Diese Neigung, die Deutschen in ein lächerliches Licht zu stellen, scheint im Auslande noch nicht ganz ausgestorben zu sein. So begegneten wir jüngst im Feuilleton der in London erscheinenden französischen Zeitung „La presse de Londres" einer Mittheilung unter der Ueberschrift „Un allemand à Londres", worin der Verfasser, Leon Gautier, erzählt, er habe in Londons Straßen einen Deutschen getroffen, der ihm von Dresden her entfernt bekannt gewesen und der sich ihm in voller Verzweiflung genähert habe. Gautier will den Zudringlichen gern los werden, fühle sich aber doch gemüßigt, ihn zu fragen, wer ihm etwas gethan? Der Deutsche antwortet: „Personne, c'est moi même qui suis un imbécile", und fährt dann fort, sein Leid zu klagen: er sei aus seinem Hotel weggefahren, eben aus dem Wagen gestiegen, habe den Namen des Hotels vergessen und könne sich nicht wieder zurecht finden. Der Deutsche beschwört den Franzosen, ihn nach einem telegraphischen Bureau zu bringen. Warum? fragt der Franzose. Der Deutsche erklärt, er habe vorgestern an seinen Vater nach Deutschland geschrieben und die Karte seines londoner Hotels beigefügt; nun beabsichtige er nach seiner Heimat zu telegraphiren, daß man ihm von dort aus telegraphisch die Adresse des Hotels nach London mittheile u. s. w. Diese ohne Zweifel erfundene Geschichte kann natürlich nur einem Deutschen aufgebürdet werden! In der „Chronique" desselben Blattes ist zuweilen, wenn auch selten, von Deutschland die Rede, z. B. in folgender Stelle in einer der ersten Jahresnummern: „Es liegt wie ein Fluch über dem Tanze in Deutschland; alle jungen Wienerinnen aus der höhern Gesellschaft sind gegenwärtig untröstlich darüber, daß das Leichenbegängniß Radetzky's sie am Tanzen hindert. Sie werden Trauer anlegen müssen: ob wegen der Bälle oder des Marschalls?" Nun wir könnten uns schon sehr glücklich preisen, wenn auf nichts weiter in Deutschland als auf dem Tanze eine „malediction" läge. Interessant war uns noch, im Feuilleton derselben Zeitung eine Besprechung der ominösen E. Huzard'schen Schrift: „La fin du monde par la science", worin uns in ganz unverblümten Worten gesagt wird, daß uns der Weltuntergang ganz nahe bevorstehe, weil die Menschheit in ihrem Drange vorwärts zu schreiten schon viel zu klug geworden und es die höchste Zeit sei, daß sie wieder von vorn anfange, wozu ja eine neue Sündflut („un déluge presque universel") wol hinreichen möchte, wie zu Noah's Zeit. Indeß sind wir seitdem auch im Schiffbau und in allen Vorkehrungsmitteln gegen Wassernöthe weiter vorwärts gekommen, und so ist zu fürchten, daß die angekündigte Wasserflut, die ja auch nur „fast" allgemein ausfallen, und wahrscheinlich alle Unwissenden nicht treffen soll, die gebildete Menschheit doch wol in einer ganz andern Verfassung finden wird als damals. Ohnehin sind seit dem Erscheinen jener närrischen französischen Schrift schon wieder vier Jahre vergangen, wir sind seitdem schwerlich dümmer geworden, haben trotzdem im Jahre 1857 einen sehr trockenen

Digitized by Google

Sommer ohne ſündflutliche Symptome gehabt, und ſo iſt wol zu hoffen, daß es noch eine Weile ſo fortgehen wird, falls unter jener Sündflut nicht die Sündflut von Journalen verſtanden werden ſoll, in welcher die „Presse de Londres" wenigſtens ein Tropfen iſt. Intereſſant iſt aber jene Schrift als Beweis, daß es auch in Frankreich nicht an Anhängern der Stahl'ſchen Theorie von der „Umkehr der Wiſſenſchaft" fehlt.

H. M.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

In dem Tagebuche einer Hofdame der Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt befinden ſich folgende den Prinzen Louis Ferdinand betreffende Notizen, die zugleich zur Berichtigung eines über ihn verbreiteten Gerüchts beitragen können: 9. October 1806. Gegen Abend Ankunft des Prinzen L. Ferdinand auf dem Schloß. (Mehrere Tage vorher kamen nach Rudolſtadt preußiſche Offiziere, um zu recognoſciren. Doch blieb alles unbeſetzt. Wäre das geſchehen, dann wäre kein Franzoſe nach Saalfeld gekommen.) — Nachdem der Prinz die Fürſtin begrüßt, zog er ſich mit ſeinen Offizieren in ſeine Gemächer zurück, bis zur Tafel, etwa 9 Uhr. — Die Fürſtin fragte ihn, ob er ihr rathe wegzugehen. Antwort: „Noch nicht"; doch ſetzt er hinzu: „Kommt das Gefecht näher, dann rathe ich dazu. Frauen und Kinder gehören nicht hierher; aber alle Männer mögen bleiben." — Bei Tafel kommt ein Adjutant von Schleiz, um zu melden, ſein Corps ſei gedrängt. Die Fürſtin fragt wiederum: „Sollen wir weg?" Der Prinz: „Noch nicht; doch halten Sie ſich parat." — Noch bei Tafel ein zweiter Adjutant. Da ſteht der Prinz auf, geht in den Vorſaal, und kommt ſehr ernſt an die Tafel zurück. Die Fürſtin: „Wie ſteht es?" Antwort: „Tauenzien iſt geſchlagen. Seien Sie aber ruhig; ich kann mich bis morgen Nachmittag halten; dann habe ich Succurs. Wenn es möglich, laſſe ich ſagen, wenn es nöthig wegzugehen." — Darauf begibt ſich der Prinz mit ſeinen Offizieren in ſein Zimmer, wo er die ganze Nacht arbeitete. Indeß kommen mehrere Adjutanten. — Das Gerede, der Prinz habe die ganze Nacht Champagner getrunken, iſt eine Lüge. Er bat nur um eine Taſſe ſtarken Kaffee, den ich ihm beſorgte. Kein Wein kam in ſeine Zimmer. — Zwiſchen 3 und 4 Uhr Morgens, am 10. Octobee, läßt er ſagen, er rathe, die Damen mögen weggehen; was um 5 Uhr geſchieht. — (Zwiſchen 7 und 8 Uhr iſt er friſch und muthig weggeritten, immer im Vertrauen auf den Succurs. — Um 3 Uhr nachmittags iſt der Prinz gefallen; bis dahin hat er redlich ausgehalten. — Um dieſe Stunde ſieht Prinz Karl (Bruder des Fürſten von Rudolſtadt, der nach Saalfeld zu ausgeritten war, um zu ſehen wie die Sachen ſtehen) einen Adjutanten des Prinzen L. F. einen Berg bei Schwarza (zwiſchen Rudolſtadt und Saalfeld) hineinreiten; er fragt: „Wo iſt der Prinz?" Antwort: „Ich weiß es nicht." — Die Fürſtin mit ihrer Begleitung hält auf der Kochberger Höhe (etwa anderthalb Stunden von Rudolſtadt); ſie ſieht im Wieſengrunde preußiſches Militär. Sie bittet dieſes zu eilen; der Prinz ſei engagirt. Antwort: „Wir haben keine Ordre."

20.

Bibliographie.

Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von R. Köhler. Weimar, Böhlau. 16. 18 Ngr.

Bronn, H. G., Morphologiſche Studien über die Geſtaltungs-Geſetze der Naturkörper überhaupt und der organiſchen insbeſondere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke in die Schöpfungs-Plane der Natur gewidmet. Mit 449 Holzſchnitten. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Brenfart, H. v., Muſikaliſche Pflichten. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 7½ Ngr.

Das Buch der Weisheit. Ueberſetzt und erklärt von J. A. Schmid. Wien, Mayer u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Döring, P., Nobleſſe und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen. Schilderungen aus dem Leben. Original-Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Donevor Terraſſe oder Lebenswirren. Ein Roman von der Verfaſſerin von „Der Erbe von Redclyffe", „Herzblättchen", „Maaßliebenkranz ꝛc. ꝛc." Aus dem Engliſchen überſetzte Original-Ausgabe. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giltersberg, Freih. C. v., Paul Eiſenſchmidt, oder Baronin und Sängerin. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gore, Miſtreß, Die Lehren eines Lebens. Aus dem Engliſchen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutbier, A. v., Geognoſtiſche Skizzen aus der Sächſiſchen Schweiz und ihrer Umgebung. Mit 123 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahn, G., Erzählungen für's Volk. Nr. 1: Die Geſchichte vom lahmen Fried. Halle, Mühlmann. 8. 2 Ngr.

Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfaſſer des „Waiſenkindes". Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Linker, G., Die älteſte Sagengeſchichte Roms. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Lehmann, P., Oliver Cromwell. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Lubojatzky, F., Deutſche Feierabende. Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzſche. 8. 2 Thlr.

Luther, G. A., Moderner Filibuſtier. Ein Bild aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzſche. 8. 2 Thlr.

Schmidt, O., Naturgeſchichtliche Darſtellungen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Smitt, F. v., Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Zwei Bände. Mit einem Bildniß. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Snell, K., Die Streitfrage des Materialismus. Ein vermittelndes Wort. Jena, Frommann. Gr. 8. 12 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Luiſe Gräfin zu, Königslieder. Berlin, A. Duncker. Br. gr. 8. 12½ Ngr.

Theokrit's Idyllen und Epigramme. Deutſch im Versmaße der Urſchrift mit erklärenden Anmerkungen von A. Eberz. Frankfurt a. M, Literariſche Anſtalt. Br. 8. 1 Thlr.

Tomaschek, C., Schiller's Wallenſtein. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Willatzen, P. J., Nordlandsharfe. Elberfeld, Bädeker. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, R., Die Tempel von Päſtum. Eine Betrachtung über das Schöne. Vorgetragen zu Brünn am 1. März 1858. Prag, Calve. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Anſichten über die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Ertheilung des Grundeigenthums an die Bauern. Nebſt Bemerkungen in landwirthſchaftlicher Beziehung, ausgearbeitet von E. G. R. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Drei öſterreichiſche Denkſchriften über die Donauſchiffahrts-Akte vom 7. November 1857. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Geiger's Reform-Judenthum in ſeinem aufgefundenen Briefwechſel beleuchtet von einem Freunde des bibliſchen Judenthums. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Lechler, G. V., Zwei Predigten, zur Probe und zum Amtsantritt. Leipzig, C. F. Fleiſcher. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome IV. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis dritte Theil kosten jeder 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen fünften Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende **wichtige diplomatische Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, Phases et Causes célebres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatique et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, convention et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les réiations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, Elémens du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Erster bis dritter Theil. 8. Geh. 5 Thlr. 5 Ngr.

Der erste Theil dieser Schrift hat in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt und in den öffentlichen Blättern so günstige Beurtheilungen erfahren, daß die gegenwärtige Fortsetzung gewiß allgemein willkommen geheißen werden wird. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, die hier geboten werden: Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt und unter anderm den Geschichtschreiber Schlosser, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandelt der zweite und dritte Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preußens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren, wobei viele bedeutende Personen ausführlicher vorgeführt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der «Neue Pitaval» in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis).** Zweite Auflage. Erster bis dritter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr.

Die zweite wohlfeile Auflage der Ersten Folge des „Neuen Pitaval" ist im Preise um die Hälfte ermäßigt gegen früher, damit diese anerkannt vortreffliche und einzig in ihrer Art dastehende Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Die 12 Theile, aus denen diese neue Ausgabe besteht, werden in rascher Folge erscheinen.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an und ist daselbst das bereits Erschienene sowie ein ausführlicher Prospect vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064052705

Digitized by Google

Digitized by Google